Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Anton Dvořák, Emil Rittershaus und Heinrich Kruse.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 52. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1890.

Seite

Wilhelm Berger in Bremen.
Der Erbe von Rattingen. Novelle I. II. ..... I. 135

Otto Brahm in Berlin.
Schiller und Lotte. Eine Jahrhundert-Erinnerung 306

Max Dessoir in Berlin.
Zur Psychologie der Taschenspielerkunst 194

Wolfgang Golther in München.
Deutscher und nordischer Götterglaube 40

Ferdinand Groß in Wien.
Pierre Loti 236

Ferdinand Hey'l in Wiesbaden.
Emil Rittershaus 179

Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Zur Entwickelungsgeschichte von Kunstsammlungen 55

Friedrich Hlaváč in Prag.
Anton Dvořák. Eine biographische Skizze 29

Gottlieb Krause in Königsberg.
Kants Lehre vom Staat 77

Heinrich Kruse in Bückeburg.
Tibur. Elegie 296

K. Marold in Königsberg.
Die Vagantenlieder des Mittelalters und die Natur 334

Emil Marriot in Wien.
Perlen. Novelle 273

Emil Rittershaus in Barmen.
Gedichte 176

Daniel Sanders in Altstrelitz.
Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien III... 222

Hanna Schomacker in St. Petersburg.
Das junge Ehepaar. Märchen 246

Titus Ullrich in Berlin.
Dichtungen 380

B. Volz in Potsdam.
Der Künstlerwahnwitz Kaiser Neros. Ein Versuch 350

L. Westkirch in Hannover.
Eine Sünderin. Erzählung 89

Friedrich von Weech in Karlsruhe.
Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen 335

Bibliographie 123. 258. 398
Musikalische Literatur 263
Archäologische und kunstgeschichtliche Literatur 403
Bibliographische Notizen 126. 264. 406

Mit den Portraits von:
Anton Dvořák, radirt von Wilh. Krauskopf in München; Emil Rittershaus und Heinrich Kruse, radirt von Johann Lindner in München.

Band 52. — Heft 154.

HARVARD COLLEGE
JAN 17 1890
LIBRARY

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1890.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — Januar 1890. — Heft 154.

(Mit einem Portrait in Radirung: Anton Dvořák.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1890.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Berger in Bremen.
Der Erbe von Rattingen. Novelle. I. 1

Friedrich Hlaváč in Prag.
Anton Dvořák. Eine biographische Skizze 29

Wolfgang Golther in München.
Deutscher und nordischer Götterglaube 40

Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Zur Entwickelungsgeschichte von Kunstsammlungen 55

Gottlieb Krause in Königsberg.
Kants Lehre vom Staat 77

L. Westkirch in Hannover.
Eine Sünderin. Erzählung 89

Bibliographie. 123
Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam (mit Illustrationen).

Bibliographische Notizen. 126

Hierzu ein Portrait von Anton Dvořák.
Radirung von Wilh. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte
von
Weidmann'sche Buchhandlung Berlin. (Geschenkwerke).

Antonín Dvořák

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

JAN 17 18

Der Erbe von Rattingen.

Novelle

Von

Wilhelm Berger.

— Bremen. —

I.

Es sind jetzt etwa zehn Jahre her, als ich eines Sommers in den Ferien, die Touristentasche umgehangen, allein oben an der Weser umherwanderte. Einen Reiseplan hatte ich mir nicht vorher gemacht. An Ort und Stelle erkundete ich mit geringer Mühe im Gespräche mit Leuten, die mir begegneten, mit den Wirthen, bei denen ich einkehrte, was mir für mein Tagesprogramm nöthig war. Ueber den Tag hinaus dachte ich nicht, aus Furcht, in jenes ungeduldige Vorwärtsstreben, die Krankheit modernen Touristenthums, zu verfallen, das den ruhigen, gesammelten Genuß an der Gegenwart kaum aufkommen läßt, jedenfalls denselben beeinträchtigt. Auch suchte ich nicht jene landschaftlichen Schaustücke auf, die der Fremde dem Fremden preist; ich ließ mir genügen an freundlicher Abwechselung von Weide, Acker und Wald; ich erfreute mich überall an der Erde lachenden Geländen, überspannt von des Himmels geheimnißvoller Wölbung.

Eines Tages, gegen Abend, entdeckte ich unvermuthet, da ich mich noch von allen menschlichen Wohnungen fern glaubte, auf einer Höhe mitten im Walde ein alterthümliches Gebäude. Es kamen mir Zweifel, ob dasselbe bewohnt sei; näher hinangehend sah ich indessen, daß es sich in wohlerhaltenem Zustande befand, und daß in den unregelmäßig angebrachten Fenstern helle Scheiben blinkten. Die Neugier bewog mich, der Geschichte dieses Hauses und seiner jetzigen Bestimmung nachzuspüren, und ich schlug einen breiten Weg ein, der meinen Pfad kreuzte und in der Richtung auf das räthselhafte Gebäude verlief.

Nachdem ich etwa zehn Minuten lang gestiegen, kam ich an eine Lichtung, die von einem Zaune eingehegt war. Ich sah darüber hinweg in einen sorgfältig gepflegten Gemüsegarten mit einem breiten Mittelwege, an dem sich schmale Zierbeete entlang zogen. Hier und dort erhob sich ein alter Obstbaum; in der Ferne, hinter mächtigen Kastanien, zeigte sich die Rückseite des Hauses mit darangebauten Schuppen und Ställen.

Während ich schaute, schlug ein Hund an. Ein Zuruf in einer rauhen Baßstimme gebot dem Thiere, sich ruhig zu verhalten. Und nun erblickte ich auch den Inhaber dieser Stimme, einen graubärtigen Mann in hellgrüner Kleidung. Er saß unter den Kastanien, eine kurze Pfeife rauchend, und um ihn tummelte sich eine Schaar junger Hunde.

Ich befand mich augenscheinlich vor der Oberförsterei dieses Bezirks. Und da ich wußte, daß in dieser Gegend den Förstern der Betrieb einer kleinen Wirthschaft gestattet zu werden pflegt, so nahm ich keinen Anstand, durch eine Pforte, die sich mir in der Entfernung einiger Schritte darbot, in den Garten einzutreten.

Sofort rannten mir sämmtliche junge Hunde in possirlichen Sprüngen, eifrig kläffend, entgegen, schnupperten an mir herum und sprangen mit drolligem Ungeschick an mir empor, während die verständige Mutter der Meute ruhig bei ihrem Herrn sitzen blieb, ihn mit stummer Frage ansehend, ob er auch mit dem ungebärdigen Treiben ihrer Kinder einverstanden sei.

Der Förster ließ mich näher herankommen; dann rief er mir zu: „Haben Sie Geduld mit dem kleinen dummen Volk; es hat noch nicht gelernt, was sich schickt!“

Ich bat um Entschuldigung, daß ich in sein Gebiet ohne Weiteres eingedrungen sei, gestand, daß ich, nach langer, heißer Wanderung, das Bedürfniß empfände, zu rasten und mich zu erquicken, und fragte schließlich an, ob er mir etwas Speise und Trank verabreichen wollte.

Er klopfte mit seiner Pfeife vernehmlich auf den Tisch, ehe er antwortete, daß er gerne bereit sei, einen bescheidenen Imbiß zu liefern. „Wir sind auf dergleichen eingerichtet,“ fügte er hinzu. „An schönen Sonntagnachmittagen sehen wir regelmäßig einen Theil der Honoratioren der umliegenden Dörfer bei uns. Ja sogar ein einfaches Mittagessen geben wir, falls es einige Tage vorher bestellt wird. Dieser Wirthschaftsbetrieb ist eine Liebhaberei meiner beiden Schwestern, die in der ganzen Umgegend gute Bekannte haben und Sonntags, trotz der Aufwartung, die ihnen allein obliegt, immer Zeit finden, mit den Freundinnen, die sich einstellen, sämmtliche Neuigkeiten durchzusprechen.“

Aus dem Hause kam eine kleine, ältliche Dame, ungemein einfach, fast klösterlich gekleidet, und fragte mich freundlich, nachdem sie mir Guten Abend geboten, was ich zu genießen wünsche.

Ich bat um ein Butterbrod und eine halbe Flasche Moselwein, wenn derselbe zu haben sei.

Die Kleine blickte fragend den Förster an. Und dieser vervollständigte meinen Auftrag: „Graacher, Jette."

Er hatte mich taxirt und gönnte mir eine seiner besseren Sorten, wie ich hoffte.

„Ich habe Verbindungen an der Mosel," sagte er, meine Vermuthung bestätigend. „Diese Sorte, die ich führe, werden Sie so leicht nicht anderswo finden. Sehen Sie: der Wein, das ist nun wieder meine Liebhaberei; von dieser Seite trage ich mein Scherflein zum Ruf der Wirthschaft bei."

Während er mir dann einige Fragen nach seinen Obliegenheiten als Förster mit mehr Gründlichkeit beantwortete, als ich beanspruchte, kam dieselbe kleine Dame wieder aus dem Hause, zwei halbe Flaschen Wein und zwei Gläser tragend. Wiederum wünschte sie mir Guten Abend. Als ich sie verwundert ansah und nur zögernd ihr den Gruß zurückgab, lachte der Förster und erklärte mir, dies sei Rieke, die andere Schwester. „Die Mädchen sind Zwillinge," fuhr er fort, „und von Jugend an einander so ähnlich gewesen, wie sie heute sind. Nur genaue Bekannte vermögen sie zu unterscheiden. Wer dies indessen nicht versteht, braucht darum doch nicht jedesmal erst zu fragen, wen er vor sich habe. Denn was Rieke weiß, das weiß auch Jette und umgekehrt. Und wie Jette denkt, so denkt auch Rieke. Auch hört eine Jede auf beide Namen, wie es gerade kommt."

Inzwischen hatte Fräulein Rieke Flaschen und Gläser auf den Tisch gesetzt, ohne den Erläuterungen ihres Bruders Beachtung zu schenken und entfernte sich dann, ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben — genau wie Fräulein Jette.

Der Förster bat um die Erlaubniß, seinen Vesperschoppen in meiner Gesellschaft trinken zu dürfen. Nichts konnte mir erwünschter sein. Sofort begann ich, ihn über das Gebäude auszufragen, das er bewohnte. Dasselbe sei auf den Ueberbleibseln eines Nonnenklosters errichtet, das zweifelsohne in der Periode seiner größten Blüthe den ganzen Hügel bedeckt habe, erzählte er. Es werde behauptet, noch im fünfzehnten Jahrhundert seien über hundert Ortschaften den frommen Schwestern zinspflichtig gewesen. Im dreißigjährigen Kriege sei das Kloster zerstört worden, und der Ort habe dann lange wüst gelegen. Endlich, gegen 1700, sei der damalige Herr des Grundes und Bodens, ein Thüringer Graf, mit dem Bau des jetzt noch in allen wesentlichen Stücken unverändert erhaltenen Hauses vorgegangen, auf Begehr seiner Mutter, die hier ihren Wittwensitz aufzuschlagen gewünscht habe. Nacheinander habe dann dieser abgelegene Bau verschiedene alleinstehende Damen von hoher Geburt beherbergt, bald aus diesem, bald aus jenem Geschlecht, bis schließlich nach den Befreiungskriegen der erste Förster eingezogen sei. Seitdem diene das alte und keineswegs bequem eingerichtete Gebäude als Försterei. Er selbst wohne nun schon beinahe zwanzig Jahre darin, von Anfang an mit seinen beiden Schwestern, für die sich, wie er scherzhaft hinzufügte, ein gemeinschaftlicher Mann — denn

mit zweien, für Jede einer, wäre ihnen nicht gedient gewesen! — nicht habe finden lassen. Daß er nicht zum Heiraten gekommen, würde mir begreiflich sein, wenn ich Jette und Rieke näher kennte.

Ich fand dies begreiflich, auch ohne die Zwillingsschwestern näher zu kennen. Der gute Förster war — unbeschadet seiner Pflichttreue im Dienst, die ich zu bezweifeln keinen Grund hatte — augenscheinlich eine ruhige, zu gemächlichem Hinleben geneigte Natur und hatte sich von jeher in ihrer Doppelpflege zu wohl befunden, um an eine Aenderung des bestehenden Zustandes zu denken.

Im Verlaufe des Gesprächs hatte ich mich als einen Wanderer zu erkennen gegeben, der ziellos umherschweife und genügsam genieße, was ihm der Zufall darbiete. Nun erbot sich der Förster, mich mit einigen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen, die sich in der unmittelbaren Umgebung der Ansiedlung befindeu sollten. Dieselben bestanden aus einem alten Brunnen mit der Sandsteinfigur eines unbekannten Heiligen, einer verfallenen Mühle und einigen durch Alter und Größe merkwürdigen Bäumen. Voraussichtlich besaßen alle diese Dinge nur eine locale Wichtigkeit und ihre Besichtigung verlohnte sich nicht der Mühe; da ich indessen wußte, daß es den Leuten auf dem Lande Vergnügen macht, Fremden ihre Raritäten, oder was sie dafür halten, vorzuweisen, so nahm ich des Försters Anerbieten mit geziemender Dankbarkeit an.

In der That bekam ich nichts zu sehen, was an einem anderen Orte meine Aufmerksamkeit erregt haben würde. Inzwischen dehnte sich unser Spaziergang, da mein Führer noch einige vorher nicht namhaft gemachte Punkte einschaltete, weit länger aus, als ich erwartet hatte, und bei unserer Rückkehr war die Dämmerung bereits angebrochen. Wenn ich mein Tagesziel noch sicher erreichen wollte, so mußte ich sofort meine Schritte weiter lenken. Ich erkundigte mich nach dem nächsten Wege nach Sprenzlingen. Der Förster beschrieb mir denselben mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und glaubte auch jedenfalls, daß ich nach seiner Anleitung nicht irre gehen könne. Ich aber, nachdem ich ihm genau zugehört, war anderer Ansicht. Schon jetzt hatte ich die Reihenfolge seiner Wegmerkmale vergessen. In einer Stunde sollte ich Sprenzlingen vor mir liegen sehen, oder wenigstens die Lichter in seinen Häusern erblicken, versicherte der Förster. Dagegen war ich überzeugt, daß ich die Nacht im Walde würde zubringen müssen, falls ich so waghalsig wäre, bei der rasch zunehmenden Dunkelheit mich meinem nicht eben hervorragenden Spürsinn anzuvertrauen. Nach kurzer Ueberlegung platzte ich mit der Frage heraus, ob die Oberförsterei mir kein Nachtquartier bieten könne.

Darüber müsse er mit „den Mädchen" reden, versetzte der Förster bedächtig und ging zum Hause voraus. Er ließ mich in eine Art von Gaststube eintreten und begab sich dann zu Jette und Rieke, um Kriegsrath mit ihnen zu pflegen. Ich mußte auf die regierenden Gewalten einen

vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben, denn er kam bald mit dem Bescheide zurück, ich möge bleiben; doch werde von mir erwartet, daß ich nur die nothwendigsten Ansprüche an Bedienung stelle und mir gefallen lasse, das einfache Abendbrot der Familie zu theilen.

Nachdem ich mich mit diesen Bedingungen einverstanden erklärt, wurde ich in das Wohnzimmer geführt. Dort empfingen mich beide Schwestern mit einem solchen Cermoniell, daß mir sofort klar wurde, von diesem Augenblicke an müsse ich mich als geladener Gast betrachten und demgemäß mein Benehmen einrichten. Ich stellte mich also vor: Regierungssecretär Angermann aus Kassel, und der Förster machte nochmals Jette und Rieke namhaft, den Familiennamen Wolfshagen hinzufügend.

Unterscheiden konnte ich sie übrigens nicht, obgleich ich sie nun nebeneinander sah. Da beide denselben Geschmack hatten, so trugen sie sich auch vollständig gleich, bis auf die geringste Kleinigkeit. In städtischer Umgebung würde mir die Altjüngferlichkeit ihres Aussehens komisch vorgekommen sein; hier aber schien sie dem Orte durchaus angemessen. und es kostete mich keine Anstrengung, den schicklichen Ton gegen die altfränkischen Damen anzuschlagen.

O, sie erwiesen sich als sehr wohl unterrichtet über die Angelegenheiten draußen in der Welt. Von ihrer einsamen Waldwarte aus beobachteten sie mit regem Antheil und hellem Geiste die Kreuz- und Quersprünge, in denen sich die Cultur vorwärts bewegt. Sie waren nicht vom Pessimismus angekränkelt, sie nicht. Nur das Gute, das Fruchtbare, das Aufklärende sammelten sie in die Scheuern ihres Gedächtnisses. Und wie wußten sie es aufzuspüren! Die Lust; mit soviel Hoffnung bewirthet zu werden, war mir schon längst nicht geworden. Denn uns Städtern, wie wir uns auch dagegen wehren mögen, drängt sich immer wieder der Hang zur Unzufriedenheit auf. Mit dem Erreichten, so groß es auch sein möge, werden wir blitzschnell fertig, und von dem Werdenden sehen wir nur das Chaos. Und der Eine macht den Andern mißtrauisch, ob das Alles nun auch so wachsen werde, wie es soll und sein muß. Da gewährt es dann Freude, einmal wieder ausgesprochen zu hören, daß der alte Gott noch lebt und mit seiner Weltordnung im Großen und Kleinen noch lange kein Fiasco gemacht hat.

Nach kurzer Zeit befand ich mich im lebhaftesten Gespräch mit den Schwestern. Sie ergänzten sich, sie hatten schlechterdings nur eine Ansicht. Es war, wie Wolfshagen mir gesagt hatte: wie Rieke, so dachte auch Jette. Er saß bei Seite, der wackere Förster, und ergötzte sich im Stillen an der Gewandtheit, die sie in der Unterhaltung mit dem fremden Herrn zeigten. „Da sehen Sie nun, Herr Secretär," wandte er sich endlich in einer Pause an mich, „wie es um meine Häuslichkeit bestellt ist. Unser Kreis ist freilich klein, aber es herrscht eine angenehme Temperatur darin, und die Spiegel, mit denen wir die Bilder der weltlichen Dinge auffangen,

halten wir wacker in Thätigkeit. Und da die täglichen Arbeiten außerdem nicht abreißen, so haben wir nie Langeweile."

Beneidenswerthe Sterbliche! — Saßen mitten im Walde, von dem nächsten Dorf eine Wegstunde entfernt, waren geistig regsame Leute und jammerten doch nicht nach Theater und Concerten, nach Kunstausstellungen und Wiener Caffés!

Nach der frugalen Abendmahlzeit, die der wirklich vortreffliche Graacher des Försters würzte, führten die beiden Damen mich im Hause umher. Die Zimmer lagen in der wunderlichsten Anordnung ringsum, als ob sie in die fertigen Mauern einzeln, je nach Laune hineingebaut wären. Nicht einmal dasselbe Niveau des Fußbodens hatten sie; ein, zwei, sogar drei Stufen führten zu ihnen empor. Und um die Kammern im oberen Stockwerk, unter denen auch die meinige, erreichen zu können, waren nicht weniger als drei Treppen angebracht worden.

„Welch unsinnige Architektur!" rief ich kopfschüttelnd aus.

„Das ist sie wohl," gab Jette kleinlaut zu. „Aber —"

„Ein liebes altes Nest ist es doch," fiel Rieke ein, und die Andere nickte dazu aus voller Ueberzeugung.

Was vermag die Macht der Gewohnheit nicht! — Dabei waren die Wände meist nur hellgetüncht, und die Möbel von rührender Einfachheit! — Den einzigen Schmuck bildete, außer einer Anzahl von Geweihen, das Bild des Kaisers in Oeldruck.

In meinem Schlafzimmer, in welchem wir übrigens nur kurze Zeit verweilten, fiel mein Auge sofort auf ein photographisches Bildniß, welches an der kahlen Linkswand hing. Es stellte einen jungen Mann dar von auffallender Schönheit der Gesichtszüge.

„Wer ist das?" rief ich erstaunt aus und machte Miene vor dem Bilde zu verweilen.

Rieke, die das Licht in der Hand trug, wandte sich mit einiger Hast zur Thür. Es kam mir so vor, als ob ein rascher Blick zwischen den Schwestern gewechselt worden wäre.

„Ein ehemaliger Freund unseres Bruders Eberhard," antwortete Jette leichthin.

„Aus der Studienzeit," glaubte Rieke hinzufügen zu müssen.

„Ein selten hübscher Mensch!" bemerkte ich.

Schweigend gingen die Schwestern die Treppe hinab, mir voran.

„Was ist aus ihm geworden?" fragte ich unbefangen.

„Etwas Gutes schwerlich," kam die Antwort scharf von Rieke.

Und Jette unterstützte: „Körperliche Schönheit, mit Charakterschwäche verbunden, führt immer zum Unheil."

Ich aber wußte nun, daß mit dem schönen Freunde des Försters sich in der Vergangenheit etwas ereignet habe, das ihn um das Wohlwollen

der Schwestern brachte, und beschloß, eine passende Gelegenheit wahrzunehmen, um Wolfshagen zum Reden darüber zu bringen.

II.

Der Förster empfing mich mit der Frage, wie mir seine Behausung gefalle; worauf ich erwiderte, der Bau sei nur insofern interessant, als er vollständig planlos und noch dazu mit seltenem Ungeschick errichtet sei. Ich fügte hinzu: „Wenn ich sonst ein altes Wohngebäude durchwandere, dann habe ich immer die Empfindung einer geheimnißvollen Vergangenheit. Damit meine ich nicht, daß ich etwa voraussetze, es seien darin entsetzliche Dinge geschehen. Aber ich sage mir: die Mauern, in denen vier, fünf Generationen sich abgelöst haben, müssen doch das eine oder andere außergewöhnliche Menschenschicksal gesehen haben. Bei der Promenade durch Ihr Haus dagegen, Herr Förster, bin ich von einem derartigen Gefühle gänzlich frei geblieben; ich glaube, es hat sich niemals etwas darin ereignet, das in einem Romane zu verwenden wäre."

„Der Schein trügt," sagte der Förster. „Was im vorigen Jahrhundert die adeligen Damen hier getrieben haben, weiß ich nicht. Wenn eine derselben Aufzeichnungen hinterlassen haben sollte, was immerhin möglich ist, so stecken dieselben in unzugänglichen Archiven. Aber noch zu meiner Zeit ist dieser Mißbau der Schauplatz einer seltsamen Begebenheit gewesen."

Eine der Schwestern räusperte sich leise.

Der Förster achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Oben in Ihrer Kammer, Herr Secretär, hängt eine Photographie. Etwas verblichen ist sie zwar, doch immerhin noch deutlich genug, um von dem Manne, den sie darstellt, eine richtige Vorstellung zu geben. Sehen Sie sich das Bild einmal an; es ist der Mühe werth. So hübsche Menschen, wie der Konrad Gruber einer war, sind selten."

Das Schwesternpaar wurde unruhig. „Laß doch die alten Geschichten, Eberhard," bat Jette. Oder war es Rieke — ich weiß es nicht.

„Was ist daran gelegen?" versetzte Jener gleichmüthig. „Wir haben keine Unehre davon gehabt."

Bei dem Widerstande der Schwestern hielt ich es nicht für schicklich, der Sache weiter nachzuforschen. Dem Förster indessen schien daran gelegen, vor mir, dem Fremden, gewissermaßen das Renommee seines Hauses zu retten. Er entkorkte eine frische Flasche Graacher, schenkte die Gläser voll und hub dann bedächtig an: „Dieser Konrad Gruber, müssen Sie wissen, besuchte die Forstschule mit mir. Er war ein frischer Junge damals, mit einem Gesichte wie Milch und Blut. Dabei ein Teufelskerl, der recht gut wußte, wie hübsch er war, und das Seinige that, seine körperlichen Vorzüge in das beste Licht zu setzen. Und liebenswürdig war er auch; sein Wesen trug das Gepräge einer rückhaltlosen Offenheit, die ihm alle

Herzen gewann, und nicht zuletzt das meinige. Wir fanden nun freilich bald aus, daß Gruber weitaus nicht der Engel war, als welcher er uns Anfangs erschien. Er erwies sich als ein unzuverlässiger Freund, als ein plauderhafter Zwischenträger; er wälzte die Streiche, die er verübt hatte, mit raffinirter Geschicklichkeit auf Andere ab; er nahm unsere Börsen in Anspruch, ohne jemals an Rückzahlung zu denken. Dazu besaß er nicht den mindesten Lerntrieb, so leicht er auch faßte. Aber es giebt ja privilegirte Naturen, die sich Alles erlauben dürfen. Man schüttelt den Kopf über ihre Fehler, ärgert sich auch gelegentlich über sie, und kann ihnen dennoch nicht gram werden. So verhielt es sich mit Konrad Gruber. Er konnte thun und lassen, was er wollte: er blieb lieb Kind bei Allen.

„Nachdem wir beide gleichzeitig die Forstschule verlassen hatten, sah und hörte ich lange nichts von ihm. Ich hatte das Glück, im praktischen Dienst rasch befördert zu werden, und erlangte in verhältnißmäßig jungen Jahren diesen Posten, auf dem man, wie es den Anschein hat, allerdings beabsichtigt, mich verschimmeln zu lassen. Als ich meine Bestallung in Händen hatte, machte ich meinen Schwestern plausibel, daß sie wohl daran thäten, zu mir zu ziehen. Ganz ohne Weiteres waren sie nicht zu haben. Eine Einsiedelei im Walde ist kein Platz, den man in jungen Jahren so leicht freiwillig zum Wohnorte wählt. Aber ich war der einzige Bruder und durfte doch nicht körperlich und geistig in einer Junggesellenwirthschaft verkommen; das hat den Ausschlag gegeben."

„Glauben Sie ihm nicht," fiel eine der kleinen Damen ein. „Wir bedurften seiner Unterstützung mehr, als er der unsrigen. Gezögert haben wir nur, weil wir fürchteten, uns nicht genügend nützlich machen zu können."

Und die andere vollendete: „Als wir darüber beruhigt waren, kamen wir unverzüglich."

„Also im Jahre 1856 begründeten wir unseren gemeinschaftlichen Hausstand," fuhr der Förster in seiner Erzählung fort. „Es war im Herbste des nächsten Jahres —"

„Am dreizehnten November," schaltete eine der Schwestern ein —

„Als ich am Nachmittage eine Kutsche sich durch den Wald winden sah, in der Richtung auf die Oberförsterei. Kaum denkbar war, daß dieselbe sich verfahren haben sollte, da an guten Landstraßen in dieser Gegend schon damals kein Mangel war. Der vornehme Besuch galt also zweifelsohne mir. Ich verfügte mich zur Einfahrt und sah mit nicht geringer Spannung der Ankunft des Wagens entgegen. Schon aus der Ferne rief mir eine bekannte Stimme zu: ‚Guten Abend, Eberhard!'. Doch besann ich mich vergeblich, wer der Rufende sein könnte; denn mit demjenigen, der es war, hatten sich meine Gedanken schon lange nicht mehr beschäftigt, und ihn konnte ich auch am allerwenigsten in dem Gefährt vermuthen. Bald indessen, bei dem Anblick eines blonden Kopfes, der sich aus dem Wagenfenster schob, ging mir ein Licht auf: es war kein Anderer als Konrad

Gruber, der als Reisender — ich erspähte einige aufgeschnallte Koffer — sich anschickte, bei mir einzukehren.

„Ich hatte kaum ein anderes Gefühl, als dasjenige der Neugier, während die Pferde vollends den Hügel emporklommen. Noch war der Wagen nicht zum Stillstand gekommen, als Konrad heraussprang, auf mich zueilte und mich mit überschwänglicher Lebhaftigkeit umarmte. Was er alles hervorsprudelte, weiß ich nicht mehr, denn ich hatte inzwischen gesehen, daß er nicht allein gekommen war. In der Kutsche saß eine verschleierte Dame.

„Konrad, immer achtsam auf Alles, was um ihn her vorging, hatte meinen Blick bemerkt. Rasch raunte er mir zu: ‚Es ist meine Frau. Wir sind auf der Flucht vor hochmüthigen Verwandten. Gewähre uns ein Asyl um unserer alten Freundschaft willen; ich habe auf Dich gerechnet. Später erzähle ich Dir Alles‘.

„Was sollte ich machen? — Wie diese beiden Gäste, die da hereinschneiten, unterzubringen waren, davon hatte ich keine Ahnung. Raum genug war freilich vorhanden, doch in den Gastzimmern oben über den drei Treppen fehlte noch jegliches Mobiliar. Aber abweisen konnte ich die Flüchtigen nicht; einer solchen Hartherzigkeit war ich nicht fähig. Mochten sie bei uns vorlieb nehmen!

„Ich erwiderte kurz, das begehrte Obdach solle ihm nicht versagt sein. Darauf sprach er nach dem Wagen zu: ‚Hulda, wir sind geborgen! Ich sagte Dir's ja: Eberhard Wolfshagen ist der Beste der Menschen!‘

„Aus dem Wagen aber kam keine Antwort; auch regte sich nichts darin. Betroffen eilte Konrad zum Schlage. Die Dame, die er seine Frau genannt hatte, war ohnmächtig geworden. Was mochte die Aermste alles erduldet haben, dachte ich, daß sie jetzt zusammenbricht, in dem Augenblicke, da sie weiterer Anspannung enthoben ist!

„Konrad sprang in den Wagen; er hob die Leblose herab und ich empfing sie in meinen Armen. Ich trug sie über die Schwelle dieses Hauses. Es fiel mir auf, daß sie in kostbare Tücher gehüllt war, daß ein feines Parfüm von ihr ausging. Darüber erschrak ich. Welche Prinzessin sich ihm in Liebe zugewandt habe? fragte ich Konrad, der neben mir herschritt, den Schleier lüftend und ängstlich in den Zügen forschend, die mir noch verhüllt blieben.

„Er hatte keine Zeit, mir zu antworten. Schon kamen Jette und Rieke herbei, voll von Mitleid mit der Unbekannten, voll Eifers, ihr zu helfen. Sie wiesen mich an, meine Last in ihre Schlafkammer zu tragen, und sie dort auf eines der Betten niederzulegen. Als dies geschehen, entfernte ich mich, und traf auf dem Flur Konrad. Er war zurückgeblieben und ging unruhig hin und her, augenscheinlich wenig damit zufrieden, daß ihm so kurzer Hand die Sorge für seine Frau abgenommen worden war.“

Hier nahm eine der Schwestern das Wort. „Wir erstaunten nicht

wenig, als wir gewahrten, welch ein feines, vornehmes Geschöpf uns so urplötzlich in die Kur gegeben war," berichtete sie. „Die Hüllen, die wir von der Ohnmächtigen lösten, gaben Zeugniß davon, daß sie aus einem reichen Hause stammte. Hübsch erschien sie uns nicht, als sie bleich, mit geschlossenen Augen, vor uns lag; dann aber, nachdem sie diese Augen geöffnet hatte und ihre Züge sich zu beleben begannen, wurden wir anderer Meinung. Ein liebreizendes Kind war sie, braunlockig, mit dunklen, schön gezogenen Brauen und großen, blauen, leuchtenden Augensternen. Und noch so jung, so jung! — Ob sie bleiben dürfe? war ihr erstes Wort. So zaghaft kam es heraus, so scheu blickte sie uns dabei an — wir merkten wohl, wie furchtsam ihr noch um's Herz war. Wir beruhigten sie; wir versicherten ihr, daß sie sich unter Freunden befinde. Und nun, als sie sich erkundigte, ob wir die Schwestern von Eberhard Wolfshagen, dem Freunde ihres Mannes, wären, und gleich darauf bat, Konrad zu benachrichtigen, daß sie sich wieder erholt habe — nun erriethen wir, wem Eberhard Herberge gegeben hatte. Sofort aber war uns auch klar, daß in dieser Ehe nicht Alles in Ordnung sein konnte. Ueber Konrad Grubers Verhältnisse und Aussichten im Leben waren wir hinreichend unterrichtet, um zu wissen, daß dieses Frauenzimmer, welches jetzt selbst uns gegenüber ihre Gewohnheit, zu befehlen, nicht ganz verleugnen konnte, weit über seinem Stand war. Liebesheirathen aber, die über eine weite gesellschaftliche Kluft hinweg geschlossen werden, führen bekanntlich selten zu irdischem Glück. Sie dauerte uns, die kleine, niedliche Person, und wir glauben, sie war klug genug, dies aus dem wärmeren, herzlicheren Tone zu schließen, den wir gegen sie anschlugen."

Die andere Schwester fuhr fort: „Unser Mitleid war ihr unbehaglich; sie empörte sich dagegen und kehrte die Prinzessin heraus. Eine von uns möge doch nach ihren Koffern sehen, ordnete sie an, und die andere ihr bei der Toilette behülflich sein. Seit achtundvierzig Stunden sei sie nicht aus den Kleidern gekommen, die sie trage. Sie müsse sich für ihren Mann schön machen und ihm wieder etwas Neues werden. Und nachdem die Koffer herbeigebracht waren, putzte sie sich mit unserem Beistande heraus, als ob sie zu einer Soiree in der Residenz gebeten wäre. Es machte ihr augenscheinlich Freude, und uns auch. Kaum wurde es uns bewußt, welcher seltsamen Beschäftigung wir uns eigentlich hingaben, wie wunderbar, wie märchenhaft dies ganze Treiben war — in unserer armseligen, nüchternen, kahlen Oberförsterei!"

Nun fiel der Bruder wieder ein: „Inzwischen hatte ich Konrad in mein Zimmer geführt. Er trug Civilkleider. Ob er den Forstdienst quittirt habe? fragte ich. Gleich wollte er mir Rede und Antwort stehen, versetzte er; vorher bäte er um einen Schluck Wein oder Branntwein, was ich gerade bei der Hand hätte; seine Zunge klebe ihm am Gaumen und es fröstle ihn bis in's Mark hinein. Während ich ihn bediente,

konnte ich doch das Fragen nicht lassen. Wie er von meinem Aufenthaltsorte Kunde erhalten, forschte ich. Das war nun einfach genug zugegangen. Er hatte in einem Forstblatte von meiner Ernennung gelesen und mir soviel Interesse bewahrt, um sich genau über die Lage des Baues, worin ich hauste, zu unterrichten.

„Nachdem er mir diese Erläuterung gegeben, legte er mir eine Beichte über die Ereignisse ab, denen ich das Vergnügen verdankte, ihn wiederzusehen. Etwa ein Jahr vorher hatte er auf den freiherrlich von Rattingenschen Besitzungen in Baiern eine Stelle als Forstgehülfe erhalten, mit der Aussicht auf rasches Vorrücken, falls er sich bewähre. Diese Anstellung verdankte er dem Zufall und seinem angenehmen Aeußern. Der Schwager des verstorbenen Freiherrn und Verwalter seiner hinterlassenen Güter als Vormund der einzigen minorennen Tochter, ein Herr von Altmühl, hatte ihn bei einem Treibjagen kennen gelernt und Gefallen an ihm gefunden.

„Und Gefallen an dem hübschen Forstgehülfen fand dann auch sehr bald die junge Freiin von Rattingen. Häufig richtete sie ihre Spazierritte so ein, daß sie ihn unterwegs antraf. Dann ließ sie ihn lange Strecken neben ihrem Pferde hergehen und unterhielt sich mit ihm. Und der alte Reitknecht, der sie begleitete, blieb discret zurück. Konrad verstand bald die Sprache, die Huldas Augen redeten. O, er war in dergleichen Dingen nicht auf den Kopf gefallen, mein schöner Freund! Und es wurde ihm auch nicht eben schwer, die Neigung des reizenden Mädchens zu erwidern, eine Neigung, die für ihn so schmeichelhaft war. Außerdem lockten ihn, wie ich vermuthe, die glänzenden Aussichten, die sich ihm zu eröffnen schienen. Denn er war jung und leichten Sinnes und noch geneigt, die Liebe für allmächtig zu halten. Auch hatte er, verwöhnt wie er war, eine hohe Meinung von sich und glaubte an die Macht der Persönlichkeit. Deshalb warf er sich von Anfang an mit den ausschweifendsten Hoffnungen in diesen Liebeshandel.

„Derselbe verlief dann, da er nicht entdeckt wurde, wie vorauszusehen war. Im Dunkel des Geheimnisses wuchs die Leidenschaft. Ein Druck der Hände, ein keckes, rasch geflüstertes Wort — und das Einverständniß war hergestellt. Es folgten Begegnungen unter vier Augen und nach dem ersten Taumel Berathungen über die Zukunft. Angehören wollte Hulda ihm, allen Hindernissen zum Trotz. In wenigen Jahren würde sie Herrin über ihre Hand sein; bis dahin nur gelte es, in Geduld auszuharren. Aber nicht lange vermochten die Liebenden sich an der Aussicht auf spätere Belohnung gegenseitiger Treue genügen zu lassen. Schleunigste Vereinigung wurde das Ziel ihrer Sehnsucht. Der Gedanke an Entführung, an Flucht tauchte auf. Und einmal zugelassen, stellte derselbe sich immer verführerischer dar. Bald war nur noch von den Mitteln und Wegen die Rede, wie eine Flucht zu bewerkstellige sei. Eine kleine Reise, die Hulda gestattet wurde zu unternehmen, bot die erwünschte Gelegenheit. Konrad fuhr voraus

und erwartete die Geliebte an der nächsten Station. Sie wurden ihres Beisammenseins nicht froh, die beiden unbesonnenen Menschenkinder; denn sofort ergriff sie die Angst vor Verfolgung, vor Entdeckung und gewaltsamer Trennung. Kreuz und quer fuhren sie, um die Auffindung ihrer Spur zu erschweren. Es schien ihnen nichts geholfen zu haben; in Kassel sahen sie den Kammerdiener des Herrn von Altmühl auf der Straße. Glücklicherweise war es Abend, und sie vermochten sich unerkannt davon zu stehlen. Nun aber war kein Bahnhof mehr sicher. In jener Stunde heckte Konrad den Plan aus, auf meine alte Freundschaft bauend, zu mir zu flüchten. Sofort wurde ein Wagen gemiethet, und noch vor Mitternacht war das Paar unterwegs. Und da waren sie nun, nach einer schier endlosen beschwerlichen Fahrt, bei mir angekommen und hatten ihr fragwürdiges Glück in diesen Mauern geborgen.

„Eine Lücke in Konrads Bericht war mir aufgefallen. Von seiner Trauung hatte er nicht gesprochen. Auf meine Frage erwiderte er nachlässig: ‚Natürlich ist es unsere erste Sorge gewesen, den Segen der Kirche zu erhalten. Das ist doch selbstverständlich. Es war nicht ganz leicht; aber mit Geld ist Manches zu erreichen‘. — Ich hatte keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln. Es war ja kaum denkbar, daß eine junge Dame von dem Range und der Bildung der Freiin von Rattingen sich einem Manne, sei er wer er sei, außerhalb der legalen Formen verbinden würde. Und doch blieb, was diesen Punkt betraf, ein gewisses Mißtrauen in mir zurück, das ich mich indessen hütete, laut werden zu lassen.

„Noch hatte ich mich nicht dazu aufraffen können, meinem leichtsinnigen Freunde die Strafpredigt zu Theil werden zu lassen, die ich ihm zu halten mich verpflichtet fühlte, als Hulda im Zimmer erschien, geschmückt wie eine Fürstin und geleitet von meinen Schwestern. Da, als sie auf mich zuging, meine Hand mit ihren beiden Händchen ergriff und mir versicherte, daß sie mir ewig dankbar für meine Güte sein würde — und alles dies, während ihre wunderbaren Augen auf mir ruhten, — da begann ich, Konrad milder zu beurtheilen. Ich empfand und mache kein Hehl daraus, daß die echte Aristokratie, vertreten durch ein zartes und doch selbstbewußtes Weib, etwas Berauschendes für unsereinen haben kann. Ja, die blendende Erscheinung der Fremden riß mich dermaßen hin, daß ich mit mehr Pathos, als nöthig war, ihr versicherte, sie könne bis zu meinem letzten Hauche auf meinen Schutz zählen, ein Gelöbniß, das sie mit dem holdesten Lächeln entgegennahm.

„Sie bemerken wohl, Herr Secretär, daß dies seltene Wesen uns drei geradezu blendete. Konrad begegnete ihr mit einer Art von ritterlicher Galanterie, die ihm gar nicht übel stand. Und meine Schwestern — sie mögen es selbst bestätigen — schämten sich eines jeden Stückes im Haushalte. Alles, was wir besaßen, schien ihnen plötzlich ordinär und

plump. Und für die geringe Qualität der Speisen, die sie vorsetzten, baten sie demüthig um Entschuldigung."

„Es war der erste Enthusiasmus," rechtfertigte sich Jette. „An jenem Abende — es ist wahr — hätten wir uns vor ihr niederwerfen können und ihre Füße küssen."

Und Rieke ergänzte: „Man sagt wohl von Jemand, den man hoch verehrt, man könne für ihn durchs Feuer gehen. Was Hulda von Rattingen betrifft, so wären wir damals dazu im Stande gewesen."

III.

Aus der weiteren Erzählung des Försters ging hervor, daß die Zwillingsschwestern den Gästen ohne Besinnen ihre Kammer abtraten. Sie selbst campirten in der ersten Nacht in der Küche auf aufgeschüttetem Stroh und labten sich förmlich an der Entbehrung, die sie sich auferlegten, damit „die kleine Frau" in Federbetten es gut habe.

Am nächsten Morgen fand Konrad Gruber bald aus, wie es um die Einrichtung der Försterwohnung bestellt war. Er gab seinem Freunde Geld und bewog ihn, in das nächste Städtchen zu fahren und das nothwendige Mobiliar einzukaufen. Am Abende schon wurde damals das Paar in dem Zimmer untergebracht, das jetzt mir angewiesen worden war.

Die ersten acht Tage verflossen in Freude und Herrlichkeit. Jeder Gedanke an die Zukunft wurde zurückgedrängt; alles Gute, was sich aus der Gegenwart gewinnen ließ, wurde genossen. Gruber nahm Theil an des Försters Arbeiten und war viel mit ihm im Freien, wenn er auch Sorge trug, sich nicht zu weit in die Umgegend hinauszuwagen. Hulda, nachdem sie Anfangs hinter Jette und Rieke hergetrippelt war und neugierig dem zugesehen hatte, was die fleißigen Mädchen schafften, bekam dann Lust, selbst mit Hand anzulegen, und ließ sich in allen Haushaltungskünsten unterweisen. Das war nun eine große Belustigung nicht allein für die Schülerin, sondern auch für die beiden Lehrerinnen, die natürlich nicht zuließen, daß ihr Schützling an seinen niedlichen Händen irgend welchen Schaden leide. Kam man Mittags und Abends zusammen, so bot das Nächstliegende Stoff genug zur Unterhaltung. Daß Hulda dabei das Wort führte, — daß die Uebrigen sich nur ihr angenehm zu machen suchten, verstand sich von selbst.

Nun ist es gewiß häufig der Fall, daß die Neuheit gewagter Verhältnisse zeitweilig einen Reiz schafft, der die darin schlummernde Gefahr gänzlich vergessen läßt. Allmählich aber, indem das Neue zum Alltäglichen wird, stumpft sich die Empfänglichkeit dafür ab, und aus dem Grunde der Seele treten die zurückgedrängten dunklen Bilder wieder hervor.

So ging es auch im Försterhause.

Der biedere Förster begann, sich um das ungewisse Schicksal der zarten jungen Frau Sorge zu machen. Einst, im Walde neben Konrad hinschreitend,

brachte er die Rede auf die Lage der Flüchtlinge. Ob der Versuch nicht rathsam sei, von dem Vormunde die Billigung des Geschehenen zu erlangen? ließ er sich vernehmen. Er machte darauf aufmerksam, daß Hulda erst in drei Jahren mündig werde. Es könne ihr sehr zum Nachtheile ausschlagen, meinte er, wenn sie nichts von sich hören lasse. Ihr Erbrecht stehe auf dem Spiel; man könne nicht wissen, was der Vormund gegen dasselbe, zu seinem eigenen Nutzen, unternehmen werde.

Gruber erwiderte auf diese sehr vernünftigen Vorstellungen leichthin, daß zu einem derartigen Schritte noch immer Zeit sei. Man müsse nichts übereilen. Wende er sich jetzt an Herrn von Altmühl, so bringe er denselben auf seine Spur und müsse gewärtigen, Hulda sich entrissen zu sehen.

Diesem immerhin berechtigten Einwande gegenüber rieth der Förster, Gruber möge in der betreffenden bairischen Kreisstadt einen Advocaten, unter Einsendung des Trauscheins, mit der Wahrnehmung der gefährdeten Rechte seiner Frau beauftragen.

Auch davon wollte Konrad nichts hören. Solch ein extremer Schritt werde seine und Huldas Sache vollständig verderben, rief er unmuthig aus. Damit schien er das Gespräch, das ihm offenbar peinlich war, für beendigt anzusehen.

Doch der Förster ließ sich nicht leicht von einem Gegenstande abbringen, den er einmal ergriffen hatte. Bekümmert sagte er, er wolle nur hoffen, daß das Paar im Besitze der Mittel sei, um auf eine erfreuliche Wendung warten zu können. Woher dieselbe kommen solle, wenn Konrad fortfahre, den Kopf in den Sand zu stecken, sehe er freilich nicht ein.

Darauf versetzte Konrad hochfahrend, daß es ihm an Geld und Geldeswerth nicht mangele, um seine Flitterwochen nach Belieben verlängern zu können, einerlei wo. Auch verstehe es sich von selbst, daß er für die Verpflegung im Forsthause eine angemessene Entschädigung leisten werde.

Selbstverständlich war es dem Förster nicht entfernt in den Sinn gekommen, etwas derartiges andeuten zu wollen. Die barsche Art, in welcher Gruber diese delicate Frage auf's Tapet brachte, verletzte ihn.

Ironisch entgegnete er: „Ich freue mich des Reichthums, den Du Dir erworben," stolz hinzufügend: „Es ist indessen nicht meine Absicht, mir die Gastfreundschaft bezahlen zu lassen, die ich Euch erweise."

Die Folge dieses Gesprächs war eine Spannung zwischen den Freunden. Gruber ließ den Förster allein seine Wege abmachen, und Beide waren befangen und einsilbig, wenn sie in Gesellschaft der Frauen zusammentrafen.

Inzwischen hatte Hulda aufgehört, an der im Ganzen einförmigen häuslichen Thätigkeit Vergnügen zu finden. Sie ließ Jette und Rieke wieder allein wirthschaften und versuchte, sich mit der Nadel zu beschäftigen. In diesem löblichen Vornehmen wurde sie bereitwillig von den Schwestern unterstützt; leider aber ergab sich, daß Hulda nur feine Luxusarbeiten herzustellen vermochte, zu denen die Utensilien verschrieben werden mußten,

Niemand wußte, woher. Und nachdem sie sämmtliches Weißzeug, das sich im Hause vorfand, mit dem Monogramm des Försters versehen hatte, mußte sie nothgedrungen die Nadel bei Seite legen. Von Büchern aber, die jetzt in Frage kamen, besaß Wolfshagen nur die Bibel, zwei Jahrgänge eines Volkskalenders und einige forstwissenschaftliche Schriften. Die erste behauptete Hulda genügend zu kennen, die letzten verstand sie nicht, und die Kalendergeschichten waren ihr langweilig. Als einzige Zeitung wurde damals im Forsthause nur das wöchentlich erscheinende Kreisblatt gehalten, in welchen den Nachrichten von allgemeinem Interesse selten mehr als eine Spalte gewidmet war. Daß die Lectüre desselben keine ausreichende Unterhaltung gewähren konnte, liegt auf der Hand.

So wurde Hulda immer mehr auf die Gesellschaft Konrads angewiesen. Beide hatten nichts zu thun und waren also durchaus in der Lage, sich gegenseitig die Zeit vertreiben zu können. Damit aber muß es sehr bald zu hapern angefangen haben. Woher dies kam, war nicht eben schwer zu errathen. Die beiden jungen Leute lernten sich jetzt erst kennen, und dabei mußten sie inne werden, wie wenig Gemeinsames sie in ihrem Denken und Empfinden hatten. Es lag eine Kluft zwischen ihnen, die nur zeitweise von der Leidenschaft überbrückt wurde, dann jedoch wieder breiter und tiefer sich aufthat als zuvor. Die sorgfältig erzogene Tochter des reichen adligen Hauses war ihrem Gefährten, dem Bürgerssohne aus kleinen Verhältnissen, an Bildung bedeutend überlegen. Es konnte nicht fehlen, daß dies immer deutlicher hervortrat, je weniger der eine Theil von der Beobachtung des andern durch äußere Erlebnisse abgelenkt wurde. Und es ließ sich nicht verkennen: die Einsamkeit des Forsthauses war wie kein anderer Ort dazu angethan, den Verblendeten die Augen zu öffnen.

Auf Hulda mußte die Erkenntniß ihres Irrthums naturgemäß am ernüchterndsten wirken. Sie war die oben Stehende und deshalb die Entbehrende; sie war die feiner Fühlende und deshalb die Verletzte; sie wurde endlich durch hunderterlei Kleinigkeiten täglich, fast stündlich an die Opfer erinnert, die sie brachte und deren Ende nicht abzusehen war. Bald mehrten sich für die Hausgenossen die Anzeichen, daß der innere Zusammenhang des jungen Paares sich lockerte. Konrad mußte sich gefallen lassen, zurechtgewiesen, ja schnöde angefahren zu werden. Er litt dies in aller Demuth, stets fast ängstlich beflissen, die unzufriedene Herrin wieder in freundliche Laune zu versetzen. Dies Verfahren, für welches er freilich die zwingendsten Gründe hatte, war nicht geeignet, ihm zu nützen. Der immer Nachgiebige wird für schwach gehalten, und Schwäche beim Manne ist in den Augen des Weibes seine unziemlichste Eigenschaft. Wäre damals Konrad fest aufgetreten, scheinbar unbekümmert um die möglichen Folgen, wahrscheinlich würde sich Hulda vor der Kraft gebeugt haben. Dazu aber hatte er den Muth nicht, weil er sich bewußt war, auf schwankendem Boden zu stehen — weil er angefangen hatte, zu rechnen.

Bisher hatte Hulda es möglichst vermieden, der Umgebungen zu erwähnen, in denen sie aufgewachsen war. Unstreitig hatte sie darin einen feinen Takt bewiesen. Allmählich aber wurde dies anders. Immer häufiger fielen die Namen ihrer hochgeborenen Verwandten von ihren Lippen. Den Zwillingsschwestern, die bereits von ihrer Anbetung des vornehmen Gastes etwas zurückgekommen waren, suchte sie durch Beschreibung des Schlosses zu Rattingen zu imponiren. Zuletzt beherrschte sie mit ihren Lebenserinnerungen vollständig das Gespräch. Die Förstersleute konnten nicht länger daran zweifeln, daß ihre Gedanken sich vollständig zur Heimat zurückgewandt hatten, und begannen, mit geheimer Angst der weiteren Entwickelung der Dinge entgegenzusehen.

Das Schlimmste freilich wußten sie noch nicht.

Auch Konrad konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß in der Schätzung Huldas sein Werth von Tag zu Tage sank. Auch er hatte mit steigender Unruhe die Wandlung in ihrem Wesen bemerkt. Von ihr zu lassen war er indeß durchaus nicht gesonnen. Plötzlich war ihm der Förster wieder der liebste Freund; er verwünschte das unselige Mißverständniß, das zwischen sie getreten sei; er schloß sich ihm wieder auf seinen Gängen an. Und Wolfshagen war gutmüthig genug, den Reuigen in Gnaden anzunehmen, namentlich auch deshalb, weil er doch mit ihm ein gewisses Mitleid fühlte. Da geschah es eines Tages, als die Beiden sich auf dem Heimwege von einem Jagdausfluge befanden, daß Konrad endlich bekannte, er sei gar nicht mit Hulda verheirathet. In der Aufregung ihrer überhasteten Flucht sei es ihnen nicht möglich gewesen, einen Prediger aufzusuchen, der sich dazu verstanden hätte, sie ehelich zu verbinden. Auf der Reise zum Forsthause seien sie dann übereingekommen, sich als Ehepaar auszugeben, da sie nur als solches auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen zu können glaubten. Später, hatten sie gemeint, werde sich schon eine Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen. Nun aber bedrücke sie das Ungewisse ihres Verhältnisses, und der Wunsch, für ihren Bund die Weihe des kirchlichen Segens zu empfangen, lasse ihnen keine Ruhe. Am Schlusse dieser Beichte richtete Konrad an den Freund die Bitte, daß er in einem der umliegenden Dörfer einen Geistlichen ermitteln möge, der gefällig genug sei, über den Mangel der erforderlichen Papiere hinwegzusehen, wofür demselben eine fürstliche Belohnung werden solle.

Der Förster war nicht wenig erschrocken über das, was er hörte; aber auch empört über das falsche Spiel, welches man mit ihm getrieben. Er machte seiner Entrüstung in starken Ausdrücken Luft, indem er gestand, daß er allerdings einem bloßen Liebespaare die Aufnahme in sein Haus versagt haben würde. Es gelang Konrad indessen, ihn zu beschwichtigen. Er machte geltend, daß es sich ja nur darum handle, das im Drange

widriger Umstände Verabsäumte nunmehr nachzuholen, und bewog schließlich den Freund zu dem Versprechen, daß er seinem Verlangen willfahren wolle.

Gleich am nächsten Tage machte sich der Förster auf, um bei den ihm bekannten Geistlichen der Nachbarschaft sein Heil zu versuchen. Mit schwerem Herzen trat er den Gang an, da er sich keineswegs verhehlte, daß er im Begriff stehe, einen Beamten zu einer ungesetzlichen Handlung zu verleiten. Aber Noth kennt kein Gebot! Jetzt, mitten im Winter, konnte er seinen Gästen nicht die Thüre weisen, und andererseits konnte und wollte er eine Fortdauer des unchristlichen Zustandes in seinem Hause auch nicht dulden. Noch hatte er seinen Schwestern Konrads Bekenntniß verschwiegen; es war vorauszusehen, daß die streng denkenden Jungfrauen sich voll sittlicher Entrüstung von der Freiin von Rattingen abwenden würden, sobald sie erführen, daß sie unter falscher Flagge segelte.

Von den beiden ersten Geistlichen, an welche der Förster sich wandte, wurde er kurzer Hand abgewiesen. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so gedemüthigt gefühlt, als in dem Augenblicke, wo er über die Schwelle des zweiten wieder auf die Straße trat. Er empfand bitter, daß er durch seine Bemühungen für Konrad seinen eigenen guten Ruf auf das Spiel setzte. Wenn er auch seine Anfrage so allgemein wie möglich hielt, so reizte er doch zu Nachforschungen an. Und daß er Fremde bei sich beherbergte, war schwerlich in der Nachbarschaft gänzlich unbekannt geblieben. Dennoch entschloß er sich, einen dritten Versuch zu machen. Schlug auch dieser fehl, dann hatte er mehr gethan, als er jemals wieder für einen Andern thun würde; dann blieb kein anderer Ausweg, als das unselige Paar auf die Reise zu schicken, damit es selbst zu erlangen versuche, was ihm so bitter nöthig war: den festen Grund für seine bürgerliche Existenz. Der Pfarrer Willebrück zu Hegenau, an den er sich zuletzt wandte, ein älterer Herr, der bei seinen Bauern in dem Rufe großer weltlicher Klugheit stand, zeigte sich nicht abgeneigt, in einem wirklichen Nothfalle über die Mangelhaftigkeit der Legitimation hinwegzusehen. Nur müsse er erst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß den jungen Leuten mit der heiligen Handlung, die sie begehrten, wahrhaft gedient sei. Es sei nicht seines Amtes, äußerte er sich, dem Leichtsinn zu Willen zu sein; andererseits aber betrachte er es als seinen Beruf, in einem Falle aufrichtiger Herzensbedrängniß den Geist seines apostolischen Amtes walten zu lassen und den Buchstaben beiseite zu setzen.

Als der Förster diese toleranten Ansichten des würdigen Herrn vernahm, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er nahm nicht länger Anstand, den Pfarrer zum Vertrauten zu machen. Und er hatte die Freude, daß derselbe sich theilnahmevoll über die Liebenden aussprach, denen unberechtigte menschliche Satzungen es unmöglich machten, offen vor aller Welt ihre Zusammengehörigkeit zu bekennen. Er wünsche nur noch, ehe er seine definitive Zusage gebe, die beiden Personen, um die es sich handle, persönlich kennen

zu lernen, damit er die volle Ruhe des Gewissens für den Schritt gewinne, den zu thun er jetzt schon geneigt sei. Dagegen konnte der Förster nichts einwenden, und es wurde die Verabredung getroffen, daß Willebrück am nächsten Morgen einen Besuch im Forsthause machen sollte.

Frohlockend theilte Wolfshagen nach seiner Rückkehr dies günstige Resultat dem Freunde mit. Nun aber war dieser genöthigt zu bekennen, daß er über das Project, welches er dem Förster als sein und Huldas gemeinsames Anliegen vorgetragen, mit dieser jungen Dame in der letzten Zeit kein Wort gewechselt habe. Etwas kleinlaut versprach er, sofort sich ihres Einverständnisses zu versichern; der Förster jedoch, nunmehr gründlich mißtrauisch geworden, erklärte, daß er die Sache selbst in die Hand nehmen und mit dem gnädigen Fräulein zu Ende führen wolle. Daß damit Konrad der größte Gefallen geschah, merkte er nicht, und es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß dieser Held ihm nicht folgte, als er, ohne zu zögern, Hulda aufsuchte.

Sie saß im Wohnzimmer am Fenster, die Hände im Schooße, und blickte in die ernste Winterlandschaft hinaus. Als der Förster eintrat, hastiger als es sonst seine Art war, fuhr sie leicht zusammen und richtete ihre Augen fragend auf ihn. Er wurde befangen und konnte nicht gleich das erste Wort finden. Da kam sie ihm zuvor:

„Was ist geschehen? Ist unser Versteck entdeckt? Wer ist da?"

Und in ihren Zügen war die Spannung der Freude.

Wenig Günstiges verhieß dieser Anfang für den Erfolg der Unterredung! — Und Hulda erleichterte dem Förster nicht im Mindesten seine schwierige Aufgabe. Während er stockend redete, blickte sie schweigend vor sich nieder. Die Röthe der Scham trat auf ihre Wangen, und ihr Busen hob und senkte sich unruhig. Und Wolfshagen, über dem Sprechen warm werdend und damit sein Selbstbewußtsein und seine Sicherheit wiedergewinnend, schloß nicht eher, als bis er sich gründlich und deutlich ausgesprochen hatte.

Nachdem er geendet hatte, saß Hulda noch eine Weile still. Dann blickte sie ihn fest an und fragte:

„Und wenn ich nun nicht will?"

„In diesem Falle würde ich Sie bitten müssen, nach einem anderen Zufluchtsort auszusehen," entgegnete der Förster.

Hulda überlegte.

„Wann, sagten Sie, wollte der Pfarrer kommen, den Sie die Güte gehabt haben, für uns zu interessiren?" begann sie wieder.

„Morgen."

„Es ist gut; ich will ihn sehen. Meinen Entschluß werde ich fassen, nachdem ich seinen Rath eingeholt habe."

Sie sprach als Freiin von Rattingen; der Förster war entlassen. Er machte eine Verbeugung und wandte sich der Thüre zu.

Da eilte Hulda hinter ihm her und ergriff seine rechte Hand.

„Sehen Sie mich nicht an!“ bat sie leidenschaftlich. „Sie sind ein redlicher Mann, und das Urtheil, das auf Ihrer Stirne steht, vernichtet mich. Und doch baue ich auf Ihre Milde. Ein Schritt vom Wege führt nicht nothwendig in die Irre. Eine Verlorene kann sich wiederfinden. Die Schuld der Jugend wiegt nicht schwer; wer aus Liebe gesündigt hat, muß Vergebung finden können. Ich will mir die ihrige verdienen. Vielleicht nicht so, wie Sie denken. Aber Sie werden lernen, mich zu verstehen, wenn diese traurigen Tage vorüber sind, und dann — dann erinnern Sie sich meiner mit dem Mitleid, das ich wahrlich verdiene, und mit dem freundlichen Wohlwollen, dessen ich doch noch werth bin, trotz des Fleckens, der an mir haftet.“

Von dieser Sprache war der Förster erschüttert; es war ein Klang darin, der ihn weich machte.

Er wandte sich um und legte seine große, rauhe Hand auf das gebeugte Haupt der Reuigen.

„Sie haben eine schwere Entscheidung zu treffen, mein liebes gnädiges Fräulein,“ sagte er theilnahmevoll; „der liebe Gott erleuchte Sie, daß Sie das Richtige thun!“

Damit verließ er sie. Konrad, der auf dem Flur umhergeschlichen war, fiel ihn an: „Hat sie eingewilligt?“

„Frage sie selbst!“ erwiderte Wolfshagen unwirsch und ließ ihn stehen. Den Muth aber, zu Hulda hineinzugehen, hatte Konrad nicht; er entfernte sich aus dem Hause und strich im Walde umher, bis es dunkel wurde.

Mittlerweile hatte Hulda sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, Unwohlsein vorschützend. Sie sei der Ruhe bedürftig, gab sie an, und wünsche, nicht gestört zu werden. Konrad nahm bereitwillig an, daß diese Weisung auch auf ihn gemünzt sei; erst spät am Abend erstieg er die Treppe, die ihn zu der Gefürchteten führte.

Frühzeitig am nächsten Morgen erschien er wieder unten, gedrückt und beklommen. Hulda ließe sich entschuldigen, berichtete er. Sie würde später aufzustehen versuchen; Nahrung habe sie ausdrücklich abgelehnt. Und dem Förster raunte er zu, sie werde sich nicht blicken lassen, bis sie den Prediger unter vier Augen gesprochen. Aus Konrads Benehmen ging hervor, daß sie ihre eigentlichen Absichten vor ihm verborgen gehalten hatte.

Da nun der Besuch des Pfarrers unmittelbar bevorstand, so ging es nicht länger an, die Schwestern über das wirkliche Verhältniß der vermeintlichen Ehegatten zueinander im Dunkel zu lassen. Sie entbrannten, wie zu erwarten stand, in hellem Zorn über das betrügerische Paar. Kaum waren sie zu bewegen, sich mit Konrad Gruber an demselben Tische niederzusetzen; eines Wortes würdigten sie ihn nicht mehr. Und Hulda fernerhin zu bedienen, weigerten sie sich mit Entschiedenheit. Solch eine Person! Die frühere Verehrung war urplötzlich in ihr Gegentheil umgeschlagen.

Versöhnlicher freilich wurden sie gestimmt, nachdem Pastor Willebrück dagewesen war. Nach einer langen Verhandlung mit Hulda sprach er sich gegen die Hausgenossen dahin aus, daß er seinerseits bereit sei, dem Wunsche zu willfahren, den auch das gnädige Fräulein ihm mit großer Wärme vorgetragen habe. Nur der Form wegen müsse vorher noch eine Anzeige an das Consistorium erfolgen. Dadurch sei allerdings ein kleiner Verzug unvermeidlich, den Niemand mehr bedauern könne, als er selbst. Er glaube indessen fest versprechen zu können, daß er am nächsten Sonntage nach der Kirche — es war an einem Dienstage, als er sich so äußerte — die Trauung vollziehen werde.

Kaum war Willebrück davongefahren, als Konrad glückstrahlend nach oben stürzte. Nach seiner Meinung durfte er triumphiren — die Liebe hatte gesiegt!

Auch kehrte er in hoffnungsvollster Stimmung von Hulda zurück. Sie hätten beschlossen, verkündigte er, unmittelbar nach der Trauung abzureisen. Nach einer großen Stadt natürlich; Hulda bedürfe der Zerstreuung, der Anregung; in städtischer Atmosphäre werde sie sich von dem Mißmuth freihalten, der sie in der Einsamkeit des Waldes heimgesucht habe. Und dann wolle er auch sofort Schritte thun, um die Anerkennung der Ehe seitens des Herrn von Altmühl zu erzwingen. Vielleicht im Sommer schon würden sie im Stande sein, ihre jetzigen freundlichen Wirthe als Gäste auf Schloß Rattingen willkommen zu heißen. Und nun, indem er sich im Geiste als Burgherr sah, erging er sich in ausschweifenden Plänen, den bevorstehenden Besuch der Förstersleute zu einer einzigen fortlaufenden Festlichkeit zu gestalten.

Hinterher hinkte die unerwartete Eröffnung, daß die Baarmittel des Paares erschöpft seien, und er zu einer Reise in die nächste größere Stadt genöthigt sei, um einige von Huldas Juwelen zu veräußern. Wirklich verließ er noch an demselben Tage, ohne Zweifel seines Auftrags von Herzen froh, das Forsthaus, indem er beim Abschiede die Zwillingsschwestern ersuchte, für den Sonntag auf seine Kosten ein opulentes Hochzeitsmahl zu rüsten.

Noch nicht lange hatte Konrad Gruber sich entfernt, als Hulda sich wieder hervorwagte. Sie hatte die unscheinbarste Kleidung angelegt, die sie mit sich führte, und näherte sich den Schwestern so zerknirscht und demüthig, daß diese es nicht fertig bringen konnten, hart und abweisend gegen sie zu sein, wie sie sich vorgenommen hatten. Aber es war doch ein recht verlegenes, unerquickliches Beisammensein in den nächsten Tagen. Jeder that sich Zwang an, und Keinem gelang es, dies zu verbergen. Merkwürdig war es, daß Hulda mit keiner Silbe Konrads erwähnte, auch am dritten Tage nicht, wo derselbe nach des Försters Berechnung ganz gut hätte zurück sein können. Dagegen war allerdings eine wachsende innere Unruhe an ihr wahrzunehmen. Häufig ging sie in's Freie, mehr als

je zuvor, und immer spazierte sie in jener Richtung davon, von wo sie in das Forsthaus eingefahren war. Nicht die Kälte hinderte sie, nicht der Schnee. Weder einen warmen Mantel besaß sie, noch starke Schuhe; aber sie klagte nicht; immer wieder, Morgens und Mittags und Abends, verlor sie sich den Hügel hinab und verschwand hinter den Fichten.

Am Freitag Nachmittag, nach eingetretener Dunkelheit, als Jette die angezündete Lampe in das Wohnzimmer trug, fand sie Hulda in Thränen. Der Kummer der Vereinsamten ging ihr zu Herzen; es war doch ein recht bedauernswerthes Menschenkind, das da in Angst und Bangen einer schweren, ungewissen Zukunft entgegen harrte!

„Behalten Sie guten Muth, gnädiges Fräulein!" tröstete sie. „Er wird sich schon rechtzeitig wieder einstellen."

Da sah Hulda sie mit großen Augen an.

„Wer?" fragte sie verwundert. Dann besann sie sich. „Ach ja," sagte sie. „Wie gut Sie sind, daran zu denken! — Nicht wahr, das Warten ist so aufregend? Haben Sie das auch schon empfunden?"

„Gewiß nicht in dem Maße wie Sie," antwortete Jette.

„Wohl Ihnen!" kam es tiefernst von Hulda's Lippen. „Denn die Qual dieser Stunden ist groß. Alles Erwartete ist ungewiß. Ja, wenn ich wüßte, es träte ein, wie es soll — ich würde mich schlafen legen und von dem Jubel des Erwachens träumen. Aber schlafen — ich kann nicht schlafen. Wachend muß ich auf Befreiung warten. Eine Furcht ist in mir — ich kann es nicht sagen —"

Sie schauerte zusammen und preßte die Hände gegen die Brust.

Kopfschüttelnd ging Jette hinaus. Das arme Kind! Sie hätte ihm so gerne geholfen; aber wie konnte sie?

In der Nacht schlugen die Hunde heftig an. Der Förster fuhr aus dem Schlafe empor und horchte. Die Thiere wollten sich nicht beruhigen. Nun kam es ihm so vor, als ob er das Geklingel von Schellen hörte. Er sprang aus dem Bette und begann sich hastig anzukleiden. Da pochte es an der Hausthüre, wuchtig und ungestüm; die eingesperrten Hunde heulten auf. Wolfshagen trat in ein Vorderzimmer und blickte hinaus. Vor dem Gatter hielt ein Schlitten mit hellbrennenden Laternen; von den Pferden stieg eine Dunstwolke auf. Das Klopfen an der Hausthüre hielt an. Der Förster stieß einen Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus. Wer er sei, und was er wünsche? fuhr er den Lärmmacher an.

„Sind Sie der Förster Wolfshagen?" kam die Frage zurück.

„Der bin ich. Was wollen Sie von mir?"

Der Andere trat näher. „Bringen Sie Ihre Köter zur Ruhe!" sagte er in gebieterischem Tone. „Und dann öffnen Sie mir. Mein Name ist von Altmühl. Was ich will, werden Sie wissen."

Dem Förster wurde übel genug zu Muth bei dieser barschen Anrede. Jener hielt ihn unverkennbar für den Mitschuldigen Konrads. Und das

Schlimmste war, er hatte das Recht dazu. In den Augen des Herrn von Altmühl stellte er sich als Hehler dar, als ein Begünstiger frevelhaften Beginnens. Dies wurde dem armen Förster peinlich klar in den wenigen Minuten, die er gebrauchte, um dem Verlangen des Fremden zu willfahren.

Kaum hatte er Licht gemacht und Altmühl eingelassen, als Hulda, vollständig angekleidet, in Sprüngen von oben herabkam. „Onkel Robert!" rief sie, unter Lachen und Weinen, und warf sich dem Befreier an die Brust.

Der Onkel stand unerschüttert und machte keine Bewegung des Entgegenkommens.

„Und der Andere, wo ist er?" fragte er streng.

Hulda blickte zu ihm empor, und ein schalkhafter Zug spielte flüchtig um ihren Mund.

„Ich habe ihn auf Reisen geschickt," antwortete sie.

Altmühl war sichtlich enttäuscht; er schien sich auf die Begegnung mit seinem ehemaligen Forstgehülfen gefreut zu haben.

„Da bist Du voreilig gewesen," tadelte er.

„Ich wollte Dir einen unangenehmen Auftritt ersparen," entschuldigte sich Hulda.

„Und Dir auch," ergänzte der Onkel. „Sei es darum. Es mag so besser sein. Und nun: wie lange Zeit bedarfst Du, um Dich reisefertig zu machen?"

„Zwei Minuten. Mein Koffer ist gepackt. Den ganzen Tag habe ich Dich schon erwartet."

„So? — Dank' es mir, daß ich überhaupt gekommen bin. Wenn ich Dich nun hätte in der Patsche sitzen lassen, Du Wildfang? — Mühe genug hab' ich mir anfangs gegeben, um Dich aufzufinden, das weiß Gott. Aber Ihr wart ja wie vom Erdboden weggeblasen. Da gelobte ich mir endlich, nun wollte ich keinen Finger mehr rühren um Deinetwillen. Und als das Telegramm von dem Pastor kam — na, ich mußte wohl als Onkel und Vormund dem Hülferuf folgen; aber Vergnügen hat's mir nicht gemacht, das glaube mir. Und mit dem Entschluß bin ich auch nicht in der ersten Minute fertig geworden. — Aber davon später; jetzt spute Dich. Der Pastor Willebrück erwartet uns; er hat Quartier für uns bereitet."

Er wandte sich zum Förster. „Hätten Sie wohl die Güte, bei den Pferden zu bleiben, während der Kutscher das Gepäck meiner Nichte auf den Schlitten besorgt?"

Für den Förster war nun der Augenblick gekommen, sich zu rechtfertigen.

„Sie verkennen mich, gnädiger Herr," sagte er im Tone gekränkten Ehrgefühls. „Ich habe nicht anders gewußt, als daß ich Mann und Weib bei mir aufnähme. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß ich belogen worden war. Da stellte ich die Alternative; entweder Trauung oder Ab-

reise. Das war mein persönliches Recht, da ich die Reinheit meines Hauses zu wahren habe. Ein weiterer Eingriff in die persönliche Freiheit meiner Gäste stand mir nicht zu. Hätte das gnädige Fräulein, Ihre Nichte, mich beauftragt, Sie herbeizurufen, ich würde ohne Zögern ihrem Wunsche willfahrt haben."

Altmühl hatte den Förster während dieser Rede durchdringend angesehen. „Das ist etwas Anderes," erwiderte er, merklich höflicher als bisher. „Unter diesen Umständen spreche ich Ihnen meinen Dank aus für alles Gute, welches Sie meiner Nichte erwiesen haben. — Hulda, kommst Du?" rief er ungeduldig.

Der Förster begab sich hinaus, nicht ganz zufrieden mit der kühlen Anerkennung, die ihm geworden war. Doch fühlte er wohl, daß an eine weitere Auseinandersetzung mit dem kurz angebundenen Herrn nicht zu denken sei.

Nach wenigen Minuten trat Hulda aus dem Hause, gefolgt von ihrem Onkel. Sie reichte dem Förster die Hand und sagte: „Das war die Lösung, die ich im Sinne hatte. Wenn Sie Alles erwägen, werden Sie einsehen, daß es die einzig richtige ist. Und nun Gott befohlen! Wahrscheinlich werden wir uns im Leben nicht wiedersehen. Mir aber wird Ihre Güte unvergeßlich sein. Grüßen Sie Ihre Schwestern. Auch ihnen tausend Dank! Möge es Ihnen Allen recht, recht gut gehen!"

Sie sprang in den Schlitten.

Herr von Altmühl zögerte einen Augenblick; dann bot auch er dem Förster die Hand und schüttelte sie.

„Entschuldigen Sie den nächtlichen Ueberfall," sagte er verbindlich. „Ich hatte mir ein falsches Bild von den Verhältnissen gemacht, in denen ich meine Nichte antreffen würde. — Leben Sie wohl! Und nochmals Dank!"

Die Pferde zogen an; unter klingendem Schellengeläute schoß der Schlitten den Hügel hinab. Einige Zeit noch konnte der Förster den hellen Schein verfolgen, den die Laternen verbreiteten; dann verschwand auch dieser. Ringsumher Dunkel und tiefe Stille.

Da wandte der Förster sich seufzend zum Hause zurück. Das hatte er nun für seine Menschenfreundlichkeit! In der Mitte der Nacht riß man ihm seinen Schützling aus dem Hause, als ob dasselbe eine Lasterhöhle wäre! Kaum, daß ihm mit ein paar artigen Worten die Kränkung minder empfindlich gemacht wurde! — Er hatte die Zimmerthüre seiner Schwestern gehen hören; er wußte, daß sie den Auftritt auf dem Flur belauscht hatten. Wie würden sie außer sich sein! — Und dann stand noch die Rückkehr des verlassenen Bräutigams bevor!

Und Wolfshagen beschloß, bei Tagesanbruch auf die Jagd zu gehen und sich vor Dunkelwerden nicht wieder blicken zu lassen. Er hoffte, Konrad werde so taktvoll sein, sich davon zu trollen, sobald ihm die Hiobspost geworden sei, die auf ihn wartete.

IV.

Als der Förster mit seiner Erzählung so weit gekommen war, nicht ohne sich von den Schwestern vielfache Unterbrechungen gefallen lassen zu müssen, schlug es elf Uhr. Er wollte abbrechen, indem er geltend machte, daß er mich verhindere, mein Lager aufzusuchen, was ich gewiß längst schon im Stillen gewünscht habe. Ich konnte ihm indessen mit gutem Gewissen versichern, daß ich durchaus nicht müde sei, und mir nichts lieber sein würde, als wenn er jetzt seine Geschichte beendige, die ja allem Anschein nach nicht mehr von langer Dauer sein könne.

Er willfahrte mir und fuhr fort:

„Mein Freund Konrad, der wirklich am Vormittage nach Huldas Flucht wieder eintraf, hatte keineswegs diejenige Eile gehabt, meinem Hause für immer den Rücken zu kehren, die ich bei ihm vermuthete. Er erwartete mich, allerdings mit betrübtem Gesicht und in gedrückter Haltung. Aber er unterließ doch nicht, mir allerlei Einkäufe vorzuweisen, die er gemacht hatte — Tand für Hulda, Tand für sich. Und bei dieser Gelegenheit verehrte er mir auch die Photographie, die oben in Ihrem Zimmer hängt. Auch sie sollte eine Ueberraschung für Hulda sein. Ungemein bezeichnend ist es für seinen Charakter, daß er sofort daran gedacht hatte, sich abbilden zu lassen, sobald ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Und es stellte sich heraus, daß er lediglich dieser Photographie halber einen Tag hatte zugeben müssen! — Uebrigens schien er sich unterwegs reichlich schadlos gehalten zu haben für die einfache Kost, mit welcher er in den letzten Wochen hatte vorlieb nehmen müssen. Mit dem Erlös von Huldas Juwelen in der Tasche war er zweifelsohne schon probeweise als der große Herr aufgetreten, der er in kurzer Zeit zu sein hoffte!

„Er war mir, Alles in Allem, unbegreiflich. Welcher Art auch seine Hoffnungen für die Zukunft sein mochten, einerlei ob sie auf den rechtmäßigen Besitz eines geliebten Weibes gerichtet waren oder lediglich auf den Mitbesitz ihres Vermögens: er war doch jetzt aller dieser Hoffnungen bar. Eine Enttäuschung hatte ihn getroffen, so bitter, so schmerzlich, wie nur eine den Menschen treffen kann. Und dabei doch nur die Maske des Kummers! Ich merkte es recht wohl, daß ihm innerlich ganz leidlich zu Muthe war.

„Daß ich mich über seine Unempfindlichkeit erzürnte, wer will es mir verdenken! — ‚Trägst Du denn einen Panzer über dem Herzen,‘ fuhr ich ihn an, ‚daß dies Alles von Dir abgleitet, als wenn es nichts wäre? — Wohl kann ich verstehen, daß Du an Jene nicht mit reuigem Bedauern denkst, der Du das Leben verdorben hast durch Deine sträfliche Nachgiebigkeit. Als ein Egoist warst Du mir von jeher bekannt. Eben darum aber ist mir Deine Fassung ein Räthsel. Deine ehrgeizigen Träume haben sich als Schäume erwiesen und sind in alle Winde zerflattert.

Schlimmer bist Du daran als je zuvor. Nicht allein bist Du brotlos; auch in Deinem Fache hast Du Dich für Deutschland unmöglich gemacht. Was willst Du beginnen, wie Dich ernähren? — Hier ist Deines Bleibens nicht länger; auch wenn ich Dich aus Barmherzigkeit noch eine Weile beherbergen wollte, meine Schwestern würden es nicht leiden. Sie bestehen darauf, daß Du in kürzester Frist gehst, lieber heute als morgen. Und die Wahrheit zu sagen: ich bin derselben Meinung!'

„Während ich mir solchermaßen Luft machte, im Zimmer hin- und hergehend, saß Konrad Gruber, ohne sich zu rühren, auf seinem Stuhle. Nur die Ecken seines koketten Schnurrbartes drehte er langsam zwischen den Fingern. Als ich geendet hatte, sagte er spöttisch: ‚Ueber Mangel an Deutlichkeit Deinerseits kann ich mich nicht beklagen. Beruhige Dich, morgen früh sollt Ihr mich los werden, Du und Deine Schwestern. Und was Deine übrigen freundschaftlichen Bemerkungen betrifft, ein Jeder findet sich mit einem Unglück auf die beste Art ab. Ich thue nichts Anderes. Soll ich flennen, weil mir ein Weib durchgebrannt ist? Soll ich mir die Haare ausraufen, weil ich nicht als Schloßherr in Rattingen einziehen werde? Fürwahr, ich wäre ein Thor, wenn ich eins von beiden thäte. Von dem weichen Holze bin ich nicht geschnitzt, das bei einem Sturme gleich zu Boden purzelt. — Und meine Zukunft? Es ist sehr liebenswürdig von Dir, daß Du Dich damit beschäftigst. Nun: für's Erste ist ja für mich gesorgt. Die kleinen Steine, die ich am Dienstag mit hinweggenommen, haben sich inzwischen in ein ganz artiges Sümmchen verwandelt.'

„Ich unterbrach ihn: ‚Das ist nicht Dein Geld!' ‚O nein,' versetzte er lachend und mit den Augen blinzelnd. ‚Gewiß nicht! Ich betrachte es auch nur als ein Darlehen. Du wirst nichts dagegen haben können, daß ich es in dieser Form verwende.'

„Dagegen ich: ‚Wenn Du nicht fühlst, daß Du dieses Geld an seine Eigenthümerin abliefern mußt, so ist Dir nicht zu helfen. Es entehrt Dich, wenn Du es behältst.' — ‚Und wenn ich es zurückgäbe, würde ich zum Bettler,' erwiderte Gruber. ‚Einstweilen habe ich noch keine Lust zu dieser ehrenhaften Profession. Nehmen wir an, Hulda habe mir ein Abschiedsgeschenk machen wollen.'

„‚Thue, was Du willst,' rief ich empört. ‚Ich weiß jetzt, für was ich Dich zu halten habe. Wir sind geschiedene Leute für immer!' ‚Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,' sagte Gruber gleichmüthig, ‚und an Deinem Uebelwollen ist mir nichts gelegen.' — Er erhob sich. — ‚Ich gehe jetzt auf mein Zimmer. Morgen früh mit Tagesanbruch rücke ich ab. Ich werde Dich nicht aufwecken, um Dir Adieu zu sagen. Machen wir's jetzt ab. Leb' wohl, Eberhard!' Er streckte mir die Hand entgegen; ich wandte mich ab. ‚Wie Du willst,' lachte er. ‚Du warst immer ein Philister und ein Pedant. Ich entschuldige Dich.'

„An der Thüre kehrte er sich nochmals zu mir. ‚Was die Kosten anbetrifft, die wir Dir verursacht haben,‘ sagte er, ‚so kannst Du Dich dafür aus den Möbeln bezahlt machen, die wir Dir hinterlassen. Du wirst etwas dabei übrig haben — es ist Dir von Herzen gegönnt.‘

„Es war eitel Bosheit, die ihm das Anerbieten eingab. Er wollte mich in Versuchung führen; wenn ich darauf eingegangen wäre, so hätte ich ihm nichts mehr vorzuwerfen gehabt.

„‚Scheer' Dich zum Kukuk!‘ fuhr ich auf ihn los. Diese Möbel, über die Du so freigebig verfügst, gehen Dich nichts an. Daß ich fremdes Gut respectire, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du kennst mich. Nicht eine Stecknadel werde ich der Freiin von Rattingen vorenthalten. Und eine Gegenrechnung werde ich auch nicht aufstellen. Schon einmal habe ich mich in diesem Sinne klar und deutlich gegen Dich ausgesprochen. Du hast ein sehr kurzes Gedächtniß.‘

„‚Deine Großmuth ist außerordentlich,‘ spottete Gruber. ‚Zu Wohlstand wirst Du dabei freilich nicht kommen.‘

„Kaum konnte ich dieser Unverschämtheit gegenüber mich halten. Mit energischer Gebärde wies ich auf die Thüre: ‚Geh', oder‘ — da entfernte er sich mit geringschätzigem Achselzucken.

„Es kochte in mir; meine Schwestern hatten Mühe, mich zu beruhigen. So war ich noch nie beleidigt worden. In der Nacht wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager. Ich wartete auf die Morgendämmerung, die mich von dem ehemaligen Freunde befreien würde. Endlich stahl sich eine schwache Helle in mein Zimmer. Nicht lange dauerte es, und ich hörte oben Grubers Thüre gehen. Dann kam er polternd die Treppe herab. Er pfiff eine lustige Melodie, der Lump! Wie eine Herausforderung kam es mir vor. Eine unsinnige Wuth stieg mir zu Kopf; ich sprang aus dem Bette, ergriff ein Gewehr und stürzte auf den Flur hinaus. Schon hatte er das Haus verlassen. Die Hausthüre stand offen; ich sah ihn, wie er mit elastischem Schritt davonging, seinen kleinen Koffer auf der Schulter. Ich — Gott verzeih' mir die Sünde! — ich hob die Büchse an die Backe und stand im Anschlage. Am Gatter angekommen, wandte er sich nochmals um. Da gewahrte er mich und sah die Mündung des Gewehrs auf sich gerichtet. Er wurde kreideweiß und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Ueber die verhaßten Züge ging ein nervöses Zucken — o, nie in meinem Leben war mein Auge schärfer, meine Hand fester als in diesem verhängnißvollen Augenblick —

„Ich weiß nicht, was erfolgt wäre, wenn ich nicht gerade jetzt meinen Namen gehört hätte. Es war Riekes Stimme. Durch den Lärm wach geworden, den Gruber verursacht hatte, — vernehmend, daß meine Thüre ging, wurde sie von einer unbestimmten Angst aufgetrieben. Als sie leise ihre Kammerthüre öffnete, sah sie das Entsetzliche. Ich stand im Begriff zum Mörder zu werden. Da rief sie, nein, schrie sie meinen Namen.

„Als ob ich plötzlich aus einem schweren Traum erwachte, war es mir. Ein Schauer ging mir durch Mark und Bein. Ich setzte die Büchse ab, schloß und verriegelte die Hausthüre und schlich in mein Zimmer zurück, nunmehr zitternd vor Kälte. Ich begriff nicht mehr, wie es möglich gewesen war, daß mich dieser Wuthanfall bemeistert hatte. Nie zuvor war ich von einer derartigen Aufwallung befallen worden. Tief zerknirscht war ich, und zugleich fürchtete ich mich vor mir selbst. Ich hatte erfahren, welch ein Dämon in mir wohnte.

„Und um mich beständig an das Dasein dieses Dämons zu erinnern, hing ich die Photographie des elenden Menschen, des Konrad Gruber, in meiner Stube auf. Dort ist sie mir lange Jahre beständig vor Augen gewesen; dann habe ich sie nach oben verwiesen, als ich wußte, daß sie mir nicht mehr nöthig war. Von dem Originale aber — von meinem ehemaligen Jugendfreunde haben wir niemals mehr etwas gehört."

Hastig trank er den Rest Wein aus seinem Glase; der letzte Theil seiner Erzählung hatte ihn doch warm gemacht.

„Und Hulda?" fragte ich. „Was wissen Sie von ihr?"

„Auch sie ist für uns verschollen," antwortete Jette. „Kurz nach Grubers Abreise wandten wir uns an den Pastor Willebrück, damit er die Angelegenheit mit den Möbeln vermittle. Wir selbst scheuten uns, darüber zu schreiben. Der Pastor schien freie Hand über die Sachen erhalten zu haben; er schlug uns vor, dieselben zu erwerben. Wir ließen sie taxiren, und haben sie binnen Jahresfrist in verschiedenen Raten abbezahlt."

Und Rieke ergänzte: „Um Ostern 1857 langte eine Kiste bei uns an. Sie enthielt für jede von uns ein schwarzseidenes Kleid, und für Eberhard eine Meerschaumpfeife. Unter dem Deckel lag Huldas Visitenkarte, ohne ein einziges geschriebenes Wort. Wir haben uns geziemend bedankt, natürlich nur in den allgemeinsten Ausdrücken. Wir wußten, daß damit der Verkehr zwischen der Freiin von Rattingen und uns zu Ende sein werde. Und er ist es auch gewesen. Inzwischen sind neunzehn Jahre verflossen, und niemals in all' der Zeit ist der Zufall so gefällig gewesen, uns eine, wenn auch noch so geringe Kunde von ihrem Schicksal zuzutragen."

Bald darauf schieden wir für die Nacht.

Als ich mein Zimmer erreicht hatte, war mein Erstes, daß ich die Photographie von Konrad Gruber von der Wand nahm und dieselbe beim Scheine meines Lichtes aufmersam betrachtete.

Was doch das Vorurtheil thut! — Jetzt glaubte ich aus den Zügen, die mich vorhin fast enthusiasmirt hatten, Gefallsucht, Verstellungskunst und Charakterlosigkeit herauslesen zu können! — Dennoch: er war dazumal ein schöner Mann gewesen, jener schlimme Freund des Försters — dazumal, als er das rasche Herz der jungen Freiin von Rattingen gewann! Genau prägte sich mir sein Gesicht ein; ich träumte sogar in der Nacht

von ihm in den mir ungewohnten Federbetten. So lebendig sah ich ihn vor mir, daß ich mich nach dem Aufwachen besinnen mußte, ob mein Traum nicht doch etwa Wirklichkeit gewesen sei.

Nach dem Kaffee rüstete ich mich zum Wiederantritt meiner Wanderung. Ich fragte, was ich schuldig sei. Jette berechnete mir nur, wie ich erwartet hatte, den Imbiß vom gestrigen Abend, und ich hütete mich wohl, sie durch das Anerbieten einer weiteren Vergütung zu kränken. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, die Schwestern und ich. So adrett und geschniegelt sahen die kleinen Damen schon am frühen Morgen aus, daß es eine Lust war, sie anzuschauen. Aber wer Rieke war, und wer Jette, das hätte ich noch immer nicht angeben können.

Wolfshagen begleitete mich eine Strecke Wegs, nach Sprenzlingen zu. Er war nachdenklich und einsilbig.

„Die dumme Geschichte von Anno Sechsundfünfzig geht mir noch im Kopfe herum," gestand er endlich. „Fast hatte ich sie vergessen; seit ich gestern Abend die alten Erinnerungen wieder heraufbeschworen habe, kann ich nicht wieder davon loskommen. Und ich kann's nicht leugnen: ich erführe gar zu gerne, wie Hulda sich im ferneren Leben mit jenem Jugendstreiche abgefunden hat. Wenn ich sie richtig taxire, so wird sie unverehelicht geblieben sein. Ein Frauenzimmer wie sie trägt keine dunkle Stelle aus ihrer Vergangenheit in die Ehe, und ist andererseits zu stolz, um sich vor einem Manne zu erniedrigen, der sie liebt."

Nach einer Weile sagte er: „Sie kommen mehr in der Welt herum als unsereiner. Horchen Sie doch einmal, ob Sie nicht etwas über die Erbin von Rattingen in Erfahrung bringen können. Und dann schreiben Sie mir's."

Ich versprach es ihm, allerdings ohne die geringste Hoffnung, daß ich jemals seine Neugierde würde befriedigen können. Dann trennten wir uns mit herzlichem Händedrucke. Er kehrte zurück zu seinem verbauten Waldasyl in die Pflege seiner Schwestern; ich schritt fürbaß in den schönen Morgen und sonnte mir die Gedanken hinweg, die mir noch von des Försters Erzählung her im Kopfe spukten. Und allmählich vergaß ich das unselige Paar, das der Leidenschaft nicht hatte widerstehen können, um nach kurzer Zeit, von der Leidenschaft verlassen, auseinander zu fliehen, mit der Reue als lebenslänglicher Bürde.

(Schluß folgt.)

Anton Dvořák.

Eine biographische Skizze.

Von

Friedrich Hlaváč.

— Prag. —

Noch sind es keine zehn Jahre her, daß man sich in deutschen Kreisen an das fremdartige ř (sprich rsch) im Namen Anton Dvořák gewöhnt hat. Man mußte damals noch immer zu seinem Namen Commentare und Erläuterungen für dessen Aussprache beifügen. Und das geschah sogar in eingeweihten Musikkreisen, die nicht auf jene musikalischen Erscheinungen warten, die man im Concerthause vorführt oder im Buchhandel „Zur Ansicht" in's Haus schickt. In diesen Kreisen kannte man Dvořák wohl. Aber dem großen deutschen Publicum war der Name Dvořák zu jener Zeit ebenso fremd wie das ř. Ja, man kann nicht einmal von allen ernsten Musikkreisen sagen, daß sie bereits Dvořák gekannt hätten, bevor sein erstes Werk bei Simrock in Berlin erschien. Das Mendel-Reißmann'sche Musik-Lexikon, das größte und gediegenste deutsche Werk dieser Art, das über jeden „kleinen Mann" in der Musik eine Auskunft zu geben im Stande ist, weiß von Dvořák, der zu jener Zeit schon eine ganze Reihe ausgezeichneter Werke componirt und aufgeführt hatte, noch gar nichts. Es ist sonderbar genug, aber erklärlich ist es schon. Wenn man bedenkt, welche Kämpfe es gekostet hat, bevor sich Dvořák auch in deutschen Concertsälen heimisch machte, in einer Zeit, wo sein Name bereits im raschen Umschwung war, so wird man sich über die Lücke im Lexikon nicht gar zu sehr wundern. Dvořák hat für Deutschland vor Allem einen großen Fehler gehabt; er war, wie sein Name auf den

ersten Blick Jedem verräth, ein „Tscheche". Und das ist wohl kein Verbrechen, aber ein Unglück ist es immerhin, wie Jemand einmal schrieb. Man ist in Deutschland über alles Czechische vorderhand noch nicht viel besser unterrichtet als über Centralafrika.

Es würde zu weit und in ganz andere Fächer führen, wollten wir diesen Punkt, der in den Nationalitätverhältnissen seinen Grund, wenn auch keine ausreichende Begründung findet, näher beleuchten. Es ist genug daran zu constatiren, daß die unleidlichen Verhältnisse in Böhmen auch auf die Urtheile über Kunst und Künstler in bedauernswerthem Maße Einfluß haben. Und da es nun einmal hieß, Dvořák sei ein Czeche, so durften seine Werke nicht aufgeführt, seine musikalische Größe nicht anerkannt werden. Man wird sich noch der Unbill erinnern, die Meister Bülow erleiden mußte, weil er sich der czechischen Musik inniger annahm; und er that es aus den lautersten, künstlerischen Gründen. Auch das kann schließlich nicht gar sehr zu Wunder nehmen, wenn auch musikalische Kreise voreingenommen waren gegen Dvořák. Der bekannte Musikhistoriker Naumann schildert Dvořák als „Jungczechen" und sagt dann zum Schluß*): „Bemerkenswerth sind ferner seine, unter dem Namen ‚furiante' herausgekommenen böhmischen Nationaltänze: ein Titel, der übrigens mit der Bezeichnung ‚con furia', welche mehr als eine national-angehauchte Instrumentalcomposition der jungczechischen Schule trägt, in einem kennzeichnenden Zusammenhang steht — um so mehr, als die deutsche Bevölkerungshälfte von Böhmen und Mähren fast täglich erfahren muß, gegen wen diese unprovocirte czechische „furia" gerichtet ist." Nach einer derartigen Schilderung des Künstlers ist allerdings Sympathie für ihn nicht möglich. Doch wie die Kunst überall die reine Waffe führt, die endlich siegt, so hat auch Dvořáks Kunst alle Hindernisse siegreich weggeschafft, und heute kennt man Dvořák wohl schon in der ganzen Welt. Wie zur Sühne für die Kälte und Zurückhaltung, mit der das deutsche Publicum dem böhmischen Componisten entgegenkam, mußten es gerade deutsche Musiker sein, die an seiner Seite standen im Kampfe für seine Kunst. Und gerade die Vornehmsten unter ihnen, Johannes Brahms an der Spitze, waren es, die Dvořák halfen jene Position zu erringen, die er in der heutigen Musikwelt in der That einnimmt. Nicht als ob es Dvořáks Kunst nothwendig gehabt hätte, von musikalischen Größen anerkannt und eingeführt zu werden; aber Dvořák selbst als Mensch bedurfte solcher Hilfe. Er, der Componist von Tonstücken, die von seltener künstlerischer Energie zeugen, ist als Mensch bei Weitem nicht so energisch und gar nicht kampflustig. Ein Feind jeglicher Reclame, läßt Dvořák nur die Stimme seiner Kunst ertönen, und nur die Macht seiner Kunst ist sein Streitmittel. Da aber leider die heutigen Musikverhältnisse nicht danach angethan sind, den Künstler nur

*) E. Naumann, Illustrirte Musikgeschichte Seite 1103 u. f.

nach dem Ernste seiner Kunst zu beurtheilen, so hätte Dvořák immer einen schweren Kampf gehabt ohne die moralische Hilfe der erwähnten Künstler und Kunstfreunde. Denn auch alles Aeußerliche, Pompöse und Lärmende ist Dvořák verhaßt. Er ist in jeder Hinsicht ein Mann von geradezu kindlicher Bescheidenheit. Man mag ihn nur einmal beobachten, wenn er als Dirigent seines Opus auftritt. Wie unruhig, bescheiden, ja verschämt er um sich blickt! Erst wenn er den Tactstock ergreift, die ersten Töne des Werkes erklingen, athmet er leichter und ist auch beweglicher. Diejenigen Concertbesucher, die Dvořák erst am Dirigentenpulte sahen, werden allerdings behaupten, er dirigire mehr als beweglich: der Tactstock wirkt auf ihn wie ein Zauberstock. Sein ganzes Temperament, sein ganzes Feuer theilt er dem Orchester mit; erst wenn ein Satz oder das ganze Werk beendet ist, wird er wieder geradezu zerstreut und eilt, rasch sich nach allen Seiten verbeugend, vom Dirigentenpulte. Die Musik belebt jede Faser an dem Meister, und man sieht förmlich, wie er sie zum Athmen nothwendig hat. Mir kam es oft vor, wenn ich Dvořák ein rasches, leidenschaftliches Tonstück, wie das „Scherzo furiante“ seiner D-dur-Symphonie oder den ersten slavischen Tanz (Neue Folge) dirigiren sah, als ob jeden Augenblick diese Kraft Alles fortreißen, das Feuer des betreffenden Werkes Alles verzehren sollte. Wenn der Componist dirigirt, weiß er sonst von Nichts als von seinem Werke. Man kann vielleicht behaupten, Dvořák sei unter den lebenden Componisten der musikalischste. Es ist kein Wunder. Von zartester Jugend an hat er sich mit der Musik befaßt, mit ihr sich gefreut und getrauert.

Dvořáks Jugend ist frei von allem Glorienschein, mit welchem man das erste Lebensalter berühmter Männer so gern umgiebt. Wie Alles an seiner Persönlichkeit, so war auch seine Jugend bescheiden. Anton Dvořák ist in Mühlhausen in Böhmen (unweit Kralup) am 8. September 1841 geboren. Sein Vater war Fleischer und Gastwirth zugleich, wie es ja auf Dörfern so Sitte ist. Er war nicht so „glücklich“ wie viele Andere, sich mit fünf oder sechs Jahren an's Clavier setzen zu können. Sein Vater bestimmte auch ihn für das ehrsame Geschäft eines Fleischers und war völlig frei von allem Ehrgeize bezüglich seines Anton. Es giebt in Böhmen ein altes und gutes Sprichwort, welches sagt: „Jeder Böhme ein Musikant“; und wenn es auch heute nicht mehr ganz so allgemein gilt, wie ehemals, so trifft es doch in vielen Fällen noch zu. Und auch an Dvořák hat es sich erfüllt. Kaum in die Schule eingetreten, gewann er Vorliebe für das Violinspiel, welches ihn der dortige Lehrer Joseph Spitz, dessen er heute noch dankbar gedenkt, lehrte. Sein Talent und die Lust am Spiel brachte Dvořák bald zu ungeahnten Erfolgen. Denn wo es im Dorfe ein Fest oder eine Tanzmusik gab, durfte der kleine Dvořák mitspielen; ja auch in die Kirche nahm ihn der Lehrer mit. Als er zwölf Jahr alt geworden war, schickte man ihn nach Zlonitz (bei Schlan), wo sein Onkel lebte,

damit er dort seine Schulbildung vollende. Natürlich hat er auch dort das Musiciren nicht fallen lassen. In Zlonitz lebte ein alter Organist, Namens Liehmann, welcher ihm die Anfangsgründe des Clavier- und Orgelspieles lehrte. Auch etwas Theorie lernte Dvořák vom alten Liehmann: noch heute, wenn er von dem guten Alten erzählt, erregt die Erinnerung an diese Theorie seine größte Heiterkeit. Aber sonst war der alte Organist doch ein guter Musiker: er erkannte gleich das Talent des jungen Dvořák und prophezeite ihm viel Gutes. Nachdem er zwei Jahre in Zlonitz gelebt hatte, sollte er eine andere Weltstadt aufsuchen, d. h. die „Hochschule" in Böhmisch-Kamnitz beziehen. Böhmisch-Kamnitz ist nämlich ein Städtchen mit deutscher Bevölkerung, und Dvořáks Vater wünschte, daß Dvořák Deutsch erlerne. Auch hier fand er einen guten Musiker, einen ausgezeichneten Organisten, A. Hancke. Dieser nahm den talentvollen Dvořák gern zu sich und vervollständigte nach Möglichkeit sein Wissen. Nach einem Jahre siedelte der Vater Dvořáks nach Zlonitz über und rief seinen Sohn zu sich, um ihn nun ganz der Fleischhauerei zu überliefern, damit er einst den alten Vater vertreten könne. Aber Dvořáks Herz, seine ganze Liebe war schon viel zu viel der Musik geweiht, als daß er ohne Widerstand dem Rufe seines Vaters gefolgt wäre. Er erklärte dem Vater, er könne und wolle sich nicht dem Handwerk widmen. Aber der praktische Vater, der die Zukunft seines Sohnes nur im Schoße der Fleischerzunft sicher wähnte, hörte nicht auf die Bitten seines Sohnes. Erst als dieser seinen Zlonitzer Lehrer Liehmann um Beistand in dieser für ihn so wichtigen Sache bat, ließ sich der Vater bewegen, seinem Sohne die Reise nach Prag zu gestatten, wo er in die Orgelschule eintreten wollte. Im Jahre 1857 sehen wir Dvořák in Prag; sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, er konnte sich jetzt ausschließlich der Musik widmen und nur ihr leben. Seine ganze Leidenschaft war nun die Musik, sein ganzer Enthusiasmus galt der Tonkunst. Und heute noch, wie ich schon sagte, lebt er nur für sie.

Dvořák lernte mit eisernem Fleiße und unerschütterlicher Ausdauer, genährt von seiner großen Begeisterung. Aber bei Hunger und Durst ist es doch recht schwer die Kunst zu pflegen. Sein Vater hatte für seine Familie zu sorgen, und seine Verdienste reichten nicht hin, einen Sohn in Prag, wenn auch in einfachster und bescheidenster Weise zu unterhalten. Einige Monate unterstützte ihn der Vater; aber schließlich mußte er auch diese kleinen Unterstützungen unterlassen. Was thun? Da trat Dvořák in eine Privatcapelle, die in den Gasthäusern Prags die musikalische Unterhaltung des Publicums zu besorgen hatte, aber auch bei Bällen beschäftigt war. Hier wirkte Dvořák als Bratschist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß später auch sein berühmter Landsmann, der Violinvirtuose Franz Ondříček, dieselbe Beschäftigung aufsuchen mußte, um sich vor Hunger und Noth zu schützen.

Daß eine derartige Thätigkeit seinem Studium nicht sehr zuträglich

und seinem Geschmack nicht förderlich gewesen, ist nicht schwer zu errathen. Aber hier zeigte sich eben Dvořáks Energie: bei Tage studirte er fleißig und emsig die unsterblichen Werke musikalischer Meister und Abends mußte er mit Selbstverleugnung die gerade beliebten Polkas und Walzer bei Bier und Rauch vorgeigen. Im Jahre 1862 gelang es den großen Anstrengungen und Bemühungen einiger czechischer Patrioten, ein böhmisches Interimstheater zu errichten; in diesem Theater hatte die Capelle, bei welcher Dvořák spielte, die Musik zu besorgen, weil es dem Theater vorderhand an Mitteln mangelte ein selbständiges Orchester zu unterhalten. Erst als die Verhältnisse dieser Bühne sich ein wenig besserten und ein eigenes Orchester geschaffen wurde, trat Dvořák in dasselbe als Bratschist über. Es war das noch immer kein schöner Lebensunterhalt, aber das widrige Gasthausspielen war Dvořák doch endlich los.

In diesem Theaterorchester blieb Dvořák volle elf Jahre! Wer nur annähernd das Theaterleben kennt, wer weiß, wie viel Proben ein bereits geschultes Orchester mitmachen muß, der wird nicht schwer beurtheilen können, wie sehr kurz Dvořáks freie Zeit bemessen war während der Jahre, da er in diesem kleinen, unfertigen Orchester beschäftigt war. Und dennoch arbeitete er zu Hause unaufhörlich. In diese Periode fallen ungemein zahlreiche Compositionen Dvořáks, die allerdings nur er selbst und zum Theil seine damaligen Freunde kennen. Sie sind als unreife und schwache Jugendcompositionen meistens verbrannt worden. „Wenn wir Sonntags Buchten*) haben sollten," erzählte Dvořák einmal, „wandte sich das Dienstmädchen stets vertrauensvoll an mich. Papier zum Feuermachen war bei mir stets zu haben." Nichtsdestoweniger sind dennoch einige seiner damaligen Werke erhalten geblieben, die Dvořák später, allerdings umgearbeitet, mit ganzem Erfolge aufführen ließ.

Im Verbande des böhmischen Theaters verblieb Dvořák bis zum Jahre 1873, in welchem er eine Organistenstelle an der Kirche zu St. Adalbert in Prag erhielt. Auch von dieser Stelle ist er nicht reich geworden. Er mußte, wie zahlreiche seiner Collegen, Privatstunden ertheilen, was auch nicht zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört. Zudem studirte Dvořák unaufhaltsam, obzwar auch dieses ihm nicht leicht fiel. Denn was ist ein Musiker ohne Clavier! Er mußte ein solches lange Zeit in seinem kleinen Heim vermissen, und nur mit Hilfe seiner Freunde gelang es ihm endlich, es zu erschwingen. Mit der Verheirathung des Meisters mit der Schwester der einst in Prag hochgefeierten Schauspielerin Cermak (jetzt Gräfin Kaunitz) schließt der erste Theil von Dvořáks Biographie.

Das Jahr 1875 bildet den Beginn des zweiten Theiles. Das k. k. Ministerium in Wien schreibt alljährlich ein Künstlerstipendium im Betrage von — wenn ich nicht irre — 1000 fl. aus. Als Richter im

*) Eine Art böhmischer Kuchen.

Musikfache fungirten damals Johannes Brahms und Eduard Hanslick. Mit künstlerischem Scharfblick erkannten diese zwei Richter das große Talent Dvořáks; das Stipendium wurde ihm ertheilt und blieb ihm einige Jahre. Hierdurch war sein Glück besiegelt. Das Stipendium ermöglichte es ihm, sich wenigstens etwas Zeit zum Schaffen zu reserviren. Dvořák arbeitete mit gesteigerter Lust und Freude, und das Resultat war eine Reihe von Compositionen, die beim großen Publicum wie bei den bedeutendsten Musikern Aufsehen erregten. Als seine berühmten „Slavischen Tänze" und „Rhapsodien" die Runde durch die Welt gemacht, als die lobenden Stimmen eines Brahms, Hanslick, Ehlert und Ehrlich laut wurden — da konnte Dvořák ruhig schlafen. Der geniale Componist, der seine Werke bisher in Prag, wollte er sie nicht in seinem Pulte vergraben, für kleine Honorare hergeben mußte, fand in N. Simrock einen Verleger, der es dem Meister ermöglichte, die lästigen und bindenden Privatstunden aufzugeben und sich ganz der Arbeit zu widmen. Der Beifall der Werke war ein ungetheilter, und Bülow, der damals noch seine reisende Meininger Capelle siegreich durch die Welt führte, schloß sich der „Dvořák-Propaganda"an. Ich will hier nur in Kürze die bedeutendsten Stimmen wiedergeben, die damals Dvořák so plötzlich aus dem kleinen Kreise seiner Landsleute auf die großen Concertpodien der Weltstädte hoben. Als die „Slavischen Tänze" in Berlin zum ersten Male gespielt wurden, schrieb der seither verstorbene, aber unvergeßliche L. Ehlert: „Hier ist endlich einmal wieder ein ganzes und zwar ein ganz natürliches Talent. Ich halte die Slavischen Tänze für ein Werk, das die Runde durch die Welt machen wird. Eine himmlische Natürlichkeit fluthet durch die Musik, daher sie ganz populär ist. Keine Spur von Gemachtem oder Ergrübeltem ist in ihr. Wir haben es hier mit vollendet künstlerischen Arbeiten zu thun, nicht mit einem Pasticcio, das aus nationalen Anklängen zufällig zusammengetragen ist. Wie immer bei größer angelegten Talenten hat der Humor in Dvořáks Musik den Löwenantheil." Professor Hanslick sagte (1881) über ein Sextett des Meisters: „Es gehört zu dem Reizendsten, was die Kammermusik in jüngster Zeit hervorgebracht hat. Gleich die ruhige, klare Melodie des so ebenmäßig hinfließenden ersten Satzes empfängt uns wie lieblich warmer Sonnenschein; ohne Frage hat ihm Brahms' herrliches B-dur-Quartett vorgeschwebt. Noch eigenthümlicher sind die beiden Mittelsätze: das an walachische Volksweisen erinnernde sanft klingende Andantino — ein geradezu entzückendes Stück." Es ist begreiflich, daß das Interesse, welches Dvořák bei so hervorragenden Musikern weckte, sich der ganzen Musikwelt mittheilte. Und wenn man ihn auch vielfach unfreundlich empfing, — man fing an sich für den czechischen Componisten zu interessiren, und das genügte. Sein Ruf und Ruhm wuchs zusehends. Er drang namentlich über den Canal la Manche nach der Riesenstadt London, wo sein „Stabat Mater" eine derartige Sensation

erregte, daß Dvořák nach unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu den beliebtesten und am häufigsten gespielten Componisten in England gehörte. Die kühlen Engländer erwärmte Dvořáks Musik in so hervorragender Weise, daß er einigemal ihrem Rufe folgend in London erscheinen mußte, um eines seiner Werke persönlich zu dirigiren. Die Londoner hörten sich nicht satt an seinen bereits componirten Werken und bestellten bei ihm neue. Er schrieb für die große Verlagsfirma Novello in London die Oratorien „Sancta Ludmila" und „Die Geisterbraut", sowie eine Symphonie in D-moll, welche insgesammt durchschlagenden Erfolg hatten.

Dvořák, steht heute auf der Höhe seines Alters und Schaffens und arbeitet unermüdlich fort. Es vergeht kein Jahr, das nicht die Zahl seiner Werke vergrößerte.

Dvořáks Compositionen tragen sämmtlich einen specifisch slavischen, böhmischen Charakter. An diesem Factum läßt sich nicht rütteln; ob man es nun gutheißt oder verdammt — es besteht. Jede Composition, die von ihm in die Welt gesandt wird, sagt gleich, woher sie kam der Fahrt. Aber der slavische Charakter seiner Compositionen collidirt nirgends mit der künstlerischen Vornehmheit; er hat seine von nationalen Weisen beeinflußten Themen in die vornehmsten musikalischen Gattungen eingeführt; in seinen Symphonien begegnet man oft Motiven, die ihren böhmischen Ursprung nicht verleugnen können, und doch kann man von den wenigsten sagen, sie wären nicht am Platze. Dvořak besitzt Originalität und Erfindungsgabe, beide in hervorragendem Maße. Die musikalischen Gedanken gehen ihm nie aus. Man kann zwar nicht behaupten, daß alle Compositionen unseres Meisters gleich hervorragend gut und ohne Gegner wären; aber Gedankenarmuth kann man ihm nie vorwerfen. Mag man die Gedanken beurtheilen, wie man will — da sind sie immer! Und neben diesen Eigenschaften, die das ganze Vermögen eines jeden Componisten ausmachen, hat Dvořák noch etwas, was ihn für immer und bei jeder Gelegenheit von dem Vorwurfe befreien dürfte, er sei langweilig in seinen Compositionen. Wenn auch ein Thema nicht gelungen ist — quandoque bonus dormitat Homerus! — seine Instrumentationsgabe, dieses genialste Beherrschen des Orchesters, wird den Hörer immer fesseln. In der großen Reihe Dvořákscher Compositionen liegt der Beweis dafür. Seine „symphonischen Variationen" besitzen ein kurzathmiges Thema, dem man an sich zwar nichts Schlechtes nachsagen, aber auch nichts Besonderes abgewinnen kann. Und doch: nur wenige Zuhörer werden nach einer Aufführung dieses Werkes sagen, sie hätten sich gelangweilt. Sein glänzendes Instrumentationstalent, seine originelle Art der Durchführung und Durcharbeitung interessiren nicht nur, sie sind für den Musiker und Musikfreund eine Freude. Seine Arbeiten grenzen oft an's Classische. Das kann heute nicht geleugnet werden, von Keinem, der es ehrlich mit der Musik meint.

Dvořák ist neben Brahms der hervorragendste Symphoniker unserer Zeit. Ein Vergleich zwischen diesen Meistern ist ebenso undankbar, wie alle anderen Vergleiche dieser Art. „In der Kunst will jedes Werk aus sich selber beurtheilt werden, und ein äußerliches Messen, das darauf hinauskommt, ein Werk gegen das andere schöner oder größer oder origineller zu befinden, ist unfruchtbar und im Grunde unkünstlerisch," sagt A. B. Marx sehr richtig. Brahms und Dvořák sind, neben einander gestellt, zwei gleich interessante Erscheinungen: der Eine immer ernst, der Andere auch dem Heiteren zugänglich, Beide aber gleich ernst den hohen Zielen ihrer gemeinsamen Kunst zustrebend. Das ungemeine Talent Beider äußert sich sehr oft auf gleiche Weise, und doch fehlt dem Einen das, was der Andere hat und umgekehrt. Eines aber haben doch diese beiden Musiker gemeinsam: ihre Stellung den modernen Strömungen gegenüber. „Wenn heute ein Musiker in die Oeffentlichkeit dringt," sagt irgendwo Hanslick beiläufig, „so sollte er gleich im Vorhinein sagen, wie er's mit der Religion — mit Wagner hält." Dvořák und Brahms hat man nie darnach gefragt, sie haben sich auch nie darüber geäußert. Warum? Ihre Sprache ist Musik, und jene Anderen wollen in ihre Musik Etwas hineingedichtet und erklärt haben. Brahms nicht, Dvořák auch nicht. Beide haben fleißig studirt, nichts Interessantes in der Musik sich entgehen lassen — aber dann Musik gemacht, ohne Rücksicht darauf, ob sie wagnerisch werden würde oder nicht. In der Orchestermusik namentlich haben sie den Weg der Classiker eingeschlagen, und Dvořák ist auf diesem Wege nicht beträchtlich hinter Brahms geblieben; weit voran sind sie Beide. In seinen Symphonieen, Suiten, Quartetten, also in der Orchester- und Kammermusik, hängt Dvořák an den unvergleichlich hohen Vorbildern Beethoven und Mozart.

Dvořák hat in allen Fächern der Musik gearbeitet, und überall hat er Schönes und Großes geleistet. In der Orchester- und Kammermusik, Vocal- und Kirchenmusik besitzen wir von ihm schon hochbedeutende Werke und können noch bedeutendere erwarten. Wer kennt nicht seine „slavischen Tänze", die seinen Ruhm begründet haben, wer nicht seine Rhapsodien und Legenden? Seine „Gesänge aus dem Böhmerwald," seine „mährischen Duette", sein „Scherzo capriccioso," sein „Clavier-Quintett", seine „Serenaden" sind anerkannte Perlen der modernen Musikliteratur. Sie haben auch in Deutschland die besten Freunde. Weniger bekannt sind in Deutschland seine Oratorien und seine Kirchenmusik geblieben. Und doch ist sein „Stabat mater" eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Hier ist keine „moderne" Kirchenmusik zu hören, keine effecthaschenden Opernmelodien auf Kirchentext. Es ist ein wirkliches, vom Herzen gehendes Gebet, das fromme Lied einer poetischen und idealen Seele. Seine Ballade für Chor und Orchester „Die Geisterbraut" (auf Worte von K. J. Erben), eine Art Leonoren-Sage, und das große Oratorium „Sancta Ludmila" (auf den Text des bedeutendsten böhmischen Dichters Jaroslaw Vrchlický) zählen

zu den besten Leistungen des Meisters; sein schöner, kräftiger „Hymnus" hat ihn in die böhmische Oeffentlichkeit überhaupt zum ersten Male und mit Erfolg eingeführt. Seine Choräle und Oratorien wirkten namentlich in England geradezu sensationell.

Aber auch seine Schwächen hat Anton Dvořák. In die Kategorie der weniger vollkommenen Compositionen gehören seine Opern. Es hat etwas für sich, wenn wir Musiker sagen hören, es wäre selbstverständlich, daß Dvořák kein großer Operncomponist ist. Das wäre nur den größten Classikern möglich gewesen. Wir haben in der modernen Musikgeschichte Beispiele, welche das Gegentheil dieser Behauptung beweisen (Goldmark!); aber die Beispiele, welche gute Orchestercomponisten als schwächere Operncomponisten zeigen, sind zahlreicher. Man denkt hierbei an keinen Geringeren als — Richard Wagner! Die C-dur-Symphonie dieses Musikriesen hat im Ernst nur den Enragirtesten unter den Wagnerianern gefallen. Freunde guter Orchestermusik hat dieses Jugendwerk aus dem Concertsaale getrieben; und auch die gemäßigte Wagnerpartei hat die Achseln gezuckt. Man hat selbst in den Kreisen, deren absolutistischer Wagnerianismus über alle Zweifel erhaben ist, die Schwäche der C-dur-Symphonie anerkannt und hat sie wieder in Vergessenheit gerathen lassen. Ihre Aufführung würde heute unmöglich sein. Aber auch die wenigen anderen Orchestercompositionen Richard Wagners, sein „Kaisermarsch," „Huldigungsmarsch," seine „Faustouvertüre", zeugen unleugbar gegen den Symphoniker Wagner. Johannes Brahms, der hervorragendste Symphoniker der Gegenwart, hat bisher keine Note für die Bühne geschrieben und wird es, wie es scheint, nie thun. Als im vorigen Jahre die Nachricht die Blätter durchflog, Joh. Brahms schreibe eine Oper, ließ sie der große Meister rasch dementiren. Er fühlt in sich eine dramatische Schwäche — und widersteht daher den Verlockungen der Bühne. Anton Dvořák aber hat der Sirene nicht widerstanden und wiederholt Opern componirt. Mit dem deutschen Publicum kann man nun freilich über die „böhmische Oper" so ohne Weiteres nicht sprechen. Der Entwicklung derselben müßte ein eigener Artikel gewidmet werden, wollte man ihren heutigen Stand besprechen. Ich mache daher Alle, die sich dafür interessiren, auf eine kurzgefaßte, aber ausgezeichnete Schrift des Prager Musikschriftstellers Emanuel Chvála*) aufmerksam. Hier kann bloß gesagt werden, daß als Schöpfer der böhmischen Oper der geniale Friedrich Smetana (gest. 1884) bezeichnet werden muß, der bei seinem eminenten dramatischen Talente es getroffen hat, den schönen, poetischen Volkston mit vollem künstlerischen Gelingen in die böhmische Oper einzuführen. Beinahe sämmtliche böhmische Operncomponisten (mit Ausnahme Zdenko Fibichs, eines Wagnerianers im strengsten Sinne, der

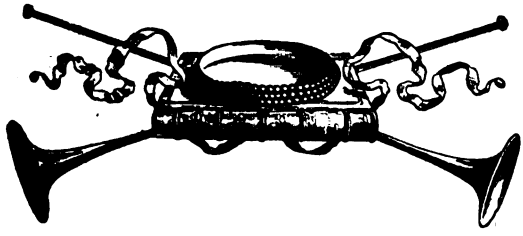
*) E. Chvála, Ein Vierteljahrhundert böhmischer Musik. Prag, F. A. Urbanek, 1889.

hochbegabt dem Musikdrama sich widmete) haben den von Smetana eingeschlagenen Weg weiter verfolgt. Auch Dvořák. Und wie schon gesagt: ein genialer Musiker wie Dvořák kann und wird nie Werthloses, Mittelmäßiges schreiben; seine Gedanken sind immer interessant, die Durchführung stets kunstvoll. Aber freilich, eines der Haupterfordernisse, das dramatische Element, besitzt keine Oper des böhmischen Meisters. In einer jeden finden wir vom rein musikalischen Standpunkte wahre Schätze. Aber auf der Bühne ist nicht Alles Gold, was glänzt, auch die schönste Musik nicht. Wohl hat Dvořák in seinen beiden letzten Opern „Dimitrij" und „Der Jakobiner" große Fortschritte gemacht; dramatisch ist aber seine Musik blutarm. Freilich darf Dvořák nicht die ganze Schuld beigemessen werden. Heute existiren noch nicht gar zu viel böhmische Opern, man kann jedoch von dem größten Theile derselben ruhig sagen, daß sie musikalisch bedeutend höher stehen, als so manche moderne deutsche, italienische oder französische Oper. Allein es muß gerade heraus gesagt werden: so schlechte untheatralische Libretti, wie sie sich an den dreißig, vierzig böhmischen Opern zusammengefunden haben, sind wohl in keiner andern Opernliteratur beisammen anzutreffen. Der musikalische Theil des Neßler'schen „Trompeter" reicht an eine Smetanasche oder Dvořáksche Oper lange, sehr lange nicht heran: und doch — ein großer Erfolg, weil ein wirksames Textbuch zu Grunde liegt. Das hat auch das Schicksal der einzigen Oper Dvořáks, die außerhalb Prags aufgeführt wurde, des „Bauer ein Schelm", besiegelt. In Dresden fand man wohl die Musik hübsch, aber undramatisch, die Handlung jedoch geradezu dumm. Und in Wien, wo die Nationalität des Componisten genugsam Abneigung gegen das Werk weckte, fiel der „Bauer" ganz ab. In der That — das kann selbst kein Freund des Componisten leugnen — ist es bei vielen Opern Dvořáks schade um die herrliche Musik. Nur „Dimitrij" kann noch halbwegs als bessere Ausnahme gelten. Nichtsdestoweniger zeigt Dvořák in seinen Opern „Bauer ein Schelm", „König und Köhler", „Die Dickschädel", „Wanda", „Dimitrij" und neuestens im „Jakobiner", daß er kein Theaterblut hat. Er ist kein Effecthascher im modernen Sinne; er arbeitet immer mit den ruhigsten, künstlerischen Mitteln eines Symphonikers und kann daher einen solchen künstlerischen Erfolg, wie im Concertsaale, im Theater nicht erlangen.

Allerdings kann man über Dvořák das Buch noch nicht zuschlagen. Er steht im besten Alter, arbeitet mit ungemeinem Fleiße und besitzt einen ganz unerschöpflichen Born von Talent. Seine schöpferische Kraft ist geradezu fabelhaft. Als er sich zum Beispiel nach der beendeten Riesenarbeit an dem Oratorium „Sancta Ludmila" ausruhen wollte, überraschte er die musikalische Welt mit der zweiten Serie seiner reizenden „Slavischen Tänze", die rasch den ersten auf dem Wege durch die Welt gefolgt sind. Und als er nach der ersten Aufführung seiner neuesten Oper Prag verließ,

um in den duftigen Wäldern Böhmens den Geist Erfrischung athmen zu lassen, brachte er von dort drei Hefte Claviercompositionen (die dieser Tage bei N. Simrock in Berlin erschienen sind) mit: „Poetische Stimmungsbilder" nebst der beinahe vollständigen Skizze einer neuen G-dur-Symphonie.

Mit der Erwähnung dieser neuen Arbeit, die wiederum Dvořáks hohe Genialität beweisen dürfte, wollen wir ihn verlassen. Seine Skizze wird nicht lange Skizze sein, bald wird sie zum fertigen Kunstwerk werden; denn er arbeitet rasch mit Lust und Liebe, mit Enthusiasmus. „Und ohne diesen," sagt Schumann, „wird in der Kunst nichts fertig gebracht." Dvořák ist nicht mehr der Unbekannte vom Jahre 1870: auf ihn blickt heute mit Stolz nicht nur sein Volk, die ganze musikalische Welt setzt auf den böhmischen Meister die freudigsten Hoffnungen.



Deutscher und nordischer Götterglaube.

Von

Wolfgang Golther.

— München. —

In unseren Anschauungen über das Verhältniß zwischen deutschem und nordischem Götterglauben ist in jüngster Zeit ein bedeutungsvoller Umschwung eingetreten. Da die in früheren Jahren aufgestellten Ansichten, namentlich durch Karl Simrocks Arbeiten vermittelt, in weitere Kreise der Gebildeten eingedrungen sind, so erscheint ein Versuch wohl gerechtfertigt, alle diejenigen, welche an dem altdeutschen Sagen- und Mythenhort Interesse haben, darauf hinzuweisen, daß sich auf jenem Gebiete eine Umwälzung vorbereitet, ja zum größten Theile bereits in Wirklichkeit vollzogen hat, welche mit einem Schlage Alles in neuem, hellerem Licht erscheinen läßt. Aehnliche Verschiebungen des Standpunktes, wie hier auf mythologischem, haben längst auf grammatikalischem Gebiete stattgefunden; beiderseits sind sie auf geklärte, historische Betrachtung zurückzuführen, indem man sich nicht mehr damit begnügt, das Ueberlieferte einfach ungefragt und ungeprüft hinzunehmen, sondern die Verhältnisse erwägt, unter denen es uns entgegentritt und zweifellos auch einstens erwachsen ist.

Als allbekannt darf vorausgesetzt werden, daß in altnordischen Quellen, in den sogenannten Edden, der älteren und jüngeren, oder besser der poetischen und der prosaischen, welche erst im 13. Jahrhundert, ungefähr zwischen 1230 und 1240, niedergeschrieben sind, eine Anzahl von Götter- und Heldenliedern, unter diesen auch die Sage von Sigfrid und den Nibelungen, sich vorfindet, welche beim ersten Blick engere Beziehungen zu entsprechenden deutschen Berichten aufweisen. Da nun nachweislich die Nordgermanen erst im 10. Jahrhundert zum christlichen Glauben bekehrt wurden, so lag

es nahe, sich den Sachverhalt in der Art zurechtzulegen, daß man glaubte, die Nordleute hätten ihre altheidnischen Lieder viel längere Zeit lebendig erhalten und nachmals auch aufgezeichnet, als die stammverwandten Deutschen, bei denen die Kirche von Anfang an gegen allen Volksgesang eiferte. Die Annahme, daß bei der deutlichen Verwandtschaft verschiedener Sagen, die unter Nordleuten und Deutschen umlaufen, bei jenen die ungetrübte, rein heidnische Form hervortrete, bei diesen dagegen die heidnischen Bestandheile ausgeschieden sind und wir darum nichts mehr von Odin und den Asen, von Walhall und den Walküren, von der Weltesche heiligem Stamme vernähmen, hat etwas Bestechendes. Dennoch befleißigte sich J. Grimm in seiner Mythologie der größten Vorsicht. Er meinte, daß unsere deutschen Quellen zwar ärmlicher seien, aber doch älter als die nordischen, und daß es unstatthaft sei, alles in diesen Ueberlieferte als uralt, als urgermanisch zu betrachten und daher auch der Erklärung deutscher Sage, in welcher eben das Heidnische abhanden gekommen war, zu Grunde zu legen. Den Zeitpunkt, wo der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen wäre, damit beide in ein größeres Ganze zusammenrönnen, erachtete er für noch nicht erschienen.

Anders faßte die Sachlage Simrock auf, indem er sich gerade dazu berufen fühlte, jenen trennenden Wall niederzureißen. So erzählte er unbedenklich die Geschicke der Götter und der Welt nach dem vollständig entwickelten System der nordischen Edden als eine urdeutsche und urgermanische Sage, in der Meinung, unserem Vaterlande sein altes Erbe und Eigen zurückzuerobern. Simrocks Werk fand seiner gefälligen Form und seines packenden Inhaltes halber Eingang in die weitesten Kreise. So erfreulich nun auch einerseits diese lebhafte Antheilnahme an deutscher Alterthumskunde erscheint, so ist es doch auf der anderen Seite zu beklagen, daß eine kühne Hypothese damit in die Welt eingeführt worden ist und heutzutage bei den Meisten, die sich kein selbständiges Urtheil aus den Quellen herauszuschöpfen vermögen, als unumstößlicher Glaubenssatz gilt. Ja sogar der Fachmann kann sich dem Banne der aus Simrocks Buche bei Beginne seiner Studien ihm gewordenen Eindrücke nur schwer entziehen; die Tradition, die lange Zeit ihres Bestehens, giebt der Hypothese den Anschein einer völlig gesicherten Thatsache, was sie in Wahrheit nie gewesen ist. Wenn aber nun die sorgsamste wissenschaftliche Forschung diese auf keinerlei Beweisgründe sich stützende Theorie als unhaltbar nachweist und die Mittel an die Hand giebt, deutlich zu unterscheiden zwischen dem, was einst die Deutschen und Nordleute Gemeinsames an Sagen und Mythen besessen, und dem, was diese letzten später unter ganz außerordentlichen Umständen weitergebildet haben, so hat sie sich begreiflicherweise mit einem nur schwer zu besiegenden Vorurtheil in unerquickliche Streitigkeiten einzulassen. Denn nichts wird schwerer überwunden als ein durch lange Autorität erstarkter Irrthum! — Es ist das Verdienst des bedeutenden norwegischen Gelehrten

Sophus Bugge, der die nordischen Quellen zum großen Theil selbständig durchgearbeitet und in ausgezeichneter Weise herausgegeben hat, der wie Wenige im Stande ist, das Einzelne mit der Gesammtheit der geschichtlichen Entwickelung in Zusammenhang zu bringen und auf Grund desselben zu beurtheilen, die Mythen- und Sagenforschung in neue Bahnen gelenkt zu haben in einer umfangreichen Schrift, welche in deutscher Uebersetzung von Prof. Brenner in München erschienen ist unter dem Titel: „Studien über die nordischen Götter- und Heldensagen". München, Christian Kaiser 1889. Aeußerliche Zufälle haben die Vollendung des bereits vor acht Jahren begonnenen Druckes bis heute verzögert. Wir wollen versuchen, dem Leser mit einigen kurzen Strichen ein Bild davon zu entwerfen, auf welchen Standpunkt durch Bugges Bestrebungen die Mythenforschung geführt wird, und wir möchten ihn dabei gleich zu Anfang bitten, das ihm befremdlich Erscheinende nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen, eben weil es so ganz anders lautet, als das, was er bisher gehört hat. Vielmehr möge er dadurch veranlaßt werden, das Buch selber zur Hand zu nehmen, um sich augenscheinlich davon zu überzeugen, wie genau und ausführlich Bugge seine Behauptungen mit vollwichtigen Gründen zu stützen vermag.

Die nordgermanischen Stämme — Dänen, Schweden und Norweger haben etwa bis 800 n. Chr. sich in Sprache und Cultus wenig von den festländischen Germanen unterschieden. Da sie auf den Umkreis der von ihnen in Besitz genommenen Länder beschränkt waren, so verliefen ihre Geschicke im engen heimatlichen, friedlichen und kriegerischen Wechselverkehr. Im Ganzen war ihre Lebensweise wohl wenig verschieden von derjenigen, welche seit Urzeiten die germanischen Stämme in ihrer einstigen Volksgemeinschaft und nachmals in ihrer Vereinzelung und Absonderung führten, bis sie mit den Culturvölkern in Berührung kamen und damit in das Licht der Geschichte eintraten. Merkwürdig früh hatte sich die geistige Befähigung beim Germanen herausgebildet, mit den im Besitz einer hohen Bildung befindlichen Reichen, die er als Eroberer betrat, und mit deren Insassen nicht bloß Schwertstreiche zu tauschen, sondern sich auch in friedlichen Verkehr einzulassen. Die staatenbildende Kraft der Germanen findet ihre Erklärung nicht zum wenigsten in ihrer Stellung fremden Culturen gegenüber; der Eroberer darf nicht nur sengen und brennen und zerstören, sondern er muß auch seine Errungenschaft zu behaupten wissen. Die Germanen aber verstanden es vielleicht nur zu gut, mit Verleugnung ihrer eigenen urwüchsigen Nationalität sich fremdartigen Verhältnissen anzupassen und, falls sie, wie die hinter den erobernden Goten, Langobarden, Vandalen u. s. w. nachrückenden Stämme, auf eigener Hufe ansässig blieben, fremde Einflüsse willig bei sich aufzunehmen. So ist nachgewiesen, daß die Germanen die Schrift sich aneigneten in Form des Runenalphabets, das im 2. oder

3. Jahrhundert n. Chr. bei einem der südlichen Stämme nach dem Muster der lateinischen Lettern gebildet wurde und rasche Verbreitung bei Franken, Angelsachsen, Nordleuten, Bayern, Alamannen und Goten fand. Aber die Eigenthümlichkeit germanischen Geistes offenbart sich in der durchaus originellen Verarbeitung des Ueberkommenen, das dadurch völlig zum geistigen Eigenthum der Germanen wird, so daß man es von dem Ureigenen nur mit Mühe zu unterscheiden vermag. Man hätte kaum so langer und schwieriger, oft arg in nebelhafte Unmöglichkeiten sich verlierender Untersuchungen über die Runenschrift bedurft, bis man ihre wahre Quelle erkannte, wäre nicht das altlateinische Alphabet in drei Buchstabengruppen entgegen der Ordnung des gewöhnlichen Abc eingetheilt und jeder Buchstabe mit einer germanischen Namensbezeichnung kenntlich gemacht worden. Fremde Culturen übermitteln der allem Ungewohnten zugänglichen und im höchsten Grade eindrucksfähigen germanischen Natur Elemente, die sie selbständig verarbeitend umbildet und umschafft. Vor unseren Augen stellt sich uns ein schönes und einheitliches Werk dar: wir möchten diese Schöpfung als eine durch und durch germanische auffassen und dürfen das auch, ohne einen Irrthum zu begehen. Wenn wir aber bemerken, daß an dem einheitlichen Bilde der und jener wichtige Zug aus der Fremde geholt ist, so dürfen wir uns dagegen nicht verwahren. Der Bedeutsamkeit des Werkes geschieht kein Eintrag; wohl aber lernen wir, daß der germanische Geist Anderes schafft, nachdem mächtige Eindrücke auf ihn eingewirkt haben, als in alter Zeit, wo sein Umkreis noch ein eng beschränkter war. Ja es müßte uns im Gegentheil Wunder nehmen, wenn Alles beim Alten geblieben wäre und keine Spur der vielen neuen Erlebnisse und neugewonnenen Anschauungen in den geistigen Erzeugnissen zum Ausdruck käme.

Die Vorkommnisse der Wanderungszeit wiederholen sich zum Theile bei den Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert während der Wikingerfahrten. Gewaltige innerliche Umwälzungen politischer und sozialer Art waren es, welche in jener Zeit die Bewohner der nordischen Reiche veranlaßten, ihr Drachenschiff zu besteigen und hinauszufahren, um sich eine neue Heimat zu suchen. An deutscher, englischer und irischer Küste fuhren die Schiffe der Nordmannen an; weiterhin wurden die Faeröer, Island, Grönland und Amerika entdeckt, und Island von 876 ab von Norwegen aus colonisirt. Als raubende Heermannen fielen die ersten nordischen Ankömmlinge über die bereits christlichen und in Bezug auf Cultur weit vorgeschrittenen Bewohner des Festlandes und der britischen Inseln her; nach kurzem Handstreich segelten die Schiffe weiter, Elend und Verheerung zurücklassend. In den Kirchen Westeuropas stiegen Gebete empor gegen die rasenden nordischen Krieger. Mit der Zeit aber kam Absicht und Ordnung in die Wikingerfahrten; die Küstenstriche sollten nicht bloß ausgeplündert, sondern zur Besiedelung gewonnen werden. Die Nor-

mandie und andere kleine Reiche auf den britischen Inseln, zumal in Irland, zeigen, wie erfolgreich dieser Plan ausgeführt wurde. Dadurch aber war ein friedlicher Verkehr mit den Einwohnern durchaus nothwendig geworden, und die Beziehungen zwischen Nordmännern und Deutschen, Iren und Briten gestalteten sich auch friedlich. Die westeuropäischen Reiche sind mit der Zeit untergegangen, indem die nordische Nationalität sich nicht rein erhielt, sondern mit der fremden verschmolz. Im 9. und 10. Jahrhundert aber standen sie in voller Blüthe und blieben mit dem Mutterlande in stetem Verkehr. Island war vor der Ankunft der Nordleute nur spärlich von irischen Anachoreten bewohnt gewesen, die sich vor den Heidenleuten bald zurückzogen. Noch heutigen Tages besteht Island im Wesentlichen mit derselben Sprache, die von den Ansiedlern vor fast 1000 Jahren gesprochen wurde, während in Norwegen dieselbe Sprache auf einer viel jüngeren Entwickelungsstufe angelangt ist, die sich zu jener etwa verhält, wie Mittelhochdeutsch zu Althochdeutsch. Auf Island wurden die Eddalieder niedergeschrieben, zum großen Theil aber auch verfaßt. Aus sprachlichen und metrischen Gründen wurde neuerdings der sichere Nachweis erbracht, daß keines derselben über das 9. Jahrhundert zurückreicht, ja daß wahrscheinlich auch die ältesten unter ihnen erst aus dem 10. Jahrhundert stammen. Demnach sind sie vornehmlich als Aeußerungen des Geistes zu betrachten, der in den Wikingern lebte und webte, und sie müssen sich auch in Allem und Jedem als Kinder ihrer Zeit bekunden.

Wenn wir von einer scharf ausgeprägten nordischen Individualität sprechen, so bezeichnen wir damit die Entwickelungsstufe, auf welche die Nordleute in jener Zeit gelangten. Das Wenige, was an Denkmälern aus der Zeit vor den Wikingerfahrten vorliegt, enthält nichts von jenen neuen charakteristischen Zügen. Die allgemein germanische Nationalität bildete sich zur speciell nordischen heraus, als die Nordleute mit fremden Culturen in Berührung kamen; ja wesentlich diese fremden, vornehmlich auch keltischen Elemente, sind es, welche die individuelle Absonderung bedingen. Eine Zeit der allgemeinen Gährung kam über das Alte, das unter Beimischung fremder Kräfte schließlich als ein Neues in verjüngter Weise hervorging. Natürlich muß auch dieses Neue die uralten Elemente, wenn auch umgewandelt, doch zu einem beträchtlichen Theile in sich fassen, so daß Nordleute und Deutsche genug gemeinsame Berührungspunkte mit einander gemein haben, da sie aus einem Stamme erwachsen sind. Ebenso klar aber ist, daß wir im Nordischen auch ganz verschiedene Bestandtheile vorfinden müssen, Errungenschaften der Wikingerzeit, die im Deutschen in alle Weite nie gesucht werden können, da sie unmöglich dort einzudringen vermochten. Wenn nun alle Forscher, selbst die Gegner der Bugge'schen Theorie, darüber einig sind, daß der gesammte nordische Sagen- und Mythenhort ein Erzeugniß der Wikingerzeit ist, so liegt es auf der Hand, daß es schlechtweg unkritisch ist, ohne Weiteres

das im nordischen Heidenglauben ausgeprägte System in graue Vorzeit zurückzutragen und unsere deutschen Sagen daraus abzuleiten. Was im Deutschen und Nordischen übereinstimmt, z. B. der Glaube an heilige Bäume, an deren Wurzel ein Quell entspringt, wo weise Frauen wohnen, unter deren grünem Blätterdache Gericht gehalten wird, aus dessen geheimnißvollem Rauschen die Stimme der Gottheit dem gläubigen Ohre vernehmlich entgegentönt, das darf mit Sicherheit als zum urgermanischen Vorstellungskreise gehörig aufgefaßt werden; was aber als ein merkwürdig origineller Zug im Nordischen erkannt wird, der unmöglich im heidnischen Glauben seinen Ursprung haben kann, das darf nie und nimmermehr frischweg zurückverlegt werden. Bugge sondert nun gerade diese einzelnen Elemente ab, beleuchtet sie in allen ihren Eigenheiten und forscht nach ihrer vermuthlichen Quelle, welche Zeit und Umstände der Entstehung der Mythenwelt ungezwungen und ganz von selber an die Hand geben.

Zur Staatsreligion wurde das Christenthum auf Island um's Jahr 1000 erhoben; weit verschieden ist die Bekehrung der nordischen Stämme von derjenigen der südlichen, und entsprechend auch nachmals die Stellung der Geistlichkeit zumal auf Island. Der Uebertritt der Insel war ein politischer Akt. Christenthum und Heidenthum standen sich zunächst gar nicht in schroffem Gegensatze gegenüber. Lange zuvor hatten die Wikinger vom christlichen Glauben in Irland, England und Deutschland vernommen, und christliche Gebräuche und Erzählungen verfehlten nicht, auf die für's Wunderbare empfänglichen Gemüther Eindruck zu machen. Die Geschichtsquellen bezeugen, daß öfters Heidenleute bereits auch an den weißen Christ glaubten. Vornehmlich waren es solche, welche vater- oder mutterseits irischer oder englischer Abkunft sind. Der Isländer Helgi stammte von einer irischen Mutter, war in Irland geboren und theils hier, theils auf den Hebriden erzogen; an Berührungen mit dem Christenthum konnte es ihm darum nicht fehlen. Helgi hatte auch die Taufe empfangen und seine isländische Niederlassung benannte er „Kristsnes" d. i. Christi Vorgebirge. Daneben aber glaubte er auch an Thórr, den alten Heidengott, und wandte sich in allen Nothfällen, zumal wo es sich um eine Seefahrt handelte, nach altem Brauch an diesen. Ausdrücklich wird erzählt, wie es bei Kaufleuten und bei Leuten, welche Heerdienst bei christlichen Herrschern nehmen wollten, damals eine gewöhnliche Sitte gewesen sei, die Kreuzbezeichnung (d. h. nicht die volle Taufe, nur eine vorläufige Weihe durch Bekreuzigung) zu nehmen, und daß solche Männer dann das als Glauben hatten, was ihnen am meisten zusagte. Es kommt vor, daß eine Wikingerschaar einen Eid zugleich auf den heidnischen Ring und auf Reliquien leistet! In Nothfällen gelobte man die Annahme der Taufe, wenn der Christengott helfen wolle. Kranke wenden sich zum Christengott, wenn die Opfer an die heidnischen Götter den erwünschten Erfolg versagen. Viele Leute glaubten aber an gar nichts mehr und halfen sich auf diese Art gegen jeglichen Zwiespalt des Herzens.

Ueber den geistigen und sittlichen Zustand der Wikinger belehrt in wunderschöner und lichtvoller Weise Konrad Maurers vortreffliches Werk: „Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume" (München, Chr. Kaiser. Bd. I. 1855; Bd. II. 1856.) Die Lectüre dieser beiden Bände klärt uns darüber auf, wie jene Zeit beschaffen war, zeigt uns in deutlichen Umrissen den geschichtlichen Hintergrund, auf welchem Bugge seine Lehre aufbaut, und der von ihm, wie billig beim fachmännischen Kritiker, vorausgesetzt wird. Unter den deutschen Forschern trifft aber diese Voraussetzung nicht immer zu, was Wunder nehmen muß, nachdem wir ein solch klassisches, Jedem mit Leichtigkeit zugängliches Werk besitzen.

Wenn nun unter den Wikingern christliche und heidnische Anschauungen neben einander herlaufen und in einander überfließen, so dürfen wir auch schließen, daß in ihren Dichtungen altheidnische und christliche Vorstellungen sich vermischen, die sich im Gesammtbilde noch von einander scheiden lassen müssen. In der That weist Bugge nach, daß der Stoff der mythischen Dichtung, ihre äußere Grundlage, ihr erzählendes Element wesentlich und zu sehr beträchtlichen Theilen fremden Ursprunges ist. Von überaus zahlreichen nordischen Götter- und Heldensagen darf behauptet werden, daß sie Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder abergläubische Vorstellungen wiedergeben oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und von Leuten, die in Mönchsschulen erzogen waren, vernahmen. Neben derartigen auf apokryphen jüdisch-christlichen Legenden beruhenden Erzählungen haben auch antike, griechisch-römische Sagen eingewirkt, wie sie in den lateinischen Mythographen während des frühen Mittelalters weit verbreitet und viel gelesen waren. — Wir wollen im Folgenden ein Beispiel des Näheren erörtern, an welchem besonders klar hervortritt, in welcher Weise die mythologische Forschung durch Bugge in neue Bahnen gelenkt wird: Odin am Galgen und die Weltesche Yggdrasil.

In der Edda*) wird erzählt, daß Odin, der oberste unter den Göttern, neun Nächte lang am windigen Baum gehangen sei. Odin selber berichtet davon:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Holze
volle neun Nächte,
vom Gere verwundet, gegeben dem Odin,
ich selber mir selber,
an dem Holze, von dem Niemand weiß,
aus welches [Baumes] Wurzeln es sproßt.
mit Brot erquickten sie mich nicht, auch nicht mit dem Horn;
ich spähte nieder,

*) Hávariál. 130 u. f.

geheimnißvolle Runen nahm ich herauf, schreiend nahm ich sie,
ich fiel wieder herab.
Da begann ich zu keimen und verständig zu werden
und zu wachsen und wohl zu gedeihen.
Wort schuf mir vom Wort [neues] Wort
Werk schuf mir vom Werk [neues] Werk.

Da viel darauf ankommt, genau den Wortlaut der Quelle vor Augen zu haben, so gaben wir hier eine wörtliche Uebersetzung in ungebundener Form. Die Nordleute dachten sich demnach ihren höchsten Gott am Galgen hängend, von dem er nach neun Nächten wieder herabsank, um zu neuem Leben herrlicher als zuvor wieder aufzustehen. Es müßte im höchsten Grade befremden, wenn die Nordleute ohne jeden äußeren Anlaß dazu gekommen wären, sich eine derartige Vorstellung, zu welcher ihr angestammtes Heidenthum nicht die mindeste Veranlassung bot, zu der natürlich auch die südgermanischen Mythen keinerlei Gegenstück enthalten, ganz aus sich selber heraus unabhängig zu bilden! Der Tod durch Erhängen war bei den Germanen zwar seit den ältesten Zeiten gebräuchlich; auf diese Weise wurden Kriegsgefangene dem obersten Kriegsgotte geopfert. Nach ihrem Siege über die Römer hingen z. B. die Cimbern die Gefangenen mit Stricken an die Bäume. Prokop berichtet von den Thuliten (d. h. den Bewohnern der Insel Thule, worunter die klassischen Autoren die skandinavische Halbinsel verstehen), sie opferten die Kriegsgefangenen, indem sie dieselben nicht einfach hinschlachteten, sondern an einen Galgen von Holz hängten. Damit wird aber das Dunkel nicht aufgehellt; wir erhalten keine Erklärung, weshalb der Gott selber diese Strafe erdulden mußte. Dagegen werden wir unleugbar an Christus am Kreuze erinnert; und wirklich finden sich die hier von Odin gebrauchten Ausdrücke wörtlich in lateinischen und angelsächsischen Schriften des Mittelalters wieder. Das Kreuz Christi ward „Galgen" genannt; Wulfila in der gotischen Bibelübersetzung spricht vom „galga Christaus." Das angelsächsische Gedicht von Christ und Satan berichtet: „Er stieg auf den Baum und vergoß sein Blut, Gott am Galgen durch seines Geistes Kraft." „Am Galgen gab er seinen Geist auf." An's Kreuz wurde Christus gehängt; mit „gehängt" übersetzt das Angelsächsische gradezu den Ausdruck „gekreuzigt". Wie christlicher Glaube vom Gekreuzigten spricht, so wird auch Odin in der nordischen Dichtersprache nach diesem Mythus als „die Last des Galgens" benannt. Im wilden Winde duldete Jesus am Kreuze. Der Lanzknecht Longinus durchbohrte Christus, als er am Kreuze hing, mit einem Speere, und erst dadurch trat sein Tod ein; Odin am Galgen ist speerwund. Völlig unverständlich für rein heidnische Begriffe ist Odin, der sich selber dem Odin opfert, wogegen aus christlicher Anschauung dieser Ausdruck sich genügend erklärt. Nach dieser hat ja Christus sich Gott geopfert, Christus und Gott-Vater aber sind eins, und somit ist die Erlösungsthat des

Christengottes eine Selbstopferung. Niemand weiß, aus welches Baumes Wurzel der Kreuzesstamm emporwuchs. Vom Holze, das zu Jesu Kreuz ausgewählt wird, heißt es: „Die Juden kannten es nicht". Am Kreuze verschmachtete der Erlöser vor Durst, und sie gaben ihm Galle zu essen und Essig zu trinken; auch Odin fand keine erquickende Labung. Jesus neigte sein Haupt zur Erde, wie Odin niederschaute, um in die Geheimnisse der Todtenwelt hinabzusehen, die er besuchen sollte. Durch die Opferung am Galgen gewann Odin die magische Kraft geheimer Zaubermittel; durch den Opfertod besiegte Christus die Mächte der Finsterniß und des Todes. Schreiend, mit schrillem Schrei gab Christus den Geist auf und wurde wieder herabgenommen vom Kreuze. Die christlichen Hymnendichter des frühen Mittelalters bezeichnen oft Christus als Kreuzesfrucht. Diese Vorstellung macht sich in den Worten des nordischen Dichters bemerklich, daß Odin wiederum keimte und wuchs. Christus steigt hinab zur Unterwelt, besiegt den Bann des Todes und fährt dann auf zur Herrlichkeit des Vaters! Diese Geheimnisse verkündigten Leucius und Karinus, die Söhne Simeons, in der Synagoge und wurden dann verklärt. So erzählt der zweite Theil des sogenannten Nicodemusevangeliums, welches Christi Höllenfahrt, den descensus ad inferos, schildert. Auch die äußere Einkleidung dieses Berichtes läßt sich in anderen Strophen der Edda bis in's Einzelne nachweisen. Wir sehen jedoch hiervon ab. Es leuchtet ein, daß die oben mitgetheilten Strophen geradezu auch über Christus gedichtet sein könnten; nur der Name Odin braucht getilgt zu werden — und alles Andere steht auf dem Boden des christlichen Mythus. Natürlich fehlt der Erlösungsgedanke vollkommen, der ja dem heidnischen Dichter, welcher das großartige Bild von Odin am Galgen erschuf, unverständlich bleiben mußte. Nur die äußeren Thatsachen der wundersamen Erzählung konnten auf ihn einwirken, nur diese vermochte er aufzufassen und wiederzugeben. Wie man aber dazu kommen konnte, Züge des milden christlichen Friedensgottes auf den kriegerischen Odin zu übertragen und daraus das düstere Bild des kalten, windigen Marterholzes zu schaffen, ist unschwer zu begreifen, wenn bereits in lateinischen Schriften von Christi Höllenfahrt der Gekreuzigte heißt: „König der Herrlichkeit," „Ein Herr mächtig in der Schlacht", „Krieger und Feldherr", „Siegesheld", „bewunderungswürdiger Streiter", wenn er als ein „in Wuth auftretender König" dargestellt wird, „der die Heerschaaren des feindlichen Königs verjagt und in dessen Burg eindringt." Solche Ausdrücke erinnerten den nordischen Skalden an den Kampf- und Siegesgott Odin; und wir müssen hierin einen wesentlichen Grund dafür suchen, daß er die fremden Mittheilungen von Christus auf seinen einheimischen Götterfürsten übertrug.

In der angelsächsischen Dichtung sind ähnliche Bezeichnungen für Christus aber vollends häufig.

Eine Esche weiß ich stehen, übergossen mit weißem Naß;
Yggdrasil heißt der hohe Baum.
Daher kommt der Thau, der in die Thäler fällt;
Sie steht allezeit grün über dem Urdbronnen.

Drei Wurzeln gehen nach drei Seiten nieder von der Yggdrasilsesche; Hel wohnt unter der einen. Die Yggdrasilsesche ist der trefflichste aller Bäume.

Unten in Niflhel nagt der Drache Nidhöggr an der Wurzel des Baumes; oben im Wipfel sitzt ein Adler; geschäftig eilt das Eichhorn Ratatöskr (angelsächsische Worte: rati = die Ratte, tusc = Zahn, also Rattenzahn) am Stamme auf und ab und bringt die Worte des Adlers zur Schlange hinab. Hirsche benagen das Laubwerk.

In plastischer Deutlichkeit und erhabener Schönheit steht das Bild des nordischen Weltbaumes vor unseren Augen. Daß aber auch er aus fremden Wurzeln erwuchs und in dieser Form nicht seit Urzeiten bei den Germanen heimisch war, läßt sich in allen Einzelheiten nachweisen. Der Name Yggdrasil ist ein dichterischer Ausdruck, dessen Bedeutung jedoch vollkommen klar ist; er bezeichnet „Odins Galgen". Unmöglich kann demzufolge die Anschauung vom Weltbaum älter sein, als die von Odin am Galgen. Mit der Namendeutung löst sich auch alles Uebrige. Den Galgen Odins zum Mittelpunkt der Welt zu machen, darauf konnte nur Jemand verfallen, der von Christi Kreuz gehört hatte. Was zum Preise des Weltenbaumes von den nordischen Skalden ausgesagt wird, findet wiederum Zug für Zug Entsprechendes in der christlichen Dichtung des Mittelalters. Das Kreuz wird von angelsächsischen Dichtern „hoher Baum" genannt; arbor alta gebraucht Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitiers (um 550), vom Kreuze im Passionshymnus. Auch am Fuße des Kreuzesbaumes befindet sich eine lautere Quelle, in der Alle, die von den Früchten des Lebensbaumes kosten wollen, sich zuerst baden müssen. Der Quell wird auf die reinigende Kraft der Taufe bezogen. Das Taufwasser im Besonderen ist das Jordanwasser; in angelsächsischer Form „Jurdan". Jurdan erinnert den nordischen Skalden in der Aussprache unwillkürlich an die Schicksalsjungfrau Urd, und so verlegte er ihren Quell an die Wurzel des Weltbaumes. Der Thau ist ein stehendes christliches Symbol für die Segnung von oben, welche das Kreuz und der Gekreuzigte dem Menschengeschlecht bringen:

Vertice de summo divini nectaris haustum
Detulit in ramos caelestis spiritus aura,
Dulci rore graves manabant undique frondes.

Zwei Vorstellungen fließen in der christlich-symbolischen Dichtung stets in einander über: das Kreuz und der Lebensbaum des Paradieses; daher in der bilderreichen Sprache zumal für einen Fernerstehenden kaum zu unterscheiden ist, ob Christus am Baume hängt oder am Kreuzholze. Beiderlei Ausdrücke wenden die nordischen Dichter auch von Odin an. Das Kreuz

ist aller Hölzer bestes; zum Himmel ragend wird es dargestellt, über alle Welt breiten sich die Zweige des Lebensbaumes aus. Bis in's Todtenreich hinab reicht die Wurzel des Kreuzes und Lebensbaumes, gleichwie die Wurzel des nordischen Weltbaumes sich zur Hel, der Todesgöttin, hinabsenkt. Des weisen Mimir Haupt birgt sich unter den Wurzeln; man erinnere sich der vielen alten Crucifixe, welche über einem Todtenschädel sich erheben, d. h. über Adams Haupt. Um den Stamm des Lebensbaumes ringelt sich eine Schlange. In England wurden viele Steinkreuze errichtet und mit Bildwerken und Inschriften versehen, welche zum Theil heute noch gut erhalten sind. Wenn die Wikinger an die Küsten anfuhren, begegneten ihnen solche Denkmäler altchristlicher Kunst Schritt für Schritt. Auf einigen sieht man das christliche Symbol der Weinranken, die sich von unten bis fast zur Spitze des Steines emporschlingen. Verschiedene Thiere fressen an den Ranken, zu unterst ein Vierfüßler, hierauf Eichhörnchen, zu oberst Vögel. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit zwischen diesen bildlichen Darstellungen und der Sage von den Thieren, welche Yggdrasils Esche benagen. Das Eichhorn Ratatöskr, das die Worte vom Wipfel zur Wurzel trägt, hat man schon längst mit einer äsopischen Fabel verglichen, in der eine Wildkatze Hassesworte zwischen einem Adler im Wipfel eines Baumes und einem Wildschwein am Fuße hin und wieder trägt.

Alle diese nahen Beziehungen, die sich zwischen dem christlichen Kreuze und dem nordischen Weltbaum ergeben, konnten von Anfang an nicht verborgen bleiben. J. Grimm wies mit Nachdruck darauf hin. Er meinte aber, daß heidnische Vorstellungen vom Weltbaum auf die christlichen Dichter eingewirkt hätten, wenn anders nicht bei afrikanischen und orientalischen Kirchenschriftstellern dieselben Anschauungen vom Kreuze sich vorfänden. Dann müsse seine Hypothese fallen. Inzwischen gelang der Nachweis vollkommen, aus welchem hervorgeht, daß der Mythus vom Kreuzholze zu einer Zeit und unter örtlichen Verhältnissen sich entwickelte, welche unmöglich irgendwie germanisch-heidnischen Vorstellungen überhaupt nur erreichbar waren. Da ein Zusammenhang zwischen den Sagen von Yggdrasil und vom Kreuze nicht von der Hand gewiesen werden kann, so ist die allein mögliche und richtige Auffassung des Sachverhaltes das unumwundene Zugeständniß, daß Yggdrasils Esche nur aus christlichen Einflüssen erwachsen ist. „Das Bild der Yggdrasilsesche zeigt deutlich, daß dieser Aufbau in allen seinen Gliedern vom Geist der Nordleute erst ausgestaltet wurde, nachdem fremde, fruchtbare Ideen in ihre Seele gefallen waren, ihren Blick erweitert, ihrer Phantasie, ihrem Denken und religiösen Trieb reiche Nahrung gegeben hatten.“ „Daß der Baum, der Odins Galgen war, das Symbol der ganzen Welt wurde, ist fremdem Einfluß zuzuschreiben; denn das Kreuz war dem christlichen Mittelalter, als Lebensbaum aufgefaßt, ein allumfassendes Symbol“ (Bugge S. 519). Wir sehen also, wie die urgermanische Baumverehrung von den Nordleuten auf Grund christlicher und antiker Einflüsse

weitergebildet wurde zu einer eigenartigen, ergreifenden und erhabenen Sage; wir sehen ferner, daß sie in der Lage waren, oft und viel mit den christlichen Anschauungen, welche eben das Wesentliche der Neubildung in sich schließen, Bekanntschaft zu machen. Man verstößt demnach gegen jede gesunde historische Kritik, wenn man diese natürliche Erklärung zurückweist und behauptet, der Mythus sei germanisch, die unter den deutschen Stämmen vorhandenen Zeugnisse über Baum- und Quellkult seien kümmerliche Ueberreste des einst auch hier vollständigen Mythus. Richtiger erkennen wir darin die einfachen Bestandtheile, welche auch den Nordleuten zu eigen waren, aber bei ihnen mit neuen fremden zu dichterischer Neugestaltung verschmolzen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle weiteres Material dem Leser vorzuführen; das eine Beispiel möge genügen, um seine Antheilnahme an der Bewegung der mythologischen Studien wachzurufen und namentlich dazu beizutragen, ihn vor einem schnellen Aburtheilen zu bewahren. Trotz ihrer überraschenden neuen Ergebnisse tritt Bugges Lehre mit der schärfsten Beweisführung, der gründlichsten Vorsicht auf und baut wahrhaftig nicht in die blaue Luft hinein, um Sensation und Aufsehen zu erregen, sondern auf den festen Grund historischer Betrachtung und untrüglicher Quellenbeweise. Das dilettantische Phantasieren und sinnlose Zusammentragen ohne eine Spur von Quellenkritik, wie es in der Mythologie üblich war und vielfach immer noch ist, soll aufhören und einer gesunden nüchternen Betrachtung Platz machen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, zu einer Darstellung deutschen Götterglaubens vorzudringen, wie J. Grimms deutsche Mythologie sie anstrebt. Wer wollte sich aber dazu den Ausblick künstlich trüben und verwirren, indem er Erzeugnisse des nordgermanischen Geistes aus dem 9. und 10. Jahrhundert, also die letzten, wenn auch zum Theil wunderbar großartigen Ausläufer einer langen Entwickelungsreihe, statt sie als solche aufzufassen und zu untersuchen, an den Anfang stellt? Was würde die Grammatik sagen, wollte Jemand behaupten, althochdeutsche Sprachformen seien aus mittelhochdeutschen zu erklären, oder gar gleich aus nordischen des 12. Jahrhunderts? Würde Bugge nur ähnliche Züge nordischer und christlich-antiker Sagen neben einander stellen, dann dürfte man mit Recht sein Verfahren als unwissenschaftlich anfechten; aber weil er sich neben der einleuchtenden Analyse der Sagenstoffe selber auf die wirkliche geschichtliche Entwickelung stützt, darum muß der Widerspruch verstummen, und an uns liegt es, die nöthige Energie zu besitzen, um eine altüberkommene Ansicht aufzugeben, wenn sie auch Manchem lieb geworden sein mag. Mit gefühlvollen Träumereien wird die wissenschaftliche Erkenntniß nicht gefördert.

Zum Schlusse wollen wir noch diejenigen nordischen Mythen und Sagen aufzählen, von denen bereits mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden kann, daß sie nicht über die Wikingerzeit hinausgeführt werden können

und daß sie demnach auch in Deutschland nie bekannt waren. Im ersten Theile seiner Schrift wies Bugge nach, daß Baldr, der glänzend schöne, junge Gott, der in der Blüthe seiner Jahre durch Hödrs Speer getroffen dahin sinkt, aus der Gestalt des „weißen Christ" hervorging, wie die Nordleute Jesus nannten. Baldr ist ursprünglich überhaupt gar kein Eigenname, sondern ein Appellativum mit der Bedeutung Herr; was die Angelsachsen von Christus, den sie bealdor hießen, erzählten, gab die Grundelemente zur Baldrsage her. Beinahe alle Sagen von Freyja, der Liebesgöttin, sind Nachbildungen antiker Mythen von Venus-Aphrodite. In den meisten ihrer Namen sogar erkennt man noch deutlich volksetymologische Umdeutungen antiker Benennungen der Venus. Ihr Verhältniß zu Odr, dem sie goldene Thränen nachweint und den sie in aller Welt aufsucht, ging aus dem Adonismythus hervor. Idun bewahrt goldene Aepfel, die ewige Jugendkraft verleihen; man erinnere sich der Hesperidenäpfel. Die Figur des Loki ist bereits in seinem Namen, noch mehr aber in seinem Wesen eine Nachbildung des Lucifer. Walhall, wo Odin die gefallenen Helden um sich versammelt zum heiteren Gelage und zum ernsten Kampfspiel, die Walküren, die den Krieger zum Schlachtentod kiesen und droben ihm das Trinkhorn reichen — dieser ganze glanzvolle Hofhalt des kriegerischen Königs der Götter entstand in den spätesten Jahren der Wikingerzeit und war darum in dieser Form nie bei den Deutschen bekannt. Vereinzelte Elemente lassen sich natürlich auch bei ihnen nachweisen; aber das Gesammtbild ist eine ausschließlich nordische Schöpfung.

Damit wird auch unser Standpunkt bei Beurtheilung der nordischen Quellen für die Nibelungensage ein wesentlich veränderter. In Sigfrids Geschichte spielt dort Walhall, die nordische Götterwelt, die Walküre herein; die deutschen Quellen wissen nichts davon, aber nicht, weil sie das Ursprüngliche verloren hätten: vielmehr geben sie ein ungleich treueres und reineres Bild der altgermanischen, vermuthlich bei den Franken entstandenen Nibelungensage. Großartiger und ergreifender erscheint uns Sigfrids Geschichte in nordischer Form; doch der schimmernde Mythus ist eine Neubildung und Zudichtung der Nordleute und muß als solche aufgefaßt werden. Auch hier darf nicht das Deutsche unmittelbar aus dem Nordischen abgeleitet, sondern umgekehrt muß das Nordische als aus dem einfacheren Deutschen weiter entwickelt aufgefaßt werden.

Das schönste und tiefsinnigste Lied der Edda ist die Völu-spá, der Wala Kunde. Die Seherin erzählt den Unschuldszustand eines goldenen Zeitalters, die Schöpfung der Welt, die Geschicke der Welt, den Untergang von Göttern und Welt in der sogenannten „Götterdämmerung"*).

*) Der nordische Ausdruck lautet „ragna rökkr" d. h. der Götter Finsterniß, Ursprünglich jedoch hieß es „ragna rök" d. h. die Schicksale der Götter; erst nachher trat eine Verwechselung der zwei ihrer Etymologie nach völlig auseinander zu haltenden Wörter „rök" und „rökkr" ein, und daher das deutsche Wort, welches in phantasievoll

In den ersten christlichen Jahrhunderten waren viel verbreitet die sibyllinischen Weissagungen, in denen eine Sibylle mit merkwürdiger Vermischung antiker und christlicher Elemente inhaltlich ähnliche Weissagungen verkündet wie die nordische Wala, vom nahenden Weltende durch Feuer. Der Norweger Bang ist nun der Ansicht, daß dieses altnordische Gedicht unter dem Einfluß jener sibyllinischen Prophezeiungen entstanden sei, indem er sich auf einige wörtliche Uebereinstimmungen zwischen beiden beruft. Diese Meinung ist freilich bei anderen Forschern — namentlich bei dem verewigten Karl Müllenhoff in seiner „Deutschen Alterthumskunde" V, 1 — auf sehr entschiedenen Widerspruch gestoßen. Müllenhoff vermißte namentlich den Nachweis der Möglichkeit, daß jene griechischen Verse in jener Zeit Isländern hätten bekannt werden können. Wie dem aber auch sei — selbst wenn man den unmittelbaren Einfluß der sibyllinischen Bücher auf die Völuspa nicht für glaublich halten kann, so wird doch die Annahme für berechtigt gelten dürfen, daß der Gedanke an einen Untergang der ganzen Welt, der Götter und der Menschen, und an ein Wiedererstehen eines verjüngten Paradieses nichts Urgermanisches ist, sondern auf christlichen Einflüssen beruht. Das Heidenthum konnte die Götter, an deren Walten es glaubte, nicht der Vergänglichkeit weihen. Wohl aber mochten zu jener Gährungszeit auch diese Ideen aus der christlichen Anschauung in die heidnische herüberdringen. Der Asenglaube neigte sich zum gänzlichen Ende, als der neue Christenglaube in seiner wahren, reinen Form eingeführt wurde. Der Einzelne fühlte den Beginn einer neuen Zeit, das Vergehen des Alten. Die nordischen Mythen sind überhaupt kein Volksglaube mehr im eigentlichen Sinn, sondern Dichtungen und künstlerische Schöpfungen der Vornehmen, deren Blick schrankenlos weit in's Ferne schweifte und in dem kindlich einfachen Väterglauben keine Befriedigung mehr fand. Als einen solchen, ähnlich dem der Inder zur Vedazeit, dürfen wir den altgermanischen auffassen. Die Germanen verehrten den Himmelsgott, den leuchtenden Tivaz, bald aber nahm Wodan seinen Herrschersitz ein; in tausendfacher Gestalt trat die Natur in lebendiger Beseelung dem Germanen entgegen, wie die Sagen von Nixen und Kobolden, Riesen und Zwergen, Berg-, Baum- und Quellgeistern melden. Im Wesentlichen verblieb der deutsche Götterglaube auf dieser Stufe, bis die christliche Religion ihn verdrängte; und noch heutigen Tages lebt er in vielen traulichen Sagen im Volke weiter „Als das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zum Ende neigte, wurde das Kreuz an Islands und Norwegens Strand aufgepflanzt, wo früher die Yggdrasilsesche Urds Born beschattet hatte; und im Morgengrauen des zweiten Jahrtausends wurde das Christenthum nach Uebereinkunft berathender Häuptlinge oder auf siegreicher Könige Gebot als alleinige Staats-

schöner, aber durch das nordische rökkr nicht gerechtfertigter Weise den Begriff durch die Anschauung einer jäh hereinbrechenden Dämmerung wiederzugeben versucht.

religion anerkannt. Aber das nordische Heidenthum, das der christlichen Staatsreligion unterlag, hatte nicht hinter den hohen Bergesrücken, die eben Luftzug von außen absperrten, sein Wachsthum vollendet und war nicht ausschließlich aus heidnischer Saat gesproßt. Im Gegentheil! Es war draußen in der Wiege des Meeres aufgewachsen, umsaust von allen Winden, geschaukelt von Strömungen aus allen Richtungen, genährt mit Früchten aus wärmeren und reicheren Ländern, zu milderem, tieferem Sehen und zu höherem Flug durch früher nicht gehörte Stimmen erweckt" (Bugge S. 560). In diesen schönen Worten ist auch die ästhetische Würdigung des nordischen Heidenthums genügend gekennzeichnet, welche durch den Umstand, daß diese erhabenen Schöpfungen in späterer Zeit durch geniale und gottbegnadete Dichter nordischer Nationalität in's Leben gerufen wurden und nicht bereits in nebelgrauer Vorzeit unter der verschwommenen Masse des Volkes sich herausgebildet hatten, nicht im Mindesten erstört, vielmehr erhöht und geklärt wird.

Zur Entwickelungsgeschichte von Kunstsammlungen.

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

Man macht den Alterthumsforschern wohl den Vorwurf, daß sie nicht nur, wie es in Ordnung wäre, die Vergangenheit, sondern daß sie auch die Gegenwart wie mit alterthümelnden Augen ansähen; und das Publicum fühlt sich, wenn ich mich nicht täusche, durch die fortwährenden Vergleiche, welche ihm auf solche Weise aufgedrängt werden, bisweilen etwas gelangweilt. Nun soll man aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten: eine gewisse Art von Vergleichen — nennen wir sie einmal die akademische — mag nur einem recht kleinen Kreise wirklich etwas bieten. Aber beruht nicht im Grunde jede Lehre der Geschichte auf einem, wenn auch stillschweigenden Vergleichen? Es kommt wohl nur darauf an, von einem richtig gewählten Standpunkt aus ein wirkliches Verhältniß zur Gegenwart zu zeigen und das fortlaufende Band aufzuspüren, an welches die sich wandelnden Erscheinungen gereiht sind, und das frühere Geschlechter uns gleichsam in die Hände legen, damit wir daran nach unseren Kräften weiterspinnen und es vollkommener denen überliefern, die nach uns sein werden. Diese unsere Pflicht der Arbeit und zwar nicht einer beliebigen Arbeit, sondern des gerade auf uns fallenden Theiles, deren Verabsäumung die gesammte Zukunft auf's Spiel stellen würde, gilt ja für alle Gebiete des Lebens in gleicher Weise; gerade sie ist aber ohne enge Fühlung mit der Vergangenheit, sagen wir nur getrost mit dem Detail der Vergangenheit, gar nicht oder doch nur scheinbar zu erfüllen.

Doch möchte ich nicht so verstanden werden, als ob ich eine allgemeine

Geschichte von Kunstsammlungen geben wollte. Dem Gedanken ihrer Entwickelung nachzugehen, schien mir eine höhere und vor Allem wichtigere Aufgabe, weil sie nothwendig zu dem führt, was die Gegenwart von uns zu fordern berechtigt ist, wenigstens überall da, wo die Mittel es irgend gestatten, mehr als des Daseins tägliche Forderung zu befriedigen. Ich scheue mich, im Gegensatz zu einer übererhabenen Anschauung, nicht offen auszusprechen, daß ich es auch bei den vornehmsten und höchsten wissenschaftlichen Ergebnissen recht schätze, wenn sie eine Nutzanwendung für unser Leben gewinnen lassen. Das ist also bei dem schnellen Ueberblick in's Auge gefaßt, den ich hier entrollen will, und der meinem Berufe nach wesentlich innerhalb der Grenzen antiker Kunstwerke bleiben wird. Ich gebe zu, daß damit nur gleichsam ein Ausschnitt aus einem umfassenderen Thema vorgelegt wird, und in Beziehung auf Einzelnes, besonders auf Gemäldegalerien, wird Vieles unterlassen scheinen; allein sei auch das Vorliegende nur ein Fragment — alle wesentlichen Fäden führen doch durch eben jenen Ausschnitt hindurch, und dies sichert dem Ermittelten bei unserer hauptsächlich in die Absichten eingehenden Betrachtungsweise eine Geltung für das Ganze.

In zeitlicher Hinsicht wird meine Darlegung übrigens beim Alterthum nur kurz verweilen, und sich fast ausschließlich auf eine Epoche beschränken, mit der wir selber noch in einem ununterbrochenen Zusammenhange stehen, deren heutige Entwickelung somit eben wir zu repräsentiren die Ehre und die Pflicht haben. Was sollte ich auch viel von Kunstsammlungen der Griechen in unserem Sinne zu sagen haben? dem einzigen Volke, welchem die Umsetzung des Empfundenen in künstlerische Form eine Naturäußerung war wie die Sprache. Die höchsten und schönsten Gefühle, nach deren Ausdruck bei uns Modernen vorzüglich die Dichtkunst ringt in allen ihren Formen, die Gefühle, welche das Ueberirdische, ganz Vollkommene angehen, das wir glauben, und das Irdische, nur theilweise Vollkommene, das wir sehen und erleben, — kurz das Verhältniß zum Göttlichen und Menschlichen fand ja bei den Griechen einen besonders zutreffenden und Allen verständlichen Ausdruck gerade in der Kunst des Bildners; und weil auch das Edelste, was Menschen thaten oder leisteten, durch Beziehung zur Gottheit erst gleichsam den rechten Boden, den nothwendigen umschließenden Rahmen zu erhalten schien, so entstanden allerdings in der Umgebung von Heiligthümern nach und nach Kunstsammlungen, von deren Zahl und Reichthum wir uns kaum einen Begriff machen. In den großen Mittelpunkten wurden sie wie zu einem gedrängten Ruhmesauszug aus der Geschichte des Staates sub specie aeterni — so auf der Akropolis von Athen; eine unvergleichliche Kunstgeschichte stellten sie dar zu Olympia oder Delphi. Aber sie wurden eben, — keinerlei Absicht waltete vor: so wenig wie ein Urheber genannt werden konnte, so wenig dachte man an ein Publikum von Betrachtenden, wenn man auch hie und da Gemälde, und in späterer Zeit wohl auch zu ein-

ander passende Skulpturen etwas zusammenordnete. Wie sie mit dem Leben verwachsen waren, so waren sie es mit dem sinnvoll gewählten Orte ihrer Aufstellung; sie aus irgend einer Absicht diesem zu entreißen, das hieß ihnen einen wesentlichen Theil ihrer Bedeutung nehmen: über dem Marktplatze von Athen waren die Befreier der Stadt Harmodios und Aristogeiton an ihrer rechten Stelle, in einem Apolloheiligthum die Niobiden, in des Dionysos geweihten Bezirken die froh erregten Aufzüge von Satyrn und Mänaden. Das natürliche Band zu zerreißen, blieb den Römern vorbehalten, welche aus Griechenland die strahlenden Götter und Heroen, Bilder und Gemälde sowie Kunstgeräthe heimbrachten als auch eine werthvolle Kriegsbeute, um so willkommener als sie, öffentlich aufgestellt, dem Andenken des Sieges Dauer verleihen half für späte Zeiten. So ist Rom, vorzüglich seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, das Sammelbecken geworden, wo die Werke der griechischen Kunst zusammenflossen und schon zu des Augustus Zeit Tempel und Hallen, Bäder und Plätze füllten, in einer Anzahl, daß das Einzelne gar nicht mehr zur Geltung kam, und der Künstler so großartiger Werke wie z. B. der Niobiden durchaus zweifelhaft werden konnte. Aber selbst zu einem vornehmen Privathause gehörte ein Gemäldesaal, bald auch eine Skulpturengallerie; zu keiner Zeit und nirgends ist der Bedarf an Kunstwerken so groß gewesen, wie in der römischen Kaiserzeit! Wie sehr die Kunst zum täglichen Leben gehörte, liegt uns in den verschütteten Städten, Pompeji und Herculaneum, am klarsten vor Augen, wenn auch von eigentlichen Kunstsammlungen nicht die Rede sein kann, und dort in Unteritalien von jeher ein starker Beisatz griechischer Bildung vorhanden war.

Ob die Herren Sammler aus Kunstinteresse sammelten, ist freilich eine ganz andere Frage, oder vielmehr es ist jetzt keine Frage mehr, seit der Verfasser der „Römischen Sittengeschichte" in so schlagender Weise den Kunstsinn der Römer im Allgemeinen und den ungebildeten und protzigen römischen Durchschnittssammler im Besonderen gezeichnet hat, dem, wäre es anders Mode gewesen, ein zweiköpfiges Kalb in Spiritus genau so interessant gewesen sein würde wie ein Gebilde des Praxiteles. Aber auch ein geistig sehr hochstehender Römer wie Tacitus (Dial. 10) hält es offenbar für völlig genügend, von einem Kunstwerk durch eine einmalige flüchtige Betrachtung Kenntniß zu nehmen. Es waren wohl nur griechische Sklaven, zu deren Fehlern es gehörte, Zeit mit der Betrachtung von Gemälden zu vertrödeln, und zwar zu den geheimen Fehlern, welche der Verkäufer, wie jetzt beim Pferdekaufe, vorher gewissenhaft angeben mußte*). In römischer Zeit waren also nicht nur Sammlungen von Kostbarkeiten vorhanden, — die immer anders aufzufassen sind und uns hier so wenig wie später angehen — sondern auch wirkliche Kunstsammlungen, öffentliche und private.

*) L. Friedländer, Röm. Sittengeschichte III⁵ S. 276.

Auch hören wir von Bibliotheken, in denen, offenbar schon nach früherem, hellenistischen Vorbilde, berühmter Männer Büsten passend aufgestellt waren, wie uns auch in den verschütteten Städten, in Pompeji, jene idyllischen Schläfer, Horcher, Satyrn dadurch ganz besonders anmuthen, daß sie durch iher Aufstellung an sprudelndem Wasser eine lebendige Beziehung erhielten. Aber niemals ist einem Römer ein so hoher Gedanke gekommen, wie ihn ein tief angelegter Grieche noch des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ausspricht, der für sein Volk mit vollem Rechte sagen durfte, daß es eine Offenbarung des Göttlichen auch durch die Kunst gebe, was für das griechische Alterthum noch in ganz anderem Sinne wahr ist, als wir ihn heutzutage mit den Worten verbinden würden, und was auch der Ansammlung von Kunstwerken bei den Griechen noch einen ganz besonderen Charakter giebt. Daß die griechischen Kunstwerke nicht vergebens nach Rom gekommen waren, das lehrt uns ja beinahe jede Ruine; daß die Kunstanhäufungen von Einfluß auf das Volk gewesen, dies vermögen wir nicht zu erkennen. Was ist aber ein todter Besitz mehr, als eine Illusion? Kunstwerke gehörten nun einmal zu allen öffentlichen und privaten Anlagen; auch das war so ein Stück aus jener reichen griechischen Erbschaft, von der so Vieles unlebendig geblieben ist. Hat Agrippa, des Augustus Freund, wirklich an Erziehung durch die Kunst gedacht, oder war er nicht vielmehr von Rücksichten auf Recht und Billigkeit geleitet, als er rieth, alle Kunstwerke lieber öffentlich aufzustellen, als in abgelegene Landsitze zu verbannen? „Hochherzig und des größten Bürgers würdig" nennt die Rede Plinius, der sie noch kannte und der doch gerade bei dieser Gelegenheit es für angebracht hält, auf den einfachen, allem heiteren Lebensgenuß abgeneigten Charakter des trefflichen Mannes hinzuweisen.

Was Rom gethan, erlitt es selber durch Konstantinopel, als dieses im vierten Jahrhundert kaiserliche Residenz geworden war; seine Plätze, Hallen und Bäder füllten sich mit den entführten Werken, gleichsam der letzte köstliche Nachtisch des Alterthums, der hier nur gesammelt scheint, damit er ja recht sicher und gründlich vernichtet werde. Noch aber zählte man in Rom allein an öffentlich aufgestellten Bronzebildern mindestens gegen 4000; und am Ausgang des fünften Jahrhunderts setzt Cassiodor die Bevölkerung an Lebendigen dem Volke der Statuen gleich.

Von all diesem Reichthum waren nicht mehr als sechs Statuen sichtbar geblieben, als neun Jahrhunderte später die Italiener sich mit immer steigender Begier ihrer glücklichen und glänzenden Vorzeit erinnerten und dadurch die Epoche herbeiführten, deren Kinder, trotz mancher Zwischenheirathen, auch wir noch sind, die Renaissance. Den gewaltigen Antheil der alten Kunst verkennen auch Diejenigen nicht, welche mit Recht der alten Literatur einen höheren, dem italienischen Volksgeiste einen sehr hohen Antheil an dieser Wiedergeburt beimessen. Erst neuere archivalische Forschungen, haben gelehrt, daß schon vor dem XV. Jahr-

hundert hie und da in Italien die so lange mißachteten und durch ungezählte Schicksale geschädigten Reste des Alterthums wieder aufgelesen worden sind*), freilich vor Allem Kostbarkeiten, Münzen und geschnittene Steine, die wir hier so wenig in Betracht ziehen, wie beim Alterthum. Aber wer unbefangen nicht an der Einzelheit haftet und nicht nach neumodischer Weise bei jedem zufälligen Funde gleich das Wesentliche in Frage gestellt sieht, dem wird immer wieder Florenz entgegenleuchten, wenn er den Weg der Renaissancecultur rückwärts blickt bis zu ihrem Ausgange. Man faßt es kaum, daß Lorenzo de' Medici, der Prächtige, wirklich nur 23 Jahre 1469—92 in Florenz geboten, nur 44 Jahre auf Erden geweilt hat; soviel bedeutet dieser eine Name! Auch die erste größere und zugleich öffentliche Antikensammlung geht zurück auf Lorenzo de' Medici. Zwar hatte schon sein Großvater Cosimo antike Bildwerke gesammelt, auf Anregung Donatellos, der sie ihm zu gleicher Zeit restaurirte; aber erst Lorenzos Garten und Gemächer werden von Vasari — um die Mitte des folgenden Jahrhunderts — geschildert als voll von guten alten Kunstwerken nicht nur als prächtiger Schmuck, sondern zugleich wie eine Schule und Akademie, die erste ihrer Art, für junge Maler und Bildhauer, die ein Schüler Donatellos anleitete. Unter denen, die aus solcher Lehre hervorgegangen, brauche ich nur den einen Michelangelo zu nennen. Also Schmuck und Wirkung auf die Künstler waren die Absichten jener ersten Antikensammlung; es verdient angemerkt zu werden, daß Lorenzo Jünglinge vornehmer Abkunft für besonders geeignet hielt zu künstlerischer Ausbildung und geschickt zu vollkommenen Leistungen. Schon vorher hatten wohl auch Privatleute wie der große Humanist Poggio (1380—1459) gesammelt, und im XV. Jahrhundert kam überhaupt schon allmählich der Name „Museum" auf für Sammlungen von Handschriften, Münzen und anderen Antiken. — Poggios Verbindungen reichten bis in die Levante nach Chios; Köpfe beabsichtigt er in seiner sogenannten Akademie, eine Minerva unter Büchern aufzustellen; aber gerade daß er sein Gärtlein bei Florenz mit kleinen und fragmentirten Marmorresten geschmückt hat, gilt um 1440 noch als Neuheit, und er läßt sich damit ausspotten, daß er damit, wie mit etwas Besonderem, Ruhm von der Nachwelt haben wolle**).

Aber wie steht es um die gleiche Zeit in Rom? An diese Stadt, ihre Ruinen und Sammlungen denken doch heute noch die Meisten von uns zu allererst, wenn von der Antike die Rede ist. Nun, als im XV. Jahrhundert die beiden großen Florentiner Meister Brunneleschi und Donatello nach Rom kamen, um die alten Reste zu studiren, wurden sie von den

*) E. Müntz, Les arts à la cour des Papes II. S. 160 f. — Burckhardt, Cultur der Renaissance I[4] S. 206.

**) E. Müntz, a. O. S. 167 f. Burckhardt, Gesch. d. Ren. in Italien [2] S. 239.

Einheimischen als Schatzgräber angesehen — genau so, wie es noch heute dem europäischen Forscher bei den Türken zu ergehen pflegt. Bei solchen Anschauungen ist es begreiflich, daß die antiken Reste nicht geschont wurden, wenn man glaubte, sie brauchen zu können. Und ließen sich bequemere Steinbrüche denken als die Ruinen der alten Bauten? Leider war in diesem Sinne sogut wie Alles Ruine, was über dem Erdboden sichtbar war. Ueber diese Zerstörungen in Rom ist in älterer und neuerer Zeit viel geschrieben worden, und ganz neuerdings will es uns bisweilen vorkommen, als käme dort nur eine alte Natur wieder zum Durchbruch. Allerdings wird schon in einem Erlaß Pius' II. vom 28. April 1462 der Schutz der noch erhaltenen antiken Gebäude empfohlen und Verletzung mit Strafe bedroht; aber er selber hat aus alten Bauten Material für seine eigenen gebrochen, wie sein Nachfolger Paul II., welcher zwar für die Triumphbögen sorgte, aber das Colosseum ausbeutete, das doch gewiß keine formlose Ruine war. Ja im Jahre 1484 unter Innocenz VIII. wird, wie auch früher mehrfach, das Aufgraben und Verwenden sogenannter alter Steine einmal ausdrücklich gestattet*). Und merkwürdig bleibt es immer, daß selbst Päpste wie Julius II. und Leo X., deren Namen ein ganzes kunstbegeistertes Zeitalter heraufführen und deren einem Rafael schon den Plan einer idealen Restauration der ganzen Stadt vorlegen konnte, die Ausbeutung alter Reste zu Neubauten nicht bloß geduldet, sondern selber fleißig aus ihnen geschöpft haben. Gingen aber die Päpste mit solchem Beispiele voran, sollte da ein gewöhnlicher Mann Bedenken tragen, ein verstümmeltes oder ganzes Marmorbild zu Kalk zu verbrennen, den er doch wenigstens brauchen konnte? Es ist der unglückselige Materialwerth des Marmors, der ihm dieses sein häufigstes Schicksal bereitet hat. Der Römer des XV. Jahrhunderts stand darin nicht höher, als der Muselman heute und seit lange im Orient, der doch wenigstens die Entschuldigung hat, daß ihn kein Band mit jenen alten Bildwerken verbindet. Unfaßbar aber scheint es doch, daß dergleichen in Rom noch in all den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts geschehen konnte, als Rafael und seine Genossen schon mit den bewunderungswürdigsten Werken zugleich den Sinn für solche geschaffen hatten. Wir versuchen dies zu verstehen, indem wir daran erinnern, daß die antiken Bildwerke beinahe ohne Ausnahme verstümmelt aufgefunden werden. So wunderbare Stücke wie den belvederischen Torso des Herakles, der im Anfang des XVI. Jahrhunderts an's Licht kam, ließ man sich wohl gefallen; das Mittelgut aber bekam nur Geltung, wenn moderne Künstlerhände es zu einem vollständigen Stück ergänzt hatten. Der Genuß, den die Menge an Torsen und Fragmenten empfindet, ist wohl überall und zu jeder Zeit ein sehr beschränkter gewesen und lediglich durch den Kaufwerth bestimmt worden.

*) E. Müntz, Les antiquités de la ville de Rome S. 38 ff.

Gerade dieser aber war auch im Rom des XVI. Jahrhunderts, wenigstens in jener ersten Hälfte, ein überaus geringer. Ob im XV. Jahrhundert von einem solchen überhaupt die Rede war, hat man vielleicht mit Recht deswegen bezweifelt, weil das Verzeichniß der Sammlung Pauls II. noch gar kein Marmorwerk aufführt*).

Indessen hatte schon Leo X. am 27. August 1515 Rafael „zum Vorsteher über alle Marmorstücke und alle Steine gemacht, die von jetzt ab in Rom oder außerhalb bis auf den Umkreis von 10 Miglien werden aufgefunden werden, damit er dieselben ankaufe, wenn sie für den Bau der Peterskirche brauchbar seien." Jeder Finder, der binnen drei Tagen nicht der Anzeigepflicht nachgekommen, solle eine Buße von 100—300 Goldthalern zahlen. Auch sollen unter derselben Strafe die Steinmetzen ohne Erlaubniß Rafaels keinen beschriebenen Stein mehr behauen, damit nicht Monumente zu Grunde geben, die eine gewichtige Erinnerung enthalten**). Aber erst ein Breve Papst Pauls III. aus dem Hause Farnese vom 22. Juli 1540 scheint dem früheren Unwesen wirklich ein gewisses Ziel gesetzt zu haben***). Auch dieses zog zwar jede früher ertheilte Erlaubniß zum Ausgraben zunächst nur zu Gunsten des Baues von St. Peter zurück; indessen scheint die unumgänglich eingetretene Controlle und vor Allem die in Aussicht gestellte Bezahlung diesmal doch weiter gehende Wirkungen gehabt zu haben: ein etwas späterer Bericht†) preist vom Papste, daß er den Alterthümern Roms das Leben gegeben habe, und zwar von den Statuen bis zu den größten Bauten; den Kalkbrennern habe er das Handwerk gelegt, derartige Zerstörung von Torsen und Marmoren mit Todesstrafe belegt, und die Excommunication dem angedroht, der irgend einen antiken Stein aus Rom entführte; und nun hätten sich in kurzer Zeit die Kunstwerke vermehrt und schon ein Jahr später sei ihr Preis auf das Sechsfache des Früheren gestiegen. Das war wohl auch das Entscheidende, daß der Materialwerth begann dem Kunstwerthe zu weichen!

Daß man hervorragende antike Werke auch früher nach Gebühr schätzte, brauche ich kaum zu sagen: Julius II. und Leo X. verliehen dem glücklichen Finder des Laokoon und selbst seinem Sohne beträchtliche Einkünfte für ihre ganze Lebenszeit. 282 Golddukaten finde ich als Restkaufgeld für die bekannte schöne Statue einer Schläferin im Vatikan genannt, die man damals Kleopatra, heute Ariadne nennt, und deren Bezahlung sich von 1721—40, also 19 Jahre hinzog; 1000 Dukaten werden für eine sehr

*) E. Müntz, Les arts etc. II. S. 180.

**) E. Guhl, Künstlerbriefe I. S. 134.

***) E. Müntz, Les antiquités S. 38 f. Ein früherer gleichartiger Erlaß Pauls III. vom 28. November 1534 bei Reumont, Gesch. Roms III 2 S. 754.

†) Müntz, Les antiquités S. 41.

schöne Marmorstatue gezahlt, die, wie man das euphemistisch bezeichnete, Seiner Heiligkeit geschenkt war*).

Nichts ist für unseren Zweck lehrreicher als die Aufstellung der unvergleichlichen Bildwerke, welche schon im Anfang des XVI. Jahrhunderts im Besitz der Päpste waren, übrigens als Privatbesitz aufgefaßt wurden. Nördlich vom Vatikan, wo der Boden des Gartens anstieg, hatte schon Innocenz VIII. sich ein Gartenhaus mit einem Hofe, das Belvedere, erbaut; dies nun ward unter Julius II. mit dem vatikanischen Palast durch jenen ungeheuren Hof verbunden, welchem Bramante seine Seitenhallen gab, und quer durch dessen Mitte er die imposant aufsteigenden Treppen führte, welche zu einem oberen Ziergarten, dem Giardino della Pigna emporleiteten. Das ist jetzt Alles verändert durch den Bau der Bibliothek, Braccio nuovo u. A. Damals war jener Garten „halb mit Rosen, Lorbeeren, Maulbeeren und Cypressen bepflanzt, halb mit Backsteinplatten gepflastert, zwischen welchen regelmäßig angeordnet die schönsten Orangenbäume emporstiegen"**). In der Mitte dieses Hoftheiles baute sich eine dreiseitige antike Brunnenpyramide auf, ihr zur Seite lagerten gewaltige Statuen des Nil und des Tiber. In Nischen standen Apollo und Laokoon, im Freien der Torso, und wiederum an einem sprudelnden Wasser schlummerte das Bild der Ariadne. Einen so herrlichen Anblick entzog erst Hadrian VI., der Niederländer, den Römern, der in seiner hohen sittlichen Strenge auch dies für die Pflicht seines Amtes und seiner Zeit hielt, an der er doch beinahe verzagte (Ranke, Päpste I, 63).

Wie im Vatikan, so haben in eben der Zeit auch sonst die antiken Kunstwerke als ersten Zweck gehabt, Bauten und Gärten in sinnvoller Anordnung zu zieren und zu heben. Darin, in dieser engen Beziehung von Werk und Ort, berührt sich die Renaissance mit dem griechischen Alterthum, wenn wir nur im Gedächtniß behalten, daß sich bei diesem von selber ergab, was die Renaissance sich künstlich schaffen mußte. Zu des Rafael Zeit prangte die ganze Rückseite des Palazzo della Valle in Rom nach dem Garten zu im Schmuck antiker Reliefs und bunt zusammengesetzter Skulpturfragmente; ein Bild, wie es den Romfahrer noch heute an der Gartenseite der Villa Medici erst überrascht, dann mit seinem froh zur Schau gestellten Reichthum gefangen nimmt. Im Garten des Erzbischofs von Cypern, Lorenzetto, standen schöne Statuen und andere Alterthümer; man errichtete für sie wohl auch eigene Lauben in Form von Tempeln. Der Papst Paul III. füllte seinen Familienpalast zu Rom, welchen ihm Sangallo und Michelangelo errichteten. Und in eben jener Zeit oder doch nicht viel später, erhoben sich schon die Gartenanlagen der Villa d'Este,

*) Müntz a. O. S. 48.

**) Burckhardt, Geschichte der Renaissance [2] S. 241; vgl. auch Justi, Winckelmann II 1 S. 36 und Müntz, Les antiquités S. 48.

wo aus grünendem und blühendem Leben alte und neue Bildwerke aufstiegen, wie in den Hainen der Vergangenheit. Nicht in Italien, sondern hoch oben im Nordosten Deutschlands, hart an der russischen Grenze, sieht der Betrachter erst mit ungläubigem Erstaunen, dann mit grenzenloser Bewunderung noch jetzt ein Bild jener Zeit vor sich im Schloß und Park zu Beynuhnen, das die begeisterte und selbstlose Kunstliebe des kürzlich dahingeschiedenen Besitzers Fritz von Fahrenheyd im Lauf von etwa vier Jahrzehnten, unbemerkt, fast möchte man sagen aus dem Nichts zum Leben rief, und welches auf unvergänglichen Preis und Ruhm Anspruch erheben darf. — Und die Gärten wenigstens standen Jedermann und zu jeder beliebigen Benutzung offen, wenn die Besitzer nicht anwesend waren.*) Die massenhaften Anhäufungen von Kunstwerken an einzelnen Orten, ohne die wir uns Rom jetzt gar nicht vorstellen können, gab es allerdings noch nicht, konnte es nicht geben, da das Interesse noch in erster Linie ein decoratives war. Indessen fand ein sehr lebhafter Umsatz antiker Bildwerke doch bereits damals statt, wenn es auch Uebertreibung sein wird, daß Papst Paul III. jeden Tag Statuen kaufte.

Aber schon damals und wenig später kam eine Reihe von italienischen Privatsammlungen zum Verkauf. Wann zum ersten Mal förmliche Verbote gegen die Ausfuhr von Antiken in Rom erlassen wurden, weiß ich nicht zu sagen; man kann wohl eine oben angeführte Maßregel des Papstes Pauls III. so verstehen. Jedenfalls erinnert ein Breve vom 5. October 1624 schon an frühere Ausfuhrverbote. Sicher ist es, daß man auch damals die Ausfuhr nicht wünschte; vom Auslande her haben wohl mit am frühesten Kaiser Rudolf II. und noch vor ihm die bayrischen Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V. in Rom und in Italien concurrirt, und die Verhandlungen dieser sind in jeder Beziehung lehrreich;**) sie mußten es sich recht sauer werden lassen. Albrecht sagt einmal (22. März 1567), daß in Rom Leute existirten, welche Alterthümer lieber verloren oder zu Barbaren verschlagen sähen, als nach Deutschland. Unter den Erwerbungen sind besonders viele Köpfe. Hierin mag, wie man später auch für England angenommen hat, eine gewisse Richtung ausgesprochen sein; aber in Anschlag bringen muß man wohl auch die Schwierigkeit des Transportes bei großen Werken, ein Factor, der uns später noch einmal beschäftigen wird, und den man nicht genügend zu beachten pflegt. Man zersägte wohl einmal Statuen zu leichterer Ueberführung, worüber Herzog Albrecht mit Recht äußerst unwillig ist. Anderes gefährdete der Transport, und ein Agent empfiehlt einmal dem Herzog, einen italienischen Marmorarbeiter mitkommen,

*) L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten. Deutsche Rundschau II. S. 239.

**) S. W. Christ, Abhdlgn. der Münch. Akad. 1866 X S. 359 ff. J. Stockbauer, Quellenschriften für Kunstgeschichte VIII. 1874. Das Obige ist aus S. 42 und 54 entlehnt.

zu lassen: „denn ein Verständiger kann einer Figur bald eine Art geben mit einer Nasen oder Mund u. dgl. recht anzusetzen, daß es ein groß Ansehen hat, da es sonst ein Unverständiger macht, daß es noch scheußlicher sieht.“ Man erkennt auch hier, Vervollständigung zu einem Ganzen ist unumgänglich. Ob die so schwer erworbenen Schätze noch Anderen zugänglich waren, als der nächsten Umgebung des Fürsten, darüber habe ich nichts gefunden, möchte es aber wegen dessen, was ich für das folgende Jahrhundert anzuführen habe, durchaus bezweifeln. Ohne den Kunstsinn einzelner Sammler in Frage zu stellen, möchte ich doch aussprechen, daß die nordischen Sammlungen mehr als die italischen den Charakter von Raritätencabinets hatten, was die passende Verwendung einzelner Stücke nicht ausschließt.

Im XVII. Jahrhundert fällt ja Deutschland zunächst ganz aus: hingegen ist dies recht eigentlich die Blüthezeit der großen römischen Privatsammlungen der Familien Barberini, Borghese, Giustiniani, Ludovisi, Odescalchi, Pamfili, Rospigliosi u. A. Es ist, als würde man nun erst des reichen Bodens inne, den man bewohnt. In Gärten, Höfe und Hallen, in Villen und Paläste hält die Schaar der Alten ihren Einzug, ein Familienstolz und ein Familienschatz, hervorgegangen aus Bewunderung und bestimmt solche zu erwecken. Aber auch jetzt werden sie nicht etwa aufgestapelt wie Waarenlager, sondern wie früher treten sie in lebendige Beziehung zu ihrer Umgebung als der letzte, erst vollendende Schmuck, und darum wird auch jetzt jedes verstümmelte Stück, nicht selten etwas gewaltthätig oder willkürlich, zu einem Ganzen vervollständigt. Aber diesem schönen Besitz wie dem Antikenreichthum Roms überhaupt naht auch schon Anfechtung und Versuchung, in Gestalt reicher und freigebiger Käufer aus dem Norden. Vor Allem sind es in jenem und im folgenden Jahrhundert die Engländer, welche sich — nach einem gleichzeitigen Ausdruck — bemühen, Alt-Griechenland nach England zu verpflanzen. Von ihren frühen und häufigen Besuchen in Italien brachten sie Neigung heim für die alte Kunst, und ihre Mittel gestatteten ihnen, wie sie wünschten, den vorübergehenden Eindrücken der Reise durch eigene Sammlungen Dauer zu verleihen. Dazu kam die Bequemlichkeit der insularen Lage, welche den Transport unter damaligen Verhältnissen wesentlich erleichterte. Allerdings hören wir gerade bei den Gelegenheiten von Verboten — und zwei derartige vom 5. October 1624 und vom 29. Jan. 1646 sind uns im Wortlaut bekannt — welche die Ausfuhr aus Rom sehr erschwerten. Ich finde irgendwo, daß im Jahre 1630 die erste Erlaubniß zu einer Massenausfuhr von Antiken aus Rom ausdrücklich erwähnt wird, sie war für den Herzog von Orléans gegeben; und vornehmen wie reichen Sammlern ist es ohne Zweifel fast immer möglich gewesen, solche Erlaubniß zu erlangen, wenngleich es auch nicht an gegentheiligen Beispielen fehlt. Jedenfalls wurde der Blick der Engländer wohl gerade durch die Erschwerung auch etwas weiter nach Südosten gedrängt,

und die erste große englische Privatsammlung hat schon sehr bedeutsame und werthvolle griechische Alterthümer enthalten. Das war die Sammlung des Earl of Arundel, die nach mannigfachen wunderlichen Schicksalen, wenn auch viel getrennt und geschädigt, doch in England geblieben ist. Arundel hatte nach der Weise italienischer Sammler die Inschriften im Garten, die Sculpturen in seinem Hause vertheilt; fleißig wurde das Fragmentirte ergänzt, da ein bequemer Genuß auch hier Endzweck war. Allem Anschein nach fanden aber auch Künstler leichten Zutritt und sie haben manches Stück des edlen Earls durch ihre Zeichnungen bekannt gemacht. Jedenfalls zählt der Verfasser des „compleat gentleman" Peacham in seiner zweiten Auflage von 1634 zu den Qualitäten eines vollkommenen Gentleman auch Interesse für alte Sculpturen unter Hinweis auf das Beispiel Arundels, dem er freilich auf eine gewisse Weise verbunden war. Doch auch der Duke of Buckingham war Sammler, — ein Rival Arundels besonders in der Levante — und Karl I. Als dieses Königs Besitz verkauft wurde, hören wir eigentlich zum ersten Mal, daß im Norden ein Staat als solcher alte Kunstwerke in Anspruch nimmt. Es heißt da, das Parlament behalte sich diejenigen Werke vor, die für den Gebrauch des Staates (for the use of the state) geeignet erschienen. Was das zu bedeuten hatte, wird bald dadurch erläutert, daß der Lord-Protector Cromwell (im Februar 1651) im Garten von Whitehall zwölf Statuen aufstellen ließ, würdig dessen, wie es heißt, durch Alterthum und Seltenheit (worthy to be kept for their antiquity and rarety*).

In dieser Zeit gehörten die Kunst- und Antikensammlungen überall zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Orte auch in Deutschland; die ursprünglich von Richelieu begonnene Sammlung Mazarin in Paris, die später ein etwas verrückter Verwandter des Kardinals zum Theil entzwei schlug, wird als merveille de la France bezeichnet. Von einer wissenschaftlichen Behandlung ist allerdings noch keine Spur, und nicht blos die englischen Sammlungen zeichneten sich durch kühne Benennung aller unbekannten antiken Portraitbüsten aus, welche dem Besitzer wenigstens die Genugthuung gewährten, sich unausgesetzt von den berühmtesten Männern des Alterthums umgeben zu glauben.

Wie stand es nun mit der Zugänglichkeit solcher Sammlungen? Zunächst müssen wir allerdings aussprechen, daß es ein Publicum in unserem Sinne noch nicht gab; das Interesse an alter Kunst lebte und konnte nur erst leben in engen bevorzugten oder gelehrten Kreisen; aber auch wenn es weiter verbreitet gewesen wäre, so würde es bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Reisens doch nicht haben zum Ausdruck kommen können.

*) Ad. Michaelis, Ancient Marbles in Great Britain. Einleitung S. 30. Diese Darstellung liegt oben überhaupt zu Grunde, wo es sich um englische Sammlungen handelt.

ein Umstand, der freilich auch wieder umgekehrt ein allgemeines Interesse eben noch verhinderte.

Fürstliche Sammlungen standen gut empfohlenen oder angesehenen Reisenden in gewissen Grenzen offen, d. h. sie wurden einmal durchgeführt durften auf besondere Bitte wohl auch länger verweilen. So wenigstens stellt die Sache dar ein gelehrter französischer Mediciner Charles Patin, der um 1670 fast alle großen Städte Mitteleuropas besucht hat. In München, so erzählt er und darauf haben wir oben schon angespielt, sind die Sammlungen nur wenigen Personen zugänglich; ihn läßt der Kurfürst durch einen Offizier führen. Das Gleiche geschah in London wo aber der Offizier wenig Zeit zu haben schien. In Wien befahl der Kaiser, daß ihm Alles gezeigt werde. Am besten ging es ihm aber in Berlin, wo der Große Kurfürst selber sich mit ihm einließ, und ein zweiter Tag zum Arbeiten ihm, wie es scheint, ohne Schwierigkeit bewilligt ward.

Privatsammlungen werden sich genau so für Trinkgelder erschlossen haben, wie sie es jetzt noch thun, und wie sie im Ausgabenbuche eines reisenden Engländers im Beginn des XVIII. Jahrhunderts (Earl of Leicester 1714—1718. Michaelis a. O. S. 58) einen stehenden Posten bilden.

Eine etwas wunderliche Form nahm die Sache im Orient an. Als zwei treffliche Männer, der französische Antiquar Spon und der Engländer Wheler, denen wir die erste wissenschaftliche Bereisung der Levante, man kann sagen, ihre Wiederentdeckung verdanken, im Jahre 1675 die Akropolis von Athen ansehen wollten, konnten sie das erst, nachdem sie dem Befehlshaber und einem Offizier 7—8 Pfd. Kaffee verehrt hatten. Freilich war die Akropolis zugleich Festung, und in Beziehung auf solche sind die Türken bis auf den heutigen Tag schwierig geblieben, auch wenn die Veste, wie in den allermeisten Fällen, gar nicht mehr ernsthaft genommen werden kann. Immer noch ist ein Verfahren nach dem Muster jener alten Reisenden als das probateste zu empfehlen, nur braucht es nicht gerade mehr in der Verkleidung von Kaffee aufzutreten.

Wir sind bis an die Grenze des XVII. Jahrhunderts vorgerückt und treten in das XVIII. ein. Dieses Jahrhunderts eigene Kunstproduction pflegten bis in die neueste Zeit sehr gering angeschlagen zu werden. Ich will hier die Berechtigung dieser Schätzung nicht untersuchen; das ist jedenfalls sicher: was unseren Augen heutzutage in den umfassenden Museen des Südens und Nordens geboten wird, geht in seinen Anfängen und vielfach auch in seinen Fortschritten fast ausschließlich auf jene vielgeschmähte Epoche zurück. Wer jetzt zum ersten Mal die großen römischen oder anderen italischen Museen betritt, meint wohl, so sei es dort seit Jahrhunderten gewesen, oder man legt sich in der Beziehung überhaupt gar keine Frage vor. Allein die große capitolinische Sammlung, die zeitlich erste Roms, ist gar nicht so lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden; die vatikanische gar ist nicht viel älter als ein Seculum. Und nicht reine oder freie Be-

geisterung hat für Kunst und Alterthum sie entstehen lassen, sondern in erster Linie hat die Kauf- und Besitzlust des Auslandes sie veranlaßt. Man hat wohl gut auf die Ausfuhrverbote hinweisen, von denen uns seit 1624 eine ganze Reihe bekannt ist; noch 1787 sagt Goethe (22. Jan.), daß man die Erlaubniß heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen wisse, und Werth und Würde der so ausgeführten Dinge sei außerordentlich. Daß man ausländischen Potentaten und Großen, die doch fast ausschließlich als Käufer auftraten, die Erlaubniß nicht leicht verweigerte, haben wir schon hervorgehoben. Nun traf es sich auch gerade im Beginn des XVIII. Jahrhunderts, daß in Rom viel Privatbesitz von Antiken auf eine oder die andere Weise zum Verkauf gebracht wurde: 1724 ging die Sammlung Odescalchi, ursprünglich das Eigenthum der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine von Schweden, nach Madrid, 1728 eine Sammlung des Fürsten Chigi und ein Theil der ersten Sammlung des Kardinals Alessandro Albani nach Dresden, vorher schon war die Sammlung Giustiniani an Lord Pembroke verkauft worden. Und wieder hieß es, wie vormals: Romae omnia venalia, daß zu Rom Alles käuflich sei. Zwar fand Winckelmann nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Rom noch außerordentlich zahlreichen Privatbesitz; doch scheint gerade die Wegführung der Chigischen und Albanischen Marmore großen Anstoß erregt zu haben. Man hatte vom Standpunkt der Römer aus nicht so Unrecht, zu wünschen, wie es zu lesen ist, daß dem brennenden Verlangen der Fremden, sich mit so kostbaren Schätzen zu bereichern und die Einheimischen zu berauben, endlich einmal ein Damm gesetzt werde. Und die Begierde mußte wohl groß sein. Schon Herzog Albrecht hatte betont, daß ihm die Höhe der Transportkosten gleichgültig wäre; jetzt hören wir einmal Zahlen: die Sammlung Chigi kostete in Rom 60 000 Thaler; für die Beförderung nach Dresden, und zwar über Livorno bis Amsterdam zur See, und für die Reise des Unterhändlers waren nicht weniger als drei Viertel der Kaufsumme, 45 000 Thaler ausgesetzt.

Daher wurde es als einer der edelsten und ruhmwürdigsten Gedanken des Papstes Clemens XII., Corsini (1730—1740) bezeichnet, in Rom ein eigenes Museum zu gründen; es ist das Museum auf dem Capitol. Dieser Platz mußte um so geeigneter scheinen, als das Capitol schon seit 2—3 Jahrhunderten, seit Sixtus IV. (1471), „eine Art von Kunst- und Reliquienkammer des römischen Volkes" gebildet hatte; allmählich waren da, zumal durch die Päpste selber, allerhand antike Reste zusammengetragen worden, die aber nach früherem Brauch der Architektur verzierend eingefügt waren, übrigens der Stadt zu eigen gehörten. *) Im Jahre 1734 kaufte der Papst den Haupttheil der sogenannten ersten Sammlung des Kardinals Albani — seine zweite ist durch Winckelmann bekannt genug geworden

*) Justi, Winckelmann II. 1 S. 140.

— Kaiser-Büsten und Inschriften; unter seinem Nachfolger Benedict XIV. Lambertini (bis 1758) ist dann die Sammlung im Ganzen abgeschlossen worden; ein so herrliches Werk kam damals hinzu wie die Venus, welche die Capitolinische genannt wird. So ist das erste Antiken-Museum zu Rom entstanden; das Neue war dabei die Anhäufung der Werke um ihrer selber willen, wenn wir ein starkes Wort gebrauchen wollen, das Dépôt-, das Lagermäßige; der Gesichtspunkt des Schmuckes tritt zurück, der des Aufbewahrens tritt in den Vordergrund, ja wenn wir ganz offen sein wollen, er tritt eigentlich ganz an die Stelle des ersten. Das eigentliche Interesse der Zeit richtete sich ausgesprochenermaßen, wie etwa schon in der Zeit Leo's X. (s. Guhl Künstlerbriefe I S. 133.), auf die gelehrte und künstlerische Bedeutung der Werke. Es ist ganz damit in Uebereinstimmung, wenn wir zu gleicher Zeit auf dem Capitol eine Kunstschule finden, und wenn auch gerade Künstlern der Eintritt in die Sammlung erleichtert ward. „Ich reise," so schreibt Winckelmann am 5. December 1755 von Rom aus, „als Künstler, wo man jungen Künstlern die Erlaubniß ertheilt zu studiren als im Campidoglio;" und „Winckelmann pittore, Sassone di nazione, wie es in meiner schriftlichen Erlaubniß für's Campidoglio steht." Die Regel war, daß die Besucher durch die Sammlung geführt wurden, eine Art von Kunstgenuß, den man sich heute noch vorstellen kann, wenn man als Glied einer Heerde z. B. durch einen sehenswürdigen Palast getrieben wird; ich gestehe, daß ich in meinen eigenen Augen kaum je eine so traurige Figur spiele wie bei solchen Gelegenheiten. Es wird ja aber wohl in vielen Fällen und aus vielen Gründen nicht anders gehen. Für das Capitol giebt das Volkmann'sche Reisehandbuch das deutsche Reisende, auch Goethe, hauptsächlich benutzten, folgende Anweisung (Ausg. v. 1777 II. S. 521): „Man läßt sich einmal herumführen und giebt nachgehends dem Aufseher entweder jedes Mal drey Paoli (1,35 M.) oder nimmt überhaupt Abrede mit ihm für die ganze Zeit; so kann man so oft kommen, als man will und sich nach Belieben viele Stunden in den Zimmern aufhalten." Genügte aber auch dieses Maß der Zugänglichkeit nicht? Gab es in Rom abgesehen von Künstlern und von weniger zahlreichen Gelehrten ein größeres schaulustiges Fremdenpublicum?

Bei den Engländern gehörte allerdings schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an die sogenannte „große Tour", der Besuch des Sehenswerthen besonders in Frankreich und Italien, zu den nothwendigen Qualitäten eines Gentleman. Natürlich waren diese Reisenden, wie noch heute, sehr verschieden; Winckelmann hat einige gezeichnet, die er führen mußte: einer rannte durch die ganze Villa Borghese in weniger als einer halben Viertelstunde; ein Anderer „gab kaum ein Zeichen des Lebens von sich, wenn ich ihm mit den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit den erhabensten Bildern von den Schönheiten der alten Werke redete." Es gab aber auch anders Geartete, wir werden noch von ihnen zu reden haben.

An einen Fremdenverkehr wie heute ist natürlich nicht entfernt zu denken, dazu war das Reisen immer noch zu schwierig und zu kostspielig. Jonathan Richardson, der mit seinem Sohne eine vielbenützte Beschreibung der hauptsächlichen Kunstwerke Italiens herausgegeben hat und um 1720 in Rom war, erzählt, daß er mehr als zwanzig Mal in den Stanzen Rafaels gewesen sei, ohne irgend einen Menschen zu sehen, außer dem Diener, der ihn eintreten ließ; nur einmal habe er einen schlechten Copisten der Konstantinschlacht getroffen. Einige Jahre früher (1707) sagt ein anderer Reisender, Monsieur de Blainville: „Der Vatikanische Pallast ist für einen klugen Reisenden vollkommen sehenswürdig." Er hat ihn dann sehr eingehend beschrieben, wie er hindurchgeführt wurde: außer dem uns bekannten Statuenhof, wo er beim Anblick des Laokoon Thränen vergoß, kommt da kein antikes Werk vor. Der Gedanke, den Vatikan auch zu einem großen Antiken-Museum zu machen, gehört nicht, wie man wohl liest und hört, dem bekannten Papst Clemens XIV. Ganganelli an, sondern dessen Großschatzmeister Gianangelo Braschi, der als sein Nachfolger unter dem Namen Pius VI. 1775 den päpstlichen Stuhl bestieg und ihn nach 23 Jahren vor den französischen Waffen verlassen mußte. Allerdings führt die damals eingerichtete vatikanische Sammlung den Doppelnamen des Museo Pio-Clementino; aber wir haben keinen Anlaß, der Angabe des bei der Gründung verwendeten Archaeologen Ennio Quirino Visconti zu mißtrauen, daß auch Clemens durch den Grafen Braschi angeregt worden sei. Auch hier war in dem oben geschilderten Statuenhofe des Belvedere ein Kern und gleichsam ein Anlaß gegeben. Bei diesem „nützlichen Unternehmen", wie Visconti es in dem Vorworte seiner Beschreibung nennt, war noch einmal der Wunsch maßgebend, die schönsten Kunstdenkmäler in Rom zurückzubehalten, per conservarli a constante benefizio ed eterno splendore di Roma um der Stadt die Führerschaft im Reiche der Künste zu wahren. Um alle Schaulustigen, selbst völlig laienhafte, zu befriedigen, habe man die Werke mit größer Sorgfalt ergänzt. So entsteht, — man verzeihe noch einmal den Ausdruck, den ich im Gegensatz zu früherer Art wähle, ohne den ästhetischen Eindruck zu präjudiciren! — es entsteht das zweite große Antikenlager in Rom, aus patriotischen und künstlerischen Absichten; und es erscheint nach wenigen Jahren ohne alle Vergleichung als die schönste Sammlung von Antiken, welche irgendwo vorhanden ist, wie z. B. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg 1791 sich ausdrückt. Mit der Zugänglichkeit war es allerdings im Anfang eine eigene Sache; der brave Volkmann schildert das um 1777 folgendermaßen: „Da die berühmten Statuen und das neue Museo Clementino jetzt unter einem Aufseher stehen, so trifft man ihn oft sehr schwer an. Denn wenn er einmal mit Fremden im Museum ist, so schließt er sich ein, und man kann ein paar Stunden harren, bis er herauskommt, oder man muß gar wieder fortgehen, ohne etwas zu sehen. Ueberhaupt ist es gut, den Vatikan mit

einem darin Bekannten zu besuchen, damit man alles Merkwürdige daselbst zu sehen bekommt." (II S. 136 Anm.). Von einem officiellen Eintrittsgelde ist mir hier sowenig wie beim Capitol und anderen italienischen Sammlungen etwas bekannt geworden; aber da man geführt wurde, so waren doch wohl Trinkgelder unerläßlich, und ein deutscher Reisender von 1783 (Adler) spricht von dem „gebräuchlichen Geschenk von 3 Paoli" (1,35 Mk.) in der vatikanischen Bibliothek.

Römische Privatsammler hielten es mit der Oeffnung ihrer Schätze natürlich nach Gefallen; aber Graf Stolberg scheint es doch wie eine unangenehme Ausnahme zu empfinden, daß die Villa Ludovisi nur einmal die Woche, Sonnabend Vormittags, geöffnet war (Reisen II. S. 107).

Die wichtigste römische Privatsammlung war diejenige, welche der Kardinal Albani nach dem Verkauf seiner ersten zusammengebracht hatte und mit neuem Eifer haben damals auch z. B. die Chigi, Borghese, Borgia gesammelt. Daneben wurde aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom der schwunghafteste Handel in Antiken betrieben, den es vielleicht je gegeben hat. Unter den zahlreichen Händlern ragt der auch bei Goethe erwähnte Engländer Jenkins hervor, der eine ungewöhnliche Zahl römischer Villen und Paläste ganz oder theilweis einschlachtete, um mich eines vulgären, aber treffenden Ausdrucks zu bedienen; so die Villen Montalto, d'Este, Mattei, die Paläste Altieri, Barberini, Capponi, Lante. Die große Nachfrage erhöhte auch den Eifer in der ergänzenden Herrichtung der antiken Werke, welche an Ehrlichkeit bisweilen Manches zu wünschen übrig ließ. Trotz einzelner bedeutender Ankäufe nordischer Fürsten, wie Friedrichs des Großen, des Herzogs von Dessau, Katharinas von Rußland, nahmen den Löwentheil immer noch die Engländer, Allen voran Männer wie Blundell, Charles Townley, der Marquis of Lansdowne; und sie vergalten es den Werken des heiteren Südens, daß sie hinauf bis zu ihnen gekommen waren: Townleys Haus war nach 1772 eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons. Die Antiken waren so vertheilt, daß die Eindrücke stufenweise gesteigert wurden. Unten in der Halle, auf der Treppe und im Wohnzimmer empfingen den Besucher Grabdenkmäler, Inschriften und Terracotta-Reliefs; im Salon waren die schönsten Büsten aufgereiht, andere, besonders geeignete, wie Homer, in der Bibliothek; den Höhepunkt erreichte die Anordnung im Speisesaal, wo die schönsten Statuen an den Wänden vertheilt waren. Aehnliches habe ich selber im Stadtpalaste des Marquis of Lansdowne zu London noch gesehen. Das ist noch Alles ganz im Geiste der Renaissance, auch dies noch, daß vor Allen Künstler und Freunde zum Genusse eingeladen wurden. Einzelne Sammlungen waren jedoch auch allgemeiner zugänglich.

Inzwischen war in London im Jahre 1753 in dem Britischen Museum ein Mittelpunkt geschaffen worden, der seine centralisirende Kraft auch auf die Privatsammlungen ausdehnen sollte, wie er selber aus einer solchen her-

vorgegangen war. Zunächst bestand sein Inhalt aus Büchern, Naturalien und kleineren Alterthümern; der Zuwachs an umfangreichen Antiken hat erst in unserem Jahrhundert begonnen. Die auf das Museum bezügliche Parlamentsakte bestimmt es ausdrücklich nicht nur zur Betrachtung und Unterhaltung für die Gelehrten und Wißbegierigen, sondern zum allgemeinen Gebrauch und Nutzen des Publicums! Hiermit wird anscheinend in die Bestimmung von Kunstsammlungen ein ganz neuer Zug eingeführt, und wir finden diesen Zug ganz in Uebereinstimmung damit, daß gerade die Engländer früh herausgekommen sind, daß sie früh den Reiz und die Wohlthat künstlerischer Anschauung empfunden und den Geschmack an solcher auch in ihrem Lande einzubürgern gewünscht haben. Aber ebenso unstreitig wie die Priorität jenes neuen Gedankens den Engländern gebührt, ebenso unstreitig gebührt ihnen nicht die Priorität seiner Ausführung. Nach den Statuten vom Jahre 1768 ist der Besuch des Museums mit den gleichen, ja mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als sie zu derselben Zeit in Italien gefunden wurden, wo man sie noch dazu durch ein gut placirtes Trinkgeld erheblich abschwächen konnte. Allerdings war das Britische Museum an fünf Tagen der Woche 4 bis 6 Stunden geöffnet; aber wer es besuchen wollte, mußte wenigstens einen Tag vorher einkommen und erhielt, wenn es überhaupt zulässig erschien, Billets. Ich finde irgendwo die Angabe, daß man im Jahre 1770 vom April bis zum August auf die Einlaßkarten harren konnte. Die Billets lauteten auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde; die Besucher wurden zu je fünfzehn von Beamten durch die einzelnen Abtheilungen geführt, die ohne Begleitung nicht betreten werden durften. Zwei Stunden wurden jeder Gesellschaft gewährt, „ihre Wißbegier zu befriedigen," dann ertönte eine Glocke to clear the building, „das Haus zu räumen," und eine neue Gesellschaft ward eingeführt. Mit einigen Abschwächungen ist dies Verfahren auch noch im Jahre 1810 nachzuweisen. Erst im Jahre 1832 zeigt sich eine etwas freiere Praxis, aber zwei Monate hindurch, August und September, blieb die Sammlung überhaupt geschlossen. Da uns hier nicht der Inhalt, sondern die Bestimmung von Kunstsammlungen angeht, so will ich nur beiläufig hervorheben, daß gerade die Ueberführung der sogenannten Elgin Marbles aus Athen in's Britische Museum endlich auch den Werth bloßer Torsi zu allgemeinerer Anerkennung gebracht haben mag. Wie wunderlich man früher in der Beziehung sich behalf, zeigt eine beachtenswerthe Bemerkung von Fr. Graf Stolberg (II, 245) bei Gelegenheit des Herakles-Torso vom Belvedere: die erhaltenen Theile sind „so unnachahmlich schön, daß mir die Vermuthung jener nicht ausschweifend erscheinet, welche dafür halten, daß der große Meister, minder mit dem Kopf, den Armen und den Beinen zufrieden, sie abgeschlagen habe, damit das vollendete Werk nur den höchsten Grad der Vollendung in der Arbeit zeigen möchte."

Wir kehren noch einmal in's XVIII. Jahrhundert zurück und nach

Deutschland. Für das noch Ungewöhnliche einer Kunstsammlung überhaupt und die Art der Zulassung finde ich nichts Bezeichnenderes als Goethes Schilderung von seinem Besuch in Dresden im Jahre 1767 (Dichtung und Wahrheit, Achtes Buch), und ganz in die Stimmung jener Zeit versetzen uns seine Worte: „Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen." Er besuchte dann die Sammlung, wie er später sagt, „zu allen vergönnten Stunden."

Schon ein bis zwei Jahrzehnte vorher sieht es aus, als ob auch mehr zu erlangen gewesen wäre. „Ich habe," schreibt Winckelmann am 3. März 1752 an Uden, „die Erlaubniß erhalten, die Kgl. Schildereiengallerie so oft ich will zu frequentiren"; vielleicht geschah das auch hier mit Rücksicht auf künstlerisches Studium, denn Winckelmann setzt hinzu: „mit Anfang des Frühlings werde ich gewisse Stunden zum Zeichnen für mich aussetzen."

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß Gemälde zeitlich früher Gegenstände allgemeinen Interesses waren als plastische Werke, wie der alte Volkmann bemerkt, daß „die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde bei den meisten eine Hauptursache der Reisen nach Italien" sei. Die Skulpturen schienen nur den Antheil eines engeren Kreises von Künstlern und Kennern zu wecken; dem entsprach, wie wir gesehen haben, das Maß ihrer Oeffentlichkeit in Italien. Eine ähnliche Auffassung geht aus einem Bericht des Grafen Vitzthum in Dresden (11. Mai 1771) hervor, „in was vor üblen und bedauernswerthen Umständen in Ansehung der Conservation, der äußerlichen Anständigkeit und des Nutzens vor die Künstler die seltenen Alterthümer in den engen und vertheilten Pavillons des Großen Gartens sich befinden, bedarf wohl keiner weitläufigen Vorstellung." Darunter befanden sich auch die obengenannten theuren Erwerbungen aus Rom; und ich kann nicht umhin, im Vorübergehen anzumerken, wie äußerlich doch also solche kostspieligen Anschaffungen gemeint sein konnten, welche die Nachwelt unbesehen als Zeugnisse des Kunstsinns, ja sogar als Versuche hinzunehmen pflegt, Kunstsinn zu verbreiten! Wie dergleichen wirklich angefangen wird, das werden wir demnächst und als Abschluß darzulegen haben.

Die Schaustellungen angehäufter Kunstwerke, wie sie das vorige Jahrhundert begann, trugen auch gegenüber dem früheren, durch sinnvolle Anordnung bezeichneten ästhetischen Charakter unbeabsichtigt einen historisch lehrhaften. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser sich allmählich in den Vordergrund schob, so daß er wohl auch als Grundzug einer Sammlung erscheinen konnte.

Stand es aber einmal so, dann mußte man bald darauf kommen, daß ja eben jener wesentliche Zug nicht bloß durch Originale, sondern viel einfacher und vollständiger durch Nachbildungen erreicht werden konnte. So etwa glauben wir die Sammlungen von Gypsabgüssen im vorigen Jahrhundert verstehen zu dürfen, die ersten, von denen wir hören. Man wird zwar meinen, daß bei Kunstakademien von jeher, wo man keine Originale hatte, eine Anzahl von Gypsabgüssen nach der Antike sich hätte finden müssen; allein damit war es noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts schwach bestellt: in Leipzig besaß man z. B nach Goethes Angabe nur Laokoon, den Vater und einen Faun.

Die erste größere Abgußsammlung in Deutschland, auch diese noch mit einer Kunstschule verbunden, ward zu Mannheim im Jahre 1767 eröffnet und ist durch Goethes Besuch von Straßburg aus allgemein bekannt; aber zugleich sehr bezeichnend für die allgemeine damalige Physiognomie von Kunstsammlungen gerade durch die Betonung des Ausnahmsweisen ist der begeisterte Erguß „eines reisenden Dänen" über jene Sammlung, der in Schillers Thalia vom Jahre 1787 abgedruckt ist, und der wohl mit Recht Schiller selber zugeschrieben wird: „Der heutige Tag war mein seligster, so lange ich Deutschland durchreist. — Ich komme aus dem Saale der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souverains die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einen kurzen geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkte Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ sich diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwande aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder wie so viele andere Fürsten den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. Der Kunst selbst brachte er das Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen. Schon die Aufstellung dieser Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß „ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehr Vortheile gewährt als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte u. s. f." Das letztere berührt sich mit unserer Herleitung der Gypssammlungen. Was das Almosen anbetrifft, so

möchte ich ihn nicht nur bildlich auffassen, sondern als Hindeutung auf das oft nicht geringe Eintrittsgeld, welches zwar weniger bei den überhaupt noch seltenen Kunstsammlungen, wohl aber bei den fürstlichen Schatz- und Raritätensammlungen im Norden erhoben wurde, und zwar bis tief in unser Jahrhundert hinein, auch noch zu unserer Zeit.

In Beziehung auf künstlerischen Unterricht sind auch die zahlreichen Gypsabgüsse von Rafael Mengs, dem Freunde Winckelmanns, in Rom zusammengebracht worden, von welchen die einen an die Kunstakademie nach Madrid, die Doubletten und manche andere 1783 nach Dresden gekommen sind, wo sie auch noch im Jahre 1817 wie die antiken Originale zunächst für die Künstler bestimmt erscheinen. Unter den Universitätssammlungen von Abgüssen reichen einzig die Anfänge der Göttinger bis in's vorige Jahrhundert, 1767, zurück, wie in Göttingen auch die ersten Vorträge über alte Kunst, und zwar in demselben Jahre, gehalten worden sind.

In Frankreich wurden die Kunstwerke erst durch die große Staatsumwälzung allgemein zugänglich und sind es seitdem geblieben. Wir sind soeben belehrt worden, daß wenigstens in Beziehung auf die Bildersammlung auch hier zuerst ein Künstler auf Publicität gedrungen hat.*) Schon 1791 wurde der Louvre zur Aufnahme der Werke bestimmt, die nunmehr dem Volke gehörten. Im Gefolge von Napoléons Siegen hielten die entführten Kunstwerke, zumal aus Italien, ihren Einzug; dem Triumphzuge dieser auf dem Marsfelde schwebte am 25. Juli 1797 eine Standarte voran mit der Inschrift: La Grèce les céda; Rome les a perdus; leur sort changea deux fois, il ne changera plus. Das Jahr 1815 brachte sie zum größten Theil ihren alten Besitzern zurück; man soll niemals etwas verschwören. In dem Verzeichniß des Musée Napoléon, wie es seit 1803 hieß, das mir vom Jahre 1808 vorliegt, werden die Kunstwerke als „Frucht der Eroberungen Sr. Majestät" bezeichnet, dann als ruhmvolle Siegestrophäen, für welche die Freunde der Kunst ewig dankbar sein werden.

So etwas erscheint wie eine Anomalie in der stetigen Entwickelung der Gesichtspunkte, wie wir sie bisher bei der Einrichtung der Sammlungen verfolgt und deren letztem noch herrschenden wir uns allmählich genähert haben. Der erste Hauptzweck der Kunstsammlungen war Genuß; der zweite: Nutzen für die Künstler; dies ward auch bei dem darauf folgenden Zwecke im Auge behalten, dem der Conservirung! Zum Verständniß des nun eingetretenen neuen Gesichtspunktes seien ein paar allgemeine Bemerkungen erlaubt.

Unter den Entwickelungen menschlicher Dinge überhaupt giebt es keine,

*) Der Kupferstecher Sergent Marcau vgl. Reminiscences of a Regicide London. 1889.

die sich als eine einfache isolirte Linie darstellen ließe; nur unsere Betrachtung löst sie scheinbar los aus dem vielverschlungenen Netze der Gesammtentwickelung und wird doch bei jedem tieferen Eindringen wieder von selber auf die kreuzenden Fäden geführt. Nur die augenfälligsten seien ganz kurz bezeichnet. Die ungeheure geistige Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor Allem Deutschland und Frankreich ergriff, erweckte zur Schätzung geistiger Werthe, zur Lust an geistigem Genuß weite Kreise, die ihnen früher fern gestanden. In Deutschland erhielt die Bewegung durch die führenden Geister von vorn herein eine Richtung auf die Kunst: ein Publicum fing an sich zu bilden, vorgreifend, wie wir sagen möchten, der gewaltigen Umwälzung der Verkehrsverhältnisse, welche eigentlich doch erst die beschauliche und ruhige Betheiligung des Publicums zu einer thatkräftigen und bewegten machen konnte. So sehr trifft auch hier zu, daß der menschliche Geist die Ideen vorwegnimmt, ohne sich um die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu kümmern; aber wir möchten doch offen lassen, ob nicht diese Verwirklichung im tiefsten Grunde mit dem Auftauchen der Ideen beinahe wie Folge und Ursache zusammenhängt. Oder meint man etwa, daß die endliche Ausnützung der lange bekannten Dampfkraft zur Beförderung nichts zu thun habe mit dem schon vorher immer dringender gewordenen Verlangen der räumlich getrennten Menschen, von einander zu wissen, mit einander in Beziehung zu treten, wie es die außerordentliche Vermehrung der Tagesblätter seit der französischen Revolution deutlich genug erkennen ließ? Mögen dies Manche für ein Phantasiestück halten, so viel ist sicher: unsere Verkehrsverhältnisse haben das Publicum in's Unberechenbare gesteigert; wer heute Berlins Sammlungen gesehen hat, kann am nächsten Tage Dresden, am zweiten München betrachten, und so fort durch ganz Europa. Zufällig können wir ermitteln, daß im Anfang dieses Jahrhunderts die Berliner Kunstkammer jährlich von etwa 240 Personen besucht wurde; die Sammlungen des Britischen Museums, Antiken und Bücher, aber ausschließlich des Lesezimmers, wiesen für das Jahr 1886 über eine halbe Million, nicht weniger als 504,893 Besucher auf!

Nicht Jeder vernahm den Ruf der Zeit in gleicher Weise: König Ludwig I. schuf etwa gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm III. zu München das Antikenmuseum, die Glyptothek, welche als sein Privateigenthum angesehen und verwaltet wurde. Es war eigentlich nur eine richtige Consequenz, daß die Ermitage, die große Kaiserliche Kunst- und Alterthumssammlung in St. Petersburg, bis vor etwa 20 Jahren nur im Frack und weißer Binde besucht werden durfte. Aber jenem ersten Erwachen, dem erst von fern her sich ankündigenden Verlangen der Geister hat auf dem Gebiete der Kunstsammlungen zuerst von Allen durch Wort und That Ausdruck verliehen unser König Friedrich Wilhelm III. Ich habe kürzlich an einem anderen Orte die Erinnerung wachgerufen an die erhebende Gründung des

Berliner Museums.*) Hier muß ich wenigstens das aussprechen, daß Friedrich Wilhelm III. als der erste unter allen Fürsten die ihm gehörigen Kunstwerke „zum Nutzen und Vergnügen des Publicums" hingegeben, zuerst bei der Anlage einer Kunstsammlung den erziehlichen Charakter der Kunst und die wissenschaftliche Ausbeutung nicht bloß ausgesprochen, sondern, soviel an ihm lag, zur Wahrheit gemacht hat. Daraus folgt dann alles Weitere: leichte Zugänglichkeit, ungehinderte Benützung, systematische Anordnung. Und so mächtig ist dieses Beispiel gewesen, so mächtig der Zug der Zeit, der so zum ersten Mal gleichsam zum Reden gebracht war, daß fortan keine Sammlung mehr sich ihm entziehen kann, daß fast alle von Petersburg bis Madrid ihm allmählich haben folgen müssen.

Es konnte uns wohl beklommen machen, daß die Antikensammlungen der Renaissance, deren künstlerische und harmonische Anordnung den Sinn gefangen nahm und in ferne Vergangenheit entrückte, verdrängt wurde durch die Massenhäufungen der Museen, so bedeutende Wirkungen auch von diesen ausgegangen sind. Jetzt erst können wir dessen unbefangen froh werden; der reine und selbstlose Sinn, wie ihn zuerst von Allen Preußen mit derartigen Anhäufungen verbunden hat, ist zu einer erlösenden Macht geworden. Was sonst Gelegenheit oder Zufall, Bewunderung oder eine wenn auch feine Art der Selbstsucht aufspeicherte, erscheint nun durch ein einheitliches, geistiges Band zusammengehalten; nicht bloß die Absicht der Kunstsammlungen wird durch den neuen Geist sicher umgrenzt, auch Form und Inhalt sind neu durch ihn bestimmt und werden dadurch nach allen Seiten hin gesteigert und veredelt. Jetzt wissen wir — oder wir sollten es wenigstens wissen! — daß ein Museum nicht zu sein hat eine Anhäufung beliebiger bemerkenswerther Gegenstände sondern in erster Linie ein Kunsthaus, auch eine Einrichtung zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Diesem obersten Grundsatze hat sich Alles zu fügen.

Und nun noch eine letzte Nutzanwendung: nicht in das Belieben des Einzelnen ist es gestellt, ob er einem neuen Zuge der Zeit folgen will oder nicht; dieser verlangt Folge, im Großen wie im scheinbar Kleinen, es sei denn, man verzichte von vornherein auf das, was uns Andern gleich stellt oder gleich setzt, auf den Wetteifer in Pflicht und Arbeit!

---

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz: „Preußen und die Antike" im Märzheft 1889 von „Nord und Süd".

Kants Lehre vom Staat.

Von

Gottlieb Krause.

— Königsberg. —

Wenn ich im Folgenden versuchen will, die Kantische Lehre vom Staat in ihren Hauptzügen vorzuführen, so will ich mich nicht in Betrachtungen und Urtheilen über Kants Doctrin ergehen, sondern ihren wesentlichen Inhalt selbst in einem knapp gehaltenen Bilde zur Darstellung bringen. Dieselbe wird sich gewissermaßen auf den Spitzen halten, da der weite, zum Theil schwierige Stoff in den mir gezogenen Schranken nicht auch nur annähernd erschöpfend behandelt werden kann. Hier sollen darum nur die Punkte hervorgehoben werden, in denen der Geist von Kants politischen Ansichten gewissermaßen krystallisirt erscheint.

Die staatsrechtlichen Schriften unseres großen Denkers gehören sämmtlich seinem Greisenalter an. Es sind folgende: Die Abhandlung „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis." 1793. — Die Schrift „Zum ewigen Frieden." 1795. — „Die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre" 1797 (genauer sogleich nach der Michaelismesse 1796). — Einzelne Beiträge bietet der Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." 1784, „Der Streit der Facultäten" 1798, die in demselben Jahre herausgegebene „Anthropologie" und dann der handschriftliche Nachlaß des Philosophen, der zum Theil schon von Friedrich Wilhelm Schubert, dem Mitherausgeber von Kants Werken, benutzt und abgedruckt ist, und jetzt in umfassender Weise durch unseren Kantbibliographen Dr. Reicke in der „Altpreußischen Monatsschrift" zum Abdruck gelangt. Letztgenannter Herr hat mir auch eine Copie des noch nicht gedruckten Convoluts F, dessen

Blätter vor Allem Gegenstände der Politik und des Staatsrechts betreffen, in liebenswürdigster Weise zur Durchsicht gegeben. Dieses handschriftliche Material gewährt eine nicht unwichtige Ergänzung der bereits gedruckten politischen Schriften Kants.

Kant steht zwischen den wissenschaftlichen Vertretern der Lehre vom Naturrecht und der Auffassung, die durch die historische Rechtsschule angebahnt worden. Jene: Hugo Grotius, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Thomasius, John Locke, J. J. Rousseau u. A. entwarfen im Gegensatze zum positiven Rechte ein ideales Recht, dessen Urgrund die überall gleiche Natur des Menschen mit ihren angeborenen Trieben sei, dessen Erkenntniß uns die Vernunft vermittle. Für dieses Recht wurde allgemeine Gültigkeit beansprucht, nach ihm sollte das bestehende Recht verbessert werden. Der Staat wurde auf die Aufgabe beschränkt, die privatrechtlichen Interessen in Schutz zu nehmen, sein Ursprung wurde von dem Vertrage hergeleitet.

Mit Kant beginnt auch in der Rechtsphilosophie eine neue Periode*). Zwar sucht auch er eine ideale Verfassung und ein ideales Recht, das überall und jederzeit Recht ist, aber dies Recht wird nicht aus der Natur des Menschen, aus einzelnen Trieben, Bedürfnissen, Absichten hergeleitet, sondern aus der praktischen Vernunft und der Idee der Freiheit. Der denkenden Vernunft wohnt die Macht inne, ein allgemein gültiges Recht hervorzubringen. Der Staat aber dient nur dem Zwecke, das Recht an sich zur Geltung zu bringen; jede Rücksicht auf das äußere Wohl der Staatsbürger ist zu verwerfen, die vernünftige Ordnung des Gemeinwesens ist Selbstzweck.

Gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die Entwickelung von Kants Staatslehre im Einzelnen ein:

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt," sagt Kant in seinem Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Werke. Herausgeg. von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. VII. 1. 323) — „ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft." Es ist eine Forderung der praktischen Vernunft, daß die Menschen den natürlichen Zustand, den status naturalis, und seine Willkür und Rechtsunsicherheit verlassen und eintreten in den bürgerlichen, den status civilis, in welchem die Gesellschaft unter einer distributiven Gerechtigkeit steht. Im bürgerlichen Gemeinwesen wird die Willkür des Einzelindividuums von festen, wohlverwahrten Grenzen umschlossen, innerhalb deren es sein Rechtsgebiet findet, über die hinauszugreifen ihm verwehrt wird. Durch die zwingende Gewalt des Staates (vis publica) kommt das Privatrecht, das Verhält-

*) Vgl. A. Lasson, System der Rechtsphilosophie. Berlin u. Leipzig 1882. Eintheilung § 4. Die Geschichte der Rechtsphilosophie.

niß von Einzelnen zu Einzelnen, erst zu gesicherter Geltung und wird aus einem provisorischen zu einem peremtorischen.

Den historischen Anfang des Staates findet Kant in der Gewalt [1]). Aehnlich wie Hobbes ist er der Ansicht, daß Noth und Gefahr die Menschen zu gegenseitigem Anschluß und zur Unterwerfung unter einen Mächtigen treiben: innere Mißhelligkeiten oder Kriegsgefahr von Außen [2]). In dem Gehege der staatlichen Vereinigung werden die rohen, sich selbst zerstörenden Kräfte in Zucht genommen; nicht mehr der Willkür preisgegeben, treten sie mit einander in einen Wettstreit, der sie zu immer höheren Leistungen anspornt, „so wie Bäume in einem Walde eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, Beides über sich zu suchen, und dadurch einen schönen, geraden Wuchs bekommen. Alle Cultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu discipliniren" [3]).

Bekanntlich hat die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts die Vorstellung beherrscht, daß Recht und Staat auf einem Vertrage beruhen, den die Einzelnen mit einander abgeschlossen, um aus der Gesetzlosigkeit des Naturzustandes zu gesetzmäßiger Ordnung zu gelangen. Hobbes zog aus dieser Annahme die Consequenz zu Gunsten des Absolutismus, Locke und Rousseau leiteten aus ihr die Lehre von der Souveränität des Volkes ab. — Auch bei Kant findet sich die Vorstellung von einem ursprünglichen Vertrage, jedoch in sehr veränderter Form. Er ist bei ihm eine bloße Idee der Vernunft, nicht etwa ein historisches Factum, von dem eine sichere Nachricht oder ein Instrument hinterlassen ist [4]). Diese Zurückführung des staatlichen Gemeinwesens auf einen Vertrag in der Idee schließt aber für den Gesetzgeber die Verbindlichkeit ein, seine Gesetze so einzurichten, daß sie aus dem vereinigten Willen eines ganzen Volkes entspringen könnten, und jeden Unterthan so anzusehen, „als ob er zu einem solchen Willen mit zusammengestimmt habe." [5]) Ist ein Gesetz so beschaffen, „daß ein ganzes Volk unmöglich dazu seine Einstimmung geben könnte, so ist es nicht gerecht; ist es aber nur möglich, daß ein Volk dazu zusammenstimme, so ist es Pflicht, das Gesetz für gerecht zu halten." [6])

Wenn somit zwar dem Souverain jene Idee des ursprünglichen Vertrages als unfehlbares Richtmaß dienen soll [7]) und ihm die Verpflichtung

---

1) Z. ew. Fr. Kants W. VII. 1. 271—72, Convolut F Blatt 4, F 5, F 15, F 16, F 18, F 23. — 2) Idee z. ein. allgem. Gesch. VII. 1. 324. Z. ew. Fr. VII. 1. 263. — 3) Idee z. ein. allgem. Gesch. VII. 1. 324. Vgl. z. ew. Fr. VII. 1. 264. — 4) „Das mag" u. s. w. VII. 1. 207. Rechtsl. IX. 164. — 5) VII. 1. 207. — 6) „Das mag." u. s. w. VII. 1. 207—8. 204. — 7) „Das mag" VII. 1. 210

obliegt, die Gesetze nach den Grundsätzen des Vernunftrechtes einzurichten, so dürfen doch die Unterthanen nicht das Recht des Widerstandes für sich in Anspruch nehmen, selbst wenn nach ihrer Meinung der Vertrag verletzt ist, und das Oberhaupt Gewalt statt Recht anwendet. Ein solcher Anspruch würde auf der irrthümlichen Ansicht beruhen, daß jener ursprüngliche Contract etwas wäre, was wirklich geschehen ist [1]); in Wahrheit aber ist derselbe nicht als Factum, sondern „nur als Vernunftprincip der Beurtheilung aller öffentlichen rechtlichen Verfassung überhaupt" anzusehen [2]).

Das Gesetz der Freiheit verlangt, daß die Willkür jedes Einzelnen sich dem Anderen gegenüber in bestimmte Grenzen einschließe, innerhalb deren er sein Recht findet, daß er andererseits nicht über seine Sphäre hinausgreifend die Freiheit des Anderen antaste. Die berühmte Kantische Erklärung von Recht lautet: „Recht ist die Einschränkung der Freiheit eines Jeden auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit von Jedermann" [3]); und „das öffentliche Recht ist der Inbegriff der äußeren Gesetze, welche eine solche durchgängige Zusammenstimmung möglich machen" [4]). Der Obrigkeit steht die Gewalt zu, diesen Gesetzen Geltung zu verschaffen; so ist „die bürgerliche Verfassung ein Verhältniß freier Menschen, die doch unter Zwangsgesetzen stehen" [5]).

Besonders in der Schrift „Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis" entwickelt Kant die Grundrechte des Menschen, welche innerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Principien sind aber nicht Gesetze, die der schon errichtete Staat giebt, sondern solche, nach denen allein eine Staatserrichtung reinen Vernunftprincipien gemäß, möglich ist. [6]) Es sind folgende:

1. Die Freiheit, die jedem Gliede der Gesellschaft als Menschen zukommt;

2. Die Gleichheit desselben mit jedem Anderen als Unterthan;

3. Die Selbständigkeit als Bürger.

Die Freiheit drückt Kant durch die Formel aus: „Niemand kann mich zwingen, auf eine Art, wie er sich das Wohlseyn anderer Menschen denkt, glücklich zu seyn, sondern ein Jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, nicht Abbruch thut" [7]). Der Mensch ist Persönlichkeit und darf niemals bloß der Willkür Anderer als Mittel dienen, sondern muß jederzeit zugleich als Zweck angesehen werden. In einem Fragment aus Kants Nachlaß heißt es: Ein Mensch im Zustande der Abhängigkeit „ist gleichsam vor sich nichts als ein Hausgeräth eines Anderen. Ich könnte ebensowohl den Stiefeln des Herrn meine Hochachtung

---

1) „Das mag" ꝛc. VII. 1. 212. 213. — 2) VII. 1. 214.— 3) „Das mag" u. s. w. VII. 1. 198. Vgl. Rechtsl. Einleitung IX. 33 § C. — 4) „Das mag" VII. 1. 198. — 5) ibid. 198.— 6) „Das mag" VII. 1. 199. — 7) VII. 1. 199

bezeigen als seinen Laqueyen"[1]). Es war wohl kein bloßer Zufall, daß Kants Zöglinge aus der Familie von Hülsen, die er während seiner Hauslehrerzeit in Arensdorf bei Mohrungen unterrichtet hatte, zu den ersten Gutsbesitzern Preußens gehörten, die freiwillig die Gutsunterthänigkeit ihrer Bauern lösten[2])

Die Gleichheit der Menschen als Unterthanen besteht in dem gleichen Verhältniß der Unterordnung unter die Gesetze und die Zwangsgewalt des Staates. Nur ein Einziger unterliegt keinem Zwangsgesetze, das Staatsoberhaupt[3]). Da alle Unterthanen in gleichem Maße zu Gehorsam und Unterwerfung den Geboten des Staates gegenüber verpflichtet sind, darf es keinen privilegirten, auf Erblichkeit beruhenden Herrenstand geben[4]). Alles Andere mag man vererben, was Sache ist und als Eigenthum erworben und veräußert werden kann, Niemand aber darf einen erblichen Anspruch auf gewisse Posten im Staate erheben und dadurch hindern, daß Andere zu den Stufen gelangen, wozu sie Talent, Verdienst und Glück erheben könnten[5]). Gegen den Geburtsadel und seine Vorrechte hat sich Kant an vielen Stellen auf's Schärfste erklärt.

Zur Freiheit und Gleichheit ist jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft berechtigt, nicht so zu selbständiger Theilnahme an politischer Thätigkeit. Ein nothwendiges Erforderniß dazu ist, daß der Staatsangehörige „sein eigener Herr (sui juris) sey, mithin irgend ein Eigenthum habe, welches ihn ernährt, und daß er Niemandem als dem gemeinen Wesen im eigentlichen Sinne des Wortes diene"[6]). Weiber und Kinder sind selbstverständlich ausgeschlossen. Kant unterscheidet zwischen activen und passiven Bürgern, oder Bürgern und Schutzgenossen[7]). Jene sind die Staatsbürger im eigentlichen Sinne, die citoyens[8]). Ihnen steht das Recht auf die Gesetzgebung zu. Denn „die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen. Da von ihr alles Recht ausgehen soll, so muß sie durch ihr Gesetz schlechterdings Niemandem Unrecht thun können. Nun ist, wenn Jemand etwas gegen einen Anderen verfügt, immer möglich, daß er ihm dadurch Unrecht thue, nie aber in dem, was er über sich selbst beschließt (denn volenti non fit injuria)"[9]).

Dies Grundrecht der bürgerlichen Selbständigkeit wendet sich gegen die despotische Regierung, die über Gut und Leben der Unterthanen verfügt, ohne sie um ihre Zustimmung zu fragen[10]).

Diese Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit sind nicht „chimärisch und unausführbar", sondern, da es „Pflichten sind, welche

---

1) Altpreuß. Monatsschrift 1886. S. 90. Kants. W. XI. 1. 255. — 2) Schubert in den Neuen Preuß. Provinzial-Blätt. 1854. S. 204. Rink, Ansichten aus J. Kants Leben 1805. S. 29. — 3) VII. 1. 203. Anm. — 4) VII. 1. 202. — 5) VII. 1 202. F. 7. — 6) VII. 1. 205. — 7) VII. 1. 204. Rechtsl. IX. 159. VII. 1. 205 IX. 160. — 8) VII. 1. 205. — 9) Rechtsl. IX. 158. Vgl. VII. 1. 204. — 10) Rechtsl. IX. 198. Z. ew. Fr. VII. 1. 243.

die Vernunft aus der Idee des Rechtes ableitet," muß „ihre Thunlichkeit auch als unvermeidlich angenommen werden"[1]). Und „die Idee einer mit dem natürlichen Rechte der Menschen zusammenstimmenden Constitution ist nicht ein leeres Hirngespinnst, sondern die ewige Norm für alle bürgerliche Verfassung überhaupt"[2]).

Welche Berechtigung haben denn aber Verfassungen, in denen jene Principien nicht zu voller Durchführung kommen? Antwort: solche politischen Zustände haben eine interimistische Gültigkeit, bis durch allmählichen Fortschritt die Verfassung erreicht wird, in der „sie zur Ausführung gebracht werden können. Aber diese Ausführung selbst muß in der bestehenden Staatsverfassung dem Keime nach liegen."[3]) Es ist der Rechtsstaat an sich, den die Kantische Staatslehre zum Ziele nimmt, den Erscheinungsformen des Staates in der Wirklichkeit wird im Grunde nur eine provisorische Berechtigung zugesprochen. „Dies ist die einzige bleibende Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt; der letzte Zweck alles öffentlichen Rechts, der Zustand, in welchem allein Jedem das Seine peremtorisch zugetheilt werden kann[4])."

Wenn die Naturrechtslehrer der Obrigkeit die Aufgabe zuweisen, für Sicherheit und Frieden zu sorgen, Wohlstand und Glück der Unterthanen zu fördern, so weist Kant solche eudämonistischen Bestrebungen mit herber Strenge zurück. Wohlfahrt hat kein Princip, da sie der Eine hierin, der Andere darin setzt[5]), und darum kann sie nicht den Inhalt eines allgemeinen Gesetzes geben[6]). „Das Recht der Menschen muß nothwendig vor aller Rücksicht auf Wohlbefinden vorhergehen, und dieses ist ein Heiligthum, das über allen Preis der Nützlichkeit erhaben ist[7])." „Eine Regierung, die auf dem Princip des Wohlwollens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung (imperium paternate)" ist Kant der größte denkbare Despotismus[8]).

Jeder Staat enthält drei Gewalten: 1. die gesetzgebende, die Herrschergewalt (Souveränetät), 3. die vollziehende, die des Regierers, 3. Die rechtsprechende[9]). Nun giebt es nach Kant zwei Principien, nach welchen die Verfassungen bestimmt werden können; entweder nach der Art, wie die potestas legislatoria dargestellt wird, oder danach, wie die Regierung geführt wird. Nach der ersten Form, der Form der Beherrschung, giebt es drei Verfassungsarten, entweder wird die gesetzgebende Gewalt von Einem, oder Einigen oder Allen zusammen ausgeübt, d. h. es besteht eine Autokratie (Kant nennt sie auch Monokratie), eine Aristokratie,

---

1) Altpr. Monatsschr. 1888. S. 291. — 2) Streit der Facult. X. 353. Vgl. Rechtsl. IX. 158. § 45. — 3) Altpr. Monatsschr. 1888. S. 291. Vgl. Z. ew. Fr. VII. 1. 274. Anm. — 4) Rechtsl. IX. 192. — 5) Str. d. F. X. 348. Anm. — 6) VII. 1. 198. — 7) Streit d. Fac. X. 349. Anm. — 8) „Das mag" VII. 1. 199. — 9) Rechtsl. IX. 158. —

eine Demokratie, Fürstengewalt, Adelsgewalt, Volksgewalt [1]). Auf diese Unterscheidung legt Kant aber im Grunde geringen Werth, denn „das Gesetz muß", wie er sagt, „wenn es ein rechtlicher Grund der Pflichten sein soll, in allen diesen Formen doch als von dem allgemeinen Volkswillen ausgegangen betrachtet werden." [2]) Desto mehr ist ihm an der Art der Regierung, der Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht [3]), gelegen. Danach scheidet sich die republikanische von der despotischen Staatsform. Bei einer Monarchie ist es möglich, daß sie sich mit dem Geiste des Republikanismus erfülle und eine ihm entsprechende Regierungsart annehme — Kant führt hier selbst das Beispiel des großen Königs Friedrich II. an [4]) —, eine Demokratie im eigentlichen Sinne ist ihm dagegen stets ein Despotismus [5]), sie muß nothwendig der Ochlokratie verfallen [6]). Der Idealstaat Kants ist die reine Republik, welcher Ausdruck bei unserem Philosophen bekanntlich etwas Anderes bedeutet, als wir heute darunter verstehen.

Zum Wesen der republikanischen Verfassung im Kantischen Sinne gehören folgende Attribute: 1. Sonderung der Staatsgewalten, wie sie seit Montesquieus „l'Esprit des lois" politisches Schlagwort geworden. Durch sie allein wird eine Schutzwehr gegen den Despotismus geschaffen, der eigenmächtig Gesetze vollzieht, die er selbst erlassen [7]). Dann aber muß die Verfassung „die Freiheit zum Princip, ja zur Bedingung alles Zwanges machen." „Freiheit und Gesetz, durch welches jene eingeschränkt wird, sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber damit das Letztere auch von Wirkung sey: so muß ein Mittleres hinzukommen, nämlich Gewalt, welche diesen Principien Erfolg verschafft" [8]).

Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie,
Gesetz und Gewalt ohne Freiheit Despotismus,
Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei,
Gewalt mit Freiheit und Gesetz Republik [9]).

Endlich gehört zu der vollkommenen republikanischen Verfassung Kants, daß die Herrschergewalt, die gesetzgebende, durch das Volk vermittelst seiner Repräsentanten ausgeübt werde, womit sich die monarchische Form der Regierung vereinigen ließe. Ohne das repräsentative System ist ihm jede Verfassung despotisch und eigentlich eine Unform [10]). Die reine Demokratie „als eine nicht repräsentative Volksmacht ist der Freiheit, mit ihr also auch dem Rechtsbegriff gerade entgegen" [11]).

Kant hat diesen seinen Idealstaat nicht weiter ausgeführt, es ist ein

---

1) Z. ew. Fr. VII. 1. 243—44. Rechtsl. IX. 189—90. — 2) F. 23. — 3) Z. ew. Fr, VII. 1. 245. — 4) ibid. VII 1. S. 244. — 5) ibid. S. 244. — 6) F. 15. — 7) Z. ew. Fr. VII. 1. 243. 244. — 8) Anthropol. VII. 2. 273. — 9) ibid. — 10) Z. ew. Fr. VII. 1. 244 246. Rechtsl. IX. 193. — 11) F. 15. —

allgemeines Gebilde mit weiten, bisweilen unbestimmten Linien. Ob ihm wohl hiebei irgend ein historisch gegebenes Beispiel vorgeschwebt haben mag? Die constitutionelle Monarchie Englands, deren Lobredner Montesquieu gewesen, sicher nicht: sie erschien ihm nur als eine verhüllte Despotie[1]). Eher schon die französische Verfassung von 1791. Jedoch wird auf diese ganze Betrachtung wenig Werth gelegt werden können, da Kants Staatslehre ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Principien abgeleitet ist. Wichtiger wäre es, den vollen Umfang des Einflusses nachzuweisen, den die politische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders die Schriften von Hobbes, Montesquieu und Rousseau, auf ihn ausgeübt haben.

Kant spricht es selbst aus, daß ein Staatsproduct, wie es ihm vorschwebt, ein Traum ist; in einer Anmerkung des „Streites der Facultäten" vergleicht er es mit den Phantasieen von Platos Atlantica und von Morus Utopia[2]). In derselben Anmerkung sagt er: „Es ist doch süß, sich Staatsverfassungen auszudenken, die den Forderungen der Vernunft, vornämlich in rechtlicher Absicht, entsprechen, aber vermessen, sie vorzuschlagen, und strafbar, das Volk zur Abschaffung der jetzt bestehenden aufzuwiegeln."[3])

Nach der im Vorigen entwickelten Staatsidee Kants dürfte es Wunder nehmen, daß der Philosoph sich zu einer Lehre vom unbedingten Gehorsam der Unterthanen bekennt, die vielfach an Hobbes' staatsrechtliche Schriften „de cive" und den „Leviathan" erinnert. Die Staatsgewalt ist unwiderstehlich (irresistibel), jede Widersetzlichkeit, jeder Aufstand das strafbarste Verbrechen. Das Verbot ist unbedingt, mag das Oberhaupt durch Gewaltthätigkeiten sogar jene Idee des ursprünglichen Vertrages verletzt haben[4]). Eine Aenderung der Verfassung durch Gewalt würde „einer Maxime gemäß geschehen, die, allgemein gemacht, alle bürgerliche Verfassung zernichten und den Zustand, worin allein Menschen im Besitz der Rechte überhaupt seyn können, vertilgen würde[5])." Es tritt der Zustand der Anarchie mit allen ihren Greueln ein.[6]) Kant sagt es gerade heraus — in seiner Schrift „Das mag in der Theorie richtig sein"[7]) — „daß, wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande, oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Staatsverbrecher sehen würden." Die Staatsrechtslehrer, die dem Volke das Recht des Widerstandes gegen einen Tyrannen zuertheilen, „schieben ihren Urtheilen das Princip der Glückseligkeit unter" und nehmen

---

1) Str. d. F. X. 352—53. Vgl. IX. 166. — 2) Str. d. Fac. X. 355. Anm. 3) ibid. 4) Nach „Das mag" VII. 1. 210. 208. Rechtsl. IX. 150. — 5) VII. 1. 210; ähnl. ibid. 213; Rechtsl. IX. 191. 167.— 6) VII. 1. 213. Anm. 7) VII. 1. 212.

jenen Staatsvertrag als etwas wirklich Geschehenes an.[1]) Wer könnte bei einem Aufstande des Volkes den Streit zwischen diesem und dem Herrscher entscheiden. Es müßte dazu ein neues Oberhaupt gesucht werden und „die Reihe der Unterordnung ginge aufwärts ins Unendliche."[2]) Auch aus dem transcendentalen Princip der Publicität des öffentlichen Rechtes, das lautet: „Das, was man sich nicht getraut, öffentlich als seine Maxime anzukündigen und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Rechte zuwider"[3]) — folgert Kant die Unrechtmäßigkeit jedes Aufruhrs. Denn der Vorsatz eines Volkes bei Stiftung einer Staatsverfassung, in gewissen Fällen Gewalt gegen das Oberhaupt auszuüben, müßte verheimlicht werden; wenn man sich öffentlich dazu bekennte, würde die Herstellung eines Staatswesens von vornherein unmöglich sein[4]). Bekannt ist das Urtheil Kants, das er in einer Anmerkung seines Staatsrechtes im Hinblick auf das Schicksal Karls I. und Ludwigs XVI. ausspricht: „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste; denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht. Die formale Hinrichtung ist es, was die mit Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit Schaudern ergreift."[5]) Sie ist eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverän und Volk[6]), ein vom Staat an ihm verübter Selbstmord[7]), eine politische Todsünde, die nie ausgetilgt werden kann[8]).

Die Ansicht Kants vom unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit steht in einem unleugbaren Gegensatz zu seiner Auffassung der französischen Revolution, die er besonders in seinem „Streit der Facultäten," also noch 1798, mit begeisterten Worten preist[9]). Diese Haltung hat bereits zu seinen Lebzeiten zu Mißdeutungen und Angriffen Anlaß gegeben, und ist bis in die neueste Zeit verschieden beurtheilt worden. Ja, es ist unserem Philosophen nicht der Vorwurf verdächtiger Zweideutigkeit erspart geblieben.[10]) Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht meine Aufgabe, nur möchte ich darauf hinweisen, daß wenn etwas dem Charakter des Philosophen sein Gepräge gegeben hat, es sein ursprünglicher großartiger Wahrheitssinn war. Wenn Kant in einem Briefe an Moses Mendelssohn sagt: „Zwar denke ich Vieles, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen," so fügt er sogleich hinzu: „niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke."[11]). Die Lehre von der unantastbaren Autorität der Staatsgewalt ist eine der Grundsäulen seines politischen Systems, sie

---

[1]) VII. 1. 213. [2]) „Das mag" VII. 1. 200. 210—11. 214—15. Vgl. Rechtsl. IX. 167. [3]) F. 4. (Raumers histor. Taschenb. 1838. p. 586.) [4]) Z. ew. Fr. VII. 1. 286. [5]) Rechtsl. IX. 167. [6]) ibid. 168. [7]) ibid. 169. [8]) Rechtsl. IX. 168. [9]) X. 346. ff. — [10]) s. H. Hettner Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 3. Buch 2. Abtheilg. 3. Auflage. Braunschweig 1879. S. 46. [11]) Brief an Moses Mendelssohn 8. April 1766. XI. 1. S. 7. —

kehrt an vielen Stellen seiner Schriften in immer neuen Wendungen wieder. Der Satz: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat," ist ihm ein kategorischer Imperativ [1]). Ohne die öffentliche Zwangsgewalt ist kein Recht durchführbar, darum ist an ihr nicht zu rütteln, mögen die Formen der Verfassung noch so mangelhaft sein. Durch eine solche über Allen stehende Gewalt ist überhaupt erst die Möglichkeit staatlicher Existenz und Entwickelung gegeben.

Wenn aber dem Volk auch niemals das Recht des Widerstandes zusteht, so hat es wohl das Recht „der Gegenvorstellung und der Bekanntmachung der Idee des Besseren" [2]). Denn anzunehmen, „daß das Oberhaupt auch nicht einmal irren, oder einer Sache unkundig seyn könne," würde dasselbe „als mit himmlischen Eingebungen begnadigt und über die Menschheit erhaben vorstellen." [3]). Der Unterthan muß annehmen können, sein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun; wenn ihm trotzdem nach seiner Meinung solches widerfährt, so muß er voraussetzen, daß es aus Unkunde geschehe, und es muß ihm frei stehen, sich öffentlich darüber zu äußern [4]). So tritt Kant für Preßfreiheit, oder wie er sie nennt „Freiheit der Feder" ein, aber sie soll sich halten „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt" [5]). Die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, ist ihm „das einzige Palladium der Volksrechte" [6]), „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt" [7]).

Darum feiert er seinen großen König Friedrich „der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet", und gesagt hat: „Räsonnirt so viel Ihr wollt, und worüber Ihr wollt; nur gehorcht!" [8]) Gehorsam ohne Freiheit öffentlicher Meinungsäußerung ist die Ursache aller geheimen Gesellschaften, die wegfallen würden, wenn jene Freiheit gestattet würde [9]). Das Princip aber, wonach ein Volk die Verordnungen der höchsten Gesetzgebung zu beurtheilen das Recht hat, lautet: „Was ein Volk über sich selbst nicht beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen [10])."

Die „natürlichen Verkündiger und Ausleger" der politischen Rechte und Pflichten des Volks sind nicht die vom Staat bestellten amtsmäßigen Juristen, sondern die freien Rechtslehrer, d. i. die Philosophen. Ihre Stimme ist jedoch nicht „vertraulich ans Volk, als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt; sondern ehrerbietig

---

1) Rechtsl. IX. 149. 151. Vgl. ibid. S. 165. — 2) F. 2 (abgedr. von Schubert in Raumers hist. Taschenb. 1838. S. 585 und Kants. W XI. 2. 143. Vgl. VII. 1. 215) — 3) VII.1. 216. — 4) VII. 1. 216. — 5) ibid. — 6) ibid. — 7) „Was heißt: Sich im Denken orientiren?" 1786. S. W. I. 387. — 8) „Was ist Aufklärung?" 1784. VII. 1. 153. Vgl. ibid. S. 147. — 9) „Das mag" VII. 1. 218. — 10) ibid. 217.

an den Staat gerichtet [1]." „Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen ins Publicum zu schreien, müßte theils der Regierung, theils aber auch diesem Publicum selbst gefährlich werden [2]." Man sieht, Kant ist weit entfernt, völlige Preßfreiheit zu verlangen. Wie enge sind die Grenzen, die er der Freiheit der Feder zieht, wie unendlich kleiner waren damals die Kreise, in welchen sich überhaupt ihre Wirkung äußern konnte, im Vergleich mit dem zeitunglesenden Publicum unserer Tage, der Zeit des öffentlichen parlamentarischen Lebens!

Der Fortschritt zum Bessern kann nach Kant „nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern nur von oben her erfolgen." [3]) Die Reform muß aus dem Willen des Souveräns selbst hervorgehen. [4]) „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen." [5]) Den Gewaltigen der Erde macht andererseits unser Philosoph mit kühnem Freimuth Reformen, dem Ideal des öffentlichen Rechts angemessen, zur Pflicht. Revolutionen, die „die Natur von selbst herbeiführt," sollen sie nicht „zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung, sondern als Ruf der Natur benutzen, eine auf Freiheitsprincipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte, durch gründliche Reform zu Stande zu bringen." [6]).

Zum Schluß seien hier noch zwei Punkte hervorgehoben: Neben den Lehren des trefflichen Christian Jakob Kraus hat sicherlich Kants praktische Philosophie den Boden für die großartige Reformarbeit geebnet, die sich in den Jahren 1807 und 8 auf dem Boden Ostpreußens vollzog, durch Männer wie Stein, Schön und Schrötter gefördert. Damals erfolgte jene Revolution von oben herab, die sich den Fortschritt und die Veredelung der Menschheit zum Ziele nahm, damals ward der Bevölkerung Preußens dasjenige Maß der Freiheit und Gleichheit zu Theil, das mit dem monarchischen Staat und der Ordnung der gebildeten Gesellschaft vereinbar ist. Eine andere Betrachtung erweckt einen wehmüthigen Wunsch. Wäre Kant beschieden gewesen, noch ein Decennium in voller geistiger Frische zu erleben, wie machtvoll hätte er, gleich Fichte, seine Stimme für Deutschlands Freiheit gegen Napoleons Zwingherrschaft erhoben. Ist es nicht, als ob ihm die Wüstenei von Napoleons Weltreich vor-

---

1) Str. d. Fac. X. 352. Vgl. Z. ew. Fr. VII. 1. 267—69. 2) ibid. X. 284. 3) Str. d. Fac. X. 355. — 4) F. 2 (abgedr. von Schubert in Raumers historischem Taschenb. 1838. S. 585 und in Biogr. Kants S. W. XI. 2. 143. — 5) Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784. VII. 1. 147. — 6) Z. ew. Fr. VII. 1. 274. Anm.

geschwebt, wenn er schon 1795 in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" die zerstörenden Wirkungen der Universalmonarchie, diesen seelenlosen Despotismus und Kirchhof der Freiheit, schildert und für die lebensvolle Gliederung der Menschheit in Einzelstaaten- und Völker eintritt.[1]) Es wird unvergeßlich bleiben, daß in Königsberg, der Heimstätte des Kantischen Genius, das heilige Feuer der Begeisterung zuerst emporflammte, vor welchem sich die Ketten der Schande lösten. Jene Jugend aber, die freudig ihr Leben einsetzte für die edelsten Güter der Menschheit, ward sie nicht geleitet und gehoben durch den kategorischen Imperativ der Pflicht, der treuen und selbstlosen Hingabe an heilige, hohe Ziele?

---

1) Z. ew. Fr. VII. 1. 265. 66.

Eine Sünderin.

Erzählung

von

L. Westkirch.

— Hannover. —

Es war eine stockfinstere Stiege mit ausgetretenen Stufen und so schmal, daß zwei sich darauf begegnende Menschen Mühe gehabt haben würden einander auszuweichen. Aber Anna stapfte in ihren derben Lederschuhen so sicher und so vergnügt hinauf, als wandle sie auf ebenem Boden im Sonnenlicht. Auch der Flur droben mit seinem halben Dutzend schief in den Angeln hängender Thüren zeigte sich aller Beleuchtung baar, den Lichtschein ausgenommen, welcher hie und da durch die klaffenden Ritzen des ausgetrockneten Holzes fiel. Aber mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin schritt das Mädchen auf die richtige Thür zu und pochte an.

„Frau Siegmann! Frau Siegmann! — Sind Sie zu Haus?"

Ein kleines rundliches Frauchen öffnete.

„Seh' Einer an! Römermanns Anna! — Aber so kommen Sie doch herein, Fräulein!"

„Hab' nicht lange Zeit, Frau Siegmann. Meine Herrschaft schickt mich. Ich soll fragen, ob's Ihnen passen würde, nächsten Montag zum Ausbessern zu uns zu kommen. Es wird wohl Arbeit für die ganze Woche da sein. Sehen Sie zu, daß Sie's einrichten."

Die Frau schüttelte wehmüthig den von einer welken, schwarzen Tüllhaube umschlotterten Kopf.

„Das Einrichten wird mir nicht viel Kopfzerbrechen kosten, Fräulein Anna. Meine Augen lassen mich im Stich nach der schweren Krankheit, die ich im vorigen Winter durchgemacht hab', da wollen die Herrschaften

nichts mehr von mir wissen. Können Sie sich denken, daß mir gesagt worden ist, sogar Römermanns, bei denen ich nun schon zehn Jahre aus und ein gehe, hätten sich nach einer anderen Flickschneiderin umgesehen?"

„Nun etwas ist wohl an dem Gerede," gab Anna zu. „Aber ‚Unsere' hören doch noch auf ein vernünftiges Wort. Und daß ich zu Ihren Gunsten spreche, Frau Siegmann — nicht wahr, davon sind Sie überzeugt?"

„Ich weiß, Sie meinen's gut mit uns. Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Fräulein Anna? Sie nehmen uns ja die Ruhe mit."

„Nur einen Augenblick," sagte Anna und nahm Platz auf dem verschossenen Sopha, über dessen Sitz eine alte Decke gebreitet war, um die Löcher zu verdecken, aus welchen die Wolle und das Seegras des Polsters hervorquollen. Aber das Mädchen hatte keine Empfindung für die Aermlichkeit der Umgebung; zerstreut ließ sie ihren Blick die Wände entlang schweifen über den halb erblindeten Spiegel und die verblichenen Photographien, welche dieselben schmückten.

„Wo ist denn der Herr Ulrich?" fragte sie endlich.

„Mein Sohn muß jeden Augenblick heimkommen. Er ist bei einer Collegin, auch Einer vom Theater. Sie wollten, glaub' ich, etwas zusammen einstudiren."

„Vom Theater," wiederholte Anna, während ihre klaren Augen sich sichtlich trübten. „Da ist sie wohl mächtig hübsch, Frau Siegmann?"

„Gehen Sie mir doch mit der Schönheit! Die vom Theater sind sammt und sonders Schlampen! Ich freue mich alle Tage, daß mein Sohn von so einer Geschminkten nichts wissen will. Der wird mir einmal ein einfaches, solides Mädchen als Schwiegertochter in's Haus bringen. Er hält was auf sich und unseren guten Namen, mein Ulrich! Und ein Herz hat er! — Ihnen kann ich das ja sagen; Sie lachen mich nicht aus, wenn ich ihn lobe, und ich lob' ihn gar zu gern. In meiner schweren Krankheit war ihm nichts zu gut noch zu theuer für mich. Und wie der mich gepflegt hat! Dafür ist ihm unser Herrgott noch eine Extrabelohnung schuldig. Ja, ich bin denn auch wieder gesund geworden; mich hat er noch — aber einen Packen Schulden dazu! Und Schulden, — sehen Sie, Fräulein Anna, damit geht's gerade wie mit einem Loch im Strumpf; wenn man das nicht gleich stopfen kann, dann reißt's alle Stunden größer. So fangen die Schulden auch mit ein paar Mark an, und ehe man sich's versieht, steckt man drin bis an den Hals. — Aber ein Gutes müssen Sie doch hören! Seit vorgestern hat mein Sohn endlich eine feste Anstellung als Chorist am königlichen Theater bekommen. Der Kapellmeister wußte ihm viel Schönes über seine Stimme zu sagen. Ja, wenn wir ihn ausbilden lassen könnten! Aber die Armuth! die Armuth!"

„Und wird er bald wieder einmal singen?" fragte das Mädchen mit leuchtenden Augen.

„Ei gewiß! morgen schon. Und ganz allein! Sie geben im Theater

den „Propheten", und da macht er einen Ritter. Wohl zehn Tacte lang ist seine Rolle, sagt er; und er übt daran vom Morgen bis zum Abend. Es ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! — Und ein Costüm bekommt er dazu, ich sage Ihnen! einen Mantel von echtem rothem Sammet! Und das Wamms und die Hosen sind geschlitzt über hellgrauen Atlaspuffen, und ein Hut ist dabei, so groß wie die Tischplatte, mit einer weißen Feder, die hängt noch einen halben Meter über den Rand herunter."

„Das möcht' ich aber sehen," seufzte Anna und faltete in andächtiger Bewunderung die Hände.

Draußen erklang ein jugendfrischer Schritt. „Da ist mein Sohn," sagte die Frau.

Es war in der That Ulrich. Die gichtbrüchige Thür schien zu niedrig für seine hohe schlanke Gestalt, die Stube zu klein und zu ärmlich für seine vornehme Erscheinung. Ueber die breite weiße Stirn hing ihm eine kastanienbraune Locke fast bis zu den hochgewölbten Brauen hinunter, die sich scharf und schmal über seinen ungewöhnlich großen braunen Augen abzeichneten. Ein freudiges Lächeln spielte um seinen rothen, vollen Mund, als er des Gastes ansichtig wurde.

„Guten Abend, Fräulein Anna. Das ist aber recht, daß Sie sich einmal bei uns sehen lassen."

„Fräulein Anna bringt mir Arbeit," sagte Frau Siegmann.

„Sie bringen immer Gutes."

Anna wurde roth bis unter ihren glatten Scheitel. „Es ist ja nicht der Rede werth, Herr Siegmann. Ich wollt', ich könnt' mehr thun. Aber recht herzlich gratuliren muß ich Ihnen doch zu Ihrer schönen Anstellung."

Es setzte sie in große Verlegenheit, daß er jetzt mit seinen schlanken vornehmen Fingern nach ihrer hartgearbeiteten Hand griff und dieselbe kräftig schüttelte. „Hat Mutter geplaudert? — Die arme Mutter! sie hat schon viel Sorge mit ihrem widerspenstigen Jungen gehabt; denn zu was Anderem als zur Kunst taug' ich nun einmal nicht."

„Das begreift sich," sagte Anna, indem sie in naiver Bewunderung seiner Schönheit an ihm emporsah. „Und eine so wundervolle Rolle spielen Sie?"

„Wollen Sie mich singen hören, Fräulein Anna?" fragte er lebhaft. „Ich verschaffe Ihnen ein Billet; Sie gehen mit meiner Mutter, und wenn die Vorstellung aus ist, so warten Sie einen Augenblick an der Bühnentreppe, ich bringe Sie dann nach Hause."

„O, Herr Siegmann —" das Mädchen zupfte in glückseliger Verwirrung an ihrer weißen Schürze. „Das ist wirklich zu viel! Aber freilich sehen möchte ich Sie für mein Leben gern in dem atlasnen Wamms und mit der großen Feder! Und morgen ist auch gerade mein Ausgehetag."

„Also, abgemacht! Punkt sechs holen Sie Mutter hier ab."

Die kleine Weckuhr auf der Kommode schlug sieben. Anna raffte ihren braunen Henkelkorb auf, sie hatte Eile.

„Seien Sie ja vorsichtig, die Treppe ist steil.“ Ulrich nahm die Lampe und leuchtete sorglich, bis das Mädchen die Hausthür erreicht hatte.

„Gute Nacht, Herr Siegmann. Danke auch schön.“

„Gute Nacht, Fräulein Anna; kommen Sie gut nach Hause!“

In der dunklen Stube war Frau Siegmann zurückgeblieben. Aber sie bedurfte keines Lichtes. Vor ihrem geistigen Auge stand blendend hell das Bild der beiden jungen Leute; sie sah die Blicke, die zwischen dem braunen und dem blauen Augenpaar hinüber- und herüberflogen, und sie schüttelte bedenklich ihr erfahrenes Haupt.

Ja, wenn die Anna nicht so bitter arm gewesen wäre! Sie gönnte ihr gewiß alles Gute! Aber man mußte doch auch die Vernunft zu Rathe ziehen! Nichts auf der einen Seite und auf der andern gar Schulden! Nein, das ging nicht an. Das Mädchen durfte sich keine Thorheiten in den Kopf setzen, und der Junge sollte es auch nicht. Gleich morgen wollte sie da einen Riegel vorschieben. —

Die Thurmuhr hatte Zehn geschlagen. Ihre Petroleumlampe in der einen, den Wasserkrug in der anderen Hand tragend, kamen die Dienstmädchen des großen Römermann'schen Hauses aus den verschiedenen Haushaltungen Eine nach der Anderen emporgestiegen zu ihren Kammern unter dem Dach. Da es Sonnabend war, erfüllt das ganze Treppenhaus eine seltsamer Duft, der Duft der Reinlichkeit, wie gute Hausfrauen ihn pietätvoll nennen; für die Nasen anderer Menschen roch es nach trocknendem Holzwerk, Putzöl und Seifenwasser. Besonders auf der Treppe zum obersten Stock standen noch förmliche Lachen. Das machte, Zahlmeisters Lene konnte bei den acht Kindern, auf welche aufzupassen ihr oblag, sich niemals durch ihre Arbeit durchfinden, obgleich sie vom Morgen bis zum Abend pudelnaß und verstaubt mit Eimer und Besen herumwirthschaftete. Eben stolperte sie mit einknickenden Knieen die Treppe herauf.

„Du mein Herrgott! Bin ich aber müd'!“ stammelte sie, sich an den Thürpfosten von Anna's offenstehender Kammer lehnend, und strich sich das zottige Haar aus der Stirn, wobei ihre Finger einen schwarzen Streifen zurückließen. „Ich fall' über meine eigenen Füße.“

Die flinkere Anna saß schon lange auf ihrem Koffer, beschäftigt eine frische Krause zu der morgigen Theatervorstellung in ihr Sonntagskleid zu heften. Neben ihr an der Kommode lehnte Degenhardts Johanna und schüttete ihr Herz aus. Sie erfreute sich jede Woche eines anderen Bräutigams. Diesmal war's ein Unteroffizier, und für morgen hatte sie eine prächtige Tanzpartie geplant. Aber ihre Frau, welche schon öfter einen empfindlichen Mangel an Verständniß für die Herzensbedürfnisse ihrer Köchin an den Tag gelegt hatte, kränkte sie durch entschiedene Verweigerung des Hausschlüssels. Grete, die Hausjungfer von Degenhardts, stand auf der Schwelle gegenüber und wollte sich ausschütten vor Lachen über den Kummer ihrer Gefährtin.

Aber jetzt wurde drunten eine Etagenthür schmetternd in's Schloß ge-

worfen. Kramers Auguste trampelte die Treppe herauf. Auf ihrem knochigen Gesicht stand ein ganzes Drama. Sie stieß ihre Lampe klirrend auf eine auf dem Flur stehende Kiste und stemmte die Arme in die Seite.

„Heut hab' ich ‚Unserer' aber mal Bescheid gesagt!"

Alle drängten sich herzu. Anna ließ die Nadel fallen und Lene vergaß ihre Müdigkeit. Frau Rettich, die Wickelfrau, welche Stube und Kammer unter dem Dach inne hatte, hörte die Worte durch die geschlossene Thür und kam neugierig heraus, gefolgt von ihrer dreizehnjährigen Tochter. Es wäre ein Vorwurf für einen niederländischen Maler gewesen: die rohe Bodentreppe, die rothgestrichene Kiste auf dem Flur, die weißgetünchten Wände, das Innere der offenstehenden schrägen Kammern und die Gruppe aufmerksam horchender Mädchen um die Erzählerin, über deren von Zorn geröthete Wangen die im Zugwind leise flackernden Flämmchen von fünf Petroleumlampen ihr unruhiges Licht warfen. Man hatte im Hause schon lange gewußt, daß das Verhältniß zwischen Auguste und ihrer Herrin sozusagen „auf der Kippe stand." Heut war's nun zu dem längst erwarteten Krach gekommen, und zwar wegen eines eisernen Topfes, welcher nach Augustens Behauptung durch die ganz besonders heimtückische Bosheit des Herdfeuers, nach der Ansicht der Hausfrau hingegen durch die Nachlässigkeit der Köchin zu Schaden gekommen war. Auguste berichtete den Vorfall haarklein, was sie gesagt und was die Frau darauf erwidert hatte. Dabei focht sie mit den Armen wild in der Luft herum. Der Klang ihrer eigenen Stimme berauschte sie.

„Zu Ostern geh' ich! Und wenn sie mir den Kopf warm macht, so geh' ich auf der Stelle! Brauch' ich mir das gefallen zu lassen von so Einer! Ich weiß, Gott sei Dank! unter welchen Tisch ich meine Füße stecken soll! Von nirgendsher bin ich nicht!"

„Sprechen Sie nicht so laut, sie könnte Sie hören," mahnte Anna.

„Ist mir auch recht! Sie hört nur, was wahr ist. Kaum ein Hemd hat sie auf dem Leibe gehabt, wie der Herr Kramer sie geheirathet hat! Und die will sich jetzt aufspielen als Wunder was! Na, so viel weiß ich, ich würd' mich schämen, wenn ich bei meinem Zukünftigen einziehen sollt' ohne nur so viel wie einen anständigen Rock! Wenn ich diese Pfingsten meinen Vetter heirathe, da krieg ich ein hübsches Stück Land mit und drei Morgen Wiesen und eine Kuh, und was man sonst für einen Hausstand braucht. Meine Eltern können's. Und bei meiner vorigen Herrschaft hab' ich fünf Jahre gedient und hab' kein böses Wort zu hören bekommen all die Zeit. Und geizig waren die wahrhaftig nicht! Volle dreihundert Thaler hab' ich mir übersparen können. Aber bei der drunten sollte man ja rein verdreht werden!"

„Dreihundert Thaler!" wiederholte Anna ehrfurchtsvoll.

„Ei ja," philosophirte Lene und zog ihre vom Wasser durchweichten Schuhe aus, so daß sie auf Strümpfen stand, „wer's Glück hat! Ich

soll noch sieben Jahre Pech haben! Das hat mir letzthin eine Wahrsagerin prophezeit."

Auguste war vor ihrem Koffer niedergekauert und kramte aufgeregt ihr Sparkassenbuch hervor.

„Bloß damit Sie sich überzeugen, daß ich nicht flunkere! Lieber Gott! ich hätt's ja nicht nöthig, groß auf's Geld zu sehen! Ich bekomme von meinen Eltern, was ich brauche. Aber es ist doch hübsch, wenn man sagen kann: Das hab ich mir selbst verdient!"

Das Sparkassenbuch ging von Hand zu Hand. In Posten von drei bis zwanzig Mark waren die Einzahlungen eingetragen, das Gesammtresultat ergab rund neunhundert Mark.

„Gute Tage haben Sie sich nicht gemacht," meinte Johanna, deren Jahresverdienst beinahe vollständig von den durstigen Kehlen ihrer verschiedenen Bräutigame aufgesogen wurde. Und Frau Rettich brummte: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin."

Anna sagte gar nichts, aber sie träumte die ganze Nacht von dem Sparkassenbuch. Auguste hatte Recht: zum Heirathen gehörte Geld, viel Geld! Mit leeren Händen durfte man seinem Zukünftigen nicht kommmen. Und in ihrem Sparkassenbuch waren erst fünf und zwanzig Mark verzeichnet! Würde es ihr jemals gelingen eine so große Summe zu erübrigen?

Die Ungeduld ihres Herzens dehnte ihr den Sonntagnachmittag zur Länge von drei Tagen aus. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als sie im schönsten Putz und glänzend vor Sauberkeit die wackelige Stiege des Hinterhauses hinaufkletterte, um Frau Siegmann abzuholen. Diese brauchte nicht eben viel Zeit zu ihrer Toilette. Ein maikäferbrauner Regenmantel, verhüllend über den Jammer ihrer übrigen Kleidung geworfen, ein schwarzer Hut, so welk und zerknittert wie die Haube darunter, und, der feierlichen Gelegenheit zu Ehren, ein viel gewaschenes weißes Halstuch über den Mantel geknüpft — das war ihr ganzer Staat. Sie zog den Schlüssel ab, empfahl einer Nachbarin Acht auf ihre Wohnung zu haben, und dann brachen sie auf.

Die Theaterthüren waren noch nicht geöffnet; aber unter den Säulen des Portals sammelte sich nach und nach ein schwarzer Menschenschwarm, lauter Galeriebesucher, welche ihre Fäuste und Ellenbogen zu brauchen gedachten, um die besten der nummerlosen Plätze zu erobern. Frau Siegmann, welche die Hausgelegenheit kannte, bahnte sich einen Weg zu einem kleinen Seitenpförtchen.

„Hier wird zuerst aufgeschlossen, Fräulein Anna. Lassen Sie sich nicht irre machen durch das Gerede der Leute. Und vor Allem, lassen Sie sich nicht wegdrängen."

Damit stieg sie auf die niedrige Steinstufe der Schwelle und stemmte sich fest an den einen Thürflügel. Marie stemmte sich gegen den anderen. So hielten sie Wacht. Dem Mädchen war's nicht nach Reden zu Muth; sie schauerte leicht zusammen und wußte selbst nicht: war's der Zugwind,

der um die Ecken des freiliegenden Gebäudes strich, war's die Aufregung der Erwartung, was sie zittern machte? Sie schaute an dem erdrückend mächtigen Bau empor; sie sah den vielen Menschen in's Gesicht, die sie umringten, und dachte daran, daß diese Alle, Alle heut auf ihn blicken würden, der den weiten Raum erfüllen sollte mit seiner Stimme und seinem Spiel — und ihr Herz fing an zu klopfen vor Angst und vor Stolz.

Auch Frau Siegmann schwieg. Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Mantels vergraben; mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, sah sie die drei Eschen hinter Robby's Pavillon an, die schon auf ihre Kinderspiele herabgeblickt hatten, damals, als auf der Stelle, welche jetzt das Theater im Herzen einer volkreichen Stadt einnimmt, eine Windmühle einsam ihre Flügel drehte; sie sah auf die Häuserreihen, die sie größtentheils hatte emporwachsen sehen, und dann auf das jugendfrische Ding an ihrer Seite, dessen leuchtende Augen in jedem Blick die vergötternde Liebe verriethen, die es zu ihrem Sohne im Herzen trug. Solch ein junges, frisches Ding war sie auch einmal gewesen, kleiner und feiner als die Anna, aber ganz so sauber und nett, und viel klüger und gebildeter; dafür war sie eines Schullehrers Kind! Sie dichtete sogar! kleine Verschen für die Stammbücher ihrer Freundinnen und lange schwungvolle Prologe für die Clubs, zu deren Tanzvergnügungen sie eingeladen wurde. Damals rissen die Burschen sich um die niedliche Lotte Gerber. Herren von Stande, Söhne angesehener Bürger zeichneten sie aus. Und da war Einer, den hatte sie lieb gehabt, — gerade so, wie die Anna jetzt ihren Ulrich liebte! — Ach, wie lange schlief der lustige Querkopf schon den ewigen Schlaf in fremder Erde! Weit, weit über dem Ocean, auf einem öden Schlachtfeld, in einem Massengrabe mit fünfzig Anderen! — Darum war aber doch der Himmel gerade so blau geblieben wie zuvor; die drei Eschen, unter welchen der Knabe seinen Kreisel geschlagen hatte, grünten üppig weiter und ließen ihr feines Laubwerk gleichgültig niederhängen über anderen kreiselschlagenden Knaben; und die Lotte Gerber — nun, die war Frau Siegmann geworden und flickte Wäsche für die Kunden, welche ihr solche anvertrauen wollten.

Die Frau sah mit leicht verzogenen Mundwinkeln an ihrem schäbigen Mantel hinunter, dessen grelles Braun über den Taschen durch ein paar bedenklich fahle Flecke unterbrochen wurde, und tiefer hinab, auf die Galoschen, die, selbst altersschwach, mühsam ihre zerbröckelnden Schuhe zusammenhielten. Schön war das Alles nicht! Schön war sie selbst auch nicht mehr — aber sie war doch noch da! war geblieben, gerade wie die drei Eschen. Man stirbt nicht an Liebesgram! Das junge Ding da vor ihr würde auch nicht daran sterben. Der Vernunft mußte ihr Recht bleiben!

Die Frau war so vertieft in ihre Träumerei, daß sie fast mit der plötzlich aufliegenden Thür in die Halle geschlagen wäre. Sie raffte sich noch taumelnd in die Höhe, und nun galt's ein Wettjagen, stoßend, drängend, schiebend, geschoben, geknufft, vorwärts! Die Galerietreppe hinauf! Die

meisten Theaterbesucher mußten sich an der Kasse verzögern, um Billette zu lösen. Das gab den beiden Frauen, welche die ihrigen schon in der Tasche trugen, einen kleinen Vorsprung. Doch das Steigen wurde der alten Nähterin sauer; schon von der Höhe des ersten Ranges an mußte sie stehen bleiben, und Andere drängten vor. Anna befand sich in heller Verzweiflung. Jetzt kamen gar ganze Rudel junger Leute, drei Stufen auf einmal nehmend, Alles vor sich niederrennend! Um nicht heruntergerissen zu werden, mußten die Frauen zur Seite treten, dadurch verloren sie abermals Zeit. Das Mädchen fieberte. Sie würden keinen Platz mehr finden! Mit dem Billet in der Hand würde sie Ulrich nicht sehen können! Und die Treppen wollten kein Ende nehmen.

Sie fanden doch noch Platz, zwei Vorderplätze; in der Ausbuchtung zwar, aber wenn man sich genügend über die Brüstung beugte, konnte man die Bühne ganz überschauen. Nun, Anna würde sich schon ohne Klage einen halben Tag an ein Kreuz haben binden lassen, für das Vergnügen, Ulrich Siegmann zwei Minuten in die Augen zu sehen. Sie war stumm vor Entzücken. Schon die Atmosphäre berauschte sie, in der er athmete und wirkte, diese eigenthümliche Theaterluft, das sonderbare Gemisch von Dumpfigkeit, Gasgeruch, Staub und menschlicher Ausdünstung, welches sonst dem Neuling den Athem versetzt. Mit verträumtem Blick starrte sie umher und sah kaum, was sie sah, während die theatergewohnte Frau Siegmann sich bequem auf ihrem Platz zurechtrückte und das Publicum musterte, das allgemach auch die unteren Ränge zu füllen begann. Es gehörten weitsichtige Augen dazu, um die einzelnen Persönlichkeiten zu erkennen, und dem Schwindel durfte nicht unterworfen sein, wer an dieser Brüstung saß. Denn wie ein Riesentrichter dehnte sich das Haus unter ihm hinab, Menschen kribbelten auf dem Boden, an den Seiten, oben, unten, Menschen überall! Einer ungeheueren Traube mit flammenden Beeren vergleichbar, hing von der Decke bis zu einem Dritttheil der Tiefe der Kronleuchter mit seinen unzähligen Lichtern nieder, welche bald eine solche Wärme emporzusenden begannen, daß Frau Siegmann ihr weißes Tuch lockern mußte.

Jetzt rollte der Vorhang auf. Anna drückte tief athmend die Hand auf's Herz. War das schön! Gerade wie auf der Fastnachtsmaskerade, die sie im vorigen Jahre mit angesehen hatte, nur noch viel schöner! Und mitten unter diesen fremdartig aufgeputzten Menschen würde er sich bewegen!

„Verstehen Sie, was Sie sehen?“ fragte die Nähterin, als der Vorhang nach dem ersten Act niederging. „Mir hat mein Ulrich Alles erklärt.“ Und sie begann den Inhalt der Oper auseinanderzusetzen.

„Aber er war noch nicht da,“ sagte Anna, als sie geendet hatte.

„O, das hat noch gute Weile, bis der kommt!“ lachte die Frau.

Und als der Vorhang zum zweiten Mal niederfiel, hob sie wieder an: „Amüsiren Sie sich denn auch recht, Fräulein Anna?“

„Das schon — — Aber er ist noch immer nicht dagewesen.“

Frau Siegmann schüttelte den Kopf, und während des dritten Actes dachte sie an ganz andere Dinge als an das Schicksal des Propheten. Als der Vorhang dann wieder sank, griff sie in ihre Kleidertasche und langte einen großen Apfel und ein Messer hervor. Beim Essen redet sich's leichter.

„Man wird durstig in der Hitze hier oben, Fräulein Anna. Darf ich Ihnen anbieten? Den hat mir letzthin die Frau Forstmeisterin geschenkt.“ Sie schnitt den Apfel mitten durch, und sich mit ihrer Hälfte beschäftigend begann sie tapfer: „Mein Ulrich ist gewiß ein lieber Junge, gerade so ein guter Sohn wie der Johann in dem Stück da unten. Aber Sorgen, Fräulein Anna, sehen Sie, Sorgen machen alle Kinder ihren Eltern! Und Sorgen hat mir der Schlingel ebenfalls genug gemacht. Jetzt hat er ja seine feste Anstellung, ich arbeite auch, so viel ich kann, da mag's gehen. Wenn das Geld nicht sprudelt, so tröpfelt's doch, und ein Tropfen kommt zum anderen. Aber vordem haben wir schlimme Zeiten durchgemacht. Einen großen Jungen auf der Tasche liegen haben, das ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! Sein bischen Abschreiben machte den Kohl wahrhaftig nicht fett, und eine feste Schreiberstelle wollte der Blitzjunge ja partout nicht annehmen, obgleich sie ihn auf verschiedenen Büreaus gern genommen hätten. So sitzen wir denn da mit unserem Buckel voll Schulden.“

„Von den Schulden wird Ihnen der Herr Ulrich bald wieder helfen,“ versicherte Anna mit schöner Zuversicht.

„Das hoff' ich, das ist seine Schuldigkeit,“ nickte Frau Siegmann. „Von seinen paar Batzen Gehalt freilich kann er's nicht; das würde währen bis an den jüngsten Tag. Aber es giebt ja zum Glück noch andere Mittel. Er muß heirathen.“

„Heirathen?“ Der Bissen quoll Anna'n im Munde, sie konnte ihn nicht schlucken.

„Ein reiches Mädchen, mein' ich,“ fuhr Frau Siegmann fort und schälte angelegentlich an ihrem Apfelstück. „O, keine Prinzessin! Wir sind nicht unvernünftig. Ein Mädchen, das ihm so etwa dreihundert Thaler zubringt, hundertundfünfzig für die Schulden und den Rest zu einer netten Ausstattung. Ich hab' schon an die Minna Peters gedacht, wenn Sie die kennen. Die Eltern sind Gartenleute, ihre Mutter bringt die Milch zu Forstmeisters. — Sie kennen sie nicht? Schade! Nun, nächsten Sonntag will ich die zu uns einladen. Mein Ulrich ist ein schmucker Junge, das muß ich selbst sagen, und ein vernünftiger Junge ist's ja, Gott sei Dank! auch. Da wird vielleicht etwas aus der Sache.“

Es war gut, daß der Vorhang eben in die Höhe rollte, denn Anna war nicht im Stande, länger ihre Thränen zurückzuhalten. Sie beugte sich weiter über die Brüstung. Aber Frau Siegmann sah doch das Wasser in ihren Augen, und sie dachte erleichtert: „Gott sei Dank! Nun weiß sie's!“

In Anna's Ohren aber brauste es wie ein Wasserfall. Ihre Augen

sahen wie durch einen Nebel, sie hörte die Musik nicht mehr, die Personen auf der Bühne wirbelten durcheinander wie vom Herbstwind gejagte dürre Blätter. Gleich einem schwarzen Riesenkreisel fing der gähnende Abgrund des Hauses an, sich unter ihr zu drehen in rasendem Tanz, und der Kronleuchter pendelte darüber hin und her, von blendenden Funken übersprüht. Sie hatte das Gefühl, als ob sie über die Brüstung hinabglitte, und es war ihr gerade recht; sie hätte keinen Finger gerührt, um sich zu halten! „Dreihundert Thaler," schrie eine gellende Stimme durch den Raum; sie hatte die dreihundert Thaler nicht, wozu weiterleben? Halb besinnungslos schloß sie die Augen.

Da gab Frau Siegmann ihr einen Stoß in die Seite. „Passen Sie auf! Da ist er!"

Sie fuhr empor, sie stand weit übergebeugt, die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. Er hatte heraufgesehen, ihr verstohlen zugenickt — konnte es denn möglich sein, daß sie ihn verlor? — Zwar, welches Recht hatte sie auf ihn, den Herrlichen, Einzigen, der schöner war als Johann von Leyden, schöner als der Sohn des Commandanten, schöner als Alle in und außerhalb des Theaters? Nein, sie hatte kein Recht darauf, ihn zu besitzen; aber ihn verlieren konnte sie nicht, wollte sie nicht, um keinen Preis! — Wie kühn die weiße Feder über den Hutrand nickte! Und wie der rothe Sammetmantel ihm zu Gesicht stand! Und jetzt sang er die wenigen Tacte seiner Rolle, unsicher, befangen, mit den Händen den Tact schlagend, nach Art aller Anfänger; sie aber meinte, nie solchen Wohllaut gehört, noch nie solche Grazie erblickt zu haben. Weltentrückt saß sie da, bis die Vorstellung zu Ende war. Dann standen die beiden Frauen am Fuß der Doppeltreppe vor dem Bühnenaufgang. Frau Siegmann redete dies und das, und Anna antwortete „Ja" und „Nein," und wußte selbst nicht, was sie sprach. Endlich ward es auf der Treppe lebendig.

„Wir haben denselben Weg, Herr Siegmann. Gehen Sie mit uns?"

„Heut nicht. Meine Mutter wartet auf mich. Guten Abend, Fräulein Müll."

Ueber den Rand des Geländers lugten aus warmen Hüllen ein paar pikante Gesichtchen auf die Wartenden drunten.

„Der hat zwei Mütter!" klang es zu Anna hinunter; dann ein leises Kichern, und die Absätze der Choristinnen klapperten die eine Seite der Treppe hinab. Ulrich hatte die andere gewählt.

In der Nähe, in der Kleidung, welche sie an ihm gewohnt war, gefiel er dem Mädchen fast noch besser. Während Mutter und Sohn plauderten, konnte sie nur immer in scheuer Bewunderung zu ihm emporschauen. Wie das marmorne Christusbild in der Kirche erschien ihr sein Gesicht im tageshellen Schein des Vollmonds, ganz so weiß, so mild, so hoheitsvoll, nur nicht so starr und leblos. Die Lippen, an welchen bei der Eilfertigkeit des Abschminkens noch etwas Carmin hängen geblieben

war, glühten in unnatürlichem Roth, die Augen funkelten und blitzten, und wie lebenswarm sich die braune Locke von seiner durchsichtig klaren Stirn abhob! Fast mit Andacht genoß Anna das Glück schon vorweg, nun bald ganz allein mit ihm in dem blendenden Mondlicht durch die Gassen zu wandern, weiter! immer weiter! Sie hätte gewünscht, daß das Haus ihrer Herrschaft am Ende der Welt stehen möge! Aber als sie nun allein waren, fand sie kein Wort.

Es fiel ihm auf, und er fragte besorgt: „Warum sind Sie so still, Fräulein Anna? Ich hab' mich den ganzen Abend auf den Heimweg mit Ihnen gefreut, und nun reden Sie nichts!

„Um so mehr hab' ich gedacht!"

Sie befanden sich gerade in einem schlechtgepflasterten Durchgang, hohe Gebäude schlossen das Mondlicht ab. „Nehmen Sie meinen Arm, Fräulein Anna," bat er mit weicher Stimme. Aber sie steckte eigensinnig ihre Hände in die Manteltaschen.

„Ich möcht' Ihrer Braut nicht zu nahe treten, Herr Siegmann. Ja, Ihre Mutter sagt mir, daß Sie heirathen wollen."

Sie sah ihm voll in's Gesicht, sie erwartete entschiedenen Widerspruch. Aber er war zu ehrlich, um zu lügen.

„Wollen, Fräulein Anna! Wenn ich wollen dürfte, wie ich wollen möchte! Glauben Sie mir, ich bin sehr unglücklich."

Ganz erschrocken drängte sie sich näher an ihn heran. „Unglücklich? Sie?"

„Nun ja! Gefesselt! Gebunden! Des heiligsten Rechtes der Natur, des Rechtes einer freien Herzenswahl beraubt! — Sie wissen ja, unsere Schulden! — Wer Schulden hat, der ist kein freier Mann mehr."

Ihrem schlichten Sinn wollte es nicht einleuchten, daß der Mann, den sie wie ein höheres Wesen verehrte, sich verkaufen müsse wegen hundert und fünfzig Thaler Schulden! Sie wagte einen schüchternen Einwand. „Sie sind so geschickt, Herr Siegmann. Würde es Ihnen nicht möglich sein, durch irgend eine Arbeit Ihre Schulden abzuverdienen?"

„Arbeit? — Ich bin Künstler. Die Kunst erwirbt nicht. Sie wird nur gering besoldet, und doch fordert sie den ganzen Menschen und macht ihn unfähig zu jedem anderen Erwerb. Wahrlich, es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Ausspruch, daß die Künstler zeitlebens eine Dornenkrone tragen! Auch für mich ist diese Dornenkrone geflochten. Die Kunst fordert das schwerste Opfer von mir, das Opfer meines Herzens. Hassen Sie mich nicht darum, Anna!"

Dem Mädchen drehte sich bei dieser schwungvollen Rede fast das Herz um vor Rührung, Mitgefühl und schmerzlicher Wonne. „Also lieben Sie die Minna Peters doch nicht?" stammelte sie tief athmend.

„Und das fragen Sie, Fräulein Anna!" Er beugte sich nieder und sah ihr mit einem langen Blick in die Augen. „Ich dächte, Sie müßten

wissen, was mich das Opfer kostet, das ich der Unbescholtenheit unseres Namens bringen muß."

Sie standen vor einem Laden, dessen Inhaber trotz der späten Stunde noch nicht geschlossen hatte. Schwarze und weiße Ketten und allerlei billiger Schmuck lagen in dem hellerleuchteten Schaufenster aus. Ulrich zog seine Begleiterin über die Schwelle.

„Suchen Sie aus, Fräulein Anna!"

Und als das Mädchen mit zitterndem Finger schüchtern auf eine Kette aus Perlen von falschem Elfenbein wies, kaufte er diese und hing sie ihr um.

„Als Andenken an den heutigen Abend! Sie werden meiner manchmal gedenken, Anna, nicht wahr? — wenn — wenn wir uns nicht mehr sehen werden?"

Aus Anna Boringers Augen stürzten die Thränen stromweis. „Immer, Herr Ulrich! immer, so lange ich lebe, werde ich Ihrer gedenken!" Und sie küßte die Kette.

Diese Nacht schloß Anna kein Auge. Das war aber nicht die Schuld des harmlosen Mäuschens, das sich im Holzwerk der Wand kraspelnd einen neuen Gang zimmerte. In seiner verführerischen Schönheit sah sie Ulrich Siegmann vor sich stehen, ihn, immer ihn! Wieder und wieder hörte sie seine weiche Stimme: „Nicht wahr, Anna, Sie werden meiner gedenken?" Er liebte sie! Dieser Ausbund aller Vollkommenheit liebte sie, die arme schlichte Anna! und er mußte unglücklich werden, gerade wie sie, wenn das Schicksal sie von einander trennte! Zwar, nein, so wie sie ihn, liebte er sie wohl nicht, und das konnte auch nicht sein! Denn ihr Gefühl wußte von keinem Anspruch, keiner Bedingung. Wäre er in diesem Augenblick vor sie hingetreten und hätte zu ihr gesprochen: „Anna!" — sie würde ihm zu Füßen gesunken sein. „Thu mit mir, was Dir gefällt! Tödte mich, wenn es Dich glücklich macht! Laß mich bei Dir sein, — und ich will nach sonst nichts fragen!" Nein, nach nichts! Brennende Gluth färbte ihre Wangen, obgleich sie sich allein wußte. Sie gedachte ihrer sittsamen Jugend, der Ermahnungen ihrer frommen Mutter, der Lehren ihres Predigers — aber das Alles versank zu nichts, zerknickte wie ein dürrer Grashalm in der Gewalt des Sturmes, der sie durchraste. Mit gleichen Füßen sprang sie aus dem Bett, stieß das kleine Dachfenster auf und ließ hochathmend den kühlen Frühlingswind über ihr Gesicht und ihre nackten Arme streichen. Nein, er empfand nicht so wie sie! Er war der Verständige, Kluge, ihr himmelweit Ueberlegene, wie in allen Dingen, so auch hierin. Aber unglücklich wurde er doch ohne sie, das hatte er gesagt, und an seine Worte glaubte sie, wie an's Evangelium! Unglücklich mußte er werden — weil ihr dreihundert Thaler fehlten! Und plötzlich durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag. Dreihundert Thaler! Aber gestern erst hatte sie ja ein Buch auf dreihundert Thaler lautend in der Hand gehalten! Wahrhaftig, nur eine

dünne Bretterwand trennte sie von diesem Vermögen. O, daß solch ein Schatz ein paar Spannen näher, diesseits der Wand, in ihrem eigenen Koffer hätte liegen dürfen! Sie hörte deutlich die Athemzüge der glücklichen Besitzerin, der langen Auguste. Die hatte es gut! Die heirathete in wenigen Wochen den Mann, den sie liebte, und brachte ihm Land zu und Wiesen und Geld! Die sah mit einem hochmüthigen Achselzucken auf ihre dreihundert Thaler herab. Ihr Sparkassenbuch machte kaum sie reicher! Zum ersten Mal kam dem einfachen Mädchen die ungerechte Vertheilung der Erdengüter schmerzlich zum Bewußtsein. Jener war ihr Besitz ein Ueberfluß, dessen Fehlen sie kaum gekränkt haben würde; und sie! Die Adern würde sie sich aufgeschnitten haben in ihrer Verzweiflung, wenn sie hätte hoffen dürfen ihr Blut in die nöthige Anzahl Thaler ummünzen zu können! Der Schatz drüben, so greifbar nah! so unerreichbar doch! machte sie schwindeln. Zitternd legte sie ihre Hand auf die Stelle der Wand, an welcher in der jenseitigen Kammer Augustens Kiste stehen mußte. Das Holz wies klaffende Ritzen; ein Astloch gestattete ihr den Finger durchzustecken, sie fühlte mit der Spitze deutlich die eisernen Haspen des Kistendeckels — da fuhr sie zurück, als hätte sie in Feuer gegriffen. „Führe uns nicht in Versuchung," murmelte sie erschrocken. Dann kniete sie hin und sprach leise das ganze Vaterunser; und als das sie nicht beruhigte, die zehn Gebote und das Glaubensbekenntniß. Aber es half Alles nichts. Sieghaft erstand Ulrichs Gestalt vor ihrem fiebernden Auge. Sein Blick schien sie zu suchen, und sie breitete mit einem Aufschrei die Arme aus: es galt sein Glück! Gab es da noch ein anderes Gesetz für sie? Er liebte sie! Kein Gott und kein Gebot würden sie abhalten, sich an seine Brust zu werfen! —

An einem der nächsten Tage kam es zum endgiltigen Bruch zwischen Auguste und ihrer Frau. Der Bauerssohn, mit welchem sie seit Jahren versprochen war, hatte sie in der Stadt aufgesucht, die Herrschaft ihr die Stunden des Zusammenseins mit ihm mißgünstig geschmälert. Darob erfolgte ein heftiger Auftritt, das hochfahrende Mädchen verzichtete bauerntrotzig auf ihren Lohn und ging auf der Stelle.

Das gab einen Aufstand droben in den Bodenkammern! Sämmtliche Dienstmädchen des Hauses halfen einpacken, und die Wickelfrau und ihre kleine Agnes waren immer voran. Fritz Lemming, der sich nicht wohl fühlte zwischen all den aufgeregten Weibern, saß auf der rothen Kiste auf dem Flur, baumelte mit den Füßen und wiederholte nur immer: „Er sei dafür, daß Alles in der Welt sänftlich und mit Manier angepackt werde. Aber was zu viel wäre, das wäre zu viel! Und seine Auguste sei ein propres, ordentliches Mädchen, die wisse, was sie sich gefallen lassen dürfe, und was nicht!"

Zuletzt setzten Anna und Grete sich auf den Kofferdeckel, um ihn über das aufbauschende Leinenzeug niederzudrücken, und Lene drehte den Schlüssel um. Auguste schüttelte Allen der Reihe nach die Hand, nahm ihre Leder-

tasche und ging mit Fritz Lemming nach dem Ausspann, wo sein Fuhrwerk eingestellt war; denn er wollte den Rückweg über ihr Heimatsdorf nehmen, die Kiste ihren Leuten abliefern, die Braut selbst aber gedachte er mit sich zu nehmen zu einem längeren Besuch bei seinen Eltern. —

Schon waren gut acht Tage vorübergegangen, und eine neue Magd hatte ihren Einzug bei Kramers gehalten, als plötzlich die Polizei im Römermann'schen Hause erschien: Auguste Rademacher vermißte ihr Buch, und was das Schlimmste war, die Summe, auf welche es lautete, war bei der Sparkasse bereits erhoben worden! Der Verdacht lenkte sich naturgemäß zunächst auf ihre ehemaligen Hausgenossinnen.

Sämmtliche Bodenkammern wurden durchsucht; dann nahm der Beamte jede der Mägde in's Verhör. Unter heiligen Betheuerungen leugneten alle, das Buch genommen zu haben. Nur Anna sagte nichts als „nein", und das nicht überlaut. Aber sie brauchte sich auch nicht anstrengen; neben ihr stand ihr Dienstherr und sagte aus, daß seit zwei Jahren seine Frau jede Schieblade und jeden ihrer Schränke Tag und Nacht unverschlossen halte, ohne je auch nur so viel wie eine Stecknadel vermißt zu haben. Und Frau Siegmann, welche ihre diesmalige Flickaufgabe bei Römermanns noch nicht erledigt hatte, mischte sich auch hinein mit der Versicherung, sie wolle gleich ihre beiden Hände dafür in's Feuer legen, daß die Anna keine Diebin sei.

Schließlich wollte sich auch bei keiner der Anderen der geringste Anhaltspunkt zur Begründung einer Anklage ergeben, und freilich hatte der Koffer, aus welchem das Sparkassenbuch verschwunden sein sollte, volle acht Tage in einem fremden Hause gestanden. So blieb das Räthsel vor der Hand ungelöst; Auguste mußte ohne ihre dreihundert Thaler Hochzeit machen, was für Fritzens Gemüth das Freudenfest mit etwas wie einem Trauerflor umhüllte.

Am ersten Juli heirathete auch Anna. Das war seltsam zugegangen! Und Frau Siegmann mochte wohl sagen, hier habe das Glück einmal Menschenverstand bewiesen. Ein Onkel des Mädchens war plötzlich zum Sterben gekommen, ein grämlicher Filz, der, mit seinem Bruder erzürnt, zeitlebens von dessen Waise nichts hatte wissen wollen. Sein Häuschen, seinen Acker und sein Vieh hatte er denn auch richtig seinen Schwesterkindern vermacht; aber die Anna ließ er kurz vor seinem Tode noch zu sich kommen und drückte ihr neun Hundertmarkscheine in die Hand als ein Geschenk. Da brauchte sie keine Erbschaftssteuer zu bezahlen, und groß Aufhebens sollte sie auch nicht davon machen, hatte er gesagt; der anderen Erben wegen, die nichts von seiner Sinnesänderung zu wissen brauchten.

Nun, Frau Siegmann schwieg gern. „Wer warm gebettet ist, der hat's leicht ruhig zu liegen," meinte sie. Und Ulrich hörte von seinen Schulden auch am liebsten so wenig wie möglich. Er war zu seiner Verlobung gekommen, er wußte selbst nicht, wie? Eigentlich war's ihm mit dem Heirathen noch gar nicht so bitter ernst gewesen! Und wenn er des Abends

vor dem großen Garderobenspiegel stand und die letzte Spange an irgend einem kleidsamen Costüm befestigte, da flog's ihm ab und zu durch den Sinn, daß ein so hübscher Kerl wie er eigentlich zu weit größeren Ansprüchen berechtigt gewesen wäre. Aber freilich, er hätte kein Mann sein müssen, wenn die blinde Vergötterung des liebenswürdigen Geschöpfes ihn nicht gerührt hätte. Und dann seine Schulden! — So kam's zur Hochzeit. Eine wundernette, kleine Hochzeit war's gewesen! Darin stimmten alle Geladenen überein. Schon der Anfang war gar zu spaßig! Wie die Braut todtenblaß aus dem Wagen stieg, zitternd, daß sie kaum stehen konnte, und auf des Bräutigams besorgte Frage seine Hand mit ihren beiden Händen faßte und, sich anklammernd, murmelte: „Liebster, wenn's am End' gar nicht zur Trauung käm'!" Das allein gab Stoff zum Lachen und Necken für den halben Abend. Auch zeigte der Pastor sich als ein Diener Gottes und nicht der Menschen; er überstürzte die heilige Handlung nicht, weil das Brautpaar arm war, nein, er hielt eine lange, erbauliche Rede, wie für Bankiersleute. Das rechneten ihm besonders die Weiber hoch an. Schade nur, daß die Braut von seinen kräftigen Sprüchlein nicht ein einziges erfaßt zu haben schien. Die war am Hochzeitstage wie verstört.

Mit starrem Blick und zitternden Knieen, wie eine Schuldige der Richtstätte, war Anna dem Altar genaht. Das Herz schlug ihr wie ein Hammer in der Brust, angstvoll und trotzig zugleich. Sie wußte, es war Lästerung, daß sie kam, denn sie hatte Gottes Gebot übertreten. Nur weil sie es übertreten hatte, stand sie hier. Wenn der Herr nun zürnend ihren Bund zerriß und sie vereinsamt zurücksandte von der heiligen Stätte? Er ließ sich nicht spotten! Gewiß, er würde sie strafen! Und während der Geistliche ihr sein Wort verkündete, stieg langsam Bild um Bild vor ihrem Geist empor und entfaltete sich zu unheimlichem Leben: — erst Augustens Kammer, das erzürnte Mädchen und all die Freundinnen, welche den Koffer packen halfen. Sie sah sich selbst den blauen Arbeitsrock zusammenfalten; sie fühlte die Haken, als sie ihn in den Koffer legte, und die Kühle der leinenen Taschentüscher darunter, dann etwas tiefer, den rauhen Umschlag des Buches, die abgegriffenen Ecken — und wie fast wider ihren Willen, ihre Hand sich um dasselbe zusammenschloß. Und dann sah sie sich nach schlaflos durchwachter Nacht, vom Marktweg abzweigend, zur Sparkasse hasten, die Summe in Empfang nehmen und den Empfang mit dreister Stirn bescheinigen: „Auguste Rademacher." Die Niederschrift des Namens war ihr doch sauer geworden! Sie mußte sich die Stirn wischen nach den wenigen Buchstaben.

„Das Schreiben scheint Ihre Stärke nicht zu sein, Fräulein," spottete gutmüthig der Beamte.

Sie aber zuckte zusammen, sie wurde feuerroth. Nein, diese Art von Schreiben nicht! Bis vor vierundzwanzig Stunden war sie ehrlich gewesen.

Und dann sah sie sich in stiller Nacht auf ihrer Kammer sitzen und beim Scheine der trüb brennenden Lampe die neun Hundertmarkscheine in ihr Leibchen einnähen. Wie elastisch sie sich anschmiegten, sie trugen nicht auf, sie knisterten nicht! Nun konnte sie ruhig sein.

Und schon schlug die Stimme ihres Dienstherrn an ihr Ohr, wie er dem Polizeibeamten mit Ueberzeugung ihre Rechtschaffenheit verbürgte. Heiß und erstickend wallte es in ihr auf. Ein wildes Verlangen packte sie an, aufzuschreien: „Hier ist das Geld! Nehmt's zurück! Es versengt mir die Brust!" — Aber dann war Ulrich für sie verloren! An ihn denkend stand sie wie ein Steinbild. Ohne mit der Wimper zu zucken hielt sie den Blick des Beamten aus; es stieg kein Blut in ihre Wangen, nicht einmal ihre Fingerspitzen bebten.

Wieder sah sie sich Frau Siegmann und Ulrich gegenüber, die Geschichte von dem kranken Onkel hererzählend, keck, ohne zu stocken: sie hatte schon Fortschritte gemacht in der Verstellungskunst. Sie fuhr sogar in ihr Heimatsdorf — und als sie zurückkam, zeigte sie die Scheine.

Und abermals schien der Vollmond auf die von einer leichten Schneedecke überzogenen Straßen, und abermals schritt sie mit Ulrich vom Theater heim, aber diesmal Arm in Arm, und von Minna Peters war nicht fürder die Rede. —

Hier schrak sie auf. „Ja," hörte sie den geliebten Mann neben sich antworten, und „Ja" sagte auch sie mit ungeduldiger Hast. Sie wechselten die Ringe. Es war geschehen! Die Trauung hatte dennoch stattgefunden! Sie spürte nichts von Reue in ihrem Herzen, nur eine Art harter Befriedigung darüber, daß sie die That gewagt, daß sie den Mann ihrer Wahl errungen hatte. Und nun ihre Befürchtungen sich nicht verwirklichten, nun der Herr sie nicht strafend fortwies aus seinem Heiligthum, da schlug ihr anfängliches Zagen in einen fieberhaften Uebermuth um. Der Rest des Festes war von ausgelassener Lustigkeit.

Vierzehn wonnige Tage waren für Anna dahingegangen. Sie wischte eben das letzte Staubkörnchen von den Photographien im Stübchen, unter denen eine neue, sie und Ulrich als Brautleute darstellend, den ersten Platz einnahm. Es war noch die alte Wohnung, nur um eine Kammer erweitert; die alte verblichene Tapete, die alte Einrichtung sogar, aber ausgebessert, überzogen, ergänzt, und vor allen Dingen gebürstet, gefegt, gescheuert, daß Niemand das ärmliche Stübchen von ehedem wiedererkannt hätte. Anna besaß eine glückliche Hand; wo sie zugriff, da blinkte Alles von Sauberkeit, und warmes Behagen schien aus jedem Winkel zu quellen. Sie legte das Staubtuch in den Korb zurück, rückte das Bouquet von frischen Blumen hübsch mitten auf den Tisch und ging in die Küche, wo Frau Siegmann eben ein Gericht Kartoffeln für den Mittag schälte.

„Hast Dich wieder nicht hingesetzt, Mutter! und das Stehen wird Dir doch so sauer. Wozu haben wir denn die Menge Stühle?" Sie

zog den bequemsten herbei. „Gleich setzest Du Dich hin! Und quäl' Dich nicht ab, das bischen Arbeit hier im Hause schaff' ich schon allein."

Die Frau setzte sich lachend. „So bin ich meiner Tage nicht verzogen worden! Aber laß mich heut wenigstens gewähren. Ich möchte gern, daß Du einen Weg ausgingest."

„Wohin denn, Mutter?"

„Es ist 'ne verdrießliche Geschichte, Kind. Ich hab' Dir immer die Freude nicht verderben wollen, aber zuletzt muß ich doch reden. Sieh, Eure Hochzeit war gar anständig, über unsere Verhältnisse hinaus. Der Ulrich litt's in seiner Herzensfreude nicht, daß an irgend was geknickert würd'! Das Meiste ist ja auch bezahlt. Nur die Rechnung beim Wirth drüben steht noch, von dem ich eine Kanne Bier nach der anderen holen mußte, und der Mann wird ungeduldig und drängt und mahnt alle Tage. Ich hab' die Nacht wach gelegen und mir den Kopf zerbrochen, wovon wir ihn bezahlen sollen, denn vor dem Ersten bekommt der Ulrich keine Gage wieder, und da ist mir eingefallen, daß Du ja noch fünfundzwanzig Mark auf der Sparkasse stehen hast." —

Anna war weiß geworden wie der Tisch, auf welchen sie zitternd ihre Hände stützte. „Auf die Sparkasse soll ich" — stammelte sie.

„Das ist doch nichts zum Erschrecken!"

„Nein — — ich meine nur Mutter — — die Leute sagen, wenn Einer all sein Erspartes von der Sparkasse wegnimmt, so wird er seiner Tage nichts mehr zurücklegen können."

„Dann nimm Du nicht Alles! Zwanzig Mark genügen. Laß fünf stehen, und am Ersten, wenn der Ulrich sein Geld bekommt, trägst Du die zwanzig auch wieder hin."

Das klang so vernünftig! Dennoch zögerte die junge Frau. „Ich thu's ungern, Mutter. Wenn Du wüßtest — —"

Aber da sah Frau Siegmann ihrer Schwiegertochter so seltsam forschend ins Gesicht, daß es die Schuldige eiskalt überrieselte. Wenn sie wüßte! — Und mußte ihr scharfer Verstand denn nicht das Geheimniß durchschauen, falls Anna länger widerstrebte?

So nahm sie ihren Korb und ging, widerwillig, muthlos, mit dem dumpfen Vorgefühl, daß sie in ihr Verderben renne.

Das Zahlzimmer der Sparkasse war überfüllt, sie mußte warten; lang, endlos dehnte sich ihr die Zeit. Derselbe Angestellte, welcher ihr damals Auguste Rademacher's dreihundert Thaler ausgehändigt hatte, saß auch heute hinter dem Zahlbrett. Er beeilte sich nicht, er musterte jeden neuen Ankömmling von Kopf bis zu Fuß. Gewiß, er suchte sie! und jetzt begegnete sein Auge dem ihren, mit Entsetzen fühlte sie, wie eine Blutwelle ihr in's Antlitz stieg. Kalt, scharf, durchdringend wie ein Messer, schien sein Blick sich in ihre geheimsten Gedanken zu bohren, sie zerlegend, prüfend, an's Licht

hervorzerrend. Sie ertrug's nicht! Mit bebenden Knieen wandte sie sich zur Flucht. Hinaus! hinaus! — da rief seine Stimme sie zurück.

„Warum gehen Sie denn fort, Fräulein?"

„Ich komme wieder," stotterte sie, „ich habe heut nicht Zeit zum Warten."

„Bleiben Sie nur. In drei Minuten sollen Sie bedient werden." Er flüsterte einem jungen Schreiber etwas ins Ohr. „Ich lasse Hülfe kommen."

Und wieder Namensaufrufe, das Klirren der Münzen auf dem Zahlbrett, das Kritzeln der Federn, welche die ein- oder ausgezahlten Summen in die Bücher eintrugen. Anna stand stumpf ergeben in ihr Schicksal. Durch eine Seitenthür war ein kleiner dunkeläugiger Mann eingetreten; der nahm von einem Pult ein blaues Sparkassenbuch, und darüber hinweg starrte er sie an, unter all den Kommenden und Gehenden sie, einzig sie! Sie wagte nicht die Augen nach ihm hinzuwenden, aber sie fühlte seinen Blick. Und nun war die Reihe an ihr.

„Frau Siegmann, geborene Boringer. Bitte um zwanzig Mark." Ihre eigene Stimme klang ihr fremd.

„Boringer? — hm — Boringer — Waren Sie denn nicht erst kürzlich hier? — Ja gewiß! — Aber mir däucht, damals hießen Sie anders."

Da war's, das Gefürchtete! Die Verzweiflung gab der Verbrecherin einen Muth, der sie selbst in Erstaunen setzte. Während die Stubenwände sich um sie drehten, gewann sie's über sich mit aschbleichen Lippen zu lachen.

„Freilich heiß' ich anders! Hab' mich ja seitdem verheirathet. Jetzt schreib' ich mich Siegmann."

„Hier sind die gewünschten zwanzig Mark, Frau Siegmann. Wollen Sie die Güte haben den Empfang zu bescheinigen."

„Warum denn? Ich lasse ja Geld stehen."

„Es ist eine neue Einrichtung. Darf ich bitten?"

Er hielt ihr die eingetauchte Feder hin, und sie mußte wohl oder übel ihren Namen unter das Formular setzen, welches er vor ihr ausbreitete.

„Anna Siegmann, geb. Boringer." In zittrigen Schriftzügen stand es da. Gerade so unsicher hatte ihre vor Aufregung fliegende Hand an dieser selben Stelle den anderen Namen gemalt.

„Danke. Das genügt."

Anna sah noch, wie der Beamte das Blatt dem kleinen dunkeläugigen Mann reichte, dann stand sie draußen. Gerettet! Berauschend schlug ihr die frische, freie Luft der Straße entgegen. Gerettet, wider alles Erwarten in dem Moment, als sie schon die Handschellen um ihr Gelenk zu fühlen meinte! Frei! frei! und für immer! Nie wieder würde sie ihren Fuß in das Sparkassenzimmer setzen — und wo sonst konnte ihr Entdeckung drohen? O, gütiger, langmüthiger Gott! Konnte es denn sein, daß sie noch einmal der

Gefahr entronnen war? Entzückt schaute sie um sich, da meinte sie auf der anderen Seite der Straße das dunkeläugige Männlein aus dem Sparkassenzimmer zu erkennen, das angelegentlich zu ihr herübersah. Thorheit! wie käme der hierher? Und war er's wirklich, warum sollten seine Geschäfte ihn nicht denselben Weg führen, wie die ihren sie? Dennoch widerstrebte es ihr jetzt, schlankwegs heimzugehen. Sie machte einen Umweg. Als sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich. Es mußte Zufall sein, gewiß! aber es war ein Zufall, welcher ihr die Füße schwer machte wie Blei und die Brust zusammenschnürte, daß sie kurzathmiger ward als die alte Frau Siegmann. Sie trat in einen Laden, kaufte, was sie nicht brauchte, und verweilte absichtlich dort; vielleicht verlor sich inzwischen ihr unheimlicher Begleiter. Sie sah ihn nicht, als sie aus der Ladenthür trat; aber an der nächsten Straßenecke war er wieder hinter ihr. Nun verlor sie die Besinnung und fing an zu laufen, athemlos, keuchend, straßauf, straßab; der Schweiß rieselte ihr in Strömen von der Stirn, und immer, wenn sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich, in gemessener Entfernung, ruhig, unaufdringlich, und wie ihr Schatten unverscheuchbar. Als sie endlich, gleich einem gehetzten Wild, ihr Haus erreichte und die Thür hinter sich in's Schloß warf, stand ihr Verfolger auf dem Straßendamm und ihre Blicke begegneten sich. Sie wußte jetzt, daß Alles verloren war! Gebrochen schwankte sie die Treppe hinauf, legte stumm das Zwanzigmarkstück vor Frau Siegmann hin, und dann warf sie sich über den Küchentisch und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Dahin! Dahin all ihr Glück! all ihre Hoffnungen! Dahin der Mann, den sie um so theuern Preis erkauft hatte! seine Achtung gewiß, — vielleicht sein Herz! Und so bald schon! so bald!

Die alte Frau stand sprachlos vor diesem Jammer. „Ist es möglich, Anna? So schwer wird Dir's, Deinem Mann die geringe Summe zu opfern?"

Da fuhr die Weinende empor und stieß in zorniger Verachtung das Geldstück von sich. „Hunderte, Tausende, Millionen, wenn ich sie hätte, würd' ich nicht anschauen für ihn! nicht anschauen, was höher geachtet wird als Geld und Gut! Das ist ja eben mein Unglück, daß ich ihn zu lieb habe! zu lieb!"

In diesem Augenblick kam Ulrich von der Probe heim. Sie flog ihm entgegen, sie umklammerte ihn in ausbrechender Verzweiflung.

„Du wirst mich nicht verleugnen und verstoßen, Ulrich? Nicht wahr? was auch geschehen möge! Der Pastor hat's gesagt: Was Gott zusammenfügt, das sollen Menschen nicht trennen. Du bleibst mir, Ulrich; schwöre mir, daß Du mir bleibst!"

Am Abend dieses Tages wurde Anna in ihrer Wohnung verhaftet.

Furchtbar war die Wirkung dieses Schlages auf die alte Frau und ihren Sohn, welche den ihnen durch drei Geschlechter unbescholten und unbefleckt vererbten Namen Siegmann bislang mit gerechtem Stolz getragen

hatten, als eine Art Heiligthum, ihn hochhaltend, wie der Soldat seine Fahne hochhält. Denn, wie die Fahne dem Soldaten flatternd den Weg weist durch das Gewühl der Schlacht, so war die Unbescholtenheit ihres Namens das Panier gewesen, welchem die Siegmanns unverrückt folgten durch den Schmutz und Kampf eines Lebens in Armuth und Sorge. Sie durften mit Stolz auf ihn weisen, denn seine Fleckenlosigkeit war nicht, wie die manches klangvolleren, das Ergebniß einer bequemen Enthaltung vom Unrecht, zu dem keinerlei Versuchung lockt; nein, sein Glanz war mühsam zurechtgeschliffen worden durch Entbehrung und Entsagung jeder Art. Die alte Frau hatte an seiner Reinheit gearbeitet lange Nächte hindurch, wenn sie mit versagenden Augen Stich um Stich zog in dem blendenden Leinenzeug. Er war ihr Stab gewesen, der sie sicher und unverletzt durch die Gefahren ihrer Jugendjahre geleitet hatte; er war der Zügel, der Ulrichs überschäumende Lebenslust stets im entscheidenden Augenblick zu bändigen vermochte. Und nun waren Stab und Zügel ihnen entrissen, ihr heiliges Panier war durch den Schmutz geschleift, eine Diebin hatte ihren ehrlichen Namen mit Schande bedeckt!

Frau Siegmann saß starr wie ein Steinbild vor dem erkalteten Herd, auf welchem das unberührte Abendbrot vergessen stand. Vor der Thür draußen hörte sie im Zugwinde ab und an noch leise die Willkommguirlande des Hochzeitstages rascheln, eine von ihr selbst gestiftete Ueberraschung für das aus der Kirche heimkehrende junge Paar. Denn zu Ehren des feierlichen Tages hatte die Frau sich damals seit langer Zeit zum ersten Mal wieder auf den Pegasus geschwungen, einen zierlichen Glückwunsch zurecht gereimt und denselben, so gut es gehen wollte, auf weißen Pappdeckel gemalt. Früher hatte sie freilich eine bessere Hand geschrieben! Aber die schwungvollen Verse, in welchen die Braut als die der „Schwelle" in „Sternenhelle" nahende Spenderin von „Segen" „allerwegen" gepriesen wurde, hatten in ihrer stimmungsvollen Umrahmung von Eichenlaub und Pfingstrosen doch die ehrfurchtsvolle Bewunderung sämmtlicher Hochzeitsgäste erweckt und ihrer Verfasserin den warmen Dank der Angesungenen eingetragen. Und nun! O, wahrlich, ein herrlicher Segen, der mit der Diebin über die Schwelle gezogen war!

Drinnen in der Stube rannte Ulrich wie ein Unsinniger auf und nieder. Es war das erste schwere Schicksal, das ihn in seinem jungen Leben traf, denn über die Armuth und Dürftigkeit, in welcher er aufgewachsen war, hatten die zärtliche Aufopferung seiner Mutter und sein eigener Jugendmuth ihn allzeit leicht hinweggetragen. Die Verlegenheiten, in welche er sich später gestürzt sah, grämten ihn auch nicht sonderlich. Die würde irgend eine Frau schon für ihn begleichen, war er doch ihrer Aller Liebling! Und danach ging's fröhlich weiter, vorwärts über weichen Wiesengrund und zwischen Blumenhecken entlang. Unglück und Fehlschlag hatten keinen Platz in seinem Zukunftstraum. Und er, dem das Leben von der ersten Stunde an leicht geworden war wie ein Spiel, der mit kecker Zu-

versicht jedem neuen Tag entgegengeblickt hatte, glücklich durch seine, wenn auch etwas entfernte, Zugehörigkeit zur Kunst, glücklicher noch in dem Bewußtsein seiner einnehmenden Persönlichkeit, auf welche — er sah es allabendlich mit berauschendem Entzücken — manch angesehene Dame von den vornehmsten Plätzen aus wohlgefällig ihr Opernglas richtete — er, der Gefeierte, Begehrte! er sollte fortan sich scheu zur Seite drücken und die Augen niederschlagen müssen, im Gefühl der unauslöschlichen Schande zeitlebens an eine Diebin gekettet zu sein?! Wie er sie haßte, die ihm sein frohes Wachsthum so verkümmert hatte! Er hätte sie in diesem Augenblick morden können, wäre sie in seinen Händen gewesen, für den Schimpf, mit welchem sie seinen sonnenhellen Lebenspfad zu beschatten wagte!

Zuletzt riß er mit einer wüthenden Bewegung die Photographie von der Wand, welche ihn und sie vereinigt darstellte, zerschellte das Glas an der Tischkante und schritt mit dem Rest zum Küchenherd.

Bei seinem Anblick brach Frau Siegmann in Thränen aus.

„Mein armer Sohn! O, die Elende! Das schlechte Weib!"

„Nenne sie nicht mehr, Mutter! Nie, nie wieder sprich mir von ihr! Jede Erinnerung an sie sei vertilgt."

Er schob die Ringe von der Platte, und Bild und Rahmen in die Feuerstätte werfend, stieß er das Schüreisen in die fast erloschene Gluth, daß sie in hundert Funken aufsprühend, Holz und Pappe erfaßte und mit hellem Flackern zu Asche brannte. —

Drei Monate waren hingegangen. Einförmig rieselte ein feiner Herbstregen nieder, Menschen und Gebäude einhüllend in sein trostloses Grau, und ungemüthliche Feuchtigkeit sogar bis in die Wohnungen selbst verbreitend. Siegmann, der an diesem Abend unbeschäftigt war, saß trüb und stumm bei seiner Mutter am Tisch, als es leise an die Stubenthür pochte. Frau Siegmann horchte auf, in der Meinung sich geirrt zu haben; das Klopfen klang auch gar so verzagt! Und Minuten vergingen, bevor es sich wiederholte. „Herein," sagte die Frau. Da öffnete sich ganz langsam die Thür, und in ihrem Rahmen, jenseits der Schwelle, vom Licht der kleinen Lampe hell angestrahlt, sahen sie Anna stehen — die aus dem Gefängniß entlassene Anna!

Einen Augenblick herrschte furchtbare Stille. Ulrich war von seinem Sitz aufgesprungen; regungslos starrte er auf die Regungslose. Sie war ohne Hut, einzelne Regentropfen lagen auf ihrem glatten, blonden Scheitel, die Arme hingen ihr schlaff herab; sie fand nicht den Muth, den Fuß zum Weiterschreiten zu heben, ihre Lippen wagten kein Wort; nur ihre Augen redeten. Eine bewegliche Sprache! Mit solchem Blick mag Eva auf das verlorene Paradies zurückgeschaut haben, als der Engel des Herrn sie für immer daraus verwies. Nur daß das Siegmann'sche Heim kein Paradies mehr war. Was es für wenige Tage dazu gemacht hatte, innerlich und äußerlich, der Geist Alles opfernder Liebe, der Geist der Ordnung und des Behagens,

das war mit Anna erst eingezogen und war auch wieder ausgezogen mit ihr aber sie selber wußte es nicht.

Bergesschwer lastete auf ihr das verdammende Schweigen, welches sie empfing. Sie hob die Hand wie zu einer Bitte. Da brach auch der Bann, welcher Ulrich gefesselt hielt. Er raste nicht, das war vorüber. Kalt und gelassen kamen seine Worte, aber um so einschneidender.

„Hast Du die Stirn, mir nochmals unter die Augen zu treten, Betrügerin? Zwischen uns giebt es ferner keine Gemeinschaft! Geh!"

Seine ausgestreckte Hand wies nach der Thür; doch Anna ging noch nicht. Um ihre Lippen zuckte es, als wollte sie reden, aber sie brachte kein Wort hervor. Nur ihre Augen hingen unverwandt an Ulrichs Augen mit dem demüthig sprechenden Flehen eines Hundes, den sein Herr züchtigt.

„Ja so," sagte Ulrich hart, „ich vergaß, daß Du noch Forderungen an mich zu stellen hast! O, Deine Speculation war mit Umsicht berechnet! Bestraft oder nicht, Du bleibst leider! leider! meine mir angetraute Frau, für deren Unterhalt ich zu sorgen habe. Wohlan, ich will's! ich werd's!" Er ging zum Schrank, steckte einige Münzen in ein Geldtäschchen und dies legte er in die flehend ausgestreckten Hände seines Weibes. „Da hast Du! Und wenn Du mehr brauchst, schreib'. Du sollst erhalten, was recht ist. Aber Dein Gesicht bring' mir nicht wieder vor die Augen!"

Er drehte ihr den Rücken zu. Sie hielt regungslos das lederne Täschchen in ihren zitternden Händen. Noch immer fand sie kein Wort, ihre Augen wandten sich Hülfe suchend auf Frau Siegmann; und als auch diese sich abkehrte, da ließ sie sie, fast blödsinnig schauend vor Jammer, planlos durch das Zimmer schweifen. Da traf ihr Blick den nun leeren Fleck, welchen einst ihr und Ulrichs Bild eingenommen hatte. Ein Schmerzenslaut, fast wie ein Winseln, kam zitternd über ihre Lippen. Ihre Züge schienen die Fähigkeit der Bewegung verloren zu haben, aber aus den sich unnatürlich weitenden Augen quollen langsam zwei große Thränen und rieselten an ihren Wangen nieder. Und sie fand auch jetzt kein Wort. Aber fortgehen, wie man sie hieß, konnte sie auch nicht! noch nicht! — Endlos lange Minuten stand sie wortlos, bewegungslos zwischen den Thürpfeilern, eine Ausgestoßene, Verworfene, auf das Erbarmen ihres strengen Richters harrend, und nur die Thränen auf ihren Wangen redeten für sie. Umsonst!

„Schließ die Thür, Mutter," sagte Ulrich nach einer Weile.

Da endlich wandte sie sich. Tastend und unsicher schwankte sie die Treppe hinab. Keine dienstwillige Hand leuchtete ihr heute bis zur Hausthür. — —

Jahre gingen hin. Das Gefühl der erlittenen Schmach hatte Ulrich fortgetrieben aus seiner Vaterstadt, doch konnte er in Süddeutschland nicht heimisch werden und seine Mutter noch minder; so waren sie denn froh gewesen, wieder zurückkehren zu dürfen. Uebrigens entwickelte sich sein Talent, man beschäftigte ihn jetzt ab und zu in kleineren Rollen. Sein

Unglück hatte er sich zu tragen gewöhnt; mehr noch, er lernte sich vortheilhaft darein zu drapiren wie in seinen neuen Mantel mit dem malerisch flatternden Wertherkragen, und wie der Mantel ließ es ihm gut, ja, wie der Mantel hielt es ihn warm. Nicht Verachtung und Abscheu, wie er erst gefürchtet hatte, nein, Theilnahme und Interesse erweckte sein Schicksal und die Art, wie er es trug. Um den einsamen Junggesellen, welchem doch ein Weib lebte, den völlig Fessellosen, welcher doch für ewig gebunden war, breitete sich ein geheimnißvoller Reiz. Ein Kreis von Mythen wob sich um ihn. Er war nicht bloß der Abgott sämmtlicher Choristinnen geworden, auch vornehme Backfische, und nicht Backfische allein fühlten ihr Herz heftiger pochen, wenn der düstere Blick dieses neuen Hamlets sie traf. Was wenigen Menschen zu Theil wird, ihm war's geworden: seine Persönlichkeit stimmte zu seinem Schicksal, und darum wirkten beide. Melancholisch hing die dunkle Locke auf seine weiße Stirn herab; die großen braunen Augen blickten wie in mühsam verhaltener Leidenschaft; um die sorgfältig rasirten Lippen lag ein Zug weltverachtender Bitterkeit. Dazu die vornehme Schlankheit des Wuchses, die Gemessenheit seiner Bewegungen, die gewählte Feinheit seiner Ausdrucksweise. War es ein Wunder, daß sanfte Herzen sich gedrungen fühlten, den schönen Menschenfeind zu trösten? ein Wunder, daß Frau Siegmann nach jeder Bravourleistung ihres Sohnes kopfschüttelnd einen Stoß mehr oder minder ernst gemeinter Liebesbriefe auf seinen Tisch legen mußte? Und wär's nicht ein völlig unbegreifliches Wunder gewesen, wenn der Gegenstand solcher zärtlichen Theilnahme nicht ab und zu den Versuch gemacht hätte, sich trösten zu lassen? — Ulrich war durchaus kein Cato. Aber was man ihm auch bot, und was er auch genoß, immer schaute er drein, als sei es um keine Freude der Welt nur der Mühe werth sie zu pflücken. Das machte ihn vollends unwiderstehlich.

Gewiß, es lag viel Theatralisches in diesem Aufputz seines Grames; aber der Kern desselben war doch echt. Das Glück wohnte wahrlich nicht in dem Siegmann'schen Haushalt, der unter den Händen der täglich mehr in sich zusammenfallenden Frau Siegmann ebenfalls langsam verfiel und verkam in Unordnung und Unbehagen. Wer einen Blick in diese ungemüthliche Häuslichkeit warf, der konnte es dem jungen Manne nicht verargen, daß er seine Erholung auswärts suchte; aber er fand sie nicht. Und oft flüsterte sein im Grunde gesunder Sinn ihm zu: „Gieb die Hamlet-Rolle auf; söhne Dich aus mit Deinem Schicksal, nimm auf's Neue ein Weib und versuch's noch einmal glücklich und zufrieden zu leben wie andere Menschen." — Ein Weib? Welches? — Er war anspruchsvoll und wählerisch geworden, seit er die Frauen gar zu genau kannte. Und dann — wie sollte es ihm gelingen, seine erste Ehe zu lösen? Anna war verschollen. Nie wieder, seit er sie von seiner Schwelle gewiesen, war gute noch böse Kunde von ihr zu ihm gedrungen. Nur soviel hatte er

bei seiner Rückkehr aufathmend aus dem Adreßbuch ersehen, daß sie nicht mehr in derselben Stadt mit ihm lebte.

Die Zeit bewegt sich unaufhaltsam vorwärts, und die Menschen in ihr bewegen sich mit, vorwärts oder auch rückwärts, je nach Glück und Gaben. Mit Ulrich zugleich, nur weit rascher als er, war eine seiner Colleginnen vorwärts gekommen. Jene Chortänzerin war's, die ihn damals angerufen hatte, als er zum ersten Male Anna aus dem Theater nach Hause begleiten wollte; früher ein ruppiges, vernachlässigtes Ding, seit ihrem achten Jahre in der Balletschule aufgezogen, vom Balletmeister im Dienst, von ihrer Mutter zu Hause geprügelt, schlecht genährt, ungenügend gekleidet, und dann plötzlich aufgeschossen zu wundersamer Blüthe. Ein ungewöhnliches schauspielerisches Talent war über Nacht in ihr entdeckt worden; vermögende Kunstfreunde hatten es ausbilden lassen; sie war als Schauspielerin an derselben Bühne angestellt, an welcher sie verachtet aufgewachsen war. Und eines Abends zog sie, verfolgt von dem neidischen Zischeln ihrer Colleginnen, von der Balletchorloge im vierten Rang hinab in die Künstlerloge im Parquet; und den andern Morgen zog sie aus der feuchten Kellerwohnung, in welcher sie mit ihrer Mutter und zwei jüngeren Brüdern gehaust hatte, in eine behaglich eingerichtete zweite Etage an der Hauptstraße — und von da an hieß sie nicht mehr Fräulein Müll, sondern Fräulein Mollinor, wie männiglich sich auf dem blanken Messingschilde an ihrer Flurthür überzeugen konnte.

Der jähe Wechsel ihres Geschickes verwirrte ihren Sinn nicht; den hatte das Elend, in dem sie groß geworden war, gefestet. Nichts Gutes, das ihr begegnete, konnte sie je in Verwunderung setzen; waren Blick und Wille ihr doch, seit sie überhaupt sah und dachte, stetig hinaufgerichtet gewesen nach den Höhen des Lebens, den scheinbar unerreichbar über ihr ragenden, zu denen sie sich nun doch hinaufzuschwingen begann. Gelehrter Wust beschwerte ihren Kopf nicht; dafür aber war er ganz angefüllt mit jener harten, rücksichtslosen Lebensklugheit, welche nichts auf der Welt sieht als sich selbst, welche Menschen und Dinge einzig als Treppenstufen zum Ziel betrachtet und selbst das Mißgeschick ihrem Vortheil dienstbar zu machen weiß.

Dieses Mädchen war Ulrichs Freundin. Die Gegensätze zogen sich an. Seinem zerflossenen, auf ein unbestimmtes Ideal gerichteten Wesen that ihre kühle, nüchterne Weise wohl. Und sie, über Nacht in einen Kreis von Personen gedrängt, deren überlegene Bildung und Gesittung ihr eine unbequeme Selbstbeherrschung aufzwangen, war froh, sich einem Menschen gegenüber noch innerlich und äußerlich gehen lassen zu dürfen in der alten Ungebundenheit. Nie war von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen; aber wenn Ulrich an eine zweite Heirath dachte, so dachte er an Claudine. Zu ihr flüchtete er, wenn das Murren und Klagen seiner Mutter ihn von daheim vertrieb; neben ihrer Causeuse saß er auch heute. Sie lag lang ausgestreckt in einem modischen Schlafrock; ihre Finger,

von welchen Bäche von Glycerin noch nicht die Spuren harter Arbeit abzuspülen vermocht hatten, pflückten zornig an einer seltenen gelben Rose.

„Hast Du gesehen, mit was für Augen die Link und die Pfeffermann mich neulich anstierten, als ich zu ihnen in die Loge hinunterrückte? Nicht ein armselig Wort des Willkommens hatten sie für mich übrig. Es sind Canaillen! — Aber ich tränk's ihnen schon noch einmal ein!"

Ulrich sah das Mädchen an und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Du bist hübscher als sie, Claudine; jünger bist Du auch und Dein Talent hast Du obenein. Warum willst Du boshaft und häßlich werden wie sie?"

„Warum? So kannst auch nur Du fragen! Ich steche, wo man mich sticht, und wo ich geschlagen werde, da schlage ich wieder! und stärker und immer stärker, bis sie's müd' werden, mich zu mißhandeln! — Und Schlag um Schlag und Stich um Stich komme ich hinauf, hinauf, hinauf! — Hinauf wollen wir doch Alle! — Du freilich lässest Dich duldsam zur Seite schieben, um nur ungestört Deinem überjährigen Verdruß nachzuhängen. Aber glaub' mir, vortheilhafter ist's, sich unverdrossen mit dem Ungemach jedes einzelnen Tages herumzubalgen und keinen Streich zu gering zu einer Erwiderung zu achten!"

Ulrich rückte sein Tabouret näher heran und sah ernst zu seiner Freundin auf. „Was Du mir da sagst," begann er in einer gewissen Erregung, „das hab' ich selbst mir hundertmal gesagt. So kann's nicht weiter gehen! Ich will einen Strich unter mein vergangenes Leben machen, Clauda. Und Du, gerade Du! hoff' ich, sollst mir helfen ein neues anzufangen. Ich — ich muß wieder heirathen — —"

Ein dämonischer Spott blitzte in Claudinens Augen auf. Rechnete dieser weltabgewandte Hamlet so gut? Jetzt — jetzt, da ihr Stern im Aufsteigen war, bot der uneigennützige Freund ihr seine Hand! Es war nicht ihre Absicht, eines Choristen Weib zu werden; aber auch nicht ihre Art, eine Stütze von sich zu werfen, bis sie vollständig sicher war, derselben nie wieder zu bedürfen. Langsam richtete sie sich auf dem Ellenbogen auf und sah zu dem Manne hinüber, über welchen nach seinem raschen Geständniß eine ihm sehr ungewohnte Unsicherheit gekommen war.

„Heirathen," wiederholte sie bedächtig. „Mich natürlich! denn warum sagtest Du mir's sonst? Weißt Du wohl, Uli, daß Du da gar keinen schlechten Geschmack zeigst?" Jetzt lachte sie ehrlich. „Nun, nun, ich will nichts verschwören! Gute Freunde waren wir ja immer. Und die Zudringlichkeit gewisser Herren läßt es mir fast wünschenswerth erscheinen, verheirathet zu sein. — — Ja, wie schaust Du mich denn an? Hast Dir wohl gar geträumt, ich müßte Dir jetzt gleich in die Arme fliegen mit dem Geständniß, daß ich mich todtschmachte nach Dir? Nein, solch ein Kindskopf!" Aufspringend warf sie ihm die Blätter der zerpflückten Rose ins Gesicht. „Geh, geh, eine Heilige aus Mondschein

und Tugend gewebt, bin ich schon nicht! Das weißt Du auch! Und für verliebte Narrheiten hab' ich zeitlebens wenig Sinn gehabt. Aber die wirkliche Welt und ihre Gesetze, die flößen mir gewaltigen Respect ein. Gegen die werd' ich meiner Tage nicht anrennen."

Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Morgenrockes vergraben und tänzelte wohlgefällig im Zimmer auf und nieder. Ulrich wußte selbst nicht, warum ihn die Art so bitter verletzte, in welcher sie auf das Vergehen seiner Frau anspielte, deren Namen er ihr nie genannt hatte, und von der sie nur durch das Gerede der Leute unbestimmte Kunde erhalten haben konnte. Er hielt die Augen starr auf den wagenradgroßen Strauß gerichtet, aus welchem ihre Finger schon einige der schönsten Rosen herausgezerrt und gerupft hatten, und sagte leise:

„Es giebt ungeschriebene Gesetze, Clauda, die nicht minder heilig sind, als die geschriebenen. Du weißt, welchen Werth wir Siegmanns auf die Unbescholtenheit unseres Namens legen. Meine Mutter hegt deshalb eine fast abergläubische Furcht vor einer Schwiegertochter, die Schauspielerin ist. Wenn ich nun trotzdem einer Schauspielerin meine Hand und meinen Namen biete, so geschieht das nur, weil ich mich täglich habe überzeugen können, daß der Leichtsinn nicht die Triebfeder Deiner Handlungen bildet, und weil ich die feste Zuversicht hege, daß Dein Herz Dir unter keinen Umständen einen Streich spielen wird. Denn das mußt Du wissen, Clauda: über gewisse Dinge würde ich mich niemals hinwegsetzen."

Sie lächelte. „Mein Herz wird mir keinen Streich spielen," sagte sie doppelsinnig. „Darüber sei ruhig! Auch nicht den, daß ich mich mit einem verheiratheten Mann verlobe! — Werde frei, Uli; dann wollen wir sehen."

Sie reichte ihm die Hand; und es lag so viel Vernunft und Ehrlichkeit in ihrer Forderung sowohl als in dem Ton ihrer Stimme, daß Ulrich nichts erwidern konnte. Wußte er's denn nicht auch, daß sie kühl und klar überlegte in allen Dingen? Schätzte er sie nicht gerade wegen dieser Eigenschaft, in welcher er die sicherste Bürgschaft für seine künftige Ruhe zu sehen glaubte? Was hatte denn die abgöttische Liebe seiner ersten Frau ihm Anderes eingetragen als Schmach und Schande? Aber freilich, auf eine so eisige Kälte war der verzogene Liebling der Frauen nicht gefaßt gewesen!

Im Nebenzimmer ward Geräusch vernehmbar.

„Das ist meine Wäscherin," sagte Claudine hinhorchend. „Mutter kann gewiß nicht mit ihr zurechtkommen wegen meines echten Spitzenkragens. Ich muß nur selbst nachsehen."

Sie öffnete die Thür und ließ sie im Eintreten hinter sich weit offen stehen. Ulrich sah in das Familienwohnzimmer. Auf dem Tische lag zusammengefaltete Wäsche. Clauda's Mutter gegenüber bückte sich eine Frau tief über einen großen Waschkorb, um neue Stöße zu den ersten auf den

Tisch zu legen. Jetzt richtete die Person sich auf, das helle Lampenlicht traf ihr Gesicht — Ulrich hätte beinahe aufgeschrien. Es war Anna! — Ja, wahrhaftig, Anna! rosig und frisch, fast wie in ihren Mädchenjahren anzuschauen mit dem sorglich geglätteten blonden Scheitel über ihrem runden Gesicht, mit dem dunklen Nesselkleid und der weißen Schürze. Jetzt sah er ihre festen glänzenden Zähne aufblitzen; sie lachte über einen Scherz Claudas, welche sich den Genuß gönnte, mit der jungen Wäscherin zu schwatzen wie ein Mädchen aus dem Volke mit dem anderen. Gutmüthig klappte sie eben eine kostbare Bonbonniere auf, und zusammenraffend, was sie mit der hohlen Hand greifen konnte, reichte sie Anna'n die theure Näscherei hinüber.

„Da! Für Ihren Buben! — Aber so nehmen Sie doch! — Mir wird's des süßen Zeugs fast zu viel. Und waschen Sie mir meinen Kragen hübsch."

Eine dumpfe Wuth hatte Ulrich gepackt. Annas Anblick rührte all das alte, halb beschwichtigte Leid wieder in ihm auf. Und sie, die sein Leben zerstört hatte, stand da vor ihm, blühend, ruhig, zufrieden! Während er nicht vergessen konnte, hatte sie, die Schuldige, vergessen — sich getröstet entschädigt sogar! Oder was sollte sonst das Gerede von einem Buben? — O, die Elende! Die Unwürdige! — Er hätte nie geglaubt, daß die Treulosigkeit des Weibes, das er von seiner Schwelle gejagt hatte wie einen Hund, ihn so tief erschüttern könnte. Aber nun wollte er sie auch von sich abschütteln ohne Verzug, wie ein giftiges Gewürm!

In seiner Erregung war er, ohne daß er selbst darum wußte, in den Rahmen der Thür getreten. Er hatte die Genugthuung, das Lachen auf ihrem Gesicht jäh erstarren zu sehen. Hastig beugte sie sich tief über ihren nun leeren Korb; doch, als sie sich wieder aufrichtete, sah sie ruhig und gefaßt aus wie vorher. Dicht vor ihr auf dem Tisch lag neben der Bonbonniere ein silberner Pfeil; Ulrich nahm ihn und legte ihn mit beleidigender Absichtlichkeit aus dem Bereich ihrer Hände. Da stieg das Blut so glühend in Annas Wangen, als müßte es demnächst aus der Haut hervorspritzen; und ihre Hand zitterte merklich, als sie nun schweigend ihren Korb aufnahm und sich zur Thür wandte. Aber Claudine kam ihr in ihrer geraden Weise zu Hülfe.

„Wegen der Boringer brauchst Du das Ding da wahrhaftig nicht wegzulegen, Uli! Die hat mir schon manches Geldstück wiedergebracht, wenn es, ohne daß ich's wußte, in den Taschen meiner Frisirmäntel stecken geblieben war. Nicht wahr, Boringern? wir kennen einander? — Gute Nacht! und der Kleine soll sich's gut schmecken lassen."

Ulrich griff hastig nach seinem Hut.

„Ich möchte Dich um die Adresse Deiner Wäscherin bitten."

„Frau Boringer, Pfahlstraße Nr. 6. Aber Du bist ja ganz aufgeregt. Was willst Du denn von ihr?"

„Bei ihr waschen lassen, natürlich! wenn sie ehrlich und zuverlässig ist, wie Du sagst. Meine Mutter schafft's nicht mehr allein. Auf morgen!"

Er rannte die Treppe, drei Stufen auf einmal, hinunter. An der nächsten Straßenecke holte er Anna ein. Es waren dunkle, abgelegene Gassen, welche zu ihrer Wohnung führten, er compromittirte sich also nicht, indem er neben ihr hinschritt. Sie war leicht zusammengezuckt, als sie ihn erkannte; aber sie ging schweigend weiter, und ihm drängte sich eine solche Fülle von bitteren Worten auf die Lippen, daß er zunächst keinen Anfang finden konnte.

„Es ist gut," begann er zuletzt mit gepreßter Stimme, „daß ich Dich endlich finde, wenn schon es mir nicht recht sein kann, daß Du Dich in die Familien drängst, in welchen ich ein- und ausgehe. Ich habe, wie Du weißt, leider wenig Ursache zu hoffen, daß Du meinem Namen dort Ehre machen wirst."

„Ich führe Deinen Namen nicht mehr," erwiderte sie leise. „Und Du weißt, ich habe kein Begegnen mit Dir gesucht."

„O, nein! Du rechnetest besser. Zu ewiger Einsamkeit gedachtest Du mich zu verurtheilen. Durch Dein spurloses Verschwinden wolltest Du mir jede Möglichkeit zu einer Scheidung abschneiden, mich zwingen Dein Mann zu bleiben trotz alledem. Ich aber will nicht zeitlebens an eine Diebin gefesselt sein, hörst Du! Ich will diese Kette nicht länger schleppen, welche der Fluch und die Qual meines Lebens geworden ist. Ein unbescholtenes, anständiges Weib will ich neben mir sehen, will mich einer frohen, ehrbaren Häuslichkeit erfreuen wie andere Menschen! Und dazu muß ich frei werden von Dir. Wir sind thatsächlich geschieden, und es scheint Dir ja sehr wohl zu gehen ohne mich! Darum erwarte ich bestimmt, daß Du Dich unserer gerichtlichen Scheidung nicht widersetzest."

Anna antwortete nicht gleich. „Du willst die Clauda Müll heirathen," sagte sie endlich langsam. „Verwehren kann ich Dir's ja gewiß nicht. Aber gerade die, mein' ich, solltest Du nicht wählen, wenn Dir's um ein ehrliches, anständiges Heim zu thun ist, denn die hält's noch mit Anderen."

„Schweig!" Ulrich zerrte in kaum bezähmbarer Wuth an seinem Mantelkragen. „Elende Creatur! bist Du frech genug, Deine Wohlthäterin zu verleumden und zu verklatschen? — Du, eine Diebin! eine Ehebrecherin! — Denn, wenn der Bube, von dem droben die Rede war, mich, Deinen Mann, anginge, so wüßte ich ja wohl von seinem Vorhandensein."

Wieder dauerte es eine Weile, ehe die Frau Worte fand. „Ich bin einmal schlecht gewesen," sagte sie dann eintönig, „die Liebe zu Dir hat mich toll und blind gemacht. Ich bin dafür gestraft worden und hab's büßen müssen — hart und lang. Das ist nun geschehen und abgethan. Seitdem bin ich in meinen Fehler nicht zurückgefallen, und es ist gar kein Verdienst dabei; denn das Geld für sich hätte mich nun und nimmer in

Versuchung geführt, und Gott sei Dank! ich bin kräftig und verdiene, was der Bub und ich zum Leben brauchen. Verklascht und verleumdet aber hab' ich meiner Tage Niemanden. Wenn ich Dir jetzt von der Müll gesagt hab', was ich weiß, so war's, um Dich vor Schaden zu bewahren. Im Uebrigen denk ich, 's ist eines Jeden eigene Sach', was er thut und läßt, und ich bin kein Gensdarm, und mich geht's nichts an. Und wenn ich Dir zu all der Zeit nicht vor die Augen gekommen bin, so war's einzig, weil ich gemeint hab', es müßt' Dir zuwider sein, mich zu sehen — aus keinem anderen Grund! — Ein Fluch und eine Qual, nein! die will ich Dir nicht sein. Da sei Gott vor! Wenn Du also meinst, daß die Menschen wieder auseinanderreißen können, was Gott zusammengefügt hat, da laß mir's sagen, was ich thun muß; und so viel an mir liegt, soll gewiß geschehen, daß Du frei wirst."

„Gut," stieß Ulrich zwischen den Zähnen hervor. „Ich werde schicken."

Er ging sofort nach Hause. „Mutter! es ist abgemacht, nächstens heirathe ich wieder! Ich habe die Anna gesprochen, und sie ist's zufrieden, daß wir geschieden werden."

Frau Siegmann schüttelte trübsinnig den Kopf. „Also wird's doch zuletzt eine Geschminkte! Herr, mein Gott! Deine Hand lastet schwer auf mir armen Wittfrau — aber ich murre nicht."

„Mir scheint, Du thust den ganzen Tag nichts Anderes als murren," versetzte Ulrich ungeduldig. Sein Blick streifte dabei mit sprechendem Ausdruck von der alten Frau, die, in ihren Regenmantel gewickelt, vor einem mit glühenden Kohlen gefüllten Becken kauerte, die geschwollenen Füße in dicken Filzschuhen geborgen, während die ungekämmten, grauen Haare struppig unter ihrer welken Haube vorquollen, weiter die Wände entlang, an welchen die Photographieen fast verschwammen unter erblindenden Gläsern, und über die Tische und Kommoden weg, welche eine drei Tage alte Staubschicht deckte.

„Schlimmer als es bei uns ist, kann's, dünkt mich, auch unter einer ‚Geschminkten' nicht werden", schloß er achselzuckend und ging auf seine Kammer.

In den nächsten Tagen besuchte er Clauda noch häufiger als sonst, aber er wurde verschiedene Male abgewiesen. Da fiel ihm die Rede seiner Frau ein, und in plötzlich auflodernder Eifersucht patrouillirte er verstohlen vor dem Hause auf und ab. Er sah dann auch eines Abends einen bekannten Cavallerieoffizier in Civilkleidung aus der Hausthür treten. Am folgenden Morgen stellte er Clauda zur Rede.

Die lachte ihm hell in's Gesicht. „Geh, Uli, sei gescheidt! Bist nicht mein Mann, nicht mein Bräutigam, nicht mein Geliebter — und willst mir Scenen machen? — Du, ein verheiratheter Mann!"

„Nicht so ganz. Meine Frau ist gefunden und einverstanden. Ich werde frei sein, so rasch Gerichte eine Scheidung auszusprechen vermögen."

Sie zuckte die Achseln. „Auf Wiedersehen also am Tage Deiner Befreiung!" —

Die Scheidung ins Werk zu setzen, war nun Ulrichs vornehmste Sorge. Seit dem Wiedersehen mit seiner Frau war eine fieberhafte Unruhe über ihn gekommen. Es trieb ihn rastlos um. Halbvergessene Bilder aus alter Zeit stiegen vor ihm auf. Er sah Anna als Braut, als junge Frau — seine Frau! Wahrlich, wunderselige Tage waren das gewesen, auch für ihn! Wie ein sinnig träumerisches Märchen leuchteten diese zwei Wochen zwischen den tollen Abenteuern und der jämmerlichen Plattheit hervor, aus welchen sein späteres Leben sich zusammensetzte. Und in der Hingabe aller der närrischen Frauen, welche ihm ungebeten ihr Herz zu Füßen legten, hatte er allzeit etwas vermißt; vielleicht, ob es ihm gleich nie zum Bewußtsein kam, nur dies Eine, daß sie nicht die Andere waren. Gewiß, er hatte die Nichtswürdige weit heißer geliebt, als er sie von sich gestoßen hatte, als da er um sie warb! Im Wachen und im Schlaf verfolgten ihn nun wieder ihre großen blauen Augen, dunkel blickend vor leidenschaftlicher Zärtlichkeit — Augen, wie er sie so berückend nie an einer anderen Frau gesehen hatte. O, über seine Narrheit! Die ihn aus solchen Augen angeblickt, hatte seinen ehrlichen Namen mit Schande bedeckt. Wäre es nur das! Federleicht wollte ihn dieser Fehl jetzt bedünken. Aber sie hatte ihn verrathen, betrogen, ihm die Treue gebrochen! In seinem naiven Selbstbewußtsein hätte er es nicht für möglich gehalten, daß man ihm die Treue brechen könne! — Welchen Mann sie nun wohl bethört haben mochte mit ihrem Heuchelblick? Er wollte sich davon überzeugen. Warum sollte er ihr ein Erröthen sparen? Um so glatter würde die Scheidung sich abwickeln! Er brannte darauf, sein Verhältniß zu Claudine ins Reine zu bringen. Wenn er erst unwiderruflich mit der Vergangenheit abgeschlossen hätte, würde ihm wieder wohl werden, meinte er.

So machte er sich denn am Sonntag nach der Probe auf den Weg zu Annas Wohnung. Weit, weit draußen lag sie; ein nüchternes zweistöckiges Haus, von dessen völlig schmuckloser Façade der noch neue Anwurf schon wieder abzubröckeln begann, trug die Nummer 6. Es stand nicht ganz richtig in der Reihe, wie in der That keines seiner Nachbarn; die Baupolizei übte hier noch nicht ihr heilsames Regiment, und durch die Lücken rechts und links schaute das nackte umgebrochene Feld herüber, hier und da überragt von ein paar auf der Windseite wipfellosen Birken. Auf dem ungepflasterten Straßendamme spielten barhäuptige Kinder, und in dem kleinen Vorgärtchen hinter morschen, schief hängenden Holzzäunen flatterte bunte Wäsche im Winde, der hier vom freien Lande ungehindert herüberstrich.

Ulrich durchschritt den Flur des Vorderhauses. An der Pumpe auf dem Hofe stand eine Frau und spülte braunen Kohl ab. Es war ein hübscher Hof mit einem kleinen Grasfleck in der Mitte und ein paar

Fliederbüschen an der Seite, welche eben die ersten Knospen trieben. Das Hinterhaus, das ihn auf der Rückseite abschloß, war nicht hoch genug, um der Luft und dem Sonnenschein den Eintritt zu verwehren.

„Bitte um Vergebung, wohnt hier Frau Boringer?“ wandte Ulrich sich an die Frau. Er wunderte sich selbst, wie zittrig seine Stimme klang, fast so unsicher, als da er zum erstenmal zu melden hatte, daß „der Wagen warte.“

„Ja wohl,“ nickte die Gefragte, auf das Hinterhaus deutend; „dort drüben, gleich rechts. Aber Sie treffen sie jetzt nicht zu Haus, sie trägt Wäsche herum. Soll ich vielleicht etwas ausrichten?“

„Ich weiß nicht, ob Sie so genau über Frau Boringer's Familienverhältnisse unterrichtet sind — —“

„I, der Tausend! da handelt sich's wohl gar um einen Gruß von dem sauberen Patron, ihrem Manne? Damit will ich nichts zu schaffen haben! damit bei Leibe nicht!“

„Aber, erlauben Sie! Wenn Frau Boringer Ihnen auch Unvortheilhaftes über ihren Mann berichtet hat — —“

„Die! Da kennen Sie die Boringer schlecht! Von der weiß ich's noch nicht einmal, daß sie einen Mann gehabt hat, geschweige denn, was für eine Sorte es gewesen ist. Aber man ist doch nicht von gestern! Zwei und ein halbes Jahr wohnt sie nun in meinem Hause, und eine rechtlichere Mietherin hab' ich meiner Tage nicht gehabt: prompt mit der Miethe, und so akkurat und sinnig. Und kein Mannsbild hat sie nur angeschaut in all der Zeit, so arg die auch hinter ihrem hübschen Gesicht her sind. Sehen Sie, wer so eine Frau in Noth und Elend hat sitzen lassen können, das muß ein — na, ich will mir den Mund nicht verbrennen! Aber, das sag' ich Ihnen, wenn der schlechte Kerl sich etwa jetzt, wo es dem armen Tropf gut geht und sie ihr Brot hat, wieder an sie hängen und ihr die mühsam erworbenen Groschen aus der Tasche ziehen will, da bin ich auch noch dabei! und ich leid's nicht!“

In diesem Augenblicke öffnete sich sacht die Thür des Hinterhauses. Ein etwa zweijähriger Knabe erschien auf der Schwelle, beim Anblick des fremden Onkels verwundert stehen bleibend; und zugleich brach ein Sonnenstrahl durch die rasch ziehenden Wolken und fiel hell auf Ulrich Siegmanns Gesicht. Die Frau sah von dem Knaben auf den Mann, stockte mitten in ihrem Redestrom und schlug sich mit der Hand auf den Mund.

„Wenn Sie die Boringern sprechen wollen, so warten Sie nur in ihrer Wohnung. Dort ist der Bub.“

Noch einmal schwenkte die Frau ihr Sieb mit den gewaschenen Kohlblättern, daß die Tropfen sprühten, dann ging sie kopfschüttelnd in ihr Haus.

Ulrich that mechanisch ein paar Schritte vorwärts, da fiel sein Blick auf den Knaben; er prallte erschrocken zurück. War's ihm doch, als habe

er unversehens in einen Spiegel geschaut. Das waren ja seine eigenen Augen, die hier fragend zu ihm aufblickten! Sein Mund, der sich eben zu einem zutraulichen Lächeln verzog; seine dunkle Locke war's, die hier über die gewölbte Kinderstirn herabhing! ja, sogar die kleine Warze dicht an der Schläfe, welche die lockigen Haare fast verhüllten. Ein Schwindel ergriff ihn, er packte den Knaben bei beiden Schultern.

„Wer bist Du, sag'?"

„Ulrich heiß ich," antwortete das Kind.

Sein Ebenbild, sein Name! Warum hatte sie ihm das verschwiegen? Er drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die rothen Lippen des Kindes und, sein kleines Händchen fest in der seinen haltend, trat er in die Wohnung.

Es war nur ein mittelgroßes Gelaß, halb Stube, halb Küche, und Plätteraum obendrein; aber die Sauberkeit und das Behagen, das Annas Hände allzeit um sich verbreitet hatten, guckten auch hier aus jedem Winkel. Auf den Dielen zierlich gekräuselter Sand, blendende Vorhänge vor den Scheiben, und auf dem Fensterbrett ein blühender Blumenstock; dahinter an dem weiß gescheuerten Tisch der hohe Stuhl des Kindes. Ueber der mit einem frischen Deckchen belegten Kommode aber hing der Schmuck, die Poesie des Raumes: eine einzige Photographie in schlichtem Rahmen, die des Knaben, und darum geschlungen die weiße Perlenkette, welche Siegmann damals der Anna Boringer geschenkt hatte, als er sie aus der Vorstellung des „Propheten" heimgeleitete!

Beim Anblick dieser beiden Gegenstände, die in ihrer Vereinigung ein beredteres Zeugniß für die Treue seiner Frau ablegten, als ein Eidschwur es vermochte hätte, kam eine nie gekannte Empfindung über Ulrich; ihm war's, als springe plötzlich eine Rinde, die zeitlebens um sein Herz gelegen. Er ließ die Hand des Kindes los, warf sich auf den Stuhl vor dem Tisch, barg sein Gesicht in den Händen und wußte es selbst nicht, daß heiße Thränen, ihm an den Fingern niederrieselnd, die schön gescheuerte Platte netzten. Und in dem Maß, wie seine Thränen flossen, zerfloß die Blindheit vor seinem geistigen Auge. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er nicht bloß sich, sondern auch sie, die ja nur aus Liebe zu ihm schuldig geworden war; und sich sah er anders, als er sich bisher gesehen hatte. Durch die nüchterne Rechtschaffenheit und Makellosigkeit, welche er sich bislang als eine Art Heiligenschein um's Haupt gewunden hatte, schimmerten ihm zum ersten Male die krasse, nackte Selbstsucht, die feige Scheu vor Arbeit und Unbequemlichkeit häßlich entgegen, welche es ihm wünschenswerth hatten erscheinen lassen, die Tilgung seiner Verpflichtungen auf die Schultern irgend einer Frau zu wälzen. Anna hatte sie getilgt. Aber war seine Hand dabei wirklich so blüthenrein geblieben, wie er sich's eingeredet hatte? Die Ursache des Verbrechens bildete doch nur er! Er einzig war es auch, der, wenngleich widerwillig, die Frucht davon geerntet

hatte. Die es um seinetwillen beging, fand nur Leid und Strafe. Und nun sah er sie in der Versuchung, in welche sein Eigennutz sie stürzte, kämpfen, ringen — erliegen; er sah ihre Angst, ihre Reue in all ihrem Glück; er sah sie verfolgt, ergriffen, abgeurtheilt; die bangen Tage und Nächte im Gefängniß zogen an seinem Geist vorüber; er sah sie wieder stehen auf seiner Schwelle, und hörte sich selbst sie fortweisen in Nacht und Verzweiflung!

Und sie war gegangen; ohne Haß, ohne Vorwurf hatte sie ihre harte Buße angetreten, in strenger Arbeit ihrem Kinde lebend und dem Andenken an ihn, der sie verstoßen hatte. O, wahrlich! vor dem Bilde des großäugigen Knaben und der darum geschlungenen, schlichten Perlenschnur verkehrten sich in Ulrichs Geist plötzlich die Maße, nach denen er gewohnt war Menschen und Dinge zu messen. Und er sah Annas Gestalt vor sich emporwachsen zu nie geahnter sittlicher Größe, weit, weit hinaus über die klug berechnende und nirgends anstoßende Clauda — weit hinaus auch über ihn selber, den in mürrischem, thatenlosem Gram Versunkenen. Was Jene hinabgezogen hatte in Schwäche und Schuld, das war zugleich ihre Stärke, ihre Sühne: der Spruch der Verheißung leuchtete hell auf ihrer Stirn: „Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt.“ Was aber hatten Clauda und er je Anderes geliebt, als ihre eigene Person? — So groß hatte er sich sein Lebenlang gefühlt — und dünkte sich nun so klein! Selbst seines Namens Fleckenlosigkeit hatte in seiner Schätzung verloren. War ein Menschenherz voll Liebe und Treue nicht mehr werth, als eines Namens Schall? Ehe er das seines Weibes noch einmal von sich stieß, mochten die Zungen der Menschen aus dem Namen Siegmann machen, was sie wollten!

Eben sah er Anna über den Hof daherkommen; ihr Gang war hastig, offenbar hatte ihre Wirthin schon geplaudert. An der Thür blieb sie tiefathmend stehen.

„Ich weiß, Du kommst wegen der Scheidung. Ich hab's nicht besser verdient, es ist ganz in der Ordnung so — und mir ist auch Alles recht, wie Du's einrichten magst. Aber man hat mir gesagt, Du könntest mir auch den Buben nehmen — Ich weiß eigentlich nicht, warum ich das fürchte — Du könntest ihm ja doch nie von Herzen gut werden, sondern würdest ihm seine Mutter nachtragen sein Lebenlang. Und die Clauda nimmt ihn gewiß nicht gern. — Aber vielleicht, um mich zu kränken, forderst Du ihn doch. Thu's nicht! Der Bub' ist Alles, was ich auf der Welt hab'! Hätte nicht die Hoffnung auf ihn mich aufrecht gehalten, ich wäre geradenwegs in's Wasser gegangen an dem Abend, als Du mich aus Deinem Haus fortgewiesen hast. Seitdem ist all mein Sinnen und Denken auf ihn gerichtet. Für ihn schaff' ich Werktags; an ihm freue ich mich Sonntags. Du mein Gott! was sollt' ich auf der Welt anfangen, wenn ich das Kind nicht mehr hätt'? Nein, meinen Buben darfst Du der Clauda Müll nicht geben! Sonst mach', was Du willst.“

Ulrich hatte mit abgekehrtem Gesicht zugehört; jetzt wandte er sich zu seiner Frau.

„Anna — hab' ich denn wirklich ein Recht an dem Jungen?"

Sie biß sich auf die Lippen.

„Es ist wahr, ich hätt's wissen können! Weil ich mich einmal vergangen hab', traust Du mir überhaupt nichts Rechtschaffenes mehr zu! — Gut, gut! Denk', so schlecht Du willst, von mir. Wenn Du mir nur mein Kind läßt! Weiter verlang' ich ja nichts!"

„Weiter gar nichts? Und verwahrst doch die Halskette dort wie ein Heiligthum! Daß ich's nur gesteh', wie ich vorhin die Kette hängen sah, hab' ich bei mir gedacht: so ganz tief im Herzen ist mir die Anna trotz Allem gut geblieben. Aber ich habe mich wohl geirrt?"

„Was geht's Dich an," murmelte sie, sich scheu abwendend. „Hinder' ich Dich denn in irgend was?" Dabei nahm sie die Kette herunter und barg sie eilfertig in der Schublade ihrer Kommode.

„Nein, Anna," sagte er, zu ihr tretend, laut, „den Buben kann ich Dir nicht lassen; den nehm' ich mit mir. Und wenn Du bei ihm bleiben willst, dann — dann mußt Du auch seinen Vater mit in den Kauf nehmen — Beide oder Keinen!"

Sie fuhr herum, abwechselnd roth und bleich.

„Was — Was hast Du gesagt?"

Und Ulrich breitete die Arme aus.

„Liebe zu mir war Deine Schuld. Kann ich Dich dafür verdammen? — Anna, das Glück und der Friede sind aus meinem Hause ausgezogen mit Dir. Bring' sie mir zurück!"

Da warf sie sich an seine Brust unter Lachen und Schluchzen.

„O Du! Du! — Und wenn je wieder eine Sünde zu begehen ist um Deinetwillen — halt' mich fest mit beiden Händen! Du hast's erfahren, wie schwach ich sein kann für Dich!"

„Für uns Beide wirst Du stark sein," lächelte Ulrich mit feuchten Augen und deutete auf seinen Sohn. „Komm heim. Die Mutter hat schon lange im Stillen nach Deiner linden Hand geseufzt. Mach' ihr die letzten Tage leicht."

Aber nochmals kam ein banges Zagen über Anna.

„Die Menschen werden Dich verachten um meinetwillen, Liebster. Du bist so stolz! — Wie wirst Du's tragen?"

Er nahm den Knaben auf den einen Arm, mit dem anderen umschlang er die Mutter.

„Ich bin ja nun nicht mehr allein. Gott sei Dank! Ich werde nicht mehr Zeit haben, nur an mich selbst zu denken."

Illustrirte Bibliographie.

Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken, in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Die kühne Weltumseglerin, deren Reisebeschreibungen sich nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch bei uns in Deutschland so großer Beliebtheit erfreuen, ist Ende September 1887 in Folge eines Tropenfiebers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden, und ihre sterblichen Reste mußten dem Meere übergeben werden, welches sie fast als ihre Heimat zu betrachten sich gewöhnt hatte. Das vorliegende Werk, welches ihre letzte Fahrt auf der berühmt gewordenen Yacht „Sunbeam" — welche bekanntlich von Gladstone öfter benutzt worden ist — schildert, enthält eine von Lord Brassey verfaßte kurze Biographie der Verstorbenen, worin er in schlichter, aber von warmer Liebe durchglühter Darstellung das Bild einer Frau malt, die ebenso durch hohe geistige Begabung wie durch Charaktergröße, durch ihren klaren Blick und die sittliche Bedeutung ihrer Ziele, wie durch die erstaunliche Energie und Thatkraft in Verfolgung derselben unsere Bewunderung erweckt, die wir als Wohlthäterin des Volkes, als Schriftstellerin, Frau und Mutter gleich liebenswerth finden. Früh mutterlos, lebte sie mehrere Jahre bei ihrem Großvater zu Clapham, wo ihre Liebe zum Landleben und zur freien Natur geweckt ward und wo sie nicht nur ihren Körper durch entsprechende Leibesübungen, namentlich Reiten auszubilden Gelegenheit hatte, sondern auch ihrem Geist aus den stattlichen Büchersammlungen, in denen sich englische, französische, deutsche und italienische Schriften befanden, eine reiche, obwohl etwas ungeregelte Nahrung zuführte. In London, wo sie später die Schulen besuchte, lebte sie fast noch einsamer als in Clapham; sie beschäftigte sich hauptsächlich mit Pflanzenkunde und erwarb sich gediegene wissenschaftliche Kenntnisse, die ihr später bei Beschreibung der tropischen Gewächse sehr zu Statten kamen. Im Jahre 1860 verheirathete sie sich mit dem Politiker und Volkswirth Thomas Brassey, dem sie nicht nur eine liebende Gattin, sondern auch eine treue unermüdliche Mitarbeiterin auf allen Gebieten war. Ihrer rastlosen Thätigkeit und ihrem Geschick verdankte er hauptsächlich seinen Parlamentssitz; sie unterstützt ihn in seiner Eigenschaft als Vorsitzender gemeinnütziger Vereine; sie betheiligt sich mit Eifer an der Förderung der See-Artillerie; sie ist selbst bei den Musterungen anwesend und vertheilt Preise an Bord der Schiffe; sie begleitet ihren Mann

In einem indischen Palast.
Aus: Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam, Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

auf seinen Besuchen der in- und ausländischen Werften, wohnt Schiffsbesichtigungen bei ꝛc. — Dabei findet sie Zeit, für das geistige und materielle Wohl des Volkes durch Wort und That, durch Briefe, Besprechungen, Flugschriften und persönliches Beispiel einzutreten; namentlich suchte sie die Aufmerksamkeit auf die Krankenpflege zu lenken, als dieser Zweig der öffentlichen Wohlthätigkeit noch wenig beachtet war, und die Kenntniß, Verunglückten die erste Hülfe zu bringen, immer weiter zu verbreiten. Von den auf ihren Reisen gesammelten Schätzen legte sie Sammlungen an, um den Mitgliedern der Arbeitervereine Belehrung und Erholung zu verschaffen. —

Diese vielseitige, anstrengende Thätigkeit müssen wir um so höher schätzen, als

Lady Brassey sich keineswegs eines guten Gesundheitszustandes erfreute, ja vielfach ernste Krankheiten durchzumachen hatte. Sie hatte von ihrer Mutter, welche als junge Frau an der Auszehrung starb, ein Lungenleiden geerbt; und in den ersten Jahren ihrer Ehe nöthigten sie schwere Luftröhrenentzündungen, mitten im Winter Heilung im Süden zu suchen. 1869 ward sie während einer Fahrt durch den Suezkanal vom Sumpffieber ergriffen; unter schrecklichen Leiden reitet sie durch Syrien, von Alexandrien

Annie Brassey.

aus begiebt sie sich nach Malta, wo sie lange zwischen Tod und Leben schwebt. Sie erholte sich seitdem nie mehr vollständig; und dazu kamen in den folgenden Jahren noch mehrere Fieberanfälle, so 1850 in Algier, 1882 in Cowes, 1883 in Westindien, 1886 in Gibraltar und — auf ihrer letzten Reise — in Borneo und schließlich an der Nordküste von Queensland. Am 14. September 1887 erlag sie dem sie hartnäckig verfolgenden Feinde, und an demselben Tage wurde ihre Leiche bei Sonnenuntergang in die Tiefe des Meeres versenkt. —

Die schriftstellerische Thätigkeit Lady Brassey's ging aus der Gewohnheit hervor, am frühen Morgen noch im Bette die Ereignisse des vorangegangenen Tages mit Blei-

stift aufzuzeichnen. Sie that dies schon als junges Mädchen und sandte diese Reiseberichte anfangs an ihren Vater; bald wuchsen die kurzen Erzählungen zu einem lithographirten Tagebuche an, und als diese ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen als Buch herausgegeben wurden, fanden sie einen die Verfasserin so überraschenden Anklang, daß diese zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit angeregt wurde. Sie schilderte die Erlebnisse auf ihren Reisen in folgenden Werken: „A voyage in the Sunbeam" London 1879 (deutsch Leipzig 1879); „Sunshine and storm in the east", London, 1880 (deutsch Leipzig 1881); „Tahiti", London 1882: „In the trades, the tropics and the roaring forties", London 1885 (deutsch unter dem Titel „Eine Familienreise von 14 000 Meilen in die Tropen", Leipzig 1885).

Die frische Natürlichkeit dieser von guter Beobachtungsgabe zeugenden Reisebeschreibungen, die, ohne wissenschaftliche Prätensionen zu machen, doch manches werthvolle Material enthalten; der feine vornehme Geist der Verfasserin, die es verschmäht, ihre eigene Person in den Vordergrund zu drängen, und die ungekünstelt uns zu unterhalten und zu belehren strebt, ohne uns mit geistreich sein sollenden Reflexionen zu behelligen, die nur schreibt, was sie gesehen und wie es ihr um's Herz ist; diese Momente erklären die große Beliebtheit, welche die Schriften der Lady Brassey in allen Schichten der Bevölkerung gefunden haben; Fürst Bismarck soll sie mit Vergnügen gelesen haben, wenn er seine Abendpfeife schmauchte, und nicht minder haben sich Schulkinder an ihnen erfreut.

Das letzte Werk Annie Brasseys, welches in Tagebuchform die Eindrücke auf ihrer letzten Reise nach Vorder-Indien und Australien schildert, ist von dem Gatten der Verstorbenen zu Ende geführt worden.

Auch in der unfertigen Form werden diese flüchtigen, dabei getreuen Momentaufnahmen Interesse erregen, und der Leser, der die früheren Werke, welchen die Verfasserin eine feilende und ergänzende Ueberarbeitung angedeihen lassen konnte, lieb gewonnen hat, wird auch in den unausgeführten Skizzen des Tagebuches die scharfe Auffassung, die sichere Hand der Verfasserin erkennen. — Eine große Zahl vortrefflicher Illustrationen erläutern und vervollständigen den Text auf's Beste; und so ist anzunehmen, daß dem gediegen ausgestatteten letzten Werke der Weltumseglerin die Gunst des deutschen Publicums in eben so hohem Maße zu Theil werden wird, wie den früheren.

O. W.

Bibliographische Notizen.

Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ossip Schubin gehört zu den gelesensten Schriftstellerinnen. Ihre Romane gelangen sehr schnell zu neuen Auflagen; auch der uns vorliegende hat sofort nach seinem Erscheinen die zweite erreicht.

In „Boris Lensky" bekundet die Verfasserin alle die glänzenden Vorzüge ihres Talents, allerdings auch ein wenig ihre Schwächen. Sie besitzt eine wahrhaft dramatische Gestaltungskraft und kennt die Welt und die vornehme Gesellschaft, das high life, welches sie mit Vorliebe schildert. „Boris Lensky" hat ein vollkommen internationales Gepräge. Der Schauplatz ist Paris, aber es werden uns durchaus nicht Franzosen und französische Zustände geschildert, sondern Russen, österreichische Aristokraten und Engländer; Paris giebt nur den glänzendsten Hintergrund für das Zusammenströmen verschiedener Nationalitäten ab. Im Mittelpunkt dieses vielgestaltigen Lebens und Treibens steht ein russischer Künstler, der von der Natur mit den herrlichsten und seltensten Gaben ausgestattet worden ist und dennoch sich und seine Kunst zu Grunde richtet, weil er ohne moralischen Halt ist und dem Virtuosenthum in seiner abschreckendsten Gestalt verfällt. In der Schilderung dieses dämonischen, ebenso bewunderungswürdigen als verächtlichen Charakters giebt die Verfasserin ihr Bestes, jede Seelenregung seiner complicirten Natur weiß sie zu veranschaulichen. Dabei wissen wir ihr Dank, daß sie den widerwärtigsten Seiten eine immerhin discrete Behandlung zu Theil werden läßt.

Als einen Mangel in der Composition betrachten wir es, daß die Verfasserin sich nicht genügend zu concentriren versteht. Der Roman besitzt Ueberfluß an Episodenwerk und nebensächlichen Schilderungen, die

zwar recht pikant sind, aber zu sehr in's Breite gehen. Ossip Schubin ist unleugbar eine Schülerin der Franzosen; viele Aeußerlichkeiten in deren Technik hat sie mit Geschick copirt, aber die knappe Form der Franzosen, die Kunst, eine Fülle von Handlung in das engste Gewand zu kleiden, besitzt sie vorläufig noch nicht. mz.

Die Tochter Rübezahls. Roman in 6 Büchern von R. von Gottschall. Breslau, S. Schottlaender.

Gottschalls neuester Roman versetzt den Leser in die Zeit der Fremdherrschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts. Ganz Deutschland leidet unter dem Druck der Macht des allgewaltigen Napoleon; und doch wird gerade hierdurch die Zeit der Erhebung, der Erlösung vorbereitet, und mit dieser findet der Roman den versöhnenden Abschluß.

Die Erzählung gestaltet sich wesentlich anders, als der Leser dem Titel nach erwartet; noch die ersten Kapitel lassen Anderes ahnen. Sie führen uns zu den romantischen Gegenden des Riesengebirges, zu einem Großgrundbesitzer, dem der Volksmund seiner phantastischen Neigungen wegen und weil er sich darin gefällt, unter den Gebirgsbewohnern ein wenig Vorsehung zu spielen, den Namen „Rübezahl" gegeben hat. Originell und interessant, wenn auch nicht ganz sympathisch, hat ihn uns Gottschall geschildert, ebenso seine Tochter, die Titelheldin des Buches, ein Gemisch von Philosophin und liebreizender Jungfrau. Recht wohl gelungen sind die Gestalt der munteren Julie und die Familienscenen im Hause des alten Berneck, eines echten preußischen Haudegens. Auch dessen Sohn Erich und seine beiden Freunde, der übermüthige, aber tapfere und kreuzbrave Friedrich, wie der träumerische, romantisch angelegte Dichterjüngling Kurt sind in ihrer Art kleine Meisterwerke. Mit besonderem Interesse verweilten wir bei den Scenen, in denen uns der Dichter das Heim und die Umgangsweise des Weisen von Weimar, des Altmeisters Goethe, schildert.

Alles in Allem genommen hat Gottschall die Aufgabe des „modernen Epos", ein treues Spiegelbild einer gewissen Zeitepoche zu geben, mit Glück gelöst. Auch die rein historischen Stellen des Buches wirken in ihrer bunten Aufeinanderfolge recht angenehm; besonders interessant geschildert ist die Belagerung von Breslau.

Es sei mir jedoch gestattet eine kleine Ungenauigkeit hervorzuheben. Schwerlich konnte wohl ein preußischer Offizier im September 1806 eine Gebirgstour unternehmen, nachdem bereits am 9. August desselben Jahres mobil gemacht worden war; doch sei diese kleine licentia poetica dem Dichter nicht eben hoch angerechnet.

Wir haben es also hier mit einem bedeutenden Werke der neuesten belletristischen Literatur zu thun, das einen neuen Beweis von des Dichters noch immer reger Gestaltungskraft giebt und uns auch durch seine poetische Sprache sympathisch anmuthet. ps.

Skirnir. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Als „eines der schönsten Eddalieder" hat Simrock in seinem Handbuch der deutschen Mythologie „Skirnisför" gepriesen; Felix und Therese Dahn haben in ihrer prächtigen Sammlung germanischer Götter- und Heldensagen auch „die schönste Sage von Freyr," dem Segen spendenden Lichtgotte, in stimmungsvoller Poesie wieder erzählt. Nicht nur dichterisch gehört „Skirnirs Fahrt" zu den reichsten Liedern der älteren Edda, auch eine Fülle von Beziehungen auf die Naturmythen einerseits, die Heldensage andererseits ist in ihm enthalten. In ihrer wortkargen Weise läßt die Dichtung ahnen, daß Skirnir eine ganz außerordentliche Freundesthat vollbringt, indem er für seinen göttlichen Herrn in's feindliche Riesenland und durch die Waberlohe dringt; einem Andern gewinnt er die strahlende Braut, wie Siegfried für Gunther die Walküre aus den Flammen holt. Man könnte sagen, für einen neueren Dichter ergab es sich von selbst, hier ein leise angedeutetes psychologisches Motiv weiterzuführen, den treuen Freund als Brautwerber um die eigene Geliebte für den liebesstechen Freund kämpfen zu lassen. Freilich erst nachdem Dahn dem Mythus diese novellistische Ausführung gegeben hat, kann man sagen, das war aus der Sage selbst heraus zu entwickeln. Es ist ein Beweis der reifen Kunst des Dichters, wenn man dem vollendeten Werke gegenüber das Gefühl hat: es ist ja ganz natürlich, daß es gerade so gemacht worden ist. Und der Dichter von „Odhins Trost" und „Friggas Ja" hat mit seinem „Skirnir" in der That einen glücklichen Griff gethan. Diese kleinen Erzählungen, welche Dahn seit seiner Dichtung der Halfred Sigfkaldsaga den historischen Romanen gegenüberstellt, bilden

eine ganz eigenartige Gattung für sich, der ich in der neueren Literatur nichts zu vergleichen wüßte. Eben der stark ausgeprägten Individualität wegen müssen sie mannigfachen Widerspruch hervorrufen. „Sind Götter?“ hat neben leidenschaftlicher Bewunderung auch herben Widerspruch gefunden. Jedenfalls möchte ich keinem Nachahmer rathen, „uraltes Fern“ in solcher Weise durchwandern zu wollen; nur Dahn allein vermag uns die Götter- und Heldenwelt als Idylle nahezubringen. Der geschulte Germanist und formgewandte Dichter allein vermögen es noch nicht. Dazu gehört eine so hingebende Liebe, ein so voller poetischer Glaube an die lichten Götter von Asgard, wie er eben keinem Andern als Dahn eigen ist. In „Bissula“ hat er im alten Allemannen-Feldherrn einen begeisterten Wotanverehrer in seiner ungebrochenen Thatkraft vorgeführt. Wo immer er Wotan schildert, da fühlt man dem Dichter nach, welch' verehrungsvolle Liebe ihn selbst für den höchsten Vertreter germanischen Stammesbewußtseins erfüllt. Die Göttergestalten, welche bei jedem Andern durch novellistische Behandlung Karrikaturen würden, sind in Dahns Dichtung lebensvolle Wesen, erhaben und menschlich nahe zugleich. Ich will mit diesem Lobe nicht sagen, daß es Dahn gelungen sei, jede Schwierigkeit des Stoffes glücklich zu besiegen. Das der germanischen Götterwelt eigene Mißverhältniß zwischen göttlicher Macht und Beschränkung wird den modernen Leser immer stören. Auch in vorliegender Erzählung wird man tadelnd fragen: wenn Freyr im Stande ist auch das Fernste und Verborgene kraft eines Runenzaubers nah und deutlich zu sehen, wozu braucht er dann seinen Freund Skirnir auf die gefährliche Kundschaft nach Riesenheim auszusenden? Doch ist Stoff wie Behandlung der neuesten Erzählung viel weniger anfechtbar als in „Friggas Ja,“ und zudem sind solch rationalistische Einwendungen diesen Göttergeschichten gegenüber von Anfang an nicht am Platze. Man muß diese Dahnschen Dichtungen trotz ihrer feinen psychologischen Grundlage nicht als Novellen, sondern als Märchen auffassen. Durch den kühnen Versuch, die einfach-herbe Größe der Eddalieder mit der modernen Erzählungskunst zu vereinigen, will Dahn in weiten Kreisen der germanischen Göttersage Freunde werben. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Aufgabe völlig lösbar sei. Zweifellos bleibt, daß in Stellung und Durchführung der Aufgabe Dahn sich als echter Dichter bewährt hat. Und gerade in „Skirnir“ ist ihm der Märchenton trefflich gelungen. Die Stelle, wo Odhin als Hirte dem ausziehenden Skirnir entgegentritt und Waffen verleiht, ganz abweichend von der Darstellung der Edda, trägt das volle Gepräge des Volksmärchens. Und doch schwebt über dem Ganzen wieder eine tragische Weihe, die nicht dem Volksmärchen, sondern dem Pessimismus späterer Jahrhunderte verwandt ist. Es ist aber nicht der nihilistische Pessimismus, der sich enttäuscht vom Dasein wegwendet, sondern die thatenkräftige, opferbereite Entsagung. In König Teja hat Dahn den gewaltigsten Vertreter dieser Richtung geschaffen. Die Helden der Göttererzählungen sind von ihm nur in Einem unterschieden: nicht die Liebe zu ihrem Volke — sie stehen ja noch einzeln jeder für sich ohne Volksgemeinschaft — sondern die Liebe zum Weibe steht im Mittelpunkte ihres Daseins. Eine verwandte Grundidee verbindet diese Erzählungen. Aus ihnen allen tönt in immer neuen Weisen das Losungswort von Wagners Brünnhilde: „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein.“ Die eine dieser kleinen Erzählungen Dahns trägt die Aufschrift: „Was ist die Liebe?“ Auch Skirnir beantwortet die Frage gleich dem Skalden Dagfred. Freyr hat dem Blindgeborenen, als er sich ihm zum Diener gelobte, das Licht der Augen geschenkt und ihn zu seinem Waffengenossen erhoben. In seinem Dienste lernt Skirnir die Riesentochter Gerdha kennen; in begeisterter Liebe rühmt er sie dem göttlichen Freunde. Dieser erblickt sie und wird so liebeskrank, daß nur der Besitz der Geliebten nach der Nornen Spruch ihn retten kann. Und Skirnir entschließt sich, um den göttlichen Freund zu retten, zum Schwersten: die eigene Geliebte will er für Freyr werben. Und wirklich gelingt ihm die That, er entführt sie aus Riesenheim, aber zurück mit ihr nach Asgard will er nicht, er sucht den tödtlichen Kampf mit den Riesen und erfleht sterbend von Odhin nach Hela zu fahren; denn konnte er den Freund zu retten auch seine Liebe opfern, lieber entsagt er Walhallas Wonnen, als daß er Gerdha in den Armen eines Andern sähe. „Und ist es nicht besser, um Liebe sterben, als ohne Liebe leben?“ M. K.

Hofluft. Roman von Nataly von Eschstruth. Berlin, J. H. Schorer.

Die Verfasserin hält die Hofluft für ein Fluidum von so eigenartiger Beschaffen-

heit, daß Niemand sich seinem Einfluß zu entziehen vermag; je nach der Individualität ist die Wirkung verschieden, aber niemals ist es ganz wirkungslos.

Während der Eine verschmachtet, wenn er aus dem Dunstkreis der Hofluft verbannt wird, entzieht sich der Andere ihr freiwillig, weil ihr heißer Athem ihn zu ersticken droht; einen Dritten berauscht sie wie ein narkotisches Gift und wieder einen Anderen begeistert sie zu edelstem Streben. Noch eine Fülle anderer Beispiele führt die Verfasserin vor und gruppirt um diesen Grundgedanken ihre Erzählung, in der sie uns von russischen zu deutschen Höfen geleitet; hierbei können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie das allzu romanhaft Unwahrscheinliche zu Hülfe nimmt, um Zusammenhang in die Handlung zu bringen. Ein anderer Fehler von Natalv von Eschstruth ist, daß sie zu sehr auf den Effect hinarbeitet; ihre Darstellungen, sowohl in der Schilderung von Situationen als auch Charakteren, werden durch Uebertreibungen unnatürlich. Ebenso nimmt ihr Humor einen Anlauf, für welchen die Bezeichnung derb urwüchsig schon nicht mehr zutreffend ist. Dabei versteht sie unleugbar die Phantasie anzuregen und ein Publicum, welches in der Lectüre nur Unterhaltung sucht, zu fesseln. Würde sie auf ihre Schreibart mehr Sorgfalt verwenden und die Farben zu ihren Bildern weniger grell mischen, so dürfte sie auch einem gewählten Geschmack ansprechend sein. mz.

Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen von Julius Grosse. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag.

Ein starker Band in Versen, zwölf Bücher nebst einem Prolog und einem Epilog — aber wir haben uns doch hindurchgelesen, und zwar mit wirklichem Interesse, das will in unserer Zeit des wachsenden Naturalismus etwas heißen! Der Dichter, der die Sechzig bereits überschritten hat, beweist durch diese epische Dichtung, daß seine Kraft noch ungeschwächt ist. Er schildert in den verschiedensten Versmaßen, je nach der Stimmung des Darzustellenden, die bunten Schicksale eines jungen Mannes, der weder seine Mutter, die Tochter eines alten welfischen Adelsgeschlechtes, noch seinen Vater, einen Demagogen des Jahres 1848, der in's Ausland hat flüchten müssen, gekannt hat. Alle wichtigen Strömungen des Zeitgeistes in den letzten Jahrzehnten vor dem Entscheidungsjahre 1870/71 finden in dem Werke ihren künstlerischen Ausdruck, am besten freilich diejenigen, bei denen der Dichter Erinnerungen seines eigenen Lebens zu verwerthen Gelegenheit hatte; andere sind weniger gelungen und lassen oft die rechte Klarheit vermissen. Auch an derbem Humor und witziger Satire hat es der Dichter nicht fehlen lassen, wie in der prächtigen Schilderung eines Studenten-Commerses. Dem alten, lange verkannten Malergenie Bonaventura Genelli hat der Dichter im diesem Werke ebenfalls ein würdiges Denkmal gesetzt. Nach den verschiedensten Irrfahrten — geistigen und leiblichen — findet der Held des Gedichtes endlich im großen deutschen Kriege, an dem er sich wirksam eingreifend betheiligt, und nachdem er noch seinen sterbenden, in Begeisterung dem neuen Deutschland zujubelnden Vater wiedergesehen hat, die echte Festigkeit seines Charakters und seines Glückes. Die Verse sind von virtuoser Leichtigkeit und vielfach von geradezu hinreißendem Wohllaut und Schwunge. Alles in Allem: das Volkramslied ist eine bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete unserer epischen Dichtung und verdient die weiteste Verbreitung und die Beachtung aller Gebildeten. J.

Unter der Schellenkappe. Empfindsame Geschichten von F. Mamroth. Breslau, S. Schottlaender.

Empfindsam nennt Mamroth seine Geschichten, aber es ist nicht die Empfindsamkeit der schönen Seelen der Romantik, die nur zu leicht in Gefühlsüberschwänglichkeit ausartete, sondern wahres, echtes Empfinden ist es, warmes, ursprüngliches Gefühl, das uns hier entgegentritt. Oft erscheinen uns zwar die Personen auf den ersten Anblick sonderbar, ja bizarr, aber immer wird das psychologisch Räthselhafte aufs Trefflichste gelöst. Um die Feinheiten des Dialogs, um die vielen launigen Einfälle in ihrer epigrammatischen Kürze könnten die gewiegtesten französischen Dramatiker den Verfasser beneiden. Es ist eine Fülle des Guten, die uns in dieser Sammlung von Geschichten geboten wird. H—n.

Welt- und Kleinstadtgeschichten. Von P. von Schönthan. Dresden, E. Pierson.

Man kann nicht eben sagen, daß die Personen und Situationen, die der bekannte Humorist Paul von Schönthan in seinen

„Welt- und Kleinstadtgeschichten" schildert, sich durch große Frische oder Originalität auszeichnen. Aber die Geschichten sind in liebenswürdigem Tone und mit ersichtlichem Behagen geschrieben; und von diesem Behagen überträgt sich unwillkürlich ein guter Theil von dem Autor auf den Leser, sodaß man gern in dem Buche blättern wird. Es sind alte Bekannte, aber gute, alte Bekannte. Und in einer Zeit, wo der echte Humor so überaus selten geworden, wäre es ungerecht, wenn wir lange daran mäkeln wollten, daß der gute Schönthansche Humor in keinen neuen Formen in die Erscheinung getreten ist. H—n.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit ca. siebenhundert Illustrationen. Dritter Abdruck der dritten durchgesehenen Auflage. Vollständige Ausgabe. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Vor wenigen Monaten ist der Uebersetzer dieser weithin genannten, aber in ihrer vollständigen und wahren Gestalt nicht Vielen bekannten arabischen Märchensammlung in hohem Alter verschieden. Seit lange einer der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens, hatte er diese Uebersetzung mit besonderer Liebe gemacht und auf die Auswahl des Echten aus den zahlreichen, abweichenden Ueberlieferungen des Urtextes (über welche die „Einleitung" orientirt), sowie auf ganz vollständige und sinngetreue, dabei aber gut lesbare deutsche Uebertragung große Sorgfalt verwandt; auch Erläuterungen orientalischer Ausdrücke und Sitten sind, wo es nöthig erschien, beigefügt. Die neue reich illustrirte und schön ausgestattete Ausgabe, welche soeben mit der 33. Lieferung (à 40 Pf.) abgeschlossen ist, kann Allen, welche eine zutreffende und klare Vorstellung von dieser eigenthümlichen orientalischen Märchenpoesie erhalten wollen, durchaus empfohlen werden. P.

Es war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Baumbach ist dem deutschen Volke als Märchenerzähler kaum weniger an's Herz gewachsen wie als Sänger der Lieder des fahrenden Gesellen. Die neue Sammlung hält auf's Glücklichste Ton und Stil der früheren fest. Sie zeigt, daß dem Dichter der Quell der Erfindung noch so klar und frisch sprudelt wie je zuvor, daß ihm seine reiche Phantasie immer von Neuem liebliche Früchte in den Schoß wirft. In vielen der Märchen kommt auch sein liebenswürdiger Humor zur Geltung. Hie und da findet sich sogar eine kleine satirische Spitze, z. B. gelegentlich einmal gegen die Schwiegermütter. Damit werden wir freilich aus dem goldenen Wunderland in das wirkliche Leben verwiesen. Ueberhaupt haben die Baumbach'schen Märchen zum großen Theile einen entschiedenen novellistischen Anstrich. h.

Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Hörmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Zwei Büchlein im winzigsten Format in der Ausstattung ehrwürdiger Folianten, mit imitirtem Schweinslederband und alterthümlichen Lettern. Aber auch abgesehen von diesem originellen Einfall verdienen sie die Beachtung aller derer, die an den unmittelbaren Aeußerungen der Gedanken und Gefühle des Volkes ihre Freude haben. Die Lieder entstammen vornehmlich dem Unterinnthal, speciell dem Ziller- und Achenthal. Die Liebe zu den heimischen Bergen sowie zum „Diandl" oder zum „Bua" ist ihr in immer neuen Formen wiederkehrendes Thema; den Refrain bildet häufig ein lustiger Jodler. Die von Friedhöfen, Votivtafeln und Feldkreuzen zusammengetragenen Grabschriften bekunden zum großen Theil den frommen, gläubigen Sinn der Bergbewohner, der meist einen unbeholfenen, oft aber tiefempfundenen Ausdruck findet. Manchmal tritt ein schlagender Mutterwitz hervor wie z. B. in dem charakteristischen Epigramm:

Hier liegt Martin Krug,
der Kinder, Weib und Orgel schlug.

Eine erkleckliche Zahl der Grabschriften und „Marterlen", d. h. Aufschriften auf zur Erinnerung an einen Unglücksfall errichteten Gedenktafeln, erzielt durch ihre Naivetät eine zwerchfellerschütternde Wirkung. h.

Lessings Werke. Mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Zwölf Bände.

Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die neue Lessingausgabe präsentirt sich uns in würdigstem Gewande, in ebenso reicher wie geschmackvoller Ausstattung. Gleicherweise empfiehlt sie sich durch ihre inneren Vorzüge. Der Herausgeber hat bei ihrer Veranstaltung die Bedürfnisse des großen gebildeten deutschen Publicums im Auge gehabt und sich bemüht, ihm nach jeder Richtung gerecht zu werden. Er bietet uns einen nach den Handschriften und Originaldrucken sorgfältig hergestellten Text, der Lessings Schreib- und Sprechweise getreu wiedergiebt, indem er alle ihre Besonderheiten und sogar im Allgemeinen die Interpunction wahrt; nur die vielfach willkürliche Lessingsche Rechtschreibung ist nach den Grundsätzen der neuen Orthographie geregelt und bei Wortformen, in deren Gebrauch Lessing selbst schwankt, durchaus die neuere Form eingeführt. Was die Auswahl der Werke anlangt, so fehlt keines von denen, auf die der gebildete Leser unserer Tage Werth zu legen berechtigt ist; so finden wir z. B. auch die dramatischen Fragmente, sämmtliche von Lessing herrührende Literaturbriefe, eine große Zahl seiner gelegentlichen Aufsätze und Recensionen. Der gelehrte Apparat der Anmerkungen, welche nur Quellennachweise oder Citate, die der Text bereits in deutscher Uebersetzung aufweist, bieten, ist meistens weggelassen; nur in den beiden wichtigsten Werken, dem „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie" ist er vollständig beibehalten. Die von Muncker verfaßte Skizze von Lessings Leben und Schaffen sowie die Goedekeschen Einleitungen sind eine sehr brauchbare Beigabe. r.

Eduard Mörike's gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, J. G. Göschen.

Die Verlagshandlung hat sich mit dieser neuen, sehr schön und geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe der Werke des schwäbischen Dichters ein entschiedenes Verdienst erworben. Mörike ist, wenigstens in Norddeutschland, bei Weitem nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt; in dem Schleswiger Theodor Storm freilich, der uns in seinen Schriften auch höchst ansprechend von einem Besuch bei ihm zu erzählen weiß, hat er einen begeisterten Verehrer gefunden. Als Lyriker zählt Mörike zu unseren besten. Seine Gedichte zeichnen sich durch innige Empfindung sowie durch reine Form aus; den volksthümlichen Ton hat er wie kaum ein zweiter zu treffen gewußt: wir brauchen nur an seine allbekannte Ballade „Schön Rohtraut" zu erinnern. Als echter Romantiker streift er gern durch's Märchenland und giebt uns besonders in seinem „Stuttgarter Hutzelmännlein" ein köstliches Stück zum Besten. Unter seinen Erzählungen ragt die sich durchaus auf realistischem Boden bewegende reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" hervor, die in die Heyse-Kurzsche Novellenbibliothek aufgenommen und dadurch weiten Kreisen übermittelt worden ist. Auch sein Künstlerroman „Maler Nolten" darf noch auf das Interesse eines feineren Geschmackes rechnen. Wir wollen hoffen, daß die neue Gesammtausgabe zur Verbreitung der Kenntniß Mörike's das Ihre beiträgt. fr.

1815 — 1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Von Karl Biedermann. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870." Band I. Breslau. S. Schottlaender.

Biedermann stellt sich die Aufgabe, eine objective, nicht nur für den Gelehrten, sondern für alle nach allgemeiner Bildung strebenden Schichten der Bevölkerung bestimmte Darstellung jenes Zeitraumes deutscher Geschichte zu geben, der eine nach der großen Erhebung der Freiheitskriege um so augenfälliger abstechende, kleinliche und unerfreuliche Politik aufweist. Auch auf die Bedürfnisse des Unterrichts in höheren Schulen, der Lehrenden sowohl wie der Lernenden, nimmt der Verfasser Rücksicht. In wie vortrefflicher Weise er seine Absichten zu verwirklichen weiß, davon legt die äußerst beifällige Aufnahme Zeugniß ab, welche sein schon in dritter Auflage erschienenes früheres Werk „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" bei Kritik und Publicum gefunden hat. Es kommt ihm namentlich auch darauf an, die Regungen und Bewegungen des Zeit- und Volksgeistes wiederzugeben. Für die Thätigkeit der regierenden und gesetzgebenden Gewalten sind die vorhandenen authentischen Veröffentlichungen (Bundestagsbeschlüsse, Conferenzprotocolle, Regierungserlasse, Landtagsberichte, Gesetze u. s. w.) sorgfältig benützt. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit von 1815—1820, in welche die verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen und eine Menge eingreifender innerpolitischer Vorgänge fallen. Der

zweite Band soll noch vor Ostern 1890 herauskommen. fr.

Liebeszauber. Orientalische Dichtung von Paul Heyse. Illustrationen von Frank Kirchbach. München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A. G.

Ein Prachtwerk im reichsten und vornehmsten Stile. Paul Heyses in reimlosen fünffüßigen Trochäen abgefaßte Dichtung weiß uns eine phantastische Geschichte von der Alles überwindenden Macht der Liebe zu erzählen, die selbst vor dem gewissen Tode keine Scheu kennt; sie ist durchaus in ernst-edlem Tone gehalten und zeigt von Neuem den Meister der Sprache und Form. Frank Kirchbachs Illustrationen schmiegen sich dem Inhalt und der Eigenart der Dichtung mit feinem Gefühl und Geschmack an; sehr schön und stimmungsvoll ist z. B ein Bild, auf welchem ein mächtige Fittige ausspannender Geist eine schlafende Frau durch die Nacht dahinträgt. Die Bilder, theils Vollbilder, theils in den Text eingefügt, manchmal als eine Art arabeskenartiger Umrahmung, sind vortrefflich in Heliogravure ausgeführt. r.

Kirchweih. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Illustrirt von Münchener Künstlern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die kurzen Gedichte Drehers, des trefflichen Mitgliedes des Münchener Gärtnerplatz-Theater, bekunden einen frischen und liebenswürdigen volksthümlichen Humor, hier und da auch einen schlagenden Witz. Sie stehen aber doch hinter dem ganz prächtigen, wirklich herzerfreuenden künstlerischen Schmuck des Buches zurück. Die trefflichsten Münchener Maler und Zeichner haben sich hier ein Stelldichein gegeben und eine Sammlung prächtiger Typen aus dem Volksleben geschaffen. Da sehen wir den reichen protzigen Bauern, den geizigen Müller, den Schullehrer, die Kellnerin u. s. w. Besonders hervorgehoben seien der joviale Pfarrer von Ed. Grützner, die alte Pfarrköchin von Claus Meyer, 's Fischer-Resei von H. Lossow, ein geradezu entzückender lachender Mädchenkopf. Auch Defregger hat seinen Beitrag beigesteuert, einen hübschen Burschen mit der Pfeife im Munde. Meister Oberländer hat eine schmausende Bauernfamilie mit seinem bekannten Humor abgebildet. Das Buch wird ohne Zweifel überall, wo es hinkommt, behagliche Freude erwecken. u.

Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

In bunter Abwechselung bringt der Weihnachts-Almanach Aphorismen und Märchen, Gedichte und Erzählungen; bald ist er von launigster Heiterkeit, bald von schwermüthigem Ernst. Aus dem Ganzen weht es uns entgegen wie der traute Duft des Weihnachtsbaumes. Ueber die Trefflichkeit der überaus zahlreichen Textillustrationen und Vollbilder zu sprechen, ist wohl überflüssig; es ist hinreichend bekannt, daß die Verlagshandlung voll und ganz auf der Höhe der Zeit steht, daß ihre Bilderreproductionen das Beste leisten. H—n.

Die in S. Schottlaenders Verlag in Breslau erschienenen „Weihnachts- und Neujahrsbücher," die in 6 verschiedenen Ausgaben vorliegen: 1. Höhen der Seligkeit — Thäler der Gnade. 2. In Sonne und Schatten. 3. Der Lieblingsschwan und andere Reime. 4. Verborgene Blüthen. 5. Tang und Algen. 6. Junge Herzen und grüne Auen, sind eine reizende und originelle Neuheit, die auf höchst beifällige Aufnahme beim Publicum rechnen darf. Sie führen die in England und Amerika bestehende Form von Weihnachts- und Neujahrs-Glückwünschen auf's Glücklichste bei uns ein. Die künstlerisch ausgestatteten Büchlein mit ihren wunderhübschen in feinem Farbendruck ausgeführten Bildern und den von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld) trefflich dem Englischen nachgebildeten, theils sinnigen, theils neckischen Versen, stellen die gewöhnlichen Gratulationskarten sehr in den Schatten und werden jedem Empfänger die angenehmste Ueberraschung bereiten.

Im Verlage der Kunsthandlung von Brick & Co., Berlin, ist soeben eine Reproduction in Aquarelldruck des Hafens von Stavanger (Norwegen) nach M. Lindemann-Frommel jun. erschienen. Das Bild in seiner eigenthümlich gelben stumpfen Beleuchtung des Nordens ist sehr charakteristisch im Ton und flott gemalt; die Wiedergabe wohlgelungen und von guter künstlerischer Wirkung.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, J., Universalbuch der Reden und Toaste. Stuttgart, Levy & Müller.

Abreiss-Kalender mit täglichen Rathschlägen für die Gemüse-, Obst-, Blumen- und Pflanzenzucht. Erfurt, J. C. Schmidt.

Ahlgren, E., Geld. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Schwed. von Mathilde Mann. Berlin, J. H. Schorer.

Andres, S., Faustine. Roman. Glarus, J. Vogel.

— Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. Glarus, J. Vogel.

Arnold, H., Neue Novellen. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Bahr, H., Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze. Erste Reihe. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Bauer, M., Die Schlossfrau von Ildensu. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Behr, S., Russische Dichtungen. Uebersetzt. Berlin, B. Behrs Verlag.

Bolls Musikalischer Haus- und Familienkalender für 1890. Herausg. von Fr. Huldschinsky. Berlin, R. Boll's Verlag.

Brichta, M., Der Liebe Gunst und Laune. Lieder und Gedichte. Wien, C. Konegen.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Rauchs und mehreren Hochätzungen. Berlin. F. Fontane.

Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchh.

Büttner, R., Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Mit einer Karte von K. Kiepert. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Cronau, R., Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Mit Illustrationen. Braunschweig, O. Löbbecke.

Dante Alighieris Göttliche Komödie. Uebersetzt von Sophie Hasenclever. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

Daubler, Norwegen und dessen klimatische Heilmittel. Berlin, C. Habel.

Deegen, M., Erst Hirt, dann Fürst oder Kaspar der Ritter von der Löwenwurst. Für Kinder- und Puppentheater. Köstritz, Selbstverlag.

Dézri, L., Carmela Spadaro. Novelle. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Doenitz, M., Aus fremder Welt. Japan. Erzählungen. Mit 7 Holzschn. Berlin, M. Schorss.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lfrg. 36—39. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Elbe, A. v. d., Apollonia von Celle. Eine Familiengeschichte aus der Reformationszeit. Leipzig, G. Böhme Nachf.

Faber, H., Ein Weg zum Frieden. Roman. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Franken, A., Rumänische Volkslieder u. Balladen, im Versmasse der Originaldichtungen übersetzt und erläutert. Danzig, A. W. Kafemann.

Friedrichs, H., An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtungen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Fritsch, F. v., Eine Heimstätte. Roman. Zweite Auflage. Danzig, C. Hinstorff's Verlagsbuchh.

Gaedertz, K. Th., Goethe und Maler Kolbe. Kunsthistor. Skizze. Bremen u. Leipzig, C. E. Müller.

Galland, G., Geschichte der Holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüthe und des Klassicismus. Mit 181 Textabb. Frankf. a/M., H. Keller.

Geist, K., Deutsch-Ungarisches. Erzählungen. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Gesellschaft von Berlin. Hand- und Adressbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. I. Jahrgang. Berlin, Ad. Hein.

Godin, A., Kleine Geschichten. Berlin, J. H. Schorer.

Gunter, A. C., Mr. Barnes von New York. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von F. Mangold. Zwei Bände. (Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek 6. Jahrg. Band 5 u. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Hagen, H., Ueber Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Hamerling, R., Der König von Sion. Illustr. von A. v. Rössler u. H. Dietrichs. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)

— Ahasver in Rom. Dichtung in sechs Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Hannover, E., Antoine Watteau. A. d. Dän. übers. von Alice Hannover. Mit 11 Abbild. Berlin, Rob. Oppenheim.

Harms, Fr., Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Aus d. handschriftl. Nachlasse des Verfassers, herausgegeben von H. Wieser. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Henckell, K., Diorama. Zürich, Verlagsmagazin, (J. Schabelitz.)

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtl. Skizzen. Berlin, Allg. Ver. f. Deutsche Literatur.

Herrmann, E., Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien. Berlin, Allg. Ver. f. Deutsche Literatur.

Hertzka, Theodor, Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Hoenig, Fr., Oliver Cromwell. Dritter Band. Vierter Theil: 1650—1658. Berlin, Fr. Luckhardt.

Jacobsen, J. P., Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. (Nordische Bibliothek VII.) Berlin, Verlag, von S. Fischer.

Jäger, H., Henrik Ibsen, 1828—1888. Ein litterarisches Lebensbild. Deutsch von H. Zschalig. Dresden u. Leipzig, H. Minden.

Ibsen, Henrik, Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Adolf Strodtmann. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer.

Jensen, W., Der Schwarzwald. Mit Illustrationen. Lieferung 10. 11. Berlin, H. Reuther.

Kalischer, A. Ch., Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Dresden, F. Oehlmann.

Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. 5.—8. Heft. Dresden, C. Höckner.

Karpeles, Gustav, Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte. Berlin, F. Fontane.

Kielland, Alex. L., Johannisfest. Deutsch von Mary Ottesen. Einzige vom Verfasser autor. deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Kingsley, Ch., Yeast, ein Problem, oder: Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Aus dem Engl. übers. von S. Spangenberg. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Kruse, H., Seegeschichten. Kleine Dichtungen. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Lange, R., Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften. Potsdam, A. Stein.

Lehmann, J. Fr., Sesänge und Balladen. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Leisewitz, J. A., Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. 32. Band.) Heilbronn, Gebr. Henninger.

Liebrecht, L., Schillers Verhältniss zu Kants ethischer Weltansicht. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druck.A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Löwe, Fritz, Nikephoros. Erzählung in Versen aus der Zeit der Christenverfolgung. Halle a.S., Richard Mühlmanns Verlagshandlung.

Maack, M., Judas. Drama in 3 Aufzügen u. einem Vorspiel. Berlin, Fr. Luckhardt.

Mackay, J. H., Jenseits der Wasser. Uebertrag. a. engl. u. amerikan. Dichtern des XIX. Jahrh. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Mantegazza, P., Die Hygiene der Nerven. Königsberg, H. Matz.

Marterstieg, M., Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg, a. d. Jahren 1781 bis 1789. Mannheim, J. Bensheimer.

Meier, O., Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar, H. Böhlau.

Menger, A., Gutachten über die Vorschläge zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule für Rechts- und Staatswissenschaft. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Milow, St., Lebensmächte. Roman. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Moritz, K. Ph., Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Müller, W., Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer um's Jahr 600 v. Chr. Geburt. Rathenow, M. Babenzien.

Pazaurek, G. E., Carl Screta. (1610—1674.) Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. Jahrh. Prag, Fr. Ehrlich.

Perfall, A. v., Dämon „Ruhm". Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Philips, F. C., Jack und seine drei Flammen. Roman. (Engelhorns Allgem. Roman-Biblioth. 6. Jahrg. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Pietzker, Fr., Ueber die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. (Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. Folge. IV. Jahrg Heft 54.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm J. F. Richter.)

Polenz, W. v., Sühne. Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, H. Minden.

Polzer, A., Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Mit zehn Holzschnitten. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Preyer, W., Biologische Fragen. Schulreform-Lebenserforschung. — Darwin. — Hypnotismus. Zweite Auflage. Berlin, Allg. Verl. f. Deutsche Litteratur.

Pröhle, H., Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebeck's Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich. Potsdam, A. Stein.

Proskowetz, M. v., Vom Newastrand nach Samarkand. Durch Russland auf neuen Geleisen nach Inner-Asien. Wien u. Olmütz, Ed. Hölzel.

Redwitz, O. v., Glück. Ein Roman. Berlin, Wilhelm Hertz. (Besserscher Buchh.)

Die Reisen des Christof Columbus 1492—1504. Nach seinen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, und Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 u. veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarette. In das Deutsche übertragen von Fr. Pr. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh.

Renatus, Joh., Die letzten Mönche vom Oybin Eine Gesch. a. d. 16. Jahrhundert. Zweite verb. Auflage. Leipzig, G. Böhme Nachf.

Reuling, C., Glücklich? Roman. Zürich, Verlagsmagazin. (J. Schabelitz.)

Riezler, S., Geschichte Baierns. III. Band. (Von 1347 bis 1508.) Gotha, Fr. A. Perthes.

Salter, W. M., Moralische Reden. Uebersetzt von Georg von Gizycki. Leipzig, W. Friedrich.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausg. von Rud. Virchow. Neue Folge. Vierte Serie. Heft 84—86. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Samarow, G., Am Belt. Roman. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schlagintweit, E., Indien in Wort und Bild. Mit Illustrationen. Lieferung 1. Leipzig, Schmidt und Günther.

Schleiden, R., Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Schlenther, Paul, Wozu der Lärm? Genesis der Freien Bühne. Berlin, Verlag von S. Fischer

Schmidt, K., Geschichte der Pädagogik. Vierte Auflage. Herausgegeben von Fr. Dittes und E. Hannak. Erster Band, zweiter Halbband. Köthen, S. Schletters Erben.

Schmidt, P. O., Das aristokratische Prinzip in Natur- und Menschenleben. Halle, R. Schröder.

Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte. Lingulistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogerman. Alterthums. Zweite Auflage. Jena, H. Costenoble.

Schultze, Fr., Stammbaum der Philosophie. Tabellarisch-schematischer Grundriss d. Gesch der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Seehäfen, Die des Weltverkehrs. Lieferung 2—7. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von A. Dorn.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. VII. Band. Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Söder, R., Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden. Lyrisch-vaterländische Dichtung. Stuttgart, E. Söder.

Sommer, E., Siegfried. Danzig, A. W. Kafemann.

Spielhagen, Fr., Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Erster Band. Leipzig, L. Staackmann.

Stern, M. R. von, Excelsior! Neue Lieder. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Suderman, H., Der Katzensteg. Roman. Berlin, F. & P. Lehmann.

Suttner, A. G. v., Die Adjaren. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preussischen Staatsacten. Zwei Bände. München u. Leipzig, R. Oldenbourg.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Lieferung 4—6. Wien, Verlag von „Unsere Kunst in Wort und Bild.

Valentin, V., Der Seelsorger. Roman. Leipzig, C. Reissner.

Verhandlungen der Geschichte für Erdkunde zu Berlin. Band XII. No. 8. Berlin, Dietrich Reimer.

Vierordt, H., Vaterlandsgesänge. Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhandlung.

Volger, A., Ginevra. Ein erzählendes Gedicht. Altenburg, O. Bonde.

Volkskalender, hygienischer auf das Jahr 1890. Chemnitz, Tetzner & Zimmer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1889er. Frische Füllung. 1889er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41,8 „
Theresienbrunn	47,1 „
Neubrunn . .	47,3 „
Marktbrunn .	34,5 „
Felsenquelle .	47 „
KaiserKarls-Qu.	33,4 „
Kaiserbrunn.	39,1 „

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

HARVARD COLLEGE
FEB 17 1890

Band 52. — Heft 155.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1890.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1890.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Berger in Bremen.
Der Erbe von Rattingen. Novelle II. (Schluß.) 135

Emil Rittershaus in Barmen.
Gedichte 176

Ferdinand Hey'l in Wiesbaden.
Emil Rittershaus 179

Max Dessoir in Berlin.
Zur Psychologie der Taschenspielerkunst 194

Daniel Sanders in Altstrelitz.
Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien III. . 222

Ferdinand Groß in Wien.
Pierre Loti 236

Hanna Schomacker in St. Petersburg.
Das junge Ehepaar. Märchen 246

Bibliographie. 258
Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte (mit Illustrationen). — Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. — Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Musikalische Literatur. 263

Bibliographische Notizen. 264

Hierzu ein Portrait von Emil Rittershaus.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Friedr. Wilhelm Grunow, Leipzig. (Die christliche Welt.)
F. Soennecken, Bonn. (Kalender.)

Emil Rittershaus.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — Februar 1890. — Heft 155.

(Mit einem Portrait in Radirung: Emil Rittershaus.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

HARVARD COLLEGE
FEB 17 1890
LIBRARY

Der Erbe von Rattingen.

Novelle.

Von

Wilhelm Berger.

— Bremen. —

(Schluß.)

V.

Es war fünf Jahre später — ich war inzwischen nach Berlin versetzt worden und zum Rath aufgerückt — als ich in Zollangelegenheiten nach München gesandt wurde.

Bis dahin war ich noch nicht über den Main hinausgekommen, und was ich von süddeutscher Art wußte, hatte ich größtentheils aus den Schriften und Gedichten von Karl Stieler geschöpft. Nun benutzte ich die Gelegenheit, mich mit den Leuten näher bekannt zu machen, die in einem uns Norddeutschen so entlegenen Dialekt nicht allein reden, sondern auch denken.

Ich trieb mich, soviel es mir meine Zeit gestattete, in der Stadt und außerhalb derselben unter dem Volk umher und schloß mich an, wo man geneigt schien, sich mit dem Fremden einzulassen. Daß mein Durst, oder vielmehr meine Fähigkeit, Bier in mich aufzunehmen, weit hinter dem landesüblichen Maß zurückblieb, verhinderte leider manchmal das Aufkommen einer rechten Vertraulichkeit. Wahrscheinlich wurde mir als vornehme Zurückhaltung gedeutet, was doch nur eine constitutionelle Schwäche war. Doch gab ich mir redliche Mühe, mit den Wölfen zu heulen, und fand nach einer Woche gewissenhaften Strebens, daß sich mit einem Liter doch allenfalls in einer halben Stunde fertig werden ließ, eine Entdeckung, die ich mir als einen Fortschritt zu gut rechnete.

In einem der besuchtesten Schenkräume, wo etwa alle zehn Minuten ein frisches Faß ausgeläutet wurde, gerieth ich eines Tages an denselben

Tisch mit einer Persönlichkeit, die mir sofort auffiel. Es war ein Mann, der seinem allgemeinen Aussehen nach kaum die Fünfzig erreicht haben konnte, von blühender Gesichtsfarbe und zwar schlanker, doch kräftiger Gestalt. Das kurzgeschnittene Haar jedoch, der starke Schnauzbart war beinahe weiß. Als er seinen Krug faßte, bemerkte ich, daß ihm zwei Finger der rechten Hand fehlten. Sein grauer Anzug war nicht mehr neu und an den Knieen und Ellenbogen bereits blank geworden; doch saß er gut und war keinenfalls fertig gekauft. Kragen, Vorhemd und Manschetten schienen wohlgestärkt und waren von untadelhafter Weiße; ich kam unwillkürlich auf die Vermuthung, daß sie aus Papiermasse gefertigt sein möchten. Einen Hut von rauhem braunem Filz mit breiter Krämpe, von einer Form, die von den gebräuchlichen abwich, hatte der Mann auf den Knieen liegen. Welchem Stande er angehörte, welches Gewerbe er betrieb, war schwierig zu muthmaßen; meine Menschenkenntniß reichte dazu nicht aus. Alles in Allem machte er auf mich den Eindruck Eines, der mehr vorstellen wollte, als er eigentlich war.

Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Daß er kein Süddeutscher war, hörte ich an seinen ersten Worten. Doch war in seiner Sprechweise etwas Schwerfälliges, Unbeholfenes, das ich mir nicht zu erklären vermochte; das Auffinden der Worte, die Bildung der Sätze schien ihm Mühe zu verursachen. Er sei ein Fremder hierzulande, sagte ich ihm auf den Kopf zu. Da lächelte er geschmeichelt und erzählte bereitwillig, daß er ein Amerikaner sei. So lange habe er sich unter englisch redendem Volk umhergetrieben, daß er seine liebe Noth habe, sich in seiner Muttersprache einigermaßen geläufig auszudrücken. Doch gelinge ihm dies täglich besser, und wenn er nur noch ein paar Wochen bleibe, was allerdings unwahrscheinlich sei, dann werde ihm Niemand mehr den Ausländer anmerken.

Nun muß ich gestehen, daß ich ein ungünstiges Vorurtheil gegen meine amerikanisirten Landsleute habe. Ich empfinde wie Bismarck: ein Deutscher, der sein Vaterland abstreift wie einen alten Rock, ist für mich kein Deutscher mehr. Zudem ist es meist schwierig, der naiven Anmaßung jener zum Republikanerthum bekehrten Eingewanderten entgegenzutreten, ohne grob zu werden. Aus diesen Gründen hätte ich am liebsten das begonnene Gespräch schleunigst abgebrochen. Jener indessen, des gewonnenen Genossen froh, rückte näher an mich heran, mit der unverkennbaren Absicht, sich bei mir festzuplaudern. Sofort eröffnete er mir, daß er nach München gekommen sei, um mit einigen namhaften Brauereien Verbindung anzuknüpfen. In den letzten Jahren sei er in dem oberen Stadttheil von Newyork Wirth gewesen, und sein Keller habe sich eines großen Zuspruchs erfreut. Dies Geschäft aber, wenn auch lohnend, nehme seinen Mann sehr in Anspruch. Zudem sei es ihm nicht „genteel" genug. Da habe er sich gedacht, er wolle es einmal mit dem Import von bairischem Bier im Großen versuchen.

Als ich bemerkte, dazu werde jedenfalls ein beträchtliches Capital erforderlich sein, gab der ehemalige Bierwirth an, daß es vorläufig nur auf die Erlangung von Agenturen abgesehen sei. „Das ist der erste Schritt," sagte er. „Sobald ich festen Boden unter den Füßen fühle, geh' ich weiter. Die Mittel werde ich schon finden. Wissen Sie, bei uns drüben ist für einen unternehmenden Kopf das Capital die geringste Sorge. Nur etwas plausibel muß den Leuten die Sache gemacht werden können."

Diese letzte Aeußerung des Deutsch-Amerikaners gefiel mir nicht recht. Ironisch sagte ich, das müsse ein recht angenehmes Land sein, wo das Geld so locker sitze; da könne man es gewiß leicht zu etwas bringen.

Er fühlte den Stich. „Das ist auch so," erwiderte er. „Nur muß man bei Zeiten auf die richtige Fährte gerathen. Der Eine hat dies Glück, der Andere nicht. Ich zum Beispiel — warum soll ich's leugnen? — ich war einer der Anderen. Allerlei hab' ich versucht; wenig ist mir eingeschlagen. Wohlhabend bin ich allerdings ein paarmal gewesen; aber es hat nicht lange gedauert. Doch soll man niemals verzagen. Ich stehe noch in den besten Jahren, kenne jetzt Land und Leute aus dem Grunde — warum soll mir nicht gelingen, was so mancher Dummkopf fertig gebracht hat? Wenn ich nur noch zehn Jahre lebe: in ein eigenes Haus an einer der feinen Straßen setze ich mich doch hinein!"

„Ich will es Ihnen wünschen," versetzte ich. „Und Ihre eigentliche Profession, zu welcher Sie in Deutschland erzogen worden sind, ist wohl nicht lohnend in den Vereinigten Staaten?"

„Das ist sie wahrlich nicht," lachte mein hoffnungsvoller Freund. „Meine Profession! Die giebt es gar nicht drüben. Ueberhaupt," fuhr er in wegwerfendem Tone fort, „mit dem, was man hier gelernt hat, ist unter den Yankees nicht weiterzukommen. Da muß man wieder ganz von vorn anfangen, wenn man nicht Hunger leiden will. Und wählerisch darf man auch nicht sein. Es ist nicht alles appetitlich, was Geld einbringt. Wer sich darüber nicht hinwegsetzen kann, der taugt nicht für Amerika."

Er bemerkte, daß mein Blick auf seiner Hand ruhte, die er auf den Tisch gelegt hatte. „Ich entbehre die beiden Finger nicht, die Sie da vermissen," sagte er leichthin. „In der Schlacht am Chickamanga sind sie mir weggeschossen. Später hat mir die kleine Verstümmelung eine ganz nette Pension eingetragen." Er lachte verschmitzt vor sich hin. „Das ist ein schlimmer Wind, der Niemandem etwas Gutes zubläst," bemerkte er, ein englisches Sprichwort citirend. „Zuerst freilich ging mir der Verlust der Finger sehr zu Herzen. Sie waren dreißig Jahre mit mir alt geworden und hatten mir manchen guten Dienst gethan. Zudem war es eigentlich gar nicht meine Absicht gewesen, den Krieg mitzumachen. Es war das reine Pech, daß ich hineingerieth. In vier Staaten hatte ich mein Handgeld eingeheimst — jedesmal ein hübsches Sümmchen — und war immer glücklich entkommen. Das fünfte Mal wurde ich bei der Fahne

festgehalten und mußte mit in's Feld. Und da gab's meist recht wenig zu brechen und zu beißen, und die Balgerei wurde immer gefährlicher."

Ich fiel ein: „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie viermal desertirt sind?"

„Desertirt?" rief er entrüstet. „Bewahre! Das mag so scheinen, wenn man den europäischen Maßstab anlegt. Aber der paßt bei uns schlechterdings nicht. Sehen Sie, das war damals so: die Einzelstaaten warben um die Wette Truppen an und überboten sich gegenseitig im Betrage der Prämie, die sie zahlten. Es war eine günstige Conjunctur zur Verwerthung der Person. Warum sollte sie nicht benützt werden? Jeder verkaufte sich so theuer als möglich. Es war ein Geschäft, und nicht einmal ein sehr gewagtes. Tausende haben es betrieben; ich auch. Man nannte uns Bountyjumpers und lachte über unsere Findigkeit."

Die moralischen Grundsätze des Fremden flößten mir einen gelinden Abscheu vor ihm ein; ich suchte nunmehr, mit guter Manier von ihm loszukommen. Nicht ohne Anstrengung leerte ich meinen Maßkrug, schützte Geschäfte vor und brach auf. Er bot mir mit unglaublicher Unbefangenheit seine dreifingerige Hand; ich that, als ob ich es nicht sähe, und beeilte mich davonzukommen, mir gelobend, fortan das Local zu meiden, welches mir eine so bedenkliche Bekanntschaft eingetragen hatte.

Am Abend besuchte ich die Oper. Es wurde die „Walküre" gegeben, die mir noch fremd war. Während des ersten Zwischenactes behauptete ich meinen Sperrsitz; ich war derartig ergriffen, daß es mir nicht in den Sinn kam, mich aus dem Zuschauerraum zu entfernen; ja, der Versuch, mich dem Banne zu entziehen, in den mich das Kunstwerk versetzt hatte, wäre mir frevelhaft vorgekommen.

Da, indem ich das traurige Geschick des Wälsungenpaares theilnehmend erwog, dessen Unabwendbarkeit mitten im Liebesjubel der wonnigen Frühlingsnacht den Zuschauer mit ahnungsvoller Wehmuth ergreift — da tönte mir plötzlich ein bekannter Name in das Ohr, aus einer Unterhaltung, die hinter mir geführt wurde.

Rattingen! — Was knüpfte sich doch an diesen Namen? Wann und wo war er mir begegnet? — Richtig; jetzt hatte ich's. Der Förster mit seinen Zwillingsschwestern Jette und Rieke stand im Geiste vor mir. Und ich befand mich ja in Baiern, in dem Lande, wo jener Roman begann, mit dem er mich einen langen Abend unterhalten!

Siegmund und Sieglinde waren vergessen, und ich horchte.

„Sie ist die Letzte aus einer alten Familie," sagte dieselbe Stimme, die ich schon gehört hatte. „Sehr reich muß sie sein; vor einigen Jahren sind ihr noch die Altmühl'schen Besitzungen zugefallen. Merkwürdig ist's, daß sie nicht geheirathet hat; es kann ihr doch an Anträgen nicht gefehlt haben. In ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein; sie ist

es eigentlich noch immer, trotz ihrer Vierzig. Sehen Sie nur: ist sie nicht eine blendende Erscheinung?"

Gleichsam instinctiv richtete ich meinen Blick auf die unteren Prosceniumslogen. Gerade beugte sich eine Dame vor und ließ die Blicke über das Haus schweifen. Ich konnte nicht zweifeln: das waren die Augen, deren Zauber die Förstersleute nicht hatten widerstehen können! — Jawohl, der Herr hinter mir hatte Recht: Hulda Freiin von Rattingen war noch immer eine blendende Erscheinung! Wohl nur ich, der die dunkle Episode in ihrer Jugendzeit kannte, vermochte einen leichten Zug der Strenge, der Entschlossenheit zu entdecken, der sich um diese Lippen festgesetzt hatte.

„Früher kam sie selten zur Residenz," hörte ich weiter. „Seit indessen der junge Altmühl erwachsen ist, verbringt sie jeden Winter hier."

„Der junge Altmühl?" erwiderte ein Anderer. „Sagten Sie nicht soeben, das Fräulein von Rattingen habe die Altmühl'schen Güter geerbt? Wie konnte das angehen, wenn ein Sohn da war?"

Darauf der Erste: „Altmühls Ehe mit der Freiin Walpurga von Rattingen ist kinderlos geblieben. Das Paar hat aber in den sechziger Jahren einen Vettersohn aus Kroatien oder Dalmatien zu sich genommen und später adoptirt. Auch ist damals demselben die Berechtigung erwirkt worden, den Namen von Altmühl zu führen. Daß derselbe nicht direct geerbt hat, wird auf Vereinbarungen innerhalb der Familie beruhen. Bei seiner Intimität mit der Freiin Hulda, die er Tante nennt, ist indessen nicht daran zu zweifeln, daß sie ihn zum Nachfolger in ihrem Besitze erkoren hat. Der junge Mann kann sich gratuliren; er wird sich einmal in ein wohlgefüttertes Nest hineinsetzen, und daß er sich jetzt schon nichts abgehen läßt, ist stadtbekannt."

Nicht der geringste Argwohn kam mir bei dieser Auseinandersetzung, welche Bewandtniß es mit dem jungen Altmühl habe.

„Eben tritt er in die Loge," fuhr der Redner fort.

„Also das ist der Glückspilz?" sagte der Andere. „Ein selten hübscher Mensch, das ist nicht zu leugnen."

Nun wandte auch ich meine Blicke wieder zu der Loge. Aus müßiger Neugierde natürlich; denn was ging mich der junge Altmühl an? — Wie erschrak ich aber! Vor mir, in der Rundung meines Glases, erschien jenes Gesicht, das mir von dem Bilde im Forsthause her noch so wohl erinnerlich war. Das waren die krausen braunen Haare, das war die offene Stirn, die feine gerade Nase mit den etwas ausliegenden Flügeln, das kokette kleine Schnurrbärtchen, das volle Kinn! — Ein Geheimniß, tief vor der Welt verborgen, lag enthüllt vor mir. Mutter und Sohn! Und er, dieses jugendliche Abbild seines verschollenen Vaters — er hatte schwerlich eine Ahnung davon, in welch nahem verwandtschaftlichen Verhältniß er zu seiner Wohlthäterin stand! Nein, nein — gewiß nicht. Tante nannte er sie,

hatte Jener hinter mir gesagt. Nur eine gütige Tante war sie ihm, die ihn erhielt, die ihn beschenkte, die jeden seiner Wünsche erfüllte!

Aber sie, aber Hulda! — Was mußte sie empfinden jenem Doppelgänger ihres verstoßenen Geliebten gegenüber!

Ich betrachtete sie. Eben unterhielt sie sich, emporschauend, mit ihrem Sohne, der hart an die Brüstung getreten war und mir sein Profil zeigte. Sie lächelte ihm freundlich zu, während er sprach; dann wurde sie ernster und schien ihm einen milden Verweis zu ertheilen. Der junge Mann blickte in das Orchester hinab auf die Pauken und zupfte an seinem Bärtchen. Als Hulda wieder schwieg, plaidirte er nochmals für seine Sache. Diesmal widerstand sie ihm nicht; nach einigen Worten, die sie gesprochen, trat er in die Loge zurück, und ich bemerkte, daß er ihre Hand küßte, die sie ihm mit einem leichten Achselzucken darreichte.

So gut, dünkte mir, verstand ich die kleine Scene! Hat sie doch schon unendlich oft gespielt, seit Menschen auf der Erde wohnen! Mit ihresgleichen wollen die Jungen verkehren; das Alter wehrt ihnen und bittet: Bleibt bei uns, zu unserer Freude, zu unserer Erheiterung! — Gerne, heißt es dann, nur heute nicht; heute ist dies und jenes; ein Freund feiert Geburtstag; eine Wette muß vertrunken werden — und was sonst noch. Und immer wieder giebt das Alter seufzend nach: Nun ja; dann geht und amüsirt euch! — Ach, wie dankbar empfängt die Jugend solche Erlaubniß, obgleich sie an ihrer Ertheilung gar nicht gezweifelt hatte! Und die Alten nehmen den Dank mit in ihre Einsamkeit und trösten sich daran, so gut sie können.

Und dies war auch das Loos von „Tante Hulda"!

Der Vorhang hob sich wieder. Wotan und Fricka traten auf und zeigten, wie herrlich auch in Walhall das Pantoffelregiment gedeiht. Dann erschien das dem Untergang geweihte Liebespaar, und die hochherzige Walküre begann den trotzigen Feldzug gegen das Schicksal, in dem sie erliegen sollte. Personen, die nie gelebt hatten, in einer Welt, die nie gegewesen war! Und dennoch: wie ergreift uns ihr Thun und Lassen, ihr Handeln und Leiden! wie matt und farblos erscheint alle Realität gegenüber diesen gigantischen Gebilden!

Aber es gelang mir nicht, den Vorgängen auf der Bühne meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Immer wieder mußte ich jener armen Frau in der Prosceniumsloge gedenken, der es zwar gelungen war, ihren Sohn an sich zu ketten, die ihn aber nicht in Mutterliebe an ihr Herz schließen durfte. Gerettet hatte sie, was zu retten war, aus dem Schiffbruch, den sie in ihrer Jugend erlitten. Doch keine reine Freude gewährte ihr der erschlichene Besitz! — Meine Blicke stahlen sich hin und wieder zu ihr. Wohl sah sie so aus, als ob sie mit dem Erreichbaren sich abgefunden hätte. Nur von Kämpfen erzählten ihre Züge, die weit hinter ihr lagen. Eine Heldin war sie doch. Denn gewiß: nicht geringe Anstrengungen hatte

sie aufwenden müssen, um den Knaben in ihre Kreise emporzuheben, ohne ihr Geheimniß preiszugeben! Und daß sie dies überhaupt gethan, daß sie nicht dies Kind einer Liebe, deren sie sich schämte, nach der Geburt in irgend einem entlegenen Dorfe untergebracht und es daselbst hatte aufwachsen lassen, ohne ihm jemals näher zu treten — das war auch etwas Großes! Ein gewöhnliches Weib war Hulda von Rattingen nicht; es mußte sich der Mühe verlohnen, sie näher kennen zu lernen.

Auch im nächsten Zwischenacte verließ ich meinen Platz nicht. Nur stellte ich meine Beobachtung der Loge ein, fürchtend, daß dieselbe auffällig werden könnte. Um mir die Blicke dorthin unmöglich zu machen, stand ich auf, wandte meinen Rücken der Bühne zu und ließ mein Glas über die Menge der Gesichter wandern, die mir zugekehrt waren; ohne eigentlichen Antheil. Bekannte zu entdecken konnte ich kaum erwarten, da mich meine Geschäfte nur mit wenigen Personen in Berührung gebracht hatten und ich Einladungen ausgewichen war, um ungehindert meinen Volksstudien obliegen zu können. Und das eine Theaterpublicum ist vom andern im Ganzen wenig verschieden, wenigstens nicht in den großen, aus fürstlichen Schatullen erhaltenen Häusern. Dieselben Gesichter, dieselben Toiletten. Hin und wieder trifft man auf ein eigenartig ausdrucksvolles Frauengesicht, das man festhalten möchte, wenn man Maler wäre, oder auf einen männlichen Charakterkopf — doch nicht eben allzuhäufig.

Und so war es auch in München. Allmählich bewegte sich mein Glas hinab zum Parterre, wo die Wagnerfreunde Kopf an Kopf standen. Dort traf ich allerdings auf einen Bekannten, aber es war kein solcher, dessen unerwarteter Anblick mir Freude machte. Der Deutsch-Amerikaner, der „Bountyjumper“ befand sich eingekeilt in der Menschenmenge. Er hatte also doch ein gewisses Interesse für die Kunst, einen Winkel in seiner Seele, der noch nicht von der Habsucht eingenommen war!

Er schien etwas im Hause entdeckt zu haben, das seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade fesselte. Starr blickten seine Augen nach derselben Richtung. Und indem ich ihn nun schärfer betrachtete, fiel mir seine fahle Blässe auf. Ich wurde neugierig und suchte das Ziel seiner Blicke. Da ward ich zu meiner nicht geringen Verwunderung gewahr, daß die untere Prosceniumsloge rechts ihn anzog. Huldas Sohn saß neben ihr, und die Beiden plauderten im besten Einvernehmen miteinander. Nun war Hulda ja immer noch ein hübsches Frauenzimmer, und auch der junge Mann an ihrer Seite durfte sich eines sehr vortheilhaften Aeußeren rühmen; doch stachen sie keineswegs unter den Zuschauern derartig hervor, daß sie einem Fremden auffallen mußten. Es konnten nur besondere Umstände sein, die meinem Freunde, dem Amerikaner, das Paar interessant machten. Nun sprach er einen Nachbar an, während er die Loge nicht aus den Augen ließ. Unzweifelhaft versuchte er Erkundigungen über ihre Insassen einzuziehen; der Nachbar indessen, nachdem er hingesehen, schüttelte den Kopf;

er kannte sie nicht. Der Amerikaner holte mit großer Schwierigkeit sein Schnupftuch aus der Rocktasche und trocknete seine Stirne ab. Kein Wunder, daß ihm warm geworden war in dem Gedränge!

Ich setzte mich wieder. Was ging es mich an, durch welchen Zufall — vielleicht durch eine Aehnlichkeit — der viermalige Deserteur auf jene beiden ihm unbekannten Personen aufmerksam geworden war! Zudem theilte sich der Vorhang wieder und das Joho! der Walküren schmetterte in das Haus. Ich vergaß nicht allein den Amerikaner, sondern auch Hulda von Rattingen nebst ihrem Sohne, dem jungen Herrn von Altmühl.

Sie sollten mir jedoch nochmals in Erinnerung gerufen werden.

Als ich nach Beendigung der Vorstellung in das Freie trat, war unter den vorfahrenden Wagen aus irgend einem Grunde eine Stockung eingetreten, und einige der Herrschaften, zu ungeduldig, um zu warten, gingen zu Fuß an den Equipagen entlang, die ihrige zu suchen. Darunter befand sich auch Hulda am Arme ihres Sohnes. Ganz dicht ging sie an mir vorüber; durch ihren herabgelassenen Schleier bemerkte ich, daß mich ihre Augen gleichgültig streiften. Wunderbare Augen, in der That! Ich blieb stehen und sah dem Paare nach.

Da legte sich eine Hand schwer auf meinen Arm. Neben mir stand der Amerikaner. Schon wollte ich den Zudringlichen von mir weisen, als ich eine hochgradige Erregung bei ihm bemerkte. Ich dachte an mein Beobachtungen im Hause und schwieg.

Hastig stieß er hervor: „Können Sie mir vielleicht sagen, wer der junge Herr ist, der soeben an uns vorüberging? — Den dort meine ich," fuhr er fort und zeigte auf Huldas Sohn, der eben hinter seiner Mutter die Wagenthüre schloß.

„Zufällig habe ich im Theater seinen Namen gehört," erwiderte ich. „Er ist ein Herr von Altmühl."

„Altmühl? — Der Name lag nahe genug," murmelte er. Und fast ängstlich forschte er weiter: „Wissen Sie vielleicht auch, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß dieser Herr von Altmühl zu der Dame steht, die er begleitete?"

„Er nennt sie Tante. — Und darf ich fragen, weshalb jener Fremde Sie so sehr interessirt?"

„Weil ich vermuthe, daß er nicht ist, was er scheint," platzte er heraus.

„Inwiefern?"

Er zögerte mit der Antwort. „Es ist eine seltsame Geschichte," sagte er endlich. „Wenn es Sie nicht genirt, mit mir zu gehen, so kommen Sie an einen stillen Ort mit mir. Ich muß mich Jemandem anvertrauen; ich halte es nicht aus."

Wir gingen schweigend nebeneinander über den Platz und bogen in eine ruhige Straße ein. Unterwegs betrachtete ich den räthselhaften Mann von der Seite. Und auf einmal, als ich seine Gesichtszüge unter dem

breitkrämpigen Hut nur matt von einer entfernten Laterne beleuchtet sah, wußte ich, wen der Zufall in meine Gesellschaft geführt hatte.

„Sie sind Konrad Gruber," sagte ich plötzlich.

Er erschrak heftig und starrte mich fassungslos an.

„Wie konnten Sie errathen?" stammelte er. „Schon lange führe ich diesen Namen nicht mehr. Und wenn wir uns vor meiner amerikanischen Zeit gesehen haben sollten — nein, das ist nicht möglich — ich habe ein gutes Personengedächtniß — selbst dann — Sie würden mich nicht wiedererkannt haben ... Ich bin Leuten begegnet, mit denen ich einst täglich umging — Keiner hat den Konrad Gruber in mir vermuthet —"

„Die Sache ist einfach genug," erklärte ich. „Durch den Förster Wolfshagen kenne ich Ihre Geschichte; in seinem Hause sah ich das Bild, das Sie ihm hinterlassen haben. An jenes Bild wurde ich heute im Theater auf das lebhafteste erinnert — Sie wissen durch wen. Und nun kamen Sie und forschten eben derselben Persönlichkeit nach, mit einer fieberhaften Neugierde, die einen tieferen Grund vermuthen ließ. Dazu Ihre Bemerkung, Jener sei nicht, wofür er gelte. Da mußte ich doch wohl endlich auf den Gedanken kommen, Sie könnten kein Anderer sein —"

„Als der ehemalige Forstgehülfe, von dem ein hochgeborenes Fräulein sich entführen ließ, um ihm den Laufpaß zu geben, sobald ihr infamer Adelsstolz wieder Macht über sie bekam." So ergänzte Konrad Gruber meinen Satz. „Ja, ja; Sie haben gut gerathen. — Herr Gott! wie sich das Frauenzimmer conservirt hat! Und was ist mittlerweile aus mir geworden? — Doch das ist am Ende gleichgültig — ich meine, was mich betrifft. Es würde keinem Menschen besonders nahe gehen, wenn ich unter die Füße gekommen wäre. Drüben nicht, und hier erst recht nicht."

„Sie haben keine Familie?"

Er lachte kurz auf. „Woher denn? — Das Freiherrntöchterlein hatte mich wählerisch gemacht; ich hatte Geschmack an der Aristokratie gefunden. Weiber gab's genug, die gerne Frau John Parker werden mochten — so heiß' ich jetzt. Ich war ein hübscher Kerl, als ich jung war; Sie wissen es ja. Aber es fehlte ihnen allen ein gewisses Etwas — der Henker weiß, was es ist. Und da bin ich unverheirathet geblieben."

Eine Weile gingen wir stumm nebeneinander hin; dann begann er wieder: „Sie können sich denken, wie mir wurde, als ich heut Abend plötzlich mein Ebenbild erblickte — neben meiner alten Liebe. Ich meinte, der Schlag sollte mich rühren. Daß ich Vater sei — der Gedanke ist mir nie gekommen. Denn Jener, wie er sich auch nennen mag: sein Ursprung ist mir so sicher wie die Zugehörigkeit meiner Nase zu mir. Und jetzt macht's mich rein närrisch, zu denken, daß da eine so prächtige Copie von dem Konrad Gruber hier herumläuft, mit einem schönen, altadeligen Namen, und er hat sein Vergnügen in der Welt, und es fehlt ihm nichts! Denn die liebe Tante wird ihn schon gut halten; sie weiß

warum. Ein glücklicher Junge, dieser Sohn von mir! Ist mir's doch beinahe, als ob ich's selbst wäre!" Und er rieb sich vergnügt die Hände.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich, einigermaßen besorgt, John Parker, alias Konrad Gruber werde sich nun da einzudrängen versuchen, wo man ihn nicht kennen durfte.

Aber in dieser Hinsicht schien nichts von ihm zu befürchten. Freilich versetzte er, das wolle er davon haben, daß er, so lange er in München sei, seinen Herrn Sohn — er sagte wirklich Herrn Sohn — ein bischen beobachte, doch selbstverständlich aus der Ferne. Er sei doch neugierig, ob er aus der Art geschlagen sei. Allem Anschein nach nicht. Er sehe aus wie ein flotter Cavalier, der wohl mit einer Flasche Sect fertig zu werden wisse. Auf die Spur werde er ihm bald kommen. O, er habe noch Geld genug, um sich in den Gesindestuben gute Freunde zu machen. Und er beabsichtige ja nicht, Jemandem lästig zu fallen; nur seine stille Freude als Zuschauer wolle er haben.

In dieser Weise schwatzte er aufgeregt weiter, bis wir an den Eingang zu einem renommirten Bierschank gelangten. Da brach er ab und fragte mich, ob ich mit ihm eintreten wolle. Ich hielt es für besser, das Verhältniß nicht allzuvertraut werden zu lassen, und entschuldigte mich mit Müdigkeit. Doch schien es mir andererseits rathsam, mit ihm in einer gewissen Verbindung zu bleiben, da ich mir nicht verhehlte, daß seine Pläne, namentlich bei ungeschickter Ausführung, Verdacht rege machen könnten. Und meine Theilnahme an dem Geschick der Freiin von Rattingen war groß genug, um es mir zur Pflicht zu machen, die Gefahr, die ihrem Geheimniß drohte, nach Kräften abzuwehren. Ich gab also Herrn John Parker meine Visitenkarte, nannte ihm das Hôtel, in dem ich wohnte, und bat ihn, mir Bericht zu erstatten, da mein Interesse an seiner Angelegenheit ein sehr reges sei. Er sagte mir zu, daß er mich besuchen werde, und gab mir auch seine Adresse. In einer volkreichen Straße der Vorstadt hatte er eine möblirte Wohnung genommen. Und so trennten wir uns.

VI.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich von einer der drei Personen, die so eigenthümlich mit einander verbunden waren, wieder etwas hörte oder sah. Dann, eines Abends, als ich mich gerade anschickte, in eine Soiree bei dem Finanzminister zu gehen, wo ich nicht umhin konnte, zu erscheinen, ließ John Parker sich bei mir melden.

Er hatte eine Menge Nachrichten über Herrn von Altmühl gesammelt, — Gott weiß, wie und wo. Huldas Sohn war ein Lebemann von freien Sitten, ein genußsüchtiger junger Mann, allen noblen Passionen fröhnend. John Parker erzählte dies mit dem größten Stolz, — allerdings mit anderen Worten. Er hatte den Vornamen Altmühls ausgekundschaftet, und nannte ihn nur beharrlich Siegfried, was komisch genug klang.

Siegfried werde von seinen Untergebenen schwärmerisch verehrt, berichtete er. Oder: Siegfried verkehre in den feinsten Häusern der Residenz und wisse sich vor Einladungen nicht zu lassen. Und schließlich vertraute er mir auch an, schmunzelnd und mit sichtlichem Behagen, Siegfried habe ein kleines Verhältniß mit einem Theaterdämchen. Kurz: was er von Siegfried gehört hatte, gefiel seinem väterlichen Herzen wohl.

Uebrigens versicherte er mir auf mein ernstliches Befragen, daß er mit der größten Behutsamkeit vorgehe.

„Wofür halten Sie mich, Herr Regierungsrath?" spielte er sich auf. „Gott soll mich davor bewahren, daß ich die Veranlassung werde, dem Jungen das Leben trübe zu machen; da wär' ich ein schlechter Vater! Er soll bleiben, was er ist, vor Jedermann. Und könnt' ich beweisen, was ich glaube? — Es würde mir schlimm ergehen, wenn ich meine Zunge nicht hütete; ich werde mich schon in Acht nehmen. — Gesehen hab' ich den Siegfried auch ein paar Mal, hier und da; heute zu Pferde. Verteufelt gut reitet er; wie sollte er auch nicht? Er hat ein Jahr bei den Chevauxlegers gedient. Jetzt ist er Vicewachtmeister bei der Reserve."

Mein Wagen wurde gemeldet. Ich bat John Parker, er möge mich entschuldigen; ich sei zum Finanzminister gebeten.

„Da werden Sie Siegfried treffen," sagte er erfreut; „ich weiß es aus bester Quelle, daß er hingeht. Ach, da hätt' ich eine große Bitte an Sie! Darf ich gleich morgen früh wiederkommen, und Sie sind dann so gut und erzählen mir etwas von dem Jungen? Wie er sich macht unter den Herrschaften und wie er Ihnen gefällt?"

Fürwahr ein naives Ansinnen! Aber etwas Rührendes hatte sie doch, diese Verehrung des plebejischen Vaters für den aristokratischen Sohn! — Ich brachte es nicht über das Herz, ihm die erbetene Erlaubniß zu versagen.

Er begleitete mich die Treppe hinunter, bis an den Wagen. Der Portier betrachtete ihn von oben bis unten, als er mir noch vom Trottoir aus einfach zunickte — ganz als freier amerikanischer Bürger, der den Unterschied der Stände für einen Humbug hält. Er mag sich über diese intime Bekanntschaft von mir seine absonderlichen Gedanken gemacht haben, der silberbetreßte Herr Portier!

In der That traf ich Siegfried von Altmühl in der Gesellschaft, wie Parker mir vorher gesagt hatte. Aber auch seine „Tante", die Freiin von Rattingen, was Jener wohl nicht der Mühe werth gehalten zu erwähnen. Denn merkwürdiger Weise schien er an der ehemaligen Geliebten keinen Antheil mehr zu nehmen.

Mit Herrn von Altmühl kam ich im Laufe des Abends nur verschiedene Male in flüchtige Berührung. Er machte einen angenehmen Eindruck auf mich; die paar Worte, die er in das Gespräch warf, verriethen Geist und Verstand. Uebrigens hatte er etwas Unstetes; ich sah ihn bald hier, bald dort in den Räumen, schmetterlingsartig umherflatternd.

Wie mir schien, war er zerstreut und innerlich von Dingen in Anspruch genommen, die größere Wichtigkeit für ihn hatten, als die Gespräche, welche er zu führen nicht wohl unterlassen konnte.

Der Freiin von Rattingen stellte mich Se. Excellenz selbst vor, mit einigen launigen Worten, die sich darauf bezogen, daß ich mich bis jetzt der Münchener Gesellschaft fern gehalten hatte. Die Gnädige empfing mich sehr artig und hatte die Güte, mich auf einen Sessel zu nöthigen, der neben ihr frei war; doch meinte ich, hinter ihren freundlichen Worten ein gewisses Mißtrauen zu erkennen, das sie dem Fremden, der aus Norddeutschland kam, entgegenbrachte. Sie unterließ auch nicht, sich im Laufe der Unterhaltung nach meinem Geburtsort, nach meinen Familienverhältnissen, selbst nach den Städten zu erkundigen, wo ich zeitweilig im Amt gestanden. Als ich Kassel nannte, traf mich ein rascher, forschender Blick; ich ging indessen mit möglichster Unbefangenheit über diese verdächtige Gegend hinweg. Schließlich mußte sie wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ich ein gänzlich ungefährlicher Mensch sei; denn sie glitt allmählich aus ihrer Reserve heraus und begann, über neutrale Gegenstände mit Gewandtheit lebhaft zu plaudern. O, sie war durchaus nicht oberflächlich, so leicht auch ihre Rede floß. Sie verrieth umfassende Kenntnisse und besaß in Sachen der Kunst ein feines, selbständiges Urtheil. Auch für die Verhältnisse des praktischen Lebens zeigte sie einen klaren Blick und scharfes Verständniß. Als ich ihr ein Compliment darüber machte, erwiderte sie, daß sie kein Lob verdiene. Wer, wie sie, zwanzig Jahre lang die Bewirthschaftung großer Güter ziemlich selbständig geleitet habe, müsse schon zu einer Einsicht in die realen Factoren gelangen, welche das Dasein reguliren. Sie sei durch ihre Lage genöthigt worden, fügte sie erläuternd hinzu, ihre eigenen Kräfte anzuspannen. Viel habe sie lernen müssen, und es sei ihr keineswegs leicht geworden, allen übernommenen Pflichten gleichmäßig gerecht zu werden. Nun aber sei ihr, schon seit langer Zeit, die Arbeit eine liebe Gewohnheit. „Mein Platz ist nicht hier in München," sagte sie. „Zu Hause fühle ich mich nur auf dem Lande, — auf meinem Lande. Wenn ich trotzdem die Wintersaison hier verlebe, so geschieht dies meinem Neffen zu Gefallen. Er ist mein einziger Verwandter, und wir trennen uns nicht gern."

Ihre Augen schweiften durch die Räume, den Sohn suchend. Plötzlich runzelte sich ihre Stirne, und sie preßte die Lippen aufeinander. Vorsichtig ausspähend, glaubte ich den Grund ihres Mißmuthes zu errathen: Herr von Altmühl stahl sich davon; eben hatte er sich von der Wirthin verabschiedet. Wahrscheinlich war dies gegen die Abrede, und die gnädige „Tante" war berechtigt, mit dem Flüchtling unzufrieden zu sein.

Ich nahm die Pause im Gespräch wahr, um mich zu empfehlen; hatte doch diese erste Unterhaltung, die mir mit der Freiin von Rattingen vergönnt war, ohnehin schon lange genug gedauert. An diesem Abende

sah ich sie nicht wieder; als die Thüren des Speisesaals geeöffnet worden waren, mußte sie sich entfernt haben.

Hernach gerieth ich in die Gesellschaft einer älteren Dame, einer geborenen Berlinerin, die sich ein Vergnügen daraus machte, den nordischen Fremdling ein wenig über die Persönlichkeiten zu orientiren, die in diesem Kreise eine Rolle spielten. Nachdem ich von einer genügenden Anzahl der Anwesenden vernommen hatte, wo sie der Schuh drückte, wagte ich nach dem Fräulein von Rattingen und ihrem Neffen zu fragen.

„O, das Fräulein ist eine ganz vortreffliche Person," ließ sich meine neue Bekannte vernehmen; „man hört nur Gutes von ihr. Sie soll ihre Besitzungen musterhaft verwalten, und wirklich ganz selbstständig — mit einem Eifer, als ob die Arbeit ihre größte Freude wäre. Nur eine Schwäche hat sie, nämlich eine fast blinde Zuneigung zu ihrem Neffen. Nun, ein bildhübscher Strick soll er von Jugend an gewesen sein, der junge Herr, und gegen sein ‚süßes Tantchen' — wie er sie noch jetzt im vertrauten Kreise nennen soll — ist er immer sehr zärtlich gewesen. Da mag sich wohl bei ihr ein mütterliches Gefühl für den schönen Schmeichler entwickelt haben. Leider weiß der Herr Siegfried, daß die Tante ihn zu ihrem Erben bestimmt hat. Demgemäß lebt er, und das Fräulein läßt ihn gewähren. Neuerdings treibt er's etwas arg. Man spricht von einer sehr kostspieligen Liaison, die er angeknüpft habe. Ich will ihm wünschen, daß seine Tante nichts davon erfährt; wie ich sie kenne, hat sie über dergleichen Extravaganzen puritanische Ansichten. Es wundert mich schon, daß sie ihm zu spielen gestattet; denn das muß sie doch wohl, da sie seine Verluste deckt. Und diese Verluste können nicht unbeträchtlich sein, nach Allem, was man hört. Der junge Herr scheint kein sonderliches Glück im Spiel zu haben."

Ich hatte genug vernommen. Es schien also, als ob auch Hulda eine jener Mütter wäre, die bei aller sonstigen Charakterstärke einem geliebten Kinde keinen Widerstand zu leisten vermögen und gelähmten Willens dasselbe seinen Kurs verfolgen lassen. Nach dem Eindruck, den sie auf mich gemacht, hatte ich Besseres von ihr erwartet; ich war — ich gestehe es — unangenehm enttäuscht. Vielleicht aber that ich ihr Unrecht; vielleicht hatte sie ihre besonderen Gründe zu der Nachgiebigkeit gegen den Sohn, der vor der Welt ihr Neffe war. Wenigstens hoffte ich es.

Am nächsten Morgen arbeitete ich in meinem Hotel bis Mittag. An den Besuch, den mir John Parker verheißen hatte, dachte ich nicht. Erst als ich mich rüstete, auszugehen, kam er. Unwirsch sagte ich ihm, er möge am Abend wiederkommen. Indessen bat er dringend, mir eine kurze Mittheilung machen zu dürfen, und ich glaubte hören zu müssen, was ihn drückte. Also forderte ich ihn auf, zu reden.

Sofort begann er mit wichtiger Miene: „Gestern Abend hat's einen heftigen Auftritt gegeben zwischen Siegfried und seiner Mutter. Von seinem Kammerdiener weiß ich's. Ich erzählte Ihnen schon, der Junge

habe ein Verhältniß. Na, was ist weiter dabei? In der großen Welt, dächt' ich, drückte man über so etwas ein Auge zu. Wie billig: Jugend hat nun einmal keine Tugend und Most muß schäumen —"

„Bitte, verschonen Sie mich mit einer Apologie des Lasters," unterbrach ich ihn scharf. „Weiter! meine Zeit ist kostbar."

Er sah mich groß an, wie verwundert darüber, daß ich seine toleranten Ansichten nicht theilte; doch gehorchte er mir und fuhr fort: „Also die Mama ist dahinter gekommen. Wie, weiß ich nicht. Und als er vom Liebchen heimkam, hat sie ihn empfangen und es ihm auf den Kopf zugesagt, wo er die späten Abende verbringe. Und gedroht hat sie ihm, sie würde ihre Hand von ihm abziehen, wenn er nicht mit dem Mädchen breche, oder wenn er jemals wieder sich in ein ähnliches unmoralisches Abenteuer einlasse. Denken Sie! Ihm zu drohen hat sie gewagt, sie in ihrer Lage! Und aus solchem Grunde! Wenn Siegfried nur wüßte, wie er zu ihr steht: er würde sie rasch genug nöthigen, andere Saiten aufzuziehen!"

„Haben Sie etwa die Absicht, es ihn wissen zu lassen?"

„Noch nicht. Aber ich kann nicht voraussehen, wozu ich noch getrieben werde. Mein Junge soll etwas davon haben, daß er eine vornehme Mutter hat."

Aergerlich rief ich: „Sie würden am besten daran thun, Herr Parker, heute noch nach Amerika abzureisen!"

Ich hatte die Geschichte satt. Meine Mappe vom Tisch nehmend, schickte ich mich an, meiner Wege zu gehen.

Siegfrieds rappelköpfischer Vater strich sich nachdenklich den weißen Schnurrbart. Dann stieß er einen englischen Fluch aus und brummte: „Sie mögen Recht haben, Herr Rath. Meinen Sie, es sei ein angenehmes Gefühl, mit der brennenden Lunte in der Hand bei einem Pulverfaß zu stehen — wie ich jetzt? — Aber ich kann noch nicht abkommen; meine Geschäfte rücken nicht von der Stelle."

Ich verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab; er blieb neben mir.

„Die Münchener Brauereien sind so schwierig, als ob sonst nirgendswo Malz mit Hopfen eingesotten würde," klagte er. „Und so mißtrauisch! Zuerst Zahlung, dann Lieferung; so allenthalben. Bei solch altmodischen Grundsätzen ist ja kein gesundes Geschäft möglich."

Weise Vorsicht der Münchener Herren! Daß sie bei John Parker wohl angebracht war, bezweifelte ich nicht.

Er setzte seine Jeremiade bis auf die Straße fort. Da blieb ich stehen, um ihm anzudeuten, daß er sich von mir trennen möchte.

In diesem Augenblick fuhr eine Equipage vor. Ich beobachtete sie nicht, bis ich es in des Amerikaners Gesicht zucken sah und er plötzlich verstummte.

In dem Wagen befand sich Hulda von Rattingen mit Herrn von

Altmühl. Ich grüßte; doch kam es mir so vor, als ob Beide meinem Gefährten eine größere Beachtung schenkten als mir.

„Kommen Sie!“ flüsterte ich dem starr Dastehenden zu. Mechanisch gehorchte er; rasch entfernten wir uns.

Nach dreißig oder vierzig Schritten rief ich unmuthig aus: „Ich wollte Herr John Parker, Sie wären, wo der Pfeffer wächst!“

Damit verließ ich ihn, die Straße kreuzend.

VII.

Die Folgen dieser Begegnung ließen nicht lange auf sich warten.

Schon bei meiner Rückkehr in das Hôtel fand ich ein Billet von dem gnädigen Fräulein vor. Sie wünschte mich zu sprechen und zwar sofort. Den ganzen Abend werde sie für mich zu Hause sein.

Eine schöne Bescheerung! — Was sie von mir wollte, darüber war kaum ein Zweifel möglich. Sie mußte ihn erkannt haben, den Liebhaber von ehedem, — erkannt haben trotz der Veränderungen, die fünfundzwanzig Jahre eines wechselvollen Lebens in seinem Aussehen bewirkt hatten. O, das Auge der Furcht sieht scharf!

Ich begab mich ohne Verzug in das Haus, welches Fräulein von Rattingen bewohnte.

Nach Nennung meines Namens führte der Diener mich sofort in das Arbeitszimmer seiner Herrin — ein schlicht möblirtes Gemach, dessen Hauptschmuck ein mächtiges Schreibpult von Eichenholz bildete. Eine Lampe mit grünem Schirm brannte in der Mitte des Sophatisches und erleuchtete nur einen kleinen Raum ringsumher; in dem übrigen Theile des Zimmers herrschte eine Dämmerung, die deutliches Sehen unmöglich machte. Diese Veranstaltung war klug ersonnen; sie schützte die Freiin vor allzu scharfer Beobachtung. Sie konnte ja nicht wissen, wohin das Gespräch führen würde, zu dem sie mich geladen hatte!

Fräulein von Rattingen trat mir entgegen und reichte mir die Hand. „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich Sie bemüht habe,“ empfing sie mich, „um so mehr, als es sich nur um eine Auskunft handelt, die ich von Ihnen erbitten möchte.“

Kaum hatte ich mich dann, ihrer Aufforderung folgend, niedergelassen, als sie sofort, ohne Umschweife zur Sache kommend, fortfuhr; „Ich glaube heute in Ihrer Gesellschaft einen Menschen gesehen zu haben, der in einem Abenteuer, das mir in meiner Jugend zustieß, eine Rolle gespielt hat. Mein Neffe sagt mir, derselbe Mann habe sich ihm während der letzten Tage verschiedentlich in den Weg gestellt und ihn mit großer Unverschämtheit betrachtet. Die Anwesenheit dieses Mannes in München läßt mich befürchten, daß er gewisse Dinge, die er weiß, zu verwerthen suchen wird. Es liegt mir deshalb daran, etwas Näheres über seine gegenwärtigen Verhältnisse, wo möglich über seine Sinnesart, zu erfahren. Nicht, daß ich

ihn zu fürchten hätte; ich fürchte Niemanden. Nur etwaigen Unannehmlichkeiten möchte ich, wenn möglich, vorbeugen. Sie wissen ja ohne Zweifel, Herr Rath, daß Personen, die Ansprüche zu haben glauben, sehr lästig werden können, namentlich wenn sie, ein directes Vorgehen scheuend, auf allerlei sonderbaren Umwegen zum Ziel zu kommen suchen."

Sie hatte sich mit anerkennenswerther Vorsicht ausgesprochen. Es war an mir, ihr mitzutheilen, daß der von ihr bezeichnete Mann sich John Parker nenne, in Amerika ansässig sei und sich Geschäfte halber in München aufhalte.

Das gnädige Fräulein stand noch immer, die Hände vor sich auf den Tisch gestützt. Etwas in dem Tone meiner Antwort mochte ihr verrathen haben, daß ich zurückhielt, was mich die Form ihrer Erkundigung nicht zu sagen berechtigte. Sie mußte sich schon weiter vorwagen und that es, ohne zu zögern.

„Also Parker nennt er sich!" begann sie wieder. „Wenn er Derjenige ist, für den ich ihn halte, so führte er früher, als er noch in Deutschland war, einen anderen Namen. Kennen Sie denselben vielleicht?"

„Allerdings. Er hieß Konrad Gruber."

Und sie hastig: „Er hat Ihnen seine Geschichte anvertraut, nicht wahr?"

„Nicht er. Aber ich kenne seine Geschichte aus dem Munde des Försters Wolfshagen."

Dieser Name traf sie zu unvorbereitet. Sie sank in einen Sessel, von mir abgewandt, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Zeit für mich, zu reden, war gekommen.

Ich erzählte ihr von meiner ersten Begegnung mit dem Amerikaner, von meinen Beobachtungen im Theater, von dem darauf folgenden abermaligen Zusammentreffen mit dem verdächtigen Manne. Ich verhehlte keine der Aeußerungen, die er über sich und seine Unternehmungen in Amerika gethan hatte. Warum sollte ich auch? Hulda wollte ihren alten Liebhaber kennen lernen, wie das Leben ihn geformt hatte, wie sein Charakter sich in seinen Handlungen spiegelte. Nichts als Wahrheit konnte sie befriedigen.

Und dann erzählte ich ihr von der seltsam beschaffenen Zuneigung, welche sich in Konrad Gruber zu seinem Sohne entzündet hatte, — wie er sich an ihre Dienerschaft herangemacht und die intimen Vorgänge unter ihrem Dache erkundet habe, — endlich von der Drohung, die er am Morgen hatte laut werden lassen.

Es dauerte lange, bis ich mit meinem Vortrage zu Ende war. Nicht ein einziges Mal hatte Hulda mich unterbrochen. Als ich nun schwieg, wandte sie sich zu mir, vollständig gefaßt und gesammelt. Nur über ihren sonst so klaren, glänzenden Augen lag ein leichter Schleier.

„Ich danke Ihnen, Herr Rath," sagte sie mit fester Stimme. „Die

Lage der Dinge ist mir vollständig klar; ich wollte nur, daß der Entschluß, den ich fassen muß, mir ebenso klar wäre!"

Sie schwieg einige Secunden; dann fuhr sie fort: „Seit dem Tode meines Oheims Altmühl habe ich mit keinem Menschen über dasjenige sprechen können, war mir am meisten am Herzen liegt — über die Zukunft meines Sohnes. In dem gegenwärtigen kritischen Momente treten Sie, ein Fremder, ein Fernwohnender, zu mir und zeigen sich fast erschreckend wohlunterrichtet von meinen geheimen Angelegenheiten. So Vieles wissen Sie bereits: Sie müssen es sich gefallen lassen, daß ich Sie nunmehr ganz zum Vertrauten mache. Sie sind welterfahren, Sie denken menschlich, Sie urtheilen milde — ich hab' es aus der Färbung Ihrer Mittheilungen herausgehört. Wohlan: wollen Sie einer alleinstehenden Frau, die sich in schwieriger Lage befindet, ein freundschaftliches Interesse zuwenden? Wollen Sie meine Bekenntnisse in verschwiegener Brust bewahren?"

Ich reichte ihr die Hand; sie nahm und hielt sie mit energischem Druck. Wir sahen uns lange in die Augen, ohne zu sprechen. Der Bund war geschlossen.

Freier ließ Hulda sich jetzt gehen; eine gewisse Spannung, die in ihrer Haltung bisher bemerkbar gewesen, verschwand.

„Als ich mich von Konrad Gruber trennte," begann sie, „hatte ich nur eine undeutliche Vorstellung von dem eigentlichen Charakter des Mannes. Allmählich erst, in der tiefen Ruhe, mit der mich die Fürsorge meiner Verwandten umgab, setzte ich mir aus vielen kleinen Zügen, die meine Erinnerung bewahrt hatte, ein Bild von ihm zusammen, das der Wirklichkeit entsprach. Wie treu es war, hat mir Ihre Erzählung dargethan. Aber auch gerechtfertigt hat sie mich: meine Untreue entsprang dem Gebot der Selbsterhaltung. Gott sei Dank! die Kraft war in mir, die mich nicht verloren gehen ließ!

„Mein Knabe wurde in einem Dorfe im Schwarzwalde geboren. Kaum war er da, als mich die Furcht ergriff, er würde nach seinem Vater arten. Und dabei fühlte ich so lebhaft, daß mir, mir allein die Verantwortlichkeit für das Heil dieser Seele oblag! — Schwere Sorge fiel auf mich. Die Rücksicht auf meinen Ruf verbot mir, den Kleinen in meiner Nähe unterzubringen; ich durfte mir nur gestatten, ihn jährlich einmal zu besuchen. Er entwickelte sich über Erwarten günstig, er wurde ein hübscher, herziger kleiner Bengel. Wenn ich ihn wieder verlassen mußte, — es schnitt mir in's Herz. Da, als Siegfried vier Jahre alt war, entstand in meinem Oheim Altmühl der Plan, ihn für ein verwaistes Kind eines Verwandten auszugeben und zu sich zu nehmen. Es war nicht allein Mitleid mit mir, was ihn trieb; er sowohl wie meine Tante hatten sich in den Knaben verliebt, als sie mich auf meiner letzten Reise in den Schwarzwald begleiteten. Fraglich schien ihm nur, ob ich so viel Selbstbeherrschung würde aufwenden können, um mich nicht zu verrathen. Sie unterschätzten die Stärke der

Mutterliebe. Jede Verstellung würde mir leicht geworden sein, wenn ich damit mir das Glück verschaffen konnte, täglich mein Kind zu beobachten! Und als ‚Tante‘ durfte ich mich ja mit ihm beschäftigen; durch die Pflegeeltern durfte ich meine mütterlichen Rechte ausüben! — Ich versprach Vorsicht und Zurückhaltung, und Siegfried erschien in Rattingen. Dann, als der Knabe fortfuhr, sich vortrefflich zu entwickeln, geriethen wir, meine Verwandten und ich, auf das Project, ihn emporzuheben und zu unser Aller Erben zu erziehen. Mein Oheim adoptirte ihn und setzte es durch, daß er seinen Namen tragen durfte. So war, nach menschlichem Ermessen, die Zukunft dieses Wildlings in eine sichere, breite, wohl umhegte Bahn geleitet, und von diesem Augenblicke an stellte ich mir als Lebensziel auf, für meinen Sohn und Nachfolger mein Gut zu erhalten, ja, nach Kräften zu mehren. Mein Oheim war so gütig, mich zu schulen. Ich war greulich unwissend, und das auf mich anstürmende Neue verwirrte mich über alle Maßen. Aber ich besaß einen festen Willen, und allmählich ordnete sich das Chaos vor meinem Geiste. Während Siegfried den Unterricht eines Hauslehrers genoß und, offenen Kopfes, die erfreulichsten Fortschritte machte, lernte ich, seine Mutter, Landwirthschaft, Forstcultur, Viehzucht, Rechnungswesen — und was nicht alles sonst noch! — Ich begann, einzugreifen in die Verwaltung meiner Güter, meines mobilen Vermögens. Anfangs zaghaft, dann immer sicherer. Allmählich ward ich inne, daß ich einen Beruf hatte. O, es war mir eine ganz unerwartete Erfahrung, daß die Arbeit, die wirkliche, den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Arbeit eine Befriedigung gewährt, die dem reinsten Glücksgefühl nahe kommt!

„In meinen Kreisen spottete man über mich. Ein unverheirathetes wohlhabendes Frauenzimmer, das sich plagte und abmühte, seine Habe zu vergrößern — das war allerdings eine seltsame Erscheinung. Man hielt mich für besessen vom Erwerbsteufel; ein andere Erklärung meines Treibens wußte man nicht aufzufinden. Niemand muthmaßte die wahre Ursache. Meine Flucht war gar nicht als solche angesehen worden, da bekannt war, daß ich zu einer Freundin reiste. Darauf, daß das gleichzeitige Verschwinden des Jägers im Zusammenhange mit meiner Reise stehen könnte, verfiel Niemand. Dazu hatte mein Oheim die Besonnenheit gehabt, keinen Lärm zu schlagen, als ihm einige Tage später die Nachricht zukam, ich sei bei der Freundin nicht angekommen; vielmehr versuchte er ganz allein, meine Spur zu finden. Die Anwesenheit seines Dieners in Kassel war ein Zufall; der Mann hatte Urlaub.

„Als Siegfried elf Jahre alt war, sandten wir ihn nach Regensburg, wo er das Gymnasium besuchte. Ein paar Jahre später trat, mitten im Winter, in Rattingen der Typhus auf, eingeschleppt von einem wandernden Strolch, dem ein gutmüthiger Häusling Obdach gewährt hatte. Wir im Schlosse dachten an keine Gefahr für uns; da brach die Krankheit bei einer der Mägde aus. Wenige Tage später hatte sie meinen Oheim er-

griffen. Er beschwor seine Frau, er beschwor mich, zu flüchten. Uns indessen schien es feige, ihn zu verlassen, und wir harrten bei ihm aus. Er war nicht zu retten. Noch ehe er starb, legte sich auch meine Tante. Und auch sie wurde dahingerafft, nach kaum acht Tagen. O, es war eine schreckliche Zeit; ich bin alt darin geworden!

„Nun war ich Herrin und Alles lag auf mir. Ich mußte den Kopf oben behalten, damit nicht lähmender Schrecken rings um mich her in die Seelen fuhr, und die feste Ordnung der kleinen Colonie sich in wüsten Wirrwarr auflöste. Ich begriff meine Aufgabe und habe sie erfüllt. Meine eigene Gesundheit war wie gefeit; die Epidemie gewann keine Gewalt über mich. Mit unverändertem Gesicht, mit gleichmäßigem Schritt, scheinbar unberührt von dem Entsetzlichen, was ich sah, bin ich umhergewandelt zwischen Gesunden und Kranken. Und das Beispiel, das ich gab, half; Keiner wollte weniger seine Schuldigkeit thun, als ich.

„Erst als der letzte Kranke außer Gefahr war, dachte ich an mich selbst. Rattingen war mir verleidet; ich siedelte nach Altmühl über, das nun auch an mich gefallen war, da mein Oheim mich testamentarisch zu seiner Universalerbin eingesetzt hatte, — aus Gründen, die ich gleich berühren werde. Dort, in Altmühl, erholte ich mich von der übernatürlichen Anspannung aller Kräfte, die meine Stellung von mir gefordert hatte. Eine schlimme Zeit lag hinter mir; aber gelernt hatte ich auch, wessen ich fähig war. Fortan durfte ich mir selbst vertrauen. Und ich that es auch.

„Als Siegfried zum Sommer in Altmühl eintraf, bemerkte ich mit gelindem Schrecken, daß seine Gesichtszüge eine wenig erfreuliche Aehnlichkeit mit denjenigen seines Vaters zu zeigen begannen. Niemals war die alte Furcht gänzlich in mir erloschen, daß der Knabe nach dem Vater arten möge. Eben diese Furcht hatte mich veranlaßt, in meinen Oheim zu dringen, daß er letztwillig verfügte, wie er gethan. Erwies Siegfried sich als ein unverbesserter Nachkomme Grubers, so sollte er niemals als freier Herr auf den Gütern eines alten Geschlechtes sitzen, niemals die Traditionen Derer von Rattingen und Altmühl fortsetzen — dies war mein fester Entschluß, obgleich ich seine Mutter war.

„Sie sehen, Herr Rath, wie ernst ich es mit dem Adel nehme. Vielleicht werden Sie geltend machen, daß legitime Söhne aus alten Geschlechtern nicht immer adeligen Sinn haben. Das ist eben ein Verhängniß und muß ertragen werden. Eine Generation geht schnell vorüber. Wäre Siegfried legitim und von Rechtswegen mein Erbe: ich müßte seine Nachfolge unter allen Umständen dulden, und ich würde es. Niemals würde mir in den Sinn kommen, das Erbrecht anzutasten. Ich betrachte dasselbe als eine feste und weise Schranke individuellen Beliebens, parteiischer Willkür. Den historischen Zusammenhang einer Familie zu lockern, muß dem Einzelnen verwehrt sein.

„Doch zurück zu Siegfried. Es war nunmehr nothwendig, daß ich

sein Verhältniß zu mir feststellte. Ich erwog Folgendes: wenn ich ihm sagte, er sei gänzlich von mir abhängig und habe nur dann Aussicht auf eine angesehene weltliche Stellung, wenn seine Führung mir gefiele, so mußte ich befürchten, daß er, aus Interesse zum Heuchler werdend, sein wahres Selbst vor mir versteckte und sklavisch mir zu Gefallen lebte. Das aber durfte nicht sein. Nur wenn ihm das Gefühl voller Freiheit gegeben wurde, konnte ich klar zu erkennen hoffen, welche Triebe in ihm mächtig waren und in welcher Richtung sein Ehrgeiz sich bewegte — mit einem Worte: ob er wirklich würdig war, der Erbe von Rattingen zu werden.

„Ich erklärte ihm also — er war sechzehn Jahre alt damals — daß er nach meinem Tode unbeschränkter Eigenthümer meines gesammten Besitzes sein würde, und daß ich mich seinem Adoptivvater gegenüber verpflichtet hätte, während meiner Lebenszeit ihm die Mittel zur Führung eines standesgemäßen Lebens anzuweisen, ohne jemals zu kargen. Ferner: welche Carriere er nach Abgang von der Schule wählen wolle, sei ihm gänzlich anheimgestellt. Und wenn es ihm etwa am besten zusagen sollte, gar keinen Beruf zu haben, so sei ihm auch dies unbenommen. Ueberhaupt dürfe er sich vollständig als Herr seines Geschickes betrachten.

„Diese Eröffnungen machten Siegfried nicht schwindlig. Er war in Reichthum erzogen und betrachtete sich als zu den privilegirten Klassen gehörig, die vom Fluche des Paradieses ausgeschlossen sind. Die unbedingte Freiheit aber, die ich ihm ließ — sein Vormund hatte sich jedes Einspruchs gegen meine Anordnungen begeben — kam ihm doch unerwartet. Ich schien ein unbedingtes Vertrauen in ihn zu setzen; das rührte ihn. Er umarmte und küßte mich; er rief: ‚Nein, mein liebes, süßes Tantchen, ich lasse mich nicht so von Dir abschütteln! Du mußt mir Mutter sein von jetzt an; darum habe ich Dich ja bitten wollen!‘ — Und ich: ‚Gewiß; meine Liebe wird Dir niemals fehlen, und meinen Rath, sobald Du denselben erbittest, werde ich Dir nicht vorenthalten. Aber Du sollst zeitig lernen, Dich auf die eigenen Füße zu stellen; Du sollst Dir zeitig bewußt werden, daß Du die volle Verantwortlichkeit für Deine Handlungen trägst. Nicht zu einem Schwächling möchte ich Dich heranwachsen sehen, der ängstlich nach dem Erlaubten fragt und sich vorsichtig nach Anderen modelt. Erziehe Dich selbst; Du kannst es, und ich erwarte es von Dir.‘ — Da wallte er auf: ‚Ich schwöre Dir, Tante Hulda, ich will ein Mann werden, wie Du eine Frau bist.‘

„Ach, die schönen Zeiten! — Siegfried ist eine impulsive Natur, keine beharrliche. Es war ihm heiliger Ernst mit dem, was er versprach, so lange sein Herz bewegt blieb. Das aber schlug bald wieder ruhig, und dann trieb er willenlos weiter. Das Schulpensum absolvirte er ohne besondere Schwierigkeit; von da an jedoch gewannen die Lockungen der Außenwelt immer mehr Gewalt über ihn. Auf der landwirthschaftlichen

Hochschule, zu welcher er überging, lernte er nur wenig. Er gestand dies offen ein, wenn er in den Ferien nach Altmühl kam; doch fügte er voll auflodernden Eifers hinzu, das solle von nun an anders werden, ganz anders. Es blieb indessen beim Alten.

„Nach anderthalb Jahren klagte er: ‚Ach, bestes Tantchen, diese Lehre von der rationellen Bodencultur und Allem, was damit zusammenhängt, ist fürchterlich langweilig! Wirklich: ich habe sie gründlich satt. Ich denke, im Herbst diene ich. Vielleicht bleibe ich bei der Waffe.‘ — Ich erwiderte nur achselzuckend, er müsse wissen, wie er sich einzurichten habe. Da brach sein besseres Ich wieder durch. — ‚Ich weiß,‘ sagte er, ‚wie Du über mich denkst, Tantchen, so genau, als wenn Du mir's gesagt hättest. In Deinen Augen steht's geschrieben. Aber Du irrst Dich doch in mir, so klug Du auch bist. Du wirst sehen: fühle ich erst den richtigen Weg unter den Füßen, dann geht's immer geradeaus. Zu irgend etwas muß ich doch berufen sein; ich werde schon ausfinden, was es ist.‘

„Nun: der Dienst in der Armee war jedenfalls nicht derjenige Beruf, den Siegfried suchte. Länger als er mußte hat er nicht darin ausgehalten. Und dann —, ja dann ist nicht wieder die Rede davon gewesen seinerseits, daß er sich eine ersprießliche Thätigkeit wünsche; vielmehr schien er einen ausgiebigen Lebensgenuß für das Schicklichste in seinen Verhältnissen zu halten. Er sprach dies nicht geradezu aus, doch ließ er's mich indirect merken. Zuweilen, wenn ich den Kopf voll von Geschäften hatte, konnte er mich in seiner drolligen Weise schelten: ‚O Du närrisches Tantchen! Du wirst Dich vor der Zeit runzlig arbeiten, und hättest es doch gar nicht nöthig! Mußt Du denn Buch führen über jeden Halm, der innerhalb Deiner Grenzen wächst? Mußt Du selbst Alles sehen, Alles anordnen? Und die guten Verwalter sind doch so billig zu haben! — Führst Du wohl ein Leben, wie es sich für eine Freiin von Rattingen ziemt?‘

„Es that mir weh, ihn so sprechen zu hören. Und doch lag in diesen und ähnlichen Aeußerungen so viel Liebe für mich, und dann wieder zeigte er mir so viel aufrichtige Verehrung: ich hätte nicht seine Mutter sein müssen, um ihm ernstlich zu zürnen!

„So sind die letzten Jahre vergangen. Gelegentliche kleine Anläufe, die er nahm, sich mir nützlich zu machen, entsprangen aus Langeweile. Aber ich fand nichts weiter an ihm zu tadeln, als daß er müßig ging. Vor Kurzem indessen ist er in einen Kreis von jungen Lebemännern hineingerathen, worin sein moralisches Gefühl sich abstumpft. Er fängt an, zu vergessen, was er seinem Stande schuldet.

„Daß Siegfried spielt, — daß er im Spiel große Summen verliert — nun, ich habe es hingehen lassen. Er verlor in guter Gesellschaft. Und unter Männern gilt das Hazardspiel als erlaubter Zeitvertreib. So ist die Welt einmal, und ich, als Frau, wollte nicht kleinlich, nicht beschränkt erscheinen und meine eigene, allerdings verschiedene Anschauung

geltend machen. Auch sollte Siegfried mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich geizig sei; es sollte keine Geldfrage sein, die uns entzweite. Ich zahlte ihm, was er forderte, ohne zu murren. Nur zeigte ich ihm jedes Mal, wie störend die Beschaffung einer größeren Summe in meinen wohlgeordneten Wirthschaftsbetrieb eingriff. Zuweilen auch richtete ich es so ein, daß er in meinem Auftrage Staatspapiere verpfänden mußte, um ihm zu Gemüthe zu führen, daß er sein dereinstiges Vermögen verschleudere. Eine Weile beherrschte er sich dann, bis der empfangene Eindruck verblaßt war und die Verführung wieder einmal dringend an ihn herantrat.

„Langsam aber ist über diesen Beobachtungen in mir der Zweifel daran gewachsen, ob es statthaft sei, Siegfried zum Erben von Rattingen zu machen. Lieber ein Fremder auf meinen Besitzungen, der sie zusammenhält, als ein Nachkomme, der sie zerstreut! Selbstverständlich würde ich Siegfried gegen jeden Mangel sicher stellen; aber weiter zu gehen — es scheint mir, daß ich es nicht mehr vor mir selbst verantworten kann.

„Und noch etwas ist hinzugekommen. Siegfried liebt und — unterhält eine Dame vom Theater. Ich habe erst gestern davon erfahren. Wie stadtkundig indessen dieses Verhältniß ist, geht daraus hervor, daß Gruber, der doch ein Fremder in München ist, sofort davon gehört hat, als er sich die Mühe gab, nachzuforschen, was der junge Herr von Altmühl treibe. Er — es sieht ihm ähnlich — billigt diese Verirrung seines Sohnes; er bewundert den weltmännischen Schliff, die genial-aristokratische Liederlichkeit, die sich darin documentiren. — Ich aber — dergleichen darf ich, dergleichen will ich nicht dulden. Ich habe mich genöthigt gesehen, Siegfried meine Meinung zu sagen — zum ersten Mal! Er war äußerst betroffen und beschämt. Er hätte ja das Recht der Leidenschaft gegen die conventionelle Sitte vertheidigen, er hätte zu seiner Entschuldigung anführen können, daß Verhältnisse dieser Art nichts Unerhörtes in unseren Kreisen seien. Aber er that nichts der Art. Nur nachgegeben — ausdrücklich nachgegeben hat er mir auch nicht. Und ein festes Versprechen fordern, daß er dem Skandal ein schleuniges Ende machen wolle — ich konnte es nicht, es ging gegen die Grundsatze, die ich für mein Verhalten gegen ihn adoptirt habe.

„Uebrigens schieden wir gestern Abend als gute Freunde; als er mir gute Nacht wünschte, küßte er mich sogar, wie gewöhnlich. Und heute Morgen — o, er hat eine liebenswürdige Natur! — erschien er bei mir zur gewöhnlichen Stunde und erkundigte sich, ob und wann ich im Laufe des Tages seiner Begleitung bedürfe. Mittags sind wir miteinander ausgefahren, wie Sie ja gesehen haben. Aber über den Gegenstand unserer gestrigen Unterhaltung kein Wort!

„Und doch kann ich mir eine Verschleppung nicht gefallen lassen. Entweder — oder. Ich will es nur gestehen: sein Kuß gestern Abend —

es überlief mich kalt dabei. Schon fange ich an, einen leisen Widerwillen — ich weiß es nicht anders zu bezeichnen — gegen meinen Sohn zu verspüren. Und ihn möchte ich mir doch so gerne erhalten!

„Ich fühl' es: in meinem, in seinem Schicksal muß eine entscheidende Wendung eintreten, ehe die Woche zu Ende ist. Was kann ich für Siegfried thun, damit er den Weg zu luftigen, hellen Höhen einschlage? Ist er noch aufzurütteln, ist er noch zu retten? Auch von mir muß doch etwas in ihm sein, etwas von jener Kraft, die ich bewiesen habe, als es galt, mir meine gefährdete Persönlichkeit zu erhalten!"

Hulda wandte sich mit brennenden Augen, mit bewegter Stimme an mich: „Sie überschauen die Lage der Dinge als Unbetheiligter; Sie sind nicht, wie ich, verwirrt von widerstreitenden Empfindungen. Denken Sie nach, lieber Herr Rath: wie liegt der Kurs, den ich steuern muß, damit wir den Hafen erreichen, wo Ruhe und Frieden ist?"

VIII.

Nur selten hatte ich Huldas Erzählung unterbrochen. Ihre Aufrichtigkeit war so groß, daß kaum etwas zu fragen blieb; auch über den Charakter Siegfrieds bedurfte ich keiner weiteren Aufklärung.

Während ich hörte und das Vernommene erwog, hatte ich mir eine Meinung über jenen Kurs gebildet, den Hulda suchte. Aber allerdings war das Mittel, welches ich verordnen zu müssen glaubte, heroischer Natur.

„Sie haben vorhin ein Wort gebraucht," versetzte ich, „welches das Nothwendige treffend bezeichnet. Aufgerüttelt werden muß Ihr Sohn, — aufgerüttelt wie der träumende Soldat durch die schmetternde Trompete zur Schlacht."

„Was meinen Sie?" fragte Hulda.

„Reißen Sie den Schleier vor seinen Augen hinweg, der für ihn auf seiner Vergangenheit liegt! Und machen Sie — Sie selbst — ihn mit seinem Vater bekannt! Lassen Sie ihn an Konrad Gruber diejenigen Charakterzüge entdecken, nur vergröbert und verzerrt, die ihn selber verunstalten! — Ich glaube, der Amerikaner ist zur rechten Stunde nach München gekommen."

„Bedenken Sie auch, was Sie mir zumuthen?" entgegnete Hulda mit gerunzelter Stirne.

„Einen hohen Einsatz um einen hohen Preis."

„Und wenn der Plan mißlingt? wenn ich mich umsonst vor meinem Sohne erniedrige?"

„Grundlose Furcht! — Er wird Sie um so mehr lieben, um so höher verehren, wenn er Ihnen den Mutternamen geben darf!"

Sie schwankte; der Gedanke hatte augenscheinlich etwas Verführerisches für sie. Ich redete mit Eifer zu: die Ueberzeugung durchglühte mich, daß auch in diesem Wirrsal, wie in so manchem andern, nur die lautere, die ungeschminkte, unbeschönigte Wahrheit helfen könne.

Endlich bekehrte Hulda sich zu meiner Ansicht.

„In Gottes Namen! Sei es denn!“ sagte sie. „Furchtlos und wahr! Kann mir unter dieser Devise der Sieg fehlen?“

Wir verabredeten das Nöthige. Ich wollte beim Abschied Huldas Hand an die Lippen führen; sie wehrte mir.

„Unter Freunden ist der Händedruck gebräuchlich,“ sagte sie herzlich, und ihre schönen Augen blitzten mich an.

Welch ein Weib! — Zwar verkannte ich nicht, daß sie mit ihrem Sohne ein bedenkliches Experiment angestellt hatte. Davon aber abgesehen — welche seltene Festigkeit in der Verfolgung ihrer Pläne hatte sie bewiesen! wie groß und frei gab sie sich! — Welche Genossin für einen tüchtigen Mann würde sie abgegeben haben! —

Es war zwischen uns verabredet worden, daß ich am nächsten Abend um sieben Uhr in der Wohnung Konrad Grubers anwesend sein sollte. Etwas später wollte Hulda ihren Sohn dort einführen, ohne ihm vorher mitzutheilen, welche Bekanntschaft ihm bevorstand.

Demgemäß schrieb ich in der Frühe an den Amerikaner, daß ich ihm etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hätte, daß ich indessen den ganzen Tag beschäftigt sei und seinen Besuch im Hôtel nicht wünsche, da sein Verkehr mit mir bereits Veranlassung zu Nachforschungen gegeben. Ich würde ihn deshalb am Abend aufsuchen; inzwischen möge er — dies sei meine dringende Bitte — jeden weitern Schritt in der bewußten Angelegenheit unterlassen. Mein Bote brachte mir die mündliche Antwort zurück, es sei „Alles in Ordnung.“ — Konrad Gruber hatte „all right“ gesagt, und dem glotzenden Boten dann die Worte bereitwillig verdeutscht.

Gruber hatte, da er von meinem bevorstehenden Besuche unterrichtet war, dafür gesorgt, daß die einzige Stube, welche er bewohnte, sich in einem leidlich ordentlichen Zustande befand. Indessen prägte sich dennoch seine eigene Physiognomie darin aus. Wie an ihm selbst die weiße Wäsche das einzig Reinliche war und seine Prätension erkennen ließ, den Gentleman spielen zu wollen, so bildete in seinem Zimmer ein Teppich mit großem Muster und in schreienden Farben das hervorragendste Ausstattungsstück. Alles Uebrige war ärmlich und schadhaft. Ich ging gewiß nicht fehl, wenn ich vermuthete, daß Gruber diesen Teppich aus eigenen Mitteln angeschafft habe und sich einbildete, durch denselben seiner Stube einen Anstrich von Eleganz zu geben. Dagegen war die Decke, welche auf dem Tische lag, unsauber und von klaffenden Schnitten zerfetzt. Ich hatte meinen amerikanischen Freund im Verdacht, daß er auf dieser Decke die zum Frühstück oder Abendbrot heimgebrachte Wurst in Scheiben zu schneiden pflegte. Aus dem Milchglasschirm der kleinen, billigen Petroleumlampe, die auf dem Tische brannte, war ein großes Stück herausgesprungen und mit einem Bindfaden ungemein künstlich wieder befestigt. Eine Art von Sopha war allerdings vorhanden; aber es schien mindestens hundert Jahre alt, und ob Ueberzug

und Polsterung jemals eine Erneuerung erfahren, mußte von jedem nicht allzu Kurzsichtigen bezweifelt werden. — Ich verweile bei diesen Kleinigkeiten nur, weil sie mir so charakteristisch für den Mann vorkamen, den ich besuchte.

Mit großer Herzlichkeit wurde ich empfangen — schon auf dem Flur des zweiten Stocks. Es war, als ob Gruber seine sämmtlichen Hausgenossen davon in Kenntniß setzen wollte, daß er mit einem Regierungsrath auf intimem Fuße stehe. Drinnen im Zimmer freilich dämpfte er vorsichtig die Stimme. Er bot mir sofort eine Cigarre an, hinzufügend, daß er eine Extrasorte angeschafft habe. Ich dankte, drang aber in ihn, zu rauchen, und sah nicht ohne eine gewisse Freude, daß er den engen Raum mit einem dichten Qualm erfüllte. Diese Zugabe hatte nur noch gefehlt, um den Ort für den Empfang der beiden Personen, die ich erwartete, angemessen vorzubereiten!

Gruber nahm auf dem Sopha Platz, den ich vorsichtig verschmähte. Ich bemerkte nun, daß er, mich zu ehren, eine rothgetupfte, blauseidene Halsbinde um den Halskragen geschlungen hatte, deren künstlicher Knoten in ein Paar gewaltiger Zipfel auslief. Auch mußte er bei einem Haarkünstler gewesen sein; sein Bart und Haupthaar waren wie nach dem Lineal gestutzt und zurechtgebürstet. Durch diese Procedur hatte sein Gesichtsausdruck etwas Groteskes erhalten; er sah aus wie einer jener grimmigen, polternden Lustspielväter auf der Bühne, hinter deren prahlerischer Maske doch nur ein unsicheres, sich selbst wenig vertrauendes Menschlein steckt.

„Ich kann mir schon denken, was Sie zu mir führt," begann er wichtig. „O, ich werde ausgezeichnet bedient! Siegfrieds Kammerdiener ist eine Plaudertasche. Es hat mich gejuckt, ihm das Fell zu gerben für seine Schwatzhaftigkeit. Aber ich mußte meine Fäuste unter dem Tische lassen; ich habe den Lump leider nöthig, um unterrichtet zu bleiben. — Ein verteufelter Junge, der Siegfried! Was?"

Wenig fehlte, glaube ich, und Gruber hätte mir vor Freude auf das Knie geschlagen.

„Ohne alle Frage," versetzte ich kühl. „Nur verstehe ich nicht —"

Er unterbrach mich. „Das können Sie am Ende doch noch nicht wissen! — Also: Siegfried bereitet sich vor, durchzugehen! — mit seinem Schatz natürlich."

„In der That! — Und das scheint Ihnen ein Heldenstück?"

Grubers Gesicht verzog sich zu einem unangenehmen Grinsen.

„Die Wahrheit zu sagen, nein!" antwortete er. „Vielmehr ist es eine Dummheit. Aber es wird sie kränken."

„Freilich; ich verstehe. — Sie hassen also Ihre frühere Geliebte?"

„Ob ich sie hasse!" brach er los. „Hat sie mir nicht mein ganzes Leben verdorben durch ihre Treulosigkeit?"

„Dahinaus wollen Sie? — Allerdings, für Sie, Herr Gruber, hat die Freiin von Rattingen schlecht gesorgt."

Er merkte meinen Spott nicht; eifrig fiel er ein: „Nicht wahr? — Was wär' ich heute, wenn sie sich in dem alten Waldneste weniger gelangweilt hätte, bei Jette und Rieke und dem bornirten Eberhard? — Kannte ich denn damals die Natur der Frauenzimmer? Wußte ich denn, daß sie dreimal täglich eine Schüssel Neuigkeiten nöthig haben, und die Liebe ihnen nur als Näscherei nebenher gilt? — Ich war der Vertrauensvolle und dafür natürlich auch der Geprellte . . ."

Diese Auseinandersetzung hatte einen widrigen Beigeschmack; ich beeilte mich, dem Selbstgerechten in das Wort zu fallen.

„Es ist Ihnen also nicht in den Sinn gekommen, von dem Vorhaben des Herrn von Altmühl seiner Mutter Nachricht zu geben? Sie haben nicht den Wunsch, daß ich dies übernehme, da es für Sie unstatthaft sein würde?"

Gruber sah mich groß an. „Ihr Nachricht?" sagte er höhnisch. „Damit sie dem Jungen sein Vergnügen stört? — Daß ich ein Narr wäre! — Von dem Franz, dem Diener, werd' ich noch erfahren, wohin die Reise geht. Und dann, wenn Siegfried draußen ist, und das gnädige Fräulein sich beikommen lassen sollte, die Tasche gegen ihn zu schließen — dann schreib' ich ihm, daß es seine leibliche Mutter ist, die ihn darben läßt. Und wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist, so wird er aus dieser Information eine schöne Rente zu ziehen wissen."

Ich hatte Mühe, an mich zu halten. Leider durfte ich ihm nicht in's Gesicht sagen, daß er ein Schuft sei.

„Sie haben wohl nicht daran gedacht, Herr John Parker," sagte ich, „daß ich mich gedrungen fühlen könnte, Ihnen durch Ihre menschenfreundlichen Pläne einen Querstrich zu machen?"

Er stutzte. An meinem Tone konnte er merken, was ich über ihn und seine Eröffnungen dachte.

„Pah!" sagte er noch einigen Secunden patzig. „Mischen Sie sich immerhin hinein. Viel bessern werden Sie auch nicht. Und ich weiß, was ich zu thun habe."

Während er sprach, hatte ich draußen einen Wagen vorfahren hören. Ich erhob mich.

„Sie haben es nicht für der Mühe werth gehalten, Herr Parker," redete ich ihn an, „mich zu fragen, welche Mittheilung ich Ihnen zu machen gedachte. Trotzdem will ich Ihnen dieselbe nicht vorenthalten. — Sie erinnern sich ohne Zweifel der Begegnung, die wir gestern Mittag hatten, als wir aus dem Hôtel auf die Straße traten?"

Auch Konrad Gruber war aufgestanden. Er antwortete mir nicht; nur ein ungeduldiges Nicken seines Kopfes verrieth, daß seine Neugier erregt worden war.

Langsam fuhr ich fort: „Die Freiin von Rattingen hat Sie erkannt.“

Gruber stieß einen englischen Fluch aus.

„Und ich kann Ihnen noch mehr sagen: sie hat mich zu sich geladen und mich nach Ihnen gefragt. Und ich habe ihr von Ihnen erzählt, was ich wußte, und ihr auch nicht verschwiegen, wo Sie wohnen . . . und hier ist sie.“

Ich öffnete die Thüre; Hulda erschien auf der Schwelle; hinter ihr war Siegfried sichtbar, der verwundert zu uns hereinspähte.

Für Gruber war die Ueberraschung so groß, daß er wie gelähmt auf dem Fleck verharrte. Die Cigarre war ihm entfallen; er starrte Hulda an, als ob er einen Geist sähe.

Siegfried war der Erste, der sprach. „Aber bestes Tantchen, in welche Höhle führst Du mich?“ sagte er. Dann erkannte er mich. „Ah, Herr Regierungsrath! Sie hier? — Und jener Herr dort — richtig — das ist ja mein Unbekannter — das ist ja der würdige Greis, der mich seit etwa acht Tagen mit den Augen zu verschlingen versucht! — Es ist mir wirklich außerordentlich angenehm, endlich zu erfahren, welchem Umstande ich eine so hervorragende Beachtung verdanke!“

Fragend sah er von Hulda zu mir.

Ich fühlte mich nicht befugt, die verlangte Aufklärung zu geben. Hulda hatte wohl ihre Kraft überschätzt; in diesem Augenblicke, da sie dem früheren Geliebten gegenüberstand und die Verwüstungen gewahrte, welche die Zeit in seinen ehemals so schönen Zügen angerichtet hatte, verließ sie die Fassung. Freilich: er und sie, welch ein Unterschied jetzt! Auf Huldas Zügen lag noch immer ein Schimmer von Jugend; jetzt, in der Umrahmung des schwarzen Spitzentuches mit der dunkelrothen Rose links an der Seite erschien ihr Gesicht, bleich wie es war, anmuthig und liebreizend. Und dagegen er — Konrad Gruber! — Wie ein alter Cirkusstallmeister in Civil! Wie ein aufgeputzter Leierkastenmann, der die Spuren eines wüsten Lebens in jeder Falte, jeder Runzel trägt!

Eine kleine Weile herrschte eine peinliche Stille.

Endlich erlangte Hulda ihre Selbstbeherrschung zurück. „Dieser Mann, lieber Siegfried,“ sagte sie mit eindringlicher Deutlichkeit in Stimme und Betonung, — „dieser Mann hat ausreichende Ursache, sich für Dich lebhaft zu interessiren. Er ist Dein Vater, der Dich vor wenigen Tagen zum ersten Male gesehen hat.“

Siegfried heftete seine Augen finster auf den Urheber seines Daseins, für den er nichts fühlte als die allerentschiedenste Antipathie.

„Es ist nicht möglich,“ murmelte er.

„Dein Zweifel ist natürlich,“ nahm Hulda wieder das Wort. „Und doch versichere ich Dir: vor einem Vierteljahrhundert etwa sah Konrad Gruber beinahe genau so aus, wie Du jetzt. Dies weiß ich am allerbesten. Denn ich —“

Nun stockte sie doch; das demüthigende Geständniß wollte nicht über ihre Lippen.

Aber Siegfried hatte errathen, was sie schamhaft verbarg; wie ein Blitz war es vor ihm niedergefahren und hatte das Dunkel erhellt, welches über seiner Vergangenheit lagerte. Weit öffneten sich seine Augen, als ob er in einen entsetzlichen Abgrund blickte, der sich klaffend vor ihm aufthat. Dann stahl sich langsam sein Blick zu seiner Mutter hin, die mit gesenktem Haupte, zurückgehaltenen Athems wartete und lauschte.

O, er konnte nicht widerstehen! Ungestüm regte sich das Herz in ihm, und die Dankbarkeit strömte empor, und das Mitleid, und was nicht alles, das nun mit einem Male lebendig wurde und Gewalt über ihn bekam . . .

Es war geschehen, ich weiß nicht wie. Siegfrieds Arme hielten die Glückliche umschlungen.

„O Du beste aller Mütter!"

Weiter sagte er nichts. Was hätte er auch in diesem Augenblick noch hinzuzufügen nöthig gehabt?

Nun brachte sich auch Konrad Gruber in Erinnerung. Er war gar kleinlaut geworden, der kühne Verschwörer, dem die Waffe aus der Hand geschlagen war!

Als er aber mit kleinen, zögernden Schritten sich dem Paare näherte, das seine Anwesenheit vergessen zu haben schien, merkte ich an seiner Haltung, daß doch wohl in seiner Seele eine Saite berührt sein mochte, die ich noch nicht hatte klingen hören.

„Ich habe Euch nicht gesucht, Gott weiß es!" sagte er, und es war ein leichtes Zittern in seiner Stimme. „Und Ihr seid zu mir gekommen, nur um mir zu beweisen, daß zwischen mir und Euch keine Brücke zu schlagen ist. Es ist auch besser so. Ich hätte aus Deutschland fern bleiben sollen. Drüben konnte ich den Kopf noch hoch halten; wenn ich wieder hinkomme, werde ich's nicht mehr fertig bringen. Es ist auch einerlei. Nur einen Wunsch habe ich, junger Herr. Er mag Ihnen wunderlich erscheinen; aber ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn aussprechen. Nur ein einziges Mal nennen Sie mich Vater; ich möchte gar zu gerne hören, wie das klingt . . ."

Demüthig stand der weißhaarige Mann aus dem Volke vor seinem hochgeborenen Sohne.

Konnte Siegfried ihm die Bitte weigern? — Mit einem Blick fragte er seine Mutter; sie nickte fast unmerklich.

Da sagte er: „Meine Mutter wünscht es; hier ist meine Hand! Vater."

Mit Widerstreben löste sich das Wort von seinen Lippen. Aber Konrad Grubers Ohr sog es trotzdem auf, als wäre es himmlische Musik; er nahm die Hand des Sohnes zwischen die seinigen und stammelte: „Danke!"

Ich bemerkte, daß Siegfrieds schnelles Auge sofort die Fingerstümpfe an der Rechten des Vaters erspäht hatte.

Hulda hielt es für zweckdienlich, sich nunmehr zurückzuziehen.

„Ich habe nicht erwartet, Sie jemals wiederzusehen, Herr Gruber," sagte sie. „Es hat sogar eine Zeit gegeben, in welcher es mir ein Labsal gewesen wäre, Sie nicht mehr unter den Lebenden zu wissen. Ich mache daraus kein Hehl. Nicht für mich fürchtete ich; für mich allein war ich stark genug, der Welt zu trotzen. Aber ich war nicht allein; ich war nicht frei. Die Aufgabe hatte ich, meinem Sohne die Bahn zu Ehre und Ansehen zu bereiten; der Makel, der an seiner Geburt haftet, durfte Niemandem bekannt werden. Auch er selbst sollte nichts davon erfahren, damit nicht etwa in ihm die Vorstellung sich bildete, er sei ein Betrüger, und ihn hinderte, sich mit den Besten gleichberechtigt zu fühlen. Ich habe durchgeführt, was ich wollte — in meiner Weise, nach meiner Einsicht — bis zum heutigen Abend. Das Schicksal — die Vorsehung — kurz: eine höhere Macht hat Sie, Herr Gruber, vor mir wiedererscheinen lassen zu einer Zeit, wo ich angefangen hatte, an meiner Weisheit irre zu werden. Da entsann ich mich, daß ein Mann die Wahrheit vertragen müsse in allen Dingen, einerlei, ob die Wahrheit mit ihm sanft oder unsanft verfahre, einerlei, ob sie ihn in seiner Selbstschätzung erhöhe oder erniedrige. Und mir kam das ernstliche Bedenken, ob ich überhaupt das Recht hätte, meinem Sohne, der ja ein Mann ist, die Kenntniß seines Ursprungs vorzuenthalten. Ich faßte meinen Entschluß: vor mir und ihm ließ ich die Vergangenheit aufleben."

Dies war mehr für Siegfried gesprochen, als für Denjenigen, den sie anzureden sich den Anschein gab; dann indessen zog sie auch zwischen ihm und sich den Strich für die Schlußrechnung, indem sie fortfuhr: „Wir Beide werden uns heute Abend zum letzten Mal im Leben begegnet sein. Ich lasse Ihnen Siegfried noch auf eine halbe Stunde zurück; ihm bitte ich zu sagen, was Sie mir etwa noch mittheilen möchten." — Sie wandte sich zu mir: „Sie haben wohl die Güte, mich zu meinem Wagen hinabzubegleiten!" — Und zu Siegfried; „Ich erwarte Dich zu Hause."

Sie zögerte, zu gehen, und ich freute mich darüber. So kalt, so frostig konnte sie auch nicht davongehen von dem Manne, der ihr doch einst so nahe gestanden, — davongehen auf Nimmerwiedersehen! Ich wäre an ihr irre geworden, wenn sie es gethan hätte.

Nein — sie trat zu ihm. „Armer Konrad!" sagte sie weich und leise. „Das Leben hat Ihnen nicht gehalten, was es Ihnen einst in seiner Blüthe zu versprechen schien. Inwieweit Sie selbst die Schuld dafür tragen — ich will es nicht zu ergründen versuchen. Lieber wäre mir's doch — ich fühle es — wenn es Ihnen jetzt, wo Sie auf der Schwelle des Alters stehen, recht gut ginge auf Erden. Glauben Sie mir, Konrad: mit Sorge werde ich künftig an Sie denken. Vielleicht ist Ihnen dies Bewußtsein

zuweilen ein Trost, eine Stärkung. Mit dieser Hoffnung möchte ich von Ihnen scheiden. Und nun leben Sie wohl!"

Während Hulda sprach, hatte sie den Handschuh von ihrer rechten Hand gezogen; jetzt streckte sie dieselbe gegen ihn aus. Und er, Konrad Gruber, der verwilderte, gesunkene Mann, nahm sie, o, wie zaghaft und vorsichtig! mit der Linken, beugte sich darüber und küßte sie. Das war der Konrad Gruber, wie er gewesen war in jener Blüthezeit, von welcher Hulda soeben gesprochen! Gewiß: in all den Jahren, die vergangen waren, seit er die ohnmächtige Geliebte in das Forsthaus geleitete, befand sich kein Augenblick, worin er sich seiner Gefühle so wenig zu schämen brauchte, als in diesem, da er den endgültigen Abschiedskuß auf ihre Hand drückte! Keines Wortes zeigte er sich mächtig; wohl aber muß eine Thräne aus seinen Augen gefallen sein, denn draußen auf dem Gange bemerkte ich, daß Hulda, ehe sie den Handschuh wieder anzog, mit ihrem Taschentuche verstohlen den Handrücken rieb.

Erst auf der Straße sprach sie zu mir. Sie bevollmächtigte mich, Konrad Grubers geschäftliche Pläne, soweit dieselben Unterstützung verdienten, zu fördern, indem sie mir eine ansehnliche Summe nannte, die ich aufwenden durfte. Ich sagte ihr, was ich über Siegfrieds Vorhaben erfahren hatte. Es focht sie nicht im mindesten an. „Das Alles liegt hinter uns," versicherte sie, so zuversichtlich, als wenn sie Siegfrieds Sinnesänderung verbrieft und besiegelt hätte.

Vom Wagen aus rief sie mir zu: „Eine Bitte bleibt mir noch auszusprechen. Trennen Sie sich heute Abend nicht eher von meinem Sohne, bis Sie ihm Alles erzählt haben, was Sie von mir und jenem bedauernswerthen Mann dort oben wissen. Alles — hören Sie! Wenn Siegfried nach Hause kommt, muß er mich nichts mehr zu fragen haben — Sie verstehen mich! — Und nun: Gute Nacht, lieber Freund! Auf Wiedersehen!" —

Ich fand Vater und Sohn in eifrigem Gespräch. Das heißt: der Alte redete, und der Junge hörte zu. Die weichmüthige Regung, welcher sich Konrad Gruber vorher hingegeben, war nicht von langer Dauer gewesen. Der Prahler, der Bramarbas in ihm war schon wieder obenauf. Von seinen Kriegsfahrten berichtete er, und von dem unruhigen Wanderleben, das er seit dem Frieden geführt hatte, vom Osten zum Westen der Union und wieder zurück, eine Profession nach der andern ergreifend, in keiner verharrend, heute leichten Gewinn einstreichend, morgen als armer Vagant sich von Farmhof zu Farmhof durchbettelnd. Siegfried lauschte verwundert; er hatte offenbar keinen rechten Begriff von der Möglichkeit einer solchen Existenz. Und je mehr Gruber, im Eifer der Rede, dem Drange nachgab, sich als ein Tausendsasa aufzuspielen, als Allerweltskerl, der überall sich zurechtzufinden und durch jede Oeffnung hindurch zu schlüpfen wisse, desto düsterer sah der Sohn drein. Zuweilen warf er mir einen

raschen Blick zu, worin ich die Frage las: Wie denken Sie, Herr Rath, über dies Exemplar der Species Homo? — Aber ich bewahrte meinen Ernst, so sehr mich auch innerlich die Schaustellung belustigte, die Konrad Gruber von sich veranstaltete. In die Anrede: „Herr von Altmühl" hatte er sich erstaunlich rasch gefunden; es machte ihm sichtlich Freude, sie so oft wie möglich anzubringen. Er bot wiederholt Cigarren an; er wollte Bier holen lassen; er genoß die Situation, in die er versetzt worden war, mit dem Behagen eines Menschen, der sich daran gewöhnt hat, sich in Alles zu finden und allen Dingen die beste Seite abzugewinnen.

Als nach Verlauf einer halben Stunde Siegfried begann, Zeichen von Ueberdruß und Ungeduld zu geben — welche der glückliche Vater freilich nicht bemerkte — brachte ich das Gespräch auf Grubers geschäftliche Angelegenheiten. Es verhielt sich damit, wie ich vermuthet hatte: er bemühte sich, größere Sendungen von Bier auf Credit zu erhalten. Ob er von vornherein einen Schwindel beabsichtigte, ließ ich auf sich beruhen; ich kam meinem Auftrage nach, indem ich ihm eröffnete, daß das gnädige Fräulein bereit sei, innerhalb mäßiger Grenzen für ihn Bürgschaft zu leisten. Sobald er das gänzlich Unerwartete begriffen hatte, strömte er über von Dankbarkeit. Doch vergaß er nicht, auf einem Blatt Papier, das er aus einer schmutzigen Brieftasche riß, mir sofort Namen und Wohnung zweier Brauer niederzuschreiben, mit deren Product er Handel zu treiben wünschte. Ich versprach ihm, die Herren sollten bis zum Mittag des nächsten Tages im Besitze der erforderlichen Documente sein, und forderte ihn auf, unmittelbar nach dem Abschlusse der Contracte seine Rückreise nach Newyork anzutreten. Dies gestand er bereitwilligst zu. Und nun ging er aufgeregt in dem engen Raume hin und her, seinen Schnurrbart streichend und uns hin und wieder listig anblinzelnd. Er sei so zu sagen ein gemachter Mann, meinte er. Schon hatte er im Geiste einen großen Lagerkeller gemiethet, war Besitzer von einem Dutzend Pferde und dem zu denselben gehörigen Fahrgeschirr und sah sich als Importeur echt baierischen Bieres über die ganze Union bekannt.

Siegfried zwinkerte mir mit den Augen zu. Er hatte genug; ich glaubte es wohl. Wir erhoben uns gleichzeitig. Gruber erwachte aus seinen Zukunftsträumen; indem er nach seinem Hute suchte, erklärte er, daß er „die Herren" begleiten wolle.

„Lassen Sie das lieber sein," entgegnete Siegfried kühl. „Ich ziehe vor, diesseits dieser Thüre von Ihnen Abschied zu nehmen."

Etwas verblüfft war der Amerikaner doch von dieser deutlichen Abfertigung; aber im Nu hatte er sich gefaßt.

„Meinetwegen!" rief er lachend. „Die Herren finden ja den Weg auch ohne mich." — Plötzlich fiel ihm ein, was er über Siegfrieds geheime Absichten erkundet hatte. Vertraulich wandte er sich zu ihm: „Alle Wetter, Herr von Altmühl, wie wird denn das jetzt mit dem hübschen Theater-

blümchen?" — Er antwortete sich selbst: „Na, ich kann mir's denken; sie wird ihre Koffer wieder auspacken müssen."

Diese Worte begleitete er mit einem leichtfertigen Lachen — der lockere Weißbart, — mit einem Lachen, das seine Züge widerwärtig verzerrte.

Mit gerunzelter Stirne fragte Siegfried: „Wie wissen Sie?"

Und Gruber wieder ernsthaft: „Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Herr von Altmühl. Jagen Sie Ihren Kammerdiener weg, den Franz. Der Mensch läßt sich Ihre Geheimnisse beim Bierkruge abzapfen."

„Der Bursche soll noch heute Abend seinen Laufpaß haben. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie ihn gleich mit nach Amerika nehmen wollten."

„Ich will meine Ueberredungskunst an ihm versuchen," erwiderte Gruber gutmüthig. „Und bei Ihrem Reitknecht, dem Aloys, sickert's auch durch. Ich versichere Ihnen, Herr von Altmühl, ich habe mehr über Sie erfahren, als ich wieder ausplaudern möchte."

Siegfried stampfte mit dem Fuße auf. „Der ganzen Bande werde ich mich entledigen," rief er zornig.

„Recht so," schmunzelte Gruber zufrieden. „So würde ich's auch machen. Wer eine Livree trägt, muß das Maul halten können."

Siegfried nagte an den Lippen; es kochte in ihm.

„Leben Sie wohl, Herr Parker," sagte er plötzlich.

„Ach was, Parker! Warum nicht noch einmal Vater? — Bei meinem Fahneneid; es klang verteufelt hübsch!"

Der Alte streckte die Hand hin; Siegfried gewann es über sich, sie flüchtig zu drücken; dann stürzte er davon. Das Wort, das Jener zu hören begehrte, wollte ihm zum zweiten Male nicht über die Lippen.

Als er neben mir die Treppe hinabstieg, stöhnte er. Ich konnte ihm nachfühlen, was in ihm vorging, und enthielt mich des Redens.

Draußen auf der Straße begann er lebhaft: „Ich muß mir den Namen noch verdienen, den ich führe. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, mein lieber junger Freund," antwortete ich ihm. „Und Sie werden es."

Ich legte meinen Arm in den seinigen. „Lassen Sie uns einen Umweg einschlagen. Sie werden wünschen, über die Vergangenheit Aufklärung zu erhalten; ich habe es übernommen, Ihnen dieselbe zu geben."

„Sie kommen mir zuvor," versetzte Siegfried; „ich beabsichtigte, Sie darum zu bitten. Denn ich gestehe: unbegreiflich ist mir diese Verbindung, der ich mein Dasein verdanke. Sie, meine Mutter — ein Wesen, mit dem sich keine Frau, die ich kenne, messen kann, und dieser Mann! O pfui! es ist nicht möglich!"

„Hören Sie!" bat ich. „Vor allen Dingen halten Sie sich gegenwärtig, daß jener Konrad Gruber, der die Neigung der Freiin von

Rattingen gewann, in dem heutigen, den Sie gesehen haben, nicht wiederzuerkennen ist. Charakter und Schicksal bilden das Aeußere um; Niemand, der heute mit jugendlich schönen Zügen heiter in das Leben hineinlächelt, kann wissen, wie er in das Greisenalter schreitet — ob als ein Geläuterter, mit dem Zeichen des Siegers auf der klaren Stirne, oder, wie Jener, den wir soeben verlassen haben, als ein Gesunkener, als eine Karrikatur des Ebenbildes Gottes."

Und ich erzählte Siegfried Alles, was ich von dem Förster Wolfshagen erfahren, und das Meiste von dem, was Hulda mir am vorigen Abende anvertraut hatte.

IX.

Ehe Siegfried mich verließ — es war vor der Thüre seiner Wohnung — übernahm er es, die Bürgschaftsangelegenheit pünktlich in Ordnung zu bringen. Ich rieb mir vergnügt die Hände, als ich mich zu meinem Hôtel zurückbegab; es war mir beschieden gewesen, zu einer glücklichen Lösung verworrener Verhältnisse beizutragen. Und was für mich mehr bedeutete: ich hatte einer Dame, deren tüchtige Natur einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, einen wesentlichen Dienst geleistet. Denn daran zweifelte ich nicht im geringsten, daß Siegfried, schon um seinem Vater nicht ähnlich zu werden, und aufgeklärt über die unsicheren Grundlagen seiner Existenz, den Weg verlassen würde, den er bisher leichten Sinnes gewandelt war.

Schon am nächsten Tage wurde mir bestätigt, daß ich mich darin nicht getäuscht hatte. Hulda zeigte mir in einem Briefchen an, daß sie im Begriff stehe, sich mit ihrem Sohne nach Altmühl zurückzuziehen, und lud mich ein, sie dort auf einige Tage zu besuchen, sobald ich abkommen könnte. Meine Geschäfte waren nicht gerade dringlicher Art; am Ende der Woche machte ich mich schon frei und fuhr der Freundin nach, die ich gewonnen. Unterwegs gestand ich mir, daß ich der Einladung reichlich eilig folgte. Die Leute bedurften ja meiner nicht mehr, und ihren Dank einzuheimsen, ging ich doch wahrlich nicht. Was mich trieb — ich war alt genug, um es wissen zu können. Aber ich war blind, stockblind.

Wie wurde ich bewillkommt, als ich unerwartet im Schatten des Abends einrückte in das hübsche Schlößlein! — Der älteste Hausfreund hätte nicht wärmer empfangen werden können. Und Siegfried — er war ordentlich männlicher geworden in den wenigen Tagen; in der Krisis war er gereift; das Bewußtsein der Pflicht war über ihn gekommen. Versagen mußte er sich, Hulda „Mutter" zu nennen; nach wie vor blieb sie seine Tante. Den schmeichelnd neckischen Ton von ehedem hatte er fallen lassen; die Anreden: „mein liebes, mein gutes, mein süßes Tantchen" vertrugen sich nicht mehr mit seiner ernsten Empfindung des neuen Verhältnisses. Aber in dem Tone seiner Stimme, wenn er das — eigentlich gar nicht hübsche, gar nicht melodische — Wort „Tante" aussprach, lag ein

zärtlicher, ein kosender Klang, den Hulda wohl verstand und jedesmal mit einem freundlichen Blick erwiderte. Nur am Abend spät, wenn wir allein waren und vor jeder Störung sicher, gestattete sich Siegfried zuweilen eine Abweichung von der Uebereinkunft. Und jedesmal noch zitterte Hulda, die starke Hulda, wenn das Wort „Mutter", das sie doch so wohl verdient hatte, an ihr Ohr schlug.

Es war zwischen den Beiden ausgemacht worden, daß Siegfried, in einigen Tagen schon, nach Rattingen übersiedeln sollte, um dort, unter dem Beistande eines tüchtigen Verwalters und unter der Oberaufsicht Huldas, sich für die selbständige Bewirthschaftung des Gutes auszubilden. Ueber das Leben, das er bisher geführt hatte, sprach er offen und mit einem verächtlichen Zuge um die Mundwinkel. „Ich bin besessen gewesen," erklärte er unmuthig. „Einem Menschen habe ich geglichen, dem ein Zauber die nichtigsten Dinge als wünschenswerthe Güter vorspiegelt, — einem Menschen, der nach bunten Kieseln und Katzengold greift, weil er das schillernde Zeug für glückbringende Kleinodien hält. Wie kann man so verblendet sein?"

„Solcher Irrthum ist häufiger als Sie denken," versetzte ich. „Die Zahl derer, die mit ungeheurem Eifer und einem großen Aufwande von Mitteln absolut werthlose, ja nichtswürdige Ziele verfolgen, in der Meinung, die Glückseligkeit zu erjagen, ist ungemein groß. Wohl Ihnen, daß Ihre Augen noch in guter Zeit geöffnet worden sind."

Es waren ein paar schöne Tage, die wir Drei miteinander verlebten. Hulda gab sich weicher und milder, recht eigentlich weiblicher, als ich sie bis dahin gekannt hatte. Der Bann, welcher auf ihr gelegen, war gewichen, und immer deutlicher ward sie dessen inne. Wenn ein Druck, der auf dem Gemüthe lastet, unter dem man wie gefesselt dahinschreitet, plötzlich hinweggenommen wird, so dauert es eine Zeit, ehe man die Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung, die Elasticität der gehemmt gewesenen Lebenskraft zurückgewinnt. So erging es auch Hulda. „Wie verjüngt komme ich mir vor," sagte sie einmal sinnend. „Mein Herz schlägt wie in früheren Tagen. Wenn ich gehe, so spüre ich's an meinem Schritt, daß Federn in mir ausgelöst sind, die lange geruht haben. Rascher geht mir mein Tagewerk von der Hand, und die Gedanken fliegen mit leichten Schwingen durch Raum und Zeit. Ja, sogar das Licht der Herbstsonne scheint mir ungewöhnlich hell und glänzend, und im Dufte der Ferne schwimmen mir freundliche Bilder einer schönen Zukunft."

Er war ihr wahrlich zu gönnen, dieser erhöhte Pulsschlag, von dem das Leben einen geheimnißvollen Reiz empfängt!

Wir sprachen auch über Konrad Gruber; wie von einem Todten — voll von Mitleid. Selbst Siegfried verstand sich dazu, ihn zu bedauern. So versöhnlich, so gehoben war unsere Stimmung!

Am Dienstag Morgen kam ein Packet Briefe aus München, von dem Hausmeister gesandt. Darunter befanden sich Mittheilungen jener beiden Brauereien, bei denen John Parker aus Newyork accreditirt worden war. Der Amerikaner habe sich noch nicht wieder blicken lassen, meldeten sie übereinstimmend.

Dies war höchst auffallend. Die Vermuthung mußte sich uns aufdrängen, daß ihm etwas zugestoßen sei. Was war zu machen? — Wohl oder übel mußte ich, als der Einzige, der in einem Falle der Noth offen eingreifen konnte, zur Stadt zurückkehren und Nachforschungen anstellen. Schwer genug fiel mir diese gezwungene Abkürzung meines Besuches in Altmühl. Aber Hulda hatte gebeten: „Nicht wahr, lieber Herr Rath, Sie sehen nach ihm?" —Wie konnte ich da widerstehen?

Während meiner Abwesenheit war mehrmals eine Frau aus dem Volke in meinem Hôtel gewesen und hatte mich sprechen wollen. Der Portier mochte sie wohl kurz genug abgefertigt haben, denn sie hatte nichts von der Art ihres Anliegens ausgeplaudert. Erst als ich dringend fragte, wollte der Mann sich dunkel erinnern, daß die Person im Weggehen etwas von einem Kranken gemurmelt habe.

Es war, wie ich nun errieth, Konrad Grubers Hauswirthin gewesen. Als ich, in die Vorstadt hinausgefahren, die Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, kam die Frau hinter mir her. Nachdem sie mich um meinen Namen befragt, erzählte sie mir, daß sie mich aufgesucht hätte. „Der gnädige Herr sind der Einzige, mit dem der Herr Parker Umgang gehabt hat," sagte sie. „Immer, wenn er den gnädigen Herrn besuchen ging, hat er mich's wissen lassen. Daher wußt' ich auch, wo der gnädige Herr logiren. Und da dacht' ich mir, es wär' besser, wenn ich's mit dem gnädigen Herrn beredete, ehe sie ihn transportirten. Es sieht so leicht unchristlich aus, wenn man einen kranken Miethsmann aus dem Hause schaffen läßt. Da meinen die Leute, die Pflege hätte man auch wohl leisten können, mit einem bischen guten Willen, und wissen gar nicht, was unsereine Alles zu thun hat."

Was sich denn eigentlich ereignet habe? fragte ich.

Die Frau nöthigte mich, in ihre Stube zu ebener Erde zu treten. Dort erfuhr ich von ihr, daß John Parker in jener Nacht, welche auf unseren Besuch folgte, nicht nach Hause gekommen sei. Eine Droschke brachte ihn am nächsten Morgen. Hinausblickend bemerkte die Frau, daß der Kutscher seinem Fahrgast aus dem Wagen half und ihn auf seinem Wege in das Haus unterstützte. Erschrocken eilte sie auf den Flur. Parker war an der einen Seite fast vollständig gelähmt und auch die Sprache versagte ihm. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen; doch war er bei Besinnung. Die Frau erkannte die Natur des Uebels nicht; sie hielt ihn für schwer bezecht, half ihn in seine Kammer befördern und in den Kleidern auf das Bett niederlegen. Dann, in der Ueberzeugung,

daß nur ein tüchtiger langer Schlaf erforderlich sei, um den Patienten wieder völlig herzustellen, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn. Erst nachdem sie den ganzen Tag nichts von ihm gehört und gesehen, entschloß sie sich spät am Abend, ehe sie zu Bett ging, nach ihm sich umzuschauen. Sie fand Parker in derselben Lage, worin sie ihn am Morgen verlassen, und gänzlich der Sprache beraubt. Nach Art dieser Leute, die für alle Leiden des Körpers gleich ein Hausmittel bei der Hand haben, gedachte sie ihren leise stöhnenden Miethsmann mit einigen krampfstillenden Tropfen zu curiren. Indessen erwiesen sich ihre Tropfen als gänzlich wirkungslos; am nächsten Morgen war nicht die geringste Aenderung in Parkers Zustand eingetreten. Nun erst wurde die Frau ängstlich und holte einen Arzt herbei.

Ob vierundzwanzig Stunden früher Hülfe möglich gewesen wäre — wer vermöchte es zu sagen? Jetzt war es jedenfalls zu spät. Der Arzt hatte mit seiner Meinung nicht zurückgehalten gegen meine Berichterstatterin. Der Mann sei verloren, hatte er sich geäußert; doch sei es unmöglich, vorherzusagen, wann das Ende eintreten werde. Wie die Sache liege, müsse er dringend zu einer Ueberführung in ein Krankenhaus rathen. Und am Abend — nachdem inzwischen die Frau zweimal in meinem Hôtel gewesen, wo ihr nur gesagt worden war, ich sei nicht zu Hause — hatte der Transport des Kranken in das städtische Hospital wirklich stattgefunden.

Derselbe war am Sonnabend vor sich gegangen.

Wie sich der Zustand des Kranken seitdem gestaltet habe? forschte ich.

Die Frau wußte es nicht; entschuldigend sagte sie, die Zeit habe ihr gefehlt, nachzufragen.

Möglicherweise also war Parker schon todt! — Ich eilte zum Hospital. Der Anstaltsdirector, dem ich meine Karte sandte, konnte mir freilich mittheilen, daß meine schlimmste Befürchtung nicht zutraf; Parker lebte noch. Aber eine Wiederholung des Schlaganfalls war jeden Augenblick zu besorgen.

Ich wurde in den Saal geführt, worin der sterbende Mann lag. Er erkannte mich, als ich an sein Bett trat; ich sah es an dem Zucken seines rechten Auges, an einer schwachen Bewegung seiner rechten Hand.

Mich über ihn beugend, fragte ich: „Sind Sie in Frieden mit sich und aller Welt, John Parker?“

Ein unverständlicher Laut kam als Antwort.

„Die Gnade Gottes ist groß,“ fuhr ich fort. „Keins seiner Kinder läßt er auf ewig verloren gehen, wenn es noch mit dem letzten Gedanken zu Ihm sich wendet.“

Er lag still; nur sein Auge öffnete sich groß und staunend.

„Der allmächtige Gott sucht Sie, John Parker; Seine Arme sind ausgebreitet, Sie zu empfangen. Auf einen einzigen Nothschrei Ihres Herzens wartet Er. — Verstehen Sie mich?“

Um seiner Seele willen, hoffe ich, daß er mich verstanden hat, daß meine eindringlichen Worte ihn zu einem Gebet bewegt haben! — Noch harrte ich eines Zeichens, das ich hätte so deuten können, da ging eine zitternde Bewegung über seine Züge, und es war, als wenn der Glanz seines offenen Auges sich leicht trübte. Tiefer beugte ich mich, um zu lauschen, ob der Athem noch ging.

Der Arzt stand hinter mir. „Bemühen Sie sich nicht weiter," sagte er.

Konrad Gruber hatte geendet.

Ich richtete mich auf; der Arzt verhüllte die Leiche mit der Bettdecke.

„Wissen Sie etwas von Verwandten des Verstorbenen?" fragte er im Hinausgehen.

„Er hat keine," antwortete ich.

„Wünschen Sie Verfügungen über seine Beerdigung zu treffen?"

„Nein. Verfahren Sie, wie es Brauch bei Ihnen ist. Nach einigen Tagen will ich die Stelle erfragen, wo er zur Ruhe gelegt worden ist. Der Mann hat in früheren Jahren, eh' er auswanderte, in einem dienstlichen Verhältniß zu meiner Familie gestanden; es ist möglich, daß seine frühere Herrschaft ihm ein Kreuz auf das Grab zu stiften wünscht."

Der Arzt verbeugte sich; mein Geschäft war zu Ende.

Ich athmete auf, als ich das Haus des Jammers hinter mir hatte. — Wie oft wohl, wenn der Tod einem rüstigen, segensreichen Leben ein jähes Ende gemacht hat, ertönt der Angehörigen schmerzvolle Klage: ‚warum denn mußte es gerade Dieser, gerade Diese sein? Warum nicht ein Anderer, der Niemandem nützt, den Keiner vermißt?' — Nun wohl: hier hatte die Sense des grimmen Feindes den tauben Halm getroffen. Von Konrad Gruber hatte die Menschheit nichts Förderliches zu erwarten. Und doch —

Vor meinem Geiste erschien wieder jenes Bild, das ich im Forsthause gesehen hatte. Unbegreifliche Natur! Wie reich hatte sie diesen ihren Sohn ausgestattet! Mit körperlicher Schönheit, mit Gaben des Geistes! Und als welch ein schlechtes Werkzeug hatte er sich erwiesen, seit er handelnd auf die Bühne des Lebens getreten war! Von jenen Vorzügen hatte kein einziger eine gute Frucht getragen. Weshalb war er in die Kette der Menschen eingefügt worden? — Vielleicht nur, um jenen Sohn zu hinterlassen, der eben jetzt das Erbtheil seines Blutes überwunden hatte? — Geheimnisse! — Gewiß ist: auch er hat gewirkt, auch er mußte sein, denn nichts entsteht zwecklos. —

Ich berichtete das Vorgefallene nach Altmühl. Hulda antwortete, wie ich es mir gedacht hatte. Durch meine Vermittlung erhielt das Grab Konrad Grubers ein einfaches Kreuz von Gußeisen mit dem Namen: John Parker. Sonst war nichts darauf zu lesen, kein Geburtsort, keine Jahreszahl, kein Spruch. Nur ein falscher Name blieb von dem ehemaligen Geliebten der Freiin von Rattingen.

Als ich meine Geschäfte in München beendet hatte, sprach ich auf

meiner Rückreise nach Berlin in Altmühl vor. Es herrschte ein reger Verkehr zwischen dort und Rattingen. Fast täglich sahen sich Mutter und Sohn, obgleich die Güter beinahe zwei Wegstunden von einander entfernt liegen. Und als ich mich endlich losreißen mußte, nachdem ich einen Tag nach dem andern zugegeben, da sagte mir beim Abschiede etwas in Huldas Blick, in Huldas Händedruck, daß es doch wohl ein wärmeres Gefühl als Freundschaft sein möge, welches zwischen uns entsprungen war. Aber ich trug diese Erkenntniß schweigend mit mir davon. Ich war kein Jüngling mehr und längst überlegsam und vorsichtig geworden. Auch war die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Wochen noch zu frisch, die Wendung in Huldas Leben noch zu neu — mir und ihr mußte die Zeit zur Klarheit verhelfen.

Mir wurde die Klarheit bald genug zu Theil. Wenn dem jungen Manne, der, von der Liebe ergriffen, eine Lebensgefährtin wählt, immer noch die Frage offen bleibt, ob seine Frau ihm auch der beste Freund werden wird, so wußte ich mit aller denkbaren Sicherheit, daß gleiche Gesinnungen, gleicher Lebensernst, gleiche Ziele Hulda mir zu dem besten Kameraden machen würden, der je an Mannes Seite gewandelt ist. Ich gerieth im Laufe des Winters in einen Zustand des Ungenügens, des Unbefriedigtseins, den ich nie gekannt hatte. Und in Huldas — allerdings spärlichen — Briefen entdeckten meine, durch die Sympathie meines Wesens mit dem ihrigen geschärften Augen hinter den wohlgeordneten, vorsichtig abgewogenen Worten eine ähnliche Stimmung. Im Frühjahr wagte ich die entscheidende Anfrage. Hulda schrieb zurück: „Ihr Antrag ist das einzige Gute, das mir noch im Leben widerfahren konnte. Ja, ich will die Ihre sein, mit Herz und Hand. Kommen Sie, sobald Sie können; wir sehnen uns nach Ihnen. Ich sage: wir; denn auch Siegfried ist hoch erfreut über den Zuwachs an Licht und Wärme, den meine Zukunft erfahren wird."

Es waren wonnige Tage in Altmühl und Rattingen, während der Frühling mit lauen Winden vom Süden her über die erwachende Erde zog. Ich wohnte bei Siegfried und hatte meine Freude über seine gesetzte, zielbewußte Thätigkeit. Hulda — wie war es nur möglich, daß eine reife Frau, wie sie, sich noch so viel Mädchenhaftes bewahrt haben konnte? — Einst fragte ich sie selbst darum, in einer glücklichen Dämmerstunde, als wir allein waren, und das Wunder, das an uns Beiden geschehen war, mich mit Staunen erfüllte. „Mir wird jetzt die Jugend zutheil, die ich noch zu gut habe," versetzte sie lächelnd. Es war wirklich so. Und auch ich — wahrlich, ich hätte nicht gedacht, daß mein Spätsommer noch in mir der Leidenschaft rothe Rose zeitigen könnte!

Hulda trat Rattingen durch Schenkung an Siegfried ab, Altmühl als ihr Eigenthum behaltend. Wir machten einen gegenseitigen Erbvertrag, und gedachten unser Leben so zu ordnen, daß wir im Winter in

Berlin wohnten und die schöne Jahreszeit auf dem Lande zubrachten. Und die Hochzeit setzten wir auf Anfang August fest.

Wohin aber sollte die Hochzeitsreise gehen? — O, darüber waren wir eines Sinnes, Hulda und ich. Wohin anders, als in jene Gegend, worin Eberhard Wolfshagen mit Jette und Rieke hauste?

Und wirklich: an einem schönen Augustmorgen, als die Sonne die dichtesten Schlupfwinkel im Tannenwalde hell durchleuchtete, spazierten wir auf jenem Wege, der mir noch wohl erinnerlich war, dem Forsthause zu. Als das alte Gebäude aus den Bäumen hervortrat, blieb Hulda stehen.

„Nur einen Augenblick habe Geduld mit mir," bat sie.

Ich verstand, was sie bewegte, und zog sie sanft an mich.

„In jenem Hause gewann ich die erste Kunde von Dir," sagte ich. „Das bedenke. Gepriesen sei sein altes Dach, das mich einst gastlich beschirmte."

Sie nickte nachdenklich.

„Es ist wahr," erwiderte sie. „Auch die Ehre ist mir dort wieder erblüht, und Du hast sie mir gegeben. — Laß uns weiter gehen; es ist wieder hell in mir und mit Dir preise ich jene Stätte dort als die Wiege unseres Glücks."

Durch die Gartenpforte traten wir in den Bezirk der Oberförsterei ein. Schon über den Zaun hinweg hatten wir Jette und Rieke in den Bohnen entdeckt, gleich gekleidet wie immer, mit großen japanesischen Strohhüten auf dem Kopfe. Mit ihren Körbchen am Arme kamen sie uns entgegen. Mich erkannten sie gleich und nannten mich bei Namen; in meiner Gefährtin aber sahen sie nur eine Fremde.

„Meine Frau, die Geheimräthin Angermann," stellte ich vor. „Ganz unbekannt ist sie Ihnen nicht, sollte ich denken," setzte ich lächelnd hinzu.

Da kam es plötzlich von den Beiden wie aus einem Munde: „Fräulein Hulda!"

Und kurz darauf saßen wir traulich beisammen im Schatten der Kastanien. Freilich nicht lange. Denn ich merkte, daß ich störte, und schlenderte in den Wald, dem Förster entgegen, der von seinem Frühgange zurückerwartet wurde. Noch eine halbe Stunde mußte ich mich gedulden, ehe ich ihn heranschreiten sah. Auch er hatte mich im Gedächtniß behalten. Eine seiner ersten Fragen war, ob ich etwas über die Freiin von Rattingen ausgekundschaftet hätte?

„Ich habe sie mitgebracht," erwiderte ich, in einem Tone, als ob dies das natürlichste Ding von der Welt wäre.

Nie werde ich den Ausdruck in seinem Gesichte vergessen, mit dem er mich anstarrte!

Einen langen Umweg mußten wir machen, damit ich mit meinen Mittheilungen zu Ende kommen konnte, bevor wir in das Haus eintraten.

Als ich geschlossen hatte, sagte der Förster: „Daß ich auch Ihnen damals die Geschichte von Konrad Gruber erzählen mußte! Hinterher hab' ich mich manchmal gewundert, woher mir an jenem Abende die Lust kam, die unliebsame Begegnung an das Licht zu ziehen. Es hat wohl so sein sollen. Und aufrichtig freut's mich, wie Alles gekommen ist. Ja, ja: die Vorsehung bringt Manches auf überraschende Weise wieder in Ordnung, was die Menschen sich Schlimmes eingebrockt haben. Diesmal allerdings," fügte er mit einem halben Lächeln hinzu, „hat sie sich recht viel Zeit dazu genommen. Nichtsdestoweniger: allen Respect vor Ihnen, Herr Secretär!"

Wir mußten zu Mittag bleiben; es ging nicht anders. Und es wurde eine fröhliche Mahlzeit, die wir mit den guten Leuten einnahmen. Wolfshagen holte von seinem berühmten Graacher eine Flasche nach der andern und trank am meisten von uns Allen. Immer wieder versicherte er, so vergnügt wie heute sei er seit langen Jahren nicht gewesen. Und Jette und Rieke — meine Frau konnte sie wirklich unterscheiden — waren so milde und freundlich und gemüthvoll, wie ich sie kennen gelernt hatte. Von alten Zeiten war nicht die Rede. Ehe wir aufbrachen indessen, bat Hulda sich das Bild aus, welches der Ausgangspunkt meiner Bekanntschaft mit ihr gewesen war. Bereitwillig wurde es ihr ausgefolgt. Als sie es in den Händen hielt, stutzte sie doch.

„Siegfried!" rief sie unwillkürlich aus. „Nein, nein," widersprach sie sich dann, „er ist es doch nicht. Gott sei Dank! Der Erbe von Rattingen hat um den Mund einen Zug, der diesem fehlte. Um wieviel schärfer und energischer tritt bei ihm das Kinn vor! Sieh nur!"

Sie hielt mir das Bild hin; ich nahm es und barg es in meiner Tasche. „Lassen wir die Todten ruhen!" sagte ich, halb scherzhaft, halb ernsthaft.

Rasch ergriff sie meine Hand. „Sei es so! Für immer," erwiderte sie lebhaft und sah mich innig an.

Die Förstersleute gaben uns das Geleit, bis über den Wald hinaus, bis das Dorf in Sicht kam, wo unser Wagen auf uns wartete. Sie möchten uns in Altmühl besuchen, oder im Winter in Berlin, wenn ihnen dies lieber wäre, baten wir. Aber Wolfshagen schüttelte den Kopf. Reisen sei nichts für ihn, meinte er. Wenn die Schwestern Lust hätten — sie seien flügger wie er. Doch die Schwestern behaupteten, daß sie beide gleichzeitig nicht zu entbehren seien, und trennen könnten sie sich erst recht nicht. Und kein Zureden half. Da mußten wir schließlich schon versprechen, in einigen Jahren einmal wieder nachzusehen, ob die Zeit glimpflich mit ihnen verfahre.

So schieden wir von einander.

Hulda hing sich an meinen Arm, als wir allein waren. „Ich bin der Ansicht, mein lieber Mann," sagte sie, „daß wir uns nicht mehr zur

Försterei zurückwenden. Sie sei abgethan für uns. Erloschen sei die Vergangenheit, und nur der Gegenwart gehöre unser Leben!"

Als sie mir ihre Lippen zum Kusse bot, sah ich, daß ihre Augen feucht waren.

„Glücksthränen," erläuterte sie.

Ich hätte es ohnehin gewußt. Es gab kein Gefühl mehr in ihr, das ich nicht errieth, und keins, das sie vor mir hätte zu verbergen brauchen.

Gedichte

von

Emil Rittershaus.

— Barmen. —

In Sanct Peters Dom.

Sanct Peters Dom. — Mein Auge ist geblendet!
Von Gold und Marmor, welche Wunderpracht,
Wohin der Blick sich immer staunend wendet!
Da faßt's die Seele mit gewalt'ger Macht.
Mit Schauern fühl' ich jenes Geistes Wehen,
Der feurig zog vor Israel bei Nacht.

Den Gott, den Moses auf dem Berg gesehen,
Vor dem die Sonnen Körner Sand nur sind,
Den Weltenherrscher sah ich vor mir stehen.

Der Klang der Orgel, der den Raum durchrinnt,
Hier will er an Posaunen mich gemahnen. —
Allmählich Ruhe nur mein Herz gewinnt. —

Hin durch den Tempel zieh' ich meine Bahnen.
Dort steht Sanct Peter, dem da küßt den Fuß,
Wer schwört zu des Apostelfürsten Fahnen.

Die Rechte streckt er aus zum Segensgruß. — —
Wie kommt's, daß ich das Scepter der Cäsaren
Mir stets in seine Erzhand denken muß?

Mir ist, es wär' der Herr der Heeresschaaren,
Dem hier den größten Prunksaal man erbaut,
Deß Hoheit hier sich sollte offenbaren!

Und doch ist etwas, das auch lieb und traut
Mich grüßet! — Dort das Weib im Goldgeschmeide,
Der arme Hirt hier, der aus Lumpen schaut —

Hier fühlen gleich vor Gott sich alle Beide!
Sie wissen, hier giebt's keinen Ehrenplatz,
Wie tief auch sonst die Welt die Stände scheide.

Es ist gemeinsam Allen dieser Schatz —
Und, wer da kommt vom allerfernsten Lande,
Sein Herz, in diesem Dom die Heimath hat's!

So hebt den Kelch an des Altares Rande
Der Priester in der kleinsten Dorfkapell'
Wie hier der Cardinal im Prachtgewande,

Und heimisch fühlt sich drum der Fremdling schnell,
Darf altgewohnte Form er wieder schauen,
Drin ihm geboten wird der Gnadenquell. —

Zu Petrus Füßen Kinder, Männer, Frauen —
Die Stirn sich unter seine Sohle senkt,
Doch keine Andacht will mich hier erbauen!

Wenn an den Heiland meine Seele denkt,
Der für die Schwerbelad'nen ist gekommen,
Führt von dem Prunk sich meine Brust beengt.

Der aller Menschen Schuld auf sich genommen,
Der redet hier zu meinem Inn'ren nicht,
Deß Bildniß scheint verblaßt mir und verschwommen.

Ich seh' der Kirche Hofstaat, doch es spricht
Zu mir nicht der Erlöser, der den Armen
Aus Nacht und Grauen führt zum ew'gen Licht.

Ich such' in allem Glanz umsonst den warmen
Gluthhauch der sonnengleichen Gotteslieb',
Das Höchste, jenes himmlische Erbarmen. — —

Als mich die späte Stunde heimwärts trieb,
Da hab' ich still in meinem Sinn gedacht:
Nur anders ist das Kleid, das Wesen blieb!

* * *

Das Rom der Kaiser ist's in Priestertracht. —

Rom, Ostern 1887.

Steinberger.

Er ist von fürstlichem Geblüt,
Er ist von edlem Stamme! —
Des Frühlings Lust hat ihn durchglüht,
Getauft die Sonnenflamme.

Die Lerche und die Nachtigall,
Das waren seine Pathen;
Die Gnomen unter'm Mauerwall
Sind seine Burgsoldaten.

Genährt hat ihn des Rheines Hauch,
Der Nachtthau schenkt' Gedeihen —
Und Kaiser Karl nach altem Brauch
Gab ihm die höchsten Weihen!

Des Herbstes Gluth hat ihn gefärbt
Hochgolden wie die Garben;
Die Düfte haben ihm vererbt
Die Rosen, als sie starben. —

Das ist ein Trank, so goldig blank,
Wie je nur Götter brauten! —
Steinberger ist Verjüngungstrank
Den Alten, den Ergrauten!

Zum Jüngling wird der Großpapa! — —
Sollt' ich auch schon zu Bett sein,
Weckt mich nur auf, heißt's: Er ist da,
Steinberger Cabinetwein! —

Im Steinberg im Rheingau, am 10. August 1889.

Emil Rittershaus.

Von

Ferdinand Heyl.

— Wiesbaden. —

Wo ein Kreis fröhlicher Menschenkinder zur Zeit am Rhein oder weiter draußen in deutschen Gauen versammelt ist, da fehlt auch heute ein Poem von Emil Rittershaus nicht, sei es ein frisches Vaterlandslied, sei es sein weinduftiges: „Mit Rheinwein füllt den Becher!" — Manches traute Heim in deutschen Landen erfreut sich der ernsten und heiteren Blüthen der Muse des rheinischen Sängers, und mehr und mehr wird aller Orten klar, wie sehr gerade dieser Dichter im deutschen Volke bereits mit seinen gemüthreichen, innigen Liedern Wurzel gefaßt hat, — wie reiche Zustimmung und Anhängerschaft ihm noch bevorsteht.

Wo sich ein allgemeines, rheinisches, vaterländisches Fest an des Rheinstroms Ufern bereitete, da erklangen seit Jahrzehnten auch die vollen, feurigen Verse Rittershaus' in den Festesjubel! War es bei der Heimkehr Freiligrath's 1869 aus dem Londoner Exil, beim Dombaufest in Cöln, oder droben bei des deutschen Volkes Ehrentag am Niederwald, war es bei dem Abgeordneten-Feste zu Cöln, bei der Einkehr der amerikanisch-deutschen Schützen in Bingen, oder endlich bei der Begrüßung der heimkehrenden Truppen aus dem letzten französischen Kriege!

Ueberall tönte der frische Sang unseres Dichters in die Festesfreude hinein, begeisternd und erhebend! —

Gar manchem Componisten haben die sangbaren, leicht zu componirenden Lieder des Poeten entsprechende Unterlagen zu frischen Melodien gegeben: „Am Rhein, beim Wein!" nennt sich ja eine Sammlung, welche er seiner

weiteren Heimat, dem Rheine, gewidmet hat. Und so verdient auch Rittershaus, der Wupperthaler, die Bezeichnung als rheinischer Dichter, deren es in unseren Tagen ja leider so wenige mehr giebt.

„Rheinlands Sänger" hat ihn das Volk, hat ihn die Literatur bereits getauft. Sein ganzes Herz, sein Fühlen und Denken gilt der Verherrlichung unseres deutschesten Stromes und unserem Vaterlande. Damit mischt sich die Liebe zum angestammten Heim, zu seinem Hause, zu den Seinen. Nichts Anderes klingt aus seinen Liedern und Dichtungen heraus, und deshalb auch heimeln alle seine Poesien den gemüthreichen Hörer an, deshalb ist der Kreis der Verehrer des Poeten in kurzer Frist ein so umfassender geworden.

Emil Rittershaus ist im Wupperthal geboren. Mit Recht sagt er selbst über seine Heimath, daß über keine Gegend im deutschen Vaterlande und deren Bewohner so viele irrige Urtheile in Umlauf gekommen seien, als gerade über das Wupperthal.

Die Bevölkerung dieses Stückchens „rother Erde" steht unter dem Rufe übertriebener Frömmigkeit; man hält einen guten Theil derselben für Pietisten und Mucker. Man scherzt über sie — setzt wohl statt Wupper-Muckerthal — und schon Goethe hat in seinen Aufzeichnungen in der „Campagne in Frankreich" über den hier herrschenden Pietismus sehr zutreffende Bemerkungen gemacht. Das Thal zeichnet sich von jeher durch eine große Zahl religiöser Secten aus, aber wie bei den Herrnhuter Gemeinden ist auch hier die wohlthätige Seite der religiösen Richtung nicht zu verkennen; denn den Wupperthaler kennzeichnet als Menschen und insbesondere als Kaufmann eine große Wahrhaftigkeit, und Niemand, der mit dem Völkchen und seinen Sitten und Anschauungen bekannt ist, wird die Innerlichkeit und treue Anhänglichkeit an Freund und Freundespflichten von Haus zu Haus verkennen, welche gerade dem Wupperthaler allgemein innewohnt. Der Dichter bezeichnet es als ganz seinem Wunsche entsprechend, wenn man ihm die „bergische Art" anmerkt und meint: „es müsse beim Menschen und Dichter sein, wie beim Wein, der Kenner soll herausmerken, wo die Traube gewachsen ist."

Ein kräftiges Bauerngeschlecht war es, aus dem sich die Industrien, die Wupperthaler Fabriken entwickelt haben. Neben dem Ackerbau, der dort auch das Bleichen von Flachs und dergleichen nahe legte, entwickelte sich nach und nach eine rege, gewerbliche Thätigkeit und mit ihr ein gewisser Wohlstand, der sich bis heute daselbst erhalten hat. Die Reformation fand frühe hier Grund und Boden, und rastlose, angestrengte Arbeit und deren Lohn verlieh dem Völkchen, das sich aus westfälischem Stamme, aus Angelsachsen und Rheinländern zusammensetzte, eine gewisse Selbständigkeit. Eng und fest schlossen sich hier die Bande der Familienzugehörigkeit, und da die Abgeschiedenheit von dem großen Weltverkehr erst spät für Kunst und Wissenschaft freie Bahnen schuf, so war es die geist-

liche Musik, deren Pflege schon frühe hier im Mittelpunkte des Allgemeininteresses stand. Noch vor einigen Jahrzehnten war Theologie fast ausnahmlos das Studium der Jünglinge von Barmen und Elberfeld auf den Universitäten. Unter all diesen eine gewisse Abgeschiedenheit fördernden Verhältnissen bildete sich im Wupperthale nach und nach ein Patriziat heraus, aus dem sich das Volk die Leiter seiner Gemeindeangelegenheiten erwählte.

So war und ist zum größten Theil noch das Völkchen, dem Emil Rittershaus entstammt. Seine eigenen Worte in dem Gedichte „Eigenes Heim" geben den Charakter seiner Heimatsbevölkerung am treffendsten wieder:

„Länger als vierhundert Jahre
Ist uns Heimath dieser Gau! —
Breite Stirne, dunkle Haare,
Trotz'ger Sinn und trotz'ge Brau! —
Mischlingsvolk vom Blut der Sachsen
Und von Rheinlands Frankenstamm,
Sind wir hier emporgewachsen,
Berglands Jungen, stolz und stramm!" —

Schon vor vier Jahrhunderten waren die „Rittershaus", wie die Acten des Klosters Norden nachweisen, im Wupperthale ansässig. Ein Act des Richters Johannes Panne bestätigte unter dem 10. Juni 1651 und ein Erlaß des Kaisers Ferdinand III. vom 12. Mai 1653 bekräftigte den Adel der Familie Rittershaus. Jedenfalls gehört das Haus „Rittershaus" zu den ältesten Stammgeschlechtern des bergischen Landes. Das gleiche ist der Fall mit der noch heute blühenden Familie Lucas, der die Gattin des Dichters entstammt. Die Voreltern des Dichters sollen den Stadttheil Rittershausen in Barmen gegründet haben. Einer des Geschlechtes, Johann Caspar Rittershaus, erwarb den großen Bauernhof Korthausen bei Schwelm, und dort wurde der Vater des Dichters, als zweiter Sohn des Vorgenannten, am 19. März 1803 geboren. Während der ältere Sohn das Gut ererbte, trat der Vater des Dichters in die kaufmännische Lehre, und dies ward auch der Grund, weshalb der junge Emil später gleichfalls diesem Beruf gewidmet wurde. Der Vater unseres Poeten gründete in den dreißiger Jahren eine Bandfabrik in Barmen und heirathete im Jahre 1832 die Tochter eines wohlhabenden Manufacturwaaren- und Specereihändlers. Am 3. April 1834 ward Emil Rittershaus, als der zweite Sohn, seinen Eltern in Barmen geboren. Ein älterer Bruder, Julius, starb bald. Nur wenige Monate alt, verlor Rittershaus den Großvater, damals als der einzige Sohn des Elternhauses.

Der Vater des Dichters, lutherischer Confession, war fromm und ernst, doch frei von jedem Aberglauben; die religiöse Richtung ist deshalb sicher nicht ohne große Wirkung auf die Entwickelung des Sohnes geblieben.

Dieser selbst erzählt, wie der Vater ihn stets dazu angehalten, jedem Streite auszuweichen, wie er ihn im Alter von sieben Jahren warm ermahnt habe, selbst einen Verbrecher am Pranger nicht zu mißachten, da man ja nicht wissen könne, ob nicht vielleicht schlechte Erziehung, Noth und Armuth den Mann zum Unrecht getrieben habe. In diesem wahrhaft christlichen Geiste erzogen, hing der Sohn mit einer unbegrenzten Liebe an seinem Vater, ein Verhältniß, welches wir in einem Gedichte: „Meinem Vater! mit einem Kanarienvogel" wiedergegeben finden. Manches aus dem Charakter des Vaters ist dem Sohne vererbt worden. Der Vater war ein Freund der Natur, der den Gesang jedes einzelnen Vogels im grünen Hain da draußen kannte und zu unterscheiden wußte, der sein Haus mit den gefiederten Sängern des Waldes bevölkerte, der Amseln, Finken, Schwarzköpfe und Kanarien als seine liebste Gesellschaft betrachtete. In gleicher Weise hängt der Sohn an diesen Sängern der Natur, denn sein jetziges Heim bietet ihm den frohen Gesang seiner Sing- und Zimmervögel im Schmuck luftiger, grün bestandener Zimmer und Wohnräume. Die Erheiterung durch der Vögel Gezwitscher wirkt auf den Dichter belebend und anregend zugleich, und seine umfassenden naturhistorischen Kenntnisse dankt er dem Studium seiner Jugendjahre. Und offenbar in Folge der Streifereien des Vaters mit dem Knaben im frischen grünen Waldrevier ist Rittershaus später auch ein so wahrer, frischer Schilderer des deutschen Waldes geworden. Gedichte und Lieder prägten sich dem Gedächtnisse des Knaben von früh auf leicht und fest ein und die Gedächtnißstärke hierfür ist ihm bis heute geblieben; wie es denn wohl selten Jemanden geben dürfte, der einen so reichen Schatz an Gedichten und Versen unserer besten Poeten stets zur Hand hat, wie er — während er selbst gesteht, daß er für Zahlen nur schwer sein Gedächtniß schärfen kann. Diese Eigenheit hat er übrigens mit den meisten Poeten gemein. Fromme Zucht herrschte außer im elterlichen auch im großväterlichen Hause; fröhlichen Sinn aber dankte dieses zweite „Heim" der Großmutter, welche ebenfalls fromm, doch auch heiter und lebensfroh in die Welt hinausschaute und in diesem frohmüthigen Sinne das hohe Alter von 90 Jahren erreichte.

Die Mutter blieb dem Knaben nicht lange erhalten; in seinem sechsten Jahre schon schied sie aus dem Leben, und der junge Emil war von da ab um die seligsten Eindrücke seiner Kindheit gebracht; denn stundenlang hatte er zu ihren Füßen ihren Liedern gelauscht, von ihr die ersten Gedichte von Goethe, Schiller und Hölty gelernt, soweit ihn zur Aufnahme derselben in sein Gedächtniß sein jugendliches Fassungsvermögen damals befähigte. Aber das Bild der Mutter steht noch heute lebendig vor des Dichters Auge. Er sagt selbst von ihr, „daß frisches Rheinlandsblut in ihren Adern kreiste." Und als die Mutter ihm dahingeschieden war, da trat an den damals sehr zarten, ja schwächlichen Knaben die erste harte und traurige Prüfung des Lebens heran, der er in dem Gedichte „Am

Todestag der Mutter" Worte giebt. Sie aber, die Theure — ihm, dem Liebling, den Schmerz, den trüben Eindruck des Todeskampfes ersparend, schickte den Knaben schon am Tage vor ihrem Hinscheiden nach rührendem Abschied in das Haus des Onkels — Nichts sollte dem geliebten Kinde das Gedenken an die Mutter trüben, welche leider schon lange den Keim des Todes in sich trug.

Die Constitution des heute so kräftigen Mannes war in der Kindheit eine geradezu schwächliche. Es mußte ihm, der in warme Tücher gewickelt wurde, zugeredet werden, zur eigenen Stärkung Nahrung zu nehmen, und nur langsam entwickelte sich der Knabe, der nun im Hause der Großmutter zur höheren Stadtschule vorbereitet wurde. Dies geschah durch den Privatlehrer Friedrich von Borckel, einen ehrwürdigen Greis, ehemaligen österreichischen Offizier, der in allen Welttheilen gewesen war, den Norden und die Tropen gesehen hatte. Er war ein Verehrer und Freund Herders; als seine Lieblingsdichter betrachtete er Klopstock, Hölty, Salis und Mathisson. Für Rittershaus' Entwicklung wurde er von größter Bedeutung. Auch der würdige Lehrer erfreute sich an dem Gedächtnisse des kleinen Mannes, der schon jetzt Gedichte von Schiller und Goethe auswendig wußte, und nicht wenig nährte gerade er die Phantasie des Knaben mit den Gaben der deutschen Muse und den Erzählungen von fernen und märchenhaften Landen. Ihm hat Rittershaus einige seiner innigsten Lieder geweiht. Angeregt durch den Lehrer, durch die Erzählungen der Leute des väterlichen Geschäftes am Abendtische, der nach Wupperthaler Sitte das ganze Haus vereinte, erfand sich der Knabe damals schon eine märchenhafte Geschichte, in der ein fabelhafter Hirsch mit diamantenem Geweih die Hauptrolle spielte. Ging sein Fabuliren zu weit, so hemmte der Vater stets den Flug des Gedankens durch Einwendungen, die er in der Art der Fabel dem Knaben klar machen mußte. Auch in das Theater begleitete Emil den Vater bei guten, der Auffassungsgabe des jugendlichen Gemüthes entsprechenden Stücken. So ist heute noch die Erinnerung des Dichters an eine Aufführung des Käthchens von Heilbronn lebendig. Er konnte nicht schlafen nach dieser Aufführung, aus Aerger über die schlechte Behandlung, die sich Käthchen von dem Grafen Wetter so ruhig und hingebend gefallen ließ.

Im Jahre 1842 trat Emil in die Stadtschule ein und kam unter die Leitung des Lehrers Jacob Ewich, der insbesondere auf den Patriotismus seiner Schüler einwirkte und mit Vorliebe die prosaischen und poetischen Gaben E. M. Arndts denselben vorlas und erklärte. Gleichzeitig lernte der junge Emil eine Marketenderin kennen (der er ein Poem: „Bei Frau Ungermann" widmete), welche ebenfalls durch Erzählung und Mittheilung ihrer Erlebnisse vom Jahre 1806 die Phantasie des Knaben in rege Thätigkeit setzte. Bei ihr, in Gesellschaft von Katzen, Hunden und anderem Hausgethier, verbrachte der Knabe manche Stunde, ihren

Schilderungen des Krieges lauschend, und bei solchem Zusammentreffen vielseitiger Anregungen ist es eben nicht verwunderlich, daß die „Lust zum Fabuliren" in dem jungen Gemüth erwuchs.

Eine große Gewandheit erwarb sich der heranwachsende Jüngling, trotz anfänglicher Schwäche, in allen gymnastischen Uebungen, namentlich im Schwimmen und Reiten, bis ein unglücklicher Vorfall mit einem Pferde ihm einen Widerwillen gegen die letztere Leibesübung für alle Zeiten einpflanzte, so daß heute noch eine unbesiegbare Scheu vor Pferden sich bei Rittershaus geltend macht.

Der bekannte Improvisator Langenschwarz kam nach Barmen und hielt dort in der Gesellschaft „Parlament" einen Vortrag. Der Knabe — damals etwa 9 Jahre alt — ward durch den Vater zu dieser Veranstaltung mitgenommen, und als Alles über die Kunst des Improvisators in Entzücken gerieth, sagte ein Freund der Rittershaus'schen Familie zu dem Knaben: „Kleines Männchen, wenn Du das auch könntest!" Und Emil erwiderte: „Das kann ich auch", und schrieb sofort ein mehrstrophiges Gedicht über das gleiche Thema des Improvisators: „Rückblick des Greises" zum allgemeinen Erstaunen nieder. Wer je im heiteren Kreise mit Rittershaus verkehrte, kennt das ihm anscheinend angeborene Talent der Improvisation, einer Augenblicks-Dichtung, aber in wohlgefügten, stets formgewandten Versen. In gehobener Stimmung ist Rittershaus im Stande, in Versen ebenso schnell wie in Prosa zu reden, obwohl er dies nicht jederzeit vermag — äußere Anregung und sorgenfreie Stimmung sind ihm hier Vorbedingung. Selbst seine deutschen Aufsätze hat Rittershaus in der Schule oft, mit Erlaubniß des Lehrers, in Versen geschrieben. Als Knabe schon trug er sich mit dem Gedanken, einen Roman zu schreiben. Daraus ist nun freilich wohl bis heute Nichts geworden. Wenn neuerdings ihm die Idee zu einem humoristischen Roman vorschwebt, so dürfen wir uns von dem Dichter, bei seiner humorreichen Natur und frischen Auffassungsgabe, ein gelungenes Werk versprechen.

Ich habe die Jugendzeit des Dichters eingehender zu schildern versucht, weil sich, wie stets, nur aus den Eindrücken der Jugendjahre, aus den Beziehungen der Familie und der Umgebung, die Entwicklung eines Poeten erklären und erläutern läßt. Wo das Gemüth empfänglich und die Auffassungsgabe vorhanden ist, bedürfen beide ja der Befruchtung von außen, wie die Blüthe und Blume das Licht der Sonne verlangt. An Anregungen nach vielen Richtungen hat es dem Knaben, wie wir gesehen haben, nicht gefehlt.

Der Wunsch, Naturwissenschaften zu studiren, um später vielleicht Arzt zu werden, konnte ihm indessen aus Rücksicht für das väterliche Geschäft nicht erfüllt werden. Während alle abstracten und sogenannten trockenen Lehrfächer dem Jüngling Mühe machten und oft große Schwierigkeiten bereiteten, Griechisch und Latein — heute zum Bedauern des

Dichters — für den späteren Kaufmann als überflüssig erachtet wurden, ging's um so besser im Deutschen, im Französischen und Englischen, den für den Kaufmannsstand nothwendigen Lehrfächern. Mit 14 Jahren war die Stadtschule absolvirt, und der Beruf ward, vielleicht ohne besondere Neigungswahl, ergriffen — Rittershaus ward Kaufmann.

Mit einer zweiten Heirath des Vaters trat eine wesentliche Wandlung im Leben des Jünglings ein; Rittershaus wurde mehr auf sich gestellt, und diese plötzlich eintretende Selbständigkeit gab seinem ganzen Wesen eine andere, eigenthümliche, ernstere Richtung.

Freiligrath, Geibel, Grün, Herwegh, Dingelstedt, Prutz waren dem herangereiften Knaben schon bekannt. Rittershaus schwärmte für den Freisinn dieser Poeten und ließ in der Barmener Zeitung 1848 ein Gedicht — neben anderen — unter dem Pseudonym Friedrich Emil Viggo erscheinen, dessen Spitze sich gegen Rußland und russische Verhältnisse richtete. Das Lied erregte nicht nur Aufregung, sondern auch Zorn in den Reihen der frommen Wupperleute. Aber die erregte 48er Zeit war da, der junge Poet entzündete seine Phantasie an den Gedanken und Auffassungen jener bewegten Tage und gründete mit Jugendgenossen einen „Rede-Verein" zur Uebung im freien Vortrag und zur Besprechung der Zeitereignisse. Hugo Oelbermann kam als Buchhändlerlehrling nach Barmen; in diesem fand er den ersten Sangesgenossen, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Langewiesche setzte den Jüngling in den Stand, das Neueste der zeitgenössischen Literatur stets sofort nach Erscheinen kennen zu lernen.

So vergingen sechs Jahre (1848—54) fleißigster Arbeit, oft bis in die Mitternachtsstunden. Ein Lesekränzchen, ein Liebhabertheater beschäftigten die Gleichgesinnten in Barmen, und zu Oelbermann und Wilh. Wens, Fr. von Eynern und dem jüngeren Langewiesche gesellte sich 1850 Carl Siebel, der leider zu früh verstorbene Wupperthaler Poet, der ein jahrelanges unverbrüchliches Freundschaftsverhältniß mit Rittershaus unterhielt und dem dieser einen Kranz poetischer Erinnerungen gewidmet hat. Und als der Freund erkrankte, als Siebel mit den Zeichen naher Auflösung von Madeira nach vergeblichem Aufenthalt daselbst zurückkehrte, sang Rittershaus in bangem Vorgefühl, den Frühling für den Freund zu Hülfe rufend:

„Du streust soviel der Rosen in's Gefild,
O, pflanze zwei auf meines Freundes Wangen!
An Deinem Kelch, daraus der Segen quillt,
Laß Labung schlürfend seine Lippe hangen.
Zwei Rosen auf die Wangen hohl und bleich!
Erhör' mich Lenz! Von Deinen tausend Gaben,
Von Deinem Blumenschatz, so überreich,
Will ich nur diese beiden Rosen haben!" —

Siebel und Rittershaus haben sich einer am anderen gebildet; beide ergänzten sich im Verkehr wie in der Dichtung in trefflicher Weise, ihre Lieder einander mittheilend.

Während dieser Zeit, schon mit 19 Jahren, wanderte der Jüngling hinaus auf Reisen für das väterliche Geschäft, besuchte England, Holland, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien, Deutschland, wodurch der werdende Mann sich schon frühe eine reiche Welt- und Menschenkenntniß erwarb. An Robert Prutz, Gutzkow, Alfred Meißner, Vischer und Andere sandte er zeitweilig seine Verse, und noch heute rühmt der Dichter die Herzensgüte, mit der sich jene Poeten seiner annahmen, deren Urtheile ihn mehr und mehr reiften. Auch in religiöser Beziehung durchlebte der junge Poet manche Wandlung. Er kämpfte sich in seinen Anschauungen von der Orthodoxie zum Pietismus durch; die Schriften Diesterwegs, Strauß' und Feuerbachs lenkten ihn auf die Bahnen des Rationalismus. Und das Jahr 1848 bildete mit so vielen Anderen den warmblütigen Dichter zum Republikaner aus. Ja, Vischers Aesthetik verlieh ihm eine Anwandlung von Pantheismus, der sich in einigen seiner Lieder jener Zeit ausspricht. Rittershaus hat indessen diese Einflüsse einer erregten Zeitströmung längst überwunden. Heute ist er ein frommgläubiges Gemüth von echtem Christenglauben — nur jene Wandlungen sind auch ihm nicht erspart geblieben, denen so oft außergewöhnliche Naturen unterworfen sind. „Im Christenthum wurzelt das alleinige Glück des Menschengeschlechts" — diese Anschauung prägt sich in allen seinen Gedichten der letzten Jahre aus, und dieser Anschauung hat er Worte gegeben in seinen frommen Liedern: „Wer an mich glaubt wird selig!" — „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" — „Vater, bin ich irr' gegangen" — „Der am Kreuz den Tod erlitten" — und in der großen Zahl seiner freimaurerischen Gedichte. —

Im Anfang der 50er Jahre gründeten Carl Siebel nud Rittershaus den sogenannten „Wupperbund". Diesem schlossen sich die Dichter Schults und Roeber in Elberfeld, Richard Neuhaus in Barmen und der Maler Richard Seel in Elberfeld, ferner Musikdirector Carl Reinicke, der Organist J. A. van Eycken, der Rechtsanwalt Bloem und der Lehrer Heinrich Köster, der älteste Freund Freiligraths, an. Der Sonntag sammelte die Freunde im Roeber'schen Hause. Carl Siebel, damals 18 Jahre alt, widmete Emil Rittershaus seinen „Tannhäuser", während unser Dichter selbst für das Deutsche Museum von Prutz scharfe Aufsätze als „Correspondenzen aus dem Wupperthal" schrieb und Adolf Schults seinen „Martin Luther" veröffentlichte. Die strenggläubige Richtung im Wupperthale entbrannte in der Folge, zumeist als Siebels „Jesus von Nazareth" erschienen war, in hellem Zorn gegen die freie Richtung der Jünglinge, die sich vermaßen der Strömung des frommen Thales zu trotzen. Ein Irrthum aber wäre es, und leider herrscht derselbe auch heute noch vielseitig, wenn man Rittershaus nach jener Zeit der „Sturm- und Drang-

periode" seines Schaffens falsch beurtheilen wollte. Rittershaus war niemals, auch in politischer Beziehung nicht, Dichter der Partei, wie Georg Herwegh und in gewissem Sinne und bis zu gewisser Zeit auch Ferdinand Freiligrath — dafür war sein Wesen, seine innerliche Veranlagung zu ausgesprochen vermittelnd. Der großdeutsche Staatsgedanke, das Ideal der Einheit unseres Vaterlandes, verkörpert in einem großen, gewaltigen Kaiserthum, hat ihm stets vorgeschwebt, und für dieses Ideal ist er in Lied und Wort stets eingetreten. Denn 1860 schon, ehe Bismarck das Staatsruder ergriff, sang er in prophetischer Ahnung, in einem Prolog zur Eröffnung des Elberfelder Stadttheaters, was wir 10 Jahre darauf in Jubel und Freude erlebt haben:

„Es klingt am Rhein und an der Eider Strand
Der Dichtung Mahnrut: „Auf mein Vaterland!"
Es schallt ein Lied, das hat gar wilden Klang;
Es wachen auf die Völker beim Gesang.
Es tönt am Fuß der Alpen, an dem Meere
Das Lied von der zertret'nen deutschen Ehre! — — —
Und, wenn's die Welt mit Sturmesflug durchrauscht,
Dann wird die Leier mit dem Schwert vertauscht!
Nicht träumend in des Friedens weichem Schooß,
Im Kampf wird Deutschland einig, frei und groß!
Ich seh's im Geist! Ich hör' das Feldgeschrei!
Das Streitroß stampft der Lerche Nest entzwei,
Haubitzen singen ihren Donnerpsalm;
Auf zu den Wolken steigt der Pulverqualm,
Mit der Gefall'nen letztem Stoßgebet,
Mit dem Hurrah der Schaar, die fechtend steht. —
Das rothe Blut dampft aus des Ackers Schollen.
Ich seh' die Tage, die da kommen wollen,
Seh' die Kanonen, seh' die stolzen Heere!
Wir waschen rein den Schild der deutschen Ehre!
Doch schau' ich mehr noch! Ueber Tod und Blut
Erglänzt es licht wie rothe Morgengluth!
Im Westen, fern auf der Vogesen Spitzen,
Seh' ich der Freudenfeuer Flammen blitzen!
Ich seh' der neuen Lorbeer'n grüne Zier;
Auf Straßburgs Münster weht ein deutsch Panier!
Und dann ein Siegesmarsch; Trompetenton
Und Trommelwirbel! Seinem besten Sohn
Drückt auf die Stirn die deutsche Kaiserkron'
Das deutsche Land, reicht ihm das Scepter dar! —
Das ist das ächte, rechte neue Jahr!"

Rittershaus' Lieder an Germania bei Einweihung des National-Denkmals am Niederwald sind von einem glühenden Patriotismus erfüllt, seine Begeisterung für Kaiser und Reich ist heute eine wahrhaft erhebende und hinreißende.

Waldeck und Harkort waren Rittershaus auf seinen Reisen näher getreten, ihrem Umgang dankte er damals schon die Ueberzeugung, daß

Preußen die Wiedergeburt unseres Vaterlandes bewerkstelligen müsse. Dem Phrasenthum der Flüchtlinge, das er in London auf gelegentlichen Reisen in deren Kreisen oft widerwillig anhören mußte, setzte er denselben Gleichmuth, ja Unwillen entgegen, wie Freiligrath, den er dort kennen und verehren lernte. Freiligrath war es, der Rittershaus eindringlich vor dieser Art von Vaterlandsliebe und Vaterlandsrettern warnte. Beide Dichter sind einander von da ab stets nahe geblieben.

Die ersten Buchausgaben, welche Rittershaus'sche Gedichte brachten, waren: „Das Album aus dem Wupperthal", herausgegeben von Richard Seel, und die „Wupperthaler Dichtergarben", herausgegeben 1854 von F. W. Lucas, seinem späteren Schwiegervater. Mit Carl Siebel gemeinschaftlich trat so der junge Poet zuerst vor die Oeffentlichkeit. Und die zweite dieser Veröffentlichungen bahnte auch dem Dichter den Weg zu dem Herzen seiner Gattin. Bei den Verhandlungen mit dem Herausgeber Lucas lernte er dessen einziges Töchterlein, Hedwig, kennen, von welcher Rittershaus nicht nur die Anregung zu seinen schönsten Hervorbringungen, sondern auch das ungestörteste, heiterste Glück der Ehe empfangen sollte. Alle seine Poesien gipfeln von da ab der Schilderung seiner aufrichtigen Liebe zur Braut, zu seiner Hedwig, seiner Anhänglichkeit an Frau und Kinder, in der Schilderung seines Glückes im Besitz des eigenen Heims. Doch es galt zu schaffen und zu wirken für den jungen Hausstand, denn am 2. December 1856 — jung noch an Jahren — hatte er die Braut heimgeführt. Sein Geschäft, das er 1856 in Elberfeld begründete, blühte anfänglich sichtlich heran, nicht ohne emsigen Fleiß und Aufopferung des jungen Paares. Aber auch Rittershaus ist es — wie so vielen Anderen — nicht erspart worden, das wechselvolle Loos des kaufmännischen Berufs kennen zu lernen. Ungünstige Perioden brachen über den Dichter-Kaufmann herein; aber die Begnadigung, deren er durch die Gabe der Dichtung theilhaftig war, hielt ihn oben in allen Drängnissen der Zeit.

Im Jahre 1856 erschien das erste Buch „Gedichte" von Rittershaus bei Bädeker in Elberfeld, das Robert Prutz in anregendster und eingehendster Weise besprach. 1859 veranlaßte Eduard Trewendt in Breslau den Dichter zur nochmaligen Sichtung und Neuausgabe seiner Dichtungen, und die Ausgabe erlebte schnell sieben Auflagen.

Rittershaus siedelte im Jahre 1862 wieder nach Barmen über, um dort ein neues Geschäft zu begründen. In seinem Hause, das sich mit zwei Töchtern und zwei Söhnen bevölkert hatte, verkehrten damals Bogumil Goltz, Emil Devrient, Carl Vogt, Marie Seebach, Robert Prutz, Wilhelm Jordan, die Maler Scheuren, Tidemand, Salentin und Andere, später Paul Lindau und alle neueren Kämpen der Feder und der Kunst. War und blieb er in diesen Kreisen stets der liebenswürdige Poet, so saß der Kaufmann doch am Tage am Comptoirtisch. Und Abends schrieb er emsig bei der Studirlampe — Kunstberichte für „Ueber Land und Meer",

Correspondenzen für das „Bremer Sonntagsblatt", für deutsch-amerikanische Zeitungen und vor Allem seine herzigen Lieder.

Heute sind dem Dichter drei Söhne und drei Töchter erblüht, und wenn es auch ihm nicht erspart wurde, am Grabe eines Kindes seinem heißen Schmerze Worte zu geben, so erfreut sich doch der Poet zur Zeit des edelsten Glückes, das uns Menschenkindern vergönnt ist, zumeist gehoben und getragen durch seine glückliche Natur, die ihm in Leid und Freud stets gestattet, über alle Lebensfügungen Herr zu werden.

Als er im Jahre 1885 an einem schmerzhaften Leiden erkrankte, suchte er in Wiesbaden Heilung und Genesung. Mitten in dieser schweren Zeit verließ ihn der Trieb zum Schaffen nicht, und in der Periode der erzwungenen Ruhe von allem Geschäftlichen erschien sein „Buch der Leidenschaft."

Im Buchhandel erschienen von Rittershaus bisher: „Gedichte" (Elberfeld und Breslau 1854, jetzt 7. Auflage); Freimaurerische Dichtungen (Leipzig 1886, 3. Auflage); Neue Gedichte (5. Auflage, Leipzig 1885); Dem Papste (30. Auflage, Barmen 1878); Für Oberschlesien (Barmen 1880); Am Rhein und beim Wein (3. Auflage, Leipzig 1885); das bereits genannte „Buch der Leidenschaft" (Oldenburg 1889, 4. Auflage) und „Aus den Sommertagen" (Oldenburg 1889 bei Schulze, 4. Auflage). Außerdem erschienen noch in Flugblättern: „Zu Hülfe." Aufruf für die Verwundeten, 1866. „Für die armen Cholera-Kranken," 1867. — „Aufruf für die Freiligrath-Dotation," 1867. — „Den deutschen Frauen und Jungfrauen," 1870. — „Marschgesänge", 1870. — „Für die Ferien-Colonien," 1878 u. s. f.

Es wäre Unrecht in der Lebensgeschichte und Entwicklung des Dichters unseres gemeinschaftlichen verstorbenen Freundes Ernst Keil in Leipzig, des Begründers der Gartenlaube, nicht zu gedenken, der 1871, als der Dichter eine schwere geschäftliche Prüfungsperiode durchkämpfte, die „Neuen Gedichte" von Rittershaus in selbstlosester Weise verlegte und dem Poeten damals ein hübsches Capital durch diese Freundschaftsthat erwarb. Keil wendete sich an Alle, „die es ehrlich mit der Freiheit und dem Vaterlande meinen, die mit Andacht dem Dichter lauschen, der seit Jahren das Ringen und Kämpfen unseres Volkes unablässig in hoher Begeisterung begleitet hat", und machte nicht nur den Poeten in dieser Form auch den weitesten Kreisen bekannt, sondern half ihm auch, wie erwähnt, in edelster Weise über die schlimmste Klippe seines Lebens hinweg. Auf Keils Veranlassung wurde auch seiner Zeit meinem Aufruf für das National-Denkmal auf dem Niederwalde in der Gartenlaube das warme Poem Rittershaus' vorangesetzt, das mit den Worten beginnt:

„Nun bricht der Lenz die letzte Kette,
Die Schnee und Frost den Fluren schlug,

Und mit den Lerchen um die Wette
Singt froh der Landmann hinter'm Pflug!"

Und weiter hin:

„So sei's! Zum Werke frisch geschritten! —
Umrankt von deutscher Reben Kranz,
Da steh' das Denkmal, stolz, inmitten
Des Prunkgemachs des Vaterlands!" —

Bei aller emsigen kaufmännischen Arbeit, die ihn heute noch in verschiedenen Stellungen als Aufsichtsrath und General-Agent beschäftigt, hat Rittershaus auch die Pflichten des Bürgers in seiner Vaterstadt redlich erfüllt. Er betheiligte sich an der Gründung des Nationalvereins, half den Verein für wissenschaftliche Vorlesungen in Barmen in's Leben rufen und schrieb Aufrufe zur Gründung eines allgemeinen Bürgervereins, dessen Vorsitzender er heute — seit 1865 — noch ist. Auch an der Gründung von Spar- und Consum-Vereinen sowie des Verschönerungsvereins in seiner Vaterstadt nahm er Antheil.

Politisch ist Rittershaus nicht mehr thätig, weil ihm, wie bereits angedeutet, bei seinem stets zur Vermittelung geneigten Charakter das Getriebe des Parteikampfes zuwider ist, entsprechend dem Worte Freiligraths, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehen solle, als auf der Zinne der Partei. Auch ein thätiges Mitglied der Loge ist unser Poet und allen freimaurerischen Bestrebungen in ihrem besten Sinne stets geneigt.

Mit Ludwig Elbers, Theodor Eichmann, von Eynern, Bölling, Carl Siebel und Anderen rief er die Freiligrath-„Dotation" in's Leben. Er veröffentlichte das Gedicht, welches die deutsche Nation aufforderte, dem greisen Ferdinand Freiligrath die letzten Lebensjahre zu erleichtern, und die Summe von 62 000 Thalern war der Erlös des gemeinschaftlichen Wirkens. Den Dichter selbst aber begrüßte Rittershaus am 18. Juli 1869 in Bielefeld bei einem Feste mit schwungvollen Worten, als den nun heimgekehrten, wiedergewonnenen poetischen Vorkämpfer der Nation!

Fest und entschieden steht Rittershaus heute auf dem Standpunkte freisinniger Gesetzgebung, treu in seiner Anhänglichkeit an das Vaterland, an Kaiser und Reich — und die Lieder von 1870, während und nach dem Kriege, gehören zu den schönsten Gaben seiner Muse; sie sind werth, von der ganzen Nation gekannt zu sein. Wie frisch klingt sein prächtiges Marschlied:

„Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her und Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und rother Dinte.
Die deutsche Landessprache kunnt'
Der Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund
Die Kugel soll sie pfeifen!

Und daß das Lied ihn richtig packt,
Frisch auf, ihr Kriegerschaaren,
So schlagt dazu den richt'gen Tact,
Dragoner und Husaren!
Du kannst kein Deutsch — wir lehren's Dich!
Marschiere, Feind, marschiere!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, Ihr Kürassiere. — —
Ulanen her, in flottem Trab!
Herbei mit Euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen." —

Und nach geschlossenem Frieden, nach der Errichtung des National-Denkmals, am Jahrestage der Einweihung desselben, stand ich droben mit ihm vor der Statue der Germania, und hier tönte seine Stimme hinaus, weit in die Lande, als er sein Kaiserlied in begeisterter Stimmung sprach:

„Getreu dem Reich, dem Kaiser
Das Herz entgegenschlägt,
So lang noch grüne Reiser
Die deutsche Eiche trägt,
So lang am Rhein sich färben
Noch Trauben gelb und roth!
Im Leben und im Sterben
Getreu bis in den Tod! —"

Wie heiter lacht hinwiederum das volle, frische Leben aus seinen Liedern: „Am Rhein beim Wein!" — Wie wohlig wirken seine „Rheingauer-Glocken" mit ihrem vinum bonum, die „Traubenlese im Rheingau", sein Lied vom „Federweißen", und wie innig seine Erinnerung an Freiligrath „Zu Aßmannshausen!" — Ein wahres Zecher-Brevier ist das Büchlein, das mit dem Liede: „Ich war zu Gast bei'm Herrn Pastor, zur Zeit der Rebenblüthe!" eingeleitet wird.

Rittershaus hat sich im Wesentlichen an Goethe, Geibel, Rückert, Freiligrath und Herwegh, am Umgang mit Siebel und dem Maler Richard Seel gebildet. Er hebt unter seinen Dichtungen selbst die poetischen Erzählungen „Der Henker" und „Ein deutsches Herz" und ähnliche als die gelungensten hervor.

Ein echter Freund seiner Freunde, ein liebender Gatte und Vater, ein treuer Sohn des Vaterlandes, gewinnt sich der Poet überall die Zuneigung Derjenigen, die ihm nahe treten, und wohl zählt er mit Recht zu den lebensfreudigsten Dichtern, zu den glücklichen Naturen, die jedem Dinge die Sonnenseite abzugewinnen suchen. Das ist nach seiner eigenen Meinung einerseits Erbtheil mütterlicherseits, anderntheils aber auch Ergebniß seiner Philosophie, deren Richtigkeit sich ihm bis heute im Leben stets erwiesen hat. Wer mit Aufmerksamkeit seine Gedichte gelesen, wird überall diesen Grundton erkennen.

Rittershaus, dem auch die Gabe der Rede in hohem Maße zu Theil geworden, ist durch seine Vorträge in deutschen Landen weithin als Redner bekannt. Zu seinen Themen wählt er stets die Schilderung und Würdigung vaterländischer Poeten. Und sicher ist es von großem und allgemeinem Interesse, den Dichter über die Geistesgenossen urtheilen zu hören. So spricht er über Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine, Victor von Scheffel, Carl Siebel und Adolf Schults, über Chamisso und Eichendorff, Gottfried und Johanna Kinkel, Annette von Droste-Hülshoff und Andere, stets durch seinen warmen Ton und sein inniges Eingehen auf die Eigenart der „Auserwählten" die Hörer fesselnd.

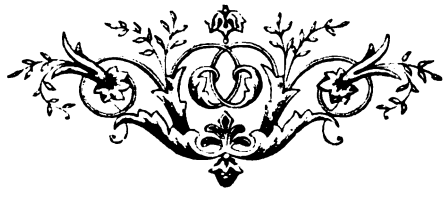
Rittershaus ist als rheinischer und bergischer Dichter jedenfalls der volksthümlichste Sänger unserer Tage geworden, der bekannteste sicher, dessen sich das Rheinland zur Zeit erfreuen darf. Und wohl hat Professor F. Kreyssig recht, wenn er von Rittershaus sagt: „Die Virtuosität seiner Sprache, die leichte freie Behandlung seines Reims wird von keinem Zeitgenossen übertroffen und von nicht mehr als vielleicht von einem halben Dutzend erreicht!" Daß das Wupperthal Rittershaus vor Allem schätzt und verehrt, hat es ihm bewiesen! Selten darf sich ein Poet einer so großen Anhänglichkeit rühmen — denn auch opferbereit zeigten sich seine Westfalen, als die Zeitverhältnisse dies geboten. Rittershaus aber hat eins seiner schönsten Lieder seinem engeren Heimatlande Westfalen gewidmet. Im Jahre 1868, im Gasthof zur „Post" in Iserlohn, ließ er es zum ersten Male erklingen. Das „Lied des Westfalen" mag diese Schilderung schließen, die lediglich dazu beitragen sollte, unseren Lesern einen Dichter näher zu führen, der der Zuneigung des deutschen Volkes in Wahrheit würdig ist:

„Ihr mögt den Rhein, den stolzen, preisen,
Der in dem Schoß der Reben liegt.
Wo in den Bergen ruht das Eisen,
Da hat die Mutter mich gewiegt.
Hoch auf dem Fels die Tannen steh'n,
Im grünen Thal die Heerden geh'n,
Als Wächter an des Hofes Saum
Reckt sich empor der Eichenbaum.
Da ist's, wo meine Wiege stand!
O grüß' Dich Gott, Westfalenland!

Wir haben keine süßen Reden
Und schöner Worte Ueberfluß —
Und haben nicht sobald für Jeden
Den Brudergruß und Bruderkuß.
Wenn Du uns willst willkommen sein,
So schau auf's Herz, nicht auf den Schein,
Und sieh' uns grad hinein in's Aug'!
Grad aus, das ist Westfalenbrauch!
Es fragen nicht nach Spiel und Tand
Die Männer in Westfalenland.

Und uns're Frauen, uns're Mädchen
Mit Augen blau, wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherz nur für die müß'ge Stund'!
Ein frommer Engel hält die Wacht
In ihrer Seele Tag und Nacht.
Und treu in Wonne, treu in Schmerz
Bleibt bis zum Tod ein liebend Herz!
Glückselig, wessen Arm umspannt
Ein Liebchen aus Westfalenland!

Behüt' dich Gott, du rothe Erde,
Du Land von Wittekind und Teut!
Bis ich zu Staub und Asche werde,
Mein Herz sich seiner Heimath freut.
Du Land Westfalen, Land der Mark,
Wie Deine Eichenstämme stark,
Dich segnet noch der blasse Mund
Im Sterben, in der letzten Stund'!
Du Land, wo meine Wiege stand, —
O, grüß dich Gott, Westfalenland!" —



Zur Psychologie der Taschenspielerkunst.

Von

Max Dessoir.

— Berlin. —

Ich weiß noch sehr gut, wie mir zu Muthe war, als ich der ersten Zaubervorstellung beiwohnte. Gleich nach der Kassenöffnung hatte ich meinen Platz eingenommen und harrte eine volle Stunde lang klopfenden Herzens des Augenblickes, wo sich der Vorhang vor dieser Welt der Wunder heben sollte. Und wie nun der Hexensabbath anhub, wie Eier sich in Thaler, Thaler sich in Taschentücher verwandelten, Vogelkäfige spurlos in Luft zerrannen und leere Kisten eine unbegreifliche Fülle von Geschenken spendeten — da war mir, als ob ich in einem Land der Träume lebte, weit, weit, von der Erde entfernt. . .

Es wird Einem heutzutage recht leicht gemacht, wenn man dem Taschenspieler in die Karten blicken will. Eine Anzahl von Zauberapparatenhändlern verkauft euch Alles, was euer Herz begehrt: Hölzer, Becher, Ringe, Bälle, falsche Karten, Doppelthaler u. s. f., und legt jedem Instrument fein säuberlich eine „Gebrauchsanweisung" bei. Bücher sonder Zahl, vom dünnen Jahrmarktsheft aufwärts bis zum illustrirten Prachtwerk, machen sich anheischig, euch in die Geheimnisse der schwarzen Kunst einzuweihen. Aber alle diese Bücher*) und Gebrauchsanweisungen sagen nur, worin ein Trick besteht, nicht, wie er gemacht wird, ganz abgesehen davon, daß gerade die interessantesten Kunststücke von den Adepten verheimlicht oder wenigstens bloß gegen besonders hohe Preise abgegeben werden. Apparate und Beschreibungen enthüllen nicht den Kern der

*) Als rühmliche Ausnahme ist Hoffmanns „Modern Magic" (London 1885) hervorzuheben, ein Buch, dem ich manche wichtige Angabe habe entlehnen können.

„modernen Magia.“ Wenn ihr wißt, wie es zugeht, daß ein Thaler verschwindet, so wißt ihr noch garnichts: ihr werdet euch trotzdem hunderte von Malen gerade mit diesem Trick täuschen lassen; und wenn ihr genau nach den Regeln der Vorschrift denselben Griff ausübt, so werdet ihr damit allein nicht den mindesten Erfolg erzielen.

Was die Prestidigitation zur Kunst der Täuschung macht, ist nicht die technische Außenseite, sondern der psychologische Kern. Die sinnreiche Ausnutzung gewisser seelischer Fähigkeiten wiegt unvergleichlich schwerer als alle Fingerfertigkeit und Maschinerie. Diese Thatsache zu erweisen und theoretisch zu zergliedern, bildet die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen. Zuvor indessen will ich den Leser mit der Gesellschaft bekannt machen, in deren Thun und Treiben ich ihn einzuführen beabsichtige.

I.

Die Geschichte der Taschenspielerkunst bildet einen bedeutsamen Abschnitt in der langen Geschichte menschlicher Täuschung. Von den Anfängen ägyptischen Priesterthums an bis zu dem Beginn des Mittelalters reicht jene erste Epoche, in der die willkürliche Erzeugung scheinbar unmöglicher Vorgänge mit dem Anspruch höherer Kräfte hervortritt; Nachzügler einer solchen ernstlich täuschenden Richtung haben sich bis auf den heutigen Tag in den spiritistischen Medien erhalten. In eine zweite Epoche gehören die Gaukler des Mittelalters und der Neuzeit, denn sie gestehen, daß es bei ihren Zaubereien mit natürlichen Dingen zugeht. Der dritte Abschnitt endlich datirt erst von dem Anbruch unseres Jahrhunderts: hier treten zum ersten Mal die Taschenspieler auf die Bühne, sie werden in die Gesellschaft aufgenommen, sie eignen sich eine gewisse Bildung an, sie lassen alles Jongleurhafte aus ihrem Programm fort und arbeiten mit Karten, Geldstücken, Taschentüchern u. dgl. m. Natürlich verschwinden dadurch nicht die Gaukler von der Bildfläche, aber sie ziehen sich auf die Dörfer zurück und haben mit ihren besser gestellten Berufsgenossen keine Gemeinschaft: ganz wie noch jetzt bei uns. Nur gelegentlich macht einer solcher Nomaden von sich reden. So der Signor Castelli, der, in den zwanziger Jahren Europa auf einer wandernden Schaubühne durchziehend, überall mit seiner Ankündigung, einen lebenden Menschen verzehren zu wollen, großes Aufsehen erregte. Des Räthsels Lösung bestand darin, daß der rohe Kerl wirklich sein Opfer in den Arm zu beißen begann, worauf der Betreffende sich begreiflicherweise schleunigst empfahl und somit die Ausführung des „Experimentes“ unmöglich machte.

Die Taschenspieler besseren Schlages, meist Franzosen und Italiener, nannten sich physiciens oder escamoteurs; die Bezeichnung Prestidigitateur stammt von Jules de Rovère. Rovère gehörte zu den Meistern jener alten Schule, aus der noch Olivier, Préjeau, Brazy, Comus, Chalons, Adrien père, Courtois, Comte hervorgehoben seien — um von Lichten-

bergs famosem Pinetti ganz zu schweigen. Der Bedeutendste war unstreitig Comte. Franzose vom Scheitel bis zur Zehe, leistete er in geschmackvoller Anordnung und liebenswürdiger Darbietung Außerordentliches. Alle seine für einen kleinen Kreis von Zuschauern berechneten Illusionen trugen den Stempel einer mit feinstem Humor ausgeführten Täuschung. Er behauptet beispielsweise, er wolle sämmtliche anwesende Damen escamotiren. Darob natürlich Schrecken und Heiterkeit unter den Herren. Comte beruhigt sie mit der Versicherung, er werde es schon zu ihrer Zufriedenheit arrangiren, greift dann mit den leeren Händen in die Luft und zaubert eine Fülle schönster Rosen aus dem Nichts hervor. Er fährt fort: „J'avais promis d'escamoter et de métamorphoser toutes ces dames; pouvais-je choisir une forme plus gracieuse et plus aimable? En vous métamorphosant toutes en roses, n'est-ce pas, mesdames, offrir la copie au modèle? n'est-ce pas aussi vous escamoter pour vous rendre à vous-mêmes? dites-moi, messieurs, n'ai-je pas réussi?“ Nun geht er an die Vertheilung: „Mademoiselle, voici une rose que vous avez fait rougir de jalousie.“ Vor einem anderen hübschen Mädchen verwandelt sich die Blume bei der Ueberreichung in Coeur-Aß und der galante Hexenmeister fügt hinzu: „Voulez-vous, madame, mettre la main sur votre coeur . . . Vous n'avez qu'un coeur, n'est-il pas vrai? . . . Je vous demande pardon de cette question indiscrète, mais elle était nécessaire, car bien que vous n'ayez qu'un coeur, vous pourriez les posséder tous.“ — Solche Calembourgs werden zu Hunderten von Comte erzählt. In unseren Tagen freilich, wo es weder Salon noch Conversation giebt, würden die etwas altfränkischen Wendungen mit ihrem zarten Parfüm gar seltsam anmuthen, auch werden wir den Taschenspieler verwundert anschauen, der sich in allzu geistreichen Redensarten erginge. Außerdem lenken die Scherze leicht die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand selbst, dem Trick, ab und setzen überdies die Anwesenden in eine Activität, die Manchem recht wenig erwünscht sein dürfte.

Einen beträchtlichen Fortschritt in der Entwickelung unserer Kunst kennzeichnen die Namen Philippe und Torrini. Zumal Torrini besaß eine so außerordentliche Geschicklichkeit in der Kartenhandhabung und eine so unglaubliche Kühnheit in der Ausführung, daß das Publicum sich unwiderstehlich zu mißtrauensfreier Bewunderung hingezogen fühlte. Sein Piquet-Trick soll einzig gewesen sein. Auch in anderer Beziehung legte er eine erstaunliche Keckheit an den Tag. Bei seiner Anwesenheit in Rom war er — ein italienischer Edelmann, den widrige Verhältnisse in die Laufbahn des Prestidigitateurs gestoßen hatten — zu einer Vorstellung vor dem Papst aufgefordert worden. Zufällig sah er am Tage zuvor bei einem Uhrmacher eine kostbare Uhr, von der dieser versicherte, sie sei das einzige Pendant zu der berühmten Uhr des Cardinals X . . . und

erst gestern aus Paris angekommen. Torrini kaufte den Chronometer für den respectablen Preis von 1200 Francs, nachdem er dem Uhrmacher Stillschweigen auferlegt und sich versichert hatte, daß der Cardinal seiner Vorstellung beiwohnen werde. Am Schluß gedachter Vorstellung machte er nun folgenden Coup. Er bat sich einen recht kostbaren und womöglich nur einmal auf der ganzen Welt vorhandenen Gegenstand aus; diese Bitte hatte zur Folge, daß der Cardinal auf des Papstes Befehl, wenngleich mit sichtbarem Widerstreben, dem Künstler die Uhr aushändigte. Jetzt ließ sich Torrini Mörser und Stößer geben und zerstampfte zum Entsetzen der Anwesenden das unersetzliche Kleinod in tausend Splitter. Der Cardinal gab mit zitternder Stimme an, daß von einer Vertauschung nicht die Rede sein könne, da er in den Resten Stück für Stück sein Unicum wiedererkenne; in Wirklichkeit jedoch war natürlich das jüngst erstandene Pendant vernichtet worden. Diesen Augenblick allgemeinster Aufregung benutzte der Künstler, um unbemerkt die echte Uhr in die Tasche des Papstes gleiten zu lassen, und sobald Stille eingetreten war, forderte er die Versammlung auf, ihm eine Person zu bezeichnen, die sicherlich nicht im Einverständniß mit ihm stünde. Wie gewollt, deutete Alles auf Pius VII., „Nun wohl," fuhr Torrini fort, indem er einige mysteriöse Bewegungen machte, „ich will, daß die Uhr wieder hergestellt sei und sich in der Tasche Sr. Heiligkeit finde." Der Papst griff sofort, mit allen Zeichen völliger Ungläubigkeit, in die Tasche, zog, ganz roth vor Erregung, die Uhr hervor und händigte sie dem Cardinal so schnell ein, als wenn er gefürchtet hätte, sich die Finger an diesem unheimlichen Gegenstand zu verbrennen. Man kann sich denken, welches Aufsehen der kecke Streich in Rom erregte! Torrini hat die theure, aber originelle Reclame niemals bereut.

Was übrigens Reclame anlangt, so war darin Niemand erfinderischer als der vortreffliche Prestidigitateur Anderson, „the celebrated Anderson, the great wizard of the North." Einmal, es war in den vierziger Jahren, versandte er an alle Londoner Butterhandlungen Holzformen, auf denen sein Name, seine „Titel" und die Stunde seiner Vorstellungen eingeschnitzt waren, mit der Bitte, die Besitzer möchten eine Zeit lang diesen Stempel auf die verkaufte Butter aufdrücken lassen. In Anbetracht des Umstandes, daß schließlich Jedermann Butter zu essen genöthigt ist, verdient die Idee gewiß Nachahmung. Ein andermal setzte er eine silberne Vase aus zum Preise für den besten Witz, der in der Zwischenpause gemacht werde. Jeder hatte das Recht, einen Scherz zu erzählen, und das Publicum mußte durch die Stärke des Applauses die Entscheidung herbeiführen. Aber damit nicht genug! Anderson ließ alle diese mehr oder minder guten Witze stenographisch fixiren und in Schilling-Heften verkaufen; der „große Zauberer" wußte recht gut, wie gern die Meisten sich gedruckt sehen. Von dem Umfang der so muthmaßlich erzielten Einnahme erhält

man eine Vorstellung, wenn man erfährt, daß jedes Heft über 1000 Witze enthält*).

Ob Philadelphia, Döbler, Bosco wirklich so hervorragend waren, wie man nach ihrem Ruf annehmen sollte, bleibt sehr die Frage. Von Bosco wissen wir sogar positiv das Gegentheil. Er scheute kein Mittel, um einen Effect zu erzielen, und ging in seiner Brutalität so weit, die für seine Tricks oft nöthigen Tauben in Wirklichkeit, nicht nur zum Schein, auf offener Bühne zu tödten. Er benutzte jede Gelegenheit, um seine Kunst glänzen zu lassen: im Postwagen, an der Table d' hôte, in den Cafés und in Kneipen, kurz überall machte er seine Kunststückchen. Last not least trug der wohlklingende, wenngleich bizarre Name dazu bei, ihn rasch populär zu machen. Es sind dieselben Umstände, denen einige Jahrzehnte später Bellachini seinen Ruhm zu verdanken hatte.

Indessen alle die Genannten und die unzähligen Nichtgenannten werden um Haupteslänge überragt durch den Klassiker der Taschenspielerkunst, durch Robert-Houdin.

Robert-Houdin hat seine Lebensschicksale in einem Buch erzählt, das wegen seines fesselnden, bunten Inhalts und der Anspruchslosigkeit der Darstellung eine sehr angenehme Lectüre bietet. Er hat ferner mit bewundernswerther Offenheit die Geheimnisse jenes Ordens preisgegeben, dessen Großmeister er war, und er hat endlich alle seine mechanischen, technischen und besonders elektro-technischen Erfindungen ausführlich beschrieben. Während nämlich die meisten Taschenspieler eben nur Taschenspieler und nichts weiter sind, muß Robert als ein Mann der feinen Bildung, als graziöser Schriftsteller und als ein technisches Genie bezeichnet werden. Schon als Kind hantirte er in der Werkstatt seines Vaters, eines Uhrmachers, an den Instrumenten herum. Diese Vorliebe für alles Mechanische wuchs zu einer Leidenschaft von solcher Stärke heran, wie sie dem Bücherliebhaber für Manuscripte, dem Sammler für Münzen, dem Spieler für Karten eignet; alles Zusammengesetzte untersuchte der Knabe, überall wollte er etwas repariren oder construiren. Dabei hatte er ganz originelle Einfälle. Im Institut erfand er das folgende Mittel, um rechtzeitig aufzuwachen. Er band sich eine Schnur an die große Zehe des rechten Fußes, führte sie durch das halbgeöffnete Fenster bis an die Gartenthür und befestigte sie dort so, daß sie beim Oeffnen der Thür straff angezogen wurde. So oft nun des Morgens der alte Diener die widerstrebende Pforte öffnete, sah sich der kleine Robert genöthigt, schleunigst aus dem Bett herauszuspringen, was ihn jedenfalls ganz wach machte. Von solchen primitiven Vorrichtungen bis zu der berühmten „Zauber-Villa" ist ein gut Stück Weges; aber jene verhalten sich zu dieser, wie der ver-

* Vgl. Confidences de Robert-Houdin. Une vie d' artiste. Théatre et prestidigitation. 2. Ed., Paris, 1861. Bd. II, S. 144.

heißungsvolle Anfang zum fröhlichen Ende. Das Landhaus des alten Privatiers erregte seiner Zeit allgemeinstes Aufsehen; da waren elektrische Drähte vom Keller bis zum Giebel, geheimnißvolle Automaten spukten an allen Ecken und Enden, Versenkungen und Wandthüren schoben die Zimmer beliebig durcheinander, Klingeln, Fallen und selbstthätige Revolver hielten das Diebesgesindel fern — mit einem Wort, es war das richtige Märchenhaus.

Man kann sich denken, daß eine solche Natur sich durch den Reiz der schwarzen Kunst unwiderstehlich angezogen fühlte. Ein Banquiste, ein Jahrmarktsgaukler deutscher Abkunft, gab dem Zehnjährigen einen ersten Begriff der Taschenspielerei, ein Buch belehrte ihn später über die wichtigsten Kunstgriffe. Wie er dann sich fortbildete und schließlich zum Entsetzen seiner Familie in die Laufbahn des Escamoteurs eintrat, das lese man im Einzelnen in seiner Biographie nach. Genug, daß eines Tages an den Pariser Anschlagssäulen die folgende Affiche prangte:

Aujourd'hui jeudi, 3 juillet 1845.
Première Représentation
des
Soirées Fantastiques
de
ROBERT-HOUDIN.

Automates, Prestidigitation, Magie.

Die Automaten spielten übrigens eine sehr untergeordnete Rolle. Robert meinte sehr richtig, daß man nicht zum Taschenspieler käme, um Apparate functioniren zu sehen; die wirkliche Prestidigitation solle nicht das Werk eines Instrumentenmachers, sondern das des Künstlers selbst sein. Aus demselben Grunde führte er eine recht wichtige Reform ein. Er verbannte nämlich die bisher üblichen verhangenen langen Tische und setzte an ihre Stelle die unbedeckten kleinen Servanten. Ebenso warf er die excentrischen Costüme der anderen Escamoteure in die Rumpelkammer und erschien im einfachen Frack — ein Talma seiner Kunst. Auch dem Boniment d. h. dem die Tricks begleitenden Vortrage gab er eine andere Form, indem er ihn so einzurichten suchte, daß er jeder Tour den Anstrich der Wahrheit verlieh. Ueberhaupt legte Robert-Houdin den größten Werth darauf, die Täuschung zu einer möglichst vollständigen zu gestalten. Ein Beispiel. Das Kunststück, eine Person an einer Stange scheinbar frei schweben zu lassen (während sie in Wirklichkeit durch einen corsetähnlichen Halter gestützt wird) erfand der Künstler in einer Zeit, wo alle Welt vom Aether sprach. Er brachte also den Trick damit in Verbindung, indem er die Person durch Riechen an einer Flasche scheinbar narkotisirte. Die Flasche war natürlich leer, aber hinter der Bühne wurden in demselben Augenblick ein paar Tropfen Aether vergossen, so

daß ein schwacher Duft in den Zuschauerraum hineindrang und die Illusion beträchtlich erhöhte.

An solchen feinen Zügen war auch die ganze Anordnung der Vorstellungen reich. So ließ Robert in der Zwischenpause eine luxuriös ausgestattete Miniatur-Zeitung vertheilen, deren Inhalt von Abend zu Abend wechselte. Der Titel lautete: Cagliostro. Passe-temps de l'entre-acte (ne jamais lire passe-t-en). Ce journal, paraissant le soir, ne peut être lu que par des gens éclairés . . . le rédacteur prévient qu'il n'est pas timbré (le journal) . . . In einer der Nummern findet sich unter „Faits divers" folgendes niedliche Bonmot: Le Ministre de l'Intérieur ne recevra pas demain, mais le Ministre des Finances recevra tous les jours . . . et jours suivants. Eingehüllt war das Ganze in ein Streifband mit folgendem Aufdruck: A M. et Mdm. ***, demeurant ici. Votre abonnement, finissant ce soir, le gérant du journal vous prie de le renouveler demain, si vous ne voulez pas le voir expirer (l'abonnement).

Was ließe sich nun gar Alles von seinen Triumphen berichten! Vor Kaisern und Königen, vor Manchester-Arbeitern und afrikanischen Wilden zauberte dieser bezaubernde Zauberer, stets von einem glänzenden Erfolg begleitet. Letzterer blieb ihm auch treu, als er nach Berlin kam. Er gastirte bei Kroll von Ende October 1853 bis Mitte Januar 1854, gewiß für die damaligen Verhältnisse eine außerordentlich große Anzahl von Vorstellungen. Als Beweis für die Anziehungskraft dieses Prestidigitateurs par excellence seien ein paar journalistische Kraftproben mitgetheilt. Ein Anonymus in der Spenerschen Zeitung schreibt über die erste „Soirée fantastique" des Herrn Robert-Houdin, Prestidigitateur vom Palais Royal aus Paris: „Herr Houdin ist der König der Escamoteure, der Kaiser der Taschenspieler, das Oberhaupt der Hexenmeister. Hätte Horaz Herrn Houdin gekannt, er wäre gewiß von seinem abgeschmackten nil admirari abgekommen . . . Trotzdem das Geld in seinen Händen noch schneller als in manchem Staatsschatz verschwindet, so kann man doch ruhig sein, denn schon nach wenig Minuten kommt es in der Tasche des früheren Besitzers zum Vorschein, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben. Wir würden es nimmer glauben, wenn wir es nicht gesehen hätten. Das Publicum wird daher gut thun, sich durch den Augenschein zu überzeugen, sonst glaubt es, daß wir von Münchhausiaden und Märchen erzählen; aber Alles hat sich wirklich so zugetragen, anno domini 1853, zu Berlin und im Saale bei Kroll, worüber sich männiglich selber für zehn Silbergroschen belehren kann." Der gefürchtete Rellstab stimmt in der „Voß" einen Hymnus an, aus dem einige Partien von Interesse sein mögen. „Nun kann ich doch endlich wieder mitreden! Darf ich mich doch endlich wieder sehen lassen an öffentlichen Orten, da ich ihn nun gesehen habe, den Mann des öffentlichen Staunens, den Eckstein der Tagesinteressen, den

magnetischen Pol der Luftströmungen, den — nicht weiter! Wir wissen ja nun schon hinlänglich, daß nur von dem Großmagus Houdin*) die Rede sein kann, der nicht bloß zaubert, sondern bezaubert; sogar Referenten und Recensenten, was bisher so unmöglich war, wie die Quadratur des Zirkels! . . ." Rellstab beschreibt einige Tricks des Künstlers, darunter folgende: „Er wickelt sich ein allerliebstes Turteltäubchen in einen Bogen Seidenpapier; wir sehen es darin zappeln, er haucht darauf, und — ein Lufthauch ist Alles, was sich in dem Seidenbogen befindet. Fort durch alle Lüfte ist das Täubchen! ‚Ei, dergleichen haben wir schon öfter gesehen.' Ich glaube es, aber wie? So wie hier saht Ihr's noch nie! . . . Ich will euch ein Märchen erzählen, d. h. eine wahre Geschichte. Von schöner Hand erbittet der Magus mit Grazie ein Taschentuch und einen Ring, wickelt den letzten in's erste und schnürt das Päckchen wohl zu. Ein Ei, eine Citrone, eine Orange werden euch vorgelegt, und die Wahl gelassen, in welcher der drei sich der Ring mit dem Tuch wiederfinden soll. Die äußerste Rechte ruft: „In der Orange!" Die äußerste Linke: „In dem Ei!" Das Centrum: „In der Citrone!" — O weshalb ist Herr Houdin nicht Minister geworden! Wie hätte er die divergirendsten Kammern unter einen Hut gebracht! Die orientalische Frage hätte er geschlichtet (wenn auch nicht beantwortet) bei einer Tasse Nachmittags-Kaffee! — ‚Nichts leichter als die Vereinigung dieser drei Wünsche,' entgegnete er. ‚Ich werde bewirken, daß das Ei in der Citrone, die Citrone in der Orange Platz finde, so stecken alle drei in Einem und das Schnupftuch in allen Dreien.' Das geschieht dann wirklich und wahrhaftig . . ."

Nach Robert-Houdin ist der Taschenspielerkunst kein neuer Reformator erstanden. Sie wandelt jetzt noch wesentlich in denselben Bahnen wie vor vierzig Jahren und sucht sich mit den Nothbehelfen des Antispiritismus und der Gedankenleserei einen neuen Aufputz zu geben. Desgleichen fehlen uns Prestidigitateure, die das ganze Gebiet mit gleicher Meisterschaft beherrschen. Die beiden besten lebenden Vertreter, M. Hermann in Berlin und Cazeneuve in Marseille, sind bloß in gewissen Grenzen mustergültig: jener excellirt hauptsächlich in Handtricks mit Karten und Thalern, dieser in Kartenkunststücken. Und von den tausend Anderen kann man wohl sagen, daß sie gut, nicht aber, daß sie vorzüglich „arbeiten." Es geht der Prestidigitation im Grunde nicht anders als mancher Kunst und Einzelwissenschaft: sie harrt sehnsüchtig ihres Messias.

Woran mag das liegen? Was ist denn außer den technischen Kenntnissen, die sich schließlich Jedermann mit gehöriger Geduld erwerben kann, dazu nöthig, um ein guter Taschenspieler zu sein?

*) Nebenbei: der eigentliche Name des Künstlers war Robert; den Geburtsnamen seiner Frau, Houdin, hatte er erst in den vierziger Jahren mit behördlicher Erlaubniß angefügt. D. Verf.

II.

Der Taschenspieler muß eine gar krause Ahnentafel aufweisen können. Er muß in gerade Linie abstammen mütterlicherseits von der Hexe von Endor, väterlicherseits von dem Zauberer Merlin; er muß Zornebogk und Sykorax zu Pathen gehabt haben und die Faust'sche Hexe zu seinen Muhmen zählen.

Mit anderen Worten: Der Taschenspieler muß zu seinem Beruf geboren werden. Non cuivis hominum contingit adire Corinthum.

Der moderne Hexenmeister bedarf zunächst in hervorragendem Maße derselben Eigenschaft wie der Arzt. Er muß Vertrauen einflößen. Die Zuschauer müssen es ihm auf's Wort glauben, wenn er versichert, daß er in der linken Hand eine Apfelsine halte, mag dieselbe auch schon längst in die rechte Hand hinübergewandert sein. Diese Fähigkeit, die Sympathien des Publicums vom ersten Augenblick an zu erobern, so, daß die Anwesenden ohne Ausnahme willig den Intentionen des Künstlers folgen, läßt sich nicht erlernen, und doch besteht gerade in einer solchen Stimmung des Publicums das vornehmste Hülfsmittel des Prestidigitateurs.

Denn wodurch er seine Wunder zu Stande bringt, das ist nicht die große Schnelligkeit der Finger. Eigentlich paßt das Wort Prestidigitation gar nicht. Der tüchtige Taschenspieler erweckt zwar bei dem Laien den Glauben, es ginge Alles so rasch und gewandt von Statten, daß man es unmöglich sehen könne, in Wirklichkeit jedoch macht er die nöthigen Bewegungen mit der größten Ruhe und Langsamkeit. Die Vollkommenheit liegt in der ars artem celandi, in der Kunst, den Zuschauer so zu beeinflussen, daß man ihm Alles vor der Nase vormachen kann, ohne daß er es merkt. Auch zu diesem zweiten Haupterforderniß eines Adepten ist natürliche Anlage nöthig. Ich habe manche Dilettanten gesehen, die recht hübsche Erfolge hätten erzielen können, wenn sie nicht die thörichte Eitelkeit besessen hätten, mit ihrer „Geschicklichkeit" zu prunken. Darin liegt nicht der Reiz dieser Kunst, daß der Beschauer über die bei ihr aufgewendete affenähnliche Geschwindigkeit erstaunt, vielmehr darin, daß er auch diese Erklärung für ausgeschlossen hält und mit dem Bewußtsein nach Hause geht, ein Stündchen in einer wirklichen Wunderwelt verbracht zu haben. Die letzte Wirkung steht ästhetisch ungleich höher als die erste und hebt die Prestidigitation aus der Sphäre der Jonglerie heraus. Es hat seinen Grund, daß sich Männer aus den besten Gesellschaftskreisen ohne Scheu mit Taschenspielerei beschäftigen, während dieselben nie daran denken werden, equilibristische Kunststücke zu produciren.

Auch aus einem zweiten Grunde gilt die Warnung vor Unruhe und Ueberstürzung. Das Publicum braucht Zeit, um die Bewegungen zu sehen und in ihrer Bedeutung zu verstehen, und wenn beispielsweise bei einer Verwandlung die zweite Phase eintritt, ohne daß die erste genugsam an-

gezeigt war, wenn also bei der Verwandlung einer Apfelsine in einen Apfel Niemand bemerkt hatte, daß der Gegenstand erst eine Apfelsine war, dann fällt natürlich der ganze Trick in's Wasser. Darum bedarf der echte Taschenspieler jener außerordentlichen Ruhe, die gleichfalls nicht Jedermanns Sache ist. Er muß ferner, neben dem vertrauenerweckenden Auftreten und der imponirenden Ruhe, über die Fähigkeit verfügen, sich gleichsam eine magische Atmosphäre zu schaffen*), in der die Beschauer einerseits Alles, selbst das Unglaubliche, für möglich, andererseits Alles, selbst das Einfachste, für wunderbar halten. In dieser Richtung liegt die psychologische Bedeutung vieler kleiner Kniffe, die der Praktiker anzuwenden pflegt. Er läßt sich etwa den benöthigten Thaler nicht geben, sondern zaubert ihn aus der Nase eines fremden Herrn hervor. Er steckt die Handschuhe nicht, wie gewöhnliche Menschenkinder, in die Tasche, sondern zerrollt sie in den Händen u. s. f. — schließlich weiß der Zuschauer garnicht mehr, wie er aus einem solchen Labyrinth von Hexerei entkommen kann, und geräth in eine Stimmung, welche dem Taschenspieler seine Aufgabe wesentlich erleichtert.

Indessen das Hauptgeheimniß aller Prestidigitation besteht darin, die Gedanken der Anwesenden in eine solche Bahn zu lenken, daß die Entwickelung des Tricks für den Augenblick als natürliches Resultat der künstlich untergeschobenen Ursachen erscheint. Das Publicum muß sich sagen: die Karte ist durch ein Anhauchen verwandelt worden, so den Gedankengang vollziehend, der von dem Taschenspieler durch alle möglichen Mittel suggerirt wird. Nun kommt aber die Vernunft dazwischen und wirft ein: das ist doch unmöglich, daß durch einen Hauch aus Coeur-Aß Pique-Bube wird, und aus diesem logischen Widerspruch zweier gleichzeitiger Vorstellungen entspringt das angenehme Bewußtsein der Illusion. — Als subjective Vorbedingung des genannten psychologischen Fundamentes aller Taschenspielerkunst ist der Glaube an sich selbst zu bezeichnen. Der Künstler muß von dem Augenblick an, wo er die Karten in die Hand nimmt, von dem Gefühl durchdrungen sein, er könne jetzt wirklich nach Belieben schalten und walten; ein jedes „Passe“ muß ihm selbst als thatsächliche Zauberformel aus dem Munde kommen und seine eigenen falschen Behauptungen müssen ihm fast als Wahrheit erscheinen. Nur der Ueberzeugte überzeugt. Viel hängt ferner von der geschickten Gruppirung der Tricks ab, durch die ein verhältnißmäßig einfaches Kunststück seine zweckmäßige Verwerthung als pädagogische Vorbereitung für ein größeres Wunder erfährt und Gedankenverbindungen sich herstellen lassen, die dem Erfolg der Experimente äußerst günstig sind. Am wichtigsten jedoch bleibt die Art der Vorführung, in Sprache und Geste. Hierüber

*) Deshalb soll ein sorgfältig gewähltes Programm stets mit einem „Blender“ beginnen.

können keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden; vielleicht vermag ein Beispiel deutlich zu machen, worauf es ankommt.

Es handelt sich beispielsweise um das bekannte Verschwinden eines Thalers. Die Vorschrift lautet: man halte das Geldstück zwischen Daumen und Mittelfinger der linken Hand, ergreife es dann scheinbar mit der rechten Hand, schließe diese und zeige sie dann dem Publicum, wider dessen Erwarten, als leer. Der ganze Kniff besteht darin, daß in dem Augenblick, wo die rechte Hand zugreift, der Thaler, von den zwei ihn haltenden Fingern losgelassen, in die linke Handhöhle zurückfällt und dort verborgen bleibt. Und nun sehe man diese recht simple Geschichte von einem Künstler ersten Ranges, wie Herrn M. Hermann, ausgeführt! Hermann nimmt zunächst den Thaler und wirft ihn zu wiederholten Malen auf die Holzfläche des Tisches, um, wie er sagt, zu beweisen, daß wir es mit einem einfachen harten Thaler zu thun haben. In Wirklichkeit jedoch ruft er damit einmal unwillkürlich in Jedem die Vorstellung wach, daß ein Ding, das solchen Lärm mache, doch unmöglich lautlos verschwinden könne, eine Vorstellung, die den Effect des Tricks bedeutend erhöht, und zweitens betäubt und verwirrt der fortschwingende helle Klang die Umstehenden dermaßen, daß sie in einer halben Hypnose den weiteren Vorgängen folgen. Nun nimmt Hermann den Thaler in die linke Hand, sieht mit prüfendem Blick auf die rechte, als ob es auf die in der Hauptsache ankäme — und greift dann zu. Aber dieser Griff hat etwas so Ueberzeugendes, daß man darauf schwören möchte, die rechte Hand hätte den Thaler gefaßt und hielte ihn umschlossen; die Stellung der Finger ist dem supponirten Thatbestand auf das Natürlichste angepaßt. — Kaum ist der Griff geschehen, so geht sofort die Rechte zur Seite, und das Mitgehen des ganzen Körpers, das Beugen des leicht nach vorn geneigten Kopfes, der Blick der Augen, zwingen die Anwesenden förmlich, dieser Hand zu folgen. Die Linke hat sich inzwischen dem Körper zugewendet und weist mit den zwei ersten Fingern auf die rechte Hand, während die beiden anderen Finger den vom Daumen nach oben gedeckten Thaler durchaus unauffällig halten. Wenn durch solche Nuancen und besonders durch den Vortrag des immerwährend redenden Künstlers die ganze Aufmerksamkeit auf die rechte Hand concentrirt ist, und Jeder sich vornimmt, jetzt einmal recht genau aufzupassen, wie der Thaler wohl aus dieser Faust verschwinden soll, macht Hermann kleine Ruckbewegungen mit den Fingern, welche dieselben immer mehr von der Maus wegziehen, und sagt dabei, anscheinend selbst auf's Höchste für das merkwürdige Phänomen interessirt: „Sehen Sie, meine Herrschaften, wie der Thaler immer kleiner wird, immer kleiner — und jetzt, sehen Sie, ist er ganz verschwunden.“ Dabei öffnet er die Finger völlig, die Gestalt, die bisher ganz in die Betrachtung der Wunderhand versunken war, richtet sich auf, und die blitzenden Augen scheinen auszudrücken: es sei doch eigentlich eine ganz tolle Sache mit dem Thaler . . .

Ja, wie bildet man sich aber zu einem solchen Hexenmeister aus? wird der Leser fragen. Zuvörderst heißt es natürlich üben, üben und nochmals üben. Man steigt von den einfacheren Griffen zu den schwereren auf, indem man stets erst den Trick in seinen einzelnen Bestandtheilen, dann im Ganzen übt. Indessen hierüber stehen mir als Dilettanten keine Belehrungen zu; auch enthält dieser unterste, durch Lehrer und Bücher erlernbare Theil der Ausbildung nur geringe psychologisch wichtige Elemente. Sobald dann die technische Seite eines Tricks tadellos beherrscht wird, muß sich der Schüler der dramatischen Seite zuwenden, welche, was die Wirkung unbetrifft, die größte Bedeutung zu beanspruchen hat. Damit jeder Vorgang den Anstrich möglichster Natürlichkeit gewinne empfiehlt es sich, stets vor einem Spiegel zu arbeiten. Hierbei muß der Taschenspieler zuerst das wirklich thun, was er später, bei der Aufführung, zu thun vorgiebt er muß genau die Stellungen und Bewegungen seiner Hände beobachten und sie hernach mit peinlicher Treue copiren, damit alle Unterschiede zwischen Realität und Illusion verschwinden. Vor allen Dingen soll er sich daran gewöhnen, immer mit den Augen der Hand zu folgen, die den Gegenstand zu enthalten scheint, da dies das sicherste Mittel ist, Augen und Aufmerksamkeit der Zuschauerschaft in die gleiche Richtung zu lenken.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß die wichtigsten Organe für die Ausübung unserer Kunst Getast und Gesicht sind. Ihre methodische Ausbildung bleibt die Hauptaufgabe des angehenden Prestidigitateurs. Es empfiehlt sich daher, eine Zeit lang in die Schule des Jongleurs zu gehen, um die Accomodation der Bewegungen zu üben. Ich persönlich habe mich bei Untersuchungen über den sogenannten Muskelsinn vielfach mit Jongleuren abgegeben, und ich muß gestehen, daß die Feinfühligkeit dieser Leute für die kleinsten Schwankungen des Gleichgewichtes und die Anpassungsfähigkeit ihrer Bewegungen an das Unglaubliche streift. Ein Japaner zeigte mir beispielsweise das Voltigiren von vier verschieden schweren Kugeln in der Luft, während er gleichzeitig einen beliebigen englischen Text laut vorlas; er vermochte also die Wurflinien und die durch sie bedingten Handbewegungen auf das Genaueste abzuschätzen, obwohl Auge und Aufmerksamkeit in anderer Richtung beschäftigt waren. Eine ähnlich staunenswerthe Sensibilität des Tastsinnes besitzt der französische Prestidigitateur Cazeneuve. Cazeneuve ist im Stande, von jedem Kartenspiel eine beliebige Anzahl Karten mit einem Griff abzuheben. Man wünscht sechs Karten, die Hand greift zu, nimmt ab und giebt Einem genau sechs Karten, man wünscht zwanzig, dasselbe Schauspiel, man fordert dreizehn, dreißig, vierundzwanzig, stets — mit seltenen Fehlversuchen — derselbe Erfolg. Welche fabelhafte Empfindlichkeit für winzige Höhenunterschiede dazu erforderlich ist, lernt man am Besten durch einen eigenen Versuch verstehen.

Ueber die Entwickelung des Gesichtes giebt Robert-Houdin beachtens-

werthe Winke. Robert hatte stets an den Pianisten die Fähigkeit bewundert, auf einen einzigen Blick eine große Anzahl von schwarzen Punkten zu übersehen, in Begriffe und schließlich in Bewegungen umzusetzen; er sah ein, daß diese appreciative Wahrnehmung einer eigenthümlichen Fortbildung fähig sei, sobald sie auf Intelligenz und Gedächtniß angewendet würde. Er begann daher eine Reihe von Uebungen, zu deren Verständniß ich ein paar Worte vorausschicken muß. Bekanntlich vermag der normale Mensch die Summe einer kleinen Anzahl von Gegenständen sofort anzugeben, und zwar liegt die Grenze etwa bei fünf. Ob zwei oder drei, vier oder fünf einzelne Markstücke neben einander liegen, das kann man ohne Besinnen überschauen. Aber sowie die Zahl sich vergrößert, wird eine kurze Ueberlegung nöthig und nur einzelne, besonders veranlagte, Individuen, wie Dase, sind im Stande, bei größeren Summen augenblicklich das Richtige zu treffen. Robert unternahm es nun, in Gemeinschaft mit seinem kleinen Sohn Emil, ihre ursprünglich recht minderwerthige Perceptionsgabe derart auszubilden, daß sie eine beliebig herausgegriffene Anzahl Dominosteine abschätzten. Nach wochenlangen Mühen war die Maximal-Grenze bis auf 12 erweitert. Nun veränderte Robert die Experimente so, daß an die Stelle gleichartiger Objecte verschiedenartige traten. Zu diesem Zweck durchstreifte er täglich mit seinem Sohn die Straßen. Sobald sie an einem mit allerhand Waaren gefüllten Schaufenster vorüberkamen, warfen sie einen aufmerksamen Blick darauf, machten nach wenigen Schritten Halt und notirten diejenigen Gegenstände, welche sie in dieser kurzen Zeit erfaßt hatten. Anfangs sahen sie höchstens vier oder fünf deutlich, nach einigen Monaten jedoch brachten sie es bis auf dreißig, der Kleine sogar manchmal bis auf vierzig. Mit Hülfe dieser übernormalen Perceptionsgabe hat Robert-Houdin die meisten seiner Glanzstücke ermöglicht, zu denen u. A. das Experiment der „seconde vue“ gehörte. Man kann sich nunmehr ganz gut sein sogenanntes „Hellsehen“ erklären, das in den vierziger und fünfziger Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt erregte. Der Vater sammelt auf einer Platte eine Anzahl Objecte, sagen wir zwanzig, ein und dreht sich für eine halbe Minute so, daß der Knabe einen Ueberblick gewinnt*). Dann vermag der Knabe schon die Anzahl der Gegenstände zu nennen und sie ungefähr zu schildern: was etwa noch fehlt, wird durch einen sinnreichen Signalcodex übermittelt. Letzterer trat besonders dann in Action, wenn die Gegenstände eingewickelt waren. In diesem Fall verwickelte Robert den Geber in ein kurzes Gespräch und benutzte die Zeit, um mit dem sorgfältig gespitzten Nagel des rechten Daumens ein kleines Loch in die Umhüllung zu bohren und mit

*) Dem Knaben sind freilich die Augen verbunden. Indessen bleibt stets unten ein kleiner Spalt zum Durchgucken, sofern man nicht Watte oder Heftpflaster zu Hülfe nimmt; und das geschieht natürlich bei öffentlichen Vorstellungen nicht.

dem Adlerauge des früheren Mechanikers den Inhalt zu prüfen. Es ist erstaunlich anzuhören, welche an's Wunderbare grenzenden Experimente auf diese Weise zu Stande kamen.

Unser Gewährsmann betont, daß er auch nach anderer Richtung Vortheil von seinen Studien gezogen habe. Diese Uebungen hatten ihm nämlich die Fähigkeit verschafft, gewissermaßen gleichzeitig zwei Gedankengänge zu verfolgen, sowohl an das zu denken, was er that, als auch an das, was er sagte, beim Prestidigitateur zwei ganz verschiedene Dinge. Und das ist eine Hauptaufgabe des Künstlers, das Spiel seiner Hände völlig unabhängig von der Thätigkeit des übrigen Körpers zu gestalten und die nöthigen Griffe ohne die geringste Betheiligung der nicht gebrauchten Körpertheile auszuführen. Die Finger müssen einen Mechanismus für sich selbst bilden, der absolut selbständig fungirt. Nur dann vermag der Taschenspieler während der Ausführung eines Kunststückes die Mienen der Umstehenden mit genügender Sorgfalt zu beobachten und damit den von allen Seiten drohenden Gefahren zu entgehen. So gewaffnet wird er freilich auch unanfechtbar sein. Dem geübten Künstler mißlingt nie, schlechterdings nie ein Trick.

Die Leichtigkeit der Ausführung ist das Einzige, was in gewissem Sinne von der Beschaffenheit des Publicums abhängt. Der Ungebildete ist weit schwerer zu täuschen als der Gebildete, denn jener sieht in jeder Tour ein Mißtrauensvotum gegen seine Intelligenz, einen Versuch, ihn zu düpiren, gegen den er mit allen Kräften ankämpft, während dieser sich widerstandslos der Illusion hingiebt, da er ja allein in der Absicht gekommen ist, getäuscht zu werden. Aber welche Naivetät gerade die Gebildetsten gelegentlich zu Tage legen, sollte man nicht glauben. Ich habe einen Professor gesehen, der bei dem bekannten Ringspiel Stein und Bein schwor, er habe alle acht Ringe geprüft, obwohl er thatsächlich nur zwei in die Hand bekommen hatte, und ich selbst habe es öfters gewagt, eine Anzahl Karten in der umgekehrten Reihenfolge zu numeriren, als sie es der Verabredung gemäß verdienten, ohne daß Jemand daran Anstoß genommen hätte.

Die Erklärung hierfür liegt in zwei Grundfunctionen unseres psychischen Organismus: der Association und der Imitation. Der folgende Abschnitt soll ihre Beziehungen zur Kunst der Täuschung erörtern.

III.

Für die Mechanik des Bewußtseins bilden die Gesetze der Vorstellungsreproductionen den durchgreifenden Gesichtspunkt. Die neuere Psychologie lehrt einstimmig, daß, wenn eine Vorstellung B mit der Vorstellung A gleichzeitig im Bewußtsein gewesen oder unmittelbar auf dieselbe gefolgt war, beim Wiedereintritt von A eine Tendenz dafür vorhanden ist, daß auch B sich wieder im Bewußtsein einstelle. Man pflegt dann zu sagen,

die Vorstellung B sei mit der Vorstellung A associirt. So weckt die Wahrnehmung einer Messerscheide sofort die Vorstellung der stets damit zusammen gesehenen Klinge, und die Wahrnehmung des Blitzes ruft unwillkürlich die Erwartung eines Donnerschlages hervor.

Der einfachste Typus der Täuschung besteht nun darin, daß gewisse Erwartungen durch ungewohnte äußere Umstände nicht erfüllt werden. Wenn ich mit gekreuzten Fingern eine Doppelheit von runden Gegenständen wahrnehme, so kann mich erst der Augenschein davon überzeugen, daß ich es in Wirklichkeit bloß mit einer Kugel zu thun habe; die tausendfach gemachte Erfahrung, daß doppelt Gefühltes auch Doppeltes ist, ruft in diesem Fall eine Illusion hervor. Es begegnet einem wohl auf Reisen, daß man frühmorgens die Wasserkanne derart hochhebt, daß sie beinahe bis an die Decke fliegt. Der einfache Grund ist die Nachlässigkeit des Zimmermädchens, das die Caraffe mit Wasser zu füllen vergessen hat. Es sind also Schwere des Gefäßes und erforderliche Kraftanstrengung in einer sehr merkwürdigen Weise miteinander associirt. Kurz, eine große Anzahl unbeabsichtigter Täuschungen entspringt jenem allgemeinen Geistesgesetz, laut dessen wir gegenüber dem Ungewöhnlichen und Exceptionellen gewohnte und wohlbekannte Regeln in Anwendung bringen.*)

Der Leser hat gewiß schon einmal das verblüffende Kunststück gesehen, wie mehrere entliehene Ringe zerhämmert, in eine Pistole gesteckt, herausgefeuert und nachher unversehrt einem Kästchen entnommen werden, das in drei anderen steckte. Ohne uns mit der Erklärung des ersten Theiles dieses Tricks aufzuhalten, wollen wir den letzten einer kurzen Prüfung unterziehen. Der Künstler stellt einen ziemlich großen Kasten auf den Tisch, dessen Schloß geöffnet werden muß. Es zeigt sich, daß ein kleinerer Kasten darinnen ist, der herausgeholt, gleichfalls aufgeschlossen und seines Inhaltes, eines dritten Kästchens, entledigt wird. Wenn der Taschenspieler so dem Publicum demonstrirt hat, daß 2 aus 1 und 3 aus 2 hervorkommt, dann kann er sehr leicht das letzte, kleinste Kästchen von einer Leiste unter dem Tisch fortnehmen und es so hervorziehen, als ob es aus dem nächstgrößeren Kasten stamme. Der Beobachter ist durch die beiden ersten reellen Vorgänge so von der Richtigkeit auch des letzten überzeugt, daß es ihm niemals in den Sinn kommen wird, daran zu zweifeln, daß No. 4 aus 3 hervorgeholt worden ist. Die psychologische Grundlage der Täuschung besteht ersichtlich in der sinnreichen Ausnutzung der gewohnheitsmäßigen Association: Hervorholen eines Kastens und Hervorholen dieses Kastens aus einem anderen Kasten sind zwei Vorstellungen, zwischen denen die Klugheit des Taschenspielers künstlich eine enge Verbindung hergestellt hat. Der Zuschauer wird angeleitet, einen logisch regel-

*) Vergl. Jastrow, The psychology of deception. Popular Science Monthly, Bd. XXXIV, No. 2. New-York 1888.

rechte Schlußsatz aus zwei Prämissen auch in jenem dritten Fall zu folgern, wo die Voraussetzungen nicht mehr wie im ersten und zweiten Fall zutreffen.

Wir erhalten hiermit ein neues Princip der Taschenspielerkunst. Es lautet: thue das erst wirklich, wovon der Beobachter nachher glauben soll, du habest es gethan. In der That wird diese Regel in praxi vielfach befolgt. Der Künstler wirft erst einige Thaler wirklich in den Hut, ehe er die übrigen durch Enpalmage daran hindert, ihren Vorgängern zu folgen; er legt eine Karte thatsächlich auf das zweite Spiel, bevor er die übrigen vier in den Aermel schlüpfen läßt. Eine geradezu klassische Illustration liefert das Verschwindenlassen der Apfelsine in der Luft. Man setzt sich an das Kopfende eines Tisches, wirft eine Apfelsine etwa einen halben Meter in die Höhe, fängt sie mit einer Hand wieder auf und läßt diese Hand dabei unter die Tischkante sinken, dann wirft man die Apfelsine mit einem etwas stark markirten Ausholen nochmals in die Höhe und zwar jetzt etwa anderthalb Meter hoch; auffangen; dabei sinkt die Hand zum dritten noch stärkeren Ausholen tief unter die Tischkante, läßt die Apfelsine auf dem Schooß liegen und macht, ohne eine Secunde zu zögern, die dritte Wurfbewegung. Neun Zehntel des Publicums sehen dann die Apfelsine in der Luft verschwinden. Bei diesem ebenso einfachen wie lehrreichen Experiment fehlt erstens jede Deckung, wie bei dem oben beschriebenen Verschwindenlassen des Thalers, und zweitens jeder Apparat wie bei dem eben erwähnten Kästchenkunststück. Hier ruht Alles auf den subjectiven Bedingungen der Täuschung, nicht auf irgendwelchen äußeren Hülfsmitteln.

In dem Sinn psychologischer Maßnahmen sind manche kleinere Taschenspielerkniffe zu verstehen. Angenommen, ein in der rechten Hand verbliebenes Geldstück ist scheinbar in die linke Hand hinübergelegt. Wollte nun der Prestidigitateur sofort die linke Hand öffnen und zeigen, daß sie den Thaler nicht enthält, so würden die Zuschauer sehr leicht auf die richtige Erklärung kommen, nämlich die, daß der Thaler überhaupt niemals in die Linke hineingelegt worden ist. Sobald man jedoch ein oder zwei Minuten mit dem Oeffnen der Hand wartet, sodaß das Publicum sich an den Gedanken gewöhnt hat, das Geldstück sei darin, und man dann noch vor dem Oeffnen den Ballen der Linken ein paar Mal sanft streicht mit der anderen, das Geldstück thatsächlich haltenden Hand, dann giebt man nicht nur der Rechten eine angemessene und durchaus unauffällige Beschäftigung, sondern man legt auch dem Publicum die Vermuthung nahe, daß die mysteriöse Bewegung der rechten Hand irgendwie die Ursache des Thalerverschwindens sei. Man muß das einmal selbst erleben, wie solche Kleinigkeiten das Urtheil scharfer und fähiger Beobachter irreführen können. Der Zuschauer weiß in abstracto sehr gut, daß ein Reiben des Handballens mit den Fingern der anderen Hand keine adäquate Ursache für das Verschwinden des Geldstückes abgiebt, aber da das Verschwinden über

allem Zweifel feststeht, so nimmt der Geist unwillkürlich die Erklärung an, die ihm indirect geboten ist. Ganz ähnlich wirkt das eigentlich sinnlose „Rüffeln"*) der Karten. Gesetzt den Fall, man habe heimlich einer bestimmten Karte eine für den Trick nöthige Stellung in dem Spiel gegeben, ohne daß die Zuschauer davon wissen. Wenn man nun, bevor man zeigt, daß Alles in der gewünschten Ordnung ist, ostentativ die Karten rüffelt, so werden die meisten Anwesenden glauben, daß jetzt die Transposition geschehen sei, und demnach weit weniger von der eigentlichen Natur des Tricks verstehen, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Dieser letzte Kniff ließe sich auch in eine Kategorie reihen, die füglich als Ablenkung der Aufmerksamkeit bezeichnet werden kann. Dadurch, daß der Taschenspieler ein Interesse für ein beliebiges unwichtiges Detail erweckt, concentrirt er die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt oder, negativ ausgedrückt, entfernt sie von der Hauptsache; und, wie wir Alle wissen, sind die Sinne eines unaufmerksamen Menschen ziemlich stumpf. Der Taschendieb ist Psychologe genug, um als Arbeitsfeld die Theater oder Ausstellungen zu bevorzugen, weil er dessen sicher ist, daß an solchen Plätzen die Leute wenig Obacht auf Uhr und Portemonnaie geben. Ebenso vermeidet es der Prestidigitateur sorgfältig, jemals vorher die Natur eines Tricks genauer zu bezeichnen, damit der Zuschauer ja nicht weiß, worauf die Aufmerksamkeit zu fixiren ist.

Eine verwandte Regel giebt bereits der französische Physicien Decremps. Wenn man „Eins! Zwei! Drei!" vor dem Verschwindenlassen eines Gegenstandes zähle, dann müsse das thatsächliche Verschwinden vor „Drei" und nicht erst bei „Drei" stattfinden, denn da des Publicums Aufmerksamkeit auf die „Drei" gespannt ist, entgeht ihr ganz, was bei „Eins" oder „Zwei" passirt. Ich persönlich habe bei meinen anspruchslosen Darbietungen im Freundeskreis oft nach dieser Lehre gehandelt und habe stets von Neuem darüber gestaunt, daß Männer der exacten Forschung so blind gegenüber dem sein können, was sich unmittelbar unter ihren Augen vollzieht. Nun geht freilich der Gedankengang des Laien fast nie den natürlichen Weg. Er kann sich garnicht vorstellen, daß mit solchen einfachen Mitteln und mit solcher — Keckheit gearbeitet wird, er sucht vielmehr nach den verwickeltsten Hypothesen oder führt Alles auf eine Lieblingsvorstellung zurück, z. B. das Verschwinden im Rockärmel, das nebenbei in der Praxis höchst selten angewendet wird. Aber wie er sich auch anstellen mag, es wird immer gelingen, ihn auf einen Augenblick so abzulenken, daß der Coup unbemerkt ausgeführt werden kann.

*) Man hält das Kartenspiel so, daß Mittel- und Zeigefinger sich hinten befinden und der Ringfinger vorn. Dann drückt man mit dem Daumen auf das obere Ende des Spieles und läßt die Karten mit beliebiger Schnelligkeit durchlaufen. Es entsteht auf diese Weise ein sehr charakteristisches, scharfes Geräusch.

Eine besonders wirksame Methode der Ablenkung rechnet auf die menschliche Nachahmungssucht. Wir haben eine Neigung, alle wahrgenommenen Handlungen ganz oder andeutungsweise zu imitiren. Sehen wir Jemanden gähnen, so gähnen wir mit, hören wir ihn lachen, so kitzelt es uns auch in den Mundwinkeln, bemerken wir, daß er sich plötzlich umdreht, so fühlen wir den gleichen Trieb, schaut er noch oben, so blicken wir gleichfalls in die Höhe — eine normale Anlage, die in pathologischer Ausartung zur lata und zu den jumpings führt.

Darauf rechnet in vielen Fällen der Taschenspieler. Er blickt stets nach der Richtung, in der er die Aufmerksamkeit seines Auditoriums wünscht, und macht überhaupt alles das vor, was das Publicum thun soll. Wenn er sein Auge sinnend zur Decke erhebt, dann fliegen mit hörbarem Ruck die Köpfe aller Anwesenden in die Höhe, und es bietet einen unsagbar komischen Eindruck, wie nun die Finger ganz ruhig unten Karten vertauschen oder ähnliche Manipulationen vornehmen. Liegt der Trick in der linken Hand, so wendet sich der Taschenspieler mit scharfer Wendung an eine zur rechten Seite befindliche Person, in der richtigen Berechnung, daß die Anwesenden mit dem Oberkörper die gleiche Bewegung machen und demnach nicht beachten werden, was linker Hand vorgeht. Bei einer großen Anzahl von Touren handelt es sich darum, eine mitten in das Spiel gesteckte Karte durch die Volte oben auf das Päckchen hinaufzubringen. Natürlich wäre es ganz verkehrt, sofort nach Empfang der Karte den Griff auszuführen, denn auch die schnellste und geschickteste Ausführung würde dem Publicum bemerkbar sein. Der Prestidigitateur vielmehr hält das Spiel ruhig und fragt nach einer kurzen Pause den, der die Karte zog: „Sie sind doch dessen ganz sicher, daß Sie die Karte wiedererkennen werden?“ Sobald er zu sprechen beginnt, wird ein natürlicher Impuls Aller Augen auf sein Gesicht ziehen und ihm das Volteschlagen auf die ungezwungenste Weise ermöglichen. Ueberhaupt hat jede scharfe, kurze Bemerkung zur unfehlbaren Folge, daß sich — wenigstens für einen Augenblick — die Augen von den Händen ab- und dem Munde zuwenden, kraft dem erwähnten Gesetz der Imitation.

Außer diesen wenigen Hauptpunkten giebt es nun eine sehr große Anzahl kleinerer Schliche, die unmöglich im Einzelnen geschildert werden können. Da giebt Ducret die Anweisung, man solle bei den Geschicklichkeits-Touren im Boniment Combinationsgabe als Lösung des Räthsels andeuten und sich sehr schwerfällig anstellen, damit der Zuschauer ja nicht auf eine annähernd richtige Erklärung verfalle. Ein Deutscher räth, das, worauf es einem nicht ankommen kann, direct zu erfragen, wichtige Auskünfte jedoch nur heimlich herauszulocken. Und so lassen sich neben der Hauptstraße ungezählte kleine Gänge in dem Fuchsbau der Taschenspielerkunst entdecken. Ein paar derselben kommen in dem folgenden Beispiel zur Geltung, das diesen Abschnitt beschließen möge.

Der Künstler läßt aus einem Spiel Karten eine herausziehen, sich merken und „nach Belieben" wieder hineinstecken. Er hebt dann das Spiel in die Höhe, zeigt die unterste Karte und fragt, ob diese die gewählte sei. Da es verneint wird, zieht er sie herunter und legt sie mit der Rückseite nach oben auf den Tisch. Darauf hebt er einmal ab, zeigt die jetzt zu unterst liegende Karte, fragt, ob es jetzt die richtige sei, und legt sie nach abschlägigem Bescheid neben die erste. Das gleiche Spiel wiederholt sich zum dritten Mal. Nun bittet der Prestidigitateur, von den drei verdeckt liegenden Karten eine zu wählen. Es geschieht, die Person deckt auf und erkennt zu ihrem Erstaunen, daß sich die Karte inzwischen in die vorher gewählte und dem Künstler unbekannte Karte verwandelt hat.

Die esoterische Geschichte des Tricks lautet folgendermaßen. Der Künstler läßt die Karte nicht, wie er suggerirt, in eine beliebige Stelle des Spiels stecken, sondern dorthin, wo er den kleinen Finger der linken Hand hat einschlüpfen lassen. Er pausirt darauf und fragt, welches die Farbe der gezogenen Karte gewesen sei, einmal deshalb, um die Annahme der Combination nahezulegen und die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu lenken, und ferner deshalb, um Zeit für eine besondere Art der Volte zu gewinnen, durch welche die gewählte Karte zur vorletzten des Spiels wird. Jetzt zeigt er wohl die unterste, zieht aber nicht diese, sondern die darunter liegende Karte, also die gewählte, hervor und legt sie auf den Tisch, die beiden anderen ganz beliebigen Karten legt er links und rechts von ihr nieder. Nun ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Person von drei Karten stets die mittlere wählen wird, und um das mit noch größerer Wahrscheinlichkeit zu erreichen, läßt der Taschenspieler bei der zur Wahl einladenden Handbewegung die Hand gerade vor die gewünschte Karte niederfallen. Gelingt es, so ist der Trick geglückt, gelingt es nicht, so wird die bezeichnete Karte als unbrauchbar verworfen, was um so weniger Anstoß erregt, da ja der Partner nicht weiß, was geschehen soll.

Ich habe dies Beispiel auch aus dem Grunde gewählt, weil es sich in Kürze beschreiben läßt. Ein wahres Cabinetstück psychologischer Feinheit ist die „Verwandlung der Karte in der Hand", aber hier würde die Schilderung einen Raum von mehreren Seiten beanspruchen müssen. Ueberhaupt giebt es, angesichts der unendlichen Nüancenfülle eine sehr frühe Grenze für die schriftliche Darstellung, und es muß der persönlichen Erfahrung überlassen bleiben, sich mit der wechselnden Anwendung der zwei Grundgesetze vertraut zu machen.

IV.

Auf die genannten Principien gehen alle jene Regeln zurück, die der Schüler zunächst zu lernen pflegt als A-B-C seiner Kunst. Sie zeigen so deutlich, daß der Kern der Prestidigitation ein psychologischer und kein

technischer ist, daß ich mir nicht versagen kann, sie im Umriß mitzutheilen und zu erläutern.

„Führe nie denselben Trick zwei Mal an einem Abend aus.“ Erstens verliert auch der beste Trick durch die Wiederholung seinen Hauptreiz: der Beschauer wird nicht mehr überrascht. Zweitens aber weiß das Publicum genau, was da kommen soll, und strengt nun alle seine Fähigkeiten an, den Punkt herauszufinden, an dem es vorher getäuscht wurde; das zuletzt beschriebene kleine Kunststück würde bei einer Wiederholung unfehlbar Fiasco machen. Mit etwas Tact und Geistesgegenwart wird man die Klippe des „Encore“ stets umgehen können, und im schlimmsten Fall producirt man einen Trick, der in seinen ersten Zügen dem früheren gleich sieht, in der Hauptsache aber anders verläuft. Anderseits steht dem gewiegten Prestidigitatenr meist eine doppelte Art der Ausführung zu Gebote. Das Verschwinden der zwei Handschuhe beispielsweise wird mittels zweier gänzlich verschiedener Methoden ausgeführt. Ein sehr niedlicher Scherz, „die ehrgeizige Karte“ benannt, besteht darin, daß, an welcher Stelle immer eine bestimmte Karte in das Spiel gethan werden mag, sie stets als oberste wiedergefunden wird. Wollte man dabei fortgesetzt denselben modus operandi, etwa die Volte, verwenden, so werden aufmerksame Zuschauer leicht den Schlich bemerken; man wechselt daher zwischen Volte, dem sogen. Voisin'schen Griff, der Passe und der Filation. Jeder neue Modus erschwert es, das Geheimniß des anderen zu entdecken. Eine letzte Möglichkeit bestände in dem Gebrauch falscher Karten, indessen kein Taschenspieler, der etwas auf sich hält, wird jemals zu falschen Karten greifen. Es geht naturgemäß jede Illusion verloren, wenn Jemand, wie ich es bei einem bekannten Berliner Offizier gesehen habe, aus seiner Tasche ein Spiel hervorholt, dem man die Illegitimität auf hundert Schritte ansieht, und dann damit zu manipuliren beginnt. Wer solcher Hülfsmittel bedarf, der sollte sie wenigstens heimlich einschmuggeln, indem er sich gewöhnliche Karten geben läßt und sie bei passender Gelegenheit mit den präparirten vertauscht oder endlich sich das falsche Spiel verabredetermaßen vom Hausherrn erbittet. Denn entliehene Artikel werden sozusagen auf Treu und Glauben vom Publicum hingenommen, während die eigenen leicht einer mißtrauischen Controle unterzogen werden.

„Sage nie vorher, was du thun wirst.“ Die Anwesenden nämlich, von dem beabsichtigten Effect frühzeitig unterrichtet, hätten die schönste Gelegenheit, auf den richtigen Punkt zu achten, d. h. den Kniff zu entdecken oder wenigstens die besten Chancen dafür zu gewinnen. Ein Beispiel. Ein recht überraschender Trick beginnt damit, daß der Künstler sich ein Taschentuch borgt und es Jemandem zu halten giebt. Zurückgefordert zeigt es sich in lauter kleine Stücke zerschnitten. Es wird zusammengeballt und derselben Person wieder ausgehändigt mit der Bitte, es in einer bestimmten Weise zu reiben, damit der Schaden sich behebe; auseinander-

gefaltet hat es sich in einen langen Streifen verwandelt. Diese Wirkungen werden durch aufeinanderfolgende geschickte Unterschiebungen erzielt und die ganze Magie besteht darin, den Moment jeder einzelnen Vertauschung zu verheimlichen. Würde nun der Taschenspieler den Zuschauern angekündigt haben, jetzt werde das Taschentuch in Stücken oder Streifen erscheinen, dann würde man sofort vermuthen, daß es sich um einen Umtausch handelt, und mit Erfolg auf den Augenblick des Austausches passen. So jedoch, wenn der Prestidigitateur das Taschentuch einfach aufrollt und es einer Person zur Aufbewahrung anvertraut, ohne daß ein Mensch weiß, um was es sich handelt, denkt ja Niemand daran, daß ein Substitut ausgehändigt sein könnte, und nach der Verwandlung ist eben jede Möglichkeit der Entdeckung vorüber.

„Gieb nie eine Erklärung." Auch die unrichtigste schadet, denn es kommt für den Laien nicht darauf an, daß er die zutreffende Erklärung erfährt, sondern daß er sich überhaupt einen Reim auf die Sache machen kann. Ich habe das an mir selbst erfahren. So oft ich ein neues Experiment sehe oder berichten höre, habe ich nach kurzem Ueberlegen eine Möglichkeit bei der Hand, wie der Effect erzielt werden könnte, und obwohl meine Annahme häufig fehlgeht, so zerstört sie mir doch völlig den Reiz des Unbegreiflichen, der den eigentlichen Werth der modernen Magie bildet. Und ich muß gestehen, daß ich voll Neides auf diejenigen blicke, welche sich mit unbefangenem Genuß der Zaubereien freuen können.

„Suche Dir ein möglichst großes Publicum". Man sollte glauben, es sei leichter, Einen als Hundert zu täuschen. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall*). Bei einer kleinen Anzahl von Zuschauern mangelt dem Prestidigitateur die Spielweite: er kann sich nicht nach Belieben bewegen und alle die kleinen Kniffe zur Ablenkung der Aufmerksamkeit verwenden, von denen wir oben sprachen. Er ist Anfragen und Unterbrechungen unliebsamster Art ausgesetzt, sobald er es mit wenigen Personen zu thun hat, und er kann nicht — wie es für manche Tricks gefordert wird — dieselbe Karte an drei Stellen als eine verschiedene austheilen oder ähnliche Streiche wagen. Endlich hat er nicht die gewünschte Auswahl unter den Personen. Nicht mit Jedem vermag der Prestidigitateur jedes Kunststück zu machen. Gewisse Tricks sind auf sehr mißtrauische Partner, andere auf naive berechnet, bei einzelnen lassen sich nur Damen, bei anderen nur Kinder mit Erfolg verwenden. Ein gewiegter Taschenspieler wird daher nie auf gut Glück eine Person um ihre Unterstützung bitten, sondern selbst für die kleinsten Manipulationen, z. B. das Herausziehen, das Festhalten,

*) In welchem Maße die Aufmerksamkeit Tausender abgelenkt werden kann, sieht man am besten im Circus. Wenn Clown A dem Clown B eine schallende Ohrfeige giebt, dann berührt er natürlich dessen Backe nur ganz leise; genau in demselben Augenblick jedoch schlägt B die herabhängenden Hände zusammen. Niemand bemerkt es, weil Aller Augen auf die Bewegung A's und das Gesicht B's gerichtet sind.

das Hineinstecken einer Karte sich bestimmte Individualitäten heraussuchen; eigentlich nur ein geübter Physiognomiker und Menschenkenner darf mit Sicherheit auf das Gelingen seiner Absicht rechnen.

Soviel von den Ergebnissen der theoretischen Untersuchung für die Praxis der Taschenspielerkunst. Der Beziehungen zur wissenschaftlichen Psychologie sind viele und mannigfaltige.

Ich erinnere an die Versuchsreihe Robert-Houdins, die ein momentanes Percipiren und Zählen verschiedener Gegenstände behandelte. Diese Experimente verdienen deshalb Beachtung, weil sie einen neuen Weg zeigen, um höhere Thätigkeiten des seelischen Lebens numerisch zu fassen. Die Psychophysik hat sich bisher ausschließlich auf die niederen psychischen Functionen der Sinneswahrnehmung nebst Reaction in Bewegungen oder Urtheilen beschränkt; erst Herr Ebbinghaus hat vor mehreren Jahren den Anfang damit gemacht, auch verwickelte Processe gleichsam in Zahlen niederzuschlagen. Der genannte Forscher untersucht nämlich, wie viel Worte, bezw. sinnlose Silben man nach einmaligem Hören behält, ferner, wie oft man eine bestimmte Anzahl von Silben wiederholen muß, um sie gerade noch zu können, wie oft man dieselbe Procedur nach mehreren Stunden, bezw. Tagen vornehmen muß und welchen Einfluß hierbei der räthselhafte Factor Uebung bewirkt. Ein ähnlicher Gedanke liegt der Robert'schen Serie zu Grunde. Hier handelt es sich um die, gleich dem Gedächtniß erst langsam erworbene, Fähigkeit, eine ziffernmäßig fixirbare Anzahl von Objecten nach einmaligem Hinsehen, d. h. ohne bewußte Addition, als diese oder jene Anzahl anzugeben; mit anderen Worten, es handelt sich um jene merkwürdige Fähigkeit der entwickelten Menschen, die man als unbewußtes Rechnen bezeichnen könnte. Nach den Angaben des französischen Prestidigitateurs, nach einer gelegentlichen Mittheilung des Herrn Preyer und nach meinen eigenen Beobachtungen scheint es nun so, als wenn die Grenze eines momentanen Zusammenfassens zwischen 5 und 6 liege; und das würde in auffälliger Weise mit der Grenze übereinstimmen, über die hinaus wir einsilbige Worte durch einmaliges Hören nicht behalten können. Jedenfalls zeigt sich hier eine neue, beachtenswerthe Möglichkeit, die Geheimnisse unseres Innenlebens in Zahlen und Daten einzufangen. Sobald freilich nicht nur eine Angabe der Zahl, sondern auch eine Beschreibung der Gegenstände verlangt wird, complicirt sich die Aufgabe in einer die Lösung ungemein erschwerenden Weise. Da spielt dann hauptsächlich das „Interesse" hinein. Eine Dame, die kaum vier gleichgeartete Objecte im Augenblick übersehen kann, vermag dennoch die Toilette einer im Wagen vorüberfahrenden Dame nachher auf das Genaueste zu schildern. Also mit der zweiten Robert'schen Serie wird der Psychologe zunächst nicht viel anfangen können.

Das Kunststück: eine Apfelsine in der Luft verschwinden zu lassen, sieht auf den ersten Blick wie eine positive Hallucination aus. Wir hätten

dann die überaus merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß selbst bei ganz normalen Menschen sich künstlich Vorstellungen erzeugen lassen, die den Charakter von außen erweckter Sinneswahrnehmungen besitzen, ohne daß in der äußeren Wirklichkeit etwas zu ihrer Anregung vorhanden ist. Aber erstens hat die Erscheinung einen mehrmals vorausgegangenen gleichmäßigen Sinnesreiz zu ihrem Auftreten nöthig, was sie von den Hallucinationen entfernt und den sogenannten Wiederholungsempfindungen nähert, und zweitens fehlt die äußere Anregung nicht gänzlich. Es ist zwar kein in die Höhe fliegender Gegenstand als Substrat für die falsche Auffassung einer Apfelsine gegeben, sondern blos eine Bewegung, indessen der Sinneseindruck der Bewegung genügt völlig, um das Wiederholungsbild des associativ mit ihm verknüpften Gegenstandes hervorzurufen. Wir haben es demgemäß mit einer Illusion zu thun, der subjectiven Verfälschung eines objectiv gegebenen Empfindungsmaterials. Illusionen kommen bekanntlich bei körperlich und geistig ganz gesunden Individuen vor, namentlich wenn Furcht oder andere Affecte die Phantasie in Aufregung erhalten*). In unserem Falle spielt eine Art lebhafter Vorstellungsthätigkeit den Sündenbock, nämlich die gespannte Erwartung. Daß die Concentration aller Seelenkräfte auf einen bestimmten Effect diesen Effect selbst zur subjectiven Folge hat, ist übrigens den Kennern des Hypnotismus nichts Neues.

Während also positive Hallucinationen auch im Reich der Täuschung nicht aufzufinden sein dürften, giebt es dort genug negative Hallucinationen. Eine positive Hallucination läßt etwas sehen, wo nichts vorhanden ist, eine negative läßt nichts sehen, wo etwas vorhanden ist. Wem ist es nicht schon passirt, daß er einen Gegenstand suchte, den er unmittelbar vor Augen hatte! Der Sinneseindruck existirt, wird aufgenommen, aber nicht vom Bewußtsein verarbeitet, und so entsteht ein momentaner Zustand von Seelenblindheit, in dem negative Hallucinationen auftreten können. Der Prestidigitateur erzeugt künstlich solche Geistesabwesenheit und beutet sie systematisch für seine Zwecke aus. Herr Moll**) bemerkt darüber im Anschluß an den Nachweis, daß man bei Hypnotisirten die Wahrnehmung äußerer Objecte durch Suggestion verhindern könne, sehr richtig das Folgende: „Man sehe dem Taschenspieler auf die Hände, merke genau auf, und man wird sehen, wie er Gegenstände verbirgt, wie er die Volte schlägt, wie er die Karten unmittelbar von den Augen der Zuschauer unter einander austauscht. Der Taschenspieler weiß aber durch geschickte Reden die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken, sodaß selbst diejenigen, welche die Hände desselben sehen, nicht im Stande sind, sich von den

*) Vgl. Dessoir, Das Doppel-Ich, S. 36. I. Stück der „Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin.“ Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1890.

**) Der Hypnotismus. Von Dr. med. A. Moll, S. 65. Berlin, 1889.

Vorgängen Rechenschaft abzulegen. Der Austausch der Karten z. B. fällt in den Gesichtskreis des Zuschauers, es findet der Sinnenreiz statt, aber er kommt nicht zum Bewußtsein." Uebrigens kann man in der Aufstellung von Analogien zwischen der Psychologie der Hypnose und der der Prestidigitation entschieden noch weiter gehen als Moll das gethan hat.

Zum Schluß sei eines Beitrages gedacht, den uns die Taschenspielerkunst für die psychologische Auffassung von der Willensfreiheit liefert. Der bekannte Trick, eine Karte frei ziehen zu lassen und sofort zu errathen, beruht darauf, daß der Zuschauer frei zu wählen glaubt, während der Taschenspieler den Willen einseitig beschränkt und in eine bestimmte Richtung zwingt, und zwar meist so, daß er die zu wählende Karte möglichst bequem legt oder sie in dem Augenblick hervorschiebt, in dem die Finger des Partners zugreifen. Ich glaube nicht, daß es eine bessere Illustration für den Determinismus aller unserer Handlungen giebt: auch in dem Kartenspiel des Lebens greifen wir nicht beliebige Blätter, sondern die, welche ein eigenes Gesetz uns zuschiebt.

V.

Spiritismus ist Taschenspielerei. Diese Gleichung hört man oft genug von Unberufenen aussprechen, und eine Anzahl harmloser Gesellen bemüht sich, dieselbe durch „antispiritistische Demonstrationen" augenfällig zu beweisen. Daß damit der Kern der Sache nicht getroffen wird, geht daraus hervor, daß nicht nur die Anhängerzahl der neuen Lehre stetig wächst, sondern auch bedeutende Gelehrte trotz aller Enthüllungen und Aufklärungen in der Vertheidigung der mediumistischen Thatsachen beharren. Der Hauptgrund scheint der folgende zu sein. In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter bieten weder Religion noch Philosophie den Massen einen genügenden Anhalt, um Klarheit über die Räthsel des Daseins zu gewinnen, und trotzdem drängt das metaphysische Bedürfniß alle tiefer angelegten Geister über die materialistische Oede hinaus: da tritt nun der Spiritismus mit dem Rüstzeug exacter Wissenschaftlichkeit in die Schranken und sagt: ich will euch beweisen, daß es ein Leben nach dem Tode giebt. Kann es uns wundern, wenn eine solche experimentelle Ethik gerade in nachdenklichen Gemüthern lauten Nachhall findet? wenn eine sociale Bewegung entsteht, deren Keime zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorhanden gewesen sind?

Solchen Strömungen gegenüber ist aber die besonnene Wissenschaft vollständig machtlos. Wem der Spiritismus eine Herzenssache bildet, den überzeugen keine Vernunftgründe, wie denn stets die Logik den Gefühlen und Stimmungen unterlegen bleibt. Es wird also ganz vergeblich sein, in die Glühhitze einer psychischen Epidemie ein paar Wassertropfen zu werfen.

Neben den Fanatikern des Geisterglaubens stehen indes Viele, welche in vorurtheilsfreier Gesinnung die merkwürdigen Berichte zu prüfen und die Phänomene zu untersuchen für ihre Pflicht halten oder die wenigstens ein gewisses äußeres Interesse an den Dingen nehmen. Für sie, und für sie allein, sind die folgenden Bemerkungen bestimmt, als eine Art Nutzanwendung der früheren Erörterungen.

Unsere Kunde von den mediumistischen Erscheinungen verdanken wir fast*) ausnahmelos geschriebenen Berichten. Mit anderen Worten: wir erfahren nie, was irgendwo vorgegangen ist, sondern nur, was bestimmte Personen erlebt zu haben glauben. Dazwischen besteht nun, wie wir gesehen haben, ein ungeheurer Unterschied. Eine Person sieht eine Apfelsine in der Luft verschwinden, ohne sich das Wunder erklären zu können, sie wähnt acht Ringe geprüft zu haben, während sie nur zwei in der Hand gehabt hat, sie meint eine Karte frei zu ziehen, die ihr in die Finger gesteckt wurde, sie behauptet einen Gegenstand unablässig festgehalten zu haben, der in Wirklichkeit sich auf Minuten anderswo befand — und wenn sie dann nachher einem Dritten die Taschenspielerkunststücke schildert, erscheinen diese natürlich schier unbegreiflich. Es muß daher als grenzenlose Naivetät bezeichnet werden, wenn die Berichterstatter behaupten, mit der Beschreibung ihrer subjectiven Beobachtungen genau die objectiven Vorgänge wiederzugeben. Den schlagendsten Gegenbeweis liefern Daveys Experimente. Dieser Herr nämlich, ein Mitglied der Londoner Society for Psychical Research und Prestidigitateur aus Liebhaberei, erwarb sich durch unausgesetzte Uebungen eine solche Fertigkeit in der bekannten „Tafelschrift", daß er vor zahlreichen Personen Vorstellungen mit Erfolg geben konnte. Es wurde den Gästen nie gesagt: es handle sich um Geistermittheilungen, auch nicht: es sei Taschenspielerei, sondern man überließ es Jedem zu denken, was er wolle. Nach Schluß der Sitzung, die selbstverständlich unentgeltlich gegeben wurde, bat Herr Davey die Anwesenden, ihm ihre Beobachtungen am nächsten Tage schriftlich mitzutheilen. Die eingelaufenen Briefe hat er dann veröffentlicht, und sie lauten in der That so überschwänglich, daß man an geheime Kräfte glauben könnte. Schreiben auf verschlossenen und sorgfältig bewahrten Tafeln — Schreiben auf Tafeln, die von den Zeugen fest gegen die untere Fläche der Tischplatte gedrückt oder von ihnen neben den Tisch gehalten wurden — Antworten auf Fragen,

*) Eine bemerkenswerthe Ausnahme bildet Zöllners Tisch. Das Bein, aus einem Stück gearbeitet, ist nach oben und unten so breit, daß der Ring, welcher auf geheimnißvolle Weise in die dünne Mitte des Tischbeines gelangt ist, unmöglich von unten oder oben her hingeschoben sein kann, da er auch aus einem Stück besteht. Es existirt also ein objectives, bleibendes Zeugniß für die Vorgänge in den Sladeschen Sitzungen: aber was soll man mit einem so vereinzelten Factum anfangen! Ebenso existirt bekanntlich ein einziger unanfechtbarer Fall von der Ablenkung einer Magnetnadel durch die menschliche Hand, ohne daß dadurch die Wissenschaft bereichert worden wäre.

die heimlich in verschlossenen Tafeln niedergeschrieben wurden — richtige Angaben aus Büchern, die von den Zeugen auf's Gerathewohl und manchmal sogar bloß in Gedanken gewählt worden waren, wobei die Bücher vom „Medium" nicht berührt und die Tafeln genau beobachtet wurden — Botschaften in verschiedenen dem „Medium" unbekannten Sprachen, darunter eine in Deutsch in Folge eines unausgesprochenen Wunsches und eine in Japanisch auf einer verschlossenen und versiegelten Doppeltafel u. s. f. Und obwohl selbstschreibende Schieferstückchen bei der Arbeit gehört und selbständig sich bewegende Kreidesplitter gesehen wurden, sah doch Niemand von den Beisitzern das interessanteste Phänomen, nämlich den schreibenden Herrn Davey.

Die Fehlerquellen, durch die solche abenteuerlichen Berichte zu Stande kommen, lassen sich auf vier Gruppen zurückführen. Erstens: der Beobachter interpolirt ein Factum, das nicht stattgefunden hat, das aber als geschehen anzunehmen er durch raffinirte Mittelchen gezwungen worden ist; er bildet sich ein, die Tafel examinirt zu haben, obschon er es nie that. Zweitens: er verwechselt zwei ähnliche Begriffe; er sagt, er habe die Tafel genau untersucht, während er es in Wirklichkeit nur flüchtig oder in Unkenntniß der springenden Punkte gethan hat. Drittens: der Zeuge ändert in Folge einer sehr begreiflichen Erinnerungstäuschung die Ordnung der Ereignisse ein wenig um; nach seiner Ansicht hat er die Tafel noch zu einer späteren Zeit geprüft als es thatsächlich geschah. Viertens und letztens: er übergeht gewisse Einzelheiten, die ihm mit Sorgfalt als bedeutungslos geschildert worden sind; er erwähnt nicht, daß das „Medium" ihn einmal das Fenster zu schließen bat, wodurch jedoch der Trick überhaupt erst möglich wurde. Alles läßt sich nun einmal nicht behalten, geschweige denn aufschreiben. Wie schwer ist es, ein ganz alltägliches Vorkommniß in einwandsfreier Vollständigkeit schriftlich zu fixiren — um wie viel schwerer, ein Ereigniß, das den Charakter des Unerklärlichen trägt und durch sein sprunghaftes Auftreten nebst vielen Zwischenfällen eine unausgesetzte Beobachtung beinahe unmöglich macht!

Hinzu tritt, daß die meisten Menschen in der Stimmung erwartungsvoller Wunderahnung die spiritistischen Sitzungen besuchen. Herr Davey hat nun experimentell bewiesen, daß von gleich fähigen Beobachtern diejenigen viel eher den modus operandi zu durchschauen im Stande sind, welche wissen, daß es sich um Taschenspielerei handelt, als die Uebrigen. Es liegt ja auf der Hand, wie sehr die gespannte Erwartung, der Reiz des Mysteriösen und die rohen Anspielungen auf heiligste Herzensangelegenheiten (durch Citiren verstorbener Anverwandter) die Nerven erregen und den klaren Blick abstumpfen müssen. Außerdem legt das Medium einen Hauptwerth darauf, die Beisitzer über die Interpretation des Gesehenen und Gehörten in Zweifel zu lassen, und diese psychische Beschaffenheit der Zuschauer enthält den Schlüssel für manche sonst unverständliche Ge-

schehnisse. Da wird jedes Knistern zum Klopflaut, jeder Lichtreflex zur Geistergestalt, jede zufällige Berührung zur Manifestation aus den höheren Sphären. Der Zuschauer übersieht einerseits die natürliche, physikalische Erklärung und er schafft andererseits Wunder aus dem Nichts; er steckt mit seiner Erregung Andere an und wird von ihnen rückwirkend beeinflußt. Dieselbe Form, in der ein Beobachter kalten Blutes die geschickt verhüllte Figur des Mediums erkennt, wird von den Anwesenden als das getreue Abbild verschiedener, sich im Leben völlig unähnlicher Personen bezeichnet: ein amerikanischer Naturforscher erzählt, er habe sich an den Kopf gefaßt, als er die gleiche Puppe hintereinander „Großmutter", „mein süßes Bettychen", „Papa", „Kleiner Rob" angeredet hörte*). Jedermann sieht, was er zu sehen erwartet und was seine Interessen am nächsten berührt. Schaffe einen Glauben, und die Thatsachen werden von selbst entstehen.

Wenn ein Gegenstand plötzlich verschwindet oder seinen Platz ändert, so erblickt der Spiritist darin Zeichen einer übersinnlichen Einwirkung, dem Papua ähnlich, der hinter jeder Kanonenkugel einen Geist wittert, weil er das Pulver nicht kennt; ihm fehlen eben auch bestimmte Kenntnisse, ohne die eine richtige Beurtheilung nicht möglich ist. Der gesunde Menschenverstand allein befähigt Niemanden, competent über die Sicherheit von Fesselungen zu urtheilen, nur ein in der Knotentechnik bewanderter und mit den zahlreichen Bindemanieren genau vertrauter Mann darf eine gewisse Berechtigung ansprechen. Um zu entscheiden, ob ein Verschluß sicher ist oder nicht, dazu gehören technische Kenntnisse. Die Meisten bilden sich zwar ein, man könne unvorbereitet in eine spiritistische Sitzung kommen und trotzdem ein richtiges Urtheil über das Vorhandensein oder Fehlen der Prestidigitation fällen, aber dieser Standpunkt ist ebenso kindlich, als wenn ein Laie sich über die Echtheit eines mittelalterlichen Siegels oder das Wesen einer Nervenaffection ausläßt. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Der Taschenspieler verwendet öfters den Kunstgriff, einen Vorgang dadurch merkwürdig zu machen, daß er ihn auf einen heterogenen Träger bezieht. So besteht der Trick, „jede beliebige Uhr repetiren zu lassen" darin, daß ein kleines in der Westentasche verborgenes Instrument die Schläge angiebt und die Manipulationen an der Uhr nur zum Schein angestellt werden. Wer das nicht weiß, wird kaum auf den Gedanken kommen, die von „unsichtbaren" Händen gespielte Harmonika der Herren Monck und Home ebenso zu erklären. Eine stehende Programmnummer des Dr. Monck war, eine Spieluhr auf den Tisch zu stellen, mit einer Cigarrenkiste zu überdecken und nun auf Wunsch spielen und anhalten zu lassen. Allgemeine Erklärung: „Spirits." In Wirk-

*) Vgl. Jastrow, The psychology of Spiritualism. Popular Science Monthly, April 1889.

lichkeit gingen die Töne von einem kleinen Spielwerk aus, das durch die weiten Hosen geschützt oberhalb des Knies befestigt war und durch einen Druck gegen die Tischplatte in Gang gesetzt wurde. Auch hier bewahrheitet sich die alte psychologische Regel: je einfacher ein Kniff, desto schwieriger ist er zu entdecken.

Ein großer Vortheil für das betrügerische Medium liegt darin, daß es seine „Bedingungen des Gelingens" stellen und im schlimmsten Fall die Schuld des Mißlinges auf die Anwesenden oder die Geister schieben kann. Da erfahren wir, daß ein Halbdunkel sehr vortheilhaft wirkt, weil es „positiv" ist, daß man nie dorthin sehen darf, wo sich etwas in Entwickelung befindet, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. Frau Sidgwick, die Gemahlin des bekannten Cambridger Philosophieprofessors und Vorsitzenden der Society for Psychical Research stellt fünf Verdachtgründe gegen Slades Vorführungen zusammen: seine Bemühungen, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, seine Stellung, die ihm immer erlaubt, mit der rechten Hand an der Tafel zu manipuliren, der vage Charakter der Mittheilungen, die Einschränkung der Beisitzer auf zwei oder drei und deren Anordnung, welche jede Möglichkeit, unter den Tisch zu blicken, ausschließt. Sie hätte noch hinzufügen können, daß nach den Beobachtungen der Seybertcommission Slade und andere Medien mit echter Taschenspielerschlauheit die Tricks vor der Ankündigung dessen, was nun geschehen solle, ausführen. Aber sie hätte auch sagen können, daß einige wenige Experimente, so die des Professors Crookes mit Home über die Möglichkeit, unbelebte Objecte ohne Berührung in Bewegung zu setzen, außerhalb der Sphäre aller Taschenspielerei zu liegen scheinen. Und so muß ich denn persönlich mit dem, vielen Lesern gewiß unerwarteten, Geständniß schließen: ich fühle mich außer Stande einen — freilich ganz winzigen — Bruchtheil der spiritistischen Erfahrungen mit Hülfe der Taschenspielerpsychologie zu erklären. Damit ist nicht gemeint, daß dieselben nicht auf betrügerische Manipulationen oder wenigstens auf Anwendung bekannter Mittel zurückgehen könnten — es ist nur offen und ehrlich ausgesprochen, daß eine solche Zurückführung bis auf den heutigen Tag vergeblich versucht worden ist.

Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers.

Plaudereien

von

Daniel Sanders.

— Altstrelitz. —

III. Zwischenplauderei.

Die beiden vorangehenden Plaudereien sind zuerst in dieser Zeitschrift (Mai 1888, Heft 134) erschienen und dann auf den Wunsch meines Verlegers (H. Lüstenöder in Berlin) zu meinem siebzigsten Geburtstage als Buch, vermehrt um ein ausführliches Vorwort, das unter Anderem darüber berichtet, durch welche widrigen Zwischenfälle das Erscheinen der beiden Plaudereien verspätet und die Fortsetzung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden ist.

„Und hiermit" — so schließt das am Pfingstsonntage 1889 geschriebene Vorwort — „empfehle ich mich nun dem Wohlwollen der geneigten Leser, bis ich — wenn es ihrem Wunsche so entspricht und ich die Zeit dazu finde, — an den abgerissenen Faden meiner Plaudereien anknüpfend, später einmal ihn vielleicht werde fortspinnen und zu Ende führen können. Gott befohlen!"

Und nun finde ich in der That Zeit und Stimmung, den Faden — freilich nicht zu Ende zu führen, aber doch ein Stück fortzuspinnen, allerdings in einer Weise, an die ich beim Beginn nicht gedacht habe und nicht habe denken können; denn ich will in dieser nächsten, dritten Plauderei hauptsächlich nur davon sprechen, wie es zur Zeit meines siebzigsten Geburtstages in meiner Werkstatt hergegangen ist. Für diese Abschweifung rechne ich auf die Nachsicht der gütigen Leser, sieht man es doch bei einer Plauderei überall dem sein Garn Abspinnenden — und zumal dem Greise

— nach, wenn er in seiner Rede sich mehr durch das, was ihm dabei zunächst im Sinne liegt oder in den Sinn kommt, leiten läßt, als daß er — was man mit Recht bei einer Abhandlung verlangen kann — einen vorher reiflich durchdachten und sorgfältig entworfenen Plan streng ohne jede Abschweifung durchführe.

Und nun, nachdem ich die theilnehmenden Leser, wie ich sie bei ihrem Scheiden aus meiner Werkstatt mit den Worten: „Gott befohlen!" entlassen, mit dem entsprechenden Zuruf: „Gott zum Gruß!" gebührend bewillkommnet, beginne ich ohne Weiteres mit der Plauderei, wie es in meiner Werkstatt um die Zeit meines siebzigsten Geburtstages (des 12. Novembers 1889) an dem Tage selbst und unmittelbar vorher und nachher zugegangen ist und ausgesehen hat.

In den Wochen vorher hatte ich in der Werkstatt nicht bloß in gewohnter, sondern sogar in außer- und ungewöhnlicher Weise zu wirken und zu schaffen; denn es war zwischen meinem Verleger und mir verabredet und festgestellt worden, daß noch im November drei Bücher von mir fertig geschafft und auf den Büchermarkt gebracht werden sollten, außer der erwähnten Buchausgabe der „Plaudereien aus der Werkstatt u. s. w." ein über 24 Druckbogen starkes Buch: „Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniß an das deutsche Volk" und ein dichterisches Kinderbuch: „Für die fröhliche Jugend. Gabe eines heiteren Kinderfreundes. Mit Bildern von Hans Looschen." Meine und des Malers Arbeit an der letztgenannten Schrift war zur festgesetzten Zeit fertig; aber, da die Druckerei selbst doch die Befürchtung aussprach, durch überhasteten Druck könnten vielleicht Hans Looschen's köstliche Bilder leiden, was ich ganz besonders bedauert haben würde, so willigte ich — obgleich nicht gern — darein, daß das Buch erst 1890 erscheinen solle; auch die Buchausgabe der „Plaudereien" nahm mich nicht eben übermäßig in Anspruch, aber wohl hatte ich mit der sorgfältigen Durchsicht und Druckberichtigung der „Bausteine" und der Herstellung eines abecelich geordneten Wörterverzeichnisses dazu bis in die letzte Zeit vor meinem Geburtstage unablässig zu schaffen, indem die an das Werk gestellten Setzer mir fortwährend, so zu sagen, auf den Fersen saßen.

Während dieser Arbeit nun beschäftigte mich und die Meinigen auch noch die Frage, wo und wie ich meinen siebzigsten Geburtstag verleben sollte. Seit Jahren an ein ruhiges, zurückgezogenes Leben und Wirken gewöhnt, hätte ich den Tag am liebsten hier in aller Stille im engsten Kreise der Meinigen verbracht; aber wir überzeugten uns bald, daß in meinem Geburts- und Wohnorte dies nicht möglich sein werde. Allerdings hatte man uns die — jedenfalls für Altstrelitzer Verhältnisse — großartigen Vorbereitungen zur Feier meines Geburtstages nach Möglichkeit zu verheimlichen gesucht und es war dies auch in vielen Punkten gelungen;

aber ganz durchführen läßt sich dergleichen bekanntlich nicht, es sickert eben immer Etwas durch. Die Stimmung in der Stadt und in meinem Hause wüßte ich nur der geheimnißvoll flüsternden Weihnachtsstimmung zu vergleichen, wobei Jeder zu verbergen bemüht ist, daß und wie er den Anderen zu überraschen gedenkt, und wobei der Andere jedenfalls genau weiß, daß — wenn auch nicht wie — er überrascht werden soll. So schon vor der Mitte November von der weihnachtlichen Stimmung umwittert und umwebt, hatte ich mich nun für eine von drei Möglichkeiten zu entscheiden, entweder: eine Einladung von Verwandten nach Hamburg anzunehmen — oder (wie es Gottfried Keller gethan) nach irgend einem stillen benachbarten Orte zu flüchten, wo Niemand meine Anwesenheit ahnte, — oder endlich: hier zu bleiben und abzuwarten und über mich ergehen zu lassen, wie und womit meine Mitbürger mich überraschen würden.

Nach mannigfachem Hin- und Herschwanken entschieden wir — die Meinigen und ich — uns für das Letztere, und ich bin froh, daß wir uns so entschieden haben, froh, wie das Kind zu Weihnachten, wenn es sich ringsum und von allen Seiten von Beweisen der Liebe und des Strebens, Freude zu bereiten, umgeben sieht.

Und nun folge ich nur dem Drange meines Herzens, wenn ich über die mir zu meinem siebzigsten Geburtstage in so reichem Maße bereiteten Freuden hier im Folgenden selbst Einiges berichte. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über; und so möchte ich möglichst ganz und voll aussprechen, wie innig ich durch alle die Kundgebungen der Anerkennung, der Anhänglichkeit und der Liebe erfreut worden und wie dankbar ich Allen dafür bin. Ich fürchte nicht, daß irgend Jemand, der mich kennt, in dem Nachfolgenden eitle Selbstgefälligkeit erblicken könnte. Von dieser weiß ich mich frei und ich kann es als meine ehrliche Ueberzeugung aussprechen: es fühlt und weiß Niemand besser als ich selbst, daß die mir gezollte Anerkennung nicht dem wirklich Geleisteten an und für sich gilt und gelten kann, sondern nur dem Streben nach dem, was ich habe erreichen wollen und was — dies Selbstzeugniß spreche ich ebenso ehrlich und unbefangen aus — ich nach Maßgabe meiner Kräfte eifrig und ehrlich zu erreichen gesucht habe. In diesem Falle haben die Anerkennenden dem Dichterworte gehuldigt: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas: Reichen die Kräfte nicht aus, so ist doch der Wille zu loben.

Ich beginne nun mit dem Tage vor meinem Geburtsfeste. An diesem Tage durfte ich nach Tisch mein Zimmer nicht mehr verlassen, bis meine Hausgenossen ihre Arbeit vollendet, d. h. das Haus innen und außen mit wallenden Fahnen, Blumen und frischem Grün festlich geschmückt hatten. Ueber die mir an dem festlichen Tage dargebrachten Beweise der Verehrung und Liebe ist bereits in unseren Tagesblättern ausführlich berichtet worden. Schon am Vorabend hatte mich der hiesige Männergesangverein durch den Vortrag mehrerer Lieder erfreut. Den Festtag selbst leitete eine

von der städtischen Kapelle ausgeführte Morgenmusik ein. Unter den einlaufenden Depeschen, welche fast die Zahl 100 erreichten, befand sich auch eine, welche mir Gruß und Glückwunsch des Großherzogs entbot. Geschenke von früheren Schülern aus Berlin, Hamburg und dem Auslande trafen ein. Das Magistratcollegium und eine Abordnung des Bürgerausschusses überreichten mir den Ehrenbürgerbrief der Stadt Strelitz. Auch eine Deputation des Kriegervereins, dem ich seit Jahren als Ehrenmitglied angehöre, stellte sich ein. Eine hier zu meinem Geburtstage erschienene Festschrift wurde mir von dem Verfasser und dem Verleger überreicht. Jede Stunde brachte neue Glückwünschende und neue Spenden. Am Abend erschien ein großer Fackelzug vor meiner Wohnung, welcher sich aus Corporationen, Vereinen und Schülern der Stadt zusammensetzte und von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge begleitet wurde, um mir in feierlicher Weise die Theilnahme der Bevölkerung auszudrücken.

Hier aber möchte ich mir erlauben, noch Einiges hinzuzufügen, was auch kundige Berichterstatter nicht oder doch nicht so gut wie ich wissen konnten, und so bemerke ich denn zunächst, daß zu Mittag aus Berlin drei, freilich nur entfernt Verwandte, aber nah Befreundete, der Kammergerichtsrath Hugo Keyßner, der Ingenieur August Lenelson, Vertreter der Gruson'schen Maschinenfabrik in Buckau-Magdeburg für Berlin, und der Maler Max Koner gekommen waren, um mir persönlich ihre und der Ihrigen Glückwünsche darzubringen und den Tag mit mir und den Meinigen und den am Abend aus Neustrelitz zu mir gekommenen nächsten Freunden gemeinsam in heiterster Weise und in froher Erinnerung an die Vergangenheit und in frohen Hoffnungen auf die Zukunft zu verleben. Von den für mich — und wie ich hoffe für alle Betheiligten — erfreulichen und vergnüglichen Vorgängen ist natürlich Nichts oder sehr wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Als dauernde Erinnerungszeichen bewahre ich mehrere gelungene Bilder, welche Herr Hugo Keyßner, von Amts wegen Kammergerichtsrath und aus Liebhaberei Lichtbildner, hier aufgenommen hat.

Der erwähnte Ehrenbürgerbrief meiner Vaterstadt ist von meinem Landsmanne, dem königlichen Hoflithographen Herrn C. Hacker, nicht bloß prachtvoll, sondern — was mehr sagen will — mit vollendeter Kunst als ein wahres Meisterwerk angefertigt worden und, welche Aufmerksamkeit mich besonders rühren und erfreuen mußte, mit meinem Vater- und Geburtshause und mit meinem jetzigen Wohnhause geschmückt. Er hat — was mitzutheilen, ich mir nicht versagen kann und will — den folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrter Herr Professor
Dr. Daniel Sanders!

Nachdem Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihrer Vaterstadt mit rühmlichstem Erfolg als Lehrer Ihre Dienste gewidmet hatten, sind Sie

auch während Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit in unserer Stadt verblieben und haben Ihre Werke sich von Strelitz aus über die Welt verbreitet, so daß mit Ihrem weltbekannten Namen der Name unserer Stadt Strelitz eng verbunden ist.

Die Stadt Strelitz muß es sich zur Ehre anrechnen, Sie unter ihre Bürger zählen zu dürfen, und verleiht der Magistrat im Einverständniß mit der repräsentirenden Bürgerschaft anläßlich Ihres

Siebenzigsten Geburtstages

Ihnen als Beweis der hohen Achtung, in welcher Sie bei Ihren Mitbürgern stehen, hiermit das

Ehrenbürgerrecht.

Strelitz, den 12. November 1889.

Bürgermeister und Rath.

C. Müller. Alexander Sanders. W. Brunn.

Es mag und wird mir vergönnt sein, hier eine gleichfalls höchst pracht- und kunstvoll ausgeführte Zuschrift (in voller Bogengröße) anzureihen. Der meisterhafte Einband zeigt auf beiden Deckeln eine ebenso reiche wie geschmackvolle Verzierung sowohl in der Einfassung wie in den kunstvoll verschlungenen Blatt- und Blumenranken auf der Vorderseite in Golddruck, ebenso die Inschrift, welche lautet:

„Dem verdienstvollen Herausgeber der Zeitschrift für deutsche Sprache

Herrn Professor Dr. Daniel Sanders

zum 12. November 1889.

Die Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter in Hamburg)."

Den Inhalt aber bildet, ebenfalls in reicher, kunst- und geschmackvoller Verzierung und Einfassung, das nachfolgende Gedicht, dessen Veröffentlichung ich dem Dichter schuldig zu sein glaube und durch dessen vollständige Mittheilung, wie ich überzeugt bin, ich mir die Leser zu Dank verpflichte.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Walther von der Vogelweide.

Der deutsche Eichwald ist der Tempelhain,
Drin eine Göttin majestätisch thronet,
Und aufgerichtet steht ein Opferstein,
Wo diese Göttin voller Schönheit wohnet.
Ihr Wuchs ist hehr, ihr Antlitz wunderhold
Und auf den Wangen liegen Rosenflocken;
Um ihren Nacken wogt wie flüssig Gold
Ein ganzes Meer von vollen blonden Locken.

Ihr blaues Aug' blitzt wie der Sterne Licht,
Ein Lächeln webt um ihre Lippen linde:
Und wenn ihr rother Mund zum Volke spricht,
Klingt's lieblich bald vom Wehen sanfter Winde,
Wie Mutterkosen innig, rührend, traut;
Dann aber wieder tönt's zum grünen Dache
Des Tempelhains empor wie Donnerlaut —
Die Göttin ist des deutschen Volkes Sprache.

Vor ihrem Throne auf dem Opferstein,
Den heil'ge Runenzeichen schmücken, flammt es,
Und weithin durch den Tempel fließt der Schein.
Dort walten würd'ge Priester ihres Amtes
Und schüren sorgsam dort den Feuerbrand,
Daß nimmer je der Opferstein erkalte;
Und ganz besonders sorget ihre Hand,
Daß immer sich die Flamme rein erhalte. —

Auch Du gehörst zu jener Priesterschaar
Und lang bekleidest Du die höchste Würde.
Zwar glänzt bereits wie Winterschnee Dein Haar,
Allein noch trägst Du stark des Alters Bürde,
Noch leuchtet hell Dir die Begeisterung
Im Busen für das Edle, Schöne, Wahre;
Noch heute ist Dein deutsches Herze jung,
Obwohl du heute zählest — siebzig Jahre.

Es schlagen Dir an Deinem Freudentag
Viel tausend deutsche Herzen warm entgegen.
Sie grüßen Dich — Du kennst ja ihren Schlag! —
Und wünschen auf Dein Haupt des Himmels Segen.
In allen deutschen Gauen fern und nah
Sind heut zu Dir gewendet die Gemüther.
Dich ehrt und liebt Dein Volk. Du warst ihm ja
Stets seiner Sprache ein getreuer Hüter. —

Die deutsche Sprache ist der deutsche Hort,
Auf ihm steht unser Volksthum fest gegründet,
Der Strom entspringt hier, der als Sang und Wort
Ins freie Weltmeer der Gedanken mündet. —

Die Göttin bringt den Becher edlen Weins
Dir heute zu, wobei Dein Lob sie singet,
Und Dir, Du Priester ihres Tempelhains,
Den Eichenkranz um Deine Schläfen schlinget.

Hamburg, 12. November 1889. Harbert Harberts."

Ueber die erwähnte „Festschrift" heißt es in den (in Schwerin erscheinenden) „Mecklenburger Nachrichten" vom 12. November 1889:

„Festschrift zu Daniel Sanders' siebzigstem Geburtstage (12. November 1889). Mit Beiträgen namhafter Schriftsteller und Gelehrter und mit dem Lichtdruckbild des Jubilars." (Strelitz, Verlag von E. Lupelow.)

Es gereicht uns zur hohen Freude, gerade zum Geburtstage unseres hochverdienten Landsmannes auf diese Festschrift mit warmen Worten hinweisen zu können. Sie zeigt uns am Eingang die wohlgetroffenen freundlichen Züge des verehrten Meisters, den größeren Theil des Büchleins aber füllt eine sorgfältige, die nationale Bedeutung der Wirksamkeit Sanders' nach Gebühr hervorhebende Biographie, deren Verfasser Friedrich Düsel, ein Stadtgenosse des Jubilars, ist.

Daran schließen sich in alphabetischer Reihenfolge ein Viertelhundert Festgrüße älterer und jüngerer Freunde, deren erster von Karl Abel aus uralter Vergangenheit den pharaonischen Glückwunschtitel dem „Herrscher im Reich der Worte" sendet, während Ernst Ziel als letzter Spender in einem schwungvollen Sonette den „goldenen Lorbeer der Zukunft" verheißt. Wir heben vor Allem noch die dichterischen Gaben der hochbetagten — Sanders um fast oder um mehr als ein Jahrzehnt überragenden — Freunde hervor: Der Grieche Rangabé feiert ihn in deutschem Liede, unser Landsmann Dühr in einer griechischen, sinnig an Solon's und Goethe's Worte mahnenden Elegie.

Altersgenossen von Sanders sind dann sein Universitätsfreund Moritz Carrière, ferner Bodenstedt, Du Bois-Reymond und C. Villatte.

Zu Letzterem fügen wir die Namen der uns außer ihm, Dühr und Ziel noch bekannten geborenen Mecklenburger hinzu: G. v. Buchwald, Adolf Lasson, Friedrich Latendorf, Frau Anna Segert-Stein, deren dichterische Entwickelung Sanders selbst mit Rath und That gefördert hat.

F. L."

Hinzufügen will ich dem Vorstehenden noch, daß der greise Dühr mir brieflich mitgetheilt, es seien in seinem griechischen Gedicht versehentlich zwei Zeilen weggeblieben. „Tragen Sie also," schreibt er, „wie ich es in meinem Exemplar bereits gethan, nach dem vierten Distichon Folgendes nach:

ἢ μὲν ἐσσ' ἕτερος χαλκέντερος εἰς βαθύ γῆρας
ἀλλά Σὺ δὴ προέχεις καρτερίῃ Διδύμου.

Diese Bemerkung wird, denk' ich, vielleicht manchem Besitzer des Büchleins willkommen sein, dann aber möchte ich noch die im Obigen unerwähnt gebliebenen Namen derer, die sich mit Glückwünschen an der Festschrift betheiligt, hinzufügen: Karl Emil Franzos (Berlin); Dagobert von Gerhardt-Amyntor (Potsdam); Gustav Hauff (Beimbach bei Gerabronn); Hermann Heiberg (Berlin); Leopold Jacoby (Mailand); Otto von Leixner (Gr. Lichterfelde); Julius Lohmeyer (Charlottenburg); Julius Rodenberg (Berlin); Hermann Rollett (Baden bei Wien); Richard Schmidt-Cabanis (Berlin); von Stephan (Berlin); Julius Stettenheim (Berlin); Johannes Trojan (Berlin).

Setze ich nun noch hinzu, daß mir an dem Tage zahlreiche Festgrüße und Aufsätze über mich in in- und ausländischen Blättern und ferner etwa 400 Zuschriften durch die Post und durch den Draht zugingen, und daß aus den Schwesterstädten Alt- und Neustrelitz eine ununterbrochene Reihe Glückwünschender sich ablöste, so wird man leicht ermessen, ein wie so ganz verändertes Aussehen meine sonst so stille und ruhige Werkstatt an jenem Tage angenommen und in einer wie froh und freudig erregten und gehobenen Stimmung ich mich den ganzen Tag über befand. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, Allen, die mir meinen siebzigsten Geburtstag so verherrlicht und zu einem wahren Fest- und Freudentage gemacht, wo möglich, sofort meinen aufrichtigen, innigen und herzlichen Dank auszudrücken, und sah doch die vollständige Unmöglichkeit ein, ihn jedem Einzelnen auszusprechen, und ich fand nur den Ausweg, noch am Abende meines Geburtstages einen Gesammtdank niederzuschreiben und sofort an die drei in Alt- und Neustrelitz erscheinenden Zeitungen zu senden, worin schon am nächsten Tage ihn meine Mitbürger lesen konnten, und woraus er denn auch in manche andere Zeitungen übergegangen ist. Er lautete:

„Mit siebzig Jahren
Hast Du so Manches doch erfahren,
Was Jüngern kann als Richtschnur dienen.
Das Nützlichste verkünd' es ihnen,
Was dich gelehrt hat Jahr und Tag."

Vor Allem Eins: Das, was man heut zu thun vermag,
Soll man gleich heut' auch frisch besorgen
Und nicht verschieben bis auf morgen.

Dieser meiner Lehre getreu, schreibe ich gleich noch heute am Abend meines siebzigsten Geburtstages zur Vervielfältigung und zur Veröffentlichung für alle Die, welche mich durch Glückwünsche, Aufmerksamkeiten und Spenden so herzinnig erfreut und beglückt haben, diesen Gesammtdank nieder. Jedem Einzelnen insbesondere zu danken, ist unmöglich; aber ich bitte und wünsche, daß jeder Einzelne das hier Ausgesprochene als auch an ihn besonders gerichtet ansehen und annehmen möge.

Alle die mir zugegangenen guten Wünsche erwiedere ich mit den zwei kurzen, Alles in sich fassenden Worten:

Alles Gute!

und ich schließe mit der herzlichen Bitte, die mir heute in so reichem Maße bekundete freundliche und wohlwollende Gesinnung mir bis an mein Lebensende und darüber hinaus zu bewahren.

Altstrelitz, 12. November 1889.

Dankbarst ergeben
Daniel Sanders.

Den Schluß dieser Plauderei aber mögen einige Mittheilungen aus den etwa 400 um diese Zeit mir zugegangenen Zuschriften bilden, zunächst aus dem Auslande:

Amiens, 12. November.

Dem hochgeschätzten Herrn Professor Dr. Daniel Sanders ein herzlicher Festgruß von H. Daussy,

Premier Président à la Cour d'appel d'Amiens.

Eine Drahtbotschaft aus Serbien lautet:

„Ihnen, dem wackern, unermüdlichen Altmeister deutscher Sprachwissenschaft widmet ein donnerndes Hoch zum 70. Geburtstage Stephan Predić, Professor, Belgrad."

Eine Drahtung aus Petersburg hat, mit Weglassung einer mir nur verstümmelt zugegangenen Stelle in der Mitte, den Wortlaut:

„Des Altmeisters deutscher Sprachwissenschaft siebzigsten Geburtstag feiern heute im Geiste die Redacteure des ‚Herolds' mit, dankbar sich erinnernd, wie oft sie in Sanders' unsterblichen Werken Belehrung gesucht und gefunden. Möchte Ihnen, hochverehrter Herr Professor, der Lebensabend gleich dem Abendglühen . . . . . verlaufen, umgeben von der Liebe und Verehrung Ihrer Schüler, die wir Alle sind, so weit die herrliche deutsche Zunge klingt und singt. Innige Grüße, der Chef-Redacteur

Dr. Franz Gesellius.

Professor Dr. C. A. Buchheim aus London schrieb mir am 9. November in einem Briefe, der außer seinen Glückwünschen einige Ausschnitte aus englischen Blättern enthielt:

„Aus einer Nummer des Berliner Tageblattes erfuhr ich zufällig, daß Sie am 12. d. M. die schöne Feier begehen werden. Wäre ich von der Sache früher unterrichtet worden, so hätte ich versucht, Ihnen ein Beglückwünschungsschreiben von den bedeutendsten deutschen Lehrern in England zukommen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß meine sämmtlichen Collegen in Großbritannien, ebenso wie ich, von aufrichtiger Dankbarkeit durchdrungen sind für die großen Dienste, die Sie unserer Muttersprache geleistet u. s. w."

Einen höchst erfreulichen und schmeichelhaft anerkennenden Brief in altgriechischer Sprache erhielt ich von meinem hochberühmten Landsmann

Dr. Heinrich Schliemann, mit dem ich einst (long, long ago) gemeinsam das Gymnasium in Neustrelitz besucht, aus Troja, wo er neue Ausgrabungen in Gegenwart seines besonders dazu eingeladenen Gegners und Verkleinerers Boetticher vorbereitete.

Derartige Anerkennungen aus dem Auslande, in Verbindung mit entsprechenden aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, erfüllen mich nicht nur mit hoher Freude, sondern bestärken mich auch in dem festen Vorsatze, auf dem eingeschlagenen Wege und in der bisherigen Weise fortzuschaffen und fortzuwirken, so lange Gottes Gnade mir dazu Kraft und Rüstigkeit weiter gewährt.

Einen Brief aber aus einer rings von fremden Zungen umschlossenen deutschen Sprachinsel glaube ich — nicht aus persönlichen, sondern aus rein sachlichen Gründen — hier vollständig mittheilen zu sollen. Er lautet:

Hermannstadt, 9. November 1889.

Hochgeehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich, wenngleich ich nicht die Ehre habe, zu Ihren Bekannten zu zählen, mir die Freiheit nehme, mich mit diesem Schreiben an Sie zu wenden. Es ist nämlich bekanntlich in neuerer Zeit der schöne Brauch aufgekommen, in mehr oder weniger festlicher Weise den 70. Geburtstag bedeutender Männer zu feiern als ein Fest, an dem man freudigen Herzens den Zoll der Dankbarkeit Denjenigen darzubringen sich beeilt, die sich um ihr Volk oder gar um die Menschheit dauernde Verdienste erworben. Nun habe ich durch einen Zufall, dessen ich mich aufrichtig freue, erfahren, daß Sie, hochgeehrter Herr, in den allernächsten Tagen, schon am 12. d. M., Ihr 70. Lebensjahr vollenden, und da drängt es mich denn unwiderstehlich, Ihnen neben dem Ausdruck meiner tiefsten Verehrung für Sie aus freudebewegtem Herzen meine Glückwünsche für Ihr ferneres Wohlergehen darzubringen. Möchte Sie doch der himmlische Vater noch recht lange in guter Gesundheit am Leben erhalten, damit Sie auch noch fernerhin durch Ihr reiches Wissen Ihrem Volke wahre Wohlthaten zu erweisen in der Lage seien! Denn in der That, ich betrachte Das, was Sie gethan, als eine ganze Reihe von Wohlthaten, und zwar hauptsächlich darum, weil Sie in dem größten Theile Ihrer Werke Ihrem Volke ganz unschätzbare Behelfe gegeben haben zum richtigen Gebrauche eines seiner kostbarsten Güter, seiner Sprache. Ja, ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich derselben gefreut habe und mich erfreue, von dem Augenblicke an, wo ich als Berliner Student — in den Jahren 1871 bis 1873 — die erste Bekanntschaft mit Ihrem großen ‚Wörterbuch der deutschen Sprache‘, so wie mit dem ‚Kurzgefaßten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache‘, welch letzteres ich sammt dem ‚Orthographischen Wörterbuch‘ und der ‚Deutschen Sprachlehre‘ zu be-

sitzen so glücklich bin, gemacht habe, bis zu dem heutigen Tage, wo ich in meinem Beruf als Gymnasiallehrer unzählige Male in Ihren Werken, namentlich aber in Ihrem großen Wörterbuch Aufklärung und Sicherheit suche und finde in allen den Fällen, in denen ich schwanke und ungewiß bin, und wo ich, was zufällig gerade jetzt der Fall ist, die vorzügliche Verwendbarkeit Ihrer Sprachlehre sogar in einem Privatunterricht, den ich einem jungen Ungarn ertheile, zu erproben, reichliche Gelegenheit habe.

Daß ich, wie übrigens auch meine Collegen, so häufig zu Ihrem Wörterbuch greifen muß, hat seinen besonderen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen wir hier in Siebenbürgen leben. Rings von anderen Nationen — Ungarn uud Rumänen — umgeben, deren Sprache natürlich nicht ganz ohne Einfluß auf uns bleiben kann und außerdem in dem im übrigen dankenswerthen Besitz eines besonderen Dialektes, des sogenannten sächsischen, dessen Flexion und Construction nicht selten von der der neuhochdeutschen Schriftsprache abweichen, sind wir begreiflicher Weise häufiger als andere Stammesbrüder einer gewissen Unsicherheit betreffs des richtigen Sprachgebrauches ausgesetzt und freuen uns dann natürlich um so mehr dessen, daß wir so glücklich sind, in einem so anerkannt zuverlässigen und uns so vertraut gewordenen Werke über jeden uns beunruhigenden Zweifel so sicheren Aufschluß zu erhalten. All dies hat mich mehr und mehr zu Ihrem begeisterten Verehrer gemacht und mich jetzt, auf die Gefahr hin, Ihnen mit diesem Brief zur Last zu sein, unwiderstehlich dazu angetrieben, an Sie zu schreiben, um Ihnen in aller Bescheidenheit zu sagen, daß ich auch einer von den gewiß Unzähligen bin, die sich Ihnen zu heißem Danke verpflichtet fühlen, und um Ihnen aus Anlaß Ihres 70. Geburtstages den zu erleben, Ihnen die göttliche Vorsehung gegeben hat, aus dankbarstem Herzen meine innigsten Glückwünsche darzubringen, was ich hier zum Schlusse nochmals thue, indem ich hochachtungsvoll verbleibe

Ihr in aufrichtiger Dankbarkeit

Ihnen ergebener Franz Arz."

Und nun wende ich mich zu dem eigentlichen Deutschland, woher mir begreiflicherweise die meisten Zuschriften zugegangen sind und darunter viele von Männern klangvollen Namens. Aber gerade die Menge und die Schwierigkeit der Auswahl bestimmt mich, auf Mittheilungen daraus zu verzichten. Nur mit einem Gedicht in meiner heimischen Mundart (dem Mecklenburg-Strelitzer Plattdeutsch) möchte ich eine Ausnahme machen und dann einem Bericht über einen eigenartigen Glückwunschstrauß in Briefen kleiner Schulknaben aus Schweinfurt zu guter Letzt noch einige weitere Mittheilungen folgen lassen, von denen ich annehmen zu dürfen

glaube, daß sie — ebenso wie sie es bei mir gethan — den geneigten Lesern ein Lächeln oder Lachen abgewinnen werden.

Dem plattdeutschen Gedichte muß ich eine kurze Bemerkung über den Briefschreiber vorangehen lassen. Meine „Plaudereien aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" habe ich meinem lieben Erbfreunde Dr. Eduard Mayer in Halle a. S. gewidmet unter Hinzufügung der griechischen Verse aus Homers Ilias 6. 260 ff, welche verdeutscht lauten:

Daß auch die Andern
Schaun, daß wir Freunde zu sein aus Väterszeiten uns rühmen.

Dies bezieht sich darauf, daß mein und sein Vater Herzensfreunde gewesen, die ihre Freundschaft auch auf ihre Kinder vererbt haben. Von den Kindern des Apothekers Friedrich Mayer in Friedland aber lebt außer dem Sanitätsrath Eduard Mayer in Halle nur noch sein Bruder, der Stadtrath Wilhelm Mayer in Stettin, und eben dieser ist der Verfasser des plattdeutschen Gedichtes, welches die hochdeutsche Ueberschrift hat: „Meinem verehrten lieben Freund, dem Herrn Professor Dr. Daniel Sanders in Altstrelitz (Mecklenburg) zu seinem 70. Geburtstage am 12. Nov. 1889", im Uebrigen aber lautet:

„Dat will wat seggen: — söbentig Johr!
Unn denn — noch Kopp un Ogen kloar!
Man Wenig kriegen dat torecht,
Dat hett all längst de Schrift uns seggt.

Ik meen, wer enen Handwerksmeister kennen deht,
De flitig Dag för Dag in sine Werkstäd steht,
Doa seggt en jere: De is brav unn good
Unn wer emm süht, de treckt den Hoot.

Nu seh sik Ener, wen he't kann,
Ok moal en anne Werkstäd an,
So recht gemüthlich ingericht,
Dat Ener woll Verlangen kricht,
Se sik ok eenmal antosehn.

Doa hür ich denn: Na ja! Dat kann geschehn!
Von groot unn lütte Böker 'n ganzet Regiment,
Weck sind in Papp un weck in Pergament,
Un jeden Dag, den Gott uns gift,
Von't Morgens früh bett Oabends spät,
Ok Sommers, wenn datt noch so heet
Un Keener an die Arbeit geht,
Doa sitt de Doktor unn he schrifft,
Um datt de Welt ward immer klöker,
De groten unn de lütten Böker.

Unn von datt ganze Regiment
In Papp unn ok in Pergament
Ward he se noah de Reih citiren
Unn se von Ur to Enn' studiren.

Unn jeret Wurd möt emm pariren.
Unn denn? Denn lett he's in den Kasten rin marschiren
Doa liggen se nu woll väle Joaren,
Bett datt se werrer ropen waren
Unn mustert warren's von alle Sieden,
Ob se dat sülbig bläben sünd to allen Tieden
Unn hebben se dat Examen denn bestoahn,
Denn können se unner Dak unn Fak in alle Welt 'rin goahn.

Hett Euer nu ne Oahnung woll von sonnen isern Fliet,
Womit he all datt farig kricht in korte Tied
Unn, wir's emm noch so kort bemeten,
Sien olle Frünn' hett he doabi doch nich vergeten,
Poar fründlich Würd' hebens immer kregn;
Datt is en Arwdeel von den Vatter unn sein Segn.

Unn wenn nu hüt de Jubiloar
Torüch denkt an de söbentig Joar,
Denn dankt he ganz gewiß för alle Goaben
Den lewen Gott, de sichtlich emm in Schutz hett noahmen
Unn wenn denn all die Glückwünsch koamen
Ut seine Noawerschaft unn ok von wieden,
Denn sünd se ok doabi, de Frünn' ut ollen Tiden.

Stettin im November 1889. W. Mayer."

Der erwähnte Glückwunschstrauß kleiner Schüler aus Schweinfurt enthielt in einem Umschlage 39 Briefe von sämmtlichen Schülern des II. Cursus der Kgl. Realschule, die, wie die Aehnlichkeit des Inhaltes verrieth, offenbar einer gemeinsamen Besprechung in der Klasse ihren Ursprung verdankten. Die Knaben beriefen sich darauf, daß die zweite Stufe meines Lehrbuches der deutschen Sprache von ihnen benutzt werde und daß sie von ihrem Lehrer Mancherlei über die Verdienste des Verfassers um die Muttersprache erfahren, auch von seinem siebzigsten Geburtstage Kunde erhalten hätten. Ihr Glückwunsch komme verspätet, weil sie den Erwachsenen und Würdigeren den Vortritt gelassen. Die kindlich naiven Schreiben bereiteten mir eine wahre Freude.

Und nun die Zuschrifien, die ich nicht ohne Lächeln oder Lachen habe lesen können.

Ein Telegramm aus Berlin von 4 Worten (am 12. 11. 89 um 9 Uhr 55 Min. Vormittags) enthielt eben nichts weiter als die 4 Worte: „Doctor Daniel Sanders Strelitz M." und die von dem Drahtungsamt hinzugefügte Bemerkung „ohne Text eingegangen."

Aehnlich erhielt ich mit dem Poststempel: Penzlin 12.11. 89. 5 bis 6 N." und mit der Aufschrift (von einer mir unbekannten Hand): „Herr Professor Dr. Sanders Strelitz i. M., frei" einen Brief, der nur eine schöne Karte in Golddruck mit den Worten: „Herzlichen Glückwunsch zum 70. Geburtstag" enthielt.

Der Absender hat sich zu nennen vergessen. Vielleicht erfahre ich durch diese Veröffentlichung nachträglich das in dem Penzliner Briefe und in der Berliner Drahtmeldung versehentlich Fortgebliebene, was mich sehr erfreuen würde.

Herzlich gelacht aber habe ich über einen Brief mit dem Poststempel: „Frankfurt (Main) 25/11. 89. 8—9 N." und der Aufschrift „Joseph Baer und Co. in Frankfurt a. M. An die p. t. Erben des sel. Herrn Dr. Daniel Sanders Neustrelitz, Mecklenburg", — worin die genannten Buchhändler und Antiquare sich die ergebene Anfrage erlauben, ob die in der Aufschrift Genannten „die von dem seligen Herrn Dr. Daniel Sanders hinterlassene Bibliothek zu veräußern gedenken, und sich den Katalog erbitten. Die Meinigen und einige Freunde und Bekannte, die den Brief zu Gesicht bekommen haben, wollten oder konnten ihn nicht so scherzhaft auffassen wie ich; aber ich jedenfalls habe mich gefreut, diesen Brief an meine Erben noch selbst lesen zu können und möchte die nach meinen Büchern lüsternen Herren Joseph Baer und Co. — falls ihnen dieser Aufsatz zu Gesicht kommt — ersuchen, sich mit ihrer Anfrage so lange zu gedulden, bis ich wirklich werde gestorben sein. Freilich gedenke ich mich damit keinesfalls zu übereilen und hoffe so, namentlich auch noch Zeit zu gewinnen, um diese „Plaudereien" in der ursprünglich geplanten Weise zu Ende zu führen, während ich die vorliegende zwischengeschobene noch unter dem frischen Eindruck sofort niederzuschreiben vorgezogen habe.

Altstrelitz im December 1889.

Pierre Loti.

Von

Ferdinand Grosz.

— Wien. —

Es muß Einer nicht eben ein tiefer, epochemachender Denker oder Schöpfer sein, um auf dem Gebiete des Schriftthums als lebendiges Wahrzeichen des Volkes gelten zu dürfen, dem er angehört. Die leichteren Geister vertreten Land und Nation oft in bezeichnenderer Art als die vereinzelten Riesen, die ohnehin mehr dem Universum als einem bloßen Segmente des weiten Erdkreises zu eigen sind. Die Klassiker fallen der ganzen Menschheit zu, sie haben mit aller Kraft die Spur der Erde, aus der sie stammen, von sich geschüttelt — abgesehen von manchen Ausnahmen, wie z. B. Victor Hugo, der bis an den Hals im Franzosenthum befangen blieb. Das bedeutende Talent wird uns in der Regel wichtiger sein als das himmelaufragende Genie, wenn wir aus literarischen Hervorbringungen Rückschlüsse ziehen wollen auf die Wesenheit eines Volkes. Der Culturgeschichtschreiber Oesterreichs aus dem neunzehnten Jahrhundert wird, gern oder ungern, von Eduard Bauernfeld sprechen müssen, und Bauernfeld für einen Klassiker zu halten, kann doch gewiß keinem vernünftig Urtheilenden in den Sinn kommen.

Der Schriftsteller, auf den wir mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums lenken möchten, ist kein Genius, von dem eine Epoche oder eine Schule den Namen entlehnen wird, aber trotzdem kennt die zeitgenössische französische Literatur unvollkommen, wer sich nicht die Hauptzüge von Pierre Loti's eigenartiger Physiognomie einprägt. Dieser feine Charakterkopf vertritt eine bestimmte Nuance in der schriftstellerischen Begabung der Franzosen. Er darf Anspruch auf Beachtung übrigens auch

deßhalb erheben, weil er sich nicht blind mitreißen läßt von einer Tagesströmung. Ist es nothwendig, daß wir eine regierende Richtung an ihren hervortretendsten Repräsentanten ergründen, so haben wir — die wir das moderne Schriftthum kritisch und analytisch verfolgen — auch die fesselnde Aufgabe, uns mit jenen zu befassen, welche sich nicht an die ausgegebene Parole halten, aber auch nicht bramarbasirend gegen diese sich wenden, sondern als echte Künstler freudig in der Werkstätte arbeiten, sich selbst nicht rühmen und nicht vertheidigen, mit den Anderen nicht polemisiren, zufrieden damit, dem, was in ihnen lebt und zu Tage will, Form zu leihen.

In acht erzählenden Büchern hat Pierre Loti bisher sein Naturell geoffenbart. Jung an Jahren und schaffenslustig, wird er noch oft mit seinen Gaben vor uns hintreten; neue Eigenschaften wird er kaum mehr entfalten, seine Weise steht fest, man darf versuchen, ein abgeschlossenes Bildniß von ihm zu skizziren. Pierre Loti ist Schiffslieutenant; er heißt Julian Viaud — „Pierre Loti" lautet, wenn man den Wortscherz erlauben will, der nom de guerre dieses Offiziers. Das Talent bekam er von der Natur mit; die Direction hat dieses von Viaud's Berufe empfangen, oder vielleicht — wer vermöchte dem Labyrinth menschlicher Entwickelungsphasen nachzugehen! — mußte Viaud diesen Beruf wählen, weil sein besonderes Ingenium desselben bedurfte, um hervorzubrechen. Pierre Loti brauchte das Meer, und deshalb ließ Viaud sich in die Marine einreihen. Pierre Loti beschäftigt sich mit dem Meere, aber nicht wie etwa Jean Richepin, der sich bemüht, den Tanz der Wellen in Verse zu fassen, sondern um alles Leben und Treiben zu schildern, wie es sich auf hoher See entwickelt; läßt seine Muse sich auf festem Lande nieder, so holt sie sich doch überseeische Stoffe, wandert sie nach Ländern, die nur zu Schiffe zu erreichen sind: heute nach Japan, morgen nach Senegambien. In einer Gegend, in die man mittelst einfacher Eisenbahnfahrt gelangen kann, würde sie sich nicht wohl fühlen, sie nimmt denn auch nie ihren Weg dahin. Die Lust an der Reise in's Ferne ist keine französische Charaktereigenschaft. Der Franzose in Pierre Loti macht sich geltend in der Gabe, delicat und dabei wirksam zu zeichnen, und, wo es noththut, die Zeichnung lebhaft zu illustriren. Wie sicher ist der Stift, den er führt! Wie beredt sind die Contouren, die er zieht! Und greift er zum Pinsel, so wirbelt er, um den Orient zu verdolmetschen, nicht etwa alle Farben der Palette durcheinander, sondern in einem duftigen Aquarell giebt er die ganze Stimmung wieder, die er mit dem Auge und mit der Seele geschaut hat. Ein paar Linien, ein paar Striche, ein paar aufgesetzte „Lichter", und wir sehen die Straßen von Nangasaki oder die Ufer des Senegal. Mit einfachsten Mitteln erzielt er starke Wirkung; besseres Lob läßt sich einem Schriftsteller, der Maler und Zeichner ist, nicht nachsagen.

Will man frischweg fortfahren in Lob und Preis, so mag man auch gleich

hervorheben, daß ein wichtiger Reiz von Loti's Schriften in der Naivetät liegt, mit welcher er Menschen und Dinge erfaßt; man merkt namentlich seinen ersten Büchern an, daß er die Feder gehandhabt, um sich die Langeweile des Schiffs- und Hafenlebens zu vertreiben, daß er sich zerstreuen wollte, ohne im Anfange an einen Leser zu denken. Seither ist er Schriftsteller von Beruf geworden, aber selbst seinen neuesten Büchern haftet jener Parfum der Ursprünglichkeit und Unabsichtlichkeit an, welcher ihm im Beginn so rasch Verehrer und Freunde verschafft hat. Er beschreibt, was er gesehen, erzählt, was er erlebt hat; er ist der Held seiner Erzählungen, und führt er ausnahmsweise einen anderen Helden vor, so schlüpft er ganz und gar in dessen Haut. Er ist einer der persönlichsten Schriftsteller; darum haben seine Bücher nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes, ja sie schlagen manchmal in's abrupt Notizenhafte aus, sie gehen im leichten Hausgewande einher, als sei das Salonkleid ihnen ein lästiger Zwang. Loti haßt den Schreibtisch; auf Deck, im Freien verzeichnet er Situationen und Geschehnisse, die letzteren in geringerer Anzahl, denn seine Erzählungen zeigen wenig Fabel, sie bieten ein bischen Handlung als Rahmen, meist die Variation desselben Themas: der ruhelose Wanderer knüpft in exotischer Fremde Herzensbeziehungen an, die ihn für den Augenblick gefangen nehmen, deren Ende aber eintritt, sobald das Schiff weiterdampft; er hat während des Aufenthalts ein Mädchen in der Hafenstadt „beinahe" geliebt, seine „blasirte Seele", stets auf der Suche nach etwas originell Neuem hat der Holden „fast" angehört, es erfolgt der unvermeidliche Abschied, der Roman klingt in ein sentimentales Bedauern aus, aber der Dienst ruft, die rauhe Pflicht mahnt ihren Sklaven zur Rückkehr, und die weibliche Gestalt verschwindet nach und nach in den Nebeln der Erinnerung. Ein anderes Meer, ein anderes Mädchen . . . Aehnlich geht es in der Mehrzahl von Loti's Büchern her, und dadurch entsteht unleugbar eine gewisse Monotonie. Auch das Meer, auf dem Loti sich so heimisch fühlt, ist monoton, und doch immer wieder neu, voll packender Abwechslung in der Einförmigkeit . . . Loti, so oft sich eine und dieselbe Grundform der Geschichte bei ihm wiederholt, fesselt uns stets durch die entzückenden, wie minutiöse Porzellanmalerei ausgeführten Culturbildchen, durch seine Momentaufnahmen aus der Völkerkunde, durch den Erdgeruch, den seine Schilderungen tragen, ob sie von der Insel Haïti oder aus den Bocche di Cattaro stammen. Unermüdlich sucht er das Malerische, das seinem Auge noch nicht bekannt ist. Er haßt das Gleichmacherische in der Civilisation, er kennt nichts Schrecklicheres, als das Bestreben, alle Racen über einen Leisten zu schlagen. „Eine Zeit wird kommen," sagt er, „wo es fürchterlich langweilig sein wird, auf Erden zu leben, eine Zeit, in welcher man der Welt von einem Ende zum anderen das nämliche Aussehen gegeben haben und selbst der Versuch, durch Reisen sich ein wenig zu zerstreuen, vergeblich sein wird."

Das literarische Gepäck Lotis ist bald aufgezählt: „Fleurs d'ennui“ „Mon frère Yves“, „Propos d'exil“, „Aziyadé“, „Le roman d'un spahi“, „Madame Chrysanthème“, „Japoneries d'automme“ und „Pêcheurs d'Islande.“ In den „Fleurs d'ennui“, wirklichen, im Schiffsdienste entstandenen Blüthen der Langeweile, reflectirt Loti mehr als in irgend einem seiner Bücher über sich selbst. Sein internationales Liebesleben umschlingt er mit einigen Arabesken: „Was wollte ich von den Mädchen, die ich geliebt, von diesen Töchtern der verschiedensten Weltgegenden — armen Wilden manchmal — Mädchen, die ich auf der Straße aufgelesen, blos weil sie schön waren? Was wollte ich von ihnen Allen? Sie meinen: nur ihr gefälliges Aeußere? Nein, nicht nur dieses, denn ich liebte sie manchmal so, daß ich mit ihnen hätte sterben, ihnen einen Gottesglauben einflößen und sie — für immer an mich gebunden — in ein anderes Leben hinüberführen mögen. Wenn ich nach rückwärts schaue und diejenigen, die ich geliebt, in meinem Gedächtnisse finde, bin ich darüber beschämt, daß ich sie je vergessen konnte, vergessen sie selbst und den angebeteten Glanz ihrer Augen, vergessen den Zauber des Landes, das mir um ihretwillen theuer gewesen, vergessen unsere Träume von Ewigkeit und unsere Schwüre; ich bin beschämt, erkenne die menschliche Nichtigkeit und sehe ein, welch ein elendes Geschöpf ich bin, unfähig, jenes Etwas zu finden und zu umfassen, nach dem ich dürste — unfähig, mich dem Unerkennbaren zu nahen — nicht gemacht für das Ewige . . .“ Er sieht ein, daß er kein Romancier im landläufigen Sinne ist, daß er von einer literarischen Gattung zur anderen überspringt. Seinem excentrischen Freunde Plumkett, einem englischen Seeoffizier, legt er die als Karrikatur gehaltene Anrede in den Mund: „Ich erkläre mich außer Stande, Sie in irgend einen Rang von Schriftstellern einzureihen; Sie sind ganz Sie, Niemand wird Ihnen je einen Namen geben können, man wird immer fehlgehen mit dem Versuche, Ihnen eine vorhandene Classification zu versetzen, so lange nicht Irrenärzte, Paläontologen oder Thierärzte — gewöhnt, im Gewoge der Südsee kranke Walfische zu pflegen — literarische Kritik treiben. Sehen Sie die weiße Amsel. Man sagt ihr, sie sei eine Elster oder ein Häher oder eine Ringeltaube. Keine Spur — sie ist ein Thier für sich. So sind auch Sie, mein lieber Loti, einzig in Ihrer Art; Sie gehören keiner bekannten Vogelgattung an.“ Das würde wie Selbstüberhebung klingen, wenn es nicht Selbstironie wäre; über Loti's Erfolge ist Niemand verwunderter als er selbst, und er thut sich wahrlich nichts darauf zugute, daß er nicht im Stande ist, im Geleise des Romans oder der Novelle zu bleiben, und daß er zwischen allen erdenklichen Genres hin- und her irrlichtert.

Loti verleugnet nie den Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist, dem ein fremder Welttheil rasch zur momentanen Heimat werden muß, und der sich in der wirklichen Heimat kaum noch zu Hause fühlt. Der

Seemann spricht aus ihm, wo er das Matrosenleben darstellt, wo er zeigt, welch guter Kern in den Seeleuten, in diesen großen Jungen steckt. Mit der Landarmee befaßt er sich nur in dem „Roman d'un spahi"; über's Wasser geht der Weg aber auch diesmal, nach Senegambien und anderen französischen Colonien in Afrika. Loti wird warm, wenn er von den Kameraden berichtet; da führt der Soldat ihm die Feder. Wir werden unwillkürlich von Rührung ergriffen, wenn wir lesen, wie der Soldat und der Matrose in der Ferne eine Schachtel mit sich führt mit Briefen, Erinnerungen an das Vaterland, allerlei Kram als Andenken, und wie er diese Schachtel hütet gleich einem Fetisch. . . . In jedem Matrosen steckt etwas von einem Kinde, das sich an Spielzeug freut. Der Wächter in seinem Mastkorbe hat ein Kunterbunt von Sachen hoch oben in seiner Einsamkeit: „Ein Spiel Karten, Zwirn und Nähnadel, um sich etwas zu repariren, gestohlene Bananen, Salat, den er Nachts dem Vorrathe des Kommandanten entnommen hat, Alles, was er Frisches und Grünes auf nächtlichen Streifzügen erwischen konnte. (Die Matrosen sind auf solche seltene Sachen lüstern, welche das durch das Salz angegriffene Zahnfleisch heilen sollen.) Ferner hat er seinen Papagei, der, an einem Fuße gefesselt, im Sonnenglast mit den Augen zwinkert. Der ‚Papagei' ist in Wirklichkeit eine Eule mit einem Schädel so groß wie der einer Pampakatze; ein Sturm hat sie eines Tages an Bord geweht." . . . Zu gewissen Stunden, an gewissen Tagen wird den Seeleuten gestattet, ihre Reisetaschen zu öffnen — „aller aux sacs" heißt der Vorgang in der Matrosensprache. „Dann," so berichtet Loti vom „Primanguet", auf welchem Yves eingeschifft war, „breiteten sie ihre kleinen Besitzthümer aus, welche mit einer komischen Sorgfalt verpackt waren, und mit einem Male glich das ganze Deck des ‚Primanguet' einem Bazar. Sie öffneten ihre Nähbüchsen, holten kunstvoll geschnittene Stückchen Stoff hervor, um damit ihre durch die fortwährende Muskelbewegung abgenützten Kleider auszubessern; einzelne Matrosen blieben nackt, um ihre Hemden zu flicken; andere bügelten ihre Kragen auf absonderliche Weise, indem sie lange Zeit darauf sitzen blieben; andere entnahmen ihrer Schreibmappe armselige vergilbte Blätter, Briefe mit Poststempeln aus den verlorensten Winkeln der Bretagne oder dem Baskenlande, und sie machten sich an's Lesen — es waren Briefe von Müttern, Schwestern, Bräuten, die weit, weit weg in den Dörfern hausten. Plötzlich, auf einen schrillen Pfiff hin, welcher bedeutete: ‚Reisetasche weglegen!' verschwand das Alles wie durch Zauber, zusammengelegt, zusammengepreßt, hinabgelassen in den untersten Schiffsraum, in die nummerirten Fächer, welche von den bösen Sergeanten in nummerirten Behältern hinter eisernen Ketten verschlossen wurden. Wer diese Leute so betrachtete, der mochte sich, wenn er sie nicht besser kannte, durch ihre kluge, geduldige Haltung täuschen lassen; wie sie da in die Beschäftigungen kleiner Mädchen versenkt waren, in das Auspacken von

Spielerei — wer konnte sich vorstellen, wessen diese jungen Männer fähig waren, wenn sie feste Erde betraten! Nur eine einzige Stunde unvermeidlicher Melancholie gab es an Bord: wenn das Abendgebet gesprochen wurde, wenn die Bretagner damit zu Ende waren, sich zu bekreuzigen, und die Sonne untergegangen war — in diesem Augenblicke dachten Viele von ihnen sicherlich an daheim." . . . Aus Loti's Büchern werden wir mit der Matrosenexistenz vertraut; wir gewinnen sie lieb, diese armen Kerle, die Jahrzehnte auf den Fluthen dahintreiben und dabei im Stillen den Traum hegen, im Alter im eigenen Häuschen die letzten Tage ruhig zu verdämmern.

Wie tragisch die Tücke des Meeres sich mit dem Menschendasein verflicht, das hat Loti in seinen „Pêcheurs d' Islande" dargethan. Als abgerundetes Kunstwerk steht dieser Roman — es ist beinahe thatsächlich ein solcher! — unter Lotis Productionen obenan. Hier schwingt Loti sich zu einer Höhe auf, welche seinen übrigen Schriften fehlt und ihnen übrigens schlecht zu Gesicht stünde. Carmen Sylva, Rumäniens edle Königin, hat die „Pêcheurs d'Islande" in's Deutsche übersetzt. Die gekrönte Dichterin hat Recht mit der vorwortlichen Aeußerung: „Wenn es mir gelungen sein sollte, Anderer Herzen durch dieses kleine Epos zu erquicken, wie es in seiner biblischen Größe und erschütternden Wahrhaftigkeit das meine erhoben hat, wenn in einigen Deutschen das rohe Wort: „Erbfeind" durch das schöne Wort: „Vaterland" verdrängt sein wird, so war meine Arbeit leicht und reine Freude" . . . Die Islandfischer, von denen man vor Lotis Buch in weiteren Kreisen nichts oder wenig wußte, sind ein Theil der Küstenbewohnerschaft der Bretagne, Leute, die seit Generationen dem Fischfange im hohen Norden obliegen. Von Vater auf Sohn, wie innerhalb einer Kaste, vererbt sich das gefährliche Geschäft — gefährlich, weil das gegen Island hinbrausende Meer voll Tücke ist und Jahr für Jahr eine erhebliche Anzahl von Opfern aus der Reihe der bretagnischen Fischer verschlingt. Die Island-Fischer kennen aus Tradition und aus eigener Erfahrung die traurigen Seiten ihres harten Berufes, aber da oben im Norden gestaltet der Fischfang sich ergiebiger als sonst irgendwo, und deshalb lassen sie sich nicht abschrecken und ziehen als stille Helden hinaus auf die drohende Fluth. Den Winter verbringen sie daheim; Mann, Weib und Kinder, Alle sind damit beschäftigt, Vorbereitungen zu treffen für die Fahrt; die Gewänder werden angefertigt oder ausgebessert, die Schiffe in Stand gesetzt. Sobald die Frühlingssonne lächelt, schlägt die Stunde der Trennung; erst Ende August kehren die Island-Fischer zurück, wenn sie — überhaupt zurückkehren, wenn nicht die Tiefe sie sammt ihren Fahrzeugen verschlingt. Den Sommer daheim kennen sie als Kindheits-Reminiscenz. Für ihre Familienangelegenheiten haben sie nur einen Theil des Jahres übrig, auf diesen verschieben sie Kindstaufen, Verlobungen, Eheschließungen — Alles, was sie individuell be-

trifft, wogegen sie im Uebrigen nur Island-Fischer sind und sonst nichts. Ehe sie in See gehen, nehmen sie an einem feierlichen Gottesdienste theil; sie wissen, daß sie vielleicht keinen anderen mehr mitmachen werden, daß es für sie nunmehr einen Kampf auf Leben und Tod gilt. Während sie in weiter, weiter Ferne weilen, pochen zu Hause die Herzen der Mütter und Frauen, der Töchter, Schwestern und Bräute in banger Sorge — Niemand ist da, sie zu trösten als Greise, Kinder nnd Kranke. Wie ein Damoklesschwert schwebt über den Verlassenen die Aussicht, daß täglich, stündlich ein Häuflein Island-Fischer, deren Platz am häuslichen Herde leer, plötzlich in der ewig schweigenden Tiefe ein Grab findet. Wer noch heute einen Vater, einen Gatten besitzt, ist morgen verwittwet, verwaist. . . . In den Rahmen der tief ergreifenden Schilderung dieser Zustände spannt Loti eine Liebesgeschichte voll rührender Einzelnheiten. Die Hauptgestalten, Yann Goas und Gaud (bretagnisch für „Marguérite") Méval werden Mann und Weib. Nach vielerlei Wirrnissen und Verwickelungen sind sie einander angetraut worden; es bleiben ihnen sechs Tage Zeit, ihr junges Glück zu genießen — Yann muß dann wieder als Island-Fischer scheiden. Während des Hochzeitsmahles tönt ein wildes Brausen bis zu den Festgästen. „Das Meer ist unzufrieden, weil ich ihm Heirathsversprechungen gemacht," sagt Yann lächelnd; er spielt darauf an, daß er ehedem behauptet, er heirathe niemand Anderen als das Meer — la mer. Und das mahnende Gespenst heult auch in die Brautnacht der Beiden hinein: „Um sie her, zu ihrem ersten Beilager, spielte dasselbe unsichtbare Orchester noch immer: Hu! Hu! Der Sturm kam zuweilen mit seinem ganzen hohlen Brausen, mit bebender Wuth; zuweilen wiederholte er seine Drohung leise in's Ohr, wie in raffinirter Bosheit mit dünnen, gezogenen Tönen, mit der schrill flötenden Stimme der Käuzchen. Das große Grab der Seeleute war da ganz nahe, sich regend, verschlingend, mit den gleichen dumpfen Schlägen die Klippen stürmend. In der einen oder anderen Nacht würde man da draußen sein müssen, sich wehren inmitten der schwarzen, riesigen Dinge" . . . Yann findet das Ende der meisten Island-Fischer: „In einer Augustnacht dort auf dem hohen Meere des düsteren Island, mitten unter einem gewaltigen, wüthenden Getöse hatte er mit der See Hochzeit gefeiert — mit der See, die einst seine Nährmutter gewesen; sie hatte ihn gewiegt; sie hatte ihn zum Jüngling gemacht und ihm die Kraft und Größe gegeben — und dann hatte sie ihn in seiner herrlichsten Mannheit zurückgefordert, für sich allein. Ein tiefes Geheimniß umhüllte die so ungeheuerliche Hochzeit. Die ganze Zeit hatten düstere Schleier darüber hingeweht, wandelnde, sturmgepeinigte Gewebe, ausgespannt, um das Fest zu verbergen, und die Braut ließ ihre Stimme dröhnen in schauerlichster Gewalt, um jeden Schrei zu übertönen. — Er, im Gedanken an Gaud, sein Weib aus Fleisch und Blut, hatte sich in einem Riesenkampfe gegen die Grabesbraut gewehrt. Bis zu dem Augen-

blick, wo er sich ihr überließ, mit offenen Armen sie empfangend, mit einem einzigen tiefen Schrei, wie ein röchelnder Stier, den Mund schon mit Wasser gefüllt, mit weit ausgebreiteten, für ewig erstarrten Armen . . ." Das Erscheinen dieses Buches von Loti rief eine mächtige Bewegung hervor. Unabsehbare Sympathieen wendeten sich den armen Küstenbewohnern zu, und als Loti Geldsammlungen für die Wittwen und Waisen der Island-Fischer einleitete, flossen erstaunlich große Summen zusammen. Dieses Resultat mußte den Autor überzeugen, wie eindringlich er die Sache seiner Schützlinge geführt hatte. Sein Roman erwies sich als ein Meisterstück an Beredsamkeit. Klopft Loti an die Pforten der Académie française, so werden es die „Island-Fischer" sein, welche mit Erfolg Stimmen für ihn heischen werden.

Aber in diesem Buche, das schon heute dem „eisernen Bestande" der französischen Literatur beizuzählen ist, hatte Loti nur einen Theil seines Talentes gezeigt. Man erkennt ihn kaum wieder, wenn man ihn hierauf als Verfasser von „Le mariage de Loti" oder der japanischen Kleinmalereien betrachtet. Alles Feierliche, alles Getragene in Ton und Haltung hat er abgethan, an die Stelle der Kraft ist die Grazie getreten, mit leichter Hand wirft er Landschaften und Porträts auf die Leinwand. In „Le mariage de Loti" führt er uns auf die Insel Haïti, wo er mit der fünfzehnjährigen Rarahü, einer lieblichen Blüthe des Maori-Stammes eine „Ehe auf Zeit" eingeht — eine Episode, die sich ihm später in Asien wiederholt, wenn er in Nangasaki „Fräulein Goldblume" mit Kündigungsfrist zur Frau nimmt. Das entnervende Idyll, welches im polynesischen Leben liegt, findet in Loti einen Darsteller, der auf dem Umwege über liebenswürdige Tändelei und spielerische Schalkhaftigkeit ein merkwürdiges Kapitel Ethnographie vor uns hinbreitet. Hinter dem kündbaren Bunde Lotis mit Rarahü steckt etwas, das wir anfangs nur ahnen, nach und nach aber klar begreifen: das Aufeinanderplatzen zweier Civilisationen; in der süßen Rarahü, in diesem buntschillernden Vögelchen, lebt die Vertreterin einer untergehenden Race, und sie wird als solche noch deutlicher durch die Scenerie, in der sie geboren wurde, durch die „Atmosphäre Oceaniens, in welcher" — nach Loti — „die Arbeit eine unbekannte Sache ist". Hie und da läßt Loti ein paar Worte einfließen, aus denen wir erfahren, wie ernst es ihm damit ist, im Gewande der leichtbeschwingten, manchmal frivol angehauchten Historiette, unter der Flagge dieser Geschichten, in denen mehr von „amourette" als von „amour" die Rede ist, weitgreifenden Absichten zu entsprechen. Mitten in der nicht im Salon, sondern im Walde, unter dem Himmelszelte, inmitten einer üppigsten Vegetation sich abspielenden „flirtation" mit Rarahü zieht er Schlußfolgerungen aus den Thatsachen, die er beobachtet: „O geheimnißvolles Schicksal dieser polynesischen Völkerschaften, welche vergessene Reste ursprünglicher Racen scheinen! In Unbeweglichkeit und Betrachtung leben sie, verlöschen sanft bei der Berührung mit civilisirten Racen, und ein

kommendes Jahrhundert wird sie wahrscheinlich zu den Verschwundenen zählen" . . . Wie gesagt, auch in Nangasaki geht Loti eine Heirath auf Zeit ein. In dieser Einrichtung lernen wir eines der wunderlichsten Momente in den Sitten Japans kennen. Loti muß mit „Fräulein Goldblume" einen schriftlichen Heirathsvertrag vor der Behörde schließen; er hat der „Gattin", so lange er sie nicht entläßt, zwanzig Piaster per Monat zu bezahlen. Als „Ehemann" führt Loti sorgsam ein Tagebuch. Dieses giebt uns von japanesischer Anschauungsweise mehr Begriffe, als langathmige Abhandlungen es vermöchten. Die Kunst des Dichters — ob nun des Dichters in Vers oder Prosa — besteht darin, daß er in dem Einzelschicksale das Allgemeine zu spiegeln versteht. Wir sehen Japan in's Auge, während wir „Goldblume" in ihrem Thun und Lassen verfolgen; Japans innerste, capriciöse Eigenart drängt sich unserer Erkenntniß auf, wenn Loti fortwährend von dem Gegenstande, den er behandelt, unberechenbar abschweift, den nationalen Malern ähnlich, welche mitten in den Himmel eine Thee trinkende Dame oder einen sich Kühlung zufächelnden Bonzen hineinpracticiren . . . Frau Goldblume, „Madame Chrysanthème", hat keinerlei Beschäftigung; sie existirt als Bibelot, als eine Nippe-Sache, sie hat, wie Alles in Japan, den Charakter des Kleinen, Marionettenhaften, und oft fragt Loti sich, ob das Figürchen eine Seele besitze. Es scheint, daß diese Seele, falls sie existirt, nicht sehr energisch nach Geltung ringt, denn, nachdem Loti sich von „Goldblume" schon getrennt hat und noch ein letztes Mal zu ihr zurückkehrt, findet er sie nicht in Thränen aufgelöst, sondern damit beschäftigt, die Münzen, welche Loti ihr zum Schlusse der „Ehe" contractmäßig ausgezahlt, mit einem hölzernen Hammer auf ihre Echtheit zu prüfen. In den „Japoneries d'automne" entwickelt Loti eine seltene Virtuosität darin, einen Volkscharakter mit stenographischer Kürze einzufangen. Er giebt überzeugend den Eindruck des Zwerghaften, der Grimasse wieder, wie man ihn in Japan immer und allenthalben empfängt. Von Kobah aus unternimmt er eine Reise mit der Eisenbahn. „Eine drollige kleine Eisenbahn," schreibt er, „die keinen ernsthaften Eindruck macht, etwas Lächerliches an sich hat, wie sämmtliche Dinge in Japan. Aber sie existirt, der Zug geht ab, er bewegt sich" . . . An den Wallfahrtsstätten entlocken die Götzenbilder ihm die Frage: „Wo endet der Gott, wo beginnt das Spielzeug? Wissen die Japaner selbst es?" Loti bringt es zuwege, durch Anwendung etlicher Diminutive Land und Leuten ein Signalement anzuhängen. Er spricht von keinem Garten, sondern nur von einem „jardinet", von einer „maisonnette" statt eines Hauses, und was er zu Mittag verzehrt, nennt er ein „Puppendiner", bestehend aus toutes sortes de petits mets drôles. Die Musmeh's, die Mädchen, die ihn bedienen, treiben Neckereien: „Was mögen die Tellerchen und Schälchen enthalten? Um mich zu amüsiren, sagt man es mir nicht, ich soll es errathen, und die Mädchen heben halb

die Deckelchen auf, lassen sie aber schnell wieder fallen, als fürchten sie, daß ihnen Vögelchen entschlüpfen können" . . . Das von Loti bewohnte Hotel hat einen Garten mit seinem Miniatur-Labyrinth, seinem winzigen Muschelwerk, seinem kleinen, kleinen See, seinen unansehnlichen Büschen, wovon die einen nur Blumen, die anderen nur Blätter haben, wie auf den Landschaften der Porzellanmalerei.

Die Localfarbe trifft Loti in Cattaro, in Salonichi, in Stambul, in Oran wie in Japan oder in der Bretagne. Er stellt Pasquala Iwanowich, die Cattareserin, ebenso plastisch hin, wie die Negerin Fatu-Geh, an deren Liebe Jean Peyral, der Spahi, zu Grunde geht . . . Sein Blick und seine Hand erweisen sich immer zuverlässig. Liebenswürdigkeit und Anmuth bleiben ihm treu; sie hindern ihn nicht, dort, wo er es am Platze findet, einen vollen, nachdrücklichen Ton anzuschlagen. Als Illustrator mit der Schreibfeder ist er eine hervorragende Erscheinung. Daß er sich allzu oft in Kleinigkeiten verzettelt und zersplittert, liegt nicht in einem Mangel seiner Begabung, sondern in seinen Neigungen. Gebraucht er gern die Wendung, er habe ein Weib „beinahe" geliebt, so dürfen wir, an seine Vorzüge und an seine Schwächen denkend, auf die Frage: „Ist Loti ein großer Schriftsteller?" ehrlich antworten: „Beinahe."

Das junge Ehepaar.

Märchen.

Von

Hanna Schomacker.

— St. Petersburg. —

Gott Amor flog durch die Lande.

Er war aber mißmuthig gestimmt, der kleine Liebesgott. Die Welt war so nüchtern geworden, so entsetzlich praktisch! Alles flüchtete vor ihm und verbarg sich ängstlich vor seinen Pfeilen. Die jungen Mädchen wurden von ihren Mamas behütet, die jungen Männer schützten sich selber, und nur ein paar greise Hagestolze und alte Jungfrauen stellten sich ihm entschlossen in den Weg

Auf die mochte er aber wieder nicht zielen. Er hatte es früher ein paar Mal gethan, und es war Nichts dabei herausgekommen, als lauter Elend und Herzeleid.

So verstrich der ganze Tag, die Nacht brach herein, und noch hatte Gott Amor keinen einzigen Pfeil verschossen. Das war ihm früher nie passirt.

An Heimkehr dachte der kleine Gott aber trotzdem noch nicht. Er hatte schon oft die Nächte durchschwärmt, und vor der Dunkelheit fürchtete er sich nicht.

Da fiel ihm plötzlich ein junges Ehepaar ein, das vor ungefähr sechs Wochen Hochzeit gemacht hatte und seitdem ganz von ihm vergessen war. Nicht ein einziges Mal hatte er daran gedacht, hinüberzufliegen, um ein wenig nach dem Rechten zu sehen . . . Was aber konnte in der langen Zwischenzeit schon Alles geschehen sein! . . .

Gott Amor schalt sich selbst im Stillen einen nachlässigen und undankbaren Gesellen. Denn auf der Hochzeit hatte man ihn in aller er-

denklichen Weise gefeiert. In Versen, Reden, lebenden Bildern — ja, auf dem Hochzeitskuchen war er sogar in farbigem Marzipan abgebildet gewesen. „Ganz wunderschön!“ wie die Gäste sagten. An all das dachte der Liebesgott und machte sich sogleich auf den Weg dahin.

Mittlerweile war die Nacht völlig hereingebrochen. Von der großen Thurmuhr herab erklangen feierlich zwölf dumpfe Schläge. Die schwebten durch die Nacht dahin und erstarben in der Ferne. Alles schlief, nur die Geister, gute und böse, wachten.

In der Wohnstube, die neben der Schlafkammer des jungen Ehepaares lag, saß der kleine graue Hausgeist droben auf dem Silberschrank auf der Glaskuppel über dem Papierblumenstrauß und schaute sorgenvoll darein. Vor der Thür zur Schlafkammer aber und hinter derselben standen je zwei kleine, rundwangige Engelchen, mit großen Friedenspalmen in den Händen. Die hielten Wacht. Denn so lange ein junges Ehepaar in lauter Liebe und Frieden dahinlebt und noch keinmal Streit miteinander gehabt hat, werden allnächtlich vier Engelchen vom Himmel herabgeschickt, um den Schlaf der Menschenkinder zu behüten und allem Bösen den Eingang zu verwehren. Vor den Friedenspalmen fürchten sich die bösen Geister und entweichen davor.

Jetzt eben gab es aber garnichts zu thun. Alles war so still und friedlich in der Stube. Die kleinen Mücken und Falter sogar, die sich den Tag über durch das offene Fenster in's Zimmer gewagt und dann den Ausgang nicht mehr finden konnten und sich in ihrer Herzensangst lange recht ungeberdig benahmen, hatten das Flattern und Summen eingestellt und schliefen still an den Wänden. Das Bischen Staub aber, welches am Morgen vor dem Besen und dem Wischtuch der jungen Frau erschreckt in die Höhe gefahren war, hatte sich längst wieder beruhigt und lagerte friedlich auf dem Boden. Sogar die alte Wanduhr tickte einförmiger und müder als am Tage — was Wunder, daß auch die Englein allmählich schläfrig wurden und nur mit Mühe die Augen offen hielten...

Doch horch! — Rührte sich da nicht etwas in der Schlafkammer?... Sogleich stellte das Engelchen, welches die Aufsicht hatte, seine Friedenspalme an den Thürpfosten, öffnete behutsam und schlich auf den Fußspitzen in die Kammer.

„Nun, was war's?“ fragte das andere Englein neugierig, als das Brüderchen alsobald wieder herauskam.

„Es ist Nichts,“ sagte das Engelchen und nahm seine Friedenspalme wieder zur Hand. „Die Menschenkinder schlafen ganz ruhig . . . Nur unsere Brüderchen sind nicht mehr da. Die müssen nach Hause geflogen sein.“

Und wieder ward Alles ganz still.

Da pochte es leise an's Fenster. Einmal — und gleich darauf noch

einmal — und als das Englein herzuflog, um zu öffnen, guckte Gott Amor in die Stube.

„Ich wollte doch mal nachsehen, wie es mit den Menschenkindern hier steht," rief er muthwillig, sprang in weitem Schwunge bis mitten in das Zimmer und nickte dem alten Hausgeist vertraulich zu. Von den Englein nahm er, ihrer Jugend wegen, keine Notiz.

„Es steht Alles auf's Beste," berichtete das dienstthuende Engelchen eifrig. „Ich war eben erst drinnen, um nachzusehen."

„Ach was, kleiner Flügelknabe!" rief aber Gott Amor ungeduldig und schob das Englein bei Seite. „Was verstehst Du davon! — Außen mag ja wohl Alles richtig stehen, aber da drinnen im Herzen, da weiß nur ich Bescheid." Dabei öffnete er die Thür ein paar Zoll breit und schlüpfte hinein.

„Den durften wir ruhig durchlassen," sagte das eine Englein zum anderen. „Das ist ein guter Geist, der den Menschen keinen Schaden bringen wird."

Da trat Gott Amor auch schon aus der Kammer. „Alles in Ordnung!" sagte er geschäftsmäßig und schnallte seinen Köcher fester um. „Kein Pfeil herausgefallen und auch noch nicht nachgelockert. Habe zum Glück bisher Nichts versäumt . . . Nur die kleinen Schlingel, die Flügelknaben da drinnen, habe ich ausschelten müssen. Waren diese Taugenichtse doch richtig auf den Betthimmel hinaufgeklettert und dort oben fest eingeschlafen. Daß Ihr Euch das nicht auch einmal einfallen laßt!" schloß er und drohte den ganz erschrockenen Engelchen mit dem Finger. Dann nickte er dem Hausgeist einen freundlichen Abschiedsgruß zu und schickte sich an, zum Fenster hinauszufliegen.

„Und Du fragst gar nicht einmal, wie es denn inzwischen hier zugegangen ist," sagte der Hausgeist in ganz vorwurfsvollem Ton.

„Hier zugegangen? . . Ja, ist denn was Besonderes passirt?" fragte der kleine Liebesgott neugierig, machte sofort Kehrt, roch im Vorbeifliegen einen Augenblick an dem köstlich duftenden Maiglöckchenstrauß auf dem Nähtisch der jungen Frau, ließ sich dann in den großen weichen Lehnstuhl nieder, der in der Ecke der Stube stand, und schaute von da aus erwartungsvoll auf den Hausgeist.

„Nun also, was giebt's denn eigentlich?" wiederholte der kleine Gott, schnallte seinen Köcher ab, lehnte den Kopf in die Polster zurück und streckte seine Beinchen behaglich auf dem weichen Sessel aus.

„Was es giebt? — Nicht viel Gutes," sagte der graue Hausgeist bekümmert.

„Was?!" rief der Liebesgott auffahrend. „Nichts Gutes, wenn doch die Herzen in Ordnung sind, wenn die Liebespfeile mit allen Widerhaken an der rechten Stelle sitzen! Hausgeist, bedenke, was Du da behauptest! Ich habe selten so gut gezielt und getroffen wie hier."

„Ach, ereifere Dich nur nicht," sagte der Hausgeist begütigend. „Du trägst ja auch gar keine Schuld daran. Und daß die Beiden da drinnen sich lieben, recht und treu, wie es sich gehört — wem erzählst Du das! . . . Das weiß ich ja besser als Du, sehe ich es doch alle Tage."

„Nun also, um was handelt es sich denn eigentlich?" fragte der Liebesgott etwas ungeduldig. „Ich verstehe nicht recht, wo es denn in einer Ehe noch fehlen kann, wenn die Herzen einig sind."

„Woran es fehlen kann?" seufzte der Hausgeist. „Ach, lieber Gott! es kann in einer Ehe an so Manchem fehlen, trotz aller Liebe . . . Hier fehlt es zum Beispiel entschieden am Gelde, um mit Einem zu beginnen."

„Geld! . . . Ach, sprich mir nur nicht davon!" sagte Gott Amor gelangweilt. „Wie ich dieses häßliche, kalte Wort hasse! Wozu braucht man Geld, wenn man glücklich ist? Ich habe tausend Ehen gestiftet, die nicht reich waren und doch glückselig. Geh' mir mit Deinen Geldsorgen, kleiner Geist! Wie kann man nur so materiell sein!"

„Ja, aber ich glaube, die junge Frau ißt sich oft nicht einmal satt," beharrte der Hausgeist kleinlaut. „Sie legt dem Mann stets die besten und größten Bissen vor, aber sie selbst ißt fast Nichts. Ich glaube bestimmt, sie hungert zuweilen."

„Oh", machte der kleine Liebesgott betroffen, und man sah es seinem runden, freundlichen Gesichtchen ordentlich an, wie unangenehm ihm der Gedanke war, daß Jemand, den er lieb hatte, hungern müsse.

Aber dann kam ihm sogleich ein tröstlicher Einfall.

„Weißt Du," sagte er beruhigend, „vielleicht mag sie nur nicht essen. Ich habe das schon oft beobachtet, daß die Menschen Anfangs den Appetit verlieren, wenn ein Pfeil von mir sie ordentlich getroffen hat."

„Ja, Anfangs," sagte der graue Hausgeist dumpf. „Aber Unsere sind schon sechs Wochen verheirathet und waren vorher fünf Jahre lang verlobt."

„Fünf Jahre!? Hausgeist, Du täuschest Dich! Das ist ja nicht möglich! . . . Ich sehe sie noch vor mir, die beiden schönen Menschenkinder, wie sie sich im Frühling zum ersten Male gegenübertraten — im Walde — bei Sonnenuntergang — wie ich nach ihnen zielte und sie sofort traf, sofort". . . . Dabei zog Gott Amor, ganz in Erinnerungen versunken, einen Pfeil aus dem Köcher und wollte den Bogen spannen.

„Laß doch, hier giebt es Nichts zu treffen," sagte aber der Hausgeist unmuthig. „Und daß es fünf Jahre sind, darauf kannst Du Dich verlassen. Die Eltern hätten ja auch sonst die Heirath nie und nimmer zugelassen, weil der junge Doctor doch erst so blutwenig verdient — aber Hermann und Elly sagten, sie wären nun schon so ewig lange Braut und Bräutigam, und baten und bettelten so dringend, daß Papa und Mama anfingen weniger nachdrücklich ‚Nein' zu sagen. Und — wie es denn schon so zu geschehen pflegt — Du kennst das gewiß aus Erfahrung,

Liebesgott! — eines Tages erklärte Hermann den überraschten Eltern: nun hätten sie ‚Ja‘ gesagt (was eigentlich Niemand gehört hatte!), und dann wurde die Hochzeit gefeiert . . . Hast Du das vielleicht auch schon vergessen?“ schloß der Hausgeist etwas anzüglich.

„Ach nein! Und mit dem langen Brautstande magst Du ja auch Recht haben,“ sagte Gott Amor nachdenklich. „In der Zeitberechnung war ich nie besonders stark.“

„Dann ist hier noch ein Uebelstand,“ fuhr der Hausgeist düster fort. „Es giebt hier viel zu viel Tanten . . . Da sind: Tante Ida, Tante Mila, Tante Emma, Tante Erna —“

„O hör' auf! hör' auf!“ rief der Liebesgott entsetzt und hielt sich die Ohren zu. „Wenn Du wüßtest, wie ich über Tanten denke!“

„Tante Ida ist die Schlimmste,“ sagte der Hausgeist dumpf. „Die Andern sind bloß langweilig. Diese aber ist bösartig . . . Neulich kam sie am Vormittag — wo der junge Doctor seiner Praxis nachgeht — und erzählte der jungen Hausfrau, daß Hermann eigentlich seine Cousine Minna geliebt habe, daß die ihn aber nicht mochte, und er deshalb, um sich vor Verzweiflung zu schützen und gewaltsam auf andere Gedanken zu bringen, den Rest seiner Liebe ihr, Elly — seiner jetzigen Frau — zugewandt habe. ‚Hoffentlich wacht die alte Liebe nur nicht einmal unversehens auf!‘ schloß Tante Ida heuchlerisch. Dann ging sie befriedigt fort.“

„Diese — alten — Jungfern!“ sagte der kleine Liebesgott ingrimmig und betonte jede einzelne Silbe auf das Nachdrücklichste.

„So lange Tante Ida da war, hielt die arme Elly sich tapfer,“ fuhr der Hausgeist fort. „Kaum aber war sie gegangen, als die junge Frau sich ihrem Schmerze überließ. Sie weinte und rang die Hände und schluchzte zum Herzbrechen. Dort, wo Du eben sitzest, war sie auf den Stuhl gesunken.“ Und der Hausgeist wies auf den Sessel, in dem Gott Amor lag.

„Hier?“ fragte der Liebesgott weinerlich. Dann aber schämte er sich seiner Rührung und fuhr ganz zornig die Engelchen an, die mit weitaufgesperrten Augen zuhörten. „Also so geht's hier zu?! — Und was thut Ihr denn eigentlich, wenn man fragen darf? Warum treibt Ihr die Tante Ida nicht fort?“

„Wir sind nur des Nachts hier,“ entschuldigten sich die Engelchen. „Wir haben die Tante nie gesehen. Und die Menschen fürchten sich auch nicht vor unseren Friedenspalmen. Weiter haben wir ja keine Waffen.“

„Laß doch die Kleinen,“ sagte der Hausgeist gutmüthig. „Alle bösen Geister halten sie uns treulich fern, aber über Tante Ida haben die Engelchen keine Macht. Auch ist die ganze Sache ja schon längst geordnet und aufgeklärt. Hermann bemerkte bei der Heimkehr sofort die

rothgeweinten Augen seiner Elly und ließ nicht nach mit Fragen, bis sie beichtete. Nun, es war Alles eitel Lug und Trug gewesen — wie Du Dir wohl denken kannst — und die junge Frau schämte sich hinterher fast ein wenig, der Tante auch nur einen Augenblick lang geglaubt zu haben."

„Und giebt es noch mehr Schlimmes zu berichten?" fragte der Liebesgott kleinlaut. „Nie hätte ich es mir träumen lassen, daß so viel Elend in einer glücklichen Ehe vorkommen kann."

„Ach!" sagte der Hausgeist bekümmert. „Das Allerschlimmste kommt erst . . . Man läßt sie nie allein."

„Nie allein?" fragte Amor erstaunt.

„Ja, die Familie ist zu groß," erklärte der Hausgeist. „Ich habe Dir nur einige der Tanten genannt. Dann giebt es aber noch" — der Hausgeist begann an den Fingern herzuzählen — „erstens: die beiderseitigen Eltern. Zweitens: die Geschwister — acht an der Zahl. Drittens: die Onkels — zwölf oder fünfzehn" —

„Höre, Hausgeist!" unterbrach ihn Amor verzweifelt. „Da habe ich am Ende eine rechte Dummheit gemacht, als ich die Zwei zusammenbrachte. Die hätten Jeder ein Waisenkind heirathen müssen. Mit der Hälfte der Verwandtschaft wäre es vielleicht noch gegangen" —

„Und das kommt zu allen Tageszeiten," fuhr der Hausgeist eintönig fort. „Zum Morgenkaffee, zum Frühstück, vor Tische und nach Tische, in der Dämmerstunde und spät Abends. „Aber nein!" unterbrach er sich plötzlich, als er Amors traurige Miene sah. „Daß Du sie zusammengebracht hast, laß Dich nur nicht gereuen. Sie sind ja im Uebrigen so glücklich und haben sich so lieb . . . Warte einmal, ich kann Dir gleich den Beweis dazu liefern. Heda, Engelchen, reich' mir doch das Heft her, das dort auf dem Schreibtisch liegt" —

„Ein Manuscript?" fragte der Liebesgott gedehnt, als das Engelchen dem Hausgeist ein ziemlich dickes Heft hinauflangte.

„Ja, ein Manuscript," wiederholte der Hausgeist feierlich, legte das Heft sorgsam vor sich auf die Glaskuppel und schlug es auf.

„Hm, ist es wohl sehr lang? . . . Ich wollte, wie Du weißt, schon längst nach Hause. Jetzt bin ich wirklich pressirt. Vielleicht ein ander Mal." Und der kleine Gott griff eilig nach seinem Köcher.

„Nein, es sind nur ein paar Seiten," meinte der Hausgeist, und aus seinen grauen Aeuglein zuckte ein muthwilliger Blitz zu dem verstimmten Amor hinüber. „Bis Du wiederkehrst, ist vielleicht schon das ganze Heft vollgeschrieben. Das hält Dich dann weit mehr auf."

„Wie Du meinst," sagte der Liebesgott ergeben und lehnte sich wieder in seinen Sessel zurück.

„Gestern Abend, als die Beiden hier auf dem kleinen Eckdivan beieinandersaßen, und der Theekessel auf dem runden Tischchen vor ihnen so

gemüthlich zu brodeln und zu singen begann, sprach Hermann zum ersten Mal von diesem Heft hier," so hub der Hausgeist feierlich an und legte seine kleine Hand auf das aufgeschlagene Buch. „‚Elly,' sagte der junge Ehemann, ‚ich muß daran denken, noch mehr zu verdienen. So geht es nicht weiter. Die Menschen sind in diesem Jahre so ungewöhnlich gesund.'

‚Gottlob,' schaltete Elly ein und strich ihm mit ihrer zarten Hand die dunklen Locken aus der Stirn.

‚Ja Gottlob,' wiederholte der Doctor mit einem kleinen Seufzer. ‚Wird aber jemals Einer von ihnen krank, so schickt er gewiß lieber zu meinem alten Collegen. Den Leuten imponiren weiße Haare und goldene Brillen eben mehr als' —

‚Als braune Locken und unbewaffnete Augen,' ergänzte Elly schelmisch.

‚Bis ich nun aber dieses glückliche hohe Alter erreiche und als Arzt recht nach Verdienst gewürdigt werde, müssen wir auf Anderes sinnen,' fuhr Hermann unbeirrt fort. ‚Siehst du, mein Liebling' (und verschämt brachte er das Manuscript herbei) ‚hier habe ich einen Versuch gemacht, das Glück der Liebe zu schildern. Das heißt, ich bin erst ganz beim Anfang der Beschreibung. Noch fehlt mir ja Dein Segensspruch dazu; dann fahre ich fröhlich fort — und wenn die Geschichte fertig ist, wer weiß, vielleicht wird sie gedruckt, und Gold und Ehren strömen uns zu!' —

‚Ach ja, das Gold könnten wir schon brauchen,' meinte Elly wehmüthig. Gleich darauf aber lächelte sie wieder ganz strahlend und rief: ‚Gewiß glückt es Dir, Hermann! Wenn die Geschichte nur halb so hübsch ist, wie Deine reizenden Liebesbriefe waren, so müßten die Leute ja gar keinen Sinn für Poesie haben, wenn sie nicht ganz entzückt davon sind! .. Ich sehe die Menge schon zum Buchhändler strömen, um das Werk meines Dichters zu kaufen.'

Und schmeichelnd schlang sie die Arme um ihn.

‚Meinst Du?' sagte Hermann ganz glücklich . . .

Dann küßten sie sich herzlich, und er begann." Der kleine Hausgeist hustete und las:

„Das junge Ehepaar. Märchen."

„Sehr hübsch," bemerkte Gott Amor niedergeschlagen und gähnte verstohlen hinter der vorgehaltenen Hand. Der Hausgeist aber fuhr fort:

„Ehen werden im Himmel geschlossen, sagen die Leute, und sie haben Recht. Wenn hier zwei fromme junge Menschenkinder sich in Liebe einander zu eigen geben für das ganze Leben, herrscht allemal im Himmel große Freude darüber. Dann haben die Zwei sich gefunden, die von jeher für einander bestimmt waren.

„Jedes brave Bübchen und jedes fromme kleine Dirnlein wird nämlich von einem Engelchen im Himmel an einem unsichtbaren seidenen Faden

geleitet und auf geraden, sauberen Straßen durch das Leben geführt, und wenn sie nur stets, ohne rechts und links zu schauen, geradeaus wandern, wohin die himmlische Richtschnur sie führt, so kann es gar nicht fehlen, daß sich an einer bestimmten Stelle des Lebens die Zwei begegnen, die für einander sind. Sie erkennen sich dann auch sogleich an der lichten Himmelsflamme, die aus ihren Augen leuchtet.

„Nun kommt es aber leider zuweilen vor, daß ein Jüngling auf einmal Lust verspürt, den geraden, hellen Weg zu verlassen und in eine der kleinen dunklen Gassen einzubiegen, die rechts und links fortführen, wer weiß wohin!

„Das Engelchen dort oben erschrickt dann heftig ob solch vorwitziger Neugier, und zieht aus allen Kräften an dem Leitfaden, um den Jüngling auf den geraden Weg zurückzuführen. Manchmal glückt das auch; manchmal aber widersetzt sich das Menschenkind so gewaltsam, zupft und zerrt so stark an dem Faden, daß der plötzlich reißt, und das Engelchen nur das Ende in der Hand behält und den Menschen ferner nicht mehr führen kann. Dann weint das brave Englein droben seine bitteren Thränen, und drunten stürzt der Jüngling pfad- und führerlos in die dunkle Gasse hinein, tappt umher, verirrt sich, kommt nach langem Suchen manchmal wieder auf eine lichte Straße heraus, bleibt aber auch manchmal sein Lebenlang im Dunklen.

„Die junge Maid aber, die im Himmel für ihn bestimmt war, schreitet inzwischen fromm und sittsam geradeaus auf der richtigen Straße und wenn sie dann an der Stelle anlangt, wo der junge Mann sehnsüchtig nach ihr ausschauen müßte — dann ist die Stelle leer, und sie steht einsam auf der weiten, öden Lebensstraße! Dann wartet sie wohl noch eine Weile und denkt, er habe sich vielleicht nur verspätet. Wenn sie aber einsieht, daß er überhaupt nicht kommt, dann geht sie traurig weiter, allein und verlassen. Die kurzsichtigen Leute, die ihr auf dem Wege begegnen, sagen dann verwundert: ‚Warum die nur ledig geblieben sein mag? . . . Sie sieht doch so schmuck und sauber aus!‘“

Hier machte der Hausgeist eine kleine Pause und bemerkte: „Bei dieser Stelle sagte Elly: ‚Das ist hübsch! Das wird Tante Emma gefallen! Die geht nun auch so allein durch's Leben, weil der treulose Forstadjunct sie verlassen hat. Könntest Du das nicht noch hineinbringen, Hermann, daß manche Männer sich auch dann noch losreißen, wenn sie die Rechte schon gefunden hatten?‘

‚Ja, vielleicht. Wir wollen uns das überlegen,‘ meinte Hermann nachdenklich. ‚Gar zu lange dürfen wir aber bei demselben Thema nicht verweilen, Liebchen! Sonst wird der Leser ungeduldig und schläfrig. Abwechselung ist die Hauptsache.‘“

Dabei sah der Hausgeist scharf zu dem kleinen Liebesgott hinüber, der seine Augen ganz gewaltsam aufriß, um sich munter zu erhalten, und

nun kläglich fragte: „Ist es noch lang? — Ich denke, ich muß nun wirklich heim.“

„Nur noch ein Satz,“ rief der Hausgeist beruhigend, und las eilfertig weiter: „Manchmal trifft solch ein einsam wandelndes Mägdlein dann aber auf einen der Jünglinge, die sich aus einer dunklen Gasse mühsam wieder herausgearbeitet haben; und weil sie denkt, der Rechte komme nun doch nicht mehr, und das Alleinwandern sei so gar traurig und beschwerlich, so geht sie mit dem ihr nicht vom Himmel Bestimmten gemeinsam weiter durch's Leben, und findet doch den erhofften Trost und die Freude nicht. Dann sagen die Vorübergehenden wohl: ‚Wie die Zwei sich nur gefunden haben mögen? — Das ist gar nicht zu verstehen!‘

„Bei dieser Stelle rief Elly: ‚Das wird Tante Alma gefallen! Tante kommt sich immer so unverstanden vor.‘“ Dabei schlug der Geist das Heft zu und winkte dem Englein, es wieder an seinen Platz zu tragen.

Die Engelchen standen aber schon längst nicht mehr auf ihrem Posten vor der Thür. Sie hatten ihre Friedenspalmen behutsam an die Wand gelehnt und sich dann Beide auf den weichen Kamineppich gesetzt, von wo aus sie das schöne Märchen ganz athemlos vor Spannung anhörten. Denn sie selbst kamen ja darin vor — und, man mag nun sagen, was man will — eine Geschichte, in der wir selbst genannt werden, das ist doch das Allerschönste!

„Woher der junge Ehemann uns nur kennen mag?“ dachten die Englein im Stillen bei sich. „Wir kommen doch nur des Nachts, und gesehen hat er uns nie.“

Und sie hätten den Hausgeist gar zu gerne um Auskunft gebeten. Sie waren aber so artig und wohlerzogen, daß sie kein Wörtlein dreinzureden wagten und ganz still und sittsam auf dem Teppich saßen. Als jetzt aber der Hausgeist zu lesen aufhörte, weil nichts mehr im Heft geschrieben stand, sprangen die kleinen Englein auch schon auf den ersten Wink herzu und trugen das Manuscript behutsam auf seinen Platz zurück.

Gott Amor aber war auf einmal wieder ganz wach und munter und sagte:

„Das Ende kann ich mir schon denken. Das brauchst Du mir nächstens auch gar nicht mehr vorzulesen, Hausgeist!“

„Und wünschest Du vielleicht auch nicht zu wissen, wie dieser Abend für das junge Ehepaar endete?“ fragte der Hausgeist ernst.

„O ja, das schon. Nur aus Büchern mache ich mir nicht viel,“ sagte Amor aufrichtig. „Also, wie wars?“

„An dem Abend geschah es zum ersten Mal, daß die Verwandten das junge Ehepaar allein ließen. Sonst saß schon immer ein Dritter oder ein Vierter störend daneben,“ erzählte der Hausgeist. „Und die Beiden schienen sich so recht von Herzen über ihr Alleinsein zu freuen . . . .

Hermann hatte Elly ganz nahe zu sich herangezogen und strich liebkosend über ihr goldiges Haar. Dann küßte er ihre Augen und ihren rothen Mund und flüsterte ihr dabei allerlei süße Dinge in's Ohr —"

„Hm!" machte der kleine Liebesgott ausdrucksvoll und wies verstohlen auf die beiden Englein, die so andächtig lauschten. Er fürchtete, der Hausgeist könne am Ende vergessen haben, daß die auch noch da waren.

„Was denkst Du nur von mir?" sagte aber der Hausgeist ganz beleidigt. „Als ob ich nicht selbst wüßte, was sich schickt!"

„Nun, nun," begütigte der Liebesgott halblaut. „Mir ist es ja auch schon bisweilen passirt, daß ich Liebesgeheimnisse verrieth, die besser verschwiegen geblieben wären."

„Ja, Dir!" wollte der Hausgeist eben geringschätzig sagen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und verschluckte das unfreundliche Wort.

„Nun, und sie blieben doch allein?" forschte der Liebesgott weiter.

„Blieben allein?" rief der graue Hausgeist entgegen. „Nein, mitten in ihr Liebesgeflüster hinein erklang die schrille Hausglocke" —

„Sie muß angebunden werden!" tobte Gott Amor ganz außer sich. „Solche Störungen! Es ist zum Verzweifeln!"

„Angebunden? Warum nicht gar?" sprach der Hausgeist ein wenig von oben herab. „Damit dann die Kranken kommen und nicht in's Haus können! Nein, mein Freund, das geht nicht! — Die Beiden hofften ja wohl auch zuerst, daß da draußen ein steinreicher Patient vor der Thür stünde, und Elly lief schnell, um zu öffnen —"

„Nun, und?" fragte Amor ungeduldig.

„Und da klangen auch schon helle und tiefe Stimmen aus dem Flur hinein — und schwere und leichte Schritte näherten sich der Wohnstube und auf der Schwelle erschienen sie alle: der Papa, die Mama, alle Geschwister, alle Verwandten und sagten fröhlich: „Da sind wir! — Heute vor sechs Wochen war Eure Hochzeit — da kommen wir diesmal alle, um mit Euch Erinnerungen zu feiern!"

„Das ist zu arg! Das ist abscheulich! Das darf nicht geduldet werden!" schrie der kleine Gott, ganz roth vor Zorn, und schlug mit den Aermchen und Beinchen um sich. „Das soll, das muß verhindert werden! Und ich werde es verhindern —"

„Pst, pst; die Menschenkinder werden unruhig," riefen die Engelchen, welche die Wache in der Schlafkammer hatten und steckten warnend die Köpfe durch den Thürspalt.

Aber der kleine Liebesgott lärmte so wild, daß in der Wohnstube Niemand auf die Mahnung hörte.

„Man muß sie alle vertreiben! — Ich werde schon ein Mittel finden! Und sollte ich alle Tanten an den Mann bringen!" rief er zornig.

„Liebesgott!" sagte der Hausgeist mißbilligend. „Was soll das

Prahlen! . . . Tante Ida ist nicht mehr an den Mann zu bringen. Das weißt Du eben so gut wie ich."

„Und Du wirst sehen, daß ich Wort halte!" schrie Gott Amor eben wieder — da hörte man in der Schlafkammer eine Männerstimme sagen: „Ich will doch lieber nachsehen, was es giebt," und gleich darauf erklangen Schritte, die sich der Thür näherten . . .

Eilig raffte Gott Amor seinen Köcher auf, schoß so hastig über den Nähtisch hin, daß er das Glas mit den Maiglöckchen umwarf, und flog dann pfeilgeschwind durch das offene Fenster hinaus. Der Hausgeist versteckte sich hinter der Glaskuppel, und die Engelchen, die sich recht schämten, nicht auf ihren Posten gewesen zu sein, schlichen hinter die Thürflügel und nahmen ihre Friedenspalmen schnell wieder zur Hand.

Da wurde die Thür geöffnet, und eine schlanke Männergestalt erschien auf der Schwelle. „Was giebt es, Hermann? Was giebt es?" rief eine süße Frauenstimme angstvoll vom Bette her. Aber Hermann sagte beruhigend: „Nichts, nichts, Elly! Das Fenster ist nur aufgesprungen, und der Zugwind hat Deine Blumen umgeworfen." Behutsam schloß er das Fenster, richtete das Glas mit den Maiglöckchen auf, zog dann fröstelnd den Schlafrock enger um die Schultern und verschwand wieder in der Schlafkammer.

Kaum war Alles still geworden, so stieg der Hausgeist von Neuem auf seine Glaskuppel, und die kleinen Engelchen athmeten erleichtert auf, stellten sich auf ihren Posten vor der Thür und breiteten die Friedenspalmen schützend vor derselben aus. Daß sie sich aber alle vorhin versteckt hatten, war gut. Denn wenn die Menschen um Mitternacht Geister sehen, so erschrecken sie, und es schadet ihnen. Auch wenn es gute Geister sind.

* * *

Gott Amor hat Wort gehalten. Er verheirathete in der Verwandtschaft des jungen Ehepaars Alles, was sich nur irgend verheirathen ließ.

Tante Ida kam zuerst an die Reihe. Der suchte er den ältesten und häßlichsten Junggesellen aus, den er nur finden konnte. Dann folgten die anderen Tanten, die Schwestern, Brüder . . . Nach einem halben Jahr war Niemand Erwachsenes in der ganzen Sippschaft mehr ledig. Sogar die Kinder dachten dort schon an's Heirathen.

Hermann und Elly hatten nun gute Tage. Man überließ sie einander ganz ungestört, denn von den alten und jungen Neuvermählten hatte Jeder genug mit sich selbst zu thun.

Die Patienten mehrten sich auch. Das künftige Buch wurde immer schöner . . . Es war eine glückselige Zeit!

„Weißt Du, Liebling!" sagte Hermann eines Abends, als er wieder neben seiner Elly saß. „Wenn ich an die großen Veränderungen denke,

die das letzte Halbjahr uns gebracht — wenn ich bedenke, wie sich Alles so über Erwarten günstig gestaltet hat — wie sogar die Tanten alle versorgt wurden (die Tanten, Elly! von denen doch Niemand glaubte, daß sie noch heirathen könnten!) so meine ich oft, es müsse hier irgend ein wohlthätiger Zauber im Spiel gewesen sein. So wunderbar erscheint Alles!"

„Und weißt Du, Hermann, wie ich mir das erkläre?" fragte Elly und schmiegte sich zärtlich an ihn. „Ich glaube: unsere Liebe ist so groß und wunderthätig, daß sie auch alle Anderen bezwungen, sie alle liebend und liebenswerth gemacht hat!"

„Du magst wohl Recht haben," sprach Hermann gedankenvoll.

Der Hausgeist wußte es besser, aber er sagte es nicht. Wozu den Menschen die Freude verderben?

Illustrirte Bibliographie.

Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von August Schmarsow. I. Band: St. Martin von Lucca und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter von A. Schmarsow. Breslau, S. Schottlaender.

Die Geschichte der italienischen Skulptur hat seit Rumohr und Ernst Förster erst in den letzten fünfzehn Jahren wieder Beachtung seitens der Kunstforscher gefunden, nachdem sie bis dahin meist den Bemühungen der Sammler und Liebhaber überlassen geblieben war. Der köstliche Besitz an italienischen Bildwerken, welchen das Berliner Museum sein eigen nennt, ist im Wesentlichen während dieser jüngsten Arbeitsperiode erworben worden; er mag auch dem Laien den neuerwachten Eifer für diese Studien bezeugen, welche uns die Größe eines Donatello, eines Michelangelo historisch erläutern wollen. Schrittweise ist man vorgedrungen, von diesen allbekannten Meistern zu denen, welche neben und mit ihnen dem Ziele entgegenrangen; allmählich beginnen sich historische Zusammenhänge zu entschleiern, locale Schulentwicklungen und eng verbundene Künstlergruppen, auch wo man früher nur das Wirken einzelner Persönlichkeiten, ja vielleicht gar nur das eine oder andere isolirte Werk als Zeugen einer vorhandenen Theilnahme an der allgemeinen Kunstthätigkeit nachzuweisen vermochte. Das Hauptinteresse beansprucht vorerst noch die gesegnete Landschaft Toskana's, mit Pisa und Florenz als Häupstätten, wo die Skulptur seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ihren Aufstieg zu der Höhe begann, auf welcher Michelangelo einsam thront. Für die Zeit des fröhlichsten Erblühens der florentinischen Plastik, das fünfzehnte Jahrhundert, sind die historischen Umrisse bereits im Ganzen fest und sicher gezogen, so daß hier an die Ausfüllung im Einzelnen gegangen und wohl auch für einen Meister zweiten Ranges schon Gehör verlangt werden kann. Aber die Ursprünge der ganzen Entwicklung, die nicht in Florenz und Pisa selbst gesucht werden dürfen, lagen bisher in argem Dunkel. Die knappen Zusammenstellungen in Burckhardt-Bode's trefflichem Cicerone boten den einzigen Versuch eines historischen Ueberblicks über die in den toskanischen Städten zerstreuten Leistungen der Plastik aus der romanischen und gotischen Epoche. Die zahlreichen Steinmetzennamen, welche uns durch Inschrift an Portalskulpturen und Kanzelreliefs erhalten sind, vermochten uns wenig zu sagen und erst mit dem Auftreten des großen Pisaner Meisters Niccolò schien eine zusammenhängende Entwicklung anzuheben.

S. Andrea. Pistoja.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

In dieses Dunkel leuchtet der Verfasser der vorliegenden Schrift mit sicherer Hand hinein und eröffnet mit dieser bahnbrechenden Arbeit eine Reihe von Studien und Abhandlungen, welche unter seiner Leitung herausgegeben Beiträge zur Kenntniß der italienischen Kunst in zwangloser Folge liefern sollen. Ganz im Sinne Rumohrs, an dessen „Italienische Forschungen" der gewählte Sammeltitel anknüpft, ist es ein hervorragendes Einzelwerk der Kunst, welches hier zum Anlaß und Ausgangspunkt einer wahrhaft glänzenden Untersuchung genommen wird. Das marmorne Bild des heiligen Reitersmannes St. Martin, welcher dem frierenden Bettler ein Stück des eigenen Mantels abschneidet zur Deckung seiner Blöße, wie es an der Fassade des ihm geweihten Domes zu Lucca über der Eingangshalle auf Wandconsolen aufgestellt ist, hat von der Forschung bisher fast gar keine Beachtung erfahren. Und doch ist seine künstlerische Bedeutung ebenso groß wie sein historischer Werth, denn es steht diese Marmorgruppe „nicht nur an Ort und Stelle, sondern in ganz Italien allein als einziges Zeugniß der romanischen Kunstperiode da, welches uns späten Durchforschern der Vergangenheit bekundet, daß auch die italienische Bildnerei, spät freilich, doch nicht ohne glückliches Gelingen, zur freien, völlig selbständigen Gestaltung hindurchgedrungen war, ja sogar eine der schwierigsten Aufgaben, die Vereinigung von Roß und Reiter, gewagt hat." Dieser Nachweis, dessen Tragweite die Fachgenossen würdigen werden, ist durch eine umfassende, mit bewährter Meisterschaft geführte Untersuchung gestützt, welche von der Geschichte des Doms zu Lucca und der dortigen Bildnerschule ausgehend über die

S. Michael. Pistoja.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Monatscyklus am Dom zu Lucca.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Anfänge der Skulptur in Toskana nach allen Seiten hin neues unerwartetes Licht verbreitet. Wenn es hier nicht der Ort ist, auf den Inhalt der Untersuchung selbst einzugehen, so dürfen wir doch unsere Freude aussprechen über den Geist und Sinn, in welchem sie geführt ist. Es ist ein wahres Vergnügen, der sicheren Leitung des Verfassers auf diesem bisher fast unbetretenen Gebiete sich hinzugeben. Seine Art der Forschung muß Vertrauen erwecken auch bei dem, welcher das ganze Material der Denkmäler nicht mit gleicher Sicherheit beherrscht. Denn er läßt überall das Kunstwerk selbst zu Worte kommen, und das unbefangene Verständniß der Gedanken und Absichten des Künstlers ist ihm das höchste Ziel. „Sind doch die Kunstwerke überall die wichtigsten Urkunden, mit denen wir zu thun haben; sie sollten über dem Notizensammeln und Actenlesen, das man um ihretwillen betreibt, nicht mit ihrem eigenen Inhalt zu kurz kommen" — heißt es treffend. Ein wichtiges Probestück dieses hingebungsvollen

Monatscyklus am Dom zu Lucca.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Werbens um die Seele eines Kunstwerks und zugleich von der glänzenden Kraft und Schärfe der Charakteristik unterschiedener Geistesrichtungen, wie sie dem Verfasser eigen ist, haben die Leser dieser Monatsschrift ja bereits in dem kurzen Fragment („Nikolaus und Johannes von Pisa" im Novemberheft 1889) kennen gelernt.

Ein nicht geringes Verdienst um unsere Freude an diesem Buche hat sich auch die Verlagshandlung durch die treffliche Ausstattung, vor Allem mit den zahlreichen Lichtdrucktafeln und Zinkätzungen nach den wichtigsten der besprochenen Denkmäler erworben. Da sämmtliche Abbildungen nach Photographien neu hergestellt sind, so muß das Werk auch nach dieser Seite hin als musterhaft anerkannt werden.

Der Verfasser spricht in einer Schlußbemerkung den Wunsch aus, sein Buch als eine Vorarbeit zu einer umfassenden „Geschichte der italienischen Skulptur" betrachten zu dürfen. Möchte sein Wunsch eine baldige Erfüllung finden! Die Kunstwissenschaft kann ihm nur zu Dank verpflichtet sein, wenn er bereit ist, diese ebenso schöne wie schwierige Aufgabe auf seine Schultern zu nehmen. — u.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Von Heinrich von Sybel. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Mitten hinein in das wenig erfreuliche Gezänk, das sich wieder einmal um die Gestalten unserer beiden ersten Kaiser und ihr schönstes und hehrstes Werk, die Gründung des Reiches, erhoben, trifft wie eine befreiende That das Erscheinen von Sybels gewaltiger Schöpfung. Es that Noth, daß sie kam. Denn schon hatte die Verwirrung der Geister durch die vorzeitigen Veröffentlichungen von einzelnen privaten Aeußerungen, Eindrücken und Erinnerungen einen bedenklich hohen Grad erreicht. Dem wird nun hoffentlich ein Damm gezogen durch den Ausblick auf ein Werk, welches nicht auf unsicheren, zusammenhanglosen Einzelerfahrungen, sondern auf dem umfassenden Material der Archive beruht; welches weder dem Parteiinteresse noch der Sensationsluft, sondern vaterländischer Wissenschaft zu dienen bestimmt ist; und welches schon in der Person seines berühmten Verfassers die Bürgschaft bietet, daß es dieses sein Ziel erreichen wird. Aus der einseitigen, grellen und verzerrenden Beleuchtung, welche von jenen Aufzeichnungen des Tages ausgehend den Augen und dem Herzen unseres Volkes so wehe that, rücken unsere Heroengestalten und ihre Thaten in das milde und gleichmäßige Licht wissenschaftlicher Forschung; von ihm umstrahlt mögen sie stehen, bis einst der dämmernde Schleier der Sage sich mählich auch auf diese ihre Lieblinge senken wird.

Nicht als ob Sybels Buch lediglich eine nüchterne Zusammenstellung und kritische Sonderung archivalischen und literarischen Materials unter sorgfältiger Zurückdrängung jedes subjectiven Standpunktes wäre; im Gegentheil. Hat uns schon Wilhelm von Humboldt belehrt, daß der Geschichtsschreiber nicht minder als der Dichter der subjectivsten Anlage, der schöpferischen Phantasie bedarf, um das zerstreut Gesammelte zu einem lebendigen Ganzen zu verarbeiten, so zögert Sybel nicht mit dem viel weiter gehenden Geständniß, daß er an keiner Stelle des Buches seine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verläugnen gesucht habe. Und in der That tritt bei aller Vornehmheit der Sprache und edlen Einfachheit der Darstellung überall in Stolz und Freude wie in Schmerz und Trauer mit machtvollem Schwung die volle Persönlichkeit des Verfassers hervor. Aber so zweifelhaft es ist, ob dies nicht überhaupt sehr wohl mit den höchsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft vereinbar ist — man denke nur an die Geschichtsschreibung der Alten und die Chroniken des Mittelalters — so unbedenklich wird man diese Haltung bei einem Buche zulassen, welches nicht bloß das Werk der Wissenschaft, sondern zugleich die Schöpfung und Offenbarung eines dankbar stolzen Nationalgefühls und Staatsbewußtseins ist. Dies Buch hat zunächst ein des Reiches froher deutscher Mann für uns Deutsche geschrieben; und wenn wir hieran auf Schritt und Tritt erinnert werden — wir werden es ihm nicht verübeln.

Ja dieses Buch dient nicht bloß den Zwecken universaler Wissenschaft: es hat zugleich den Beruf, das Denkmal aufzurichten, welches die deutsche Wissenschaft treu, dankbar und ehrfurchtsvoll dem Gründer des deutschen Reiches zu setzen sich getrieben fühlte. Während die deutschen Künstler über die gleiche Aufgabe zu einer Einigung noch nicht gelangt sind, hat sie, die deutsche Wissenschaft, in stiller und emsiger Arbeit bereits mit der Ausführung begonnen. Auch sie war vor die Wahl gestellt, ob sie sich mit dem Bilde des Helden begnügen oder ihn und sein Thun im Zusammenhange mit Vor- und Mitwelt darstellen sollte. Sie hat das Letztere gewählt. Weit ausladend hebt Sybels Werk mit Rückblicken an, welche uns langsam durch die Jahrhunderte an all dem — aber auch nur an all dem — vorbeiführen, was für Deutschlands Einigung bedeutsam, förderlich oder hindernd gewesen. Noch stehen kaum erst die Grundmauern; denn die erschienenen zwei Bände gelangen nur bis zum Fürstentag von Frankfurt. Aber sie lassen die Schönheit des Baues in der Vollendung errathen. Möge sie bald erreicht werden; möge bald das ganze Werk das Licht der Sonne erblicken und dauern — abwandelnden Geschlechtern im deutschen Reiche zur stolzen Freude, dem Meister aber zum ewigen Ruhme.

S.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. IX. und X. Jahrgang. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder.)

Von den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft, über welche wir an dieser Stelle regelmäßig Bericht erstattet haben, liegen zwei neue Bände vor, die Literatur der Jahre 1886 und 87 umfassend. In weniger als einem halben Jahre ist ein Band dem andern gefolgt. Wenn man es früher, bei aller Anerkennung der Verdienstlichkeit, als einen Mißstand bezeichnen mußte, daß die Berichterstattung den Erscheinungen allzusehr nachhinkte, so wird man jetzt der Redaction und den Mitarbeitern das Zeugniß nicht versagen dürfen, daß sie durch hingehende Arbeit nahezu das Ziel erreicht haben, das den Jahresberichten gesteckt ist: das Ziel nämlich, der Literatur eines Jahres auf dem Fuße zu folgen. Und es mag an dieser Stelle gleich bemerkt sein, daß durch die Schnelligkeit der Arbeit die Gewissenhaftigkeit derselben in keiner Weise beeinträchtigt wird; dafür bürgt bei vielen Referaten schon der bloße Name ihrer Verfasser. Zudem bedenke man, daß es viel leichter ist, die Bibliographie der nächstliegenden Jahre als der fernerliegenden zu sammeln. So haben sich denn die Jahresberichte als ein unentbehrliches Hülfsmittel der historischen Forschung erwiesen; sie bilden zugleich ein heilsames Gegenmittel gegen die immer weitergehende Specialisirung, indem sie förmlich dazu anregen, auch auf die anderen Gebiete hinüberzuschweifen, die rechts und links vom eigenen Forschungsgebiet sich ausdehnen. Wie alle vielgelesenen und vielbenutzten Bücher müssen auch die Jahresberichte neben reichlichem Lob manchen Tadel über sich ergehen lassen. Daß ein Buch, bei dem so zahlreiche und so verschiedengeartete Köpfe thätig sind, seine Mängel haben muß, liegt im Wesen seiner Entstehung. Daß eine Verbesserung möglich ist, zeigt der große Fortschritt, den die einzelnen Bände vom ersten bis zum zehnten allmählich gemacht haben. Man sollte in diesem Falle neidlos daß Lob spenden, auf welches die Redaction und die Mitarbeiter einen gegründeten Anspruch erworben haben.

Es liegt mir fern, auf die Referate im Einzelnen hier einzugehen. Aber Unrecht wäre es, Eines nicht hervorzuheben, welches ebenso sehr durch den Gegenstand an sich wie durch die ausgezeichnete Behandlung desselben hervorragt. Das ist das Referat über Afrika, die Literatur von neun Jahren (1878—87) umfassend. Es stammt aus der Feder des bekannten Missionsinspectors Dr. Büttner, des jetzigen Lehrers des Suaheli am neugegründeten orientalischen Seminar in Berlin. Büttner weist darauf hin, das bis vor Kurzem die Historiker es gar nicht für ihre Pflicht hielten, sich um die wesentlich von Farbigen bewohnten Länder Afrikas zu kümmern, weil deren Völker keine Geschichte hätten. Erst die Bekanntschaft mit den Eingeborenen und das Studium ihrer Sprachen hätten gelehrt, daß hier die Resultate einer langen historischen Entwickelung vorlägen. Er weist darauf hin, daß man aus der afrikanischen Geschichte gar Manches für die Erkenntniß der prähistorischen Verhältnisse Europas lernen könne „Wir finden," sagt er, „in Afrika patriarchalische Despotieen, wo ein genau geregeltes Ceremoniell das höfische Leben regelt, z. B. in Uganda; wir finden eine Art constitutioneller Monarchie, wo der Fürst beständig auf den Rath der Großen zu hören hat, z. B. bei den Basuto. Daneben Kriegsstaaten, wo die militärische Disciplin Alles beherrscht, wie bei den Zulus und Swazis; . . . socialdemokratische Staatsbildungen wie z. B. bei den Hottentotten, wo der landesübliche Communismus nur ein wenig durch die Pietät gegen den Familienpatriarchen gemildert wird." Es liegt auf der Hand, daß die vergleichende Verfassungsgeschichte aus dem Studium dieser Verhältnisse den größten Nutzen ziehen wird.

Die Jahresberichte, so schloß ich eine frühere Anzeige, sind aus einer gelehrten Körperschaft, der Berliner Historischen Gesellschaft, hervorgegangen und richten sich auch zunächst an gelehrte Kreise. Zunächst, aber nicht ausschließlich. Der Gebildete, der über geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten sich unterrichten will, findet hier mit Leichtigkeit die Quellen, aus denen er Belehrung schöpfen kann.

L.

Musikalische Literatur.

W. A. Mozart von Otto Jahn. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Erster Theil. Mit drei Bildnissen und vier Facsimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Seit der zweiten Auflage der Jahn'schen Mozartbiographie, der besten Musikerbiographie, die überhaupt existirt, sind 22 Jahre verflossen. Die Mozartforschung ist während dieser Zeit nicht müßig gewesen, und wenn auch das Gesammtbild, das Jahn von Mozarts Leben und künstlerischer Bedeutung mit kundiger Hand und festen Zügen gezeichnet hat, durch die neugewonnenen Resultate nicht wesentlich alterirt werden kann, so ist doch über manchen dunklen Punkt, über manche zweifelhafte Einzelheit Licht verbreitet worden. Namentlich hat die kritische Gesammtausgabe der Werke Mozarts die Möglichkeit gewährt, eine Anzahl Ungenauigkeiten zu berichtigen, die Jahn in Folge der Mangelhaftigkeit seiner Vorlagen nicht vermeiden konnte. Deiters hat die gesammte Mozartliteratur der letzten zwei Decennien zu Rathe gezogen und mit kritischem Scharfblick verwerthet; da, wo absolut Neues vorlag, hat er mit zumeist glücklichem Erfolge versucht, Jahns Schreibweise und präcise Darstellung nachzuahmen. Der vorliegende Band erstreckt sich bis zum Jahre 1784. Der zweite (Schluß-) Band soll binnen Jahresfrist nachfolgen. Es steht zu erwarten, daß das monumentale Werk auch in seiner neuen Fassung von allen Freunden gediegener Musikliteratur freudig willkommen geheißen werden wird. eb.

Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Von Erich Prieger, Berlin, C. F. Conrad.

Die zuerst von Ph. Spitta aufgestellte Behauptung, die unter dem Namen des alten Bach cursirende Lucas-Passion rühre wirklich von diesem her, wird nach den Priegerschen Auseinandersetzungen kaum noch aufrecht erhalten werden können. Solch erbärmliche Stümpereien, wie sie wiederholt in dem Werke zu finden sind, hat sich Bach selbst in seiner Schülerperiode nie zu Schulden kommen lassen. Hoffentlich gelingt es weiteren Forschungen klarzustellen, warum er diese Pfuscharbeit eigenhändig copirt hat. eb.

Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden-N., Ferdinand Oehlmann.

Der Verfasser hat mit großem Fleiße Alles, was sich in Lessings Werken über Musik und musikalische Dinge vorfindet, übersichtlich zusammengestellt. Neben vielen zutreffenden Bemerkungen von allgemeingültigem Werthe — bedeutend sind namentlich die Ausführungen über das Wesen der Zwischenactsmusik — findet sich doch auch so Manches, was der Fachmusiker nicht unterschreiben kann. Kalischer ist vorurtheilsfrei genug, dies unumwunden anzuerkennen. eb.

Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad" von August Lesimple. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Eine knappe biographische Skizze des trotz der Protection Liszts und Wagners wenig bekannt gewordenen Componisten (1824—74), elegant geschrieben, aber nicht frei von Ueberschwänglichkeit. eb.

Ueber den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang. Ein Bericht an den Großh. Badischen Oberschulrath von Ed. Engel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter.)

Die Frage, ob es möglich sei, die Einzelstimmbildung in den untersten Klassen der Elementarschulen einzuführen, wird von dem Verfasser auf Grund seiner Erfahrungen in der Praxis bejaht. Ob die Principien Engels allgemein durchführbar sind, erscheint uns sehr zweifelhaft. Die Zeit, die dem Gesangunterricht in den Schulen eingeräumt wird, ist eine viel zu geringe, als daß auf den einzelnen Schüler Bedacht genommen werden könnte, und an Lehrern, die sich der Sache in der angeregten Weise annehmen könnten, dürfte vor der Hand kein Ueberfluß sein. eb.

Boll's musikalischer Haus- und Familien-Kalender. 1890. Herausgegeben von Franz Huldschinsky. Berlin, R. Boll.

Es ist geradezu erstaunlich, was hier für den billigen Preis (1 M.) geboten wird. Außer den hübschen musikalischen Beiträgen, welche ebenso reichhaltig als

geschmackvoll ausgewählt sind, werden wir durch eine wirkliche Fülle guter Textbeiträge überrascht. Alles sind Namen von gutem Klange, denen wir begegnen, und man ist in Verlegenheit, was man zuerst nennen soll. Wir finden reizende novellistische und humoristische Beiträge von Heiberg, Mauthner, Frau von Kapf-Essenther, Baron von Roberts; ferner Essay's von Otto Wismar und Adolf Kohut, Erinnerungen an Kaiser Friedrich III. und Herrn von Hülsen, an Hedwig Reicher-Kindermann und Richard Wagner. Recht werthvoll ist der Beitrag von Emil Bohn über Friedrich den Großen und seine Beziehungen zur Musik. Der Kalender ist reizend ausgestattet und enthält zahlreiche dem Texte beigefügte Abbildungen. s. s.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 1—29. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Gern nehmen wir Veranlassung, auf diese treffliche Sammlung aufmerksam zu machen, welche das quellenmäßige Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte den weitesten Kreisen erleichtert. Der Herausgeber, Prof. Seuffert in Graz, hat im Verein mit Erich Schmidt, J. Minor, L. Geiger, E. Elster, F. Muncker, E. Wolff und Anderen eine Reihe von merkwürdigen, aber selten gewordenen Literaturwerken genau nach den Originalausgaben abdrucken lassen und mit knappen, aber gut orientirenden Einleitungen versehen. Wir heben aus dem reichen Inhalt der früher erschienenen Bändchen — von denen jedes einzeln für sehr mäßigen Preis käuflich ist — namentlich hervor die „Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772" (Heft 7 und 8), mit höchst anregenden Untersuchungen des verewigten W. Scherer über die Betheiligung von Goethe, Herder und Merck an diesem kritischen Unternehmen; ferner die drei ersten Gesänge des „Messias" in ihrer ältesten Gestalt (Heft 11) mit interessanten Nachweisen Munckers über Entstehung und Fortgang der an die epochemachende Dichtung Klopstocks sich anschließenden Geschmacksrichtungen und Kämpfe; endlich die vielgenannte aber wenig gekannte Schrift Friedrichs des Großen „de la littérature allemande" (Heft 16), eingehend literarhistorisch erläutert von L. Geiger.

Das neueste Heft (29) enthält die von Gerstenberg herausgegebenen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur," ein Werk, welches als eine würdige Fortsetzung der Lessing'schen Literaturbriefe betrachtet werden kann. Wir sehen der literarhistorischen Einleitung zu diesen Briefen, welche Dr. A. v. Weilen in Wien im nächsten (30.) Hefte liefern will, mit Erwartung entgegen. dr.

Jahrbuch der Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. Max Wildermann. IV. Jahrgang. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1889.

Tag für Tag ist die Wissenschaft am Werke, uns neue Einblicke in das Walten der Natur zu verschaffen, und der Laie, der ihren Fortschritten folgen möchte, kann das kaum noch, indem er selbst aus den Fachzeitschriften schöpft, deren Zahl, entsprechend der immer weitergehenden Zersplitterung in Einzelfächer, fortwährend wächst. Wir haben es daher gleich beim ersten Erscheinen der oben angezeigten periodischen Veröffentlichung mit Freuden begrüßt, daß damit eine Sammelstelle geschaffen wurde für so vieles Zerstreute, und wir sind in unserer Erwartung, die wir an den Namen des Herausgebers knüpften, nicht getäuscht. In kurzen gemeinverständlichen Referaten berichten sachkundige Mitarbeiter über die wichtigsten Erscheinungen und Fortschritte auf den einzelnen Gebieten, und somit ist eine rasche Orientirung ermöglicht, die das eingehendere Studium dessen, was jeden Einzelnen specieller interessirt, zweckmäßig einleitet. Wir constatiren mit Freude, daß sich das Jahrbuch in dem neuen Jahrgang auf der Höhe seiner Aufgabe gehalten, in einzelnen Theilen entschieden an Uebersichtlichkeit gewonnen hat, und wir wünschen ihm die zunehmende Verbreitung in weitesten Kreisen, die es in Folge seiner Gediegenheit und vortrefflichen Ausstattung verdient. cht.

Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten. Von Dr. W. Richter in Hattingen (Ruhr). (Virchow-Holtzendorff, Vorträge,

N. F. III., 70.) Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Richter schildert in großen Zügen die Geschichte Ludwigs des Frommen und der folgenden Karolinger bis zum Ausgange dieses Herrscherhauses, indem die beiden Theilungsverträge von Verdun und Meersen die Hauptangelpunkte der Erzählung bilden. Als Kern der Handlungen Ludwigs des Frommen, durch welche die späteren Wirren veranlaßt worden, wird die Umstoßung der Thronfolgeordnung vom Jahre 817 hervorgehoben. Es ist keine erfreuliche Zeit, die wir hier durchwandern. Nach dem mächtigen Herrscher Karl dem Großen brachte das untergehende Geschlecht der Karolinger mit geringen Ausnahmen nur schwächliche untüchtige Regenten hervor, welche den von innen und außen das Reich bedrohenden Gefahren nicht gewachsen waren. Die nachtheiligen Folgen machten sich namentlich in der inneren Auflösung des Reiches fühlbar: der Adel erweiterte seine Güter und Rechte auf Kosten einerseits der Krone, andererseits der Gemeinfreien; die Bande der Abhängigkeit des Beamtenthums vom Königthum lockerten sich, und schließlich betheiligten sich auch die Geistlichkeit und die Kirche an den Angriffen des Vasallenthums gegen die königliche Macht. Gern wenden wir uns mit dem Verfasser am Schlusse der kleinen Schrift von dieser düsteren, kaum durch einen Lichtblick erhellten Periode hinweg der Gegenwart und der Heldengestalt Kaiser Wilhelms I. zu.

sb.

Culturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von Dr. Otto Mejer. Linden-Hannover, Carl Manz.

Der Herr Verfasser giebt aus reicher Kenntniß der Archive und vieler einschlagenden Correspondenzen acht kulturgeschichtliche Bilder aus dem früheren Leben Göttingens, mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Universität. Für viele Leser werden vielleicht die Mittheilungen „aus der Göttinger Studentenzeit unseres Reichskanzlers" am anziehendsten sein, obwohl diese abgesehen von der späteren Entwickelung der Person, um die es sich handelt, nicht gerade bedeutend sind. Für andere dürfte ein Aufsatz über eine der Universität im Jahre 1792 wegen der von Frankreich her importirten revolutionären Ideen (ohne erheblichen Grund) angedrohte Censurmaßregel oder die Mittheilungen über das Benehmen J. Grimms und Dahlmanns in einer akademischen Etikettenfrage besonderes Interesse haben. Ueber die akademischen Kreise hinaus geht die recht interessante Schilderung der Göttinger Geselligkeit gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Pietätvoll geschrieben ist der Lebensabriß des Göttinger Kunsthistorikers, Bibliothekars und Professors F. W. Unger (1810—1876), welcher den Schluß des Buches bildet.

P.

Rousseaus Krankheitsgeschichte. Von P. J. Möbius. Leipzig, Vogel.

Möbius ist, wie er selbst in der Einleitung bemerkt, nicht der erste, der in der körperlichen und geistigen Entwickelung Rousseaus Abweichungen vom Normalen wahrnimmt. Schon Zeitgenossen, die in nähere Beziehungen zu Rousseau traten, wie Grimm und Hume, hielten ihn für irrsinnig. Die Krankheit, an welcher der berühmte Genfer gelitten habe, bezeichnet Möbius als „combinatorischen Verfolgungswahn." Bei der Stärke seines moralischen Charakters war es aber möglich, daß er auf Gebieten, die sein Wahn nicht berührte, in hervorragender Weise geistig thätig war. Das Buch, welches das ganze Leben Rousseaus behandelt, ist sehr anziehend geschrieben und enthält so wenig medicinische Ausdrücke, daß es auch dem Laien empfohlen werden kann.

rj.

Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar, G. Böhlau.

Seit der Eröffnung des Goethehauses in Weimar sind die Namen der beiden Enkel des großen Dichters, welche lange Zeit hindurch treue, aber ängstliche Hüter der dort aufbewahrten Schätze gewesen sind, oft genannt worden: von ihrer Persönlichkeit aber haben nur Wenige etwas Genaueres gewußt. Im Vorworte zu der vierten Auflage seiner Vorlesungen über Goethe (1887) hat Herman Grimm ihnen schöne Worte nachgerufen; jetzt entwirft O. Mejer aus persönlicher Erinnerung ein anziehendes Lebens- und Charakterbild des jüngeren der beiden Brüder, von dem er am Schlusse mit Recht ausruft: „Er war seines Großvaters nicht glücklicher, aber nicht unwürdiger Enkel!"

dr.

Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirkens. Von Fedor von Köppen. Mit einem Titelbild nach dem Oelgemälde von Franz Lenbach im Leipziger Museum, 115 authentischen Abbildungen, sowie 16 allegorischen

Zeichnungen von Woldemar Friedrich. Leipzig, Adolf Titze.

Das prachtvoll ausgestattete Buch giebt eine geschmackvolle Darstellung des Lebens und Wirkens unseres großen Kanzlers bis in die jüngste Gegenwart hinein. Die sehr zahlreichen Illustrationen begleiten den Gang der Darstellung und führen uns, neben einer Anzahl interessanter Porträts von Bismarck selbst, eine Reihe von Persönlichkeiten, mit denen ihn nähere oder entferntere Beziehungen verbinden, und mit besonderer Vollständigkeit die Oertlichkeiten, welche den Schauplatz seiner Thätigkeit gebildet, anschaulich vor Augen.

fr.

Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Berlin, H. Reuther.

Das treffliche Buch, ein wirkliches Prachtwerk, nähert sich seiner Vollendung. Das Versprechen, daß die letzte Lieferung im Herbste vorliegen sollte, konnte freilich nicht gehalten werden; aber das ist ein gewöhnliches Vorkommniß bei groß angelegten Lieferungswerken. Um so stattlicher wird sich der gesammte Band ausnehmen; eine willkommene Gabe für alle Liebhaber des schönsten der deutschen Mittelgebirge. Die vielen großen und kleinen Illustrationen sind meist Cabinetstücke an stimmungsvoller Auffassung und geben den Localton gut wieder. Im begleitenden Texte hat Jensen seine eingehenden historischen und urkundlichen Forschungen mit Geschick und ohne Trockenheit dargestellt. Mit der fünften Lieferung beginnt auch der „Allgemeine Theil" und damit die Schilderung von Thier-, Pflanzen- und Steinwelt des Schwarzwaldes. Was auf S. 9 vom Klima des Oberrheinthales gesagt wird, ist für Viele gewiß überraschend, aber durchaus zutreffend. Im Ganzen bietet uns der Verfasser, der neuerdings, infolge nicht durchaus angenehmer Vorfälle, seinen Freiburger Wohnsitz aufgegeben hat, ein schönes Vermächtniß seiner Badener Zeit und Badener Arbeit. An dem nach guter Vorbereitung und mit Bedacht geschaffenen Werke ist Alles schön und gut — nur auf Jensens eigene Gedichte findet dies Lob keine uneingeschränkte Anwendung.

M.

Das rothe Zimmer. Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben. Von Aug. Strindberg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Heinr. Ortenburg. Budapest, G. Grimm.

Schon in einem früheren Heft dieser Monatsschrift besprachen wir kurz ein Werk dieses nordischen Realisten. Das neue Erzeugniß seiner Muse führt uns ein in die Heimstätten der Künstler und Schriftsteller Schwedens und bringt uns das Elend des geistig Begabten im Widerspruch zu dem Protzenthum des mit Gütern reichgesegneten Krämers klar und unverblümt vor Augen. Meisterhaft hat Aug. Strindberg diesen Gegensatz durchgeführt; nur hätten wir auch seinen Schilderungen eine gedrungenere Kürze gewünscht, wodurch sie entschieden gewonnen haben würden. Jedem, der Interesse für Kunst und Künstler hat, seien diese Atelierskizzen empfohlen.

ps.

Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft I. Adam's Söhne. Eva's Töchter. Von E. Bely. Breslau, S. Schottlaender.

Es sind keine erfreulichen Bilder, die uns die Verfasserin enthüllt. Mit schonungsloser Hand reißt sie den Typen der oberen Zehntausend die Maske scheinbaren Glückes und ruhigen Lebensgenusses herab und zeigt uns die ganze Hohlheit und Verlogenheit, das ganze Elend, das sich dahinter verbirgt. Aber nicht bitter ist der Ton, in dem sie schreibt, sondern nur erfüllt von unendlichem Bedauern, daß das, was sie schildert, so ist, wie es eben ist. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist — wenigstens in den meisten Fällen — eine durchaus gelungene. Mit wenigen Strichen versteht es die Verfasserin lebenswahre Figuren zu schaffen, die oft von einer solchen plastischen Deutlichkeit sind, daß wir fast meinen, die Originale kennen zu müssen. Die Sprache zeichnet sich durch leichten Fluß und ruhige Vornehmheit aus.

H—n.

Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

So wie sich in diesem Buche das Leben darstellt, ist es glücklicherweise nicht. Diese „Mächte" — der Titel ist ganz unzutreffend — spielen doch nur in einem kleinen und zwar verderbten Theile der Gesellschaft eine bestimmende Rolle. Dabei Richard Wagner und Antisemitismus, der bosnische Aufstand und socialer Umsturz, lasterhafte Fürsten und verkommene Künstler — non multum, sed multa! Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sein geschicktes

Erzählertalent einem so unerquicklichen Stoffe gewidmet hat. M.

Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit. Von Maurus Jókai. Deutsch von Ludwig Rotter. Wien, M. Breitenstein.

Bei der Lectüre dieses originellen Buches mußten wir an den Ausspruch Goethes über Byron's Don Juan denken: „es ist ein grenzenlos geniales Werk." Mit einer die Grenzen des Schönen nicht immer innehaltenden Genialität zaubert uns der ungarische Dichter ein Bild der ganzen menschlichen Tragikomödie des Lebens vor Augen, das uns im Innersten packt und fesselt und uns aufrüttelt aus dem einschläfernden Schlendrian, in den uns die alltäglichen Geschäfte nur zu leicht versinken lassen. Es ist ein Buch, mehr für Männer, als für Frauen geschrieben; aber zu denken wird es Jedem geben, der die Fähigkeit zu lesen noch nicht verloren hat durch die seichte Waare, mit der unser Büchermarkt überschwemmt wird.

Schade, daß die deutsche Ausgabe nur zu oft daran erinnert, daß wir es nur mit einer Uebersetzung zu thun haben! J.

Der Seelsorger. Roman. Von Victor Valentin. Leipzig, Carl Reißner.

Ein neuer Schriftstellername, der sich mit dem vorliegenden Werke sehr vortheilhaft in die literarische Welt einführt. Den Inhalt des Romans bildet die Entwickelung des innern und äußern Lebens eines jungen Theologen, der im Bade, wo er sich nach den Examenmühsalen zu seiner Erholung aufhält, die Bekanntschaft einer reichen, vornehmen, vom Schicksal hart mitgenommenen Dame macht und durch diese Bekanntschaft eine Erschütterung und Umwandlung seines Glaubens, seiner Weltanschauung und seines ganzen Wesens erfährt. Auch auf den Charakter der Frau gewinnt das nahe freundschaftliche Verhältniß, in das sie zu dem jungen Manne tritt, einen starken Einfluß, so daß sie allmählich nach einer schweren, das Glück beider beinahe vernichtenden Krisis die Bitterkeit und Herbheit ihrer Lebensauffassung überwindet und sich zu ruhiger Klarheit durchringt. Es ergiebt sich eine Vereinigung der einander von Herzensgrund Liebenden als naturgemäßer Abschluß. Das Talent des Verfassers offenbart sich sowohl in der Führung der Handlung wie in der sicheren Zeichnung der psychologischen Vorgänge. Ebenso verdienen Sprache und Darstellung alles Lob. Wir dürfen von Valentins weiterer Entwickelung das Beste erwarten. h.

Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. Berlin, J. H. Schorer.

Der Verfasser, dessen Bekanntschaft die vorliegende, anscheinend wohlgelungene Uebersetzung uns zum ersten Mal vermittelt, steht auf dem Boden der nordischen realistischen Schule, ohne in die Ausschreitungen derselben zu verfallen. Gegenstand seines Romans bildet das Eheproblem, der Gegensatz von Vernunftehe und Liebesheirath. Ein sechzehnjähriges, zu eigenartiger, selbständiger Entwickelung veranlagtes Mädchen, Selma Berg, wird durch ihren Oheim, einen Pastor, in wohlmeinender Absicht, aber mit unredlichen Mitteln, dazu bestimmt einen reichen Gutsbesitzer zu heirathen, der sie vergöttert, aber von ihr nicht wieder geliebt wird. Ihr Herz gehört, ihr unbewußt, ihrem Vetter Richard. Nach Jahren führt das Schicksal Beide zusammen, sie kinderlos, äußerlich in glänzenden Verhältnissen, innerlich unbefriedigt und gedrückt, ihn als Verlobten einer Anderen. Er offenbart eine ihr ebenbürtige und nah verwandte starke Natur, und Beide gerathen unmerklich in ein intimes Freundschaftsverhältniß, das, anfangs unsträflich, bald zu schweren Versuchungen führt, da auch seine Gattin, in deren Schönheit er sich verliebt, ihm geistig nicht genügt und neben Selma verblaßt. So ergiebt sich ein ernster Conflict, aus dem sich jedoch die sittliche Kraft der Heldin siegreich herausringt, und zu dessen Lösung schließlich ihr eigener Gatte ebenfalls das Seinige beiträgt. Die hiermit nur in Umrissen angedeuteten psychologischen Vorgänge, der Charakter des jungen Mädchens, seine Umwandlung und Entfaltung in der Ehe, seine Läuterung in schwerer Prüfung, sind ebenso wie die Gestalten der übrigen Personen mit großer Feinheit und Schärfe und mit künstlerischer Vertheilung von Licht und Schatten dargestellt. Die sociale Tendenz des Buches tritt nicht in störend aufdringlicher Weise hervor, sondern ist aus der objectiven Schilderung nur leise herauszufühlen. Wir hoffen, dem begabten Verfasser bald wiederum zu begegnen.

ph.

Herzensirren. Roman von Martin Bauer. Breslau, S. Schottlaender.

Martin Bauer gehört zu den Autoren, die durch unablässiges Streben nach Vervollkommnung und strenge Selbstzucht aus bescheidenen literarischen Anfängen heraus sich immer bedeutender und überraschender entwickelt haben. Mit jedem Werke hat der Verfasser einen Fortschritt zu verzeichnen gehabt, hat er an künstlerischer Reife, Tiefe und Formvollendung gewonnen. Das zeigt sich auch im vorliegenden Romane, der das eheliche Leben zweier Freunde schildert, von denen der eine, sein Glück nicht kennend und achtend, es verliert, um es, nachdem er seinen Werth erkannt, mit Mühe, nach schweren Seelenkämpfen, wieder zu erringen, während der andere, den ein grausames Geschick an ein ungeliebtes Weib gefesselt, welches Liebe und Eifersucht bis zum Verbrechen treibt, erst durch den Tod der Gattin frei wird und nun dem Zuge seines Herzens folgen kann. Die Charaktere sind gut gezeichnet und folgerichtig entwickelt; die Ausmalung der seelischen Vorgänge, namentlich in den Frauengestalten, ist von großer Feinheit und Schärfe; der Dialog ist gewandt, pointirt, die ganze Darstellung voll Fluß und Leben. Nur auf die Beseitigung gewisser stilistischer Eigenheiten, deren häufige Wiederkehr zuweilen störend wirkt — wir erwähnen hier nur die vielen parenthetischen Sätze — wird der Verfasser in Zukunft bedacht sein müssen. O. W.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, V. 23.

Das hier behandelte Problem ist nicht gerade neu oder besonders tief erfaßt; aber der Verfasser weiß trefflich zu unterhalten und uns für seine Personen, namentlich für die Heldin, genügend zu erwärmen; er versteht in Allem Maß zu halten und erzielt so eine nicht immer tiefe, aber stets reine, gleichmäßige Wirkung. Der liebenswürdige, nie aufdringliche Humor berührt recht wohlthuend und hat an dem erfreulichen Eindruck des Büchleins nicht geringen Antheil. O. W.

Verbotene Früchte und andere Erzählungen. Von Nataly v. Eschstruth. Jena, Hermann Costenoble.

Ein erzwungener Humor und unmögliche Situationen machen aus den „Verbotenen Früchten" eine Komödie der Irrungen, an der ein gebildeter Geschmack durchaus keinen Gefallen finden kann. Es ist bedauerlich, wenn ein schönes Talent so verflacht; bei strenger Selbstkritik wäre dies nicht möglich. mz.

Silva Mariä. Eine Erzählung aus der Reformationszeit von H. Raydt. Hannover = Linden, Verlag von Carl Manz.

Die auf geschichtlicher Grundlage beruhende Erzählung, welche sich im Kloster Mariemwalde, in der Gegend des alten Ratzeburg abspielt, giebt ein schlichtes, aber anschauliches Bild von den Leiden, die der aufstrebende Protestantismus im Kampfe mit der alten Kirche zu erdulden hatte. Demselben Bestreben, welches z B. den Lutherfestspielen zu Grunde liegt, nämlich das protestantische Bewußtsein zu stärken, scheint auch das vorliegende Werk in erster Linie seine Entstehung zu verdanken; die Erweckung eines ästhetischen Interesses kam für den Verfasser, der ein bewährter Schulmann ist, wohl erst in zweiter Reihe in Betracht. Auf die Vortheile einer kunstvollen Composition verzichtend, erzählt er einfach chronologisch die Lebensgeschichte der Helden von der Kindheit bis zum Tode, und begnügt sich, seine Gestalten in den Umrissen correct hinzustellen, ohne eine sorgfältigere plastische Ausarbeitung derselben für nothwendig zu halten. Für Volksbibliotheken, auf welche das Buch speciell berechnet zu sein scheint, kann es warm empfohlen werden. O. W.

Feldspath, Drei Erzählungen aus Hessen von E. Wentzel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die Geschichten sind hübsch erfunden und hübsch erzählt, mit Humor gewürzt und können als gute Unterhaltungslectüre empfohlen werden.

Allerhand kleine Geschichten. Von Martin Beck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter.)

Ein ansprechendes, wenn auch nicht überall gleichmäßiges Talent offenbart sich in diesen schlichten Erzählungen und Stimmungsbildern; der Verfasser besitzt Empfindung, Gemüth und eine unverkennbare Begabung für Naturschilderungen; in einigen Skizzen zeigt er auch eine satirische Neigung. Das richtige Maß ist bei diesem leichten Genre jedoch nicht immer innegehalten; einige Artikel sind zu nichts-

sagend, wie „Auf dem Berliner Christmarkte"; dagegen wird in „Recht?" ein Problem berührt, das für solche aphoristische Behandlung von zu tiefer Natur ist; der Verfasser wirft hier nur eine Frage auf, statt sie zu beantworten. O. W.

Kleine Geschichten von A. Godin. Berlin, J. H. Schorer.

Sorgfältig abgetönte Aquarellbildchen, zart und innig, aber doch auch nicht ohne eine gewisse Energie ausgeführt, werden sich diese sechs „kleinen Geschichten" der beliebten Verfasserin gleich ihren Vorläufern gewiß vor Allem bei dem weiblichen Lesepublicum, aber keineswegs nur bei diesem, viele Freunde erwerben. Sie geht der Darstellung starker Leidenschaften und schroffer Conflicte gern aus dem Wege, läßt aber tiefere Seelenkunde nicht vermissen und weiß auch ohne grelle Effecte anzuziehen und zu fesseln. Fast alle Geschichten sind von einem feinen und liebenswürdigen Humor durchweht. Besonders gelungen ist die Mystification des Lesers in der hübschen Novellette in Briefen „Herzklopfen", die sich auch durch treffliches Localcolorit auszeichnet. ph.

Deutsch-Ungarisches. Erzählungen von Karl Geist. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Das hübsche Buch hätte einen hübscheren Titel verdient. Es enthält neun Novellen, welche keinen anderen Zusammenhang haben, als daß sie alle auf ungarischem Boden spielen und ungarisches Leben zum Gegenstand haben. Die Stoffe sind sehr verschieden. Eine von den Erzählungen führt in die Römerzeit, als des Landes Hauptstrom Grenze zwischen Markomannen und Römern war; die meisten spielen in der Gegenwart. Allerliebst erscheint die „Geschichte vom Faschingkrapfen", besonders gelungen auch „Fata Morgana": ein reicher junger Engländer, der auf dem Dampfer nach Konstantinopel reisen will, wird durch komische Mißverständnisse, ohne irgend eine Kenntniß der Landessprache, nach einem ungarischen Edelsitz verschlagen. Die Erfindung ist überall angenehm, die Sprache unterhaltend und lebhaft. So kann die Sammlung bestens empfohlen werden. M.

Albertus Magnus und Gerhard von Riehl. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, von Franz Siking. Karlsruhe, G. Braun. 1889.

Dieser historische Roman, dessen Widmung der Großherzog von Baden angenommen hat, behandelt die denkwürdige Zeit der Grundsteinlegung des Kölner Doms. Um die mächtig hervortretende Gestalt des Erzbischofs Konrad von Hochstaden gruppiren sich die Zierden von Kunst und Wissenschaft, der gelehrte, der Zauberei verdächtige Dominikanermönch und der geniale Begründer des Kölner Prachthaus. Den rothen Faden für die Darstellung liefert ein fein ausgeführter Liebeshandel. Margareta, die Pflegetochter des Kirchenfürsten, verschmäht die Werbung des vornehmen Grafen von Flandern und erwählt den Steinmetzmeister. Trotz der Anfeindungen des Erstgenannten erlangt das Liebespaar in Gegenwart des Königs Wilhelm von Holland die ersehnte Vereinigung. Die Erzählung bewegt sich in edler, vornehmer Sprache, die aber oft schwerfällig wird; die germanische Mythologie ist in reichlichem Maße (wohl nicht ganz zeitgemäß?) verwerthet. M.

Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Kruses jüngstes Trauerspiel ist bereits im vergangenen Winter über die Bühne des Kgl. Schauspielhauses in Berlin gegangen. Im Mittelpunkt der Handlung der „Arabella Stuart" steht das traurige Geschick eines edlen Liebespaars, dessen Glück durch die falsche staatsmännische Weisheit und mißtrauische Vorsicht König Jacobs I. zu Grunde gerichtet wird. Auch im Uebrigen ist es der launische und Einflüsterungen zugängliche, doch im Grunde gerechte und wohlmeinende Sinn des Königs, welcher in unseliger Gemeinschaft mit den furchtbaren Ränken und Verbrechen der Lady Somerset die Verwickelungen herbeiführt. Besonders reich an dramatisch bewegtem Leben ist der erste Act des Stückes. Vornehmer Stil der Sprache und schöner Wohllaut der Verse zeichnen auch Kruses neuestes Werk in hervorragendem Maße aus. Sch.

Seegeschichten. Kleine Dichtungen von Heinrich Kruse. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

„Ich hätte diese Dichtungen mit vollem Rechte Idyllen nennen können; denn sie sind ja kleine Bilder aus dem Leben der deutschen Schiffer und Fischer," sagt der Herr Verfasser im Vorwort. Aber, fügen wir hinzu, Bilder, in welche sehr Vieles mit scharfer Beobachtung und in trefflich abgerundeter Darstellung hineingearbeitet ist; bald bewegte und wechselnde Schicksale

des nach Glück jagenden Abenteurers, bald kecker Seecadettenhumor, bald Matrosenwitz und -Aberglaube, bald aber auch Scenen aus so mancher Tragödie oder Tragikomödie der Weltgeschichte, auf welche das scharfe Auge des Seefahrers an europäischen und außereuropäischen Küsten einen Blick hat werfen können. Es ist bekannt, daß unser Dichter mit Leichtigkeit und doch mit Meisterschaft den von manchem Jüngeren mit Unrecht geschmähten deutschen Hexameter für seine Erzählungen verwendet. Drei der hier gesammelten Geschichten — und wahrlich nicht die schlechtesten! — waren schon in „Nord und Süd" (Heft 45, 54, 117) erschienen; auch die übrigen sechzehn empfehlen wir nachdrücklich der Beachtung unserer Leser. O.

Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Titel, unter welchem der Verfasser seine sieben Novellen in die Welt schickt, giebt schon das Grundmotiv an, welches in denselben vorherrscht. Die meisten klingen mit einer Dissonanz aus. Schiffbruch gelitten haben alle seine Helden und Heldinnen im Kampfe des Lebens und namentlich in der Liebe. Aber die Motivirung, welche der Verfasser dafür giebt, daß es so und nicht anders gekommen ist, hat manchmal einen recht fatalistischen Beigeschmack, und wir können ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Erzählungen recht viel Unwahrscheinliches und Phantastisches enthalten. mz.

Erzählungen aus dem Wiener Wald. Von Philipp Bogler. Danzig, Carl Hinstorff.

Der Verfasser weiß den Volkston unter glücklicher Anwendung des Dialektes ausgezeichnet zu treffen. Die Harmlosigkeit, Naivetät, köstliche Frische und gesunde Ursprünglichkeit der von ihm geschilderten Naturkinder muthet uns ebenso an, wie frischer Tannenduft. Die Charaktere sind nicht ohne Geschick gezeichnet; feine und glückliche Züge bekunden die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers. Eine Reihe hübscher Genrebildchen entrollt sich vor unseren Augen. Freilich fehlt bei dem Aufbau der Handlung die Steigerung, die künstlerische Entwickelung; aber man wird durch das Gebotene reichlich entschädigt. Die Ausstattung des Buches ist elegant und geschmackvoll. s. s.

Odovakar, ein Charakterbild aus der Völkerwanderung. Von Eduard von Cölln. Danzig, Carl Hinstorff. (Gustav Ehrke).

Daß Eduard von Cölln die Nibelungenstrophe mit Geschick und Geschmack zu handhaben versteht, das hat er in seinem prächtigen Epos „König Harald Blauzahn" gezeigt. Im Vorworte zu Odovakar bemerkt der Dichter mit Recht, daß die Nibelungenstrophe von gleicher Vielseitigkeit in der Anwendung der Versfüße ist, wie der griechische Hexameter, und daß sie, wenn noch der funkelnde Strom des germanischen Stabreims darüber ergossen wird, den Hexameter durch einschneidende Wirkung und Glanz des Vortrages überbietet. Der achte Halbvers ist mit vier Hebungen gebildet, und dadurch ist Eintönigkeit vermieden. Freilich, wenn der Dichter nicht mit Meisterschaft die Sprache beherrschte, hätte er kaum das Interesse des modernen Lesers in solchem Maße gewinnen können! Aber die Kraft der Schilderung, die Lebendigkeit der Darstellung, das glänzende historische Colorit, die Schärfe der Charakteristik — das sind Vorzüge, die dem Epos und damit dem Dichter neue Freunde erringen werden. s. s.

Aspasia. Lustspiel in 5 Aufzügen von Adalbert Brunn. Dresden, Verlag von Rudolf Petzold.

Der Dichter — sit venia verbo! — braucht uns in der Vorrede nicht zu versichern, daß die Personen seines Stückes keine Copien lebendiger Vorbilde seien. Es sind thatsächlich leere, blutlose Schemen, und sein sogenanntes Lustspiel hat uns in seiner öden Langweiligkeit recht traurig gestimmt.

Phaëton. Ein Trauerspiel in vier Acten von Karl Wilhelm Geißler. Cöthen, Paul Schettlers Erben.

Wie ein Versuch eines talentvollen Primaners, der seinen Sophokles und Euripides mit Verständniß gelesen hat — so erscheint uns dieses Trauerspiel aus dem Alterthum. Hie und da trifft man einige hübsche lyrische Stellen; aber genügt das, um ein Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben? J.

J. Schmidt's Kunstverlag in Florenz versendet farbige Holzschnitte auf Goldhintergrund von Heiligen und Engeln, die sich durch ihre vorzügliche Ausführung auf's Beste empfehlen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Barazetti, S., Apsara. Zwischen Lipp' und Kelchearand. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Baumbach, R., Es war einmal. Märchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Erste und zweite Sammlung. (Deutsche Litteraturdenkmale des 17. u. 18. Jahrhunderts. 29. Band.) Heilbronn, Gebr. Henninger.

Bulthaupt, H., Der verlorene Sohn. Schauspiel in vier Acten. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.

Bürger, G. A., Sämmtliche Gedichte herausgegeben von Eduard Grisebach. In 2 Bänden. Hundertjahrs-Jubelausgabe. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Clericus, L., Europäische Staats-Wappen als Vorlagen für Canevasstickerei. Lieferung 1. Deutsches Reich. Dresden, R. von Grumbkow Hofverlag.

Conway, H., Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Autor. Uebers. a. d. Englischen von A. Scheibe. (Engelhorn's Allg. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dahnow, M., Tante Hannas Sommerfreude. Eine Erzählung für Mädchen von 10—14 Jahren. Mit 4 Farbendruckbildern von R. Knöter. Rathenow, M. Babenzien.

Dedekind, J., Die Achten-Lini. Eine Novelle nach Motiven aus dem Künstlerleben. Mit einem Portrait von Frau Fischer-Achten. Braunschweig, B. Goeritz.

Dernburg, Friedrich, Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman. Zwei Bände. Berlin, Walther u. Apolant.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Begründet von F. v. Holtzendorff. Herausg. v. O. Lammers und Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Vierter Jahrg. Heft 53. 57. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausg. von L. Quidde. Jahrg. 1889. III. Heft. Zweiter Band. Erstes Heft. Freiburg i. B., I. C. B. Mohr.

Dreher, E., Die Physiologie der Tonkunst. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Dreher, K., Kirchweih. Gedichte in oberbayerischer Mundart. Illustr. von Münchener Künstlern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dürckheim, Ferdinand Graf Eckbrecht, Allerlei Gereimtes und Ungereimtes. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Ebers, Georg, Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ebner-Eschenbach, M. v., Aphorismen. Dritte Auflage, vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen. Berlin, Gebr. Paetel.

Ehrenberg, H., Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreissigers 1870/71. Mit 3 Karten. Rathenow, M. Babenzien.

Ernst, O., Offenes Visier! Gesamm. Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichen Leben. Hamburg, C. Kloss.

Eschstruth, N. v, Hofluft. Roman. Berlin, J. H. Schorer.

Frenzel, K., Wahrheit. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.

Fricke, W., Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nordöstliche Westfalen. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag.

— Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der rothen Erde. Nebst Karte und Abbildungen. Minden, i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Ganghofer, L., Es war einmal. . . . Moderne Märchen. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Garschin, W. M., Erinnerungen des Kriegsfreiwilligen Iwanow a. d. Russisch-Türkischen Kriege im Jahre 1877. Aus d. Russ. übers. Berlin, Geschäftsstelle der „Parole" (Funcke & Naeter.)

Gonzenbach, C. v., Nilfahrt. Mit 203 Illustrat. 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von R. Nainella. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Goetze, A., Am Waldesrand. Märchen u. Träume. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.

Grasberger, H., Auf heimatlichem Boden. Erzählungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Greinz, R. H. u. J. A. Kapferer, Tiroler Volkslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grosse, J., Episoden und Epilege. Kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange. Zweite Auflage. München. G. D. W. Callwey.

Hagmann, J. G., Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (Sammlung gemeinverst. Vorträge. Neue Folge. Vierte Serie. Heft 88.) Hamburg. Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Hamerling, R., Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

— Die Waldsängerin. Novelle. Vierte Auflage Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

— Germanenzug. Canzone. Fünfte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Hartl-Mitius, Odysseus im Salon. Roman. Mit 6 Portraits. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hecker, C., Casino-Geschichten. Illustr. von H. Schlittgen. Stuttgart, C. Krabbe.

Henne am Rhyn, O., Die Cultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. Erster Band. Danzig, C. Hinstorff.

Hörmann, L. v., Grabschriften und Marterlen Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hübner, M., Maiglöckchen. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben Kaiser Wilhelm II. und der Kaiserin Augusta Victoria. Für die deutsche Jugend gesammelt. Breslau, Franz Goerlich

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Auflage. Freiburg i./B. J. C. B. Mohr.

Jensen, W., Im Vorherbst. Gedichte. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Kirchbach W., Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lieferung 72—74. Prag. F. Tempky.

Kleinert, K. E., Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. (Sammlung gemeinverst. Vorträge. Neue Folge. Vierte Serie Heft 89.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Köppen, F. v., Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirkens. Mit einem Titelbild, 115 authentischen Abbildungen sowie 16 allegor. Zeichnungen von W. Friedrich. Leipzig, A. Titze.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 63 und 64. München, G. Hirths Verlag.

Kurz, J., Florentiner Novellen. Stuttgart, Göschen'sche Verlagshandlung.

Lanzky, Paul, Am Mittelmeer. Gedichte. Stuttgart. J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Lemmermayer, Fr., Menschen und Schicksale. Minden, i.W., J. C. C. Bruns Verlag.

Lothelssen, Ferdinand, aus dem Nachlasse von, Zur Kulturgeschichte Frankreichs im XVII. und XVIII. Jahrhunderts.. Mit einer biographischen Einleitung von Anton Bettelheim. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Ludwig, J., Im kühlen Grund und andere Geschichten. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Mörike, Eduard, Gesammelte Schriften. 4 Originalleinwandbände. Stuttgart, G. J. Göschen.

Münchener Jahres-Ausstellung von Kunstwerken aller Nationen 1889. Text von Max Bernstein. Lieferung 2–5. München, Kunst- u. Verlags-Anstalt. (D. E. Albert & Co.)

Pichler, Helene, Aus der Brandung des Lebens. Fahrten zu Wasser und zu Lande. Zweite Auflage. München, Georg D. W. Callwey.

— Der Nordstern und Anderes. Acht Seenovellen. München. Georg D. W. Callwey.

Rethwisch, Ernst, Letzte Jugendlieder. Zweite vermehrte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

— Der dankbare Gläubiger. Lustspiel in vier Acten. Norden, Hinricus Fischer, Nachfolger.

— Bischof Lothar. Trauerspiel in fünf Acten. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Robert, H., Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit Ill. von Greil und Schmilhammer. Lieferung 66—75. Wien, A. Hartleben.

Rosenberg, A., Geschichte der Modernen Kunst. Dritter Band: Die Deutsche Kunst. Zweiter Abschnitt 1849–1889. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Runeberg, J. L., König Fjalar Uebers. von Gottfr. von Leinburg. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F, Richter.)

Sanders, Daniel, Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien. Berlin, Hans Lüstenöder

— Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniss an das deutsche Volk. Berlin, Hans Lüstenöder.

Schneider von Arno, José Baronin. Aus Oesterreich. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schmidkunz, H., Ueber die Abstraction. Halle, C. E. M. Pfeffer

— Analytische und synthetische Phantasie. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Schmitz, M., Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Mit einem Portr. des Herzogs. Neuwied, Heuser's Verlag.

Schuchhardt, C., Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Mit Portraits, Karten, Plänen und Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schücking, L., Novellen. Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag.

Schwartz, A., Der Literarisch-gesellige Verein zu Oldenburg. Denkschrift zum fünfzigjährigen Stiftungsfeste. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Schwebel, O., Verfestet. Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380. Minden in Westpfalen. J. C. C. Bruns Verlag.

Stieler, K., Reisebilder aus vergangener Zeit. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Stohn, H., Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Dritte erweiterte u. verbesserte Auflage. 2 Bände. Leipzig, G. Engel.

Storm, Th., Der Schimmelreiter. Novelle. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Sylva, Carmen, Vom Amboss. Bonn, Emil Strauss.

Tausend und eine Nacht. Lieferung 31—35 (Schluss). Stuttgart, Riegersche Verlagsbh.

Telmann, K., Sizilianische Geschichten. 2 Bde. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Theuriet, A., Gertruds Geheimniss. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französ. v. N. Rümelin. (Engelhorn's Allg. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Liefer. 7—8 Wien, Verlag von Unsere Kunst in Wort u. Bild.

Vierordt, Heinrich, Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Villinger, H., Aus dem Kleinleben. Erzählungen. Zweite Auflage. Frankfurt a./M. und Lahr M. Schauenburg.

Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Curiosium vom Jahre 1780. Herausgegeben von H. Hayn. Borna-Leipzig, A. Jahnke.

Ward, H., Robert Elsmere. Roman. Mit Autoris der Verfasserin deutsch von Therese Leo. 2 Bände. Berlin, J. H. Schorer.

Wechsler, Ernst, Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

— Wiener Autoren. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wehl, F., Zelt und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen a. d. J. von 1863—1884. Zweite Band. Altona, A. C. Reher.

Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Weill, Alex., Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands. Mit einem Nachwort: Eine Revolution i. d. Geschichte d. Religion. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Wilbrandt, Adolf, Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

— Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre mit ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung. Zweiter Band, erste u. zweite Abtheilung. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Wolff, E., Lieder der Treue. Balladen u. Gesänge. Altona, A. C. Reher.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	=
Schlossbrunn	41^{8}	=
Theresienbrunn	47^{1}	=
Neubrunn . .	47^{3}	=
Marktbrunn .	31^{5}	=
Felsenquelle .	47	=
KaiserKarls-Qu.	33^{4}	=
Kaiserbrunn.	39^{1}	=

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889,

Flaschen und Krüge.

"Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den schlagendsten Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein Tafelwasser von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden Hemisphären, wohin man auch reist, es überall zu finden ist, es ist allgegenwartig ('ubiquitous'), und sollte eigentlich das 'Kosmopolitische Tafelwasser' genannt werden. 'Quod ab omnibus, quod ubique.'"

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Band 52. — Heft 156.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
März 1890.
Breslau.
S. Schottlaender.

MAR 18 18

März 1890.

Inhalt.

Seite

Emil Marriot in Wien.
Perlen. Novelle. 273

Heinrich Kruse in Bückeburg.
Tibur. Elegie 296

Wilhelm Fischer in Bückeburg.
Heinrich Kruse 298

Otto Brahm in Berlin.
Schiller und Lotte. Eine Jahrhundert-Erinnerung 306

K. Marold in Königsberg i. Pr.
Die Vagantenlieder des Mittelalters und die Natur 334

B. Volz in Potsdam.
Der Künstlerwahnwitz Kaiser Neros. Ein Versuch 350

Friedrich von Weech in Karlsruhe.
Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen 355

Titus Ullrich in Berlin.
Dichtungen 380

Bibliographie. 398
Unsere Kunst in Wort und Bild. (Mit Illustrationen.) Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.

Archäologische und kunstgeschichtliche Literatur. 403

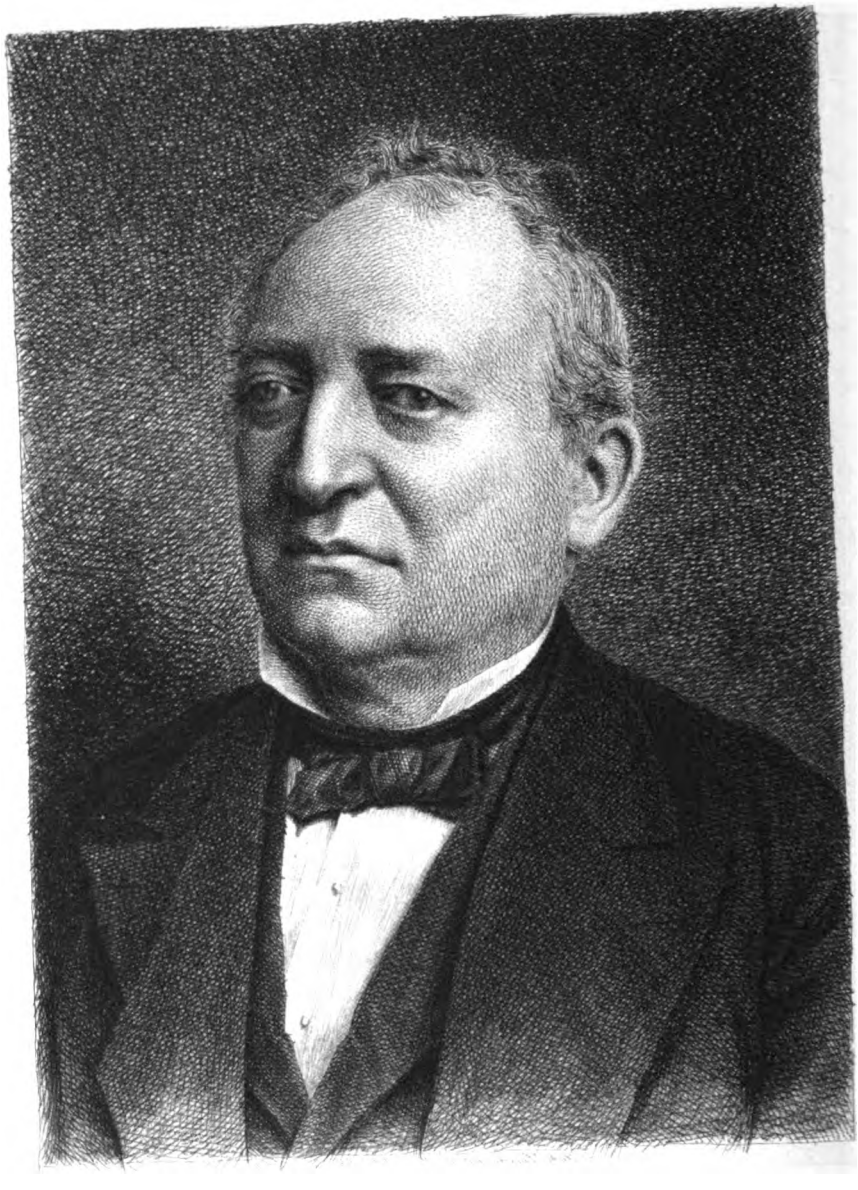
Bibliographische Notizen. 406

Hierzu ein Portrait von Heinrich Kruse.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



Heinrich Kruse.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — März 1890. — Heft 156.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heinrich Kruse.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

HARVARD COLLEGE
MAR 18 1896

Perlen.

Novelle.

Von

Emil Marriot.

— Wien. —

Sie wollen, daß ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzähle? Recht gern, meine Herren. Ich habe gerade jüngst, am Allerseelentage, lang und lebhaft an eine junge Todte gedacht, mit welcher ich, obschon ich um dreißig Jahre mehr zählte als sie, innig befreundet gewesen bin. Es war dies ein höchst eigenthümliches Mädchen, und auch ihre Todesart . . . Doch das hieße ja mit dem Ende beginnen. Rücken Sie denn zusammen und machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie eine ziemlich lange, und wenn auch nicht lustige, so doch in ihrer Art merkwürdige Geschichte zu hören bekommen werden.

* * *

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt: Wie kommen diese Eltern zu dieser Tochter? Jedem, selbst dem oberflächlichsten Beobachter, hätte sich diese Frage aufdrängen müssen. Stellen Sie sich eine kleinbürgerliche Wiener Familie vor: der Vater Beamter, der Sohn im Begriff, Beamter zu werden, die Mutter eine brave, beschränkte Hausfrau, die über Strickstrumpf und Kochbuch nicht hinauskam, die Tochter, beseelt von dem Verlangen, eine eben solche Hausfrau zu werden: das waren die Eltern und Geschwister meiner jugendlichen Freundin Hedwig. Diese vier Menschen konnten für die verkörperte Zufriedenheit gelten: kein Wunsch, ihre Verhältnisse zu ändern, keine, auch nicht die leiseste Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem oder auch nur schwer zu Erreichendem . . . sie waren zufrieden mit ihrer kleinen Wohnung, mit ihrem einförmigen Leben und ihrer eng-

begrenzten Zukunft. Es waren glückliche Menschen. In der Familie soll es vordem einige unruhige, mißvergnügte Köpfe gegeben, ein Großonkel oder sonst ein Verwandter soll sich sogar erschossen haben . . . und diese unseligen Eigenschaften müssen wohl auf die arme Hedwig vererbt worden sein, denn Thatsache war, daß dieses Mädchen mit ihren Eltern und Geschwistern nicht das Geringste gemein hatte. Ich will sie nicht in Schutz nehmen: vielleicht hatte sie keine Berechtigung, höher hinaus zu wollen. Aber daß sie es wollte, oder richtiger gesagt, mußte, war am Ende nicht ihre Schuld. Wenn ich sie ansah, überkam mich tiefes Mitleid. Sie war ein blasses, sehr schlankes Geschöpf, dem der innere Zwiespalt vom Gesichte abzulesen war: sie schämte sich ihres Unvermögens, sich emporzuringen, sie fühlte sich unbehaglich in dem Kreise, in welchen das Schicksal sie gewiesen hatte, und dieses Unbehagen lastete wie eine Schuld auf ihr . . . . Sie war niemals unfreundlich, niemals mürrisch, aber sie rief einen peinigenden Eindruck hervor — so etwa wie ein Waldvogel, den man in einen engen Käfig gesperrt hat. In ihrer ersten Jugend wollte sie Schauspielerin, Schriftstellerin, irgend etwas Besonderes werden. Später stimmte sie ihre Wünsche herab und begnügte sich damit, daß sie kleinen Jungen und Mädchen die ersten Begriffe vom Schreiben, Lesen und Rechnen beibrachte. Sie war eine gute Lehrerin, ernst, gewissenhaft, geduldig; sie war auch sonst ein gutes Geschöpf, treu, anhänglich und wahrhaft bis zur Rücksichtslosigkeit. Lüge und Feigheit galten ihr als das Erbärmlichste. Für Alles hatte ihr reger Geist Interesse. In einer anderen Umgebung, in größeren Verhältnissen hätte sie Anregung spenden und empfangen können . . Im engen Hause ihrer spießbürgerlichen Familie verkümmerte sie, konnte sich nicht entfalten, mußte im Gegentheile Alles anwenden, um ihren inneren Reichthum zu ersticken, damit sie ihrer Umgebung ein bischen ähnlicher werde . . . Ich meine, das schlanke Geschöpf vor mir zu sehen, meine, ihr bleiches Gesicht mit dem grübelnden und herben Ausdruck zu sehen, der so recht der Widerschein eines unruhigen und unfrohen Gemüthes war, das sich weder mit sich selbst, noch mit seinem Geschick, noch mit der Welt im Allgemeinen zurechtfinden kann, und ich sage heute noch wie damals, wo ich ihr die Augen zudrückte: Ich gönne Dir die Ruhe. Menschen, wie Du, ist es nicht beschieden, hier auf Erden den Frieden zu finden — geschweige denn das Glück.

* * *

Da war ein Mann — nun, Sie Alle kennen ihn, sein Name wird oft genug genannt. Ich spreche von dem berühmten Vertheidiger in Strafsachen, Dr. Paul Dorner. Der fing damals just an, bekannt zu werden; er hatte sich in mehreren Arbeiterprocessen vortheilhaft hervorgethan, und die Angeklagten aller Schattirungen waren geradezu erpicht darauf, ihn zum Vertheidiger zu haben. Damals wie heute gehörte er zu

den meistgenannten Persönlichkeiten Wiens. Von seinem Talente und seiner Beredsamkeit waren wir Alle überzeugt und auch gern bereit, einzuräumen, daß er ein schöner Mann wäre. Was jedoch seinen Charakter anbelangt, wichen die Urtheile von einander ab. Viele hielten ihn für einen Phrasenhelden, einen Meister der Reclame und einen Lebemann. Man brachte seinen Namen mit denjenigen verschiedener Damen aus den höchsten Gesellschaftskreisen in nicht mißzuverstehende Verbindung, und Thatsache war, daß er in den Häusern hochgestellter und adeliger Personen viel verkehrte, immer Anlaß gab, von sich reden zu machen, und den Journalisten schönthat, damit die öffentlichen Blätter sich mit ihm beschäftigten. Vor Leuten, die ihm fremd waren, spielte er jedoch gern den Puritaner, wollte als makelloser Volksmann gelten und geberdete sich so, als wenn ihm das Wohl und Wehe der armen Klassen näher stände als das eigene Interesse: er drückte jedem Arbeiter die Hand, besuchte die Hütten der Armen, verhalf reuigen Magdalenen zu ehrlichem Broterwerb — kurzum, that Alles, was man thun muß, um sich populär zu machen. Meine innerste Ueberzeugung war und ist, daß er in allen diesen armen Teufeln nichts Anderes als ein brauchbares Werkzeug sah, um sich zu Ruhm und Ansehen emporzuringen. Vielleicht thue ich ihm Unrecht. Dann bitte ich ihm im Geiste Alles ab, was ich gegen ihn vorbrachte. Ich würde überhaupt nicht von ihm gesprochen haben, wenn er nicht berufen gewesen wäre, im Leben meiner blassen Hedwig eine verhängnißvolle und bedeutsame Rolle zu spielen. Es wird Sie kaum wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Mädchen mit ihrem reichen inneren und armen äußeren Leben begierig nach etwas suchte, was im Stande wäre, die Leere ihres Daseins auszufüllen. Sie suchte und versuchte so lange, bis sie das Ersehnte endlich fand. Hätte sie das Glück gehabt, in ihren Kreisen einem Manne zu begegnen, den sie hätte lieben, dem sie hätte anhangen können, würde ihre rastlos arbeitende Phantasie sie nicht irre geführt und ihr Herz vollauf Befriedigung gefunden haben. Die Liebe hätte sie retten und erlösen können; wohlgemerkt, eine beglückte Liebe, die zur Ehe geführt haben würde. Ich bin fest überzeugt, daß sie eine liebenswürdige, hingebende und treue Gattin geworden wäre, wenn anders sie eine richtige Wahl getroffen hätte. Ihr fehlte zur Liebenswürdigkeit ja nichts, als das Glück, dieser Sonnenstrahl, ohne welchen weder der Mann, noch viel weniger das Weib gedeihen kann; und dieser Sonnenstrahl ist hartnäckig ausgeblieben, als ob geschrieben stände, daß die Guten nicht glücklich werden dürfen. Ihr vereinsamtes Leben — das Loos der meisten Mädchen aus dem Mittelstande, die in einer Großstadt zu Hause sind — brachte wenige Männer auf ihren Weg, und diese wenigen gefielen, genügten ihr nicht. Und so hat denn kommen müssen, was gekommen ist und woran ich selbst heute noch nicht ohne tiefes Erbarmen denken kann.

* * *

Eines Tages begegnete ich ihr zufällig auf dem Maximiliansplatze, diesem nach meiner Ansicht schönsten öffentlichen Platze unserer Wienerstadt. Es war ein linder Vorfrühlingstag, an den Straßenecken wurden die ersten Veilchen ausgeboten. Die herrlich klingenden Glocken der Votivkirche läuteten just zum Nachmittagssegen ... und da kommt mir das Mädchen entgegen, selber anzusehen wie der Frühling, so freudig geröthet im Gesichte, mit solch belebten Zügen und frohen Augen, daß ich verwundert stehen bleibe und ihr lächelnd beide Hände entgegenstrecke.

„Was ist denn Gutes geschehen?" redete ich sie an. „Woher kommen Sie?"

Sie erröthete noch tiefer, aber, ehrlich wie sie war, schaute sie mir treuherzig in's Gesicht und antwortete geradeaus: „Von der Wohnung Dr. Paul Dorners. Er wohnt gleich hier nebenan."

„Und was hatten Sie dort zu suchen?" fragte ich überrascht. „Führen Sie etwa einen Proceß?"

„O nein!" versetzte sie lachend. „Ich habe ihn bloß besucht."

„Aber wie kommen Sie dazu?" begann ich immer erstaunter. Sie ließ mich nicht weiterreden.

„Das ist eine ganze Geschichte," sagte sie.

„Die man hoffentlich wissen darf?" entgegnete ich.

„Wenn unter dem ‚man' Sie gemeint sind — ja," antwortete sie. Meine Leute haben keine Ahnung davon. Aber Ihnen habe ich mich längst anvertrauen wollen. Wenn Sie geneigt sind, mich eine Strecke zu begleiten, will ich Ihnen gern Alles beichten."

Ich erklärte mich mit ihrem Vorschlage einverstanden, und auf dem Wege nach ihrem Hause erfuhr ich eine ziemlich eigenthümliche, mich keineswegs angenehm berührende Geschichte. —

Seit längerer Zeit schon, ich glaube seit zwei Jahren, verkehrte Hedwig mit jenem Dr. Paul Dorner. Sie hatte ihn auf eine vom Alltäglichen abweichende Art kennen gelernt, hatte seine Bekanntschaft, so zu sagen, erzwungen.

„Ich habe gewußt," sagte sie zu mir, „daß ich ihm zufällig niemals begegnen würde; seine Kreise sind nicht die meinen, und auf den Zufall, der sich im wirklichen Leben so selten als gefällig erweist, wollte ich mich nicht verlassen. Und ich schwärmte für den Mann, schwärmte für seine Thätigkeit und sein ganzes Wesen, das sich mir in seinen Vertheidigungsreden offenbarte; ich schwärmte für Alles, was sich auf ihn bezog, — und so schrieb ich ihm denn einmal einen langen Brief, in welchem ich meiner Begeisterung für ihn unverhohlen Ausdruck lieh und ihn beschwor, mir die Möglichkeit zu eröffnen, mit ihm in Verkehr zu treten."

„Und er?" fragte ich.

„Er hat mir geantwortet," sagte sie triumphirend, „und hat mich aufgefordert, ihn, falls ich seiner Dienste bedürftig sein sollte und er mir

nach irgend einer Richtung hin von Nutzen sein könnte, an einem Nachmittage in seiner Kanzlei zu besuchen. Von drei bis fünf Uhr wäre er immer zu sprechen. Ich habe seiner Einladung Folge geleistet und ihn besucht — und seitdem sind wir befreundet."

„Aber was für ein Verhältniß besteht zwischen Ihnen und ihm?" forschte ich zweifelhaft. „Was für einen Grund haben Sie denn, um in die Wohnung eines viel beschäftigten, der Oeffentlichkeit angehörenden Mannes zu kommen, dem es doch gewiß an Zeit gebricht, um einen ganz müßigen Verkehr mit einem ihm fremden Mädchen zu unterhalten?"

„Wir sind befreundet mit einander," wiederholte sie hartnäckig.

„Bloß befreundet?"

Sie schaute mich mit großen Augen an. „Ja, was könnte es denn sonst sein? Glauben Sie wirklich, daß ich zu ihm, in sein Haus, ginge, wenn er mir mehr als ein Freund sein wollte?"

Darauf ließ sich nun schlechterdings nichts erwidern. Außerdem kannte ich sie zu gut, um auch nur den leisesten Zweifel an der Wahrheit ihrer Worte zu hegen.

„Ich kann mir einen so merkwürdigen Verkehr nun einmal nicht vorstellen," bemerkte ich bloß. „Was für einen Zweck soll er haben und wohin soll er führen?"

Mit allem Feuereifer, der ihr zu Gebote stand, wenn sie etwas verfocht, woran sie mit ganzer Seele hing, suchte sie mir nun Zweck und Ziel dieses Verkehrs deutlich zu machen — aber ohne daß ihre Gründe mich überzeugten. An jenem Nachmittage gelang es ihrer Beredsamkeit und meinem aufmerksamen Zuhören, indessen nur halb und halb, mir ein klares Bild von diesem Freundschaftsbündnisse zwischen einem noch jungen Manne und einem jungen Mädchen zu entwerfen. Ich suchte Hedwig seit diesem Tage häufiger auf, als es sonst der Fall gewesen, lenkte das Gespräch immer wieder auf die eine Sache, studirte das Mädchen, sann über ihre Worte nach und bekümmerte mich auch eingehend um das Leben und Treiben des berühmten Vertheidigers, mit dem zusammenzutreffen oder über den zu hören ich oftmals Gelegenheit hatte, und auf diese Weise wurde es mir nicht allzu schwer, der Sache, welche mich Hedwigs willen in hohem Grade beschäftigte, nach und nach auf den Grund zu schauen.

* * *

In den Gefühlen, welche Mann und Weib gegenseitig für einander hegen, giebt es so viele Abstufungen, daß es ungemein schwer hält, für jedes einzelne Empfinden die richtige Bezeichnung herauszuklügeln. Gewöhnlich verweist man alle diese undefinirbaren Gefühle in die Rubrik Freundschaft, wenn man nicht wünscht, daß sie für Liebe angesehen werden. Meistens aber betrügt man sich. Eine wirkliche, tiefe, warme Freundschaft

ist zwischen noch jungen Personen verschiedenen Geschlechts etwas ungemein Seltenes . . . Ich muß gestehen, daß ich an solche Freundschaften niemals recht habe glauben können. Ich glaubte auch meiner Hedwig nicht, so hoch und theuer sie mir auch schwor, daß Freundschaft und nichts als Freundschaft zwischen ihr und jenem Dr. Dorner herrsche. Sie betrog sich selbst, sie mußte sich betrügen: denn wenn der Selbstbetrug geschwunden wäre, hätte sie den Verkehr mit dem Manne aufgeben müssen. Sie besaß strenge, unverrückbare Grundsätze. Das Haus eines Mannes zu besuchen, den sie liebte, ohne Gegenliebe zu finden, würde ihr unweiblich, unwürdig und selbsterniedrigend erschienen sein. Als Freundin durfte sie zu ihm kommen; sie waren wie zwei Kameraden, von welchen derjenige, dessen Zeit weniger in Anspruch genommen war, den Anderen aufsuchte, um diesem die unnöthige Zeitversäumniß des Besuchemachens zu ersparen; wenigstens nahm Hedwig die Sache so auf. Daß er auch nicht in ihr Haus gekommen wäre, selbst wenn sie ihn dazu aufgefordert hätte, — daran wollte sie niemals rühren. Er war ein sehr kleinlicher Mensch. Sie entstammte einer viel zu armen Familie, lebte in viel zu beschränkten Verhältnissen, als daß er ihr jemals die Ehre erwiesen haben würde, sie zu besuchen. Auch hatte er auf verschiedene Gönnerinnen Rücksicht zu nehmen, mußte darauf bedacht sein, keinerlei Eifersüchteleien wachzurufen . . . und Hedwig war jung und hübsch . . . Sie werden also begreiflich finden, daß er Alles vermied, was auch nur den Schein eines zärtlicheren Verhältnisses zwischen ihm und ihr hätte erwecken können. Sie besuchte ihn, wie so viele Clienten und Clientinnen während der Amtsstunden, hielt sich immer nur kurz bei ihm auf, und wenn jemand Anderer angemeldet wurde, der den Doctor zu sprechen begehrte, dann entfernte sie sich sofort. Sie war sehr anspruchslos, sehr genügsam. Was er ihr war, läßt sich schwer in ein paar Worten ausdrücken. Ihn ausgenommen, hatte sie nichts und Niemanden. Sie mußte schwärmen, lieben, sich begeistern, um überhaupt leben zu können. Sie untersuchte nicht, ob dieser Mann ihrer Anbetung auch würdig wäre; sie wollte seine Fehler nicht sehen, wollte nicht geheilt werden, wollte nicht auf's Neue verarmen.

„Und was sind Sie ihm?" fragte ich sie einmal, als mir ihre schwärmerischen Reden zu viel wurden. — „Er hat mich lieb," gab sie mir zur Antwort. „Er ist sehr gut zu mir."

Er hatte sie lieb! Nun, ich habe ja später erfahren, wie lieb er sie hatte. —

Es lag ihr viel daran, zu erforschen, wie andere Menschen über ihn dachten. Ich konnte ihr nicht helfen, wenn ich aufrichtig gegen sie sein wollte: das Urtheil der Unparteiischen lautete einstimmig ungünstig genug. Trotz seiner scheinbaren Liebe für die armen Klassen war er im Innersten seines Herzens durch und durch aristokratisch gesinnt. Man erzählt sich, daß er der illegitime Sohn eines sehr großen Herrn sein soll . . . Ob dieses

Gerücht nun auf Erfindung beruht oder nicht: Eines steht fest, daß er nämlich durch und durch aristokratisch fühlt. Wie Sie Alle wissen, ging und geht er Schulter an Schulter mit jenen feudalen Herren, welche im Reichsrathe, in Versammlungen und in ihren Zeitungsorganen nicht müde werden, auszuposaunen, daß sie nur das Wohl der armen Klassen im Auge hätten, und dies auch bestätigen, sobald es gilt, dem vermögenden Bürgerstande Eins zu versetzen, was sie aber natürlich nicht abhält, die Armen sofort zu ignoriren, wenn die eigenen Sonderinteressen in Frage kommen. Dr. Dorner strebte zu jener Zeit ein Mandat für den Reichsrath an, cajolirte die Wähler, that den Arbeitern schön, verwünschte die „Blutaussauger des Volkes," nämlich die Großindustriellen und Börsianer . . . und seine Abende verbrachte der Volksmann in adeligen Kreisen, wo er, der angebliche Asket, den Tafelfreuden huldigte, vor großen Herren kroch und sich den schönen Damen zu Füßen legte . . . Mit einem Worte, er war so wie man sein muß, um Carrière zu machen, und hat sie auch gemacht, wie Ihnen allen bekannt ist.

Nun werden Sie mich vielleicht fragen, wie es denn möglich war, daß ein hochstrebendes, stolzes, durch und durch ehrliches junges Mädchen an solchem Menschen Gefallen finden konnte. Darauf läßt sich Einiges antworten. Hedwig war, ungeachtet ihres natürlichen Verstandes, weltunkundig und durchschaute ihn nicht. Sie hielt ihn für das, wofür er sich ausgab, und fuhr, allen entgegenlaufenden Urtheilen zum Trotze, eigensinnig fort, ihr Ideal anzubeten. Dann umgab ihn ja auch der so bestechende Nimbus der Berühmtheit . . . er war von schöner, echt männlicher Erscheinung, und daß er liebenswürdig sein konnte, bezweifle ich keineswegs. Bedarf es denn mehr, um einem romantischen, nach Begeisterung lechzenden jungen Weibe den Sinn zu bethören?

Was für eine Rolle sie in seinem Leben spielte, weiß ich nicht genau. So viel ich aus ihren Reden entnahm, achtete er sie und legte einigen Werth darauf, sich ihre begeisterte Anhänglichkeit zu erhalten. Ein ähnliches Gefühl, gleich rein, gleich tief, mochte er wohl noch in keiner Mädchenbrust entzündet haben; und dieses junge Wesen, das ihm so schwärmerisch anhing, zu ihm in sein Haus kam und ihm doch so mädchenhaft keusch gegenüberstand, reizte und interessirte ihn. Uebrigens nahm er sie hin wie etwas, das eben da war, dachte nicht viel über sie nach und gab sich, schöne Worte ausgenommen, blutwenig Mühe, sich der Freundschaft des jungen Mädchens dauernd zu versichern. Wenn Hedwig zu ihm kam, war er gewöhnlich stark beschäftigt, empfing sie nicht selten mit zerstreuter Miene und achtete nur mit halbem Ohre auf das, was sie ihm sagte; aber es freute ihn doch, wenn sie kam. Er ließ sich von ihr unterhalten, horchte ihr, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einem Lächeln zu und sah sie voll Wohlwollen an. Er war um Vieles älter als sie, und das gab ihm gewissermaßen das Recht, eine Art väterlichen Tones gegen sie anzuschlagen.

Meistens nannte er sie „mein Kind“ und antwortete ihr in so nachsichtiger und freundlicher Weise, als ob er in der That ein Kind vor sich hätte. Vielleicht dauerte sie ihn auch ein wenig . . . aus ihren Worten, aus ihrem ganzen Wesen mußte er herausfühlen, wie es um sie stand. Wie es bei vielen Menschen vorkommt, welche in Verhältnissen leben, denen sie weder sich anzupassen, noch zu entrinnen vermögen, war etwas rührend Unbeholfenes Verlegenes und Schwermüthiges über sie ausgegossen, was in jedem Manne unwillkürlich den Wunsch, ihr zu helfen, sie zu halten und zu führen, wachrief . . . Ich will denn in Gottes Namen glauben, daß er leidlich gut zu ihr gewesen ist . . . Aber verstanden oder gewürdigt hat er sie niemals — niemals.

Ich habe zu erwähnen vergessen, daß er vermählt war, sich jedoch von seiner Frau getrennt hatte. Als Katholik konnte er an Wiedervermählung nicht denken, hätte auch, wie ich glaube, keine Lust dazu gehabt. Ueber seine Ehe dachte und sprach man allerhand. Er hatte sich, als er noch jung, arm und unbekannt war, mit einem vermögenden Mädchen aus angesehener Familie verheirathet, und die Mitgift seiner Frau hatte ihm ermöglicht, seine sich später so erfolgreich entwickelnde Laufbahn anzutreten. Als erster Stein zu dem Gebäude, welches sein Ehrgeiz aufzurichten im Sinne hatte, waren ihm die Braut und ihr Geld gerade recht gewesen. Dann aber, als er sie nicht mehr brauchte, wurde ihm die Ehefessel unbequem. Er soll seine junge Frau sehr schlecht behandelt haben, sagt man. Sie ist nach mehrjähriger Ehe zu ihren Eltern zurückgekehrt. Da sie sehr zurückgezogen lebte, ihn nicht anklagte und niemals etwas von sich verlauten ließ; er, im Gegentheile, überall zu sehen und zu hören war und Jedermann, der ihm Gehör lieh, erzählte, daß ihn die Verständnißlosigkeit seiner zwar gutmüthigen, jedoch beschränkten Frau halb zu Tode gequält hätte und daß er, so schwer ihm das auch gefallen wäre, sich hätte entschließen müssen, die Ehe zu lösen, weil er an dieser Fessel zu Grunde gegangen wäre: so war es natürlich, daß man ihm Glauben schenkte und er in den Augen der Damenwelt noch interessanter dastand. Durfte man ihn doch als das Opfer eines albernen, verständnißlosen Weibes beklagen und — trösten. Sie wissen ja selbst, wie gerne die Frauen trösten. Uebrigens ließ er das recht bereitwillig mit sich geschehen. Er verstand sich auf die Behandlung der Weiber wie Einer. So einfach war er und bescheiden, that so, als ob noch niemals ein Weib ihn freundlich angeblickt hätte, prahlte nie mit seinen Siegen über Frauenherzen, wußte einer Jeden — und das scheinbar ganz absichtslos — schöne und angenehme Dinge zu sagen, so daß Alle für ihn schwärmten. Seine männliche Schönheit trug auch nicht wenig zu seinen zahllosen Eroberungen bei . . . Welchen Platz wollte die arme Hedwig in dem mehr als ausgefüllten Leben dieses Mannes sich erzwingen! Er brauchte sie ja gar nicht . . .

Mit der Zeit wurde sie auch weniger genügsam, weniger zufrieden

mit ihm. Oft beklagte sie sich recht bitter darüber, daß er so wenig Zeit für sie hätte, ihr so geringe Aufmerksamkeit schenkte. Manchmal zankten sie auch; sie machte ihm Vorwürfe, wollte ihn anders haben und wurde ihm dadurch unbequem. Einmal war sie ganz besonders traurig. „Was haben Sie?“ fragte ich sie. „Ich bin ihm gestern in einem Concerte begegnet,“ antwortete sie mir. „Es waren eine Menge seiner Bekannten da, und da hatte er natürlich keine Zeit für mich. Allen gab er die Hand, mit Jedem wechselte er ein paar Worte — nur für mich hatte er nichts Anderes als einen stummen Gruß. Ich habe aufs Neue erkannt, daß Alles mich von ihm trennt, daß es besser für mich wäre, wenn ich ihn nie gefunden hätte.“ Trotzdem hing sie mit unveränderter, fanatischer Treue an ihm . . . „Ich weiß doch, daß er lebt,“ sagte sie ein anderes Mal zu mir, „daß ich an ihn denken, mich im Geiste mit ihm beschäftigen kann. Ich vermag den Gedanken, daß ich ihn verlieren, daß er sterben könnte, nicht auszudenken. Ich glaube, daß ich sterben müßte, wenn ich ihn verlöre.“ — Armes Kind! So betrügen und belügen sich die Ehrlichsten, reden von Schwärmerei, Freundschaft, Neigung, Sympathie, möchten neue Ausdrücke ersinnen, um nur den einen, einzig richtigen, zu umgehen — und schließlich ist es doch immer wieder die alte Geschichte. Hedwig hielt zwar auch jetzt noch an ihrem Selbstbetrug fest und konnte ganz zornig werden, wenn ich ihr anzudeuten wagte, daß ihr Gefühl für diesen Mann Liebe, echte, tiefe, leidenschaftliche Liebe geworden sei. „Nein! nein!“ rief sie dann. „Ich liebe ihn mit einer ganz anderen Liebe als derjenigen, welche Sie meinen. Würde ich sonst so entrüstet sein, wenn er versucht, einen anderen, zärtlicheren Ton gegen mich herauszukehren?“

„Versucht er das?“ fragte ich höhnisch und mitleidig zugleich.

„Er wird es nicht wieder thun,“ sagte sie und wurde dunkelroth. „Ich habe ihn zwar neulich sehr böse gemacht, weil ich ihn nicht grade freundlich in die Schranken wies . . . aber er wird es gewiß nicht wieder thun.“

„Amen!“ sagte ich. „Er weiß nicht, was er aus ihr machen soll,“ dachte ich bei mir. „Sein Weib kann sie nicht werden, und ihm als Spielzeug zu dienen, dazu ist sie sich zu gut. Das aber versteht er wahrscheinlich nicht . . . Nun! wenn sie einmal über diesen Punkt zu zanken angefangen haben, wird das Verhältniß bald zu Ende sein. Er wird nicht nachgeben wollen und sie hoffentlich ebenfalls nicht, und damit ist es aus. Gott gebe es!“

Es kam auch so — nur anders, als ich gewünscht und erwartet hatte.

* * *

Bald darauf brachte ich einen Abend in ihrem Hause zu. Wir sprachen nach dem Abendessen weitläufig über ein Ereigniß, welches zu jener Zeit die Bewohner Wiens in hohem Grade beschäftigte. Es hätte — nach längerer Pause — wieder einmal Einer gehängt werden sollen.

Der dem Galgen Verfallene, ein ruchloser, kein Mitleid verdienender und keines erweckender Raubmörder, hatte das sensationslüsterne Publicum um ein heiß ersehntes Schauspiel betrogen: er war an den schwarzen Blattern erkrankt und in der Nacht vor seiner Hinrichtung dieser Krankheit erlegen. In der Abendzeitung stand über „die letzten Stunden des Verbrechers" ein Langes und Breites geschrieben. Hedwigs Bruder las uns einige Stellen aus diesen Berichten vor . . . mich interessirte der Fall sehr wenig; ich zog es vor, Hedwig zu betrachten, welche auch ihrerseits dem Vortrage keine Aufmerksamkeit schenkte und mit tief gesenktem Haupte an einer Handarbeit stichelte. Plötzlich aber fuhr sie zusammen, ließ die Stickerei in den Schoß fallen und hob den Kopf in die Höhe. Verwundert horchte auch ich auf.

„Am Abende," las Hedwigs Bruder vor, „begehrte der Mörder, noch einmal seinen Vertheidiger, Herrn Dr. Paul Dorner, zu sprechen: er hätte ihm noch eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Der berühmte Vertheidiger war menschenfreundlich und hochherzig genug, dem Rufe eines Sterbenden Folge zu leisten, und verfügte sich unverzüglich in die Zelle des Verbrechers. Da jedoch ereignete sich etwas Unerhörtes, Unglaubliches. Man hatte erwartet, der Mörder würde seinem Vertheidiger für die ihm erwiesene aufopfernde Thätigkeit ein Wort des Dankes sagen oder ihm eine letzte Bitte vortragen wollen. Aber diese Vermuthungen erwiesen sich als vollkommen irrig. Als der sterbende Verbrecher seines Vertheidigers ansichtig wurde, winkte er ihn zu sich heran, haschte nach seiner Hand und zog ihn zu sich herab. „Es freut mich," röchelte er und zwinkerte mit den Augen, „daß ein so großer, so berühmter Herr sich wegen eines so armen Teufels, wie ich einer bin, so viel Mühe hat geben müssen; und das für nichts und wieder nichts. So — das habe ich Ihnen noch sagen wollen; und hoffentlich habe ich Sie angesteckt! Jetzt können Sie wieder gehen." — Dieser unerhörte Cynismus und diese Rohheit haben allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Im Laufe des heutigen Tages haben sich bei Herrn Dr. Dorner viele Personen eingefunden, die Erkundigungen einzogen, ob er sich ganz wohl befinde. Mit Genugthuung können wir unseren Lesern die Mittheilung machen, daß der berühmte Vertheidiger sich bis zur Stunde eines ungetrübten Wohlseins erfreut."

Ich sah Hedwig an. Sie war erschreckend bleich geworden.

„Diesem Dorner geschieht schon recht," sagte ihr Bruder. „Der Mensch hat unverschämtes Glück und macht immer von sich reden. Zu diesem Blatternkranken ist er auch bloß gelaufen, weil der Kerl ein zum Tode Verurtheilter war und die Heldenthat des Herrn Vertheidigers darum in den Blättern breitgetreten wird . . . Wenn der Verstorbene irgend ein obscurer, ehrlicher armer Teufel gewesen wäre, würde dieser Reclameheld sich wohl gehütet haben, seine kostbare Person solcher Gefahr auszusetzen."

Ich warf einen Blick auf Hedwig. Keines von den Ihren wußte um ihren Verkehr mit Dr. Paul Dorner. Sie schaute den Bruder von der Seite an, sprach jedoch kein Wort. Sie hörte ja auch nichts Neues durch ihn. Alle Welt sprach in ähnlicher Weise von ihrem Gotte. — Als ich mich empfahl, gab Hedwig mir das Geleite.

Sie fieberte förmlich. „Ich möchte am liebsten noch heute hin zu ihm," flüsterte sie mir zu.

„Jetzt, um elf Uhr in der Nacht?" rief ich aus. „Kind, kommen Sie doch zu sich!"

„Immer und ewig diese Rücksichtnahme auf die Welt und deren alberne, heuchlerische Sitten und Formen", murmelte sie händeringend. „Es ist zum Verzweifeln."

„Sie hörten doch, daß er wohlauf ist," bemerkte ich.

„Vielleicht ist er es jetzt nicht mehr," entgegnete sie.

„Nun, und wenn dem so wäre? In die Nähe eines Blatternkranken würde man Sie doch nicht lassen."

Sie zauderte, schwankte, war sehr unglücklich.

„Gehen Sie in Gottes Namen morgen zu ihm," sagte ich. Sie fügte sich endlich, und ich versprach ihr, sie morgen Abends zu besuchen, um aus ihrem Munde zu hören, wie sie den Freund gefunden hätte. In Wahrheit war ich seinetwegen vollkommen unbesorgt ... um einen guten Menschen würde ich gezittert haben. Um den hegte ich keine Angst. Sie wäre auch unbegründet gewesen; denn, wie Sie wissen, lebt der Mann heute noch.

Wie es nicht anders zu erwarten stand, eilte das junge Mädchen am nächsten Tage zu ihm hin. Ich kann Ihnen diese Begegnung genau wiedergeben, denn Hedwig hat sie mir wortgetreu erzählt.

* * *

Der Diener, dem sie ihre Karte eingehändigt hatte, brachte ihr die Meldung, daß der Herr Doctor augenblicklich beim Speisen wäre, sie jedoch bitten ließe, einzutreten und ein wenig zu warten; er würde bald kommen.

An seine Kanzlei stieß ein elegant möblirtes Gemach, sein Empfangszimmer, in welches Besucher, die in nicht rein geschäftlichen Angelegenheiten zu ihm kamen, geleitet wurden. In dieses Zimmer verfügte sich Hedwig, trat an's Fenster und schaute auf die Straße hinab. Minute um Minute verstrich. Auf der Straße gab es nicht viel zu sehen; das junge Mädchen verließ den Fensterplatz bald wieder und blickte, um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, im Gemache umher. Zum ersten Male fiel ihr die raffinirte Eleganz und Weichlichkeit der Einrichtung desselben auf. „Wenn man nach den Möbeln auf den Charakter des Inwohners schließen soll," dachte sie, „so würde man von ihm keine sehr günstige Vorstellung

erhalten". Es war so recht das Boudoir des eitlen, verhätschelten schönen Mannes. An einer Wand sein Portrait in Oel gemalt, in einer Ecke seine lebensgroße, aus Bronce gegossene Büste, auf einem Tische mehrere Photographien von ihm, umgeben von kunstvoll gearbeiteten Rahmen ... Wohin man blickte, kleine gestickte Teppiche, Sopha- und Fußkissen, Tischdecken und andere von Frauenhand verfertigte Arbeiten — ohne Zweifel lauter Geschenke dankbarer Clientinnen und anderer zärtlicher Freundinnen ... im Gemache eine eigenthümlich duftende, einschläfernde Atmosphäre, wie sie sich in Räumen findet, wo weiche, schwere Stoffe, Teppiche und Blumen in Menge vorhanden sind ... Wer Alles mochte schon hier auf ihn gewartet, ihn herbeigesehnt, mit ihm geplaudert haben, wer mochten alle die Damen sein, welche ihn mit den vielen zierlichen Handarbeiten beschenkt hatten? Tiefe Niedergeschlagenheit, uneingestandene Eifersucht, das drückende Gefühl des Ueberflüssigseins bemächtigten sich des armen Mädchens; sie hätte weinen, fliehen mögen und war doch wie festgebannt ... Die Stirn schmerzte sie, sie setzte sich auf ein Sopha und dachte, dachte ... Still war es um sie her, ganz still. Ihr Kopf sank tiefer und tiefer, ihre Augen schlossen sich. ...

„Nun, mein Fräulein, schlafen Sie etwa?" fragte plötzlich eine hellklingende Männerstimme neben ihr. Sie schrak empor aus ihrem Halbschlummer, fuhr sich verwirrt über die Augen ... Der weiche Fußteppich hatte den Schritt des Eintretenden so gedämpft, daß sie ihn nicht hatte kommen hören. Nun stand er neben ihr und reichte ihr mit einem Lächeln die Hand hin. „Führt Sie etwas Besonderes her zu mir? Oder sind Sie nur gekommen, um ein wenig mit mir zu plaudern?" fragte er dabei. Sie sagte ihm, was sie hergeführt hätte, daß sie sehr besorgt gewesen wäre seinetwegen und ihn hätte sehen müssen. Ihre sichtbare Bewegung, die Angst, welche aus ihren treuherzigen Augen sprach, rührten ihn.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," sagte er in herzlichem Tone und drückte ihr die Hand. „Sie sind die einzige Dame, welche sich in meine Nähe getraut ... Ueberall, wo ich seit gestern anklopfe, wirft man mich hinaus. Fürchten Sie sich denn nicht?"

„Nein," sagte sie ruhig. „Ich habe nur für Sie gefürchtet." Er setzte sich zu ihr auf's Sopha, nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie leise.

„Ich habe bis jetzt nicht geglaubt, daß ich Ihnen so viel gelte," sagte er. „Sie sind immer gleich so streng gegen mich, daß mir oft zu Muthe war, Sie müßten eine Ruthe bei sich haben und mir damit auf die Finger klopfen. Waren Sie im Ernste in Sorge um mich?"

„Warum würde ich es sonst sagen, und weshalb wäre ich hier?" entgegnete sie. „Ja, warum würde ich denn überhaupt zu Ihnen kommen, wenn ich nicht Freundschaft und Theilnahme für Sie hätte? O! daß Sie mich verständen! Ich habe mich immer nach einem Freunde gesehnt, nach

einem Manne, zu dem ich emporsehen, den ich bewundern, von dem ich lernen könnte, und der es gut mit mir meinte . . . Ich habe diesen Freund in Ihnen gefunden, es thut mir wohl und macht mich glücklich, wenn ich mit Ihnen sprechen, Ihnen sagen darf, was ich denke und fühle und wünsche und hoffe, und wenn Sie mich anhören, mir rathen, mich aufklären über Dinge, die mir unklar sind, und mir Ihre Theilnahme schenken. Lassen Sie aber, ich bitte und beschwöre Sie, nichts in unseren Verkehr treten, was dessen kameradschaftliche Unbefangenheit trüben könnte. Ich will nicht, daß Sie mir, wie man es nennt, den Hof machen; ich will nichts als Ihr Freund, Ihr Kamerad sein. Stellen Sie meine Zuneigung für Sie auf welche Probe immer — ich werde jede bestehen. Nur lassen Sie meinen Glauben an Sie, an die Echtheit Ihrer Gesinnung für mich unangetastet. Jeder Zweifel, jede Enttäuschung würde mich tief unglücklich machen, und das werden Sie doch nicht wollen!"

Er schaute sie an, prüfend und nachdenklich zugleich.

„Sie sind ein eigenthümliches Mädchen," sagte er hierauf. „Worüber beklagen Sie sich denn? Ich habe Sie gebeten, in mein Haus zu kommen; Sie kennen mich nun schon fast drei Jahre lang . . . Habe ich jemals Unrechtes von Ihnen verlangt? Sie dürfen eben nicht in jeder, selbst der unschuldigsten Zärtlichkeitsbezeugung, wie ich sie auch meinen männlichen Freunden zu Theil werden lasse, etwas Unrechtes sehen. Ich bin eine warmfühlende, spontane Natur und vollkommen harmlos. Ihr Mißtrauen gegen mich ist deshalb recht kränkend und beleidigend. Aber ich will über diesen Punkt kein Wort weiter verlieren. Sie haben durch Ihr heutiges Kommen bewiesen, daß Sie mir wirklich gut sind, und so will ich über alle Ihre kleinen Schrullen und Charakterhärten gern einen Schleier breiten."

„Wenn ich nur wüßte, ob Sie sind, wie Sie sich vor mir geben!" sprach Hedwig und schaute ihm tief in die Augen.

„Was meinen Sie damit?" fragte er mit einem Anfluge von Ungeduld. „Was ist Ihnen denn wieder nicht recht an mir?"

„Die Menschen urtheilen so . . . so ungünstig über Sie," sprach Hedwig zögernd weiter. „Ich verehre in Ihnen den unbestechlichen, wahrhaften und getreuen Volksfreund. Sind Sie das wirklich? Es wäre Barmherzigkeit, wenn Sie ehrlich gegen mich sein wollten. Wenn Sie mir sagen: die Welt hat Recht, ich spiele den Volksfreund nur, um Carrière zu machen, so wird mich das schmerzlich berühren, wird mich enttäuschen — aber ich werde wenigstens wissen, woran ich bin. Alles würde ich leichter ertragen, als die Erkenntniß, daß Sie vor mir geheuchelt haben. Jemandem, der es so treu mit Ihnen meint, wie ich es thue, werden Sie in diesem Leben kaum ein zweites Mal begegnen. Darum seien Sie ganz ehrlich gegen mich, das sind Sie mir wahrhaftig schuldig."

„Sie sagen mir da angenehme Dinge," versetzte er stirnrunzelnd.

„Sie nennen sich meine Freundin und glauben doch Alles, was Bosheit, Mißgunst, Neid und müßiger Klatsch über mich ersinnen. Was sagen denn die Leute über mich? Daß ich ein ehrgeiziger, selbstsüchtiger Streber sei? Das haben die Menschen noch von jedem ehrlich kämpfenden, von Menschenliebe beseelten Manne gesagt. Wer wird sich darum kümmern? Thoren vielleicht — aber doch nicht ein vernünftiges Mädchen, wie Sie eines sind."

Sie glaubte ihm, weil sie ihm nur zu gern glaubte. — Und warum auch sollte just die Welt Recht haben? Bestimmte Anklagen konnte ja Niemand wider ihn erheben — man sprach nur so im Allgemeinen schlecht über ihn und seinen Charakter . . . und was bewies denn das? Und wie gütig und nachsichtsvoll es von ihm war, ihr auf alle diese sinnlosen Beschuldigungen hin Rede und Antwort zu stehen! Ein Anderer würde längst schon die Geduld mit ihr verloren und ihr gesagt haben: „Wenn Sie immer etwas an mir zu tadeln finden, dann lassen Sie mich doch in Frieden und sehen Sie sich lieber nach einem anderen, Ihnen besser zusagenden Freunde um."

„Sie sind mir nicht böse, nicht wahr, nein?" fragte sie beinahe schüchtern und streckte ihm zaghaft die Hand hin. Er gab ihr einen ganz leichten Schlag auf die Finger.

„Von Ihnen bin ich schon gewöhnt, solche Strafpredigten zu hören," versetzte er lachend; „ich will diese zu ihren Vorgängerinnen legen. Aber im Ernste gesprochen: wenn ich Ihnen nicht gut wäre, müßte ich anfangen, Ihnen böse zu werden."

„Sind Sie mir wirklich gut?" fragte sie mit tiefem Ausdrucke.

Er rückte näher an ihre Seite und schlang leise den Arm um ihre Schultern. Unwillkürlich machte sie eine Bewegung, wie um seinen Arm abzuschütteln . . . Das entging ihm nicht, er lachte abermals und sagte leichthin: „Mein Gott, wie nervös Sie sind! Können Sie mir denn nicht ein ganz klein wenig gut sein?"

Sie sagte nichts weiter und rührte sich auch nicht, um ihn nicht neuerdings zu erzürnen. Er zog sie näher an sich und lehnte seine Wange an die ihre. „Darf ich meiner kleinen Hedwig zeigen, wie lieb ich sie habe?" flüsterte er in ihr Ohr.

Einen Augenblick lang wogte das Verlangen in ihr auf, ihm um den Hals zu fallen und ihm zu sagen . . . ja was? Daß sie ihn liebe? Was aber dann? Wohin würde das führen? Es durfte, konnte ja nicht sein; nicht etwa weil die Moral vielleicht ein schiefes Gesicht dazu gezogen hätte — wohl aber, weil Hedwig sich ganz gut bewußt war, daß dieser Mann keine Ahnung hatte, was und wieviel er ihr mit der Zeit geworden war. Er war ein Mann. Hätte er's gewußt, würde er seine Macht ohne Zweifel mißbraucht haben, und das Ende davon wäre ihr Elend gewesen. Sanft drängte sie ihn von sich und schaute mit traurigem Blick in seine Augen.

„Wenn ich Ihre Freundschaft für mich jemals auf die Probe stellen sollte," sagte sie, „würden Sie die Probe bestehen?"

„Was verlangen Sie von mir?" fragte er und schaute sie einigermaßen beunruhigt an.

„Nichts," antwortete sie trübe. „Aber die Zeit dafür könnte kommen. Wird Ihre Freundschaft dann Stand halten?"

„Gewiß," sagte er zuversichtlich. Er schien froh zu sein, daß sie nicht sofort eine Probe seiner Freundschaft begehrte.

„Wenn ich zum Beispiel," begann sie von Neuem (abermals wurde sein Blick unruhig, fast ängstlich), „wenn ich von Ihnen forderte, einmal einen Abend in meiner Gesellschaft zu verleben? Ich möchte einmal länger und ungestörter, als es hier sein kann, mit Ihnen sprechen . . . auch möchte ich Sie gern mit einem meiner Freunde bekannt machen. Wollen Sie mir ein paar Stunden schenken und einen Abend mit mir und meinem alten Freunde zubringen?"

„O! mit dem größten Vergnügen," sagte er sehr rasch und sehr bereitwillig. Es wurde von außen an die Thür geklopft. „Nur müssen Sie sich ein wenig gedulden," fuhr er mit einem Blick nach der Thür fort und erhob sich. „Für die nächsten Wochen habe ich durchaus keine freie Zeit . . . Herein!"

Sein Diener zeigte sich auf der Schwelle. Irgend Jemand wünschte den Herrn Doctor zu sprechen.

„Es ist gut, ich komme gleich," sagte dieser. Der Diener zog sich wieder zurück.

„Auf diese Weise geht es den ganzen Tag fort," sprach der Vertheidiger zu Hedwig gewendet, welche aufgestanden war. „Ich gehöre nicht eine Viertelstunde mir selber an."

„Ich gehe schon," sagte Hedwig. „Weiß ich doch, daß Sie für mich niemals Zeit haben."

„Nun! nun!" versetzte er ungeduldig. „Machen Sie mir nicht schon wieder Vorwürfe. Ein Mann der Oeffentlichkeit hat für sich und seine persönlichen Freunde am allerletzten Zeit. Das ist zwar nicht angenehm, läßt sich jedoch nicht ändern."

Er geleitete sie bis an die Thür und nahm dann hastig Abschied von ihr — und sie stieg langsam, langsam die mit Teppichen belegten Stufen hinab. Ihr war unerträglich öde, schwer und trostlos zu Muthe. Nie, nie würde ihr dieser Mann das kleinste Opfer bringen, ihr jeden echten, vollgültigen Beweis von Freundschaft immer schuldig bleiben. Stets würde sie geben müssen, ohne jemals etwas dafür zu empfangen. Warum beschied sie sich nicht und nahm ihn so hin, wie er nun einmal war? Sie hätte am liebsten geweint.

Und doch hatte sie, wie sie mir dann am Abende bekannte, auf dem Heimwege die Empfindung gehabt, ob etwas Großes, Entscheidendes ein-

treten müßte, als ob es so, wie es jetzt stand, unmöglich enden könnte. Es war dies nichts Anderes als das jähe Hoffen eines leidenschaftlichen jungen Herzens, das sich über seinen eigenen Zustand endlich klar geworden ist, sich nicht mehr mit Halbem begnügen will und das nicht eher zur Ruhe kommen kann, als bis es entweder Alles gewonnen, oder Alles verloren hat.

* * *

Am Abende war ich mit ihr allein. Ihre Familie hatte sich irgendwohin begeben.

„Warum haben Sie sich Ihren Leuten nicht angeschlossen?" fragte ich sie.

„Erstens, weil ich wußte, daß Sie zu mir kommen würden," gab sie mir zur Antwort; „zweitens, weil sich die Meinen ohne mich besser unterhalten — und drittens endlich, weil ich mich nicht ganz wohl fühle."

Sie saß am Ofen und hielt sich die Kniee mit den in einander geschlungenen Fingern. Ich meine noch, sie zu sehen. Ihr Gesicht war auffallend blaß.

„Ist Ihnen wirklich unwohl?" fragte ich sie einigermaßen besorgt.

„Ja," versetzte sie. „Es mag in Folge der Aufregung sein."

Sie sprach wie Jemand, der sich erschöpft fühlt, mit matter, schleppender Stimme.

„Es wäre doch seltsam," begann sie nach einer Stille wieder.

„Was wäre seltsam?"

„Wenn ich die Blattern bekäme! Diese Krankheit ist sehr ansteckend. Oft genügt dazu, daß man bloß in die Nähe eines Menschen kommt, der kurz vorher mit einem Blatternkranken verkehrt hat."

„Unsinn!" rief ich aus. Aber merkwürdig! sie sprach nur aus, was ich soeben selber gedacht hatte.

„Das hätte ich ihm zu verdanken," fuhr sie fort. „Er wäre zwar ganz unschuldig daran . . . Ob er sich es aber dennoch ein wenig zu Herzen nehmen würde?"

„Denken Sie lieber gar nicht daran," bat ich sie.

„Ich denke auch nicht ernsthaft daran. Es fiel mir nur so bei." Sie hielt inne, lächelte sonderbar und schaukelte den Oberkörper leise hin und her.

„Worüber sinnen Sie nach?" fragte ich beklommen.

„Wie doch jede Freude bezahlt werden muß —" erwiderte sie. „In der ersten Zeit war ich so glücklich über meinen Verkehr mit einem hervorragenden Manne . . . er war meine geistige Nahrung, dieser Verkehr . . . Niemand wußte davon. Ich habe den Meinen nichts erzählt, weil sie mich nicht verstanden, mich vielleicht getadelt hätten . . . nicht aus Furcht oder Geheimnißkrämerei habe ich geschwiegen. Ich hatte ja nichts Schlimmes zu verbergen. Aber mit der Zeit bin ich anders geworden . . . habe zu

viel an ihn gedacht . . . So reine, wunschlose Verhältnisse zwischen einem Manne und einem Mädchen gehören wohl in's Bereich der Träume. Seit Kurzem bin ich aus meinem schönen Traum erwacht. O, könnte ich wieder träumen!"

„Wenn Sie sich Anderem zuwenden, sich mit anderen Dingen beschäftigen wollten," rieth ich.

„Womit?" entgegnete sie. „In meinem Hause bin ich wie eine Fremde und die Welt, das Leben sind einem armen, bürgerlichen, ernsten Mädchen so gut wie verschlossen. Ja, wenn ich einen mich ausfüllenden Beruf, oder wenn ich Menschen hätte, denen ich nothwendig wäre. Meine Familie braucht mich nicht, ich stehe ihr vielmehr im Wege. Und was ich thun und leisten kann . . . Du guter Gott! Das ist doch nicht derart, um ein krankes Herz und eine unbefriedigte Phantasie von etwas abzulenken." Sie seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Entweder sollte man in irgend einer Beziehung hervorstechend sein, oder entschieden zum Mittelgute gehören," sprach sie vor sich hin. „Aber die Armen, welche zwischen dem Einen und dem Anderen hin und herschwanken und weder das Eine noch das Andere sind, die sind die echten, rechten Stiefkinder auf dieser Erde."

Sie sah so leidend aus und sprach mit so schwacher Stimme, daß ich es für geboten hielt, sie allein zu lassen.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte ich sie noch einmal.

„O! recht elend!" antwortete sie gleichgültig. „Ich glaube, daß ich Fieber habe. Besuchen Sie mich morgen wieder — ja?"

Ich versprach es ihr und entfernte mich.

* * *

Am anderen Tage, als ich mich gegen Abend bei ihr einfand, traf ich sie auf dem Sopha liegend an.

„Ich weiß nicht, was dem Mädchen ist," empfing mich ihre Mutter eher ärgerlich als besorgt. „Sie fiebert und hat Ueblichkeiten aller Art . . . Ein rechtes Kreuz habe ich mit ihr. Meine jüngere Tochter ist immer frisch und wohlauf."

Ich setzte mich zu ihr und erbot mich, ihr Gesellschaft zu leisten, damit die Mutter ihrer häuslichen Beschäftigung nachgehen könne.

„Ich glaube, daß es Ernst wird," flüsterte mir Hedwig mit einem fast verlegenen Lächeln zu. „Es ist wirklich geschmacklos, ein solcher Unglücksvogel zu sein. Geschmacklos und störend zugleich. Die Anderen müssen am Ende die Geduld mit mir verlieren."

„Nicht doch!" wehrte ich ab. „Das sind Hirngespinste."

„Sie werden ja sehen," sprach sie und schloß müde die Augen.

Zwei Tage später konnte kein Zweifel mehr bestehen. Sie war an den Blattern erkrankt. Die Krankheit trat mit bösartiger Heftigkeit auf.

Damit die Kranke nicht in's Blatternspital überführt werden müsse, vertuschte man den Fall im Hause so gut es angehen wollte. Ihr Vater und ihre Geschwister wohnten außer dem Hause, bei Verwandten, die Mutter hielt bei ihr aus und pflegte sie. Nicht mit allzuviel Liebe. Sie konnte der Kranken die Störung, welche diese wider Willen verursachte, nicht ganz verzeihen, auch dachte Niemand von den Ihren an ernstliche Gefahr; vielleicht darum nicht, weil ihre Liebe für Hedwig keine sehr große war.

Ich besuchte sie zweimal am Tage. Ein einsamer, alter Junggeselle, dem Niemand nachweinen wird, braucht einer ansteckenden Krankheit nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen. Auch liebte ich dieses Kind fast so, als ob sie meine Tochter wäre. Wäre ich reich gewesen, so würde ich sie zu mir in's Haus genommen haben. Aber ich lebte in den bescheidensten Verhältnissen . . . so konnte ich denn nichts Anderes thun, als sie in ihrer Krankheit als alter, väterlicher Freund besuchen.

Tapfer und geduldig trug sie ihre großen Leiden. Wenn sie auch nicht zu leben verstanden hatte: zu sterben wußte sie — ohne Aufhebens und ohne Phrase. Manchmal sah sie mich mit den fieberglühenden Augen starr und lange an und bewegte die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte . . . „Hast Du einen Wunsch, Hedwig?" fragte ich sie einmal. Seit sie krank geworden, nannte ich sie Du. Ich hätte nicht anders können — so nahegerückt war sie mir durch ihre Leiden, so unaussprechlich theuer geworden.

Auf meine Frage nickte sie mühsam mit dem Kopfe.

„Schreiben . . . schreiben . . ." flüsterte sie.

„Was schreiben? Soll ich einen Brief für Dich schreiben?"

„Ja."

„An wen?"

Sie zögerte, wandte das Gesicht zur Seite. . . .

„An Dr. Dorner, nicht wahr, mein Kind?"

Sie sagte nichts darauf.

„Nun denn," sprach ich mit Ueberwindung. „Was willst Du ihm sagen lassen?"

Ich hatte ein Tischchen und Alles, was man zum Schreiben braucht an ihr Bett gebracht.

Mit verlöschender Stimme dictirte sie mir:

„Was ich für Sie befürchtete, hat mich ereilt. Ich glaube, daß ich die Blattern habe, und glaube, daß es schlecht um mich steht. Wollen Sie mir noch einmal die Hand drücken, mir noch einmal sagen, daß Sie mir ein Freund gewesen sind? Ich erwarte Sie.

Ihre Hedwig."

„Meine Adresse hinzusetzen," murmelte sie. „Er weiß vielleicht nicht wo ich wohne."

Ich setzte denn noch die Adresse unter das kurze Schreiben und schloß den Brief.

Ich habe ihn selbst auf die Post getragen, habe ihn selbst einschreiben lassen, damit er sicher in die Hände desjenigen gelange, für welchen er bestimmt war. Die Post hat auch ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan und das Schreiben richtig an seine Adresse befördert. Nur die Antwort darauf traf nicht ein; am nächsten Tage nicht und auch am zweiten und dritten nicht.

Wie lang ist so ein Tag, zugebracht auf dem Krankenlager, in peinigender, vergeblicher Erwartung! Im Anfange, wenn ich kam, befragte ich sie: Ist er hier gewesen? Hat er geschrieben? Am dritten Tage fragte ich nicht mehr. Briefe dieser Art beantwortet man entweder umgehend oder überhaupt nicht. Ich sah sie bloß an, wenn ich an ihr Lager trat — und ihr Blick, ihr erstorbener, hoffnungsloser Blick war mir Antwort genug.

„Soll ich noch einmal schreiben?" fragte ich am vierten Tage.

Sie schüttelte bloß das Haupt. Sie hatte ja Recht: wer einen solchen Brief ohne Antwort läßt, beantwortet auch den zweiten nicht.

Wir sprachen auch nicht über die Sache. Beredter als alle Worte war ihr dumpfes, trostloses Schweigen. Wenn ich an dieses hartnäckige Stummsein denke . . . . an die fieberhafte, qualvolle Erwartung in den ersten Tagen, an das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, welches darauf folgte, und endlich an das Ende — die Gewißheit: er kommt nicht, er weiß, daß Du im Sterben liegst, und kommt — nicht . . . genug! Sogar heute noch überläuft es mich, wenn ich an all das denke.

„Wenn Du Dich aussprechen wolltest," bat ich sie einmal.

„Wozu?" entgegnete sie. „Es ist ja ohnehin Alles aus. Ich sterbe und er wird weiterleben — wird vergnügt weiterleben und niemals an mich denken . . . Das Lied ist also zu Ende."

„Noch bist Du nicht todt. Du bist jung, kannst genesen. Feig und herzensroh, wie der Mann sich Dir gezeigt hat, wirst Du ihn vergessen."

„O ja!" sprach sie bitter. „Ich bin jetzt schon geheilt, wenn anders man eine solche Enttäuschung Heilung nennen kann. Es giebt ja Kuren, welche wohl das Uebel beheben, jedoch den Körper verwüsten auf Nimmerwiedergenesen. . . Gesund werden und weiterleben? Wofür? Zu welchem Zwecke? Gott ist mein Zeuge: ich sterbe gern."

Sie wollte nicht gesund werden. Mit Wollust gab sie sich der Verheerung der furchtbaren Krankheit hin. Nicht der leiseste Kampf, um das fliehende Leben zurückzuhalten. Ihr ganzes Wesen strebte der Zerstörung, der Erlösung zu. Kann man dem armen Kinde das verargen? Nach einer so grausam vernichteten Illusion wünscht auch der gesunde Mensch so leicht den Tod herbei. Jeder von uns weiß, was es ist und wie es thut, wenn wir, mit solch einer zerschellten, in die Brüche gegangenen Hoffnung in

der Brust, am Morgen erwachen und den jungen Tag verwünschen, der uns als Erstes die zerstampfte Hoffnung vor die Augen hält . . . Wie verschärft wird aber dieser Lebensüberdruß erst, wenn wir, nach schlafloser Nacht, auf einem Schmerzenslager den Tag anbrechen sehen und uns sagen müssen: dieser verlorene Traum war dein letzter Traum auf Erden; von dieser Erinnerung begleitet, wirst du von dannen gehen . . . Nein! ich wundere mich nicht, daß sie genug hatte vom Leben und von den Menschen.

Kurz vor ihrem Hinscheiden winkte sie mich zu sich. Die Ihren, welche nun endlich an die Gefahr glaubten, heulten im Nebenzimmer. Ihr Schmerz äußerte sich zu laut, um von Dauer sein zu können. Mit dem Schmerze ist es wie mit dem Wasser: nur die stillen sind gewöhnlich auch tief.

Ich beugte mich auf die Sterbende herab.

„Was willst Du, mein Kind?"

„Abschied nehmen . . . Ihnen danken für Alles . . . Ich hatte keinen Freund als Sie."

„Und die Ihren?"

„Ich werde ihnen nicht fehlen. O! sich sagen müssen: Du wirst Niemandem fehlen!"

„Mir, mir wirst Du fehlen!" rief ich unter Thränen.

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Ich bin nicht an meinem Platze gewesen . . . das war mein Unglück. Ich war nicht besser, nur anders als meine Umgebung, und so habe ich gelebt, Niemandem zur Freude und mir selbst zum Leide. Und das Irrlicht, das ich für einen Stern gehalten habe, lockt mich nun in das Grab. Und doch ist es dieser falsche Stern gewesen, der mir Stunden des Glückes vorgelogen hat . . . Es war nur Lüge . . . schön ist's aber doch gewesen. Wenn ich nur das Ende des Traumes mir aus dem Gedächtnisse löschen könnte! Der Gedanke daran thut so entsetzlich wehe."

Sie deutete mit der Hand auf ihren kleinen, dürftig bestellten Bücherschrank.

„Du willst ein Buch haben?" fragte ich.

„Ja . . . . um das Häßliche zu vergessen. Betty Paoli's Gedichte will ich haben."

Ich suchte und fand das Gewünschte.

„Lesen Sie mir eines der Gedichte noch einmal vor," flüsterte sie mit brechender Stimme. „Da, auf den Seiten, zwischen welchen das Buchzeichen liegt, steht das Gedicht. „Wen einmal du geliebt" . . . so fängt es an."

Ich fand das Gedicht und las es ihr vor. Seitdem weiß ich es auswendig.

„Wen einmal du geliebt, der sei für alle Zeit,
Wie er auch immer sei, dir heilig und geweiht.

Ob er der Liebe, die du einst für ihn getragen,
Auch werth gewesen sei, das hast du nicht zu fragen.

Steht doch das Eine fest: du hast ihn einst geliebt!
Das ist's, was ihm ein Recht, ein ew'ges, auf dich giebt.

Wenn eine ird'sche Kron' so große Macht schon hegt,
Daß unverletzlich wird, wer sie auch immer trägt:

Wie wolltest du ein Haupt wohl zu verletzen wagen,
Das einst das Diadem der Liebe hat getragen?"

„Du hast ihn einst geliebt!" sprach sie leise, als ich geendet hatte. „Ich will ohne Groll von dannen gehen und verzeihen, verzeihen," murmelte sie zurücksinkend.

Das ist ihr Abschied von ihm gewesen.

Seit dieser Stunde hat das Bewußtsein sie verlassen und die Krankheit allein das Feld behauptet. Vier Tage später haben wir das Mädchen begraben.

* * *

Mehrere Wochen darauf traf ich in einer Gesellschaft mit jenem Dr. Dorner zusammen. Er war sehr lustig und aufgeräumt, die Damen machten ihm in fast aufdringlicher Weise den Hof . . . Endlich gelang es mir, seiner habhaft zu werden und ein paar Worte unter vier Augen mit ihm wechseln zu können.

„Sie haben sich gegen Jemand, dessen Freund Sie sich nannten, nicht sehr freundschaftlich benommen," sagte ich ohne jede Einleitung zu ihm. „Haben Sie nicht vor einiger Zeit einen Brief von Fräulein Hedwig — erhalten?"

Es setzte mich beinahe in Verwunderung, daß er, als ich diesen Namen nannte, bis über die Schläfen erröthete.

„Ja, ich habe ihn erhalten," antwortete er sehr verlegen, machte sich mit seinem Rocke zu schaffen und blies ein Stäubchen von dessen Aufschlag. „Aber ich bin so sehr beschäftigt . . . und dann wußte ich nicht, wo das Fräulein wohne."

Er wußte das nicht! Und ich hatte die Adresse in dem Briefe angegeben.

„Hoffentlich hat das Fräulein übertrieben, und ihre Erkrankung war keine so ernsthafte, als sie mir dieselbe hinstellte," fuhr er fort — aber ohne mir in's Gesicht zu sehen, noch immer mit seinem Rocke beschäftigt.

„Das Fräulein hat nicht übertrieben," sagte ich und ließ ihn nicht aus den Augen. „Sie ist vor drei Wochen gestorben."

Er zuckte zusammen, verfärbte sich und schaute mich mit starrem Blicke an.

„Das ist unmöglich!" rief er aus.

„Es ist so, wie ich Ihnen sagte. Sie ist an den Blattern gestorben."

„O! das ist wirklich ungemein bedauerlich," sprach er bereits ziemlich gefaßt. „Wie alt war das junge Mädchen?"

Er sprach so, als ob sie ihm fast fremd gewesen wäre.

„Sie stand im sechsundzwanzigsten Lebensjahre," antwortete ich.

Eine Dame war hinzugetreten und berührte mit dem Fächer seinen Arm.

„Kommen Sie doch, Herr Doctor," sagte sie zu ihm.

„Ja, meine Gnädige, mit dem größten Vergnügen," versetzte er. „Das ist in der That äußerst betrübend," wiederholte er zu mir gewendet, drückte mir gefühlvoll die Hand und entfernte sich eilig, am Arme die Dame mit dem Fächer führend.

Mit Hohn und Verachtung blickte ich ihm nach . . .

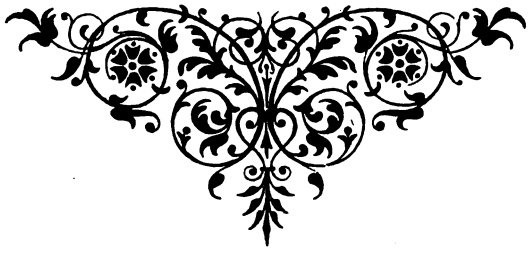
O! ich durchschaute ihn, diesen erbärmlichen, gewissenlosen, von der Reclame, Kriecherei und Heuchelei emporgetragenen Wicht! Wäre Hedwig eine vornehme, einflußreiche Dame gewesen, so würde er gewiß und mit Windesschnelle zu ihr geeilt sein. Aber das arme, anständige Bürgermädchen aufsuchen . . . mein Gott! wozu denn? Nützte ihm das oder konnte es ihm, wenn er's unterließ, Schaden bringen? Keines von Beiden Zum anspruchslosen Zeitvertreib war sie ihm recht gewesen, er würde sie vielleicht sogar mit einer Art von flauer Neigung beehrt haben, wenn sie weniger — anständig gewesen wäre . . . Aber Unbequemlichkeiten haben ihretwegen, am Ende gar ein Gerede wachrufen, mit ihrer Sippe verkehren, Rechenschaft ablegen müssen darüber, wie er dazu komme, die Kranke zu besuchen . . . das Alles war lästig, legte Verpflichtungen auf, konnte falsch gedeutet werden und — förderte die Carrière nicht. Man ignorirt also den unbequemen Brief und sagt dann: Ach! und O!, empfindet vielleicht sogar ein flüchtiges Reuegefühl, schüttelt es schnell wieder ab und spricht nach kurzer Ueberlegung: Es war so am besten; ein Mann, welcher der Oeffentlichkeit angehört, muß vorsichtig sein. Und damit war die Geschichte abgethan.

Als ich jene Gesellschaft später verließ, sah ich den gefeierten Mann wie einen Pascha, umringt von Damen, und hörte ihn schwatzen und lachen. — Ich alter Narr habe, als ich wieder zu Hause war, wie ein Kind um sie geweint!

* * *

Die Ihren haben sich binnen Kurzem über ihren Verlust getröstet. Der Sohn ist Beamter geworden, die Tochter hat sich verheirathet. Die Lücke, welche Hedwigs Tod gerissen, ist längst wieder ausgefüllt. Wie eine Schrift im Sande ist ihr Gedächtniß verwischt worden. Am schnellsten jedoch hat sie wohl derjenige vergessen, den sie am meisten geliebt hat . . . Wenn ich darüber nachsinne, wie sehr sie an diesem Manne gehangen

und wie er es ihr vergolten hat, dann kommt mir immer das Wort der heiligen Schrift: „Perlen vor die Säue geworfen" in den Sinn. Wie zwecklos ist da ein reines und schönes Gefühl verschwendet worden — wie eben leider so viel des Edlen und Guten auf dieser Welt! Fast wäre man versucht, den zu bedauern, der so gar nicht im Stande war, eine so seltene Gabe, wie es echte und selbstlose Liebe ist, zu würdigen . . . wie arm ist, im Grunde genommen, ein solcher Mensch. Nun! Das schöne Gefühl ist todt, und die, welche es hegte, ist todt, und ich bin wohl der Einzige von Allen, welche sie kannten, der heute noch mit Liebe an sie denkt. Daß gewöhnlich die am treuesten sind, welche nicht helfen, nicht nützen können! Ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen — den Lauf der Welt vermögen wir nun einmal nicht zu ändern.



Tibur.

Elegie.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

Bringet mir ländlichen Wein, in den Bergen von Tibur gewachsen,
Daß mich der nämliche Trank labe wie meinen Horaz.
Richtet das Mahl mir an beim Tempel der alten Sibylle,
Wo von dem Felsen herab tosend der Anio stürzt.
Dreifach rauscht er hernieder, bis schäumend die Wellen sich einen,
Und ihr Athem erfrischt, Kühlungen hauchend, die Schlucht.
Ringsum dörret das Land in der öden, verlass'nen Campagna,
Wo Grabmäler man nur schaut und der ewigen Stadt
Aquäducte, die längst ihr Wasser zu spenden vergaßen,
Wo kein Wesen sich zeigt, wenn nicht ein Hirt und ein Hund
Und breithornige Stiere, die wild und zottig wie sie sind.
Wie Palmyra so wird Rom von der Wüste begrenzt;
Alles ist stumm und es schweigt in der Gluth sogar die Cicade,
Die mit lautem Geschrill tönend die Gegend belebt.
Selbst Eidechsen, die gern sich sonnen, verschmachten im Strahle
Dieser Sonne, die stets brennet vom Himmel herab.
Sonst schlüpft eilig und zierlich sie hin auf dem alten Gemäuer,
Unter dem Brombeerstrauch rastet sie still nun und schläft.
Aber in Tibur grünt in der Schlucht mit der Myrthe der Lorbeer
Und ein jedes Gebüsch, welches im Frühlinge blüht.
Und Philomele beginnt mit zitternder Kehle zu schmettern,
Itys beklagt sie noch stets und den barbarischen Mord.
Doch was gehen die Alten mich an und die Fabeln der Vorzeit?
Leb' in der eigenen Zeit kräftig ein jedes Geschlecht!
Lang' ist's her, seit Varus in Tibur die Rebe gepflanzt hat,
Deren dunkeles Blut freundlich der Wirth mir credenzt.
Und dann setzt auf den Tisch er die strohumflochtene Flasche.
Als ich gekostet den Wein, nick' ich und sage dem Mann:

„Das ist dasselbe Gewächs, das Horaz zum Bauen empfohlen."
„Wer war," fragte der Wirth, „dieser Horaz denn, ein Freund?"
„Ja," so rief ich, „ein Freund wie es wenige giebt nur, er hat mich
Immer begleitet und treu mich durch das Leben geführt.
Ja, ich verdanke ihm viel und seinem erfahrenen Rathe,
Mildester Weisheit voll, war er mir Lehrer und Freund.
Gleichmuth predigt er mir in schlimmen und fröhlichen Tagen
Und wie wenig der Mensch brauchet, um glücklich zu sein.
Zwischen Hoffnung und Sorge und zwischen Furcht und Entrüstung
Glaube, daß jeglicher Tag Dir als der letzte geschenkt.
Siehe, die Stunde, die Du zu hoffen Dir nicht mehr getrautest,
Wird, so sprach er, Dir nur um so willkommener sein.
Freue Dich immer des heutigen Tags, so lang es die Jugend
Und das Vermögen erlaubt und es die Parze Dir gönnt,
Was Dir die Stunde gewährt, kann nichts Dir wieder entreißen."
„So spricht auch der Abbé, sitzt er behaglich und zecht,"
Also sagte der Wirth, das Glas mir füllend von Neuem.
„Euer Horaz ist ein Mann, welcher zu leben versteht.
Und wie der geistliche Herr, von dem ich erzählte, so ist er
Auch wohl ein artiger Mann, und von dem feinsten Geschmack?"
„Ja, vom feinsten Geschmack," so rief ich mit Lachen, „das hat er
Dadurch allein schon gezeigt, daß er sich Tibur erkor.
Hier begehrt er zu leben im Alter, wenn müde von Seefahrt,
Müde von Reisen und Krieg er sich zur Ruhe gesetzt."
„Hat er ein glückliches Alter genossen?" so fragte der Wirth mich.
„Das war meinem Horaz nicht vom Geschicke vergönnt."
„Lebt er nicht mehr?" so fragte der Wirth mich mit steigendem Antheil,
Ein Mitlebender schien ihm der Venusische Schwan.
Da mich ergötzte der Irrthum des ländlichen Mannes, so klärt' ich
Nicht darüber ihn auf oder bestärkt' ihn noch gar:
„Nein, er gelangte nur kaum zur Schwelle des Alters," versetzt' ich,
„Nicht sein sechzigstes Jahr hat er, der Aermste, erreicht.
Und sie haben nicht weit vom Quirinal ihn begraben!"
„Seid Ihr der Leiche gefolgt?" „Nein, denn ich war zu entfernt,
Doch sein Bild ist immer mir nah und die Rede die klar ihm,
Wie der Bandusische Quell, floß von den Lippen herab."
„Konnt' er," so fragte der Wirth, „auch wohl die Kanzel besteigen,
Wie mein Herr, der Abbé, welchen die Männer und Frau'n
Gern anhören, so daß kaum Platz in der Kirche?" „Ja freilich;
Etwas weltlicher wohl hätt' er gepredigt vielleicht,
Aber die Worte zu setzen verstand noch Keiner wie Dieser,
Sämmtlicher Meister des Styls Meister ist ewig Horaz.
Mancherlei hat mein Freund mich gelehrt und das Beste von Allem:
Jenen geziemenden Stolz, den das Verdienst uns verleiht."

Heinrich Kruse

Von

Wilhelm Fischer.

— Bückeburg. —

Gewisse Anlagen und Fähigkeiten scheinen in der Mehrzahl der Fälle einander auszuschließen. So zeigt selten Jemand gleichmäßige und erhebliche Begabung für Sprachen und zugleich für die mathematischen Fächer. Noch seltener wohl ist die Vereinigung der Eigenschaften, welche zum Politiker und zum Dichter gehören. Allein es giebt überraschende Ausnahmen auch von dieser Regel.

Im Jahre 1868 erschien anonym bei S. Hirzel in Leipzig ein der Geschichte Ostfrieslands entnommenes Trauerspiel „Die Gräfin" und machte berechtigtes Aufsehen. Die Kritik beschäftigte sich lebhaft und weit überwiegend in günstigem Sinne mit diesem Drama, und kein Geringerer als Laube erklärte, dasselbe könne nur das Werk einer Kraft ersten Ranges sein, und er sei bereit, es aufzuführen. Da trat der Verfasser aus seiner Zurückhaltung hervor: es war Heinrich Kruse, der Chefredacteur der Kölnischen Zeitung und als solcher in den weitesten Kreisen hochangesehen, als Dichter aber bisher nur wenigen ihm Näherstehenden bekannt. Denn wenn er auch von Jugend auf den Musen und Grazien geopfert hatte, so war dies doch meist im Verborgenen geschehen, und nur hin und wieder etwas, meist humoristischer Art, in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie „Der Teufel zu Lübeck." Dieser Fastnachtsschwank in Hans Sachsens Manier sprach Geibel so sehr an, daß auf sein Betreiben derselbe 1847 bei Karl Reimarus in Berlin erschien und auch lebhaften Beifall fand, der freilich im Tosen des nächsten Jahres verhallen mußte. Doch ehe wir uns weiter mit den Werken Kruses beschäftigen, wollen wir uns die Hauptumrisse

seines Lebens vergegenwärtigen, das die erfreuliche Entwickelung einiger seiner hervorstechenden Eigenschaften begünstigt hat und erklärlich macht.

Heinrich Kruse wurde am 15. December 1815 zu Stralsund geboren und ist zeitlebens ein treuer Sohn seiner schönen Vaterstadt geblieben, deren Lage und Geschichte von unverkennbarem Einfluß auf seine Muse war. In mehreren seiner vom frischen Wellenhauche der Ostsee durchwehten „Seegeschichten" klingt der Name der theuren Heimat, und aus ihrer großen Vergangenheit hat er den Stoff zu zweien seiner Tragödien, zu „Raven Barnekow" und zu „Witzlav von Rügen" geschöpft. Wenn es in unserer viel abschleifenden und viel gleichmachenden Zeit ein Vorzug kräftiger Naturen ist, sich dennoch einen gewissen Erdgeruch der Heimatscholle zu bewahren, so darf sich Kruse sicherlich rühmen, ein echter Pommer zu sein. Sein Vater Andreas Theodor Kruse war Altermann des Gewandhauses und lange Jahre hindurch Vertreter von Rügen-Stralsund im preußischen Landtage; er beschäftigte sich viel mit Verfassung und Geschichte Stralsunds und veröffentlichte seine gesammelten Abhandlungen unter dem Titel „Sundische Studien."

Auch auf Heinrich Kruse machte die einst so mächtige Hansestadt mit ihren hochragenden Kirchen und dem stattlichen Rathhause schon früh einen unauslöschlichen Eindruck und gab ihm Gelegenheit, das Leben und Treiben der Kaufherren, Schiffer und Fischer aus der Nähe kennen zu lernen. Doch daneben genoß er den Vorzug, auch dem Landleben nicht fremd zu bleiben. Er brachte einen großen Theil seiner glücklichen Jugend auf dem Familiengute Andershof zu, das unweit von Stralsund am Strande gelegen einen herrlichen Blick auf die See, die vorbeifahrenden Schiffe, die Insel Rügen und die malerische Stadt mit ihren hohen Thürmen gewährt. Von dieser größtentheils verpachteten Besitzung waren Herrenhaus und Garten, ein kleiner Landsee und ein anstoßendes Eichengehölz der Gutsherrschaft vorbehalten. In dieser Umgebung fand der heranwachsende Knabe nicht nur Anregung, sich lernend und sammelnd mit der Natur zu beschäftigen, sondern er begeisterte sich auch für Theokrit und Virgil und versuchte sich frühzeitig selbst in Idyllen. Das Lernen ward ihm leicht, da er rasch und scharf auffaßte und sich eines beneidenswerthen Gedächtnisses erfreute. So war er mit achtzehn Jahren zur Universität reif und widmete sich 1833 bis 1837 in Bonn und Berlin dem Studium der Philologie. Für wahre Freundschaft empfänglich und treu, schloß er, wie schon auf dem Gymnasium, auch auf der Universität mehr als einen Bund, der die Stürme der Jahre überdauert hat, so mit Emanuel Geibel und Ernst Curtius. Er war nicht der Ansicht Gottfried Hermanns: Solae litterae loquuntur; cetera monumenta muta sunt, und beschäftigte sich auch eifrig mit Archäologie. Noch auf der Universität schrieb er einige archäologische Abhandlungen und würde sich vielleicht ganz diesen Studien gewidmet haben, wenn nicht seine durch eifrige Beschäftigung mit den Sammlungen des Museums angegriffenen Augen ihm Schonung geboten hätten.

Ganz ist übrigens diese Jugendneigung nie erloschen, wie mehrere schöne Gedichte aus weit späterer Zeit beweisen, z. B. „Die Siegesgöttin von Olympia" und „Der Hermes des Praxiteles: On revient toujours à ses premiers amours.

Nach seiner Universitätszeit wünschte er, ehe er sich an eine feste bürgerliche Stellung band, noch die Welt kennen zu lernen. Zuerst ging er nach Rußland — eine reife liebliche Frucht dieses Aufenthalts ist das Idyll „Die gute Herrin". Den Winter 1840 brachte er in St. Petersburg, Riga und Dorpat zu, feierte Ostern auf dem Kreml und machte dann eine Reise durch Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Nach Hause zurückgekehrt, bestand er seine Prüfungen und unterrichtete als Probecandidat am Gymnasium zu Stralsund. Da berief ihn Bunsen nach England, um die Erziehung der beiden ältesten Söhne Lord Ashley's, des unter seinem späteren Titel Earl of Shaftesbury so bekannt gewordenen Philanthropen, zu übernehmen. Der Verkehr in diesem Kreise, wo er unter anderen bedeutenden Männern Palmerston und Gladstone kennen lernte, wirkte anregend und fördernd auf ihn. Von seinen beiden Zöglingen wuchs ihm besonders der jüngere, der hochbegabte Francis, an's Herz, bei dem das alte päpstliche Wortspiel in hohem Maße zutraf: Angelus potius quam Anglus. 1844 kehrte Kruse nach Deutschland zurück und unterrichtete, die freundliche Wesergegend schon damals liebgewinnend, drei Jahre lang am Gymnasium zu Minden in Westfalen. Dann trat ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben ein: er widmete sich der Presse, kurze Zeit bevor sie von den Fesseln der Censur befreit wurde.

Von jeher hatte er sich eifrig mit Geschichte beschäftigt; auch die Gegenwart und die großen Verhältnisse der Staaten zogen ihn an, und er hatte im Auslande die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, die erworbenen Kenntnisse zu berichtigen und zu vertiefen und durch eigene Anschauung seinen Gesichtskreis zu erweitern. So war er in mehrfacher Hinsicht auf seinen neuen Beruf wohl vorbereitet und auch mit drei nothwendigen Eigenschaften dazu ausgerüstet: mit scharfem Verstande, urbaner Schlagfertigkeit und ungemeiner Arbeitskraft.

Zunächst ging er nach Augsburg, wurde aber nach kurzer Thätigkeit an der Allgemeinen Zeitung in die Redaction der Kölnischen Zeitung berufen. Da er Frankreich noch nicht kannte, so ging er vor Antritt seiner neuen Stellung noch nach Paris und kam von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß Louis Philippe's und Guizot's Widerstand gegen jede Reform der Verfassung verkehrt und bedenklich sei. Aber noch sollte er nicht bei dem Blatte bleiben, dem er später die besten Jahre seines Lebens gewidmet hat; schon 1848 ging er als Chefredacteur der Neuen Berliner Zeitung nach Berlin und trat noch in demselben Jahre in die Redaction der Deutschen Zeitung zu Frankfurt a. M. ein, die als Organ der erbkaiserlichen Partei galt. Bald übernahm er, als Nachfolger von Gervinus,

deren Leitung, und „neues Leben, frischer Geist und die Kraft einer felsenfesten Ueberzeugung athmete wieder aus dem Blatte," wie Anton Springer in seinem Buche über Dahlmann sagt. Leicht war seine dortige Aufgabe nicht. Zu der fast erdrückenden Arbeitslast kam die Feindschaft der Demokraten, die sich sogar bis zu Todesandrohungen verstiegen, ohne daß Kruse sich einschüchtern ließ. Da traf ihn ein unerwarteter Schlag: sein heißgeliebter Zögling Francis Ashley, damals auf der Schule zu Harrow, war plötzlich gestorben. Bei dieser erschütternden Nachricht brach Kruse, ohnehin erschöpft und überarbeitet, völlig zusammen und ging, um seine zerrütteten Nerven wieder herzustellen, auf fünf Monate an den Genfer See. Seine damaligen Gefühle in dieser wunderbaren Gegend hat er in der schönen Elegie „Vevey" ergreifend geschildert und darin auch, durch die normannische Kirche an England erinnert, dem theuren entschlafenen Jünglinge ein rührendes Denkmal gesetzt:

„Wie mahnet mich das Kirchlein hier,
Der Normannthurm, des Ortes, ach!
Wo oft mein Francis neben mir
Hinknie'nd, die Psalmen lieblich sprach!"

Noch vor Ablauf des Jahres 1848 trat Kruse wieder in die Redaction der Kölnischen Zeitung ein. Das Blatt hatte damals einen harten und zähen Kampf mit der herrschenden Reaction zu bestehen und wurde zwölf Mal mit sofortiger Unterdrückung bedroht, ohne seiner gemäßigt liberalen Haltung untreu zu werden. Als der Chefredacteur K. H. Brüggemann zurücktreten mußte, wurde sein Freund Kruse von dem charakterfesten Verleger Joseph Du Mont mit der Leitung des Blattes betraut, das sich seit der Regentschaft des Prinzen von Preußen wieder freier regen durfte und einen mächtigen Aufschwung nahm. Dazu wirkte mancherlei zusammen: die glückliche Lage Kölns, die rührige, weder Kosten noch Mühe scheuende Verwaltung der Zeitung unter Du Mont, Wilhelm Schultze und August Neven, der erprobte Stab tüchtiger Mitarbeiter, und, last, not least, der neue Chefredacteur selbst, in welchem der Poet dem Politiker nicht schadete, sondern half. Kruse bestrebte sich immer mit großer Klarheit und Nüchternheit, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und nicht durch die farbigen Gläser vorgefaßter Meinungen und eigener Wünsche. Auch seine Behandlung derselben in mustergiltiger Prosa war demgemäß verständig und sachlich, nahm aber bei passenden Anlässen einen höheren Flug und verschmähte auch die Anführung treffender Stellen aus den alten Sprachen, dem Deutschen und Englischen nicht. Seine Leitartikel übten denn auch oft eine ungemeine Wirkung aus und wurden vielfach in die Hauptsprachen Europas übersetzt. Und wie viele Leitartikel hat er nicht geschrieben! 1870 einmal vier Wochen lang täglich einen.

1872 fand das Rheinische Weltblatt es wünschenswerth, eine Kraft ersten Ranges als Vertreter in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches

zu haben, und so siedelte Kruse denn nach Berlin über, wo er in reger Thätigkeit und in angenehmem Verkehr mit hervorragenden Männern der Politik und der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst glückliche Jahre verlebte, bis zunehmende Augenschwäche und das Bedürfniß nach Ruhe ihm den Wunsch nahe legten, zurückzutreten. Sein Entschluß wurde von vielen Seiten bedauert, nicht zum Mindesten auch vom Verleger der Kölnischen Zeitung, der ihm denselben jedoch in großmüthiger Weise erleichterte.

1884 zog sich Kruse mit seiner treuen Lebensgefährtin, einer Tochter des preußischen Generals Menckhoff, nach dem längst liebgewonnenen Bückeburg zurück, auf das er den Vers anwendet:

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Hier genießt er in seiner von einem großen Garten umgebenen Villa das wohlverdiente otium cum dignitate und widmet seinen heiteren Lebensabend den Musen. Sein einziger Sohn, Landrath Dr. Francis Kruse, lebt in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe zu Altena in Westfalen.

Kruse's erstes Drama „Die Gräfin" wurde zunächst in Leipzig und seitdem noch auf mancher anderen Bühne mit großem Beifall aufgeführt und kam 1869 mit Geibels „Sophonisbe" bei der Zuerkennung des Schillerpreises ernstlich in Betracht. Die Commission schlug dem Minister vor, den Preis zu theilen, oder, wenn dies nicht angehe, die „Gräfin" durch einen zweiten Preis auszuzeichnen, was denn auch geschehen ist.

Diesem ersten Werke ließ der fruchtbare Dichter, freilich oft auf frühere Entwürfe und Anfänge gestützt, rasch nacheinander eine ganze Reihe von Trauerspielen folgen. Schon 1870 erschien „Wullenwever", worüber Gutzkow in der Vorrede zur letzten Ausgabe seines gleichnamigen Dramas sich also äußerte: „Ich möchte mich versucht fühlen, die früheren Selbstanklagen zum größeren Theil zurückzunehmen, zumal im Hinblick auf die geringen Leistungen, die uns seit 1848 die dramatische Muse der Deutschen im historischen Fache gebracht hat. Ein Dichter, der im späteren Alter aus dem Zeitungswesen, dem man ihn allein gewidmet geglaubt, wie geharnischt sogleich mit drei Tragödien fast auf einmal hervortrat, hat eine inzwischen durch die Leistungen des Historikers Waitz noch gereiftere Erkenntniß über „Wullenwever" ebenfalls zu einem Drama anwachsen lassen. Ungetheilte Bewunderung mußte der naturwüchsigen Sprache Heinrich Kruse's, seinem wohlgeformten Verse, dem Reichthum seiner bald naiven, bald großartigen Einzelzüge zu Theil werden. Für den Stoff jedoch im Ganzen zu fesseln, ihn für die Bühne dauernd festzuhalten, ist ihm nicht gelungen." Diesen dem schönen Zeugniß als Folie dienenden Tadel erkannte Kruse als berechtigt an und arbeitete seinen „Wullenwever" für die dritte Auflage um. 1871 erschien „König Erich," 1872 „Moritz von

Sachsen," 1874 „Brutus," 1876 „Marino Faliero," 1877 „Das Mädchen von Byzanz", 1878 „Rosamunde", 1879 „Der Verbannte", 1880 „Raven Barnekow", 1881 „Witzlav von Rügen", 1882 „Alexei" und, nach längerer Pause, 1888 „Arabella Stuart", nach einigen sein bestes und reifstes Werk. Es würde zu weit führen, diese dreizehn Tragödien einzeln zu besprechen. Schon die Titel deuten auf die reiche Verschiedenheit der Zeiten und Orte hin, und der Inhalt beweist, daß Kruse gleichmäßig im Norden und im Süden, in alter und neuerer Geschichte bewandert ist: hier wird der Dichter vom Historiker, ja man darf sagen, vom Politiker unterstützt. Mit wenigen Ausnahmen ist ihm der Schauplatz der Begebenheiten aus eigener Anschauung bekannt, was sich oft durch die glückliche Wahl der Bilder und Gleichnisse verräth. Mit berechtigtem Selbstgefühl läßt er sich von der Behandlung eines ihn reizendeu Stoffes nicht dadurch abhalten, daß er Vorgänger gehabt hat; so trifft er mit Gutzkow, mit Martin Greif, mit Lord Byron, mit Gottschall, ja mit Shakespeare selbst zusammen: „Wir können uns ja Alle, Jeder nach seiner Kraft am Bogen des Odysseus versuchen", so schließt er seine Vorrede zu „Arabella Stuart", und

„Palmam, qui meruit, ferat!"

Großes Lob verdient seine edle und männliche Sprache, deren Eigenthümlichkeit in einer für die Bühne vielleicht zu weit getriebenen Abneigung vor allem Rhetorischen und Phrasenhaften besteht. Der einfachste und natürlichste Ausdruck ist ihm stets der liebste. Auch in docirender Prosa würde er sich nie zu der Leistung eines Bekannten versteigen, die er einmal als erheiternd abschreckendes Beispiel anführte: „Der Hund vindicirt sich die terrestrische Ubiquität", sondern schlichtweg sagen: „Der Hund kann fast überall auf Erden leben." Seine Charakteristik, auch der Nebenpersonen, ist scharf; der Aufbau seiner Stücke wohldurchdacht; der Fortschritt der Handlung lebhaft.

Dennoch ist bis jetzt nur die Minderzahl seiner Dramen zur Aufführung gelangt. Das mag verschiedene Gründe haben: die Vorliebe des Publicums für das Lustspiel und ähnliche leichte Waare; die Abneigung des Dichters, Intendanten und Directoren mit Bitten zu behelligen, und seinen festen Entschluß, sich einem kleinlichen und hoffentlich vorübergehenden Zeitgeschmacke nicht zu beugen, sich nicht sklavisch an die von Boileau und Batteux geforderte Einheit des Ortes zu binden. In der sehr lesenswerthen Vorrede zum „Mädchen von Byzanz" (2. Auflage) spricht er sich über diese Frage gründlich aus. Doch nimmt er gebührende Rücksicht auf die Bühne und macht von den Freiheiten, die Lessing ihr erstritten haben soll, einen mäßigeren Gebrauch als Lessing selbst und Schiller, wie er gewissen gedankenlosen Kritikern mit Zahlen nachweist. Aber die Vorwürfe „Shakespearischer Scenenwechsel" und „Mangel an Bühnentechnik" sind

noch nicht verhallt, wenn es dabei auch nicht an fast ergötzlichen Widersprüchen und Gegenbeweisen fehlt. Im Uebrigen hat sich Kruse über die Kritik durchaus nicht zu beklagen, und seine Dramen werden, nach den wiederholten Auflagen zu schließen, fleißig gelesen.

1887 ließ er bei S. Hirzel seine „Fastnachtsspiele" erscheinen, mit einem Prologe zu Ehren des wackern Meisters Hans Sachs, in dessen Manier die drei Stücke gedichtet sind: der (überarbeitete) „Teufel zu Lübeck", „Der eifersüchtige Müller" und „Standhafte Liebe," Alles in gereimten vierfüßigen Jamben, kurz, heiter, hin und wieder derb, an andern Stellen hochpoetisch, zart und rührend. „Standhafte Liebe" wurde im Elberfelder und Barmer Stadttheater mit vielem Beifalle gegeben, erregte aber alsbald das hohe Mißfallen übereifriger Ultramontaner, die über Verhöhnung ihrer Kirche zeterten, weil in dem harmlosen Stücke von der rothen Nase eines Priors geredet wird! Daß der Vorgesetzte dieses Würdigen, der steinalte Abt, eine in jeder Beziehung achtungswerthe und liebenswürdige Persönlichkeit ist, konnte jene blinden Fanatiker nicht versöhnen. Die vorsichtige Polizeibehörde untersagte des lieben Friedens wegen die Wiederholung. Hoffentlich waltet über der jetzt in Leipzig beabsichtigten Aufführung ein besserer Stern. Der von Kruse frei behandelte Stoff ist einer reizenden Erzählung Balzacs entnommen, die uns aus den übrigen Contes drôlatiques entgegenschimmert, wie eine große Perle aus dem Schlamme.

Eine eigenartige Erscheinung, bei der sich der vielseitige Dichter so recht in seinem Fahrwasser befindet, sind die köstlichen „Seegeschichten" (Stuttgart, bei Cotta), frische Bilder aus dem Leben und Treiben am Strande und an Bord, meist voll urwüchsigen Humors, doch auch hinwieder sehr ernst und wehmüthig, immer lebenswahr. Dem Verfasser kommt zu statten, daß er in einer Seestadt geboren, von Jugend auf mit Rhedern und Capitänen, mit Schiffern und Fischern vertraut ist und seine Kenntniß dieser Kreise auf Reisen und im Bade auf Rügen und den Nordsee-Inseln planmäßig erweitert hat. Von der Form sagt er: „Auf die Hexameter habe ich vielen Fleiß verwandt, ohne metrische Kunststücke machen zu wollen. Die Verse würden meines Bedünkens schlechter sein, wenn sie besser wären." Sein Hauptbestreben ging auch hier wieder auf natürlichen und ungezwungenen Ausdruck und Satzbau, nicht auf die doch unmögliche Vermeidung eines jeden Trochäus. Und er darf am Ende ein Wort über diesen wunderbaren Vers mitsprechen, der wie kein anderes antikes Maß sich in's deutsche Ohr eingeschmeichelt und durch Klopstock und Voß, durch Schiller und Goethe, durch Platen und Geibel und viele unverächtliche andere Poeten längst Bürgerrecht bei uns gewonnen hat. Denn von den Uebersetzern der griechischen und lateinischen Epen abgesehen, hat Kruse, noch Ungedrucktes mitgerechnet, vielleicht von allen deutschen Dichtern die meisten Hexameter geschrieben. Der erste Band „Seegeschichten"

erschien 1880 und liegt jetzt in 2. Auflage vor; 1889 folgte die stärkere „Zweite Sammlung", deren einzelne Dichtungen zum Theil schon in angesehenen Zeitschriften veröffentlicht worden waren, „Der Californier" z. B. in „Nord und Süd".*) Noch fortwährend ist Kruse in dieser Richtung thätig, sobald er eines ihm zusagenden Stoffes habhaft wird.

Seltener tritt er als Lyriker hervor, wie 1887 mit der ernsten Mahnung an unsere noch schwankenden deutschen Brüder im Reichslande: „Wählet!" und zuletzt mit dem ergreifenden Gedicht auf den Tod des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. In beiden giebt er mit feinem historischen Sinn den Tagesereignissen einen stimmungsvollen Hintergrund. Zu einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte aber ließ er sich bis jetzt noch nicht bewegen, ebensowenig zum Niederschreiben der Denkwürdigkeiten aus seinem langen und reichen Leben, das, in große Zeiten fallend, ihn zum Zeugen bedeutender Ereignisse gemacht und mit vielen hervorragenden Personen in nahe Berührung gebracht hat. Diese Erinnerungen zu gestalten und festzuhalten, müßte für ihn doch eine ebenso angenehme wie leichte Arbeit sein. Am nöthigen Fleiße fehlt's ihm nicht — nulla dies sine linea ist einer seiner Lieblingssprüche — eher nach seiner Meinung an Zeit, da er noch „sonst zu viel auf Händen hat."

Mögen dem Dichter auf seinem schönen Tusculum noch viele Jahre voll geistiger Frische und Schaffenslust beschieden sein!

*) Heft 117.

Schiller und Lotte.

Eine Jahrhundert-Erinnerung.

Von

Otto Brahm.

— Berlin. —

I.

Am 6. December 1787, an einem trüben Winternachmittage, zogen durch die Rudolstädter „Neue Gasse“ zwei Reiter in die Stadt ein; sie kamen an dem Hause der Frau von Lengefeld vorüber, wo zwei jugendliche Töchter auf die Fremden herabblickten und in dem einen, ob er gleich scherzend sein Gesicht zur Hälfte im Mantel verbarg, ihren entfernten Vetter, Wilhelm von Wolzogen, erkannten. Der andere Reiter, weil er den Frauen unbekannt blieb, erregte um so lebhafter ihre Neugier. Ein Fremder um diese Jahreszeit war ein Ereigniß; wie verwünschte Prinzessinnen erschienen sich die Töchter des Hauses, die auf Erlösung aus einförmiger Winternacht hofften; und als ihnen nun Wolzogen auf den Abend den Besuch seines Reisegefährten Friedrich Schiller ankündigte, da ward der Eindruck ein unvergeßlicher auf beiden Seiten: „Es soll mir ein lieber Tag sein, der sechste December!“ schreibt Lotte Lengefeld später an Schiller, „Schnell faßte meine Seele Dein Bild.“

Die Mutter und die Töchter fand Schiller in dem Hause der Rudolstädter Neuen Gasse vor; der Vater war todt. Er war ein energischer, thätiger Mann von eigenartigem Wollen, dessen kluge Betriebsamkeit an Schillers Vater erinnern kann: wie dieser die Baumcultur, hatte er das Forstwesen der Heimat auf eine neue Stufe gehoben und bis zu Friedrich dem Großen war sein Ruhm gedrungen. Ein starker, fest dreinblickender Herr von wohlzusammengehaltener Würde, so tritt er uns im Bilde entgegen: eine Figur nach Gottscheds Art. Der Erziehung der Kinder stand er eifrig vor, bis der Tod ihn 1776 fortnahm; Caroline Lengefeld war

damals dreizehn, Lotte noch nicht zehn Jahre alt. Sich selber blieben die Mädchen nun vielfach überlassen; denn die Mutter, chère mère genannt von aller Welt, konnte ihnen geistig nicht genugthun. Sie lasen früh und viel und die ganze Poesie der sentimentalen Epoche zog an ihnen vorüber: Ossian und Siegwart und Richardson. Man werde es ihnen immer anmerken, spottete Schiller später, daß sie mit dem Grandison aufgewachsen seien. Für Caroline hatte sich, schon als sie im sechzehnten Jahre stand, ein Bewerber eingefunden, Herr von Beulwitz; für Lotte wünschte die Mutter eine Stellung am Weimarer Hofe zu gewinnen, und um ihr die letzte Ausbildung zu geben, ward 1783 eine Reise in die französische Schweiz beschlossen. Ein Jahr lang weilte man in Vevey, und Lotte, in Siegwartischen Empfindungen lebend, glaubte hier ein erstes Mal zu lieben. Auf der Hinfahrt sahen die Reisenden Schillers Eltern auf der Solitude, auf der Rückfahrt ihn selbst in Mannheim, doch keine lebhaftere Theilnahme ward rege. Die Schwestern, welche bis dahin durch Alter und Gegensatz der Charaktere geistig getrennt gewesen, hatten nun in der Fremde sich gefunden, und unzertrennlich fühlten sie sich an einander geknüpft. „Wir wallen Hand in Hand," sang Lotte. Und so, Hand in Hand, traten sie vor Schiller hin, und ihnen beiden galt sein rascher Entschluß: dem ersten flüchtigen Besuch einen längeren folgen zu lassen und den Sommer 1788 in Rudolstadt zu verbringen.

Zwei weibliche Typen der Geniezeit, charakteristisch unterschieden an Geist und Empfindung, waren ihm in den Schwestern entgegengekommen. Scheint in Caroline mehr die Eigenart des Vaters fortzuleben, eine schärfere Persönlichkeit, ein selbständiger Wille, so ist Lotte der Mutter Erbin in Güte und Milde, in heiterm Wohlwollen und Sanftheit: nur daß sich die weiblichen Gaben der chère mère hier paaren mit feineren geistigen Reizen. Und eine zweite, mütterliche Freundin gewann auf Lotten Einfluß: Frau von Stein, die auf ihr benachbartes Gut Kochberg allsommerlich die Weimarer Anregungen mitbrachte. Goethes Größe ward nun erschlossen, und dem Dichter wie dem Menschen trug Lotte die treueste Verehrung entgegen; daß Goethe sie, eben da sie in die große Welt trat, als achtzehnjähriges Mädchen einmal im Schlitten gefahren, blieb ihr die liebste Erinnerung. Die ganze verfeinerte Cultur einer neuen Zeit trat so den Schwestern nahe, und überrascht fand Schiller gleichgestimmte Geister in der Einsamkeit von Rudolstadt vor. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme an den bewegenden Fragen der Zeit, an ästhetischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Fragen verband sich aber in Lotte ein eigener, frischer Natursinn; und wenn sie eben über ihrem Ossian und Goethe, über Plutarch und Rousseau, Buffon und Bacon sich müde geweint und gedacht, so fand sie im großen Garten hinterm Haus, am nahen Berg unter ihren lieben Bäumen, Frieden und schönes Maß zurück: „freie Luft und heitrer Himmel," sagt Schiller, „gehören gewissermaßen zu Ihrem Leben." Diese

ganz eigene Mischung von Natur und Cultur fehlte in Caroline; sie war den Anschauungen der Geniezeit, ihren freien und allzufreien Gedanken, energischer gefolgt, und ein unruhiger Sinn trieb die früh Gefesselte in mancherlei Wirren, die kaum das Alter endete: „sie irrte, litt, liebte," so lautet die Grabschrift, die sie sich selber gefunden.

Mit sechzehn Jahren „so gut wie verlobt," mit einundzwanzig vermählt, gewann Caroline von Beulwitz erst innerhalb der Ehe volle geistige Entwickelung und die Einsicht, daß der Mann, dem sie zur Seite lebte, mit seiner derben Bravheit ihr nicht genügte. Kinderlos geblieben, suchte und fand sie nach der freien Sitte der Zeit enthusiastische Seelenfreundschaften, welche in leidenschaftliches Begehren stets überzuschlagen drohten: Schiller, Wilhelm von Wolzogen, der Coadjutor von Dalberg, der Livländer von Adlerskron und ein unbekannter „Ami" werden nach und nebeneinander Gegenstand ihrer Neigung. „Die Heirath", so erkannte sie, „ist kein Band der Seelen"; und verschwenderisch wendet sie, in der weiten Unbestimmtheit ihrer Gefühle, das Wort Liebe jederzeit an. „Liebe und Freundschaft ist mir Eines," schreibt sie an Wilhelm von Wolzogen, dem sie das Herz geraubt gleich im ersten Begegnen. Verehrend naht er ihr nun, mit Besuchen und Briefen, und beugt sich werbend vor dem überlegenen Geiste der „superklugen Cousine"; sie aber weiß, zwischen Gewähren und Versagen, den Verehrer zu halten, sicherer noch als Charlotte von Stein Goethe, als Charlotte von Kalb Schiller hielt. So zappelte der arme Junge im Netz, bis endlich, nach einem Jahrzehnt treuer Hingebung, der Besitz der Geliebten sein Glück krönte: Caroline von Beulwitz ward Caroline von Wolzogen. Schiller billigte die Scheidung von dem ersten Gatten, dem „ours," dessen Launen lästig wurden, doch nicht diese Verbindung, welche im Herbste 1794 von Caroline, abermals ohne volle Neigung, geschlossen ward. Wunderlich genug in der That klingt es, wenn sie 1792 den künftigen Gatten nach zwei andern Seelenfreunden ungenirt fragt: „Sage mir doch, wie es mit Adlerskron geht, es schmerzt mich so innig, ihn unglücklich zu wissen, denn er ist gar edel und gut. Der Coadjutor ist in Constanz, besuche ihn doch." Caroline hatte Adlerskron zu ihrem „Trabanten" gemacht, er kannte in der Welt nur eine Frau, der kein Wesen je gleichen werde, Caroline; in glühenden Briefen redet er sie bald mit Sie, bald mit Du an, aber doch bewahrt der arme Trabant Urtheil genug, um zu erkennen, daß Caroline eine seltsame Verwandtschaft mit — Charlotte von Kalb besitzt. „Was mich beim ersten Sehen an ihr interessirte," schreibt er an Caroline, „war, sie hatte einiges Aehnliche in ihrem Charakter mit Ihnen." Auch nach der Vermählung mit Wolzogen wurden neue Seelenfreundschaften geknüpft: Graf Geßler in Dresden, Graf Schlabrendorf in Paris reihen sich dem Hofstaat Carolinens ein, und wenn sie der eine das „wunderbarste Wesen" nennt, das er sah, so preist der andere enthusiastisch „der Freundin eng anschließendes Herz",

und auch er darf sie mit dem vertraulichen Du anreden. So gefährliche Freundschaften hat Lotte nie gekannt, wenngleich auch sie, der Zeitsitte gemäß, manche freiere Annäherung gestattet; aber sie weiß, in der sanften Gemächlichkeit ihrer Natur, stärkere Wallungen niederzuhalten, und in Scherz und Ernst, schwesterlich theilnehmend hier, mütterlich rathend dort wahrt sie frauenhafte Würde.

War Adlerskron der getreue „Trabant" Carolinens, so erwarb sich Dalberg einen anderen Beinamen im Kreise der Freunde: er ward der „Schatz", der „Goldschatz". Karl von Dalberg residirte, den Tod des Kurfürsten von Mainz erharrend, dessen erwählter Nachfolger er war, gemächlich in Erfurt; dort hatte Caroline durch Vermittlung ihrer Erfurter Freundin, Fräulein von Dacheröden, ihn kennen gelernt, und sie hatte dem geistig lebhaften, das Gute wollenden, sensiblen Manne sich begeistert genähert. Als ein Bruder des Mannheimer Intendanten, besaß auch er das „Pulverfeuer" des Enthusiasmus und die Unstäte des Willens: ein Mann ohne Mark. So zeigt ihn zumal die Zeit seiner staatsmännischen Laufbahn, als er, ein Fürst von Napoleons Gnaden, zum Großherzog von Frankfurt aufstieg. Doch Caroline hielt ihm die Treue auch jetzt, und sie wollte, zu seiner Ehrenrettung, die Biographie des „Schatzes" schreiben. Der Mann mit den pfäffisch glatten, verschwimmenden Zügen durfte, als katholischer Geistlicher, an eine Ehe mit Caroline niemals denken, aber doch hat er gewünscht, sie in seiner Nähe halten zu können: „Alles deutet mir an," schreibt sie 1792, „daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht, ich sollte mich doch scheiden lassen, hat er letzt der Li (Caroline von Dacheröden) wieder gesagt. Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben." Wenn man erwägt, daß auch der Kurfürst von Mainz sich damals eine Freundin erwählt hatte, Frau von Coudenhaven, so klingt das bedenklich genug. Zwar zog Caroline einer so unbestimmten Existenz die Vernunftheirath mit Wolzogen zuletzt vor, aber sie blieb Dalbergs Seelenfreundin, und noch 1811, als ihr Gatte gestorben, schrieb sie aus Frankfurt: „Könnte ich doch dem Schatz etwas sein, ich würde gern bei ihm bleiben." Inzwischen hatte sie aber in Wiesbaden 1809, während Wolzogen dahinsiechte, eine neue Bekanntschaft gemacht, den „Ami", dessen Name uns entgeht: „Ohne meinen Ami," berichtet sie, „wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich so in ihm ausgesprochen, daß es mich oft zur Verwunderung hinzieht." Caroline war damals 47 Jahre alt. „Ich habe nicht geglaubt, daß so etwas in diesem Alter so tief treffen könnte," sagt Lotte, „die gute Frau hatte wirklich eine Leidenschaft. Sie ist eine eigene, ganz eigene Natur, so höchst liebenswürdig und interessant; so äußerst verständig und doch so phantastisch. Sie liebte so oft und doch nie recht;

denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt." Ein Bild Carolinens aus dieser Spätzeit zeigt sie als eine noch anziehende Frau, von freiem Blick und geistig belebter Miene; das leichte, am Hals offene Gewand läßt eine üppige Gestalt erkennen, ein selbstbewußter, fast übermüthiger Zug spielt um Mund und Nasenflügel.

Von solchem Selbstbewußtsein, von dem Egoismus des Gefühls, den in Caroline die Anschauungen der Geniezeit geweckt hatten, besaß Lotte nichts; vielmehr lebte tief in ihr und sprach sich aus in herzlicher Einfachheit ein opferfroher Sinn, der das eigene Selbst zu beugen wußte um Anderer Glück. Wenn sie 1783 an Wilhelm Wolzogen schreibt: „Wie so gern möchte ich Ihnen helfen, entsagte gern einem Theil meiner Freuden, um Sie froh zu wissen," so klingt schon hier, aus den Worten eines sechzehnjährigen Mädchens, ein Ton hervor, den man in Carolinens ganzer Liebescorrespondenz vergeblich suchen würde. Diese Güte des Herzens, bezeugt Fräulein von Dacheröden, war das Erste, das ihr in Lotte entgegentrat, und unvergeßlich blieb ihr ein Gespräch, das im Beginn der jungen Freundschaft geführt ward: es wurde gefragt, ob Lotte wohl, einem Bedrängten zu helfen, in der strengen Kälte zu Fuß von Rudolstadt nach Erfurt gehen würde; Lotte bejahte. Und als man sagte, sie hielte es nicht aus, erwiderte sie nur ganz ruhig: „Ich versuchte es doch." Und so innig und herzlich war der Ton, daß die Freundin ihn nach Jahren noch zu hören glaubte. Die nämliche Empfindung spricht sich aus, mit noch persönlicherem, überzeugendem Accent, wenn Lotte etwa an Goethe schreibt, den verehrtesten Freund ihrer Jugend: „Ich kann Ihnen nur in kleinen Zufällen beweisen, was ich für Sie thun mag, denn wir sind nicht in den Zeiten der Helden mehr, wo man etwas wagte aus Freundschaft. Mein Gefühl aber ist deswegen eben so heldenmüthig, und ich stieg wohl um Ihretwillen auch zum Orkus."

Milde, wie Lottes ganzes Sein, ist auch ihre Vorstellung vom Wesen der Liebe: „Es ist nicht Liebe", schreibt sie an Schiller, „wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft, und diesem selbst alle Vollkommenheiten giebt, sondern dies ist Liebe, die Menschen so zu lieben, wie wir sie finden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen, mit einem Herzen voll Liebe." Wohl hatte darum Fräulein von Dacheröden recht, ihr zu sagen, daß Weiblichkeit der schönste Ausdruck ihres Wesens sei: „um dieser Weiblichkeit willen liebt dich Schiller. Deine stille Anhänglichkeit, dein sanfter Sinn, es entgeht nichts davon dem Blick des glücklichen Mannes." Sanft — das Wort drängt sich immer von Neuem hervor, Lotten gegenüber. Und wie gut kennzeichnet es das Wesen dieser Frau, daß die Freunde nicht zutraulich genug ihren Namen gestalten können; während etwa die feierliche Frau von Kalb, auch für die Vertrautesten, stets nur Charlotte blieb, rückt sie, zuerst als Lotte, dann als Lolo, als Lolochen, allen nahe.

Sanfter also, bescheidener entfaltete sich in Lotte ein eigenes geistiges Leben; aber als rechte Schwester Carolinens, als rechtes Kind der Geniezeit, war auch sie von einer gefallsamen Empfindsamkeit, einer gewissen „coquetterie d'esprit", nach Schillers Wort, nicht frei, und erst allmählich überwand sie die Neigung, „recht klug zu thun": „Ich war sonst erstaunlich eitel," schrieb sie 1789, „und haschte nach Lob, jetzt aber ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden. Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr scheinen zu wollen, als ich war." Doch blieb ein sinnender Trieb, eine Lust zur Selbstbeobachtung stets in ihr lebendig, und eine schreibfrohe Zeit ließ sie das Gedachte schnell formen: wie ihr „die Welt vorkommt", sagt sie gern und hält in Briefen und Tagebüchern ein inneres Erleben fest. Einfach, harmlos, frei plaudert sie in ihren Briefen herunter, was ihr das Herz bewegt: „Lolochen erzählt gar artig," sagt Wilhelm Wolzogen. Die präparirten Bekenntnisse, die gefeilten Berichte liebt sie nicht: „ich kann das Conceptmachen nicht leiden" gesteht sie, „es ist so gezwungen, so steif;" und überall in ihren Briefen bringt sie darum einen frischen Hauch des Lebens mit, realistisches Detail und naive Wahrhaftigkeit. Ein melancholischer Zug, ossianische Schwärmerei und ein ernster Natursinn sprechen aus ihrem Tagebuch uns an; in ihren Aufzeichnungen aus der Schweiz redet mehr die ruhige, sachliche Beobachtung, und nur der Gegensatz zwischen dem zwangvollen Schwaben und der freien Schweiz ruft kräftigere Töne auf: „Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes. Wie wohl wird einem beim Gefühl der Freiheit." Auch über diese persönlichen Niederschriften hinaus, hat Lotte vieles und vielerlei zu Papier gebracht, sie hat ihren geliebten Ossian, Novellen und Dramen übersetzt, hat formgewandte Gedichte verfaßt, und in die Reihe der Arndt und Körner ist sie 1813 mit schwunghaften Versen eingetreten: nicht erfüllt von literarischen Prätensionen, sondern sanft bewegt von einem innern poetischen Triebe: „Es geschieht mir immer," sagt sie einmal, „daß ich, wenn ich eine Poesie suche, Rechnungen finde, und will ich eine Quittung suchen, so finde ich immer zuerst ein paar Poesien. So sehr ich mich auch bestrebe, die Dinge zu sondern, so mischt sich doch immer die Poesie ins Leben, und ich hoffe, ich gehe auch nicht ohne Poesie aus der Welt."

Caroline war 24, Lotte eben 21 Jahre alt, als Schiller das Haus der Schwestern betrat; jene war blond und von Gestalt klein, diese groß und schlank, mit lockigem, braunem Haar und blauen Augen. Am schönsten hat Frau von Stein Lotte gezeichnet, im idealisirenden antiken Costüm, das aber doch das Charakteristische der Gestalt festhält; die feinen Züge sinnend nach rechts gewandt, das Auge hell und gütig blickend, die Haare lang herabwallend, doch oben von einem Bande leicht zusammengehalten: das ganze Bild getaucht in heitere Anmuth und weibliche Milde. An jenem schicksalsvollen 6. December, als Schiller sie in Rudolstadt zuerst

sah, war ihre Stimmung trüber gewesen: „ich weis noch daß ich den Tag so ganz in mich verschlossen war", schreibt sie, „der Regen und Wind machte mir so unheimlich." Kurze Zeit vorher hatte sie in ihr Tagebuch diese Worte geschrieben: „O Erinnerung, du ein schöner Trost des Lebens! umhülle mich mit einem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!" Ein Herzenserlebniß, das noch in ihr nachtönte, mochte solche Klänge geweckt haben; ein junger schottischer Offizier, Heron mit Namen, war ihr nahegetreten und schien um sie werben zu wollen; doch zu Ostern 1787, als er zum letzten Mal in Rudolstadt weilte, mußte er das schwermüthige Geständniß machen: daß Pflicht und Ehre ihn übers Meer riefen, ins ostindische Heer. Er nahm Lottens Silhouette mit sich und schied bewegt: „Meine Glückseligkeit", so rief er ihr zu, „muß in der Erinnerung bestehen, daß ich einst neben Ihnen saß, daß meine bebende Hand sich erkühnte, die Ihrige zu drücken." Aus Neuwied, im Juni 1787, schrieb er dann noch einmal, und seine zurückgehaltene Empfindung brach am Ende des liebevoll ausführlichen Briefes kräftig vor: „O daß ich Sie in diesem Augenblicke an mein Herz drücken könnte. Verzeihen Sie. Aber meine Empfindung — doch sehen wir uns wieder". Unter dem Nachwirken dieses Erlebnisses noch sah Schiller Lotte: und wie der Mann, so wollte auch das Mädchen von Sorgen und Enttäuschungen des Herzens eben genesen. Beide besaßen die Empfänglichkeit des Reconvalescenten.

Frei werden die Gespräche des ersten Abends, nach der Art so manches folgenden, sich zwischen dem Bedeutenden und dem Kleinen, zwischen Tiefsinn und Heiterkeit bewegt haben: „ich rede gern von ernsthaften Dingen," schreibt Schiller, „von Geistesweben, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und dann leicht wieder auf Possen überspringen." Zumal von der Literatur ward eifrig gesprochen; und als sich zeigte, daß Schillers „Karlos" hier noch nicht bekannt geworden, äußerte der Dichter herzlich, ohne Eitelkeit des Schriftstellers, den Wunsch, daß die Damen das Buch kennen lernen möchten. Als Schiller dann schied, sah er die Schwestern schon völlig mit den bewundernden Blicken seines Reisegefährten an: „Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschmack bewundern," schrieb er, „denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte."

Wolzogen begleitete Schiller nach Weimar, und manches vertrauliche Wort auf dem Heimritt noch mag den Schwestern gegolten haben; als dann Wolzogen abermals nach Rudolstadt ging, beschloß Schiller zu folgen, sobald ihm seine Arbeiten nur „auf einige Tage Luft" ließen. Er sendete den „Karlos" wie versprochen, und verschob nur ungern, im Drange der Geschäfte, seinen Besuch: „Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten," schrieb er, „den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen." Inzwischen

ward er in der Neuen Gasse von Jemandem eifrig erwartet: „es war schon eine geheime Ahndung in meiner Seele," gestand Lotte später, „als du den Karlos an Wolzogen schicktest; ich behielt das Billet sorgfältig, denn ich weiß nicht, es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie du versprochen hattest, her zu kommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß du ausbliebst."

Und nun fügte es sich, daß, als Schiller Rudolstadt fern bleiben mußte, Lotte nach Weimar kam: unerwartet und unverhofft sah er, auf einer Redoute gegen Ende des Januar, Lotte plötzlich vor sich stehen. Sie war bei Frau von Imhoff, der Schwester der Frau von Stein, abgestiegen, und Schiller, der selbst in diesem Hause eine Zeit lang gewohnt hatte, konnte sich dem neuen Gaste freundlich nähern: nicht in der Zwanglosigkeit von Rudolstadt freilich, sondern unter den beobachtenden Augen der Hofgesellschaft, zu welcher Lotte, nach den Wünschen ihrer Mutter, hinstreben sollte. Solche Absichten sah Schiller ungern genug, und eifrig suchte er seine eigene Anschauung vom Leben bei Hofe der Freundin mitzutheilen: „Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft sich gefallen," schrieb er ihr in einem der kleinen, zuerst etwas geschraubten und reservirten, bald aber freier geformten Billets aus dieser Zeit. „Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe."

Unter Arbeit und Sorgen, unter den Freuden und Leiden werdender Neigung ging so der Winter zu Ende; und Lotte, von den Ihrigen heimgerufen, verließ Weimar wieder, am 6. April 1788. Obgleich die Trennung nur eine kurze war, und Schillers Absicht unerschüttert, den Sommer in Rudolstadt zu verbringen, sah er der Scheidenden mit bekümmertem Blick nach: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein," ruft er, „und ich fühle, daß Sie den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen." Er empfindet, daß er im Drange der Umstände alles das, was Lottens Umgang ihm hätte bieten können, nur wenig genutzt hat, und hofft auf schönere Tage, die nun bevorstehen: „Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen," sagt er, „wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird." Er genießt mit frisch erwachendem Natursinn den nahenden Lenz und hört im Weimarer „Stern" und „welschen Garten" die Nachtigallen lieblicher schlagen, denn je: „Der Frühling ist da," ruft er, „mit allen schönen Sachen die er mitbringt," und er sehnt sich nach den Bergen von Rudolstadt nur um so herzlicher hin. Endlich, am 18. Mai 1788, fand sein Begehren Erfüllung: er durfte „aufs Land fliegen" und eine von Lotte selbst gemiethete Wohnung im Dorfe Volkstädt beziehen. Eine schöne, hoffnungsreiche Zeit that sich vor ihm auf; frühlings-

haft wuchs in ihm ein neues Empfinden empor und schlug Wurzel in seiner Seele; und der Sommer von Volkstädt, mit seinem Hoffen und Verlangen, seinem stillen Sehnen und sanften Gewähren blieb unvergeßlich für alle Zeit in Schillers Leben.

II.

Geht man vom Rudolstädter Damm aus, der kastanienüberwölbten schmalen Allee am Ufer der Saale, den Fluß entlang, vorüber an den malerischen Schwarzpappeln und dem grünenden Laub, und folgt man, wo die Saale scharf nach links biegt, ihrem Laufe weiter, so gelangt man auf einem freien Fußpfade, den Kornfelder und Gärten zur Rechten begleiten, in die ländliche Stille von Volkstädt. Gleich am Eingang des Dorfes, der alten Kirche gegenüber, erhebt sich das Schillerhaus, einst dem Cantor Unbehaun zugehörig, und als eine heitere und reinliche Wohnung dem Dichter lieb. Die nahen Hügel, sanft emporsteigend vom Fluß, boten die lieblichste Aussicht dar: auf die Stadt drüben, mit ihrem langgestreckten massigen Schloß auf der Höhe, und in das weite Thalrund, mit seinem schönen Wechsel von lichten und bewaldeten Gipfeln, von blinkenden Dörfern und bunten Wiesen. Und so eifrig ist Schiller diese Pfade einst geschritten, daß in der Erinnerung der Dorfleute der fremde, gelehrte Mann, der mit geisterhaft blassem Antlitz und gütigem Blick unter ihnen wandelte, lange noch fortlebte, und daß bis diesen Tag die „Schillerhöhe" von Volkstädt das Gedenken an seinen Aufenthalt festhält.

Den liebsten Weg aber führten die Abendstunden den Dichter: hinüber, nach beschlossener Arbeit, in die Neue Gasse, die vornehm-stille Straße unterhalb des Schloßberges, wo in zwei Nachbarhäusern die Damen Lengefeld und Beulwitz harrten, und wo im großen Garten der chère mère der pappelumpflanzte grüne Pavillon lockte, in dem man Thee trinken und trauliche Gespräche führen konnte. Oder man gab sich Rendezvous an den freundlichen Orten und Plätzen vor der Stadt und trank den Kaffee, an schönen Nachmittagen, im Baumgarten, in Schaale und Kumbach. Oft auch traf Schiller schon auf der Hälfte des Weges die Schwestern, an jener „schönen Ecke," wo sich die Saale biegt und ein Waldbach ihr zufließt, von Bäumen in heimlicher Enge umschlossen; während die Sonne schon halb hinter dem Berge stand und die anmuthige Landschaft in sanfte Abendfarben sich kleidete, erwarteten ihn Lotte und Caroline, auf der kleinen Brücke der Schaale, und ein heiteres Leben erschloß sich ihnen nun: „wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde wandelte man," sagt Caroline; „wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem leichteren Elemente der Freiheit erfreuen, so war uns zu Muthe." Und Schiller selbst bekannte, wie mit zarten Geweben diese Gegend an sein Herz geknüpft sei: „soviele idealische Gefühle habe ich

darin niedergelegt, und in den schönen Schimmer, der von euch ausfloß, kleideten sich mir der Himmel und die Erde."

Die Schwestern gemeinsam redete Schiller hier an; und in dieser ganzen Zeit ward es ihm natürlich, Lotte und Caroline, den Unzertrennlichen, auch seine Empfindungen ungetheilt zu schenken. Hatte in Weimar seine Neigung nur Lotten gegolten, so wußten jetzt Carolinens Geist und gewandte Formen ihn unvermerkt in eine Doppelneigung hinüberzuleiten, deren Gefahren Schiller nicht erkannte: mit unbefangener Wärme umfaßte sein Gefühl beide Schwestern. Auch Caroline schien die Gefahr dieser Neigung nicht wahrnehmen zu wollen; denn statt daß sie, die Weltkundigste unter den Dreien, Schillers Gefühl vor Verwirrung bewahrte, wendete sie nun auch ihm ihre Herzensfreundschaft unbedenklich zu: „Ihr Umgang war das Element meines besseren Lebens," so schreibt sie dem Dichter, „kein anderer kann mir das je sein"; und unerschöpflich ist sie, in immer neuen Worten sein Interesse zu halten. Erst als sie die Briefe dieser Zeit der Oeffentlichkeit übergab, sah sie ihr Verhältniß plötzlich in anderem Licht, und eifrig zeigt sie sich nun bemüht, die Spuren jener Doppelneigung zu verwischen: wo Schiller „Caroline" sagt, läßt sie ihn „Lotte" sagen, statt des Duals setzt sie den Singular ein.

Lotte scheint diese Lage der Dinge zunächst ruhig getragen zu haben und sie gewöhnte sich nun, gemeinsam mit der Schwester Schillers Verehrung zu empfangen; ihrer Güte wird geläufig, von Caroline und sich zugleich in den Briefen zu reden, während diese zumeist, ihrer Natur folgend, allein ihr Ich bedenkt. Schreibt Lotte etwa dem Freunde: „Es ist recht lange, daß wir nichts von Ihnen hörten und wir sind begierig wie es Ihnen geht," so heißt es bei Caroline: „lieber Freund, ich sehne mich sehr nach Nachricht von Ihnen"; und noch am Vorabend der Werbung, als Lotte fragt: „Ich weiß nicht, ob Sie unsere Briefe erhalten haben, ich hoffe wir sehen uns hier," ruft Caroline aus: „ich darf Sie also erwarten, die Hoffnung schon macht mir die Tage werther." Dem geistigen Streben Schillers folgen beide Schwestern theilnehmend, aber Carolinens Interesse giebt sich oft in einschmeichelnden Wendungen, wo Lotte mit einfacher Herzlichkeit spricht; Caroline schraubt sich und philosophirt, wo Lotte empfindet. Harmlos erzählt sie etwa dem Freunde, der ihr die „niederländische Rebellion" gebracht, wie sie die Nacht von Wilhelm von Oranien geträumt; sie wünscht, bald in Julius Briefen an Raphael lesen zu können, und mischt, mit einer Caroline fremden Einfachheit, auch die Sorge um das leibliche Wohl in die geistigen Betrachtungen ein: sie begleitet Schiller in sorgenden Gedanken, wenn er bei Wind und nächtigem Dunkel in sein Dorf heimkehrt, sie sendet dem Erkrankten Blumen zum Gruß und ladet ihn auf Klöße zu Mittag ein: „Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzugreifen."

Schon wenige Tage nach seinem Einzug in Volkstädt hatte ein heftiger Katarrh den von Stubenluft verwöhnten, übereifrigen Arbeiter

befallen, und er störte ihm den lieben Verkehr auch in der Folge gar häufig. Sein Kopf ist dann „heillos beschaffen", die Arbeit stockt, und alle Pläne werden aufgehalten. Allein die oft gehemmte Arbeit in Bewegung zu setzen, fand Schiller nun das angenehmste Mittel sich aus; er verlegte sein Studium in einen Raum, wo gute Geister ihn umgaben: in Lottens Stübchen. Die Geliebte räumt es ihm oftmals ein, zum Zeichen, daß er „nicht fremd" bei ihnen sei: „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch," schrieb sie, „es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben." Immer näher kommt er so den Schwestern, und er empfindet allmählich selbst die knappe halbe Stunde, welche Volkstädt von Rudolstadt trennt, als zu lang: darum zog er, unter Berufung auf das üble Wetter, die kalten Abende und seinen Katarrh, Mitte August nach Rudolstadt hinein, in die Nähe der Neuen Gasse. „Mein Logis hätte gar keinen Fehler," schreibt er an Lotte, „wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß ein Mensch es wüßte." Unermüdlich ist er jetzt, in kaum verhüllten Worten wie diese, sein Gefühl auszusprechen, alles Milde, Innige, Zarte, das zutiefst in seiner Seele ruht, bringt diese Neigung herauf, und doch läßt ein zagender, befangener Sinn und die Selbstquälerei der Liebe ihn das letzte Wort nicht wagen: „ich möchte Ihnen oft so viel sagen," schreibt er an Lotte, „und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt." Eines Abends nur, als zwischen Lotte und ihrer Mutter „ein Auftritt vorgefallen" und Schiller die Betrübte mit sanfter Herzlichkeit tröstete, drückte Lotte, der sonst geübten Zurückhaltung vergessend, ihm in tiefer Bewegung die Hand; Schiller glaubte ihre Neigung offen daliegen zu sehen und schien das lösende Wort finden zu wollen — als plötzlich, sehr zur Unzeit, Caroline ins Zimmer kam, und die halb schon geöffneten Lippen sich wieder scheu verschlossen.

Aber wenn auch Schiller sein Geheimniß noch wahrte, er blieb doch der vertrauteste Freund der Schwestern, ihr Rath und ihre Hilfe allezeit. Als Lotte krank wird, heitert er sie durch seine Güte und freundliche Laune auf; er lernt, als ein Hausgenosse, mit der Katze Toutou und dem Hunde Grigri umgehen; er neckt sich mit den Schwestern um des thüringischen und des schwäbischen Dialekts willen und um kleiner menschlicher Schwächen, und Spitznamen werden gefunden: Caroline wird die „Bequemlichkeit", Lotte die „Weisheit", auch die „Decenz," weil sie auf Sitte ängstlicher sah. Und auch Schiller fängt nun an, muthiger im Schreiben als im Reden, Lotte vertraulich mit dem Vornamen anzusprechen, ja ein „freundliches Lolochen" wagt sich in die Feder, während Schiller selbst, wie seiner Sache doch nicht ganz gewiß, sich unterschreibt: „Ihr Fr."

Was die chère mère zu diesem nahen Verkehr eines jungen Bürger-

lichen mit der künftigen Hofdame meinte, erfahren wir nicht; aber wenn Lotte nun, im Laufe des September und October, dies Zusammensein durch kleine Reisen, nach Jena, nach Kochberg zu Frau von Stein, unterbricht, so liegt es nahe, den Einfluß der Mutter hier zu erkennen. Denn weder Schiller noch Lotten ward gut bei diesen Trennungen; und trübselig schritt der Gast der Charlotte Stein im „dunklen Gang am Wasser" einsam daher, in die Schriften des Freundes ganz versenkt: „ich wäre wohl hier," schreibt Lotte am 1. September, „wenn ich nicht das Gefühl daß Sie eben in Rudolstadt sind, hätte, und daß ich manche schöne Stunde versäume"; und Schiller antwortet, getröstet und tröstlich: „Ihre Billets haben mir einen recht schönen Morgen gemacht. Könnt' ich zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen!" Er fügt hinzu, aus einer echt Schillerschen Empfindung heraus: „ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will."

Schillers Beschäftigung in dieser Zeit galt meist dem Homer und den alten Dramatikern; und wie Alles, was ihn erfüllte, trug er auch die Resultate dieses Studiums den Schwestern zu, die es begeistert aufnahmen: „die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern," so erzählt Caroline, „vollendete die Gestaltung unseres Kunstsinnes; daß das Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für Schillers eigenen Geist wurde, ist nicht zu verkennen. Er wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens abgeneigter. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle." Was Caroline hier, aus später Erinnerung rückschauend, ausgesprochen, das bestätigt Schillers eigene Empfindung im Augenblick des Erlebens; und er zieht die Summe dieser Tage, als er an seinen Freund Körner schreibt: „Mein hiesiger Aufenthalt hat mich mir selbst zurückgegeben und einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt. Ich werde immer mehr und mehr kleinen Verhältnissen absterben, daß ich die ganze Kraft meines Wesens rette und genieße. Ich sehe diesem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geist und einen männlichen Vorsatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte sehen wirst." Daß die Rudolstädter Zeit mehr innerlich als äußerlich fruchtbar war, muß Schiller freilich zugestehen; der Nachbar Lottens und Carolinens kann sich seiner Arbeitsamkeit nicht rühmen, er hat vielerlei begonnen und wenig vollendet, und mahnend meldet Geldnoth sich an.

Inzwischen war aus dem Sommer Herbst geworden; Sturm und Regen und fallendes Laub zeigten das Ende der Ferienzeit trübselig an; doch Schiller, unfähig den Gedanken der Trennung zu fassen, verschiebt

die Abreise auch jetzt noch und setzt zuletzt, um nur einen neuen Aufschub zu gewinnen, seinen Geburtstag, den 10. November, als den Endpunkt des ausgedehntesten Sommeraufenthaltes fest. „Er ist hin, dieser schöne Sommer," ruft er Lotten zu, „und viele meiner Freuden mit ihm! Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft." Dann wieder schreibt er, mit besserer Zuversicht: „Nein, gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben." Er empfängt zum Andenken eine Zeichnung Lottens und eine Vase, und giebt den Freundinnen, am Tage vor seinem Geburtsfest, die schönste Gabe zurück: den ersten Entwurf des Gedichtes, in welchem die läuternde Wirkung der Rudolstädter Zeit sich lebendig zusammenfaßt „Die Künstler". Die Theilnahme der Schwestern an seinem Werk erfreut ihn herzlich, gesteht er: „es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie — und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig." Wieder empfindet er schmerzlich, daß er Lotte viel, gar viel, und doch nicht Alles gesagt hat, wovon sein Herz bis zum Zerspringen voll ist, und er getröstet sich nur gezwungen mit der Zukunft: „wenn nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe, wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen." Er erhält am 10. November, schon am frühen Morgen, Lottens Gratulation und einen Geburtstagsstrauß und bringt den Nachmittag und den Abend in ernster Stimmung mit den Schwestern zu. Was Lotte ihm geschrieben, hatte sein innerstes Empfinden aufgerührt: „Ich muß Ihnen, und sollten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen, lieber Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schätze und dessen Freundschaft einen schönen Glanz um mein Dasein webt. Lassen Sie die liebliche Blüthe unserer Freundschaft immer schön blühen und kein rauher Hauch sie verwehen! Adieu, adieu. Wir sehen uns bald! Ich freute mich heut schon beim Erwachen, daß Sie noch mit uns sind. Lotte." Obgleich Schiller die Schwestern in wenig Stunden sehen sollte, erwiderte er doch sogleich: „Dank Ihnen beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich so gut wie gar nicht auf der Welt — und jetzt sollte mir es schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen!"

Der zehnte November sollte der letzte Tag sein, den Schiller mit den

Freundinnen verbrachte: zwar er selbst bestimmte noch immer seine Abreise nicht, aber nun sprach Caroline, gedrängt von der Mutter vielleicht, das entscheidende Wort und theilte Schiller mit, am 11. November: daß sie schon den folgenden Morgen zu ihrer Freundin Fräulein von Dacheröden nach Erfurt reisen würden. In der That, es war Scheidenszeit: denn schon munkelte man in Weimar von den besonderen Gründen, die den späten Sommergast noch festhielten, und auch in Rudolstadt regte sich der Klatsch. „Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durcheinander," erwiderte Schiller, „daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt." Wie nahe ihm der Abschied geht, zeigt der Dichter durch die betrübte Bitte, die Schwestern lieber gar nicht mehr begrüßen zu dürfen: „besser wir haben uns gestern für einige Monate zum letzen Mal gesehen." Er verspricht, ihnen durch fleißiges Schreiben stets nahe zu bleiben, und bittet, auch ihm von dem „Gang ihrer Seelen" Nachricht zu geben; und er faßt sein Empfinden ein letztes Mal zusammen in die Worte: „Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat. Ewig Ihr Schiller."

So rüstete man denn hüben und drüben zur Reise; am Abend aber, um 11 Uhr, setzte sich Lotte abermals, nachdem Alles für die Fahrt geordnet war, an den Schreibtisch und schrieb in der Stille der Nacht mit eifriger Feder: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! Gute Nacht! Leben Sie so wohl, als ich's wünsche, denken Sie gern meiner und oft. Adieu! adieu! Lotte." Und noch am andern Morgen drängt es sie, im Widerstreit von mädchenhafter Scheu und dem Wunsche nach Entscheidung, ein allerletztes Wort zu sagen, und sie ruft: „Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir; leben Sie noch ein Mal wohl und vergessen uns nicht; doch nein, das werden Sie nicht. Adieu! adieu! Mir ist heut früh, als sähen wir uns bald wieder!"

Während er schon den Wagen heraufahren sah, der die Schwestern ihm entführen sollte, trieb es Schiller an, auf diese Zeilen zu erwidern: und auch er sucht das Trennungsweh zu betäuben durch die frohe Hoffnung auf ein neues Sehen: „Beste Freundinnen, die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Ja meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde." Doch im Innern sah es trüber aus, und er gestand ein Jahr darauf: „Unser Abschied vorigen November wirkte tief auf meine Seele, und das Billet,

das ihr mir damals schriebt, hat mir Thränen ausgepreßt. Es war mir schrecklich, als ich mich zur Reise anschickte, alle meine Hoffnungen waren nicht viel weiter, als im Anfang des Sommers und die ganze Aussicht meiner Liebe schien wieder verfinstert zu sein." Und auch Lotte gedenkt dieser Zeit noch spät: „Die erste Trennung von Dir vergesse ich nie!" schreibt sie, „wie unbestimmt, ungewiß war da Alles! Ich war so vorbereitet auf lauter traurige Ereignisse, daß ich mein Leben nicht achtete!"

Die Straße nach Erfurt und die nach Weimar liefen noch eine Strecke weit zusammen, und erst bei Teichröden trennten sich die Wege; so hofften die Reisenden, ein jeder an seinem Theil, den Wagen des andern noch anzutreffen, und oft blickte Schiller nach den Schwestern zurück, eifrig schaute Lotte nach Schiller aus. Als man aber den Kreuzungspunkt überschritten, ohne daß eine letzte Begegnung erfolgt wäre, als jeder Fußbreit Weges die Liebenden weiter von einander führte, und die untergehende Sonne die Stunde ankündigte, welche die Freunde zusammengebracht hatte, bis nun — da fiel die schmerzliche Erkenntniß Allen aufs Herz, daß die Tage von Volkstädt und Rudolstadt, mit ihrem Zauber und frühlingshaften Duft, mit ihrem Liebesglanz und milden Geistesweben, verklungen waren und verrauscht für immer.

III.

Unter den Vorsätzen, welche Schiller nach Weimar zurückbrachte, war der oberste dieser: von Menschen fern, ein arbeitsreiches Leben zu leben. „Ihre Briefe," schreibt er an Lotte und Caroline, „vertreten jetzt bei mir die Stelle des menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin."

Gleich am Tage nach seiner Abreise richtete Schiller herzliche Worte an die Schwestern: er schildert, wie sein Herz in Rudolstadt nur lebt, im Gedenken vergangener Tage, und wie er ein Zusammensein im künftigen Sommer schon jetzt eifrig plant: „Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele", ruft er aus. Die Schwestern erwiderten auf solche Worte, verschieden nach ihrer Art: Lotte mit weiblicher Zurückhaltung, die nur in unwillkürlichen Wendungen einmal ihr Herz verräth; dagegen Caroline mit freiem Bekenntniß und voll den Ton aufnehmend, den Schiller angeschlagen. „Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund," so schreibt sie. „Ach ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So wie Sie hat es noch Niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren. O gutes Schicksal! nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt." So vielsagendes Geständniß, hat Lotte nicht zu wagen; aber sie spricht ihre Zuneigung sanfter aus liebenswürdiger, wenn sie sich zu Schiller hinversetzt, am Abend und am Morgen, wenn sie sich fragt, welche Sonne ihm scheine, und welcher

Wind ihm wehe, wie ihm gefallen möge, was sie beschäftigt, im Leben und in der Kunst. Sie führt ihn ein in ihre Existenz, in die Stimmung des Augenblicks, und schreibt in tagebuchartigen Aufzeichnungen, unmittelbar und ohne Zwang, nieder, was Kopf und Herz ihr bewegt; sie bricht ab, kommt zurück, erzählt und plaudert und breitet selbst ein Uebermaß von naiver Weltbetrachtung mit völliger Harmlosigkeit aus. Wie einen eben Dahingegangenen bedauert sie den sterbenden Cäsar: „freilich hätte er sich nicht zum König machen sollen; aber es war doch schade!"; allein ihre einmal gefaßte Meinung hält sie mit Entschiedenheit aufrecht, selbst Schiller gegenüber, und vertheidigt vor dem künftigen Dichter des „Tell" die Schweizer Helden mit eindringlicher Wärme: „Nennen Sie es nicht Férocité — bitte. Ich möchte rechte Beredsamkeit haben, und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen." Sie berechnet die zurückgelegte Zeit der Trennung mit liebender Genauigkeit und stellt fest, vierzehn Tage nach Schillers Scheiden, daß nun der zwölfte Theil jener Periode „oder vielleicht gar mehr" vorüber ist: „mir däucht es schon Wochen," sagt sie, „und mir ist's als hätte ich Ihnen so viel zu sagen, und doch ist nichts vorgefallen."

So freundliche Bekenntnisse immer von Neuem zu erwidern, zögert Schiller nicht; zart und wahr spricht er sein Empfinden aus, und in tausend anmuthige und scherzhafte Worte kleidet er treue Neigung gefällig ein. Der saumseligste der Correspondenten wird nun der fleißigste, der keinen Posttag ungenutzt läßt; er spricht herzlich zu Lotten, geistreich zu Carolinen, und wenn er auf das zwanglose Geplauder der einen liebevoll eingeht, so philosophirt er vor der andern „recht ins Gelag hinein" und schenkt ihrem metaphysischen Bedürfniß neuen Redestoff. An der schwesterlichen Uebereinstimmung der Beiden erfreut er sich mit naivem Egoismus: „Ihre beiderseitige gute Harmonie," so schreibt er an Lotte, „ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie sie sich selbst vereinigt haben. Möchte das Schicksal Sie beide nie weit auseinanderführen. Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte."

Aber ein neues Thema sollte der Correspondenz nun im Laufe des Decembers zugeführt werden: Schillers Ernennung zum Professor. Unerwartet schnell hatten seine Absichten auf eine Lehrstelle in Jena sich verwirklicht, und der vor der vollendeten Thatsache stehende Dichter glaubte zu spät zu erkennen: daß er sich habe übertölpeln lassen. „Eine seiner schönsten Hoffnungen" richtet diese Ernennung zu Grunde, so klagt der Dichter; die Aussicht, den Sommer von Volkstädt und Rudolstadt zu erneuen. Unabhängigkeit, die goldene Freiheit des Poeten, Alles sieht er dahinschwinden: „und dies soll mir ein heilloser Catheder ersetzen!" Und weiß nicht mancher Student vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor? Und werden die Collegen den neuen Ankömmling aus dem

literarischen Reich willkommen heißen? „Ich bin doch eigentlich nicht für das Volk gemacht!“ ruft Schiller aus; „indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“

Aber auch eine gute Seite hat die Jenenser Professur, erkennt Schiller; sie bringt ihn in die Nachbarschaft von Rudolstadt. Eifrig nehmen die Schwestern dieses Thema auf, und beglückt sieht Lotte alle weiterführenden Pläne nun zu nichte werden, und den Freund an ihrer lieben Saale sich niederlassen; sie hofft, daß er die schöne Straße zu ihnen hin oft zurücklegen werde, und daß man sich auch auf halbem Wege werde Stelldichein geben können: „der Gedanke, daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel Freude. Wenn wir in den Schatten der hohen Linden herumgehen, und die blaue Saale mit unseren Augen verfolgen, werden wir uns noch einmal so gern bei Jena verweilen. Die Gegend ist mir noch immer gegenwärtig, die Berge haben so schöne Formen so leicht und luftig; und ich will einmal unphilosophisch sein, auch die gute Pfirsich und Weinbeere sind gar nicht übel.“ Daß der Dichter nun zu einer bürgerlichen Respectsperson wird, will Lotten nicht gleich eingehen, und doch macht ihr der neue Titel Freude: „Leben Sie wohl, Herr Professor,“ ruft sie, „es macht mir so einen Spaß, Sie so zu nennen.“ Feierlicher, mit mehr Aufwand von Geist und Reflexion begrüßt Caroline die Ernennung: „es giebt mir eine so liebliche lichte Aussicht in's Leben,“ schreibt sie, „Sie mir in unserer Nähe fixirt zu denken. Lassen Sie sich's nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein. Ach unsere eigentliche wahre Welt ist doch nur da, wo bleibender Antheil und Liebe unser Herz beleben! Als eine Erscheinung zerfließt man ohne jene, im Meer der Erscheinungen um sich her!“

Mit dem Mai 1789 trat Schiller seine Professur in Jena an; eifriger denn je gingen nun die Briefe zwischen ihm und den Schwestern hin und her, und Pläne wurden geschmiedet, zu Besuchen und Stelldichein. Im Juni ist Schiller in Rudolstadt, im Juli sind die Schwestern in Jena; aber beide Mal kommt es nur zu kurzem Beisammensein, und die Ungunst der Umstände läßt zumal in Jena Schillers Hoffnungen auf eine herzliche Aussprache völlig zu nichte zu werden. Die Rücksicht auf die Welt, auf die beobachtende Kleinstadt erlegte Zurückhaltung auf; und statt mit Lotte und Caroline allein zu bleiben, mußte Schiller sie zu Frau Griesbach entlassen, einer lebhaft auf Freundschaft dringenden Dame, die nun aller Bravheit zum Trotz den Liebenden als arger Störenfried erschien. Auch die Absicht der Schwestern, in Lobeda bei Jena Aufenthalt zu nehmen, um Schiller nahe zu sein, war durch die Einsprache der chère mère vereitelt worden, welche Gebote der Schicklichkeit verletzt fand; und so entstand in Schiller eine leidenschaftliche Erregung, die sich in den Briefen an Caroline und Lotte deutlich abspiegelt: es war die entscheidende Krisis in diesem Ver-

hältniß, welche zur Aussprache endlich führen sollte. „Wie glücklich wollte ich sein," ruft er Carolinen zu, „wenn die schönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie schreiben. Aber wie? Wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Waage mehr gelten, als die entschiedenste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthige Roß hinter den Wagen? Könnte ich gewisse Verhältnisse umkehren, so wäre der heroische Muth, den ich habe, an seiner rechten Stelle. Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Habe ich etwas verwirrtes geschrieben, so zerreißen und ignorieren Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung und diese möge mich bei Ihnen entschuldigen." Offenbar ist die gewisse Waage die Waage der Standesunterschiede, und Schiller wünscht, er könnte, als der Adlige, die Geliebte zu sich heraufheben, statt ihr das Opfer einer bürgerlichen Verbindung zumuthen zu müssen.

Aehnliches sprach Schiller gegen Lotte aus, und auch sie bat er um Verzeihung für den verwirrten Brief; aber wenn Lotte seine Stimmung nicht scheint gefaßt zu haben, so war Caroline klug genug, zu erkennen, daß die Stunde des Entschlusses nun da war, und sie half das lösende Wort sprechen: zu Anfang des August, als Schiller im Bade Lauchstädt eintraf, wo die Schwestern sich aufhielten, kam es zur Erklärung, „in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein mußte." Caroline war es, die in der Morgenfrühe „ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach" und Schiller zum Reden ermuthigte; doch auch jetzt wagte er die mündliche Werbung nicht und schrieb, in Lauchstädt noch oder auf der Reise nach Leipzig, die er am 3. August antrat, an Lotte diese Zeiten: „Ist es wahr Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte ich die schöne Harmonie unserer Freundschaft zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft . . . Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auferlegen könnte und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, und nichts, nichts die freie Mittheilung unserer Seelen stören. Leben Sie wohl theuerste Lotte. Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich

gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde."

Schiller hat in Leipzig eine Zusammenkunft mit Körner verabredet und beglückt eilte er nun dem ersten Wiedersehen mit dem Freunde entgegen, dem er das seligste Geheimniß zu offenbaren hatte. Noch am Abend seiner Ankunft schrieb er ein zweites Mal nach Lauchstädt, seine überströmende Freude auszusprechen: „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. O ich weiß nicht, wie mir ist. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, dieser Abend bei meinem theuersten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist was er mir je gewesen — so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens." Nur ganz kurz, mädchenhaft verschüchtert vor diesem Ansturm des Gefühls, erwiderte Lotte, sparsam im Ausdruck der Empfindung; und als ob die eigene Rede ihr versagte, wiederholt sie Schillers Worte und ruft: „Caroline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch, meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich unsern Körner zu sehen! und Sie lieber in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Adieu! ewig Ihre treue Lotte."

Nun kamen Lotte und Caroline auf einen Tag nach Leipzig, und lernten Körner und seine Damen kennen; Schiller begleitete die Schwestern zurück nach Lauchstädt und ging am 10. August nach Jena ab, nachdem über die nächste Zukunft Beschluß gefaßt worden. Die Verlobung sollte geheim bleiben, bis Schiller ein festes Gehalt erlangte; auch chère mère sollte nicht unterrichtet werden. „Die Zufriedenheit der guten Mutter," sagt Caroline, „hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnis."

So kehrte Schiller heim, ein Anderer, als er geschieden; aus den quälenden und drängenden Zweifeln der Leidenschaft zur Gewißheit des Besitzes erhoben, der glücklichste Bräutigam, Lottens und Carolinens geliebter Freund; und noch einmal ruft er es den Schwestern beseligt zu. „In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid. Theure, liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir

entgegen trugst. Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sich mir die ganze Natur überkleidet . . . Mein zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haare befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren."

IV.

Die Liebe und die Freundschaft miteinander hatten Schiller an dem Tage, den er seinen glücklichsten nannte, gegrüßt; und als zwischen den Schwestern und seinem Körner ein neuer Bund gestiftet schien, sah er sich auf den Gipfel der Freundschaft erst gelangen. Eine himmlisch schöne Aussicht öffnete sich vor ihm, in diesem Kreis geliebter Menschen; gemeinsamer Wettlauf zum Edlen und Guten schien das Ziel, und ganz aus dem Geiste seiner Zeit sprach er in dem Briefe der Werbung das Wort: „Vortrefflichkeit der Seelen ist ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe."

Aber indem Schillers Gefühl Lotte und Caroline und Körner zugleich umschloß, stieg es über die Wirklichkeit schwärmend empor zu schönen Träumen; und die Entwickelung der nächsten Zeit schon sollte ihn aus dieser Weite der Empfindsamkeit zu still begrenzter, echter Neigung hinführen. Körner und die Schwestern Lengefeld einander näher zu bringen, wollte nicht glücken; denn nicht nur, daß die Dresdener Frauen vor dieser feineren Cultur befremdet dastanden, auch für den Freund kam der Entschluß Schillers und die Erscheinung Lottens und Carolinens allzu plötzlich, als daß sein ruhig abwägender Sinn dem Enthusiasmus des Bräutigams hätte genug thun können. Es gab eine Verstimmung und eine Abkühlung, die Schiller und Körner gleich bitter empfanden; zwar kamen die Dresdener Gäste auf acht Tage nach Jena und Weimar und wohnten bei Schiller, aber daß diese lange ersehnte Zusammenkunft sie mehr von einander entfernt, als näher verbunden hatte, ward beiden zu schmerzlicher Gewißheit; und lange noch tönt in der Correspondenz der Freunde, in der gekünstelten Unbefangenheit Schillers, in der ärgerlichen Kürze Körners, die Enttäuschung dieser Zeit nach.

So kehrt sein Empfinden in doppelter Stärke zu Lotte und Caroline zurück, und mit unbefangener Wärme, mit schwärmerischer Unbestimmtheit wendet es sich an Braut und Schwägerin zugleich. Aus der Hoffnung sehnt er sich nach Erfüllung, aus der Gegenwart träumt er sich in eine Zukunft, die ihn und die Schwestern untrennbar vereinen soll: „Im Gedanken an euch," ruft er, „verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte. Mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O ich verliere mich im Himmel all dieser Empfindungen. Die Mohamedaner kehren, wenn sie beten, ihr

Gesicht nach Mecca, ich werde mir einen Catheder anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn dort ist meine Religion und mein Prophet. Gute Nacht ihr Lieben." Lotte versucht tapfer, auf diese Sprache einzugehen, wie seltsam ihr dabei auch zu Muthe sein mag: „Gewiß werden wir es nie bereuen," ruft sie, „alles Glück unseres Lebens auf deine Liebe gesetzt zu haben." In welchem Tone Caroline Schillers Empfindung erwidert hat, erfahren wir nicht; denn ihre Briefe aus dieser Bräutigamszeit, die Briefe zwischen dem Dichter und seiner Schwägerin sind durch Schillers Tochter, Frau von Gleichen, zum größten Theil vernichtet worden; sie, sonst die getreueste Bewahrerin und Mehrerin der ererbten Documente, glaubte diese Correspondenz vor der Oeffentlichkeit bewahren zu müssen. Nur aus spärlichen Resten erkennen wir die Grenzverwirrung von Liebe und Seelenfreundschaft, von den Bräutigamsrechten vor der einen und der andern Schwester, wenn Schiller etwa schreibt: „Meine theure Caroline, ich kann dir nicht sagen, nicht Worte dazu finden, wie meine Seele dich umfaßt. Alle meine Gedanken umschlingen dich, und könnte ich nur, in welcher Gestalt es auch sei — wäre es nur mit diesem Herzen — um dich wohnen. Adieu lieber Engel. Leb wohl." Wieviel in diesen ganz individuell klingenden Bekenntnissen dem typischen Empfinden der Zeit doch angehört, macht die Betrachtung offenbar, daß in nächster Nähe Schillers der Dichter der „Stella" damals lebte, der die Sage vom Grafen von Gleichen und den zwei Frauen zu erneuen gewagt.

Schiller hatte kaum die Vorlesungen seines ersten Semesters geendigt, als er auch schon, am 18. September, in Rudolstadt eintraf; fünf Wochen verbrachte er in der Nähe der Schwestern und nahm von Neuem Wohnung beim Cantor von Volkstädt. Nur die Ungewißheit und das Geheimniß, welches noch auf dem Verhältniß lastete, störte die Freuden dieser Zeit: und die Frage, wann er Lotte in die Ehe werde führen können, bedrückte Schiller zumal, der vor der Einsamkeit in Jena zurückscheute, und der mit sehnendem Verlangen sein Glück ganz zu umschließen strebte. Tausend Pläne wurden geschmiedet, von Schiller und den Schwestern um die Wette, eine Existenz zu begründen: „Städte, Länder und Verhältnisse," sagt Caroline, „die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladins Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus." Während aber die drei Liebenden über ihr künftiges Leben also beriethen, saß chère mère nichts ahnend eben auf dem Schlosse, Prinzessinnen erziehend und ihre berühmten „schönen Gelben" bereitend.

Aber wie selige Stunden das Zusammensein auch gebracht hatte, in Lotte hatte es Gefühle des Zweifels und der Angst dennoch zurückgelassen: vergebens suchte ihr einfacher Sinn in diese Doppelbrautschaft sich zu schicken. Noch ein halbes Jahr zuvor, im Frühjahr 1789, hatte sie scherzend

an Fritz von Stein, den Sohn ihrer Freundin, geschrieben: „Sehen Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist, denn wir glauben, daß es wahr sein könne, daß ein Mann existirt habe, der zwei Frauen so lieben kann, und der der ersten Geliebten doch immer getreu geblieben ist, wie Graf Gleichen"; aber nun empfand sie, in den nämlichen Zwiespalt gestellt, den schmerzlichen Ernst der Lage dennoch, und es drängte sie zu vertraulicher Aussprache unwiderstehlich hin. Nicht dem Bräutigam und nicht der Schwester aber öffnete sie ihr Herz; eher will sie sich selber opfern für das Glück Carolinens, so träumt die still Duldende, als daß sie die liebsten Menschen aus einer Empfindung aufstöre, die ihnen Alles bedeutet. Caroline von Dacheröden, die Freundin der Schwestern, wird Lottens Vertraute, und bei ihr findet Schillers Braut das feinste und liebendste Verständniß. „Dank daß du das Schweigen gebrochen," schreibt ihr Fräulein von Dacheröden, „vielleicht ist es nur anscheinend so verworren, meine Schwester, und ein neues, lieblicheres Licht wird in deiner Seele nach dieser Dämmerung aufgehen. Es ist eine kranke Vorstellung, meine Liebe, daß es Schiller je weh thun könnte, dich gewählt zu haben, die leiseste Ahndung dieses Gedankens würde ihn gewiß sehr schmerzen, und die Blüthen seines Geistes zerknicken, wenn sie sich schöner vor Carolinen zu entfalten strebten. Sein heiliges Herz umfaßt euch beide, vermischt euch und doch steht ihr wieder allein und verschieden in seiner Seele, jede in schöner eigener Grazie." Caroline Dacheröden konnte mit so viel Verständniß diese Herzenswirren durchschauen, weil sie selbst mit ähnlicher Doppelneigung vor zwei Bewerbern dastand, vor Karl von La Roche und Wilhelm von Humboldt: „Müßte mein Herz nicht aufgerieben werden," sagt sie, „wenn ich anders fühlte, ist mein Verhältniß nicht mit ihnen gerade dasselbe, wie das von Schiller gegen dich und Linen, und keiner von ihnen fühlt eine Leere."

Doch Lottens Zweifel dauerten fort, wie das Verhältniß, dem sie entsprangen; und wenn es dem Zureden der Freundin gelungen war, sie zu beschwichtigen, so rief Schillers schwärmerische Herzlichkeit sie immer von Neuem wach. Mit zagender Vorsicht, andeutend nur und unbestimmt, wendete sich Lotte nun an den Geliebten; sie warf das Geständniß hin, daß sie für sein Glück ihr eigenes opfern würde und rief: „ich könnte meine Liebe, oder besser mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um dir ein ungestörtes Leben zu verschaffen. Dein Glück, deine Ruhe sind mir das heiligste, was ich kenne." Und sie verlegte, was sie in der Gegenwart beschäftigte, in die Vergangenheit zurück und schrieb: „Bei deinem Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an, und der Gedanke, daß dir Caroline mehr sein könnte als ich." Schiller antwortete mit voller Naivetät, seines Gefühles ganz sicher und dasjenige der Braut verkennend, daß ihre Liebe keiner ängstlichen Wachsamkeit bedürfe. „Wie könnte ich mich zwischen

euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele mächtig bleiben, wenn mein Gefühl für euch beide, für jedes von euch, nicht die süße Sicherheit hätte, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln." Und sein Verhältniß zur älteren und zur jüngeren Schwester unbefangen umschreibend, sagt er: „Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Seele entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen." Sein Frauenideal, Lotten zum Trost, ist so das gleiche, wie in jungen Tagen: die knospende Jugend, nicht die Reife der Frau; und noch jetzt wünscht er, ungeachtet aller schwärmenden Hingebung, zur Gefährtin sich diejenige nur, welche „unsern Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam an unsere Launen schmiegt."

Inzwischen ging der Briefwechsel mit Fräulein von Dacheröden fort, und die Freundin wußte zuletzt keinen andern Rath für Lotte, als den einer völlig offenen Aussprache mit Schiller. Es beunruhigte Lotte, daß ihre Schwester es allgemach richtiger fand, wenn sie einander Schillers Briefe nicht mehr mittheilten; und es war nur ein leidiger Trost, den ihr Fräulein von Dacheröden gab mit den Worten: „Caroline hat Recht, wenn sie gegen die Mittheilung der Briefe unter euch ist, man ist freier noch in der Gewißheit, daß man nur für Eine schreibt." Besser trifft die Freundin das Rechte, wenn sie Lottens empfindsamen Opferwillen mit kluger Mahnung beschwichtigt: „Es ist ein Gedanke, werth in deinem schönen Herzen geboren zu sein," sagt sie, „Schiller und Line zusammen zu verbinden, aber Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube du könntest es vollbringen, eben so gewiß aber bin ich auch, daß du in dieser Handlung alle Kräfte deines Wesens erschöpftest — du würdest dich aufreiben. Und Line und Schiller, sie, die dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst du daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach Lotte der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz." Unter so sanfter Zurede, und unter der Wirkung eines erneuten Wiedersehens mit dem Geliebten fand Lotte den Frieden zurück, und Schiller erfuhr nichts von all diesen Kämpfen und Zweifeln: „O ich ahnte längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde," rief die

Freundin beglückt, „nun es so ist, hast du Recht Schiller nichts zu sagen; es ist ein sehr erhebendes Gefühl, viel über sich selbst vermocht zu haben."

Lotte und Caroline waren, mit dem Anfang December, zu längerem Aufenthalt nach Weimar gekommen und hatten den Weg über Jena genommen, Schiller zu begrüßen; er begleitete die Geliebten ein Stück des Weges in die Mondnacht hinein, und oft und oft ritt er nun nach Weimar hinüber, um am Wochenschluß sich für Collegienplagen Entschädigung zu holen. Nun endlich erhielt Caroline, als die Welterfahrene, die Diplomatin, den Auftrag, Frau von Lengefeld das Geheimniß der Verlobung zu enthüllen: Mitte December geht der Brief an chère mère ab, bei dem die Empfängerin, nach ihrer Gewohnheit, vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe wird zusammengeschlagen haben. Schiller selbst warb darauf mit liebenswürdig-klugen Worten bei Frau von Lengefeld und empfing, eben vor dem Weihnachtsfest, als schönste Christgabe ihre Zustimmung: „Ja ich will Ihnen das beste und liebste was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben," schrieb sie. „Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen, und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes und dieses allein suche ich."

Hart genug hatte die Ungewißheit dieser Zeit den einsam mit seinem Geheimniß Dahinlebenden bedrückt, und endlos schienen sich die Wochen zu dehnen, die auch jetzt noch den Bräutigam von seinem Glücke trennten. Die Heftigkeit seines Begehrens, dieses Bangen und Verlangen nach den entfernten Lieben nimmt den Dichter völlig hin, und nur in der Zukunft noch, die ihm Erfüllung seiner Wünsche verheißt, lebt Schiller. Sehnsucht allein ist das Beharrende in seiner Seele, die von wechselnden Stimmungen erfüllt wird: auf Zuversicht folgt plötzlich Trübsinn, auf heiteres Erwarten des Kommenden verzweifelte Ungeduld. Von jeder Regung seines Gefühls aber werden die Schwestern getreu unterrichtet, sie nehmen Theil an seiner Melancholie, wie an seinem Glück, sie sprechen dem Trauernden Muth ein und sind fröhlich mit dem Fröhlichen. Als Lotte und Caroline in Weimar dem Dichter näher gekommen sind, als Schiller fast jede Woche die Geliebte sprechen kann, da wird ihre Correspondenz nicht sparsamer, nur reger noch; und Lottes liebste Lectüre ist nun der Postzettel, auf dem sie die Ankunftszeit der Briefe genau verzeichnet findet. Jeden Augenblick zu fragen, was der Andere jetzt mache, immer von Neuem das Geständniß treuer Neigung auszusprechen, treibt es Schiller und treibt es Lotten an; aus der Gegenwart ihrer Liebe zieht es sie zurück in die Werdezeit, und beglückt empfindet Lotte, wie viel anders doch nun Alles ist, als sonst: „denn ich kann dir nun sagen, wie ich dich liebe. Mir erscheinst du immer im gleichen Lichte, warm und treu stünde dein Bild vor meiner Seele, wenn auch Niemand deinen Werth kennte, ich liebe dich um dein selbst." Aber wenn Lottens Mädchenhaftigkeit in der Gegenwart beseligt ruht, im Hoffen und Gedenken, so kämpft im Manne heftiger die Leidenschaft, und er ruft: „Wann werde

ich endlich in ganz ungemischten Zügen das Glück unserer Liebe in mich trinken? Noch nie fand sich in meiner Seele so viel Freude und Leiden zusammen. Die Liebe und die Hoffnung geben mir ein erhöhtes, schöneres Dasein, aber die Furcht zeigt mir Hindernisse, Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt sein. Ich ertrüge es nicht. Im Gedanken an euch, in der rastlosen Sehnsucht nach euch verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte." Dann wieder sucht der Bräutigam sein Empfinden zu mäßigen, schön beherrschte, innige Worte spricht er, und dem Geiste seiner Zeit folgend wie dem Zuge der eigenen Seele ruft er die ethischen Mächte an, heftige Affecte abzudämpfen: „Ja eine schöne Harmonie soll unser Leben sein, und mit immer neuen Freuden sollen sich unsere Herzen überraschen. Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen schönen Feuer einer immer mehr sich veredelnden Seele."

Schiller und die Schwestern konnten ihre Liebe in dem Glück eines zweiten Brautpaares damals bespiegeln, dem ihre freundschaftliche Theilnahme gehörte: nach manchen Schwankungen der Empfindung hatte Fräulein von Dacheröden zwischen ihren beiden Bewerbern entschieden und Wilhelm von Humboldt ihre Hand zugesagt. Auch diese Wahl hatte Carolinens kluges Eingreifen zuletzt bestimmt, das den Wirren des Herzens planmäßig ein Ende machte; und sie erhoffte nun für sich und die Freunde eine gemeinsame Existenz in künftigen Tagen, welche die den gleichen geistigen Idealen Zustrebenden wie auf einer seligen Insel, vom Lärm der Welt entfernt, eng zusammenschließen sollte. „Ardinghello und die glückseligen Inseln", so hatte Heinse seinen großen Roman genannt, in welchem der Held und die Seinen, Männer und Frauen, im griechischen Archipel sich eine eigene Welt gründen; recht nach dem Sinne der empfindsamen Periode hatte er diesen Ardinghello-Staat gebildet, und es sind ähnliche Ideale, von denen Schiller und die Freunde nun träumen. Wie zu einem höheren Orden, zu dem geheimen Orden der Empfindsamkeit fand sich die junge Welt damals zusammen, sie, die mit verfeinertem Sinn über Convention und Verknöcherung der Alten sich erhob; sie bildete eine Einheit für sich, und selbst die nächsten Menschen schloß sie aus diesem Bunde schöner Seelen überlegen aus. Schon in Mannheimer Tagen hatte Schiller gewünscht, sich mit Reinwald und Sophie Albrecht zu so enger Freundschaft zu verbünden: „Könnten wir uns in einem Cirkel dieser Art vereinigen", hatte er gerufen, „und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben, welche göttliche Idee!" In Dresden dann hatte er mit Körner, Huber und den Frauen jenen bald zerrissenen Bund gebildet, den eine spätere Zeit nach Aller Wunsch wieder knüpfen sollte; jetzt trat er in den Kreis der schönen Empfindsamen erst völlig ein, und zwischen Lotte und die beiden Carolinen fand er sich gestellt. Lebhafte Freundschaft brachte er auch Caroline Dacheröden bald entgegen, der

feinsten und eigenartigsten Frau dieses Bundes: in der Mischung von Sentimentalität und Keckheit, von weiblicher Zartheit und wagender Freiheit des Geistes eine lebhaft anziehende Erscheinung. Sie vermochte den „Prometheus" im griechischen Text zu lesen, und zwar mit „wahrem Geschmack und Genie", nach Wilhelm von Humboldts Zeugniß; und des reinsten Ausdruckes der Empfindung war sie mächtig, in frohen wie in schlimmen Tagen: „Ich kann den Schmerz tragen," ruft sie, als ihr der Tod den Knaben geraubt, „aber er geht wachsend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eigenen Herzens, wie in den der Zeit. Weh! möget ihr nie erfahren, was das ist, wenn das Geliebteste starr und kalt vor einem liegt. Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glückes, eines unberührten Schicksals hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerste."

Aber wie in Caroline Dacheröden die höchste Cultur dieses Kreises sich darstellt, so spricht auch in ihr am unverhülltesten der geistige Hochmuth der Empfindsamen, der auf alle nicht zum geheimen Bunde Gehörigen spöttisch herabblickt. Die freie Wahlverwandtschaft der Seelen steht ihr höher, als das natürliche Band der Familie: darum nennt Caroline das Benehmen des eigenen Vaters unbedenklich „albern", sie empfindet den „Familienennuy" mit, welcher die Freundinnen bei chère mère erfaßt, und im Augenblick selbst, da sie die väterliche Zustimmung zur Verlobung empfangen, ruft sie Humboldt zu: „Warum warst Du nicht da, um die pathetische Scene zu vollenden." Und von solchem Spotte angesteckt, klagt selbst Lottens Sanftmuth über die romanhaften Ideen, welche chère mère von dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern habe; „sie macht zuweilen Ansprüche auf uns, die gar nicht in der Natur liegen", sagt sie. Von all diesen ungleichartigen Elementen befreit, zu denen vor Allem Herr von Beulwitz, Carolinens Gatte gehörte, hoffte man unter Dalberg's Schutze auf einer „Rheininsel" eine Colonie aufzurichten; und eine vorläufige Probe auf jene Zeit gedachte man zu machen, als zu Weihnachten 1789 die beiden Nebenbuhler Humboldt und La Roche miteinander nach Weimar kamen: sie fanden Caroline von Dacheröden, Schiller und die Schwestern dort vor, und gemeinsam verlebten sie das Fest, alle sechs zusammen.

Allein den Einklang des Bundes herzustellen, mißlang; zwischen den Männern wollte sich ein herzliches Verhältniß nicht gleich begründen, und zumal La Roche, der die Seelenfreundschaft unerschüttert wissen wollte, auch als er in der Liebe gescheitert war, litt, im natürlichen Rückschlag der Empfindung, „mehr als er sich gestehen wollte." So entstand denn ein lärmendes, erkünsteltes Vergnügtsein, das Niemandem Freude gab, und das Schiller und Lotten das Scheiden leichter machte als sonst: „Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten", schrieb Schiller, der von Humboldt begleitet nach Jena zurückgekehrt war. „Nichts Schlimmeres könnte uns je

begegnen, als in unserer eigenen Gesellschaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je alle sechse zusammenleben." So war auch dieser Traum zerstört, auch dieses „romantische Luftschloß" eingefallen, und nur was wahr und natürlich blieb stehen: Schillers Liebe.

Schiller hatte seine Ehe zuerst im Mai oder Juni, dann um Ostern schließen wollen, aber als die äußeren Hindernisse, welche er gefürchtet, so leicht überwunden worden, eilte seine liebende Ungeduld immer geschwinder seinem Glück entgegen und der 22. Februar 1790 ward, unter Zustimmung der chère mère, als Hochzeitstag festgesetzt. Auch Schillers Eltern und die Schwestern wünschten aus der Ferne Glück, und freundlich suchte Lotte die Verbindung mit den neuen Verwandten zu knüpfen und festzuhalten. Und einen fröhlichen Zuruf empfing Schiller von Körner, der nach mancherlei Mißverständnissen dem Freunde zurückkehrte und in einer offenen Aussprache die Verstimmungen dieser Zeit überwand; mit herzlichen Worten dankte ihm Schiller und schrieb, am 1. Februar: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. — Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt sie mir zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren."

Mit also beglückter Empfindung trat Schiller in die Ehe ein; er reiste am 18. Februar nach Erfurt, wo Lotte und Caroline bei Fräulein von Dacheröden zum Besuch waren und verlebte dort „drei angenehme Tage"; dann ging es nach Jena zurück und am 22. nach Kahla, wo man Frau von Lengefeld traf und mit ihr nach dem Dorfe Wenigenjena fuhr: in aller Stille fand hier die Trauung statt, Nachmittags um fünf Uhr an einem frühlingshaft milden Tage, bei verschlossener Kirchenthür. Niemand in Jena wußte um die Hochzeit, und alle geplanten Ueberraschungen der Freunde wurden vereitelt; den Abend brachte man ruhig miteinander in Gesprächen beim Thee zu, kein Fremder störte das Glück der Neuvermählten. „So unmerklich ist die Veränderung vorgegangen," schreibt Schiller, „daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe."

Auch für die äußere Einrichtung seines Lebens brachte die Heirath

zunächst nur „unmerkliche Veränderung"; Schiller verblieb in seiner Junggesellenwohnung, der „Schrammei", und miethete zu seinen alten Zimmern zwei weitere hinzu. Eine eigentliche Wirthschaft wurde nicht geführt, und inmitten zahlreicher Studenten, ihrer Hausgenossen, lebte das neue Paar in studentischer Einfachheit weiter. Nur ein Umstand verdroß Schiller jetzt: daß für Caroline in der „Schrammei" keine Wohnung zu finden gewesen. Sie mußte mit chère mère in einem anderen Hause sich einrichten, und dort, als die Mutter abgereist war, allein weiterleben. Der erste Anlaß ward so gegeben, Lotte und Caroline, die Unzertrennlichen, zu trennen, auch für Schillers Empfinden; und bald stellte sich, nicht durch neues Kämpfen und Entsagen, sondern durch die allgemach wirkende, natürliche Macht der Dinge, eine ruhiger werdende Freundschaft zwischen Caroline und Schiller her. Hatte er noch im März, als Caroline zu kurzem Besuch nach Erfurt gegangen, ihr zugerufen: „Seltsam kommt mir's vor, an Dich als eine Abwesende zu schreiben, ich habe es ganz verlernt, dich fern von mir auch nur zu denken," so stand er wenige Wochen später einer erneuten und länger währenden Abwesenheit Carolinens schon wesentlich ruhiger gegenüber. „Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von Dir sind, so nahe fühle ich mich Dir," schrieb er am 10. Mai. „Eigentlich trennt doch nur die Seele, so wie nur sie allein verbindet. Du bist mein, wo du auch mein bist."

Schillers Existenz zwischen seinen Lieben, die in der Zeit des Werbens und Sehnens sich mit anschaulichem Detail in seinen Briefen darstellt, wird von nun an nur in großen Zügen unserm Blicke deutlich; aber das Bekenntniß seines Glückes, das oft zu wiederholen er nicht müde wird, hören wir auch jetzt laut und überzeugend erklingen. Den Freunden, den Eltern, den Schwestern schildert er es, ganz empfindet er die reinen Freuden dieser Zeit, und daß er vor einer neuen Epoche seines Daseins steht, erkennt er froh: der Heimathlose besitzt ein Heim, der fremd unter Fremden Irrende sieht vom Frieden der Familie sich umgeben, und alle guten Hausgötter winken ihm zu. Zum harmonischen Abschluß sind die Kämpfe dieser Zeit alle gelangt, und des Dichters eigene Wort läßt sie voll und friedlich austönen: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt," ruft er. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin. Jetzt erst kann ich sagen, daß ich lebe, weil ich mich erst jetzt meines Lebens freue. Alle meine Wünsche von häuslicher Freude sind in ihre schönste Erfüllung gegangen. Ich bin glücklich mit meiner Lotte."

Die Vagantenlieder des Mittelalters und die Natur.

Von

H. Marold.

— Königsberg i. Pr. —

Neben den aufblühenden Nationalliteraturen bestand während des ganzen Mittelalters eine umfangreiche lateinische Dichtung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sich besonders reich und vielseitig entfaltete. Natürlich waren die Dichter Geistliche oder solche, die es werden wollten, die das Latein wie ihre Muttersprache handhabten; war ja doch immer noch das Lateinische die Sprache der Kirche. Die Schule aber war der eigentliche Boden, dem diese Dichtungen entsproßten; sie ist die Werkstätte der lateinischen Dichtung des Mittelalters gewesen. In ihr lehrte man die Nachahmung antiker Kunstformen, und die epische sowie die didaktische Dichtung hat sich davon nie ganz loszumachen vermocht, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, daß der Geist einer neuen Zeit im Inhalte sich bemerkbar machte. Die Lyrik dagegen wuchs bald über die Schule hinaus, wie sie überhaupt von Anfang an die Neigung gezeigt hat, sich populär zu machen. Sie mißt die Verse nach der Betonung und nicht in antiker Weise nach der Quantität, aber sie stellt sich zunächst auch in den Dienst der Kirche. Keine Periode des Mittelalters ist reicher an lateinischen Kirchenliedern als das zwölfte Jahrhundert, und das Dies irae und Stabat mater sind die letzten Nachklänge. Der fruchtbarste Boden aber für jene Schulpoesie ist Frankreich und namentlich die Schule von Paris, wo gerade im zwölften Jahrhundert ein außerordentlich reges geistiges Leben herrschte, und auch die namhaftesten Dichter lateinischer Kirchenlieder waren Franzosen. Nicht mit Unrecht hat man diese Schulpoeten Vorläufer des Humanismus genannt; denn wie die Renaissance

nicht nur eine Erneuerung des klassischen Alterthums bedeutet, sondern auch eine eigenartige Entwickelungsform der modernen Völker, eine Befreiung des Individuums aus der geistigen Gebundenheit, gegenüber der menschlichen Gesellschaft und gegenüber der Welt, so zeigt sich derselbe Trieb, sich als selbstbewußte Persönlichkeit, als geistiges Individuum zu fühlen, schon bei den Schulpoeten; und nicht zum mindesten der Natur gegenüber in dem Ausdruck eines lebhaften sympathetischen Mitempfindens mit ihr. Man wird an das schöne Wort Goethe's in den Wahlverwandtschaften erinnert: „Der Mensch ist ein andrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter", wenn Geoffrey de Vinesauf in seiner Poetik (1216) auseinandersetzt, wie eine Naturschilderung beschaffen sein müsse: wenn man ein Abbild der eigenen Seele hineinlege, sei die Schilderung wirksamer, weil wir uns selbst darin wie in einem Spiegel erblicken.

Ein wilder Schößling der lateinischen Schulpoesie, mehr als diese von dem Quell getränkt, der in den verborgenen Tiefen des Menschenherzens emporsprudelt, aber oft auch allzu üppig in's Kraut schießend, ist die Poesie der „Vaganten" oder „fahrenden Schüler" oder „Goliarden". Der letzte Name wird verschieden erklärt, entweder bezeichnet er die Vaganten als „Gehrende" (von einem altitalienischen Wort goliare) oder als Schlemmer (von dem provençalischen gola der Schlund, die Schlemmerei); als Einzelname erscheint bisweilen, besonders bei Dichtungen satirischen Inhalts, Golias, ein Versteckname, der an den alttestamentlichen Goliath erinnern sollte. Die massenhafte Ansammlung von jungen Klerikern des ganzen Abendlandes auf den damals in Frankreich und besonders in Paris emporblühenden Schulen hatte die Zucht gelockert, und neben einer höchst ungebundenen Lebensweise entwickelte sich unter den Studirenden auch eine freiere Denkart. Dies Treiben ist uns in Dichtungen anschaulich geschildert und durch Erlasse, die demselben Einhalt thun sollten, bezeugt. Mancher, der in seiner Jugend dem allgemeinen Strome gefolgt war, beklagt, wenn er zur Einsicht und zu Amt und Würden gelangt ist, bitter seine Jugendthorheiten, unter denen Liebes- und Spottgedichte noch die harmlosesten sind.

Jene Unruhe und Wanderlust des zwölften Jahrhunderts, die in den Kreuzzügen den großartigsten Ausdruck gefunden hat, ergriff auch die Geistlichen und in erster Linie die noch studirenden jungen Kleriker. In großen Schaaren durchzogen sie Frankreich und Deutschland und später auch England mit der bewußten Absicht, sich recht emancipirt zu geberden und ein ungebundenes Weltleben zu führen. Sie wollten es den provençalischen Troubadours gleich thun; und wie diese vorzugsweise an den Höfen der Fürsten und begüterten Adligen ihre Lieder vortrugen, so waren die Höfe der Bischöfe und Aebte in erster Linie der Ort, wo die Vaganten ihre kecken Lieder ertönen ließen. Hier verstand man, soweit die lateinische Christenheit reichte, ihre Sprache und hier konnte man sie als Kleriker

nicht unbelohnt von dannen ziehen lassen. Allerdings gelang es ihnen nicht, eine gleich geachtete Stellung an diesen Höfen zu erlangen, wie sie die Troubadours und später in Deutschland die Minnesänger an den Höfen der Fürsten und des begüterten Adels inne hatten. Die Kirchengesetze erklärten sogar bald ihr ganzes Treiben für ehrlos und suchten sie ihrer geistlichen Privilegien zu entkleiden, weil sie einmal durch ihr allzu emancipirtes Benehmen und dann durch ihre beißenden Satiren gegen den Stand selbst den Ruf desselben gefährdeten und die Achtung vor ihm untergruben. Darum verschwinden sie gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Frankreich und bald darauf auch in Deutschland. Etwas länger hielten sie sich in England, wo Chaucer ihrer noch erwähnt, wenn er sie auch von den Spielleuten und Bänkelsängern kaum unterscheidet.

Sehr bald hatte sich bei den Vaganten ein gewisses Standesbewußtsein herausgebildet; sie sprechen gelegentlich in ihren Liedern von dem Orden, dem sie angehören. Der Einzelne ging dabei ganz in der Gesammtheit auf und legte auch kein Gewicht darauf, wenn ihm ein Lied gelungen war, daß sein Autorrecht dabei gewahrt blieb. Daher kommt es, daß die Vagantenlieder, die doch eigentlich Gelehrtenpoesie waren, dennoch eine gewisse Verwandtschaft mit der Volkspoesie zeigen. Der Geist, der den ganzen Stand beseelt, prägt sich in den Liedern aus, die zwar ursprünglich von Einem gesungen sind, aber von den Uebrigen als herrenloses Gut betrachtet werden, das man sich aneignen dürfe, wenn es gefällt und wenn man sich davon Erfolg verspricht. Daher erklärt sich auch dieselbe Erscheinung wie bei den Volksliedern, daß einzelne Lieder, die besonders beliebt waren, in verschiedenen Fassungen überliefert sind. Die weitere Folge ist, daß kaum einige schattenhafte Umrisse einer Gestalt wie die des Erzpoeten Walther am Hofe des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel aus der Vagantenpoesie hervortauchen. Man hat sie daher auch treffend gelehrte Volkspoesie genannt. Die Lieder zeigen eine ergötzliche Mischung von antiken, christlichen und germanischen Elementen, die aber mit einer erstaunlichen Keckheit und Leichtigkeit zu einem Ganzen verschmolzen sind, das uns auch in diesem Gewande Zeugniß von der geistigen Regsamkeit jener Zeit ablegt. Das Interesse, das sie erwecken, ist zwar in erster Linie ein historisches, aber die geniale Frische und Unmittelbarkeit, die die meisten von ihnen zeigen, rechtfertigen auch das ästhetische Interesse, das wir ihnen zuzuwenden genöthigt sind.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man den Vagantenliedern größere Aufmerksamkeit zu schenken angefangen, und das Interesse hat sich immermehr gesteigert, zumal man in den letzten Jahren den literarhistorischen Beziehungen zwischen dieser lateinischen Vagantenpoesie und dem deutschen Minnesang in exacter Forschung begonnen hat nachzugehn. Leider sind die Vagantenlieder in vielen Büchern zerstreut veröffentlicht, wie sie auch in vielen Handschriften zerstreut sich finden. Die werthvollste Sammlung

ist in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts erhalten, die früher dem Kloster Benediktbeuren angehörte und jetzt sich in München befindet, und von Schmeller unter dem Titel „Carmina burana“ 1847 veröffentlicht worden ist. Der Herausgeber motivirte seinen Entschluß mit folgenden beherzigenswerthen Worten: „Sehr ungerecht würden wir gegen unsere frühere vaterländische Litteratur seyn, wollten wir nur, was von Dentschen in der eigenen Sprache geschrieben ist, ihr zugerechnet wissen; und mit gutem Grunde sprechen wir einen nicht unansehnlichen Theil auch der lateinischen poetischen Erzeugnisse des Mittelalters als Vätergut an und als Hinterlassenschaft, welche trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen nicht minder treue lebendige Kunde giebt.“

Neben der Satire sind nun die wesentlichsten Gegenstände der Vagantenpoesie die Liebe, der Wein, das Spiel. Naturbetrachtung und Naturschilderung stehen zwar meistens, wie im Mittelalter allgemein, in zweiter Stelle und finden vorzugsweise ihren Platz im Liebesliede, sind aber gerade für die culturgeschichtliche und literarhistorische Würdigung jener Lieder von besonderer Bedeutung. Denn wir haben es dabei mit einer allgemein menschlichen Empfindung zu thun, die dem Zeitgeiste und den nationalen Eigenthümlichkeiten entsprechend bestimmten Wandlungen unterworfen ist und daher leicht als Maßstab für den geistigen Standpunkt verwendet werden kann. Ich beschränke mich im Folgenden darauf, in mehr orientirenden als erschöpfenden Zügen das Gefühl für die Natur nach seiner Intensität und Extensität, soweit es sich in den Vagantenliedern ausprägt, zu schildern, unter gelegentlichem Hinweis auf den Boden, auf dem auch dieser Gegenstand erwachsen ist, die lateinische Schulpoesie und auf die Beziehungen zum Minnesang.

Jener Zug zur Selbstbefreiung des Individuums, der oben als Eigenthümlichkeit der Schulpoeten bezeichnet wurde, zeigt sich auch darin, wie sie von der strengreligiösen Naturanschauung, wonach Gott der Schöpfer aller Dinge und der Geber alles Schönen ist, sich losmachten und neben Gott als beinahe gleichberechtigt die Natur als Personification des gestaltenden Princips der Dinge setzten. Sie hat aber keinen eigenen Willen, sie steht im Dienste Gottes, wie sie Alan von Lille, der um 1250 ein satirisches Gedicht „Klage der Natur“ verfaßte, sich selbst „von Gottes Gnaden Statthalterin im Weltstaate“ nennen läßt. Unwandelbar und unabänderlich sind ihre Gesetze, und einer jener Schuldichter, Heinrich von Settimello, der 1192 eine Elegie „über den Wandel des Glückes“ schrieb, sieht sie sogar als Leiterin der Geschicke des Menschen an, so daß sie beinahe den ganzen Gottesbegriff umfaßt. Vor Allem aber ist es nun die Natur, die den Schooß der Erde jedes Jahr mit neuen Blumen schmückt und neue Früchte schafft und diese hegt, daß sie Auch zur Reife gelangen. Daher nennt sie Nigellus Wireker, ein Günstling Williams von Longchamp, der 1189—97 Bischof in Ely (Grafschaft Cambridge)

war, in seinem „Narrenspiegel" die reiche Natur, ganz in dem Sinne, wie Goethe im „Wanderer" sie die reichhinstreuende Natur nennt. Ganz dieselbe pantheistisch gefärbte individualisirende Auffassung von dem Wirken der Naturkräfte klingt uns nun auch aus den Vagantenliedern entgegen. So beginnt eines die Schilderung der Schönheit der Geliebten folgendermaßen: „Als die Götter den Knäuel des Chaos entwirrten und die weise Natur die Wesenreihe dieser Welt entfaltete und die Glieder dieser Reihe in einander wob, da existirten im Voraus in ihrem Geiste die Wesen, die sie schaffen wollte. Und während sie so über den inneren Zusammenhang der Weltmaschine nachgrübelte, stattete sie mein Mädchen zu einem Meisterstück aus und überschüttete sie mit einer Fülle von Vorzügen, die sie den anderen Mädchen nur einzeln gewährt." Es folgt alsdann eine Aufzählung der Reize in der Art, daß wir uns immer der vom Dichter beabsichtigten Vorstellung der schaffenden Natur bewußt bleiben (also beiläufig streng nach Lessings Regeln im Laokoon). Kürzer und poetischer drückt ein anderes Lied einen ähnlichen Gedanken aus:

Alle Wesen zieht ein Trieb zu der Liebe Freuden.
Fest ist unser Liebesbund, will sie niemals meiden.
Ihre Schönheit hat ein Gott und Natur geschmücket,
Wie die Mutter gern ihr Kind überreich beglücket.

Die Naturanschauung ist also vollständig heidnisch-pantheistisch. Ein feiner psychologischer Unterschied ist es, wenn in einem Liede ein Mädchen dem sie leidenschaftlich begrüßenden Liebhaber abwehrend erwidert:

Gott, der Erd' und Himmel lenkt,
Der mit schönen Veilchen
Diesen Wiesenplan beschenkt
Und mit Rosen zieret,
Er, der jedem Heilung schenkt,
Sei dein Heil; gieb' ihm die Ehr'!

Die Natur ist es ferner, die der Nachtigall befiehlt, ihren Klagegesang ertönen zu lassen, und der Laubschmuck der Bäume sowie das Gras der Haide sind ihr Geschenk, wie ein Vagant, wahrscheinlich englischer Nation, singt:

Mit frischen Knospen ziert im März
Und frischem Grün der Flur
Den Schooß der Erde allerwärts
Die gütige Natur.

In demselben Sinne spricht ein Anderer, nachdem er die Vorzüge von Wales aufgezählt hat, von reichen Schätzen, die die Natur noch außerdem im Verborgenen aufgespeichert habe. Und eben dahin gehören auch die in bacchantischer Laune hingeworfenen Worte des Erzpoeten in seiner Generalbeichte:

Einen Jeden hat Natur
Auf besondre Art begabt;
Mein Geschenk ist, daß ich nur
Dichte, wenn ein Trunk mich labt.

Ein Schritt weiter ist es dann, wenn das Walten der Naturgesetze auf die Welt der Moral übertragen und eine Versündigung gegen die Forderungen derselben wie ein Eingriff in die Naturgesetze angesehen wird. Bestechlichkeit der Richter geht gegen das Naturgesetz, so klagt einer; ein anderer geht noch weiter:

Seh' ich, ach! die böse Welt im Sündenpfuhl versenket,
Scheint Natur von ihrer Bahn gänzlich abgelenket.

Daß diese ausgedehnte Personification der Natur specielles Eigenthum der lateinischen Schulpoesie des Mittelalters und der Vaganten war, zeigt das überaus geringe Vorkommen derselben bei den Provençalen, Franzosen, Engländern und den deutschen Minnesängern. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geht diese Art reflectirender Naturbetrachtung auch in die Nationaldichtungen über und erscheint daselbst in einzelnen Beispielen, jedoch in einer solchen Form, daß man wohl nicht irre geht, wenn man hier an den Einfluß der Vagantenpoesie denkt. Andererseits erkennt man hier leicht die Fäden, die aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters im Allgemeinen und auch aus der Vagantenpoesie zum klassischen Alterthum zurückführen, denen ich hier nicht weiter nachgehen will; nur auf Eines verweise ich, auf die in den Vagantenliedern häufige Identificirung der in der Erde wirkenden Naturkräfte und der fruchtbaren Erde mit der Göttermutter Cybele und der Rhea.

Die Erde unter dem Bilde einer Mutter und die Blumen als ihre Kinder sich zu denken, war eine den Vaganten sehr geläufige Vorstellung. Im Frühling wird der Liebesbund zwischen Himmel und Erde geschlossen, wie später Logau von dem Mai sagt: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde, Daß sie jetzo seine Braut und dann eine Mutter werde.“ Ganz ähnlich aber malt schon in der lateinischen Schulpoesie der bereits erwähnte Geoffrey de Vinesauf in einem Musterbeispiel seiner Poetik das Herannahen des Frühlings aus:

Schmeichlerisch naht sich der Himmel; er lacht und scherzt mit der Erde.
Daß er ein Mann, das fühlet sie bald; sie ergiebt mit Entzücken
Seinen Umarmungen sich. Bald grüßen die Blumen die Lüfte
Und mit strahlendem Blick anlächeln die Mutter sie u. s. w.

Bei den Vaganten gehörte dieses Bild zu dem landläufigsten Rüstzeug poetischer Technik, zumal da sie ihr eigenes Liebeswerben und die Erhörung, die ihnen zu Theil wurde, gern im Spiegel der Natur reflectirt sehen mochten. Einer von ihnen läßt den Frühling als stürmischen Freier auftreten, wie auch noch Anastasius Grün gelegentlich singt: „Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß.“ Doch das steht vereinzelt da.

Während nun die Lieder, die die Erde als Mutter und die Blumen und Früchte als ihre Kinder schildern, mehr in reflectirender Weise die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Erde betonen, bedienen sich andere einer mehr poetischen Personification und lassen sie ihr Antlitz mit Blumen schmücken oder ihre Stirn bekränzen, oder sie lächelt dem Lenz zu und ihre Heiterkeit stimmt auch die Herzen der Menschen fröhlich und macht die Jugend empfänglich für die Liebe. Als ein schönes Beispiel dieser Sympathie zwischen der Erde im Frühling und den Herzen der Jugend mag folgendes Liedchen gelten:

Lenz und Liebe.

Wieder lacht die Haide, Mädchensang ertönt,
Heiterkeit der Erde Antlitz hold verschönt.
Sommer kommt mit frohem Schall,
Auf den Wiesen blühen Blumen überall.

Baum und Strauch bekleidet sich mit neuem Laub,
Alles kehret wieder, was des Winters Raub.
Lächeln uns die Blumen an,
Sind der Liebe Scepter wir bald unterthan.

Darum laßt uns alle Venus Dienst uns weih'n,
In der Jugend Blüthe nimmer traurig sein.
Schmeichelwort und Liebesblick,
Süßes Hoffen leite uns zum höchsten Glück.

Das Leitmotiv germanischer Naturanschauung war die Klage über den Winter und die Freude über den wiedereinziehenden Frühling. Es klingt aus Mythen und Sagen in unzähligen Variationen an unser Ohr, und es ist so fest in dem Herzen der Nation gewurzelt, daß weder die Einführung des Christenthums noch die Zunahme an philosophischer Erkenntniß daran zu rütteln vermochte; in den Herzen der Dichter lebt es fort und ertönt immer wieder von Neuem. Aber auch die andern Völker des Abendlandes haben den Zauber desselben empfunden und geben ihm in Liedern Ausdruck. Die Natureingänge sind für den deutschen Minnesang fast typisch und wechseln zwischen Winterklage und Frühlingsfreude, aber auch die Provençalen und die Nordfranzosen kennen sie und wenden sie häufig an. So ist es nicht zu verwundern, daß das Thema auch in den Vagantenliedern voll und kräftig ertönt. Auch ihre Sänger waren abhängig genug von dem Wechsel der Jahreszeiten; die Dumpfheit und die Langeweile des Winters, die sie wiederholt beklagen, sind ihnen allen aus dem Herzen gesprochen, wie andrerseits zahlreiche Attribute des Frühlings die nun erfüllte Sehnsucht wiederspiegeln und ein Ausdruck ihres erleichtert aufathmenden Herzens sind. Der Frühling und der Sommer waren die Zeit, wo die ganze schöne Welt ihnen gehörte, und sie mit

Entzücken und ohne Sorge für den kommenden Tag den Wanderstab ergriffen, den Augenblick genossen und die Rosen pflückten, ehe sie verblühten. Auch in ihren Liedern sind Lenz und Liebe untrennbar vereint, und die Naturschilderung, soweit sie den Wechsel der Jahreszeiten betrifft, versäumt fast nie, sie zu der Liebesempfindung des Sängers in Beziehung zu setzen.

Nur wenige Lieder beginnen nun mit einer Schilderung des Winters, und auch diese meistens, um die Gluth der Liebe in einen Gegensatz zur Winterkälte zu setzen. So klagt einer: „Schon wanderte der Sommer in's Exil, im Hain ist der fröhliche Vogelgesang verstummt, das Laub wird fahl, die Haide ist ihres Blumenschmuckes beraubt. Die Kälte hat Alles, was blühte, ertödtet, die Schönheit des Waldes vernichtet und die Luft verödet, da sie die Vögel in's Exil trieb: aber die Liebe kann keine Gewalt der Kälte ertödten." Viel Abwechselung zeigen die Winterklagen im Ganzen nicht, sie bewegen sich, wo sie Naturschilderung enthalten, vorzugsweise in Negationen einzelner Schönheitsmomente des Frühlings und Sommers, wie andrerseits manche Frühlingsschilderungen vom Winter ausgehn, dessen Gewalt nun gebrochen ist. Besonders interessant ist es, daß die sangesfrohen fahrenden Schüler sich den Winter in altgermanischer Weise als eine Person vorstellten, und zwar als gewaltigen feindlichen Krieger, und das steht in vollem Einklang zum späteren deutschen Minnesang; es ist daher nur eine Durchführung dieser Metapher, wenn ihm Grausamkeit, Wildheit und Wuth als Attribute beigelegt werden. Die Uebereinstimmungen gehen aber noch weiter. Die altgermanische Vorstellung von einem Streite zwischen Frühling und Winter oder Sommer und Winter (in ältester Zeit unterschied man nur zwei Jahreszeiten), die in den deutschen Minneliedern, im Volksliede und in Volksgebräuchen sich wiederfindet und zum Theil noch heute nicht ausgestorben ist, hat ihre Spuren auch in den Vagantenliedern hinterlassen, ein deutliches Zeichen, wie tief dieselben in deutschem Boden wurzeln, wenn auch die Einkleidung Flicken antiken Gewandes aufweist. Schon zur Zeit der karolingischen Renaissance in Deutschland hat Alcuin oder einer seiner Schüler einen Streit des Frühlings mit dem Winter nach Art der Vergil'schen Hirtengedichte verfaßt, der nicht ohne poetischen Werth ist. Eine Hirtenschaar kommt im Frühlingssonnenschein im Schatten eines Baumes zusammen, um den Kukuk, den englischen Frühlingsboten, im Liede zu feiern. Da erscheinen der Frühling im Schmucke eines Blumenkranzes und der Winter in struppigem Haar und streiten über das Kukukslied im Wechselgesang. Der Frühling sehnt ihn herbei, den lieben Genossen des Phoebus, daß er den Fluren ihren Schmuck wiederbringe; der Winter verwünscht ihn, weil er ihm die Ruhe störe und Arbeit bringe. Die Hirten entscheiden den Streit zu Gunsten des Frühlings. Aus der lateinischen Gelehrtenpoesie des elften Jahrhunderts giebt es ein merkwürdiges Gedicht, in welchem ein nordfranzösischer oder flandrischer Priester seinen Abt um Aufbesserung

seines Gehalts bittet, damit er sich wärmere Kleidung für den Winter beschaffen könnte. Dasselbe enthält eine genaue, vollständig anthropomorphische Ausmalung des Kampfes zwischen dem Winter und dem Frühling, welchem der Sommer zu Hilfe kommt. Dieser ist gerüstet wie ein Held, sein Panzer sind die hellen und langen Tage, und nach langem Ringen gelingt es beiden Verbündeten, den Winter zu überwältigen; dem Besiegten werden die Augen ausgestochen und dann das Haupt abgeschnitten. Wenn also Priester im Amte noch so fest an heidnisch nationalen Ueberlieferungen hielten, ist es da zu verwundern, daß die ungebundenen Vaganten, die zudem mit dem Volke wiederholt in neue Berührung kamen, ihrer Freude über die erwachende Natur auch in Wendungen Ausdruck gaben, die an festwurzelnde Vorstellungen des alten Mythus erinnern? Kerker oder Exil sind die Strafen des Besiegten; die Sonnenstrahlen lockern den Riegel des Gefängnisses, in das der Frühling gesperrt, und die Fesseln, in die der Erdboden geschlagen war. Nach längerem Kampfe gelingt es, den Nordwind zu fesseln und die Herrschaft des Winters ist zu Ende; oder der Winter wird, wenn seine Gesellen machtlos geworden, schwerkrank, er stirbt und wird begraben, oder er muß in die Verbannung gehen und die Erde lacht voll Hohn über seine Vertreibung. Aus der Verbannung kehrt der Frühling zurück mit röthlichem Haar (man vergleiche Klopstocks Ode „Die frühen Gräber," wo es vom Mai heißt: „Wenn zu dem Hügel herauf röthlich er kommt"). Aus dem Kerker tritt er siegreich hervor und da die Sonne ihm zulächelt, enthüllt er sein Antlitz, und die Haide schmückt sich zu seinem Empfange. Der Blumenschmuck wird auch auf ihn übertragen:

Frühling kommt gegangen,
O frohe Zeit!
Läßt in Purpur prangen
Sein Blüthenkleid.

(L. Laistner).

Ein freudestrahlendes Antlitz zeigt er der Welt und die Welt wird neugeboren, neue Lebensfreude durchglüht Alles; Alles jubelt ihm entgegen, denn überall sproßt neues Leben. Einer fühlt sich in seligem Rausch, von der Frühlingsfreude fortgerissen; alle ergehen sich in lebhaften Ausdrücken der Freude über das Erscheinen des Frühlings.

Für den Zeitgeist charakteristisch ist ein Osterlied, das um 1200 gedichtet sein mag und den Anbruch des Frühlings zwar mit dem Osterfeste in Zusammenhang bringt, jedoch rein äußerlich. Dem Gleichniß: Ostern, das Auferstehungsfest der Natur, dem Goethe im Faust so herrlichen Ausdruck verliehen hat, sind die Vaganten noch aus dem Wege gegangen, und doch streifen sie häufig daran, wenn sie von einer Wiedergeburt des Frühlings und von der allgemeinen Erneuerung der Erde und ihres Schmuckes sprechen. Die erste Strophe jenes ziemlich trockenen Osterliedes lautet in

wörtlicher Uebertragung: „Es weicht die winterliche Kälte, der Sommer kehrt zurück, die Jugend freut sich dessen. Die Zeit des Frühlings ist da, in welcher durch das sieghafte Kreuz Christi das menschliche Geschlecht vom Tode erlöst wird.“ Das ist noch genau derselbe Standpunkt, auf dem ein Venantius Fortunatus im sechsten Jahrhundert und ein Anonymus des achten Jahrhunderts stehn.

Die Zeit der allgemeinen Freude ist den Vaganten nun vor Allem eine Zeit der Liebe, und da gerade die Liebesempfindung, wie im deutschen Minnesang, von ihnen so häufig in Beziehung zur Natur gesetzt wird, muß auch dieser Punkt hier erwähnt werden, weil auch hieraus sich die Art ihres Naturgefühls erkennen läßt. In der ganzen Natur sehen sie die Liebe wirksam, selbst die Elemente sind ihr untergeordnet: sie übertragen eben das eigene tief empfundene Gefühl auf die Natur, um es aus ihren Händen in verklärter Gestalt wieder zu empfangen. „Es ist Frühling, die Zeit der Liebe; laßt uns die Zeit genießen“ — das ist das so oft variirte Thema. Vielfach ist es nur die elementare Macht der Liebe, an die der Sänger denkt, und die durch den Frühling geweckt wird. Andere haben ein bestimmtes Liebesverhältniß, das fortzusetzen ihnen nun der Frühling Gelegenheit geben soll. Ein weiterer Schritt ist dann die Umkehr jenes Satzes: „Was hilft mir der Frühling, in meinem Herzen ist Winter;“ die eigene Empfindung wird also zur Natur in Contrast gesetzt, wobei man auch vom Winter ausgeht: „Draußen ist Winter, in meinem Herzen aber ist Frühling.“ Bei den Troubadours und den deutschen Minnesängern sind beide Arten, das Liebesgefühl und das Naturgefühl in Beziehung zu einander zu setzen, häufig genug; ein paar Beispiele aus den Vagantenliedern mögen diese Art auch als Eigenthum dieser zeigen. Die erste Art, der Zusammenklang beider Gefühle, ist zu natürlich, als daß sie noch besonderer Belege bedürfte; ich beschränke mich daher auf Beispiele für den Contrast. Ein Sänger preist ausführlich die Schönheiten des erwachenden Frühlings und die dadurch gesteigerte Lebenslust; aber bei den Gedanken an alle diese Ergötzlichkeiten wird er traurig: die, für die er glüht, ist kühl gegen ihn, und verzweifelnd ruft er aus:

Umsonst im Hain ertönen mir der Vöglein süße Lieder,
Wenn Frost zur holden Frühlingszeit mir drückt das Herz darnieder.

Denselben Gedanken spricht ein Lied schon des elften Jahrhunderts, das einer Frau in den Mund gelegt ist, aus. Nach einer Schilderung der Naturfreuden des Frühlings klagt sie:

Wenn mein Auge dies erblickt,
Vogelsang mein Ohr entzückt,
Weh! für alle Sommerfreuden
Muß ich seufzen nur und leiden.

Im Gegensatz zu diesen, wahrscheinlich von Deutschen gedichteten Liedern jubelt ein französischer Sänger: „In herbstlicher Kälte, wenn die Lilie verblüht ist, friert mein Körper, doch es glüht mein Herz. Keine Jahreszeit ändert meine Liebe; mag Boreas wüthen, ich bleibe dabei! Nicht mehr glänzt Thau an den Veilchen, die Lilien sind verblüht, niedergestreckt vom Frost, ich stehe aufrecht und blühe, so lange meine Niobe mir treu bleibt.“ Und ein deutscher Vagant singt nach einer Winterschilderung

Es entzücket deine Güte,
Deine Anmuth mein Gemüthe
Gleich der holden Frühlingsblüthe.

Von der allgemeinen Frühlings- und Naturfreude der Vaganten wenden wir uns nun zum Einzelnen. Das herrliche Uhland'sche Frühlingslied: „Die linden Lüfte sind erwacht“ giebt im Ganzen die Stimmung wieder, die uns aus allen hier einschlägigen Liedern anweht. Und wenn Uhland in demselben Cyclus singt: „Was zagst du Herz in solchen Tagen, Wo selbst die Dornen Rosen tragen“, so erscheint auch dieses Bild fast wörtlich schon in den Vagantenliedern. In zahlreichen Tönen aber wird die grüne Wiese mit ihrem Blumenschmuck entweder als alleiniger Gegenstand des Entzückens oder als Schauplatz des Tanzes und des Spieles mit den Mädchen gepriesen. „Schon lachen die Wiesen“ ist eine häufige Metapher, oder es werden die Blumen gewissermaßen als Sinnbild der fröhlichen Stimmung der Wiese genannt. Ab und zu begegnen wir auch einem kleinen Landschaftsgemälde. So erzählt uns ein französischer Vagant, daß er an einem schönen Frühlingsmorgen hinausgewandert sei und unter einer breitästigen Ulme sich niedergelassen habe. Unter dem Baume plätschert ein Bächlein und der Frühling hat reichliches Gras sprießen lassen, das kleine Rinnsale beschattet, die sich von dem reichlichen Morgenthau gebildet haben. „Während,“ so fährt er fort, „der Gesang der Vögel, die fließenden Rinnsale und das Plätschern des Baches in jenem Thal mir Unterhaltung gewährten, sah ich meine Glycerium kommen.“ Das ist ein kleines Stimmungsbildchen: während er die Geliebte erwartet, sucht er in der Beobachtung der ihn umgebenden Natur Zeitvertreib, so daß die Kleinmalerei ihre volle Motivirung erhält. Mit besonderer Vorliebe wird der Blumenschmuck der Haide gerühmt, ganz wie im deutschen Minnesang, nur mit dem Unterschiede, daß fast nur die rothe Farbe der Blumen gepriesen wird. Gelegentlich nennt ein Sänger auch andere Farben, aber das Lied zeigt bei näherem Zusehen solche Anklänge an die Tanzlieder Neidharts von Reuenthal, daß es für eine directe Nachahmung zu halten ist und die Ausnahme nur die Regel bestätigt. Sodann ist den Vagantenliedern eigenthümlich die Freude am Blumenduft, die für jene Zeit undeutsch ist. Andrerseits ist die Aufforderung zum Blumenbrechen wieder ganz im Sinne der deutschen Minnedichter.

Von einzelnen Blumen sind Rose und Lilie, demnächst Veilchen und Thymian besonders begehrt. Die ersteren, Rose und Lilie, genießen einer besonderen Verehrung und werden darum auch in zahllosen Vergleichen, wie in der deutschen Dichtung, verwendet, und besonders wieder die Rose, die Blume der Blumen, dient so oft als Sinnbild der Geliebten. Als besonders charakteristisch theile ich folgendes Liedchen in freier Uebertragung mit:

Die Rose.

Nimm freundlich, o Rosa, die Rose du hin,
Denn Lieb' ist der Rose verborgener Sinn.
Die Schönheit der Rose, sie leuchtet aus dir,
Und mächtig entflammt sie die Lieb' auch in mir.
Die Rose, o süßeste Rosa, sei dein,
Es ziehe der Duft in die Seele dir ein.
Dann strahlst du Auroren gleich herrlich zurück,
Du schönste der Rosen, dem trunkenen Blick.
Sieh, Rosa, die Rose, und lächelt sie dir,
So sende dies Lächeln herüber zu mir.
O Rosa, sing' schmeichelnd der Rose zum Preise,
Süß tönt deine Stimme wie Nachtigallweise.
Dann küsse die Rose in leichtem Gekose,
Dein rother Mund gleicht ja der blühenden Rose.

Ein ausgiebiger Gegenstand inniger Naturfreude ist ferner der Wald und der einzelne Baum mit seinem Laub- und Blüthenschmuck und dem kühlen Schatten in heißer Sommerluft. Das noch dünne Laub im Frühling wird mit dem Haare verglichen, und das dichtere Laub mit einem Gewande, das den Baum umkleidet. Der Windhauch, der durch die Zweige geht und Erfrischnng in der Sommerhitze bringt, ist besonders beliebt; und ein längeres Gedicht sonst lehrhaften Inhalts weiß das Rauschen in den Zweigen der Waldeinsamkeit mit so eingehenden musikalischen Bezeichnungen zu schildern, daß man sieht, die Leute haben auch für diese Töne ein feines Ohr und eine feine Empfindung gehabt. Unter den einzelnen Bäumen finden wir am häufigsten die Linde erwähnt, und zwar in solchen Liedern, die höchst wahrscheinlich auf deutschem Boden entstanden sind; nächstdem die Olive, Pinie, Ulme, Tanne, Eiche, aber weitaus seltener. Für das Charakteristische der einzelnen Bäume scheinen die Sänger allerdings noch kein Auge gehabt zu haben. Man sieht nur aus den erwähnten Bäumen, wie verschiedene Nationalitäten unter den Vaganten sich zusammenfanden: Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer.

Die meisten Vagantenlieder, welche Naturschilderungen enthalten, unterlassen es nicht, den Vogelsang besonders zu erwähnen, der ihnen ein wichtiger Bestandtheil der Naturschönheiten ist. Sie schildern nicht nur die Wirkung desselben auf das Gemüth, sondern sie legen auch den Vögeln menschliche

Regungen bei, und durch solche sympathetische Schilderung erreichen sie bisweilen eine große Innigkeit im Ausdruck der Empfindung. Der Sänger, der uns ein Stelldichein mit seinem Mädchen im Walde schildert, erwähnt regelmäßig auch den Vogelsang, wenn er den Einklang seiner Stimmung mit der heiteren Frühlingsumgebung ausdrücken will. Die Wirkung des Gesanges auf das Gemüth wird entweder durch einfache Attribute, wie schön, süß, anmuthig, angedeutet oder direct geschildert als Freude spendend oder Trost gewährend. Besonders geeignet ist der Vogelsang, Liebe in den Herzen der Jünglinge und der Mädchen zu wecken, weil er das Herz vor Freude höher schlagen läßt. Und wie Gleiches nur durch Gleiches hervorgerufen wird, so wird den Vögeln selbst Freude über den Frühling zugeschrieben. Sie begrüßen mit ihrem Gesange die Sonne, während sie lustig in den Zweigen herumhüpfen, oder die Lerche begrüßt die blüthenreiche Jahreszeit, und die Nachtigall jauchzt den Dreaden und Dryaden zu, wenn sie des holden Frühlings gedenkt. Ein hübsches Beispiel sympathetischer Naturfreude giebt ein Lied der Carmina Burana: Zierliche Mädchen spielen im Grase und singen mit lieblicher Stimme ein Lied. Die Vögel freuen sich darüber und äußern ihre Freude durch vielstimmigen Gesang, und die blumengeschmückte Haide strömt süßen Duft aus als Ausdruck ihrer Freude.

Was die Rose unter den Blumen, ist die Nachtigall unter den Vögeln ihren seelenvollen Gesang preisen die fahrenden Schüler immer und immer wieder. Die antike Verwandlungssage von der unglücklichen Philomela (bei den Vaganten heißt sie stets Philomena) ist aber bei ihnen noch so lebendig, daß sie sich dadurch ihre klagenden, Sehnsucht weckenden Töne erklären. Während den deutschen Minnesängern fast ausschließlich das Nachtigallenlied als ein freudenreicher, stolzer, hochgemuther Sang erschien, ist es den Vaganten fast ausnahmslos ein Klagegesang. In der lateinischen Gelehrtenpoesie war die Nachtigall außerdem mehrfach ein Gegenstand selbständiger Dichtungen, von denen eine wahrscheinlich von einem Deutschen des achten oder neunten Jahrhunderts herrührt und fast mit denselben Worten beginnt wie das schöne Nachtigallenlied im Simplicissimus: Komm Trost der Nacht, o Nachtigall. Ein Nachhall der lateinischen Gelehrtenpoesie findet sich in den Vagantenliedern insofern mehrfach, als sie auch gelegentlich den Nachtigallengesang mit dem Gesange anderer Vögel vergleichen oder den Klang desselben onomatopoetisch nachzuahmen suchen. Ein Sänger bedient sich eines eigenthümlichen Bildes: Philomena schleudert den Speer ihrer Stimme gen Himmel. Es ist ein ähnlich outrirtes Bild, als wenn Lenau vom Frühling sagt: „Er schleudert seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft“ oder: „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft“, oder wenn Seifrit Helbling, ein österreichischer Didaktiker aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, singt: „dô sich ûf wunden die lerchen mit gesange.“

Nächst der Nachtigall ist die Schwalbe eine besondere Freundin der

lateinischen Gelehrtenpoesie und Vagantendichtung. Sie ist die süß singende, aber auch die geschwätzige; auch ihr Gezwitscher sucht man durch ähnlich klingende Worte nachzuahmen. Von den übrigen Vögeln werden Lerche, Amsel, Kukuk und Schwan häufiger genannt, andere nur gelegentlich schulmäßig trocken mit ihren charakteristischen Lauten aufgezählt. Recht gemüthvoll schildert ein Lied das Aufundabsteigen der Lerche im Fluge und ihren Gesang in den Lüften. Die Amsel ist die flötende und ihr fröhlicher Gesang wird den Klagetönen der Nachtigall gegenübergestellt. In einem Liede ist ein blumiges Thal geschildert, wo die Amsel den Gesang beginnt und die Nachtigall gleichsam respondirend fortfährt.

Von der Erde steigen wir zum Himmel empor, um mit wenigen Worten noch den Eindruck zu skizziren, den Sonne, Mond und Sterne auf jene gelehrten Volksdichter machten. Viel ist hier nicht zu sagen; mit Vorliebe zeigen sie die Kenntniß einiger Brocken des klassischen Alterthums, die aber doch weniger als nur gelehrtes Beiwerk erscheinen als z. B. in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts. Natürlich ist die Freude am Licht der Sonne mit der Frühlingsfreude eng verknüpft, wobei gelegentlich auch ein eigenartiges poetisches Bild uns entgegentritt, wie z. B. in folgendem Frühlingslied:

Uns ist von der Sonne Schein
Botschaft heut ergangen:
Frühling bringt mit Macht herein,
Will den Sieg erlangen.
Auf! der Held, der Flur und Hain
Weckt zu neuem Prangen,
Soll auch mit Gesange sein
Freudenvoll empfangen.

(V. Laistner.)

Die Sonne wird auch als die Spenderin der Blumen gepriesen; das drückt ein Lied folgendermaßen aus:

In den Schooß der Flora hingestreckt
Liegt Phöbus, freundlich lächelnd,
Mit bunten Blumen rings umsteckt.
Ein Luftzug regt sich, würz'ger Duft
Durchströmt dem Nektar gleich die Luft.

Für den sanften Schimmer des Mondlichts, die Erhabenheit des Sternenhimmels scheinen die lockeren Gesellen ebensowenig eine ausgesprochene Empfindung gehabt zu haben, wie für die malerischen und stimmungsvollen Wirkungen des Abend- und Morgenroths. Denn wenn diese Himmelserscheinungen auch in Vergleichen recht zahlreich erscheinen, so finden wir doch niemals den Eindruck an sich geschildert. Es fehlte den Vaganten die nöthige Ruhe, um in Beschaulichkeit solchen Empfindungen sich hinzugeben, denn daß dieselben jener Zeit nicht fremd

waren, zeigt z. B. der berühmte Walther von Lille, der in seiner lateinischen Alexandreïs die Erzählung durch Naturschilderungen auch dieser Art unterbricht und z. B. einen schönen Lichteffect darstellt, wie das Morgenroth und die ersten Sonnenstrahlen auf den leicht gekräuselten Wellen sich vielfach wiederspiegeln. Ein Hymnus des berühmten Abälard vergleicht die Sterne des Himmels mit den Blumen der Erde.

Unter den Winden spielt der West als der sanfte und doch sieghafte Begleiter des Frühlings und der erfrischende Wohlthäter des Sommers eine Hauptrolle. Zu dem oben erwähnten Rauschen des Waldes im Winde, das uns schon ein erweitertes Naturgefühl zeigte, füge ich hier noch die im Winde wogende Saat, die ein Lied als ein wonniges Traumbild anführt.

Bei aller Weltfreude und Weltlust findet in den Vagantenliedern doch auch der Gedanke mehrfachen Ausdruck, daß der Aufenthalt im Freien Trost im Schmerz gewähre, und dies ist auch der Punkt, wo das landschaftliche Naturgefühl bisweilen durchblickt. Kleine Landschaftsgemälde sind nicht selten: eine Waldwiese und ihre Umgebung, ein Thal werden mit kurzen Worten öfters geschildert und fügen sich meistens mit Geschick in die Situation ein, aber es ist auch nur das Anmuthige, nie das Romantische, was die Sänger entzückt. Einer von ihnen klagt, daß Verbannung ihn von der Geliebten fernhalte; er vergeht vor Sehnsucht, aber die Natur soll ihm Trost gewähren, und daran schließt sich folgende Apostrophe:

Herrlich Thal! Auf's Neu' beglücket,
Mit dem Rosenkranz geschmücket
Bist der Thäler Blume du!
Thal der Thäler! Wechselnd malen
Dich des Monds, der Sonne Strahlen;
Süßer Sang würzt deine Ruh!
Philomena singt dir Lieder,
Süß und lieblich hallt es wieder;
So schaffst Trost im Schmerze du.

Daß der fahrende Schüler sich im Einklang mit dem Geiste seiner Zeit und vor Allem mit der lateinischen Gelehrtendichtung befand, zeigt ein Gedicht, das dem 11. oder dem 12. Jahrhundert angehören mag, aber ohne den Namen des Autors überliefert ist und dessen erster Theil in Uebertragung folgendermaßen lautet:

Tief im Walde versteckt liegt des Oheims traulicher Landsitz.
Dorthin zieht es mich oft, wenn der Sorgen drückende Lasten
Von mir ich werf' und, was sonst uns Menschen wohl peinigt, ich meide.
Schön ist es dort, und das schwellende Gras und das Schweigen des Waldes
Und balsamischer Hauch der Lüft' und die murmelnde Quelle —
Alles erfrischt den ermüdeten Geist: ich erkenne mich selber

Wieder, und Ruhe gewinnt mein Herz. Denn wer in der Weltstadt,
Die der Stimmen Gewirr und ein ewiges Hasten durchwoget,
Mag in sich selber beharren und nicht zu Zeiten sich selber,
Wenn er um nichtige Dinge die Zeit vergeudet, verlieren!

Die poetischen Bilder und Vergleiche, soweit sie in den Vagantenliedern aus der Natur entlehnt sind, bieten wenig Charakteristisches, außer daß die häufige Verwendung von Sonne, Morgenröthe und Sterne eine lebhafte Empfindung für die Schönheiten auch dieser Naturgegenstände verräth und so zur Ergänzung der obigen Schilderung dienen könnte. Im Ganzen aber bewegen sich Metaphern und Gleichnisse aus der Natur in denselben Grenzen wie die directen Schilderungen.

So haben wir die pantheistische und idyllische Naturfreude in den Liedern der mittelalterlichen Vaganten kennen gelernt; aber nirgends zeigte sich Wanderlust und Naturfreude verknüpft, nirgends das Entzücken des Wanderers über die Gegenden, die sein Fuß betrat und die vor seinem Auge sich ausbreiteten. Und doch will uns modernen Menschen das so natürlich erscheinen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir auch in dieser Beziehung noch unter dem Einflusse der Nachklänge der romantischen Schule stehen, wo die Wanderlieder im modernen Sinne auftauchten und die Spielmannslieder, Musikantenlieder und Lieder sonstiger fahrender Gesellen eigentlich ihre Wiege haben. Kein mittelalterlicher Vagant oder Spielmann hat je so empfunden wie Eichendorff in seinen Wanderliedern oder wie Baumbach in den Liedern eines fahrenden Gesellen. Trotzdem kann man an diesen seine helle Freude haben, wenn sie auch nur ein Ausdruck dessen sind, wie ein moderner Dichter sich die Romantik des Wanderns unter den gegebenen Verhältnissen eines Spielmanns oder Vaganten ausmalt.

Der Künstlerwahnwitz Kaiser Neros.

Ein Versuch.

Von

B. Volz.

— Potsdam. —

Der Kaiser Trajan äußerte einmal, daß er die ersten Jahre des Kaisers Nero für die glücklichste Zeit halte, welche das römische Reich überhaupt je gehabt habe. Damit hatte er Recht; aber auch die zweite Hälfte der Regierung Neros kann durchaus nicht zu den unglücklichen Zeiten gerechnet werden. Nach außen hin stand das Reich andauernd imponirend da. Die auswärtige Politik und die Kriege an den Grenzen wurden mit Nachdruck und Geschick und nicht ohne günstige Erfolge geführt. Der Organismus der Verwaltung und der Rechtspflege durch die Schöpfungen des Augustus fest begründet, arbeitete mit ruhiger Sicherheit, da Nero sich der willkürlichen Eingriffe enthielt. Die Provinzial-Verwaltung hielt er unter strenger Aufsicht und wehrte allen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Beamten wie der Zollpächter durch eine Reihe wohlthätiger Anordnungen. Für das Proviantwesen und die regelmäßige Verpflegung der Residenz zeigte er zu allen Zeiten ein besonderes Interesse und sicherte sie durch zweckmäßige Maßregeln. Selbst die Verschlechterung des Silber- und Gold-Geldes, an sich eine höchst nachtheilige Maßnahme, wurde bei seinen Lebzeiten kaum empfunden, da der Credit des Staates den Münz-Cours aufrecht erhalten half.

So wird es verständlich, daß Nero in den Provinzen und bei der großen Masse der Bevölkerung Roms, für deren Unterhaltung er überdies durch glänzende Spiele zu sorgen stets beflissen war, während seiner ganzen Regierungszeit sehr beliebt war.

Und doch hat die Geschichte ihn als einen entsetzlichen Tyrannen

gebrandmarkt! Zwar die Beschuldigung, daß er Rom selbst habe in Brand stecken lassen, um das Bild des brennenden Troja recht naturgetreu zu haben, läßt sich heute kaum noch aufrecht erhalten. Er eilte vielmehr auf die Nachricht von der furchtbaren Feuersbrunst, der gegenüber die vortreffliche Feuerwehr der Hauptstadt ganz machtlos war, sofort von Antium herbei, um nach Kräften zu wehren und dem obdachlosen Volke zu helfen. Auch die zweite furchtbare Anklage, die der Christenverfolgung, liegt sehr im Dunkeln; es scheint, als wenn erst durch die Denunciationen der Juden die Christen mit in das Verderben hinabgezogen worden wären. Allein auch ohnedies haftet eine so entsetzliche Menge von Verbrechen an dem Andenken nicht sowohl des Regenten, als des Menschen Nero, daß man mit Recht fragen darf, wie ist es möglich gewesen, daß er zu einem solchen Dämon in Menschengestalt werden konnte.

Leicht bieten sich mancherlei Umstände zur Erklärung an. Von seinem Vater Domitius hatte Nero die Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit des Wesens geerbt. Als Knabe von drei Jahren verlor er den Vater durch den Tod, die Mutter Agrippina, des edlen Germanicus Tochter, durch Verbannung. Seine Tante, Domitia Lepida, eine Frau ohne jeglichen sittlichen Halt, übernahm seine Erziehung. Ein Tänzer und ein Barbier leiteten nun die Kinderjahre des lebhaften und begabten Knaben. Das macht die schwach entwickelten sittlichen Begriffe verständlich, mit denen er später lachend sagte: Meine Vorgänger haben gar nicht gewußt, was man sich als Kaiser alles erlauben kann!

Nero war zwölf Jahr alt, als die aus der Verbannung zurückkehrende Mutter seine Erziehung dem geistvollen und gelehrten Seneca anvertraute. Doch der berühmte Mann war nicht mehr im Stande, das zerfahrene und sich leicht zerstreuende Wesen seines Zöglings in eine ernstere Richtung zu bringen.

An religiösem Halte fehlte es Nero ganz. In der römischen Religion erzogen, verachtete er sie doch bald und hielt sich nur noch an die syrische Göttin. Aber auch von ihr fiel er ab und verhöhnte offen ihr Bild. Schließlich glaubte er nur noch an ein Amulet, dem er täglich dreimal opferte. Ein Mann aus dem Volke hatte es ihm einst geschenkt. — Niemand hatte größeren Einfluß auf ihn als seine Mutter und seine zweite Gemahlin. Agrippina, eine geistig sehr bedeutende Frau, verband mit innerer Herzenskälte Entschlossenheit und Ausdauer. Jedes Mittel war ihr recht, um ihren Sohn und durch diesen sich selbst zur höchsten Stufe der Macht zu erheben. In glühender Herrschsucht gingen ihre Gedanken auf; nicht Liebe, sondern Furcht war es, was sie ihrem Sohn einflößte. An kalter Herzenshärte jedoch übertraf Poppäa Sabina sie weit; diese Frau wurde Neros böser Genius. Durch ihre strahlende Schönheit entflammte sie ihn zu leidenschaftlicher Liebe, durch ihre arglistige Koketterie lenkte sie ihn nach ihrem Willen. Sie trieb ihn dazu, die

Mutter und seine Gemahlin, die schuldlose Octavia, ermorden zu lassen, damit über die Leichen hinweg der Weg zum Throne sich ihr öffne.

Trotz alledem war Nero kein finsterer, blutgieriger Tyrann, der nur Furcht und Schrecken um sich verbreitete, der das Böse that aus dämonischer Lust daran. Er besaß vielmehr eine gewisse Liebenswürdigkeit des Wesens, welche seine Umgebung an ihn fesselte. Selbst Scherzworte und leichte Spöttereien ließ er mit Gleichmüthigkeit über sich ergehen, nur durften sie diejenige Eigenschaft in ihm nicht verletzen, die ihn je länger, je mehr bis zu krankhafter Empfindlichkeit, ja schließlich bis zu der fixen Idee völligen Wahnwitzes beherrschte: seine Künstlereitelkeit. Dann fuhr er auf wie ein Tiger und traf mit tödtlichem Sprunge, die furchtbare Bösartigkeit seines Wesens im plötzlichen Ausbruch verrathend. Darin liegt das Motiv so vieler Unthaten Neros, zumal der späteren Jahre.

Die Leidenschaft für Musik beherrschte die Zeit. Griechische Virtuosen strömten in Rom zusammen. Aber auch vornehme Römer trieben die Kunst mit Passion und traten selbst als ausübende Künstler öffentlich auf. So ließ sich Norbanus Flaccus, der im Jahre 19 Consul gewesen war, öffentlich auf der Trompete hören. Calpurnius Piso, der Verschwörer des Jahres 65, war Virtuos auf der Cither. Und Thrasea Pätus, seinen Zeitgenossen ein Muster von Tugend, trug in seiner Vaterstadt Padua im Costüm eine tragische Arie bei einer öffentlichen Gelegenheit vor. War doch auch Caligula selbst leidenschaftlicher Sänger und Tänzer gewesen, und Titus, der am Hofe des Claudius mit dessen Sohn Britannicus zusammen erzogen war, ebenso wie dieser als virtuoser Sänger und Citherspieler bekannt.

In dieser populärsten und gefeiertsten Kunst der Zeit der Erste zu sein, war der Ehrgeiz Neros. Er hatte von Natur eine nicht starke und etwas rauhe Bariton-Stimme; aber er nahm sofort nach seiner Thronbesteigung Unterricht bei Terpnos, dem ersten Lehrer für Gesang und Citherspiel jener Zeit, und erreichte es durch äußerst, sorgfältige Ausbildung und gewissenhafteste Uebung der Stimme, daß er etwas in dem vocalen und instrumentalen Vortrag leistete. Am Fest der Juvenalien im Jahre 58 ließ er zuerst vor einigen Vertrauten sich hören. Oeffentlich aufzutreten wagte er indeß erst im Jahre 63, jedoch noch nicht in Rom, sondern nur erst in der Provinz, in Neapel. Hier trug er ein griechisches Lied mit Citherbegleitung vor und war so ganz hingegeben an die Sache, daß er selbst durch ein Erdbeben in dem Vortrage sich nicht unterbrechen ließ. Ein ganzes Heer von Claqueurs, alle auf's feinste frisirt und gekleidet, war für den Applaus organisirt. Eine Anzahl junger Ritter und 5000 kräftige Männer waren durch das Theater vertheilt und spendeten in alexandrinischer Weise den Beifall nach verschiedener Methode, einige mit hohler Hand in tiefen Tönen klatschend, andere in gruppenweisen Beifallsstürmen, noch andere mit flacher Hand applaudirend.

Der unsinnige Beifall erweckte in Nero den Glauben von der ungewöhnlichen Bedeutung seiner Virtuosität. Jetzt wollte er es selbst in Rom wagen, aber nur erst vor einem vertrauten Cirkel in seinen Gärten. Als indeß alle Welt seine „göttliche Stimme" zu hören begehrte, und selbst die kaiserliche Leibwache ihn um öffentliches Auftreten bat, gab er nicht ungern nach und ließ für die zweiten Frühjahrsspiele seinen Namen im Jahr 64 in die Liste der angemeldeten Citherspieler eintragen. Er trat in der Reihe nach der Loosnummer auf, hinter sich die Kriegstribunen, begleitet von vertrauten Freunden. Nach einer Ouvertüre sang er die Niobe, ein Vortrag, der mehrere Stunden dauerte. Maßlosester Beifall lohnte ihn; ein Prätor ging sogar soweit, daß er ihm 170 000 Mk. bot, wenn er nur einmal in den von ihm zu veranstaltenden Spielen auftreten wollte. Dies zwar lehnte der Kaiser ab, doch trat er noch mehrmals öffentlich auf in Maske und Costüm; in Männerrollen gab die Maske seine eigenen Züge wieder in Frauenrollen die seiner jeweiligen Geliebten.

Die sinnlosen Beifallsspenden, die ihm jedesmal zu Theil wurden, steigerten seine Eitelkeit zu wahnwitziger Empfindlichkeit. Die schrankenlose Macht des Scepters in seiner Hand wurde ihm ein grausig-bequemes Werkzeug, sich von Rivalen oder auch nur zweifelhaften Verehrern zu befreien. So fiel der hoffnungsvolle Britannicus, wie man in Rom wenigstens urtheilte, weniger weil Nero dessen Ansprüche auf den Thron, als weil er die schöne Stimme und das Dichtertalent des begabten Jünglings fürchtete. So konnte er dem Thrasea Pätus es nicht vergessen, daß er nur mäßigen Beifall den Kunstleistungen seines Kaisers spendete. Nichts reizte ihn mehr gegen den rebellischen Prätor von Gallien, Julius Vindex, als daß dieser in seiner Proclamation an die Soldaten ihn einen „jammervollen Citherspieler" genannt hatte.

Auf den Gipfel indeß trieb diese wahnwitzige Einbildung das Uebermaß erbärmlicher Schmeichelei, das der Kaiser bei den Griechen fand, denen von jeher ein besonders feines Verständniß und zuverlässiges Urtheil in Sachen der Kunst zugetraut wurde. Freilich besaß der Kaiser ein nicht gewöhnliches Talent für Musik und Poesie: erhielt sich doch eine Sammlung seiner Werke noch lange über seinen Tod hinaus. Seneca sowohl wie Martial erwähnen die Gedichte Neros mit Anerkennung.

Aufgefordert durch den Beifall der Hellenen in Rom, unternahm der Kaiser, von zahllosen Hofleuten und Claqueurs begleitet, gegen Ende des Jahres 66 eine Kunstreise nach Griechenland. Die nationalen Wettspiele wurden gegen das Herkommen auf ein Jahr gelegt, um dem erlauchten Sänger das Auftreten auf allen zu ermöglichen, und den olympischen Spielen der musische Wettkampf außerordentlicher Weise hinzugefügt. So trat er denn in Olympia als dramatischer wie als Citherſänger auf, ebenso in Delphi. Bei den isthmischen Spielen sang er eine Hymne auf Poseidon und Amphitrite, auf das brausende da capo-Rufen noch ein kürzeres Lied hinzufügend

— und erhielt allenthalben den ersten Preis. Als Triumphator kehrte er nach Rom zurück; im Pupurmantel stand er auf dem von Schimmeln gezogenen Triumphwagen, den olympischen Kranz auf dem Haupte, den pythischen in der Rechten. Vor ihm einhergetragen wurden die übrigen Siegeskränze, die er errungen, mit Tafeln, welche die Namen der Siegesorte und seiner Rivalen, wie die Titel der vorgetragenen Gesänge enthielten. Es war die Farce eines Triumphzuges, aber ganz ernst gemeint. Denn Nero war durchaus des Sinnes, nicht Geringeres errungen zu haben, als jene altrömischen Helden, die vor ihm in kriegerischem Triumphzuge in die ewige Stadt eingezogen waren.

Die Künstlereitelkeit hatte sich zu der fixen Idee eines Wahnwitzigen bei ihm gestaltet, weder gehemmt durch irgend welche Schranken der kaiserlichen Macht, noch gemildert durch sittliche Grundsätze. Wehe dem, der an diese fixe Idee des Virtuosenprincipates zu rühren wagte! Da kannte der Kaiser, wie alle Wahnsinnigen, keine Entschuldigung, keine Milde. Glaubte er doch, als schon die Empörung des Galba ihn bedrohte, den Göttern das Kostbarste, was er besäße, in dem Gelübde anzubieten, daß er nach Niederwerfung des Aufstandes sich öffentlich auf der Wasserorgel, der Flöte und dem Dudelsack hören lassen und den Turnus des Vergil pantomimisch darstellen wolle. Selbst Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen verfügte er ohne jedes Bedenken, soweit sie ihm die Mittel boten, seiner Manie zu fröhnen. Ja, so ganz ging er mit seinem Denken und Fühlen in dieser unseligen fixen Idee unter, welche alle Umstände sich vereinigt hatten in ihm groß zu ziehen, daß sie selbst in der Todesstunde seine Gedanken beherrschte. Schon hatte er erfahren, daß ihn, der vor Galba flüchtete, der Senat zur Auspeitschung am Pranger und zur Hinrichtung verurtheilt hätte, schon hörte er in seinem Versteck den Hufschlag der nahenden Häscher: doch zögerte er, den Dolch sich in den Hals zu stoßen. „Was für ein Künstler stirbt in mir!“ war sein Bedenken und sein letztes Wort.

Augusta,

Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

Von

Friedrich von Weech.

— Karlsruhe. —

Als der Oberhofprediger D. Kögel am Abende des 9. Januar 1890 am offenen Sarge der Kaiserin Augusta zu der hohen Familie und den Personen der näheren Umgebung der Entschlafenen Worte des Trostes sprach, endigte er seine Rede etwa mit den Worten: „Mit diesem Sarge werden sich auch die Thüren dieses Hauses schließen, von dem aus für Preußen und Deutschland so viel des Segens ausging, und mit diesem Hause schließt eine Zeit."

Nicht treffender als mit diesen wenigen Worten läßt sich aussprechen, was Kaiserin Augusta dem Vaterlande war, was mit ihrem Abscheiden die Nation verliert.

Noch nicht ganz hatte sie das achtzehnte Lebensjahr vollendet, als sie, blühend und schön, ein entzückendes Bild edler Jungfräulichkeit, am 10. Juni 1829 durch die Straße Unter den Linden ihren Einzug in die Haupt- und Residenzstadt Berlin hielt. Unter denen, welche am 11. Januar 1890 bewegten Herzens dem Trauerzuge beiwohnten, der durch die nämliche Straße — die via triumphalis und funeralis der Weltstadt — nach dem Mausoleum zu Charlottenburg geleitete, was an Kaiserin Augusta sterblich war, werden wohl nur Wenige sich jenes glänzenden Einzuges erinnert haben.

Am darauffolgenden Tage reichte Prinzessin Augusta von Sachsen dem Prinzen Wilhelm von Preußen vor dem Altare der Schloßkapelle die Hand

zum Lebensbunde, und am 12. Juni 1829 betrat die junge fürstliche Frau zum ersten Male die Schwelle des Hauses, welches von da an ihr theures Heim, der Schauplatz hoher Freuden, glänzender Ehren, unsterblichen Ruhmes, aber auch tiefen Kummers, unsäglichen Schmerzes werden sollte. Damals die Dienstwohnung des Prinzen Wilhelm, wurde erst 1834 das Tauentzien'sche Haus für ihn gekauft und dann so umgebaut und unter eifriger und verständnißvoller Mitwirkung seiner kunstsinnigen Gemahlin so umgestaltet und ausgeschmückt, wie es in den letzten Jahrzehnten sich als ein Juwel feinsten und vornehmsten Geschmackes denen darstellte, welchen es vergönnt war, diese Räume zu betreten.

Mehr als sechzig Jahre waren seit jenem Tage verflossen, als sich hinter dem Sarge der hochbetagt dahingeschiedenen Kaiserin die Thüren dieses Hauses schlossen. Nichts von all dem, was in diesen sechzig Jahren die deutsche Nation erlebt, an Freud und Leid, an Kämpfen und Siegen, an Erfolgen und Irrthümern, hat dieses Haus unter den Linden, den bescheidenen Palast des mächtigsten Herrschers der Erde, und seine Bewohner unberührt gelassen. An der ganzen Entwickelung der Geschicke Preußens und Deutschlands haben Wilhelm und Augusta den regsten Antheil gehabt; beide glänzende Gestalten, die für alle Zeit in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben werden, jedes an seiner Stelle ein Muster treuester Pflichterfüllung, ein hohes Beispiel der Nacheiferung für die Nation, die ersten, die größten, die vornehmsten Figuren einer Zeit, der sie die Signatur aufprägten, die mit ihnen beiden zum Abschlusse gekommen ist.

Man möchte sagen, diese Verbindung des preußischen Prinzen mit der sächsischen Fürstentochter war vorbildlich für die weitere Gestaltung unseres großen deutschen Vaterlandes. Denn dieses ist groß geworden durch das Zusammenwirken des ernsten, strengen und schlichten Wesens, wie es sich in dem preußischen Militärstaate verkörperte, mit den geistigen Mächten, die in dem kleinen Weimar dereinst die bevorzugte Stätte gefunden hatten. Die Erziehung des Prinzen war vorwiegend militärisch. Der Geist Scharnhorsts, Gneisenaus, Blüchers bestimmte die Richtung des jugendlichen Herrn, der mit Leib und Seele Soldat war. Kein Gedanke damals in ihm, daß er je bestimmt sein könnte, die Krone seines Vaters zu erben. In voller Blüthe und Manneskraft stand der Kronprinz dem Throne zunächst. Der ganze Ehrgeiz des jüngeren Bruders concentrirte sich in dem Wunsche, die Truppentheile, deren Führung der königliche Vater ihm anvertraut hatte, in echt preußischer Zucht und Tüchtigkeit zu erziehen und heranzubilden zur Zufriedenheit des obersten Kriegsherrn, der mit kargen Worten, aber scharfen Auges die Leistungen der Armee überwachte und beurtheilte.

Ganz andere Ideenkreise waren es, in denen Prinzessin Augusta vom Kinde zum heiteren Mädchen, zur sinnigen Jungfrau herangereift war. Zwar auch in ihren Adern rollte heroisches Blut. Von väterlicher Seite

war jene tapfere Herzogin Luise ihre Großmutter, deren heldenhafte Haltung selbst einem Napoleon Ehrfurcht einflößte, von mütterlicher Seite zählte die große Katharina von Rußland zu ihren Vorfahren. Aber die Erinnerung an diese Beziehungen der jungen Fürstin trat zurück hinter den lebendigen Einflüssen, welche das geistige Leben Weimars auf ihre Entwickelung ausübte; der hohe Genius Goethes, die Humanität Herders, die Grazie Wielands klangen in schönster Harmonie zusammen und waren bestimmend für die Eindrücke, welche das empfängliche Gemüth, die lebhafte Auffassungsgabe der Enkelin Karl Augusts schon in der Kindheit in sich aufnahm. Mit prophetischem Sinne hatte Schiller die Mutter der Prinzessin Augusta, die Großfürstin Maria Paulowna, mit der „Huldigung der Künste" in der neuen Heimat empfangen. Das neue Element, das mit ihr in den Kreis der weimarischen Fürstenfamilie getreten war, hatte sich ebenbürtig den großen Traditionen eingefügt, welche sich für die ganze Nation mit dem Namen der kleinen Residenzstadt an der Ilm verbanden. Und in diesen Traditionen wuchs die Prinzessin Augusta heran. Bis an ihres Lebens Ende hat sie es sich zur höchsten Ehre und Freude angerechnet, eine „Tochter Weimars" zu sein.

Betrübten Blickes, so wird berichtet, schaute der greise Goethe dem Reisewagen nach, der Weimar sein liebstes Kleinod entführte. Aus seinem Munde war es ein hohes und aufrichtig gemeintes Lob, wenn er seinem alten Freunde Zelter über die junge Prinzessin schrieb: „Sie darf mitreden, denn sie hat etwas gelernt."

Aus dieser geistigen Atmosphäre und aus den patriarchalischen Verhältnissen des kleinen Weimar, wo während der langen Regierung des wohlwollenden Karl August die Kreise des Hofes und der gebildeten Bürgerschaft in die engste Verbindung getreten waren, sah sich die junge Prinzessin nun plötzlich an den fremden Hof und in die große Residenzstadt versetzt, die, wenn auch noch von dem gewaltigen Aufschwunge weit entfernt, der sie wenig als ein Menschenalter später in eine der größten und schönsten Städte der Welt verwandelte, doch auch damals schon Weimar gegenüber eine ausgedehnte Großstadt war. Da mag die junge fürstliche Frau doch wohl zuweilen ein Gefühl der Unsicherheit und des Heimwehs überfallen haben, wenn sie der harmlosen Spaziergänge in dem heimischen Park und des traulichen Verkehrs gedachte, der dort auch der Fürstentochter nicht verwehrt war.

Aber so verschieden auch Erziehung und Bildungsgang des Prinzen Wilhelm und seiner jugendlichen Gemahlin gewesen sind, die Grundsätze, die beiden eingeflößt waren, wurden von dem gleichen kategorischen Imperativ beherrscht, von dem strengen Gesetz der Pflichterfüllung, das in Preußen, vom König bis zum letzten Diener des Staates herab, jedem als unverbrüchliche Aufgabe vor Augen schwebte, das nicht minder der jungen Fürstin von Kindheit auf eingeschärft worden war. Dieses

Pflichtgefühl wies der Prinzessin die Wege in den neuen Verhältnissen, in denen sie sich, gestützt und geleitet von der Liebe ihres ritterlichen Gemahls, umgeben von der freundschaftlichen Gesinnung der ganzen königlichen Familie, überraschend schnell zurechtfand.

Erleichtert wurde ihr das Eingewöhnen durch den Verkehr mit der älteren Schwester, Prinzessin Marie, die zwei Jahre früher mit Prinz Wilhelms jüngerem Bruder, dem Prinzen Karl von Preußen, vermählt worden war. Auch sonst fehlte es am preußischen Hofe nicht an geistiger Anregung. Längst ist die früher verbreitete Anschauung widerlegt, die in König Friedrich Wilhelm III. nur den gewissenhaften Regenten, den pflichttreuen Soldaten erblickte. Heute weiß man, welche Förderung dem Könige die Kunst verdankt, welche Sorgfalt er den Sammlungen des Staates zuwandte. Und in dem Kreise, den der geistvolle Kronprinz um sich und seine gesinnungsverwandte Gemahlin versammelte, fehlten auch die Anklänge an das geistige Leben nicht, an das Prinzessin Augusta von Weimar her gewöhnt war. Hier war es namentlich die hinreißende Conversation Alexanders von Humboldt, die sie anzog; aber auch der ernste Friedrich von Raumer und der Dichter Raupach, den sie schon von Weimar her kannte und der um diese Zeit nach Berlin übersiedelte, gehörten zu den Personen, welche die Prinzessin besonders gern in ihren engeren Verkehrskreis hereinzog. Der berühmte Verfasser des „Kosmos" war ihr auch schon früher in Weimar begegnet und hatte damals von der kaum Fünfzehnjährigen gerühmt: „Ihr lebendiger, durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll." Er blieb bis an sein Lebensende ein begeisterter Verehrer der schönen und geistvollen Fürstin. Auch die Musik und Malerei wurden eifrig gepflegt. Die liebevolle Erinnerung an die Heimat machte sich bei der Wahl der Künstlerin geltend, unter deren Leitung die Prinzessin ihr Talent weiterbildete. Es war dies Alwine Frommann aus Jena, eine der intimsten Angehörigen des Kreises, der sich um Goethe versammelt hatte, wenn der Altmeister seinen Wohnsitz in der thüringischen Universitätsstadt aufschlug.

Bald kehrten in das friedliche Stillleben des jungen fürstlichen Haushaltes neue Freuden und mit ihnen wichtige Pflichten ein. Am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1831, genas Prinzessin Augusta eines Sohnes. Groß war das Glück der Eltern, groß auch die Freude des königlichen Großvaters; in dem neugeborenen Prinzen durfte der künftige Thronfolger erblickt werden, da der Ehe des Kronprinzen der Kindersegen versagt war.

Von da an verwandte die Prinzessin ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung des voraussichtlich zu der höchsten Stellung berufenen Sohnes, die wenige Jahre nachher sich auch noch auf eine Tochter zu erstrecken

hatte, die am 3. Dezember 1838 geborene Prinzessin Luise, jetzt Großherzogin von Baden.

Mit der größten Umsicht und dem feinsten Verständnisse für die Aufgaben, deren Lösung dereinst dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm obliegen mußte, wurde dessen Unterricht eingerichtet. Bis der Prinz das Alter erreichte, in dem er mit vollem Ernst den militärischen Beruf zu ergreifen hatte, in dem jeder preußische Prinz, voran der zukünftige König, die wichtigste Lebensaufgabe zu erblicken hat, also bis zu der Zeit, da naturgemäß der durch und durch soldatisch geschulte und soldatisch gesinnte fürstliche Vater die ausschließliche Leitung der Thätigkeit des jungen Prinzen zu übernehmen berufen war, lag die Verfügung über dessen ganzen Bildungsgang in den kundigen Händen der Prinzessin Augusta. Hier machte sich besonders die „ideale Ergänzung" bemerkbar, welche dem „immer mehr sich entwickelnden praktischen Ernst des Wesens des Prinzen Wilhelm" seine hohe Gemahlin hinzufügte.

Die Prinzessin wollte einen Jüngling erziehen, dem nichts fremd bliebe von den reichen Bildungselementen, welche die Fortschritte der Wissenschaft in den öffentlichen Schulen der strebsamen Jugend der Nation eröffneten. Es lag ihr daran, ihn nicht nur in die Formen, sondern auch in den Geist des klassischen Alterthums eindringen zu sehen. Und von diesem Wunsche beseelt, wählte sie Ernst Curtius zum Erzieher des Prinzen, den geistvollen Kenner der alten Welt, dem dabei doch auch nichts fremd war, was dem modernen Menschen in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft zu erstreben obliegt. Um die volle Bedeutung dieser Wahl zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Beschränkung der Geist der Zeit fürstlichen Eltern bei der Wahl der Bildner ihrer Kinder auferlegte. Der weite und freie Blick der Prinzessin zeigte sich, indem sie einen Sohn des Freistaates Lübeck zum Erzieher des künftigen Königs wählte. Sie wußte, daß Curtius nicht nur ein großer Gelehrter, ein geistvoller Mann, daß er auch ein echter deutscher Patriot war. Ihren Sohn „in der Liebe zum Vaterlande" zu erziehen, das war die vornehmste Pflicht, die sie dem Lehrer, den ihr Vertrauen auserwählt hatte, an's Herz legte. Und sie wußte, indem sie dies that, daß es nicht mit der Beschränkung auf das Königreich Preußen geschah, daß, wie sie selbst, so auch Curtius, über dem, was zunächst lag, nicht vergessen würde, was die Zukunft im Schooße trug. Der Prinz sollte nicht nur ein guter Preuße, er sollte auch ein guter Deutscher werden. Nicht umsonst war Prinzessin Augusta die Enkelin jenes Herzogs Karl August, der noch in den letzten Jahren des zerfallenden alten Deutschen Reiches nach den Keimen suchte, aus deren Pflege er mit gleichgesinnten Fürsten eine neue, bessere Zeit ersprießen zu sehen hoffte. Und auch daß der junge Prinz die Ideen des modernen Staates in sich aufnehme, der Aufgaben und Ziele sich bewußt werde, die er dereinst einer glück-

lichen Lösung entgegenzuführen berufen war, ließ sich die Prinzessin angelegen sein. Auch in dieser Richtung war sie die „Tochter Weimars" geblieben. Sie hatte nicht vergessen, daß Karl August der erste deutsche Fürst gewesen war, der seinem Lande eine landständische Verfassung gegeben und das gute Recht seines Volkes gegen den Ansturm verfassungsfeindlicher Reaction, wie er aus der Wiener Hofburg, und engherziger Demagogenverfolgung, wie er aus Berlin herangebraust kam, thatkräftig und unerschütterlich vertheidigt hatte.

Wenn sie auch, wie es ihre Stellung gebot, keinen Antheil an der Tagespolitik nahm, Kopf und Herz waren doch auf's Lebhafteste berührt von den Vorgängen, welche den preußischen Staat und ganz Deutschland zu bewegen begannen, seit mit König Friedrich Wilhelms III. Ableben und mit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. eine ganz neue Zeit hereingebrochen war. Wie der ernste, nüchterne Sinn des Prinzen Wilhelm, so erkannte auch das klare und scharfe Auge seiner Gemahlin die Gefahren, in welche die widerspruchsvolle Politik des geistreichen Königs das Land stürzte.

Schwere Prüfungen brachten der Prinzessin die stürmischen Jahre einer irregeleiteten nationalen und freiheitlichen Bewegung, deren Ausschreitungen sie um so mehr beklagte, je weniger sie den berechtigten Forderungen dieser Zeit ihre Anerkennung verweigerte. Sie mußte den geliebten Gatten, dem unverdienten Hasse einer erregten Bevölkerung ausweichend, in fremdem Lande eine Zuflucht suchen sehen, und als sein Leben nicht mehr durch die Aufrührer des eigenen Landes bedroht war, mußte sie dem Prinzen abermals ein banges Lebewohl sagen, als der Befehl seines königlichen Bruders ihn an die Spitze der Truppen stellte, denen es oblag, den Aufstand in der Pfalz und in Baden mit Waffengewalt niederzuwerfen. In den traulichen Gemächern des Schlosses Babelsberg, der Lieblingsschöpfung des Prinzen Wilhelm, an deren harmonischen, vornehmen und zugleich wohnlichen Einrichtung die Prinzessin mit besonderer Vorliebe sich betheiligt hatte, brachte sie, von ihren Kindern umgeben, im Frieden glücklicher Häuslichkeit viele bange Stunden dieser unruhigen Zeiten zu. Mit stolzer Genugthuung sah sie die Erfolge ihres ritterlichen Gatten, mit aufrichtiger Befriedigung nahm sie wahr, wie die Besten der Nation ihre Hoffnung auf die Führung des preußischen Staates setzten und wenn ihr auch nicht verborgen bleiben konnte, daß bei der eigenthümlichen Individualität Friedrich Wilhelms IV. die augenblicklichen Conjuncturen der Erfüllung dieser nationalen Hoffnungen keineswegs günstig seien, so blickte sie doch vertrauensvoll in die Zukunft, von der sie mit Zuversicht eine den jetzt aussichtslosen Wünschen und Plänen entsprechende Gestaltung der deutschen Frage erwartete. Einer der Abgeordneten des Frankfurter Parlaments, der zu der Abordnung gehörte, welche dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot, Professor Biedermann, berichtet über

den tiefen Eindruck, den er, nachdem die Audienz beim König seine und seiner Genossen Hoffnungen so gut wie vernichtet hatte, von einer Unterredung mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen mit fortnahm. Er nennt die Prinzessin „eine Frau, bei welcher Geist und Gemüth um den Vorrang streiten, vielleicht den klarsten politischen Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin". Sie sprach den Abgeordneten gegenüber ihre Zuversicht aus, daß Alles noch gut enden werde; „das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so nothwendiges". Freilich mußte noch lange Zeit verfließen, bis dieses Ziel wirklich erreicht wurde, dann allerdings in einer Weise, die auch die kühnsten Erwartungen übertraf, welche man in den Jahren 1848 und 1849 hegen zu dürfen geglaubt hatte.

Den Stürmen, Aufregungen und Sorgen der Revolutionsjahre folgte nun ein Abschnitt im Leben der fürstlichen Frau, der in gewisser Beziehung die glücklichste Zeit in ihrem vielbewegten Leben darstellt; eine Zeit ruhigen, befriedigenden Wirkens, erfreulicher Erfolge und dabei eine Reihe fruchtbringender Lehrjahre, in denen der hohen Frau ganz neue Gebiete des segensreichsten Wirkens sich eröffnen sollten.

Im September 1849 wurde der Prinz von Preußen zum Gouverneur der Rheinlande und Westfalens ernannt. Im März 1850 hielt er mit seiner Familie seinen Einzug in Coblenz, wo das prachtvolle Schloß der ehemaligen Kurfürsten-Erzbischöfe von Trier, im Jahre 1786 im Baue vollendet, ihm zur Residenz angewiesen war. Es war wesentlich eine Mission der Versöhnung, welche hier dem Bruder des Königs vorgeschrieben war. Es galt, die widerstrebenden Rheinlande, die dem strammen preußischen Wesen abgeneigte Bevölkerung, den unzufriedenen Adel, die argwöhnischen Katholiken von den guten und wohlwollenden Absichten der Regierung zu überzeugen, dies lebhafte, begabte Volk zu freudiger Mitarbeit an den staatlichen Aufgaben zu gewinnen. Es konnte keine bessere Wahl getroffen werden. Die schlichte Ruhe, das aufrichtige Wohlwollen des Prinzen wurde unterstützt durch das unvergleichliche Talent der Prinzessin, alle Herzen zu erobern. Es ist ein unverdächtiger und klassischer Zeuge, Alfred von Reumont, der uns über das vollständige Gelingen dieser „moralischen Eroberung des Rheinlandes" berichtet. Von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen sagt er: „Ihr Beispiel hat gezeigt, was persönliche Rücksicht und Theilnahme, Eingehen auf berechtigte Eigenthümlichkeiten, Kenntniß von Personen und Beziehungen, Interesse am Oertlichen und Vorsorge für dasselbe vermögen."

Auch dem flüchtigsten Besucher von Coblenz tritt in den prächtigen Rheinanlagen das Lieblingswerk der Prinzessin, mit dem sie sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, entgegen. Aber nur wer sich genauer in ihre Schönheiten vertieft, wird all der feinen Züge gewahr, die auf Schritt und Tritt an die hohe Frau und ihre und ihrer Familie Beziehungen zu dieser Stadt, zu dieser Provinz erinnern, alle die kleinen liebenswürdigen

Aufmerksamkeiten, die, wie sie die Kundgebungen einer schönen Seele sind, auch des Widerhalls in gleichgestimmten dankbaren Herzen nicht entbehrten.

Ein ganz neuer Wirkungskreis eröffnete sich hier der Prinzessin in einer regen und regelmäßigen Theilnahme an den Werken der Erziehung und der Wohlthätigkeit. Hier trat sie wieder kleineren Verhältnissen näher, wo das persönliche Eingreifen sich leichter und ausgiebiger bewerkstelligen ließ, als während des Aufenthaltes in dem großen Berlin. Wohl hatte die Prinzessin Augusta auch früher schon der helfenden Fürsorge für Arme und Elende, dem lebhaften Interesse an der Erziehung der weiblichen Jugend nicht fern gestanden. Allein hier in Coblenz zuerst, scheint es, gewann die Theilnahme, die sie diesen Arbeitsgebieten zuwandte, eine festere Gestalt. Bald beherrschte das scharfe Auge, das reiche Gemüth der Prinzessin das weite Feld, das hier zu bebauen war. Ueberall erkannte sie was Noth that und fand die richtigen Mittel, der Noth abzuhelfen. Jedem sachverständigen Rathe zugänglich, aus den reichen Erfahrungen der Damen des Frauenvereins, die sie um sich versammelte, an deren Sitzungen sie Theil nahm, Belehrung schöpfend, ergriff die Prinzessin mit der ihr eigenen Thatkraft bald die Leitung der Werke der Wohlthätigkeit und erfüllte alle Betheiligten mit Bewunderung für ihr richtiges Urtheil, ihre klare Erkenntniß der Bedürfnisse, ihre Findigkeit in Beibringung der nöthigen Mittel, zu denen sie selbst mit freigebiger Hand stets in reichem Maße beitrug. So lieb war ihr diese Thätigkeit, daß sie nicht zögerte, ihre jugendliche Tochter, Prinzessin Luise, zu derselben heranzuziehen und so in ein Gebiet einzuführen, auf dem diese später als Großherzogin von Baden so Hervorragendes leisten sollte.

Diese Thätigkeit, welche in echt christlicher Liebe alle Bedürftigen ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntniß umfaßte, brachte die Prinzessin vermuthlich zum ersten Mal in nähere Verbindung mit den katholischen kirchlichen Körperschaften, den geistlichen Orden, welche sich der Armen- und Krankenpflege widmen. Dem scharfen Blicke der Prinzessin konnte die hervorragende Tüchtigkeit der Leistungen dieser frommen Körperschaften nicht entgehen, wie sie sich wohl auch von der schlichten Frömmigkeit, dem stillen, in sich gekehrten Wesen der Schwestern, die auf immer allen Freuden der Welt entsagen, um nur für die Armen und Kranken zu wirken, angezogen fühlte. Die Prinzessin behielt fortan, ohne die nicht minder segensreiche Wirksamkeit der Diakonissen zu verkennen, eine besondere Vorliebe für diese geistlichen Orden, wie sie denn überhaupt während ihres Aufenthaltes in den Rheinlanden sich eine völlig vorurtheilslose Würdigung der katholischen Kirche aneignete. Durch ihre dem griechischen Bekenntnisse angehörende Mutter an den Glanz eines Cultus gewöhnt, der mit dem römisch-katholischen viele Berührungspunkte hat, trat ihr der Prunk des Gottesdienstes von vornherein nicht in dem Maße fremd und unerfreulich entgegen, wie er sonst wohl strenge Protestanten, besonders die Bewohner

von Ländern abstößt, in denen die Nüchternheit und Strenge des evangelischen Gottesdienstes allein herrscht. In ihrer vornehmen Denkungsart mochte sie es aber vielleicht auch als ihre besondere Pflicht betrachten, Vorurtheilen entgegenzutreten und, als Mitglied einer protestantischen Dynastie, den in Preußen ja in erheblicher Minderheit befindlichen Angehörigen des katholischen Bekenntnisses die unbefangenste Würdigung ihres kirchlichen Lebens auf dem Gebiete der ihr so sehr am Herzen liegenden Caritas zu zeigen.

Die Sympathie, welche Prinzessin Augusta schon damals und fortan unverändert als Königin und Kaiserin den Katholiken bewiesen hat, ist vielfach falsch beurtheilt und verkannt worden. Jene, die den vorgenannten Culturkampf, entweder in der Ueberzeugung, daß er zur Aufrechthaltung des guten Rechtes und der Autorität des Staates unerläßlich sei, oder als grundsätzliche Gegner der katholischen Kirche mit Eifer betrieben, haben wohl mit Mißfallen bemerkt, daß auch in diesen Zeiten scharfer Gegensätze die Kaiserin Augusta nicht unterließ, katholischen Würdenträgern und Genossenschaften ihr persönliches Wohlwollen bei geeigneten Anlässen zu bezeugen. Uns scheint es nicht, als ob, wie ab und zu angenommen wurde, hier eine bewußte Opposition gegen die Politik der Regierung gezeigt werden sollte. Uns will vielmehr bedünken, daß die hohe Frau, welche — um mit Antigone zu sprechen — von der Empfindung beseelt sein mochte, daß es ihres Amtes sei, „mitzulieben, nicht mitzuhassen," gerne jede Gelegenheit ergriff, das zu betonen, was, trotz allen Haders, doch allen Bekenntnissen, allen Menschen guten Willens gemeinsam ist. Das alberne Gerücht, daß sie heimlich den katholischen Glauben bekenne, daß sie mit dem offenen Wechsel der Confession nur bis zum Tode ihres kaiserlichen Gemahles warte, ist ja längst widerlegt. Nein, Kaiserin Augusta war und blieb bis an ihr Lebensende eine treue Anhängerin des evangelischen Glaubens, wie sie es in den Schlußworten des von ihr selbst verfaßten Glaubensbekenntnisses bei ihrer Confirmation am 21. August 1827 zu Weimar feierlich gelobt hatte: „So halte ich mich denn fest an diesen christlichen Glauben, und indem ich alle menschlichen Satzungen von ihm entferne, bekenne ich mich ganz frei und aus völliger Ueberzeugung zur evangelisch-protestantischen Kirche." Diesem Gelöbnisse ist sie bis zum letzten Athemzuge treu geblieben. In einem von ganz besonders wohlunterrichteter Seite herrührenden Nachruf wird in dieser Beziehung gesagt: „In den Sonnentagen ihres Lebens, wie in den trüben Stunden körperlichen Leidens, des Schmerzes an dem Verlust heißgeliebter Angehörigen, der inneren Kämpfe, die Keinem erspart bleiben und das Herz und die Seele mächtig erschüttern, hat sie in dem Evangelischen Christenthum die niemals versagende Stütze gefunden, die Reichthümer für ihr Handeln in ihrem ganzen Leben, das ein so reich gesegnetes geworden ist für sie, ihr ganzes Haus und das deutsche Volk."

Kehren wir von dieser Abschweifung, bei der wir die Erörterung von Vorgängen einer späteren Zeit vorweggenommen haben, zu dem mehrjährigen Aufenthalte der Prinzessin in Coblenz zurück, so ist dem schon Angeführten noch hinzuzufügen, wie sehr ihr Leben in den Rheinlanden auch durch die Pflege der Wissenschaften und Künste verschönert wurde und eine höhere Bedeutung empfing. Wie durch viele Ausflüge in die herrlichen Gegenden des Rheinlandes mit ihren landschaftlichen Reizen, mit dem romantischen Zauber ihrer Schlösser, ihrer alten Städte, ihrer malerischen Ruinen der vielseitigen Bildung der kunstsinnigen Dame reiche Anregung erwuchs, so liebte sie auch den Verkehr mit den hervorragenden Lehrern der Bonner Hochschule, mit den berühmten Meistern der Kunst, die in der Akademie von Düsseldorf ihren für die Entwickelung der deutschen Malerei so bedeutungsvollen Mittelpunkt hatten. Von den Düsseldorfern erfreute sich die Prinzessin mit besonderer Vorliebe des anmuthigen Talentes von Kaspar Scheuren, der stets ein gern gesehener Gast in dem Coblenzer Residenzschlosse war.

Das Coblenzer Schloß war auch Zeuge eines hocherfreulichen Ereignisses für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, der Verlobung ihrer geliebten Tochter, der Prinzessin Luise mit dem Prinzregenten Friedrich von Baden. Wie schwer auch dem Mutterherzen der Abschied von der einzigen Tochter fallen mußte, sie konnte mit vollem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft ihre Hand in die Hand des fürstlichen Bräutigams legen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften den hohen Eltern der Braut wohl bekannt waren. Nie wohl hat sich eine Voraussagung schöner und vollständiger erfüllt, als das Wort, mit welchem der Prinzregent dem badischen Lande seine Verlobung verkündigte: „Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, dessen bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen."

Fast um dieselbe Zeit warb Prinz Friedrich Wilhelm um die Hand der Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und des Prinzgemahls Albert. Längst verband enge Freundschaft, auf Gleichartigkeit der Weltanschauung beruhend, den Prinzen und die Prinzessin von Preußen mit den Eltern der jugendlichen Braut. Man weiß, daß der Aufenthalt des Prinzen Wilhelm in England viel dazu beitrug, ihn den liberalen Ideen zugänglicher zu machen, die in dem von ihm so hoch geschätzten Prinzen Albert einen beredten Anwalt fanden; die Prinzessin, welche diesen Ideen stets sympathischer gegenüberstand, fühlte sich durch die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Inselreiches von jeher mächtig angezogen. Die bevorstehende Verbindung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Princeß Royal konnte daher auch ihr nicht anders als hocherwünscht sein, um so mehr, da sie aus der reinsten Neigung zweier edlen jugendlichen Herzen hervorging. Von der hohen Begabung, von der feinen Bildung und dem festen Charakter ihrer künftigen

Schwiegertochter durfte die Prinzessin von Preußen dereinst eine verständnißvolle und thatkräftige Unterstützung auf den meisten Gebieten, denen sie ihr eifriges Interesse zuwandte, erwarten.

Nachdem in Berlin am 20. September 1856 die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem nunmehrigen Großherzog von Baden stattgefunden hatte, sollten auch bald der Prinz und die Prinzessin von Preußen den so lieb gewordenen Aufenthalt in Coblenz wieder mit Berlin vertauschen. Dorthin rief den Prinzen die schwere Pflicht, zunächst für den unheilbar erkrankten königlichen Bruder die Vertretung, vom 9. October 1858 an die Regentschaft zu übernehmen. Die großen Sorgen und Aufregungen, welche die schwierige Regelung aller dabei in Betracht kommenden geschäftlichen und politischen Fragen, insbesondere die Nothwendigkeit, den widerstrebenden Mitgliedern des Ministeriums entgegenzutreten, und die Bemühung, den kranken König zur Einwilligung zu vermögen, dem Prinzen auflud, theilte seine Gemahlin mit ihm in vollem Verständniß aller bestehenden Schwierigkeiten und Kämpfe. Als der Prinz ihr schrieb, daß nun endlich der entscheidende Schritt geschehen sei, schloß er seinen Brief mit der Bitte, daß sie für ihn und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten möge.

Noch eine kurze Spanne Zeit und König Friedrich Wilhelm IV. wurde durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Am 2. Januar 1861 bestieg König Wilhelm I. den Thron, Prinzessin Augusta ward Königin von Preußen.

Mit hohem Ernste erfaßte die Königin die neue, noch höhere Aufgabe, welche die königliche Würde ihr stellte. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, die hohe, bedeutsame Stellung, zu der sie durch Gottes Willen berufen war, zum Wohle ihres Volkes, zum Besten der Menschheit auszufüllen. Glänzende Feste, der großartige Prunk der Königskrönung, die erhöhten und vermehrten Verpflichtungen der Repräsentation konnten sie nicht abhalten, unausgesetzt weiterzuarbeiten an der eigenen Vervollkommnung, an der Befähigung, in noch ausgedehnterem Maße, wozu ihr nun auch noch reichere Mittel zur Verfügung standen, nach allen Seiten hin Segen zu bringen, Anregungen auszustreuen, Wohlthaten zu spenden.

Was Alles des Guten und Segensreichen im Stillen geschah, was die rechte Hand that, ohne daß es die linke erfuhr, entzieht sich der Ueberlieferung. In tausend dankbaren Herzen lebt das Gedächtniß daran fort, und es ist in das Buch des Lebens mit unauslöschlichen Buchstaben eingetragen. Bald aber sorgten die Ereignisse, die sich auf der großen Weltbühne abspielten, dafür, daß die hohen Gaben, die rastlose Hülfsbereitschaft, das echt königliche Herz dieser in ihrem ganzen und vollen Werth bislang erst in kleineren Kreisen erkannten edlen Frau der ganzen civilisirten Erde als glänzendes Muster weiblicher Tugenden vor Augen gestellt wurden.

Die von dem Geiste echter Humanität erfüllten Bemühungen der Miß Nightingal während des Krimkrieges, den epochemachenden Appell, den unter den Greueln des Schlachtfeldes von Solferino ein edler Menschenfreund, Henri Dunant, im Interesse der Verwundeten des eigenen und des feindlichen Heeres an die Civilisation Europas richtete, die Verhandlungen, welche zum Abschlusse der Genfer Convention führten und dies große Werk selbst, einen der Ruhmestitel, der unser Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit auszeichnen wird, hatte Königin Augusta mit der regsten Theilnahme verfolgt. Mit vollem Verständnisse für die großen Aufgaben, die auf diesem neu eröffneten Gebiete der christlichen Caritas zu erfüllen waren, mit klarer Einsicht der vorhandenen und in Aussicht stehenden Bedürfnisse und der Mittel, ihnen zu genügen, und mit dem festen Entschlusse, hier anregend, helfend, fördernd, schaffend einzutreten, bereitete die hohe Frau, angesichts der politischen Verhältnisse, die in nicht weiter Ferne auch für Deutschland blutige Kriege ankündigten, eine mit echt königlichem Sinne erfaßte, große, weitausgreifende Thätigkeit zunächst für Preußen vor.

Sie konnte auch hier an die Ueberlieferungen ihrer Hauses anknüpfen. Die Nothstände zur Zeit der Befreiungskriege zu lindern, hatte die Mutter der Königin Augusta, die Großherzogin Maria Paulowna, in ihrem Lande Vereinigungen edler Menschen in's Leben gerufen.

Der Ausbruch des Krieges gegen Dänemark wurde für die Königin das Zeichen, daß nun die Stunde gekommen sei, mit thatkräftiger Hand an's Werk zu gehen, an ein Werk, das von da an bis zu dem Tage, da ihr Auge im Tode brach, das eigenste Werk ihres Lebens sein und bleiben sollte.

Schon vorher hatten sich in Preußen, wie in den meisten anderen deutschen Staaten, auf Grund der Beschlüsse der Genfer Conferenz vom 26. October 1863 Vereine gebildet, welche die durch die internationalen Verabredungen, entsprechend den Grundsätzen der Genfer Convention, vorgeschriebene Hülfeleistung auf nationaler Basis zn organisiren und die Kriegsthätigkeit unter dem Banner des Rothen Kreuzes im Frieden vorzubereiten hatten. Am 6. Februar 1864 wurde als Vereinigungspunkt für die im Königreich Preußen bestehenden Vereine das preußische Centralcomité zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger gegründet. Es war der hohen Protectorin dieser Vereinigung gegönnt, den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Gründung dieses Centralcomités zu erleben und sich an dem Festakte, der diesem Jahrestage zu Ehren am 6. Februar 1889 gefeiert wurde, trotz ihrer leidenden Gesundheit persönlich betheiligen zu können. Der Rückblick auf die segensreiche Thätigkeit dieser Vereinigung und deren Ausdehnung über ganz Deutschland war einer der erfreulichsten Momente in den letzten, von so schweren Prüfungen heimgesuchten Lebensjahren der fürstlichen Frau.

Schon im dänischen Kriege erhielt der preußische Verein, der unter dem Zeichen des Rothen Kreuzes seine Werke der Barmherzigkeit übte, die Bluttaufe. In noch viel höherem Grade konnte er sich auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen des Krieges von 1866 als ein wichtiges Organ der die officiellen Sanitätsanstalten der Armee ergänzenden freiwilligen Hülfsthätigkeit erproben und trotz mancher Mängel der Organisation, die da zu Tage traten, im großen Ganzen auch bewähren.

Der Krieg des Jahres 1866 legte, wie jeder Gattin und Mutter deutscher Krieger, auch der Königin Augusta schwere Pflichten, große Sorgen auf. Der König und der Kronprinz standen im Felde, und die Königin wußte, daß beide als echte Hohenzollern keiner Gefahr aus dem Wege gehen würden. Aber auch vor dem Ausbruche des Krieges hatte sie mit dem Könige die schweren Gewissenskämpfe, die mancherlei ernsten Bedenken getheilt, die dem Entschlusse, es auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen zu lassen, voraufgegangen waren. Ihr klarer Verstand, ihr scharfes politisches Urtheil konnte über die Nothwendigkeit, welche zu diesem Entschlusse geführt hatte, nicht im Zweifel sein. Aber ihr edles Herz zitterte bei dem Gedanken an die schweren Verluste, und wie hart wurde ihre Mutterliebe betroffen, da sie das Land, in welchem ihre Tochter ihre zweite Heimat gefunden, auf der Seite der Gegner Preußens stehen sah!

Aber in allen den Stürmen und Prüfungen dieser schweren Zeit fühlte Königin Augusta sich gefeit durch das Bewußtsein einer hohen Pflichterfüllung. Mit der bewundernswerthen Umsicht, mit der nie ermüdenden Thatkraft, die ihr in einem Grade wie wohl nur wenigen Frauen eigen waren, griff sie überall, wo es zu helfen galt, persönlich ein und gab damit für die weitesten Kreise die Anregung und die leitenden Gedanken zur Förderung und Umgestaltung dieses den Meisten, die ja gerne helfen wollten, noch ganz fremden Gebietes, auf welchem praktische Nächstenliebe und warme vaterländische Gesinnung zur Erreichung eines hohen Zieles einträchtig zusammenzuwirken berufen waren.

Die Wahrnehmungen, welche die Königin bei der reichen Entfaltung der Thätigkeit des neuentstandenen Vereinswesens machte, veranlaßten sie, sich selbst und den Frauen ihres Landes auch für friedliche Zeiten neue Aufgaben zu stellen, zu deren Lösung sie das geordnete Zusammenwirken Vieler in Anspruch zu nehmen gedachte. Noch im Jahre 1866 rief sie den Vaterländischen Frauenverein in's Leben, in dessen Verband sie ein lebenskräftiges Organ schuf, welchem, neben der Unterstützung des Landesvereins für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, die Hülfeleistung bei Nothständen aller Art, wie und wo solche unerwartet hervortreten, als Aufgabe zugewiesen wurde.

Das Vorgehen der Königin Augusta fand bald in den meisten deutschen Staaten Nachfolge, und überall traten die erlauchten Landesfürstinnen selbst an die Spitze der neugegründeten oder auf Grund des in Berlin gegebenen

Beispiels neubelebten Frauenvereine. Aber auch im Ausland blickte man mit Bewunderung und Ehrfurcht auf die mächtige Anregung, welche durch die persönliche Initiative der Königin die Hülfsthätigkeit unter dem Rothen Kreuze empfing. Als in den letzten Tagen des Monats August 1867 in Paris eine internationale Conferenz zur Berathung der allen Culturvölkern gemeinsamen großen Ziele, zu denen die Genfer Convention den Impuls gegeben hatte, zusammentrat, waren unsere deutschen Landsleute, die derselben beiwohnten, hocherfreut und hochgeehrt, als sie sahen, mit welchen Sympathien die maßgebenden Persönlichkeiten des einladenden französischen Comités vom Rothen Kreuze und die aus allen Theilen der Welt dort zusammengeströmten Vertreter der Tendenzen, welche auch unter den Greueln des Krieges der Humanität einen wohlthätigen Einfluß einräumen wollten, die hervorragende und allenthalben zur Nacheiferung begeisternde Thätigkeit der Königin Augusta begrüßten und bewunderten.

Unmittelbar vorher hatten auf Veranlassung der Königin die Vorstände der deutschen Landesvereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger in Würzburg eine Berathung abgehalten, in welcher die Erfahrungen während des Krieges von 1866 ausgetauscht und ein Zusammenfassen aller von gleichen Absichten geleiteten deutschen Hülfsvereine erwogen wurde. Zwei Jahre später folgte, immer unter eifrigster Theilnahme der Königin an allen diesen Bestrebungen, die sie mit ihrem ganzen Einfluß begünstigte, eine auf festen Grundlagen aufgebaute dauernde Gesammtorganisation dieser deutschen Vereine auf einer Conferenz, die im April 1869 zu Berlin stattfand. Wie durch die Schutz- und Trutzbündnisse das ganze deutsche Volk in Waffen für den Fall eines der Nation aufgedrängten Krieges zu einmüthigem Handeln verbunden war, so hatten jetzt auch die Vereine, welche sich für diesen Fall die Fürsorge für die Opfer des Krieges zur Aufgabe setzten, einen festen, wohlgegliederten Bund geschlossen, an dessen Spitze das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger trat.

Damit war die wichtige und segensreiche Organisation geschaffen, über welche noch während des deutsch-französischen Krieges König Wilhelm selbst die bedeutungsvollen Worte an seine Gemahlin schrieb: „Die deutsche Einheit ist durch das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte.“ Wie aber König Wilhelm der von allen Deutschen in dankbarer Verehrung bewunderte Gründer dieser politischen Einheit war, so war es Königin Augusta, der das deutsche Volk in erster Reihe den herzlichsten Dank darzubringen hatte für die Einigung auf dem Gebiete der werkthätigen Nächstenliebe.

Bald genug sollte an die neubegründete Vereinsorganisation die Aufgabe herantreten, sich in ernster und schwieriger Arbeit zu bewähren.

Wenn es den hülfsbereiten Kräften des ganzen deutschen Volkes gelungen ist, im Kriege von 1870—71 in großartiger und staunenswerther Weise die Sanitätsanstalten der Armee wirksam zu unterstützen und — wir führen abermals ein Wort des Königs Wilhelm an — „der Armee unter den schweren Mühsalen des Krieges Freudigkeit und Kraft zu erhalten", so war dies zunächst der vortrefflichen Organisation der Hülfsvereine und damit den in ihr zur Verwirklichung gelangenden Ideen der Königin Augusta zu danken.

Für die hohe Frau begann nun, nachdem sie aus Coblenz, wo sie während der Sommermonate zu verweilen pflegte, am 20. Juli 1870 nach Berlin zurückgekehrt war, eine Zeit rastloser, alle Aufgaben, welche an die oberste Leitung des Vereinswesens herantraten, mit vollstem Verständniß umfassender Thätigkeit. Man muß das Glück gehabt haben, die Königin selbst in dieser Thätigkeit, für die sie ihre ganze Kraft einsetzte, zu beobachten, um die volle Bedeutung zu ermessen, welche ihrem persönlichen Eingreifen in das gewaltige Getriebe, das sich an dem Sitze der Centralleitung entwickelte, zukommt. Sie wohnte allen Sitzungen des Centralcomités bei, sie nahm an allen Berathungen desselben den regsten Antheil, ihr sicheres Urtheil, ihre großartigen Anschauungen, ihr weiter Blick, ihre vornehme Unbefangenheit, der Zauber ihrer Persönlichkeit, die Macht ihrer Rede, die Opferwilligkeit, die sie selbst nach allen Richtungen im größten Umfang bewährte — das Alles stellte sie nicht nur, weil sie die Königin, sondern weil sie die Meisterin auf diesem ganzen so verwickelten Verwaltungsgebiete war, in der That an die Spitze der gesammten Wirksamkeit, welche das Centralcomité in allen Theilen Deutschlands, wie auf dem Kriegsschauplatze entfaltete. Ueberall wußte sie Bescheid, überall fand sie Mittel und Wege, Schwierigkeiten zu beseitigen, neue Hülfsquellen zu eröffnen, die Thatkraft der zahlreichen unter ihren Augen wirkenden Personen, wenn sie je einmal zu erlahmen drohte, neu zu beleben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ihr ganzes Denken und Trachten der großen Sache des Rothen Kreuzes gewidmet. In Berlin besuchte sie alle Lazarethe, spendete den Verwundeten und Kranken Trost, traf persönlich Anordnungen zur Verbesserung der Pflege, zur Erleichterung der Leidenden. Auch vor dem größten Elend, vor dem widerlichen Anblick schwerster Verwundungen, vor dem Jammern und Stöhnen Sterbender wich sie nicht zurück. Mit besonderem Interesse verweilte sie bei den Veranstaltungen zum Transporte der Verwundeten und Kranken. Auf diesem Gebiete hatten die Süddeutschen, namentlich die Württemberger, besonders zweckmäßige Einrichtungen in ihren Sanitätszügen getroffen. Wenn ein solcher Zug nach Berlin kam, erschien die hohe Frau selbst auf den Bahnhöfen, besichtigte die Wagen, erkundigte sich bei den Insassen nach ihren Wahrnehmungen auf dem Transport, zeichnete Führer, Aerzte, Krankenpfleger- und Pflegerinnen in huldvoller Weise aus.

Ihrem mitleidsvollen Herzen standen alle Opfer des Krieges gleich nahe. Nicht nur weil es die Bestimmungen der Genfer Convention vorschrieben, sondern weil ihr von echter Humanität und wahrhaft lebendigem Christenthum geleitetes Gefühl es gar nicht anders konnte, sah sie in den Verwundeten und Kranken nur leidende Menschen, nicht Angehörige dieser oder jener Nation. Hätte sie aber je einen Unterschied machen müssen, so hätte sie zu Gunsten des besiegten Feindes entschieden, von dem sie empfand, daß außer den Qualen der Wunde auch noch der Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes ihn besonderen Mitgefühls bedürftig machte. Wie dies einer der Pioniere der Sache des Rothen Kreuzes, Baron Mundy in Wien, jüngst hinsichtlich der österreichischen Verwundeten von 1866 rühmend und dankbar hervorhob, ist auch von Seiten unbefangener Franzosen mehr als einmal bekannt worden, welchen Dank ihre in deutschen Lazarethen verpflegten Landsleute der hohen Frau schuldeten. Wenn ihr ein wohlgemeinter, aber in dieser Sache durchaus unberechtigter Chauvinismus deutscher Patrioten hierüber etwa einmal einen Vorwurf machen wollte, so war sie in dem Gefühle, daß sie stets das Rechte that, über derlei Bemängelungen, denen sie wohl nicht einmal Beachtung schenkte, erhaben. Für die große Zahl ihrer aufrichtigen Verehrer war es aber doch eine Genugthuung, als zu einer Zeit, da der Gegensatz nicht nur der Völker, sondern auch des officiellen Deutschland und des officiellen Frankreich noch schärfer als heute sich in allen Beziehungen der Angehörigen beider Nationen geltend machte, bei der zu Genf im Jahre 1884 abgehaltenen internationalen Conferenz der Vereine vom Rothen Kreuz, der Vertreter Frankreichs, der ehrwürdige greise Graf Sérurier, als nächsten Conferenzort Karlsruhe vorschlug, um durch die Wahl der Residenz ihrer ebenbürtigen Tochter, der Großherzogin von Baden, zugleich die Tugenden und Verdienste der erlauchten Mutter zu ehren.

Lernte während des großen Krieges das ganze deutsche Volk, auch in jenen Kreisen, in welche früher kaum die Kunde der hohen Bedeutung, der großen seltenen Vorzüge der Königin Augusta gedrungen war, die hohe fürstliche Frau ehren und bewundern als die treue Landesmutter, als die unermüdliche Trösterin der Betrübten, als die kundige Pflegerin der Kranken, so wurde nun ihr Name auch mit den großen politischen Ereignissen der Gegenwart in dauernde Verbindung gesetzt durch die alle Deutschen vom Fels zum Meer elektrisirenden Siegesnachrichten, welche König Wilhelm vom Kriegsschauplatze an seine erhabene Gemahlin richtete. Die Liebe und Verehrung des ritterlichen erlauchten Herrn hat dafür Sorge getragen, daß in den Büchern der Weltgeschichte mit dem Namen Wilhelm auch der Name Augusta in unauslöschlichen Lettern verewigt ist, wo sie die Heldenthaten von Wörth und Gravelotte, von Sedan und Paris den Nachkommen überliefern.

Die Stellung des Königs, des Kronprinzen, anderer Mitglieder des Herrscherhauses zu der Kaiserfrage ist neuerdings mehrfach erörtert worden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir Königin Augusta auf jener Seite suchen, welche der Ansicht war, daß das deutsche Volk ein Anrecht auf die Erneuerung des Kaiserthums habe, daß die Wiedergeburt der Nation zu neuem staatlichen Dasein dieses äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit von Nord und Süd, des engen Bundes zwischen Preußen und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten bedürfe. Sie war nicht zur Seite ihres hohen Gemahls, wie an jenem stolzen Tage zu Königsberg, da er ihr selbst die Krone auf's Haupt setzte. Aber im Geiste war sie mit ihm vereinigt in dem unvergleichlich großen Augenblick, da dem siegreichen Feldherrn die Huldigung der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes in Waffen in der Salle des glaces in Versailles die Kaiserkrone darbot. Und dann kam noch ein großer, für's Leben unvergeßlicher Tag, der 16. Juni 1871, als mit dem Kaiser, den Prinzen des Hauses, den ruhmgekrönten Feldherrn Kaiserin Augusta an der Spitze der siegreichen Truppen in Berlin einzog, am Schlusse eines Krieges, der Preußen die Stellung in Deutschland, der dem von Wihelm I. gegründeten deutschen Reiche die Stellung in der Welt anwies, die sie mit so vielen deutschen Patrioten seit Jahren ersehnt, aber selbst zu erleben wohl kaum mehr gehofft hatte.

Neue große Aufgaben waren der Kaiserin Augusta gestellt. Für den ihr so theueren Vaterländischen Frauenverein erreichte sie, ähnlich wie für die Landesvereine vom Rothen Kreuz, auf einer Conferenz zu Würzburg die Bildung eines Verbandes, der alle deutschen Frauenvereine umfaßt und 1878 durch Errichtung eines ständigen Ausschusses eine Kräftigung seiner Wirksamkeit, insbesondere in außerordentlichen Nothständen, erfuhr. Mehr war für das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger zu erstreben. Die großen, vom Kaiser selbst in huldvollen Worten anerkannten Verdienste dieser Vereine konnten nicht bewirken, daß ihnen in den auf die freiwillige Krankenpflege bezüglichen Abschnitten der im Jahre 1878 erlassenen neuen Kriegssanitätsordnung die Stellung eingeräumt wurde, die sie nach ihrer Ueberzeugung zu einer ausreichenden Bethätigung ihres Wirkens bedürfen, wenn sie in der That den officiellen Sanitätsanstalten der Armee in dem gewünschten und auch durchaus nothwendigen Umfange Hülfe leisten sollen. Diese Zurücksetzung der Hülfsvereine wurde in den betheiligten Kreisen um so schmerzlicher empfunden, als nicht nur in Oesterreich und Frankreich den dortigen Vereinen vom Rothen Kreuz, sondern auch im Deutschen Reiche selbst, in Bayern in Folge des für diesen Staat geltenden Reservatrechtes, dem er die selbständige Regelung seiner Armeeverhältnisse verdankt, dem dortigen Landesverein alle die Rechte, welche das Centralcomité in Berlin vergebens anstrebte, ja noch mehr, eingeräumt waren. Die Bemühungen des Centralcomités, die darauf abzielten, den Landesvereinen eine würdigere

und damit auch noch mehr Erfolg versprechende Stellung zu gewinnen, fanden in der Kaiserin Augusta die mächtigste Fürsprecherin. Dem Kaiser selbst, dem Kriegsminister, dem kaiserlichen Commissar und Militärinspecteur, dem Herrenmeister des Johanniterordens wurden im Auftrage der Kaiserin die Gesichtspunkte dargelegt, nach welchen die Wirksamkeit der Vereine vom Rothen Kreuz im Kriegsfalle zu regeln und daher schon im Frieden festzustellen wären. Und auch den ganzen Einfluß persönlicher Ueberredung bot die Kaiserin auf, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn nun endlich in dem noch von dem hochseligen Kaiser Wilhelm im September 1887 genehmigten Organisationsplan der freiwilligen Krankenpflege wenigstens in der Hauptsache den Wünschen der Vereine vom Rothen Kreuz entsprochen ist, so hat der große Kreis von hülfsbereiten Personen, der dabei interessirt ist, mit ihm aber auch die Armee, der ihre Thätigkeit zu Gute kommen wird, dies der hohen Einsicht und der unermüdlichen Ausdauer der Kaiserin Augusta zu verdanken.

Aber damit ist die Reihe der großen, unvergänglichen Verdienste der Kaiserin auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege keineswegs abgeschlossen. Für die Ausbildung von Krankenpflegerinnen gab sie nicht nur den Frauenvereinen eifrige und sachkundige Anregung, sie beschloß, unter ihren eignen Augen eine Musteranstalt zu diesem Zwecke zu errichten. Aus solchen Beweggründen unternahm sie die Gründung des Kaiserin Augusta-Hospitals in Berlin, das von der Zeit seiner Einweihung an sich der ganz besonderen Fürsorge der Kaiserin zu erfreuen hatte. Mit reichen Mitteln unterstützte sie selbst die Anstalt, die bald als das beste Vorbild für ähnliche Anlagen gelten durfte. Und ihr ganzer Einfluß war thätig, dem Hospital, das ihr so sehr am Herzen lag, in allen Kreisen Freunde und Gönner zu gewinnen. Keine größere Freude konnten der Kaiserin Personen, die mit Glücksgütern gesegnet waren, bereiten, als wenn sie dem Augusta-Hospital reiche Gaben zuwandten. Wenn die Kaiserin sich in Berlin aufhielt, war das Augusta-Hospital eines der am häufigsten aufgesuchten Ziele ihrer Ausfahrten. In der durch ihre Freigebigkeit reizend ausgeschmückten Kapelle des Hospitals liebte sie dem sonntäglichen Gottesdienste beizuwohnen; hier verkehrte sie unter den ihr vertrauten Krankenschwestern und in der Mitte der ihrer Pflege übergebenen Kranken wie in einem Familienkreise. In diesem Hause hat sie wohl in den letzten schweren Jahren ihres Lebens die glücklichsten Stunden zugebracht.

Eine besondere Förderung ließ die Kaiserin der freiwilligen Krankenpflege durch bedeutende Zuwendungen angedeihen, welche sie in die Form von Preisaufgaben kleidete, indem sie namhafte Summen zur Verfügung stellte, um hervorragende Leistungen auf diesem Gebiete zu belohnen. So wurden Preise ausgeschrieben für die Abfassung von Werken über die Kriegschirurgie und über die Genfer Convention, sowie eines Handbuches der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedens-

thätigkeit, für die Herstellung transportabler Lazarethbaracken, für die vollständige Ausstattung und Einrichtung eines Lazarethes u. dgl. Indem sie die nähere Feststellung der Preisausschreiben dem Centralcomité oder den internationalen Conferenzen überließ, gab sie diesen zugleich Gelegenheit, derartige wichtige Fragen eingehend zu studiren und begünstigte sie sehr wesentliche Fortschritte in der hierbei in Betracht kommenden Technik. Die Kaiserin nahm persönlich an diesen Dingen das lebhafteste Interesse, ließ sich über die einschlägigen Verhältnisse, über die eingelaufenen Arbeiten, über die getroffenen Entscheidungen genauen Bericht erstatten. Auch die jährlich in Berlin zusammentretende Versammlung der bedeutendsten Chirurgen Deutschlands veranlaßte sie vor einigen Jahren durch Aussetzung eines Preises der Frage näher zu treten, wie die so viele Opfer fordernde Diphtheritis am wirksamsten bekämpft werden könne.

Der durch das internationale Comité vom Rothen Kreuz erfolgreich vermittelte Zusammenhang der Vereine, die unter diesem Banner nach und nach in allen Ländern des Erdballs entstanden, gereichte ihrem Geiste und Herzen zur größten Genugthuung. Sie bot Alles auf, um den Geist der Zusammengehörigkeit innerhalb dieser, unter sich so verschiedenen und doch alle das gleiche Ziel anstrebenden Vereinigungen zu stärken. Man darf wohl sagen, daß in diesem Sinne das Ableben der Kaiserin Augusta ein schwerer Verlust für die ganze Menschheit ist. Es ist gewiß eine höchst ehrenvolle Huldigung, welche von dem hochverdienten Central-Comité in Genf ihren Manen dargebracht wird, daß dieses, um das Andenken der Kaiserin zu ehren und um gleichzeitig, soweit dies möglich ist, die Unterstützung zu ersetzen, welche sie in der früher erwähnten Weise der Sache des Rothen Kreuzes angedeihen ließ, allen Vereinen der Erde die Gründung eines internationalen „Augusta-Fonds" vorschlägt.

Wie der freiwilligen Krankenpflege wendete die Kaiserin auch allen anderen Werken der Nächstenliebe ihr eifriges Augenwerk zu und unterstützte sie, wo sie konnte. Der Verein Berliner Volksküchen hatte an ihr seine größte Gönnerin. Diese gemeinnützigen Anstalten liebte sie persönlich zu besuchen und sich von deren wohlthätigem Wirken selbst zu überzeugen. Ebenso nahm sie den lebhaftesten Antheil an den in Berlin errichteten Asylen für Obdachlose, wie an den in verschiedenen Theilen der Großstadt errichteten Sanitätswachen. Ueberhaupt beschäftigte sie sich eingehend und mit tiefem Verständniß mit den socialen Fragen, die in unserer Zeit die Aufmerksamkeit so lebhaft auf sich lenken. Die großen Probleme, deren Lösung die berühmte Botschaft ihres kaiserlichen Gemahls der Vertretung der Nation zur Pflicht machte, nahmen ihren so vielseitig thätigen Geist unausgesetzt in Anspruch. Gerade vor einem Jahre, als der Verfasser dieser Zeilen zum letzten Male das Glück hatte, von der erlauchten Frau empfangen zu werden, bildete die Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen, die Mittel und Wege, auf denen bei der unaus-

gesetzt im gewaltigsten Umfang sich mehrenden Vergrößerung der Bevölkerung der Reichshauptstadt, den in entsprechendem Maßstabe wachsenden Nothständen gesteuert werden könne, den Gegenstand des, wie immer, höchst interessanten Gespräches, das sie trotz ihrer großen Körperschwäche, mit lebhaftem Eifer führte. Mit schönen Worten hat sie der Verpflichtung, die sie stets für sich selbst empfand, an die Spitze aller Bestrebungen zu treten, die der Linderung von Noth und Elend gewidmet waren, nach dem unseligen Attentat auf den Kaiser in einem Schreiben an den Vorstand des Vaterländischen Frauenvereines Ausdruck verliehen: „Die tiefe Bewegung" — heißt es da — „von der das deutsche Volk ergriffen ist, fordert uns auf, das uns angewiesene Gebiet, nämlich die Familie, die Erziehung, das häusliche Leben, die Ausübung der Barmherzigkeit in allen Kreisen der Nation mit dem Ernst zu pflegen, welcher den Gefahren entspricht. Ueber alle hemmenden Verschiedenheiten und Gegensätze hinweg ist unsere gemeinsame Aufgabe, die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen und allen Nothleidenden zu helfen."

Solche Nothstände fand sie aber nicht nur da, wo die drückendste Armuth nach Almosen ruft, sie erkannte sie auch in höheren Kreisen, wo der Mangel an genügenden Mitteln zur Ausbildung und damit zur Erwerbsfähigkeit oft noch peinlicher empfunden wird. Von solchen Erwägungen ausgehend, schuf Kaiserin Augusta für die Töchter gefallener Offiziere eine Heimat in dem Kaiserin Augusta-Stift zu Charlottenburg. Wie bei ihren lieben Kranken im Augusta-Hospital brachte sie auch gern manche Stunde im Kreise der dankbaren Zöglinge dieses Stiftes zu.

Aber auch die höhere Bildung der Nation lag ihr am Herzen. Die „Tochter Weimars" nahm bis in das höchste Alter das lebhafteste Interesse an allen namhaften Erscheinungen der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, über die sie stets in zutreffendster Weise urtheilte. Sie selbst sprach und schrieb vortrefflich. Die englische und französische Sprache beherrschte sie mit der gleicher Meisterschaft wie ihre Muttersprache. Oft hat man Franzosen und Engländer sich mit Begeisterung über ihre Conversation äußern hören, in der sie es verstand, jedem in seiner Sprache das zu sagen, wovon sie annehmen konnte, daß es nach seiner Individualität für ihn von besonderem Interesse sei. Aber sie verstand ebenso gut zuzuhören, und ihr scharfer, wenn man so sagen darf, männlicher Verstand, wußte stets das Gespräch so zu lenken, daß dem Angeredeten wie von selbst die Aufgabe zufiel, das zu erörtern, worüber er etwas Neues, Charakteristisches, Belehrendes vorzubringen wußte. Es ist noch in Aller Erinnerung, mit welchem Entzücken sich Ferdinand von Lesseps nach seinem Besuche in Berlin im Jahre 1887 über die Unterredungen mit der Kaiserin äußerte, deren Geist, Kenntnisse und Gesinnungen er das höchste Lob zu spenden nicht müde wurde.

Die Repräsentation des Hofes konnte in keine besseren Hände gelegt

werden, als in jene der Kaiserin Augusta. Eine wahrhaft königliche Gestalt, mit dem beherrschenden majestätischen Blick, den ihr glänzendes Auge bis in die letzte Zeit ihres Lebens nicht verlor, stand sie ebenbürtig neben der hohen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt Kaiser Wilhelms. War ihr die Theilnahme an den großen Hoffesten eine der Verpflichtungen ihrer hohen Stellung, denen sie, auch wo sie ihr Opfer und Lasten auferlegten, stets in königlicher Haltung gehorchte, so bereitete es ihr große Freude, einen kleineren Kreis um sich zu versammeln, in den sie alle Personen heranzog, die durch ihre hohe Stellung oder ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst Anspruch auf ihre Beachtung besaßen. Es galt in der Berliner Gesellschaft als die größte Auszeichnung, zu den Donnerstag-Soiréen der Kaiserin geladen zu werden. An diesen Abenden war es hauptsächlich die Musik, welche den Mittelpunkt der geselligen Veranstaltung bildete. Die Kaiserin liebte vorzüglich die feinen und graziösen Weisen der französischen und italienischen Musik und sie hatte den Muth, der Mode und den Vorurtheilen zu trotzen und sich stets offen zu ihren alten Lieblingen zu bekennen.

Noch intimer und von der Kaiserin mit ganz besonderer Vorliebe behandelt waren ihre Theeabende, an denen sie in erster Reihe die „Ritter vom Geiste“ um sich zu versammeln pflegte. Hier suchte sie sich im Verkehre mit den Koryphäen der Wissenschaft auf allen den Gebieten zu orientiren, die neuerdings durch Erfindungen und Entdeckungen und die unaufhaltsamen Fortschritte der Technik eine völlige Umwandlung erfahren haben, mit welcher scharfen Auffassung, mit welch geistvollem Eindringen in den Zusammenhang der Dinge, hat erst kürzlich Herr von Stephan in einer höchst interessanten Ausführung dargethan.

Im großen Ganzen verlief das Leben der Kaiserin Augusta in eben so regelmäßigen Bahnen, wie das ihres kaiserlichen Gemahls. Wenn die ersten Boten des Frühlings sich bemerkbar machten, suchte sie das ihr vor vielen anderen Gegenden liebgewordene anmuthige Thal der Oosbach auf, wo sie in Baden-Baden die Reize der erwachenden Natur und das Glück des Umgangs mit ihrer geliebten Tochter, der Großherzogin von Baden, und deren hoher Familie genoß. Dann folgte eine Etappe in dem von früheren Zeiten in bester Erinnerung stehenden Coblenz, von wo die Kaiserin sich nach Babelsberg begab, um dem Kaiser, der dann von seinen Badereisen zurückgekehrt war, zur Seite zu stehen, den sie auch gewöhnlich, wenn ihre Gesundheit es zuließ, zu den großen Manövern begleitete. Im Herbste wurde wieder ein Aufenthalt in Baden-Baden genommen, wo am 30. September, dem Geburtstage der Kaiserin, ihre ganze Familie sich um die hohe Frau zu versammeln pflegte. Die Reisesaison wurde regelmäßig in Coblenz abgeschlossen, wo sich der Aufenthalt der Kaiserin meistens bis in den December ausdehnte. In früherer Zeit hatte es für die Kaiserin einen besonderen Reiz geboten, im strengsten Incognito nach beliebten

Punkten der Schweiz und Oberitaliens kurze Ausflüge zu unternehmen. In den letzten Jahren war sie genöthigt, diesen Freuden zu entsagen und dafür zwischen dem Aufenthalt an ihren üblichen Sommerstationen, wo sie nicht nur für ihre Gesundheit sorgte, sondern sich auch mit einer nach dem Charakter dieser Orte gearteten regen Geselligkeit umgab, die Bäder in Homburg und Schlangenbad aufzusuchen.

Denn der Körper, in dem diese starke, lebenskräftige, nie erschlaffende Seele lebte, war den Anstrengungen, die ihm die Kaiserin zumuthete, auf die Dauer nicht gewachsen. Schon seit mehreren Jahren leidend, mußte sich Kaiserin Augusta im Juni 1881 in Coblenz einer Operation unterziehen, welche ihr theures Leben erhielt. Aber die früheren Kräfte kehrten nicht wieder. Im Schlosse zu Babelsberg that sie einen unglücklichen Fall; von da an vermochte sie nur noch mit größter Mühe zu gehen. Während ihrer letzten Lebensjahre mußte sie im Rollstuhl gefahren werden. Es wird wohl nur ihren Leibärzten, nur den Personen ihrer engsten Umgebung und Bedienung im ganzen Umfange bekannt sein, welche körperlichen Leiden, Schmerzen, Unbequemlichkeiten die Kaiserin zu ertragen hatte. Wenn man ab und zu von solchen Personen ein Wort über den Zustand der hohen Frau erlauschte, so waren es nur Ausdrücke der höchsten Bewunderung über den Muth, die Ausdauer, die Standhaftigkeit, die Selbstbeherrschung, mit der sie ihre Leiden ertrug, über die seltene geistige und sittliche Größe, mit der sie immer Herr blieb über all das schwere Ungemach, das ihr beschieden war.

Hart gegen sich selbst, zögerte sie, als verruchte Mörderhand am 2. Juni 1878 der geheiligten Person des ehrwürdigen greisen Kaisers schwere Wunden schlug, keinen Augenblick, ihre Cur in Baden zu unterbrechen und mit ihrer Tochter an das Schmerzenslager des geliebten Gatten zu eilen. Als im Herbst 1881 der Großherzog von Baden gefährlich erkrankt war und in einer Nacht er selbst und seine Umgebung die Auflösung nahe glaubten, da ließ sich die kaum genesene Kaiserin in der Mitternachtstunde in das Schloß zu Baden herauffahren, um mit ihrem starken Geiste und warmen Herzen in dieser durch Gottes Gnade dann zum Guten gelenkten Prüfungsstunde den Ihrigen nahe zu sein.

Ihrer Familie war sie mit der größten Liebe und Treue ergeben. Den greisen kaiserlichen Herrn umgab sie mit den aufmerksamsten Rücksichten auf jeden Wunsch, wie sie eben nur treue Liebe ersinnen kann. Für diese hatte sie die feinste Hand, denn nur unmerklich durfte um den erlauchten Herrn veranstaltet werden, was er, hätte er es wahrgenommen, in seinem schlichten, anspruchslosen Wesen abgewehrt haben würde. Voll der wohlwollendsten Gesinnungen und der zartesten Aufmerksamkeiten war Kaiserin Augusta aber auch für ihre Umgebung, für ihre Dienerschaft, für alle Personen, denen sie ihre Huld schenkte, rührend dankbar für jede Aufmerksamkeit,

die ihr erwiesen wurde, unerschütterlich treu in Gnaden denen zugethan, die sie als treu und zuverlässig erkannt und erprobt hatte.

Daß eine fürstliche Frau im Besitze dieser bedeutenden Eigenschaften, nach Erwerbung so großer und bleibender Verdienste nicht eigentlich populär war, könnte Wunder nehmen, wenn man sich nicht vergegenwärtigen wollte, in welch eigenartiger Weise Volksgunst erworben und verloren wird. Die ganze Eigenart der Kaiserin Augusta war nicht für das Verständniß der großen Massen angelegt. Von ihren nach Umfang und Werth gleich bedeutenden Leistungen auf den von uns erwähnten Gebieten drang doch, so groß die Zahl derer war, welchen aus diesen Leistungen die größten Wohlthaten erflossen, die Kunde nur in die engeren Kreise der dem Vereinsleben angehörenden Persönlichkeiten. Indeß darf man doch sagen, daß in den letzten Jahren die hohe Werthschätzung der Kaiserin Augusta immer mehr zunahm, daß insbesondere auch in Berlin selbst immer weitere Kreise sich von der hohen Bedeutung dieser seltenen Frau, von dem unerschöpflichen Schatze ihrer Güte und Menschenliebe überzeugten.

Großes zu erleben war der Kaiserin Augusta gegönnt. Daß sie die Lebensgefährtin eines Fürsten war, dessen schlichte menschliche Größe kaum noch zu übertreffen war durch die Größe seiner Verdienste um das Vaterland und das Königshaus, dies würdigte die Kaiserin in demüthigem Dank gegen Gott als das hohe Glück ihres Daseins. Sie sah sich umgeben von einer Familie, die liebevoll und in treuer Verehrung zu ihr aufblickte; in ihrem Sohne sah sie der Nation den großen Kriegshelden erstehen, dessen hinreißende Persönlichkeit so gewaltig zur inneren Einigung des Vaterlandes beitrug; in ihrer Tochter erblickte sie eine echt deutsche Frau, die, ihr geistesverwandt, erfolgreich mitstrebte auf den gleichen Bahnen, welche ihr selbst als die Ideale der Thätigkeit einer Fürstin vorgeschwebt haben; ihre Enkel sah sie heranblühen als die Hoffnung des deutschen Volkes; noch war es ihr gegönnt, die segnende Hand auf die Häupter einer Reihe von Urenkeln zu legen. Sie durfte das vielleicht auf dem Throne noch seltener als in der Hütte gefeierte Fest der goldenen Hochzeit begehen und auch bei diesem Anlaß an der Seite des Kaisers die Huldigungen aus allen Kreisen des deutschen Volkes, aus allen Theilen der civilisirten Welt empfangen. Abgesehen von ihren mit größter Standhaftigkeit und christlicher Ergebung ertragenen körperlichen Leiden, die wohl eine längere Reihe von Jahren hindurch ihr jede volle und reine Lebensfreude schmälerten, ist der Kaiserin Augusta erst in hohem Alter der Leidenskelch dargereicht worden; dann aber hat sie ihn allerdings bis auf die Neige leeren müssen. Der Tod ihres hoffnungsvollen Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, dessen Begabung und Jugendfrische ihre ganz besondere Neigung besaß, das bald darauf erfolgende Ableben des Kaisers Wilhelm, die unheilbare Krankheit und der Tod des Kaisers Friedrich — das waren schwere Schicksalsschläge, und in ihrer raschen Aufeinanderfolge lag eine

Härte des Geschickes, wie sie doch verhältnißmäßig selten über eine Familie verhängt ist. Tief erschüttert und niedergebeugt, murrte die fromme Dulderin doch keinen Augenblick wider die unerforschlichen Rathschläge der Vorsehung. Das biblische Wort, das sie gern den Ihrigen als Wahlspruch anempfahl, das sie da und dort als mahnende Inschrift hatte anbringen lassen:

„Seid fröhlich in Hoffnung,
Geduldig in Trübsal,
Haltet an am Gebet!"

hatte sie in diesen Tagen tiefsten Kummers, den sie mit ihrer treuen und gleichgesinnten Tochter, der schwergeprüften Großherzogin von Baden theilte, stets als ein Wort des Lebens, eine Quelle des Trostes vor Augen.

Noch lebte sie nach dem Tage, an dem sie den Sarg des großen und guten Kaisers an ihrem nun halbverwaisten Palaste vorbei seiner letzten irdischen Ruhestätte hatte entgegenbringen sehen, gleichsam als die Priesterin dieses Nationalheiligthums, dieses fürstlichen Hauses, dessen Mauern so hohe Erinnerungen bargen, zwei Jahre weniger zwei Monate. Ein Leben, das dem Andenken an den Dahingegangenen, der Liebe für die Ihrigen, der Sorge für ihre guten Werke gewidmet war. Rührend war die Liebe der königlichen Familie, die sie umgab, rührend vor Allem die zärtliche und kindliche Ergebenheit, welche unseres jetzt regierenden Kaisers Majestät der greisen Großmutter bei jeder Begegnung erwies. Ein milder, liebevoller Zug verklärte in solchen Augenblicken die ernsten Gesichtszüge des kaiserlichen Enkels.

Noch im letzten Lebensjahre wurde die regelmäßige Reihenfolge der Sommerreisen eingehalten. Im Spätherbst 1889 nach Berlin zurückgekehrt, nahm die Kaiserin ihre gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Zu Weihnachten hatte sie die Freude, ihre badischen Kinder bei sich zu sehen und ihnen in gewohnter Weise aufbauen zu lassen. Nach Neujahr vereinigte sie, wie dies des Kaisers Sitte gewesen war, die Paladine Kaiser Wilhelms bei sich zur Tafel. Als hätte ihr eine Ahnung gesagt, daß dies das letzte Mal sei, sprach sie dem greisen Feldmarschall Grafen Moltke noch einmal den Dank aus für Alles, was er ihrem verewigten kaiserlichen Gemahl im Leben gewesen.

Am nämlichen Abend noch überfiel sie die tückische Krankheit, welche um die Jahreswende die Welt durchzog. Den Fieberschauern, die sie ergriffen, war der gebrechliche Körper nicht gewachsen. Am 7. Januar 1890 Nachmittags, 20 Minuten nach 4 Uhr, ist Kaiserin Augusta sanft entschlafen.

Nun ruht sie, die so rastlos und nie ermüdend thätig war, im Mausoleum zu Charlottenburg zur Seite des großen Kaisers, neben König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise. Nicht wie diese wurde sie in der Blüthe der Jugend und Schönheit der Welt entrückt, um in idealer Gestalt fortzuleben in der Erinnerung der Nation. Die anmuthige Prinzessin von

Weimar, die jugendschöne Gemahlin des Prinzen Wilhelm, wie wir sie in Blidern aus den 1830er Jahren vor uns sehen, haben nur Wenige der jetzt Lebenden noch gekannt. Unser Geschlecht, besonders die größte Zahl jener, die während des letzten Jahrzehnts der hohen Protectorin der Vereine vom Rothen Kreuz in der Mitarbeit an den großen Werken der Humanität, denen ihr ganzes Denken und Fühlen gehörte, näher treten durften, hat die Kaiserin Augusta nur gekannt, als sie von schweren Leiden gebeugt war, als nur noch der wunderbare Glanz ihres geistvollen Auges die Schönheit verrieth, von welcher die Zeitgenossen ihrer Jugend begeistert erzählten.

Aber wie berichtet wird, daß im Tode das verklärte, in seliger Ruhe wieder verjüngte Antlitz der entschlafenen Kaiserin die Züge der schönen fürstlichen Frau von ehemals zeigte, so wird wohl auch die Hand des Künstlers für den Sarkophag der verewigten Fürstin eine idealisirte Gestalt schaffen, die neben jener des Kaisers Wilhelm und seiner unvergeßlichen Eltern zu den kostbarsten Besitzthümern des deutschen Volkes zählen wird.

Aber noch dauernder als das Marmorbild, das wir werden bewundern dürfen, wird in der Erinnerung der Nation fortleben, was ihr reicher Geist, was ihr edles Herz geschaffen. Denn so lange die deutsche Nation an ihren Idealen festhalten wird, hoffentlich bis in die fernsten Zeiten, wird unvergessen bleiben der Name, das Verdienst, das Beispiel der edelsten deutschen Frau, der Gemahlin unseres großen Kaisers Wilhelm, der Kaiserin Augusta.

Dichtungen.

Von

Titus Ullrich.*)

— Berlin. —

Magda.

I.

Der Pfad ist steil und athemraubend . . . Halt
Noch einmal! Halt und Kehrt! . . . . Noch einen Blick
Zurück, und nieder über Alm und Wald: —

Dort drunten glänzt vom See ein blankes Stück
Und jenseits rundet sich, goldduftbesonnt,
Der alten Berge mächt'ger Horizont:
Es ist, als hielten Majestät und Milde
Sich hold umarmt ob diesem Landschaftsbilde.

Hier wahrlich wär's ein Labsal, wie ein Baum
Einwurzeln ganz in diese Erdenveste,
Und gierig selig strecken hundert Aeste
Und Zweige in den schrankenlosen Raum,

*) Titus Ullrich hat seit seiner größeren lyrisch-epischen Dichtung „Das Hohe Lied", welches seiner Zeit lebhaftes Aufsehen und Interesse erregte, und seit dem darauf folgenden modernen Epos „Victor" ein umfangreiches poetisches Werk nicht erscheinen lassen. Indeß sind im Verlauf der Jahre eine Anzahl lyrischer Gedichte, von denen schon früher einzelne in Almanachen und Zeitschriften mitgetheilt wurden, sowie auch eine Reihe kleinerer lyrisch-epischer Dichtungen entstanden, welche der Verfasser demnächst in einer Gesammt-Ausgabe der Oeffentlichkeit übermachen wird.

Ins Freie, ins Azurmeer dieser Luft,
In dies balsamisch köstliche Gemisch
Aus Aether, Erd'- und Mattenwürze, Duft
Des Waldreviers und jenem Hauch, der frisch
Vom reinen weißen Alpenschnee dort droben
Herüberweht: — hier trinkt die Brust, gehoben
Und mächtig schwellend, in wollüst'gem Zug
Des Aethers Quell, und trinkt sich nie genug.

Nun vorwärts! . . . Nur des Weges kurzen Rest
Zur Alpen-Wirthschaft, unsrem trauten Nest
Am Berghang.
Schritt um Schritt hebt uns der Pfad
Zum Ziel empor. — Sieh, sieh! da tritt sie g'rad
Aus Thür und Haus geschäftiglich heraus,
Magda, die schmucke Kellnerin — sie steht
Und schaut und stutzt: — sie hat uns flugs erspäht —
Vom Vorjahr her kennt sie sofort uns wieder —
Ja, ja! sie nickt, sie setzt den Steinkrug nieder,
Streicht glatt die Schürze, rückt zurecht das Mieder,
Und kommt im Sprung entgegen uns geschwind
Und strahlt, naiv verwundert wie ein Kind,
Uns an mit ihrer großen Augen Pracht
Und lacht mit glänzend weißen Zähnen, lacht
Ueber ihr ganzes holdes Angesicht,
Das uns den heitersten Willkommen spricht.

Dann emsiglich weist sie uns beiden — ihr,
Der lieben braven Frau und mir, dem Gatten —
Zum Sitz und zu behäb'ger Ruhe hier
Den besten Platz an, wo ein kühler Schatten
Vom dichten Laub herab der Sonne wehrt
Und keines Windes Zugluft uns beschwert.
In's Haus eilt sie zurück dann, noch vertraut
Mit dem, was zur Erquickung wir begehrt,
So oft wir sonst uns hier am Ziel erschaut.

Hat sie uns dann kredenzt den würz'gen Trank,
Läßt sie zutraulich auf der Gartenbank
Sich nieder neben uns, wenn sonst kein Gast
Sie unwirsch stört in der erwünschten Rast,
Und hebt zu plaudern an gar lieb, und frägt,
Ob wir im Angedenken wohl gehegt
Draußen im fernen Land dies schlichte Haus,
— Sie kann es glauben kaum, — ob wir bisweilen
Uns noch erinnert an den Wettergraus,
Der uns einmal hier oben mußt' ereilen

Und stundenlang uns hielt in Haft und Bann,
Bis mit dem Guß gemach der Tag verrann; —
Sie selber hätten hier gar stille Zeit
Gehabt den langen Winter, tief verschneit,
Mitunter sei bis dort ein hungernd Reh
— Sie zeigte nach dem nahen Flachsgebreit —
Herabgekommen von der Waldeshöh';
Die Schwalben wären spät erst zugeflogen,
Und mancher Frost noch hätt' sie arg betrogen . . .
Und immer weiter floß der Plauderquell,
Ein lieb Geschwätz von wenig mehr als Nichts,
Und jedes Wort, es malte sonnenhell
Sich ab im Spiegel ihres Angesichts:
Bald Ernst, bald Scherz, ein buntes Allerlei,
Zutraulich halb, und halb in leiser Scheu,
Als früge sie, ob also frank und frei
Mit uns zu plaudern ihr erlaubt auch sei. —
Und eine Lust war's, ihr dabei zu schauen
Ins kluge Auge, überwölbt vom Rund,
Vom vornehm stolzen Schwung der feinen Brauen, —
Zu schaun den schwellenden, den rothen Mund,
Des edelsten Profiles Gemmenschnitt,
Die klare Stirn, den Pfirsichflaum der Wangen,
Der blühenden Gesundheit Colorit;
Und sie in solchem Reiz hold unbefangen,
In solcher Eigenart — ein Dorfkind nur,
Schlicht wie die Elemente der Natur,
Die sie genährt hier, rein wie Alpenluft,
Frisch wie der Bergquell, zart wie Morgenduft.

Und sprang sie abgerufen dann von hinnen,
Und blickten wir herzinniglich ihr nach,
Da überkam ein träumerisches Sinnen
Uns oft, ein leis' Bedauern allgemach:
Wie schade, daß die selten schöne Maid
Hier einsam muß verblühn in Niedrigkeit,
Daß sie, zu würdigerem Loos erkoren,
Nicht auf des Lebens Höhen ward geboren!
Wie würde selbst ein auserles'ner Kreis
Ihr willig weihn der „Anmuths-Rose" Preis;
Ein einz'ger Blick, ein harmlos freundlich „Gern"
Schon gälte als ein hohes Huldgewähren;
Ihr Lächeln hielte selbst den Neid wohl fern.
Wie würd' im Festsaal sie, ein Abendstern,
Nein, eine Abendsonne, licht verklären
Noch eines frohen Tages Niedergang,
Wie würde Huldigung in heißem Drang

An ihrer Schritte flücht'ge Spur sich schmiegen:
Sie wahrlich würde „kommen, sehn und siegen!"

Und doch, vielleicht fiel ihr das bessre Theil:
In dem beschränkten Loos ein dauernd Heil.
Vielleicht wohl hätte dort, wo im Gewand
Der Pracht auf glattem Boden, kunstgedielt,
Des Lebens „göttliche Komödie" spielt —
Vielleicht, daß dort ein Leid ihr schwer die Hand
Auf's Haupt gelegt, sacht häufend Last auf Last,
Der Gram in einen dunklen Schattenrand
Des Auges blitzendes Juwel gefaßt,
Die Wange ausgebleicht mit Thränenguß,
Und um der Lippen enggepreßten Schluß
Der Dulderfrage herben Zug geschrieben;
Vielleicht wär' dort getäuscht, berückt vom Schein
Gefälschter Edelwerthe, nicht so rein
Wie hier, so unschuldsvoll ihr Herz geblieben.

Erheischet hier nicht traulich die Idylle,
Den Finger auf der Lippe, Ruh und Stille,
Im Wollen Einfalt und im Schauen Klarheit?
Weht hier nicht lautrer Keuschheit Athem nur,
Ist hier nicht Alles heilige Natur?

Wie? Ist es? Ist es so in voller Wahrheit? —

II.

Und zwei der Jahre waren hingegangen,
Als mählich heft'gern Dranges das Verlangen,
Das selbst aus Wolken süße Nahrung sog,
Die südwärts ihre luft'gen Flügel schwangen,
Uns wieder nach dem trauten Bergland zog . . .
Wer kennt sie nicht, die Zaubermalerei,
Wenn nächtiglich Erinnrung schleicht herbei
An unsern Schlummerpfühl, und leis sich stiehlt
In unser Traumland und dort Alpenhöhen
An fernen Horizonten läßt erstehen,
Von Farben sondergleichen hell umspielt? —

Und wieder klommen wir den Pfad, den steilen,
Zur Alpenwirthschaft frohgemuth empor:
O Alles, was uns hier gelockt zum Weilen
Bei jedem Schritt, indeß sich Aug' und Ohr
Und Geist in träumerische Lust verlor,
Erschien uns schöner heut, als je zuvor.

Wie wird uns Magda überrascht empfangen,
Der laut'ren Freude Purpur auf den Wangen,
Wie wird sie lachen, fragen, wieder lachen,
Um uns sich hundert kleine Sorgen machen!

Wie? — Niemand kommt, bringt seinen Gruß uns dar? —
Ist Haus und Hof denn ausgestorben gar? —
He! Waldmann, fauler Dachshund, kennst du mich
Nicht mehr? — Da liegt der Gauch in praller Sonne,
Auf weichem Gras in wahrer Schnarcherwonne.
He! Waldmann, he! — Da rührt er knurrend sich,
Blickt auf, erhebt sich träg wie von den Todten,
Und streckt sich gähnend, doppelt lang sich dehnend,
Und nimmt sich Zeit, stäubt mit den Hinterpfoten
Den Rasen auf erst, schüttelt Fell und Glieder,
Und kommt gemessen kläffend sacht heran,
Und flüchtig schnobbernd wedelt er sodann
Ein paar Mal mit dem Schweif — und trollt sich wieder
Und sinkt auf seine weiche Stelle nieder,
Als schien' ein „kurzer" Gruß nur und Willkommen
Für unsre „lange Freundschaft" ihm zu frommen.

Nun endlich tritt Wer aus des Hauses Thür —
Wie? eine Fremde? — kommt, nickt mit Gebühr
Und kühl: „Was schaffen's?" klingt ihr kurzes Wort
Entgegen uns . . . Halt, wo ist Magda? . . . fort? . . .
Ins Land? . . . Verheuert? krank? Wie? . . . oder gar —

Da stellt sich unsrer stürm'schen Frage dar
Des Hauses biedre Wirthin, die vergnügt
Uns flugs erkennt und herzlich grüßt. — Sie wiegt
Ihr Haupt dann wie in peinlichem Bedacht:
„Wie's Magda geht?" — zuckt mit den Achseln sacht
Und weist hinaus ins Thal, weit. weit hinaus
Zum fernen Bergwaldsaum, nach einem Haus —
„Thalschenke" heißt es. — Jetzt ist Magda dort —
Die arg verführte Dirn', unsinnig war es,
Ein schlechter Tausch, seit Ostern vor'gen Jahres." —
Wie? Magda dort — an dem verrufnen Ort,
Wo's wüst hergeht wie offen so verborgen,
Bei wildem Tanz vom Abend bis zum Morgen,
Bei Trunk und Spiel, bei Taumel und Tumult? — —

„Die Dirne ließ sich doch zuletzt umgarnen,
Was half's! Vergebens Alles, Rath und Warnen —
Und gar die eigne Muhme trug die Schuld:
Sie lebt im Dorf am See, ein kleiner Kram
Ernährt sie dürftig. — Daß herauf sie kam

Zu Magda — nun, ich mußt' es eben leiden —
Dann gab's ein heimlich Flüstern zwischen Beiden —
Wer hätt's gedacht! Es wollt' das schlechte Weib
Verhandeln ihres Pathkinds Seel und Leib,
Lag ihr mit listiger Versprechung an,
Schwatzt' ihr von einem stattlichen Galan,
Von Geld und Gut, von Staat und Lustbarkeit,
Bis mit der Alten die bethörte Maid
Uns eines Tags verließ — 's war bitter schade,
Lieb war sie Allen ja — so, ohne Gnade
Verfiel von Schritt zu Schritt sie mehr dem Bösen —
's ist aus, kein Heil'ger kann sie mehr erlösen!" . . .

III.

Wir wollten selber schaun —
's war eines Tags
Im Juni — machten auf den Weg uns früh —
Ein Morgen, o! . . . Auf Laub und Gräsern lag's
Thaublitzend, farbig bunt, wie ein Gesprüh
Von Demantstaub, vom Ostwind hergehaucht;
Die Berge, ihrem Nebelbad enttaucht,
Stehn ein Verklärungswunder da, wie körperlos
Aus Duft gewebt — dort aus der Waldschlucht Schooß
Löst sich die letzte Flocke aufwärts sacht
In's Aetherblau — und Alles Licht und Pracht!

Ein stiller Pfad gab uns sein treu Geleite
Durch Wies' und Feld und bracht' uns allgemach
Zum Saum des Waldes, der zur rechten Seite
Den Weg forthin mit seinem Blätterdach
Begleitet und mit Dämmer, kühl und weich,
Und der aus seiner dunkelgrünen Tiefe
Uns anschaut so voll Seltsamkeit, als schliefe
Ein groß Geheimniß dort in seinem Reich,
Indeß sein Flüsterodem rings die Luft
Durchhaucht mit frischer Kräuter Balsamduft.
Zur offnen Linken bietet sich der Schau
Im Sonnenglanz weithin die schöne Au.

Zwei Stunden Weges — und sie war erreicht,
Die Schenk' im Thal. Wir hielten zögernd an
Minutenlang noch auf dem grünen Plan
Vor dem Gehöft. Ein schwarzer Kater schleicht
An der besonnten Mauer hin und springt
Den Baum dort an und klettert leis empor
Zum Vogelfang —
Da, horch! Es tobt und dringt
Ein buntes Stimmgewirr an unser Ohr:

Von Jodeln, Fluchen, stürmischem Verkehr
Und gellem Weiberschrei ein wüst Gemisch,
Es kommt aus jener offnen Halle her —
Sieh da! Geschaart um einen langen Tisch
Müßige Bursche mit erhitzten Mienen
Flott zechend, würfelnd, kosend frank und frei,
Wildbärt'ge Waidgesellen auch dabei,
Und Magda — Magda mitten unter ihnen!

Jetzt schaut sie uns springt auf, wehrt ab den Zwang
Des Armes, der sie hält, kommt zum Empfang
Fast wie unschlüss'gen Schrittes uns entgegen,
Erfreut halb, aber mehr noch, scheint's, verlegen:
„Wie kommen Die hierher?" — mocht' flugs sich regen
Die Frag' in ihr — sie ahnt, sie weiß sofort,
Daß wir vernommen manch ein schlimmes Wort . . .

Wie? Ist dies Magda? wirklich sie? . . . Sie ist
Und ist es nicht, nicht mehr! . . . O, wer vergißt
Ein Bild, das wie dem Aug' sich dem Gemüthe
Eingrub, ein Ehedem in Maienblüthe,
Mit dem ein traurig ödes Heut sich mißt,
Das, einen Bettler ihn an Edens Thoren
Empfinden läßt, was er zu früh verloren!
Dies Antlitz, blaß und fahl, verwandelt ganz,
Verwischt ins Trübe aller Schmelz und Glanz,
Verkümmert, schmal der Wange volles Rund,
Die Stirne schwül, entfärbt und schlaff der Mund,
Und was aus dem vertieften Auge dringt,
Im übernächt'gen Blicke blitzt und blinkt,
Ist nicht der Seele, — nur des Fiebers Gluth,
Die schon zu sengen scheint in ihrem Blut.

„Willkommen!" grüßt sie uns . . . O weh, es klang
Klanglos wie einer Glocke Ton, die sprang,
Und halb zu Boden ihren Blick geschlagen,
Stellt sie uns hin den braunen Trank —
Wir schwiegen, scheuten peinlich uns der Fragen —
Dann sprang sie fort, verschwand im Haus mit Hast,
Und ob die Bursche schrieen hinterher
Nach ihr, sie ließ, so lang wir hielten Rast,
War's Scham vor uns? — sich nicht erschauen mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

Illusion! . . . Wir hatten nicht gekargt
Mit unsrer Schwärmerei in jenen Tagen
Von Ehedem, drum für des Lebens Markt
Zu hoch im Preise Magda angeschlagen! . . .

Das schmerzt! — Doch still! . . .
Was dann sich zugetragen
Mit ihr seit der verhängnißvollen Stunde
Am Scheideweg — — Wozu noch Wortes Kunde!
Entsiegelt ja ist dieses Angesicht
Ein offnes Buch — ihr Anblick selber spricht
Ja deutlich und genug — — Wozu erzählen
Von eitlem Wahn, von blinder Zuversicht,
Vom Rausch, der nur entzückt, um dann zu quälen,
Von bitt'rer Wahrheit plötzlich grellem Licht,
Vom letzten Halt, der jäh zusammenbricht,
Von fremder Schuld und eignen, eignen Fehlen. —

Illusion! . . .
Und doch war schön die Zeit,
Da uns ergötzte einst die holde Maid:
Und so erlischt der Lebenden Gedächtniß
Vor einer Todten freundlichem Vermächtniß! — —

Elissa.

Gebrochnes Herz in junger Brust,
Nicht stirbt es immer bald:
O, daß du leben, leben mußt
Und schaun so bleich, so trüb und kalt
Auf Lenz und Lust.

Viel Blumen stehn im Glase blank,
Ein jüngst gebrochner Strauß, —
Sie sind ja schon so krank, so krank,
Doch welkend dauern sie noch aus,
Noch lang, noch lang! —

Ein stattliches Gemach. — Sie war allein,
Ringsher von Glanz und edler Pracht umgeben,
Von Allem, was mit Schönheit ziert das Leben
Und was den Sinn berückt mit holdem Schein.

In solcher Herrlichkeit ein Paradies,
Wer träumte hier es nicht? Doch Träume — Schäume!
Der Segen, den ein früher Lenz verhieß,
Erlag dem ersten Wetterstrahl: das Glück verließ —
Wohin entfloh es? — längst ja diese Räume!

Es dämmert kühl schon über Wald und Thal,
Der Westen hat verhaucht die goldnen Farben,
Des Tags erregte Pulse, sie erstarben;
Die Lüfte mit den Vögelein zumal
Sind schlafen gangen in den trauten Zweigen;
Es steigt vom wolkenlosen Himmelszelt
Herab das große feierliche Schweigen
Und Schwermuth überkommt die weite Welt.

Des Abends dunkles Auge schaut herein
In das Gemach, und schaut bis es geblendet
Von der entflammten Kerzen hellem Schein
Urplötzlich sich und scheu von hinnen wendet.

Sie ist allein, mit ihrem Leid allein:
Auf ihrer Stirn scheint deutungsvoll geschrieben
Das ernste Dichterwort: „Still und bewegt". —
Die herbe Ruh, dem Antlitz aufgeprägt,
Verräth ein Herz, das noch lebendig schlägt:
Gemahnt Erinnerung an altes Lieben?
Ist noch ein Sonnenstrahl zurückgeblieben,
Von einem Sturm bedroht, der neu sich regt?
Hat sich nur halb ein harter Kampf gelegt?

Ein Letztes gilt's — sie mußte sich's geloben! —
Vom Divan hat sie rasch sich jetzt erhoben,
Wie zum Entschluß — doch plötzlich hält sie an
Und steht in neu erwachten Zögerns Bann,
Das holde Haupt versenkt in trübes Sinnen,
Doch schaut das große Auge nicht nach Innen,
Es hängt der Blick an einem kleinen Schrein,
Kunstreich geschnitzt aus edlem Elfenbein,
Auf dem sie halb mit Liebe, halb mit Sorgen,
Die Rechte ruhen läßt, als schlöß' er ein
Ein theures Kleinod, vor der Welt verborgen.

Jetzt zieht sie allgemach den stummen Blick
Und ihre schmale, weiße Hand zurück,
Und kehrt, gesenkt die schwermuthsvollen Lider
Sich ab und schreitet sinnend auf und nieder
In stiller Anmuth, doch in jener nicht,
Die leuchtet mit des Frohsinns Morgenlicht:
Sie hat in trüber Zeit auf Stirn und Wangen
Des Schmerzes ernsten Weihekuß empfangen,
Das Maal unseliger Melancholie.
— Wie? selbst der Töne Trost verschmähet sie
Zu dieser Frist — sie läßt die Hand nicht gleiten
Ueber die Tasten klangbeseelter Saiten;

Doch gönnt sie einen Augenblick sich Ruh
Und schaut — es frösteln Gram und Herzweh immer —
Im lodernden Kamin dem hellen Schimmer,
Dem neckisch muntern Spiel der Flammen zu.

Von Neuem mißt sie in bewegtem Gange
Des Teppichs Blumenflor, grübelnd im Bann
Unschlüss'gen Seelenstreits, dann hält sie an
Am hohen Fensterbogen und blickt lange
Starr in die Nacht hinaus, die stumm und groß
Die Welt beherrscht bis in die fernste Ferne:
Schwarz stehn die Waldeswipfel, regungslos,
Und drüber hoch die stillen, ew'gen Sterne!

Glänzt dort ein Strahl, der Dauerndes verheißt?
Ein Licht, das nach des Glückes Pforten weist?
Des Glückes?! — o, wer lernte je es kennen,
Das Glück? — der kühnste Hochschwung streift es kaum:
Der kleine Schlummer, den wir Leben nennen,
Ist viel zu kurz für diesen großen Traum!

Dann wie von plötzlichem Begehr getrieben,
Erschließt den Schrein sie, greift heraus in Hast
Das Kleinod, das er birgt, das ihr geblieben:
Ein karger Rest von einem reichen Lieben.
Sie drückt's ans Herz und schreitet hin, gefaßt,
Und läßt vor dem Kamin sich nieder:
Ihr Antlitz strahlt den Schein der Flammen wider, —
Ein trügerischer Purpur schminket reich
Auf ihre Wange die verklärten Tage
Der heitern Rosen — Tage sonder Klage —
Auf diese Wange, die so ernst, so bleich,
Dem kühlen Weiß der Wasserlilie gleich:
O, Kummer bleicht die zarten Farbenspiele
Und reift das Leben schnell, so daß der Zeit
Grausamer Zeiger scheint, als wär' er weit
Um Mond', um Jahre vorgestellt, um viele!
Erinnrung ruft ein herbes Mitleid wach,
Kein trüb'rer Seufzer tönt dem Lenze nach,
Als die Erkenntniß, ach! die bitter wahre,
Der Schmerz: „Vergebens schön im Lenz der Jahre!" —

Sie kniet vor dem Kamin, zurückgebengt,
Die edle Form von dunklem Sammt umflossen,
Der sich am Boden faltenreich ergossen,
Das Haupt in Kümmernissen vorgeneigt:
Laß hängt herab der Arm — doch eng umschlossen

Von zarter Finger Griff, was hält die Hand?
Zusammen schlingt es fest ein blaues Band:
Das Kleinod ist's, das sie dem Schrein entnommen,
Ein Päckchen Blätter aus vergang'ner Zeit, —
Schon zuckt die Hand, als wäre sie bereit,
Der Flamme, die in frischem Schwung erglommen,
Zu opfern rasch, was sie dem Nichts geweiht.
Doch plötzlich hält sie ein, im Widerstreit
Der Regungen, die neu sie überkommen.
Unschlüssig, ob bedacht, ob unbedacht,
Ob unbewußt gar — löset sie dann sacht
Das Band, die blaue Schleife, und es gleiten
Flugs auseinander wirr und fessellos
Die Blätter und herab auf ihren Schooß,
Um sich vor ihr am Boden zu entbreiten.
Sie sieht sie vor sich, die ihr manche Nacht
Statt süßen Schlafes bittres Weh gebracht,
Die Blätter — Briefe — vielgeliebte Zeilen,
Auf denen düster ihre Blicke weilen.

Sie faßt hinab und nimmt empor ein Blatt
Und sie entfaltet es, wie in Gedanken,
Und drüber neigt ihr Haupt sich schwer und matt, —
Indeß die Hand leise beginnt zu wanken,
Da ihr ins Auge fällt die Ueberschrift,
In der sich alte süße Worte ranken
Um einen Namen, der sie seltsam trifft,
Fast wie mit fremdem, ungehörtem Klange,
Als hätt' sie ihn vergessen oder lange
Ihn schon mit Aug' und Ohr und Herz vermißt,
Und der ja doch ihr eigner Name ist.
Wie schaun sie an die Züge, einst so theuer,
In denen sich sein volles Herz mit Feuer,
Sein Geist mit Schwärmerei ihr zugewandt, —
Sie faßt sich — liest — doch da sie kaum begonnen, —
O, jene Worte sind es, die der Zeit,
Der winz'gen Spanne dieser Lebens-Sonnen
Zusichern kühn der Liebe Ewigkeit —
Umflort ihr Blick sich flugs und heiß entronnen
Dem Thränenborn glänzt Perl' auf Perle sacht
Die Wang' herab. —
Warum sich noch versenken
Noch einmal jetzt in diese Angedenken! —
Da, zitternd hat sie der Reliquie Acht,
Der kleinen Blume, (beigefügt, zu grüßen
Von ihm aus fernem Land, von fremder Au)
Auf die mehr Tropfen jetzt dem Aug' entfließen,

Als drauf getränfelt je des Himmels Thau,
Da sie der Frühling sah der Flur entsprießen;
Ein welkes Blümchen, doch ein redend Maal,
Ein Zeichen, lieblich wie ein Sonnenstrahl
An trübem Tag: — o, Jedes wird zum Zeugniß
Und deutet ein Geheimniß, ein Ereigniß, —
Ein Tand, ein Nichts selbst, das hier Alles ist,
Ein theures Pfand, das Unschätzbares mißt,
Das bald von einer schönen Stunde Frist
Beredt viel traulich Holdes will erzählen,
Bald selbst auf einen schönsten Augenblick
Mit halb verschämter Mahnung weist zurück,
Wenn heiße Lippen den Moment erstehlen,
In süßer Lust zwei Seelen zu vermählen.

„Verschoben lange, — endlich ist sie da,
Gefürchtet und geflohn, die bittre Stunde, —"
So spricht's in ihr im Kampf, den Keiner sah,
Den sie gekämpft in ihres Herzens Grunde,
Des Schweigens Siegel lag auf ihrem Munde —
„Doch einmal siegen Wille und Entschluß,
Geschehe denn, was doch geschehen muß.
Vielleicht, daß noch die bösen Schatten weichen,
Wenn erst in Asche sank das letzte Zeichen;
Vielleicht, daß, stets gehofft und doch entbehrt,
Die Ruh in dieses Herz zurücke kehrt.

O, einst, — wie schwebten wir dahin, hoch oben
Schien mir's, vereint in rein'rem Element
Auf goldnen Wolken hin — sie sind zerstoben!
Die Jahre flohn und haben uns getrennt.
Ein schwer Verhängniß hat die Hand erhoben
Zu hartem Spruch — so kam's, so sollt' es sein:
Du wußtest es, es war die Schuld nicht mein,
Und hab' ich unerklärbar dunklen Mächten
Ein traurig Mißverständniß zu verzeihn,
Wohlan, so will mit Dir ich nimmer rechten!" —

Lebendig trat jetzt in ihr Angesicht
Der Sieg, die Kraft, die Ruhe des Entsagens,
Der Wille, dem vergebens widerspricht
Die schwache Hand, die trotz beredten Zagens
Zuletzt erfüllen muß die herbste Pflicht.

Sie nahm je Blatt um Blatt (soll denn verbluten
Ihr Schmerz in langsam bittrer Selberqual,
Will sie nur Frist gewinnen noch zumal?) —
Und warf je Blatt um Blatt stumm in die Gluthen,

Umsonst mit Müh das Antlitz abgewandt:
Der Blick folgt immer wieder doch der Hand.
Von Blatt zu Blatt schmilzt flugs der Schatz zusammen,
So schnell — wie ist er jetzt schon winzig klein,
Bald wird ein einzig Blatt nur übrig sein —
Da ist's — das letzte — sie ergreift's — verdammen
Dies letzte selbst? — Es kämpfen Ja und Nein
In ihr — heiß preßt sie drauf noch einen Kuß,
Und schluchzend drängt sie rasch den Thränenguß,
Den plötzlichen, zurück — und in die Flammen
Sinkt auch das letzte theure Blatt hinein.

So sieht ein Herzensreich sie untergehn,
Und Monde, Jahre, ach! sind Asche nur,
Ein Nichts! — Wird mit des letzten Funkens Spur
Auch die Erinnerung in Rauch verwehn?!

„Ein Herz in Trauer" — also kniet sie da
Und starrt lang' in der Funken irres Wandern;
Die ew'ge Märtyrin, die Liebe, sah
Und schrieb dies Opfer zu den zahllos andern.

War es verloren — oder hebt sich doch
Vom dunklen Aschenrest hier nicht vergebens
Das Haupt empor? Wird einmal treiben noch
In kranker Brust ein junger Keim des Lebens?

Schwester der Morgenröthe, Hoffnung, führst
Du wieder neue Tage, neue Lenze
Empor ihr? Holde Freude, suchst und kürst
Du für dies Haupt noch frische Rosenkränze?

Wie? oder neigt die Gluth sich niederwärts —
O, still! Weß' ist der Blick, die Weisheit wessen,
Zu künden, was die Zukunft beut, wo Schmerz
Und Jugend noch im Kampf die Kräfte messen? — —

Viel Blumen stehn im Glase blank,
Ein jüngst gebrochner Strauß —
Sie sind ja schon so krank, so krank,
Doch welkend dauern sie noch aus,
Noch lang, noch lang! —

Park-Idylle.

Es war im Park der Sommer-Residenz
— Mein Leben, wie mein Glück, stand noch im Lenz —
Lustwandelnd schritt ich da entlang die breite
Ehrwürdige Allee und bog zur Seite
Dann aus der Menge schwirrendem Geleite
Ins dichte Grün des schmalen Pfades ein,
Ins Einsame; doch schritt ich nicht allein:
Es schmiegte sich, die ich mir jüngst erkoren,
Die liebende Genossin, zärtlich warm,
Gesenkten Blickes, stumm an meinen Arm,
In holde Selbstvergessenheit verloren.

Noch von der Goldfluth, drans er ward geboren,
Bewahrte Glanz und Pracht der Sommertag,
Der klar auf diesen stillen Wipfeln lag;
Durch des Gezweiges Lücken stahl von oben
Herab ins laub'ge Dämmer-Paradies
Sich Strahl um Strahl auf unsres Pfades Kies,
Und wie auf einem Teppich, zart gewoben
Aus Licht und Schatten, schritten wir und, kaum
Daß wir's gemerkt, noch eine gute Strecke
In Traulichkeit, bis an des Parkes Saum.

Dort stand an äußerst abgewandter Ecke
Ein kleiner Pavillon, altmodisch, grau,
Aus Rohrgeflecht ein wunderlicher Bau —
Und hinter dieses Pavillons Verstecke
Da nahm in seine Abgeschiedenheit
Uns auf ein Lieblingsplatz, so ganz geweiht
Dem Glück des Herzens und den stummen Fragen,
Worauf beredt die Blicke Antwort sagen,
Ein schlichter Sitz, vor dem die Landschaft weit
Den flachen Halbkreis dehnt zur Ferne
Und frei die Bahn erschließt dem Augensterne.

Zu Füßen uns ein kleiner Weiher, blank
Wie Stahl, zuweilen nur leichthin gekräuselt
Vom Lufthauch, der im Flug das Schilf durchsäuselt,
Das zierlich ihn mit grünem Kranz umschlang;
Auf seiner Fläche schwammen stellenweise
Vollsaft'ge Blätterteller, rund und groß,
Dazwischen prangten üppig, schwankten leise
Seerosen, Märchenblumen, makellos
Und leuchtend weiß in Alpenschneees Reine,
Emporgetaucht zum vollen Tagesscheine

Geheimnißvoll aus tiefsten Grundes Nacht,
Wie keusche, leuchtende Gedankenblüthen
Aufsprießen aus der Seele dunklem Schacht,
Wenn still sie ruht in träumerischem Brüten.

Kein Schilfsang mehr — der Weiher regungslos —
Dem Himmelsantlitz jetzt der schönste Spiegel.
Von seinem Saum her strahlt ein flammend Siegel,
Verschließend der geheimen Tiefe Schooß,
Das Sonnenabbild blendend durch die Schwüle;
Des linden Osthauchs müder Fächer ruht,
Die Luft erstickt fast in des Aethers Gluth,
Verschmachtend lechzt der heiße Tag nach Kühle
Hinunter in die feuchtkrystallne Fluth.

Vom Saum des Parks her aus den dichten Föhren
Läßt eine muntre Weise noch sich hören
Mit ihrer winzig kleinen Melodei
In ewigem Dacapo-Einerlei,
Ermüdend endlich selbst Geduld und Milde:
Ihr ganzer Kunsterguß fünf Noten nur,
Ihr Alles, was sie lernte von Natur,
Ein schwacher Musikus der Waldsang-Gilde —
Bis doch zuletzt, erschöpft zuletzt vielleicht,
Des Tages großes Schweigen sie beschleicht
Und, Paus' um Pause, sie verstummt am Ende.

Nun ist die kleinste Welt nur noch behende,
Ein hochvergnügter Myriaden-Schwall;
Das ist ihr Festtag, ganz für sie geschaffen
Von dieser Schwüle, die uns läßt erschlaffen:
Festaufruhr und Getümmel überall.
Buntfarb'ge Flocken, leichte Falter flirren
Umher, berauscht von Blumensect und Duft,
Sich paarweis' jagend, dort in dichten Wirren;
Wie von Juwelenblitzen zuckt die Luft,
Wenn jähhin Gold- und Purpurfliegen schwirren,
Der Schwalb' entflieh'nd in sichre Unterschluft;
Blau-Elfen mit den Schleierflügeln, holde
Libellen gaukeln scheu, nur flücht'ge Rast
Sich gönnend dann und wann, um Binsen und Dolde.

Und auf des Weihers Spiegel schießt's voll Hast
In Zickzackstrichen, die da flugs verrinnen,
Von Wasserkäfern, von langbein'gen Spinnen,
Und auf des Spiegels Blättern wimmelt's bunt
Von winz'gen Punkten, kriecht's in emsigem Streben,
Ein jedes Blatt für sie — ein Erdenrund,
Und eines Tages Lust — ein ganzes Leben!

Ein Summen und ein Surren ist's ringsum,
Rings in der Luft, im Ried, im Gras, im Schilfe,
Allüberall ein stimmbegabter Sylphe,
Und mächtig übertönet dies Gesumm
Das Heer der Wiesen-Musiker, der Grillen,
Mit ihrem Zirpen, ihrem schleiferschrillen,
Endlos einförmig, jeder Pause baar,
Ununterbrochen fort, das Ohr zu lähmen,
Daß es der Sinn nicht glaubt mehr zu vernehmen,
Und daß es selber wird zur Stille gar.
Wie ein Geheimniß ruht's auf dieser Stunde
Ringsum, ob auch mit Licht und Tag im Bunde!

Der Schatten, der rückher vom Rohrdach fällt,
Spannt über uns sein kühles Dämmerzelt.
Holdsel'ge Rast! — Es fliegt von Mund zu Munde
Manch Wechselwort tiefinn'ger Herzlichkeit,
Oft halben Lautes nur, von einem Blick
Ergänzt, von einem Händedruck gefeit.
Daß nicht des Schweigens Reiz uns ganz bestricke,
Aufsprudelt wieder dann der Plauderquell:
Vergangnes taucht empor und strahlet hell
Im Auferstehungsglanz — und Hochgeschicke
Berauschen uns, im Zukunftstraum erschaut —
Sonnige Herzen leuchten hell und traut
Hinaus ins Dunkel fernster Dämmerungen —
Sonnigen Herzen ist die Welt erbaut,
In der die goldne Zeit noch nicht verklungen!

Da, plötzlich stört uns auf von obenher
Ein geller Laut: ein Rabenpaar, das schwer
Gemessnen Fittigschlags zwei schwarze Streifen
Am lichten Himmel hinzieht, dann sich senkt
Gen Mitternacht und unsre Blicke lenkt
Zumal, ihm müßig sinnend nachzuschweifen
Ueber den Weiher fort, von dessen Rand
Sich dehnt ein frischgemähtes Wiesenland
Bis an des niedern Dammes Dünensand,
Dahinter breit der Strom die dunklen Wellen
In stolzem Gange läßt vorüberschwellen —
Man schaut ihn nicht, erlauscht sein Rauschen nur,
Und Wimpelwehn bezeichnet seine Spur;
Jenseits dann kahle Brach- und Weidestellen,
Und weiter noch umkränzt, nur matt besonnt,
Ein grauer Kiefernstreif den Horizont.

Wie? — Scholl's nicht eben von des Dammes Stufe
Herüber jetzt von einem dumpfen Rufe?

Was ist's? —
Still! — Wieder ruft es —
Jetzt taucht auf
Von jenseit auf dem Damm ein Mann — ein zweiter,
In Hast ein dritter dann, und andre weiter,
Es sammelt mählich sich ein kleiner Hauf:
Ihr Beieinander ist, mich dünkt's, nicht heiter.
Landleute sind's, Stromschiffer, Mäher — laut
Schreit Einer Etwas in die Tiefe — wieder
Ist Alles still — ein Jeder schweigt und schaut
Gespannt, so scheint es, nach dem Strome nieder —
Und sieh! — da tauchen Welche auf dem Damm
Empor von jenseit, langsam, mühesam,
Wie ich's genau von unsrem Sitz gewahre,
Mit einer Last auf einer Reisigbahre,
Die sie zu Boden niederlassen nun,
Um einen Augenblick wohl auszuruhn.
Dann nehmen sie von Neuem auf die Bürde,
Behutsam, schweigend auch, fast wie mit Würde,
Und bringen sie den Damm herab, gerad
Herwärts einlenkend auf den schmalen Pfad,
Der uns zur Linken, durch die Wiesen gleitet,
Und sanft im Bogen nach der Ortschaft leitet.

Sie kommen durch die Sommergluth — sie nahn —
„Heda!" — — Sie halten an und setzen leise
Die Trage nieder auf des Pfads Geleise . . .
Zur Seite durchs Gestrüpp' brech ich mir Bahn
Und tret hinzu: — 's ist grauenvoll das zu schauen
Und herb! — Lang auf der Bahre hingestreckt
Liegt Einer, den kein Rufen mehr erweckt,
Ein stiller Todter mit friedfert'gen Brauen:
Geschlossnen Aug's, die Züge unschön nicht,
Doch ländlich derb; es ließ im Angesicht
Ein fahler Hauch des Lebens Roth erbleichen,
Durchnäßt das kurzgestutzte braune Haar,
Ein junger Bursch, ich schätz ihn zwanzig Jahr
Und ein'ge noch, Soldat nach Tracht und Zeichen.

Was stieß ihm zu? . . . Der Träger Einer gab
Mir gern Bescheid: „Ein heißer Tag ist's heute" —
— Er wischte von der Stirn den Schweiß sich ab —
„Der hier, der suchte selbst im Fluß sein Grab,
Sie zogen ihn heraus, die Schifferleute,
Und machten sich mit ihm viel Müh und Noth,
Umsonst! zu spät war Alles! Todt ist todt!
Am Ufer war von ihm zurückgeblieben
Sein Rock, worin dies offne Blatt sich fand." —

Ich las, was er mit ungeübter Hand
Vor seinem Ende noch an „sie“ geschrieben:

„Du nur allein, Du warst die Liebste mein,
Und Du auch hast Dein Herze mir versprochen,
Doch hast Du schnöd die Treue mir gebrochen,
Nicht länger tragen konnt' ich meine Pein,
Ich aber hab' mich nicht an Dir gerochen,
Leb wohl! Mein Tod soll mir und Dir gedeihn!
Der Herrgott wolle mir die Schuld verzeihn!“

Die Träger faßten zu und weiter lenkten
Sie ihre Schritte an des Parkes Rand,
Bis sie um eine busch'ge Ecke schwenkten,
Wo meinem Blick das grelle Bild entschwand.

Wohl, wohl! — Es ist die simpelste Geschichte:
Ein junger Lebenstraum mit kurzem Ziel,
Und doch ein rührend ernstes Trauerspiel! —

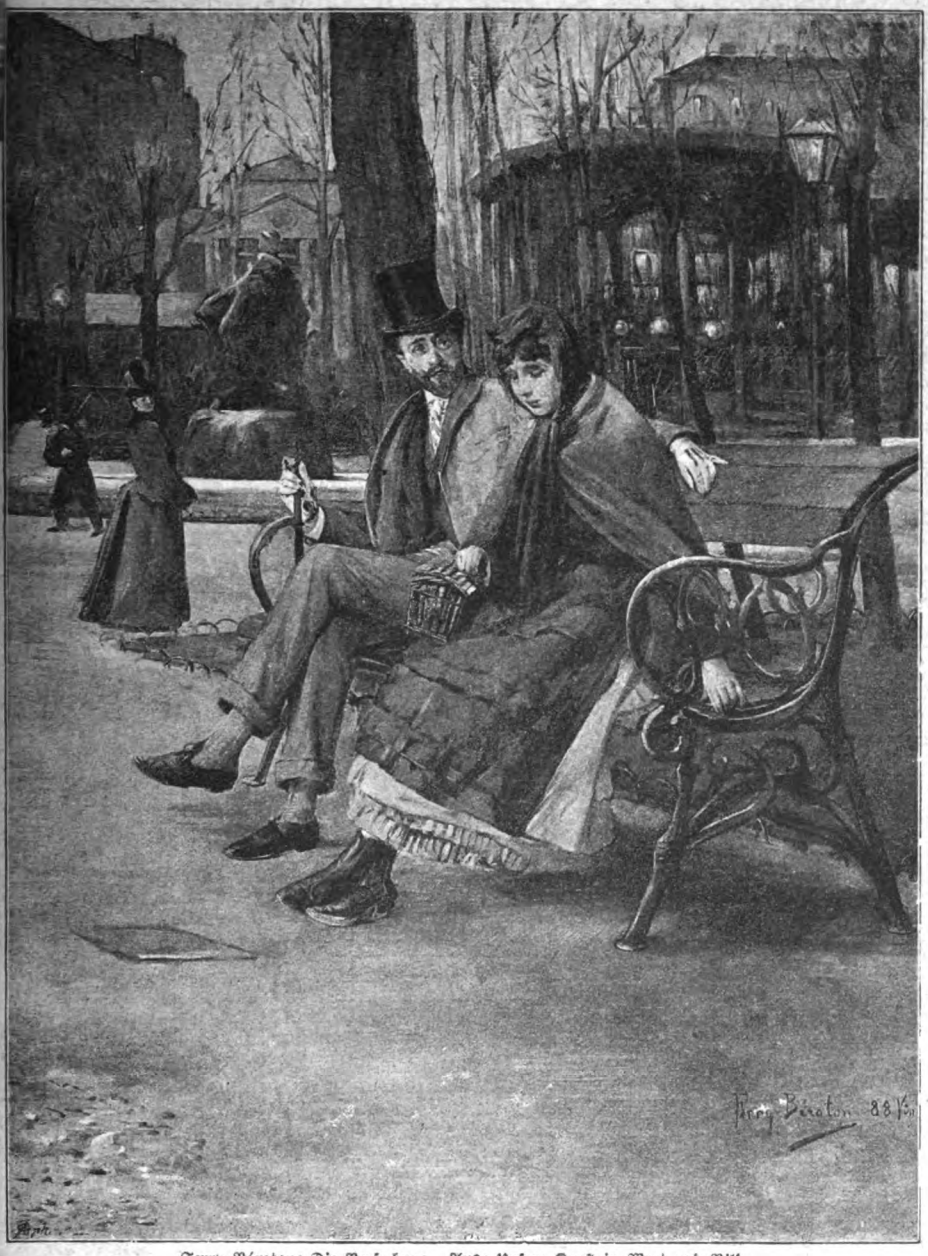
Die Sonne strahlte fort im hellsten Lichte,
Aus wolkenlosem Himmel aber fiel
Auf dieses Sommertages schöne Feier
In unsre Einsamkeit ein Schattenschleier:
Es schmerzte fast uns unser stilles Glück,
Wir senkten ernst und traurig Blick in Blick,
Stumm Hand in Hand zu inn'gem Drucke faltend:
Dann kehrten wir zu unsrem Heim zurück,
Nur enger jetzt noch an einander haltend.

Illustrirte Bibliographie.

Ludwig Anzengruber.
Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Unter dem Protectorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Theresia. Redigirt von Moritz Band, herausgegeben von Rudolf Wittmann. Wien.

Es ist ein merkwürdiges Werk, das sich unter dem Titel „Unsere Kunst in Wort und Bild" dem deutschen Publicum vorstellt. Dem deutschen Publicum: denn wenngleich es zunächst für die Bewohner der österreichisch-ungarischen Monarchie bestimmt ist, so wird es doch auch bei den nahen geistigen und politischen Beziehungen, welche uns mit jener verbinden, im Deutschen Reiche Theilnahme und Anerkennung finden. Die Herausgeber haben sich die Aufgabe gestellt, eine Art von Revue abzuhalten über Alles, was in den österreichisch-ungarischen Landen Anspruch darauf erheben darf, seinen Namen mit der Kunst, im weitesten Sinne gefaßt, in Verbindung zu bringen; sie bieten so gewissermaßen einen summarischen Ueberblick über das gegenwärtige geistige Leben Oesterreich-Ungarns. Wir finden Deutsche, Czechen, Ungarn einträchtiglich nebeneinander; über fünfhundert Namen sind im Ganzen vertreten. Diese Namen sind natürlich sehr verschiedener Natur und sehr verschiedenen Werthes; wir begegnen solchen von europäischem Ruf und solchen von nur localer Berühmtheit; und zwar sind, wie auch nicht anders zu erwarten ist, die ersten nicht gerade dicht gesät. Auf einen wahrhaft Großen kommt ja überall eine ganze Anzahl kleiner Größen. Die Anordnung ist eine alphabetarische. So stehen bunt durcheinander Dichter und Maler, Journalisten und Bildhauer, Musiker und Schauspieler. Das weitaus größte Contingent stellen die Helden und Heldinnen der



Ferry Bératon: Die Versuchung. Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Rudolf Baumbach.
Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Feder und der Schminke. Inwieweit eine Vollständigkeit erreicht ist, entzieht sich unserer Beurtheilung; wir sind von der Fülle des Gebotenen, das von dem reich und vielfach bewegten Geistesleben unseres Nachbarstaates ein schönes Zeugniß ablegt, vollauf befriedigt.

Das Werk, das in zehn Lieferungen erschienen ist, liegt nunmehr als ein stattlicher Band vor uns. Die Mitarbeiter daran, eben die Schriftsteller und Künstler, die zugleich sein Thema bilden, haben in mannigfacher Form ihre Gaben beigesteuert. Der Eine begnügt sich damit, gleichsam nur eine Visitenkarte mit seinem Namenszuge abzugeben; die Meisten jedoch haben ihr Portrait beigefügt; die Dichter haben sich großentheils durch ein paar Verse, die Musiker durch Noten, Bildhauer und Maler durch Abbildungen eines ihrer Werke, sehr viele, besonders Schriftsteller und Schauspieler durch einen, häufig auf ihren Beruf bezüglichen Spruch, beglaubigt. Die Bilder sind auf dem Wege der Zinkographie hergestellt.

Es sei gestattet, unseren Lesern einige Proben der Wahr- und Denksprüche österreichisch-ungarischer Berühmtheiten mitzutheilen. Ludwig Anzengruber, der inzwischen leider aus der Reihe der Lebenden ausgeschieden ist, schreibt:

Zwei nur, — wie ungleich sie, —
Rühren keines Tadels Worte,
Das hartköpfige Genie
Und den Stümper ärgster Sorte.

Eduard von Bauernfeld giebt in einigen „Zahmen Xenien des Siebenundachtzigers" mancherlei Erfahrungen seines langen Lebens Ausdruck; einer der Sprüche lautet z. B.:

Und wenn wir Alle kranken
An den Wehen der neuen Zeit, —
Weit lieber schwere Gedanken
Als Gedankenlosigkeit.

Johannes Benk, der Bildner der von uns im Abbilde wiedergegebenen Statue der Klytia, welche das neue prächtige Burgtheater schmückt, faßt seine Auffassung von der Kunst dahin zusammen: „Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der Mensch." Carl Blasel beschränkt sich darauf, seinem Portrait die Worte beizufügen: „Hier bin ich in Wort und Bild." Anton Dvořák läßt sich unter der Ueberschrift „Eigenart" folgendermaßen vernehmen: „‚Ein wunderlicher Mensch!' — und dabei legen sie ihn neben die andern stillen Schläfer. Dann sammeln sie, was seine Kunst geschaffen, und tragen es in sich hinaus als geistesverbindende Kraft, welche von Geschlecht zu Geschlecht eine endlose Blumenkette windet aus schönen zauberdunklen Blüthen. Zuletzt betrachten sie in dem verödeten Sterbegemach Pinsel oder Meißel, Feder oder Geige und staunen, wie an solch armem Dinge ein ganzer Lebensinhalt sich ausgelebt, eine himmelstürmende Welt von Geist und Herz. Was sich da verdichtet hatte, um ein schmerzlich süßes Menschendasein durchzuleben, es ist nun aufgelöst in das All zurückgeflossen und schweift wieder entkörpert durch dasselbe hin. Der Wanderer, der die Einsamkeit durchzieht, mag ihm da begegnen; wie ein leiser Kuß wird es heranwehen an seine Seele, so daß er darüber in schwermüthig träumerisches Sinnen sinkt, worin Altes und Neues sanft verschwimmt. Einst in Urzeiten schweifte es über den ganzen Erdkreis; allein es ist seither ein Geschlecht aufgestanden, das den Boden rodend und pflügend sich unterwirft, dann Mauern, Zäune, Gesetze gegen einander aufthürmt, worin Einer dem Andern zinsbar wird und Alle dem uralten Fluche. Das

Johannes Benk: Klytia. Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Lola Beeth.
Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

eigene Herz muß Jeglicher dann mit hoher Umfriedung ängstlich eng umschließen, und die nach ihm kommen, ziehen in die alten Grenzen ein und thun wie er.

Jene Seele aber, welche die Einsamkeit durchschweift, sie war, ehe jenes Geschlecht war, sie ist auch jetzt nur, wohin es nicht vorgedrungen; scheu vor ihm zurückweichend, heißt sie — das Naturwalten. Von dem gewaltigen Menschenzuge bei Seite gelassen, unangetastet von seiner gleichmachenden Hand, unfaßbar, grenzenlos, nur sich selbst darlebend, mahnt es den einsamen Wanderer an die Zeit, da sein Stamm noch im Schooße der Gottheit schlummerte und an jene, da er einst wieder in ihn zurückfließen wird; er hört das leise Mahnen, aber er versteht es nicht mehr und meint, er träume schwermuthtiefe Träume seines eigenen armen Einzelndaseins. Hat im Laufe der Zeiten solch einsames Naturwalten in einem Menschengebilde sich verkörpert, so wirken die alten dunklen Mächte in ihm merkbar fort, abseits der gebahnten Heeresstraße geht einsam sein Leben, wunderlich sein Streben, eigenartig seine Kunst. Nur sein Herz, sein armes Menschenherz, das ihm dazu geworden, ist der starke wehe Zauber, der ihn an die Menschenkinder bindet und an das alte, süße, thränenreiche Menschengeschick zu hoffen, zu lieben, zu sterben."

August Förster, auch ein bereits Dahingeschiedener, giebt aus seiner langen und reichen Bühnenerfahrung das Epigramm zum Besten:

„Genial?" So mögt ihr's heißen —
Kenner nennt's „Coulissenreißen".
Weiten soll Genie den engen
Kreis der Regeln, doch nicht sprengen."

Eduard Hanslick schreibt: „Es ist ein sehr trügerischer Satz, daß das ‚wahrhaft Schöne' in der Musik ewige Dauer habe. Das ‚wahrhaft Schöne' — wer ist Richter über diese Eigenschaft? Jede Periode hat andere Ideale von ‚wahrhaft Schönem' in der Musik erweckt und auf die Unsterblichkeit von Tondichtungen geschworen, welche nach fünfzig Jahren vergessen waren.' Insbesondere gilt dies von der Oper, als dem zusammengesetztesten aller Kunstwerke." Adolf Sonnenthal fällt über die Schauspielkunst das Urtheil: „Wie in der Religion, so gilt auch in unserer Kunst Gretchens Wort: Man muß dran glauben." Maurus Jokai und einige seiner Landsleute haben sich in ihren Beiträgen ihrer Muttersprache bedient.

Um die weiblichen Berühmtheiten durch eine hervorragende Repräsentantin einzuführen, seien zwei Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach wiedergegeben: „Wir können es im Alter zu nichts Schönerem bringen, als zu einem milden und anspruchslosen Quietismus." „Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalten seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu thun."

Neben derartigen Sprüchen und Bekenntnissen treffen wir sehr viele Gedichte; auch Gedichte in Prosa von Franziska von Kapff-Essenther, die freilich hinter ihren Vorbildern, den Turgenjew'schen, zurückbleiben.

Aus den zahlreichen künstlerischen Beigaben seien als Beispiele herausgehoben: „In der Pußta" von Otto von Baditz; „Ungarischer Roßhirt" von Ludwig Koch; „Frau Musica" von Franz Lefler; „Im Versatzamt" von Michael von Munkacsy.

u.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.

Herausgegeben von Dr. L. Quidde. Heft 1—3. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Das große Interesse, mit welchem die Gebildeten unseres Volkes die lebhafte Bewegung innerhalb der Geschichtswissenschaft verfolgen, wird es rechtfertigen, wenn wir an dieser Stelle auf eine neue Zeitschrift hinweisen, welche sich zunächst an die Kreise der Gelehrten wendet, aber zugleich auch auf die Antheilnahme der Nichtfachmänner ihre Hoffnung setzt. Es mag gleich im Anfange bemerkt werden, daß die Zeitschrift keineswegs die Absicht hat, sich einer der bestehenden als concurrirendes Unternehmen gegenüber zu stellen; sie will vielmehr in eine Reihe mit ihnen treten, nachdem durch das Eingehen der „Forschungen zur deutschen Geschichte" eine empfindliche Lücke entstanden war. Nicht als ob sie genau den Spuren ihrer Vorgängerin folgte. Die Bedürfnisse auf diesem Gebiet haben sich seitdem so sehr verschoben, daß sie nur durch ein ganz verändertes Programm die Berechtigung ihrer Existenz erweisen kann. Sie stellt sich, kurz gesagt, in den Dienst der allgemeinen Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Wenn sie die alte Geschichte von ihrem Programm ausschließt, so thut sie es nicht etwa, weil sie den Zusammenhang der Zeiten leugnet, sondern in der Erwägung, daß die Kenntniß der alten Geschichte vorzugsweise auf dem Wege der Philologie und Archäologie gewonnen wird und daß die Zeitschriften dieser Disciplinen auch den Abhandlungen über alte Geschichte offen stehen. Auch die Kirchen- und die Rechtsgeschichte, die Literatur- und die Kunstgeschichte, die sich als selbständige Wissenschaften abgezweigt haben, verweist sie auf ihre Fachorgane. Denn der politischen Geschichte soll die neue Zeitschrift als Organ dienen; dieser aber im weitesten Sinne des Wortes. „Die politischen Ideen, die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände und wirthschaftlichen Verhältnisse, soweit sie das politische Leben beeinflussen, die Zusammenhänge des Staatslebens mit Recht und Religion, Kunst und Bildung, sie fallen alle in ihren Bereich . . . Wie nirgends mehr als im Staatsleben die verschiedenen Interessenkreise sich berühren und durchdringen, so kommt auch das Ganze der geschichtlichen Entwickelung, wenn auch nur in seinen Beziehungen zum Staate und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, in der politischen Geschichte mehr als irgendwo anders zur Geltung." Der Weite dieses Programms entspricht es auch, wenn die Zeitschrift die Aufmerksamkeit der Fachmänner hinlenkt auf die lange vernachlässigten Fragen, welche die Methode und Aufgabe der historischen Wissenschaft, die Entwicklung der Geschichtsschreibung und Anderes mehr betreffen. Um einen Ueberblick zu ermöglichen über die unendlich große historische Literatur, giebt sie eine vollständige Bibliographie zur deutschen Geschichte und orientirende Referate über die wichtigeren Erscheinungen für die außerdeutschen Länder.

Frei von der Rücksicht auf irgend eine politische oder religiöse Partei will die Zeitschrift Alles von sich fern halten, wo die Forschung durch die Bestrebungen des Tages getrübt erscheint. Und wie in politischer und religiöser, so will sie auch in wissenschaftlicher Beziehung von dem Zwange einer Schule frei bleiben. Die drei vor uns liegenden Hefte haben gehalten, was das Programm versprochen hat.

Aus der Reihe der Aufsätze seien nur einige erwähnt: Hartwig schreibt über Florentiner Geschichte; Brosch über Maria Stuart; Haupt über Waldenser und Inquisition; Baumgarten über Carl V.; Monod über die geschichtlichen Studien in Frankreich; Bernheim untersucht die Periodisirungen der Weltgeschichte, und Buchholz den Ursprung und das Wesen der modernen Geschichtsauffassung. L.Pr.

Archäologische und kunstgeschichtliche Literatur.

Aegyptische Kunstgeschichte von G. Maspero. Deutsche Ausgabe von G. Steindorff. Mit 316 Abbildungen im Text. Leipzig, W. Engelmann.

Es war eine nicht minder verdienstliche, als dankbare Arbeit, ein so bedeutendes Werk wie Masperos L'archéologie égyptienne, durch Uebersetzung auch weiteren Kreisen des deutschen Publicums zugänglich zu machen. Auch für die Geschichte Aegyptens haben die letzten Jahre wichtiges Material zu Tage gefördert. Wir haben nicht nur die Namen vieler Personen neu kennen gelernt, sondern sind sogar in den

Besitz ihrer Körper gelangt; wir haben weitere Einblicke gethan in die Geschicke des alten Aegyptens, in das Leben und Treiben seiner Bewohner und immer mehr die Einsicht gewonnen, daß die Cultur jenes Landes in jeder Beziehung hoch entwickelt gewesen ist. Dies gilt nicht zum Wenigsten von der ägyptischen Kunst, welche allein uns hier beschäftigt. Die Statuen der beiden Schreiber, wie sie auf S. 205 und 209 abgebildet sind, der sogenannte Dorfschulze auf S. 207 und viele andere sind wahre Meisterwerke der Skulptur. Gerade in unserer Zeit, wo die realistische Richtung in der Kunst das Uebergewicht errungen hat, dürfte die durch und durch naturwahre und lebensvolle Auffassung der ägyptischen Bildwerke, mit der sich Vollkommenheit in der Ausführung verbindet, gegenüber den griechischen Idealstatuen noch mehr zur Geltung kommen. Und welch anmuthige, sorgfältig gearbeitete Gegenstände des ägyptischen Kunsthandwerkes weiß Maspero uns vorzuführen! Die verschiedensten Gefäße und Geräthe aus Thon, Glas, Holz und Metall machen dem Geschmack der alten Aegypter alle Ehre.

In fünf Kapiteln behandelt Maspero die private, religiöse und Festungsbaukunst, die Gräber, Malerei und Skulptur und das Kunstgewerbe, indem er mit Wärme die Vorzüge der ägyptischen Kunst schildert, andererseits aber auch auf die Schwächen derselben hinweist. Die knappe, aber stets klare und fesselnde Darstellung des Originals hat Steindorff in der Uebersetzung im Allgemeinen zu wahren gewußt; nur hin und wieder hat die Klarheit etwas eingebüßt. Inhaltlich schließt sich der Uebersetzer streng an den Text der französischen Ausgabe an, bis auf einige Werke aus dem Berliner Museum, die er, mit Erläuterungen versehen, als Beispiele für Skulptur und Kunstgewerbe neu eingesetzt hat. Mehrere derselben hätten entbehrt werden können, da es in des Verfassers Absicht lag, nur die hauptsächlichsten ägyptischen Arbeiten zu erwähnen. Bisweilen unterbrechen auch die Einfügungen störend den ursprünglichen Zusammenhang, und wir würden es für angemessener finden, wenn Steindorff dieselben zum Schluß als Anhang beigegeben hätte, wie er es mit den berichtigenden Bemerkungen gegen Maspero gethan hat. — Die Ausstattung des Buches ist elegant; die zahlreichen Bilder sind scharf und sauber ausgeführt.

sb.

Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. Carl Schuchhardt. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schliemanns Werke über seine Ausgrabungen kosten über 200 Mark. Ihr Studium ist ein mühsames und beschwerliches selbst für den Gelehrten. Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß Schliemanns Verleger selbst eine handliche Bearbeitung für weitere Kreise durch einen berufenen Fachmann veranlaßt hat. Schuchhardt hat die in Betracht kommenden Stätten besucht, hat mit Schliemann in persönlichem Verkehr gestanden und beherrscht das ganze betreffende Wissensgebiet mit souveräner Sicherheit. Auf 364 Seiten behandelt er klar und verständlich die Ergebnisse der mehrfachen Ausgrabungen Schliemanns an den erinnerungsreichen, sagenumsponnenen, von Homers Poesie verklärten Trümmerstätten, um dann in einem lehrreichen, sehr besonnen und verständig geschriebenen Schlußkapitel die griechische Heldenzeit historisch zu betrachten, wobei er zu dem freilich von den namhaftesten Historikern immer noch bezweifelten, aber auf Grund der Fundthatsachen unumstößlichen Ergebniß kommt, daß eine vorgriechische mykenische Cultur an der Ostküste von Griechenland über die Inseln hin und an der Westküste Kleinasiens (besonders in Troja) geherrscht hat, eine Cultur mit stark asiatischem Charakter, die aber zugleich genug schwerwiegende Uebereinstimmungen mit Homer zeigt, um sicher zu stellen, daß mit den homerischen Achäern die Vertreter dieser mykenischen Cultur gemeint sind, ein Mischvolk aus Minyern, Joniern und Karern. Die gleichmäßige Verbreitung der Cultur erkläre sich aus der zeitweiligen Zusammenschweißung der verschiedenen Stämme zu einem Reiche, welches nach Niederwerfung der Widerstrebenden, besonders Trojas, zum ersten Mal einen friedlichen Handelsverkehr im ägäischen Meer begründet habe. Diese Cultur habe etwa bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Chr. geblüht und sei durch die dorische Einwanderung vernichtet worden. Eine Biographie von Schliemann mit den gelungenen Porträts Schliemanns und seiner Gemahlin ist dem Buche vorausgeschickt. Dasselbe ist allen, die sich für den wunderbaren Mann

und sein Lebenswerk interessiren, auf's Wärmste zu empfehlen. P. W.

Studien zur Aphrodite von Melos. Von C. Häberlin. Zur Orientirung auch für weitere Kreise. Göttingen, Dieterichsche Verlagshandlung.

Eine Vermehrung der Literatur über diese räthselvolle Statue kann nur dann willkommen geheißen werden, wenn die Frage der Ergänzung ihrer Lösung wirklich näher geführt wird. Daß dies dem Verfasser bis zu einem gewissen Grade gelungen, ist nicht zu bestreiten. Nachdem er im ersten Theil die bisherigen Ergänzungsversuche kritisch beleuchtet und dann die actenmäßigen Fundberichte, sowie die Ergebnisse der neueren Untersuchungen über den Zustand, die richtige Stellung der Statue und über die Zugehörigkeit eines leider verloren gegangenen Stückes der Basis, das die Künstlerinschrift trug, mitgetheilt hat, woraus sich ergab, daß dieses Basisstück schon bei Verfertigung der Statue angestückt worden sein muß, stellt er den Grundsatz auf, daß nach diesem Ergebniß die Statue nicht mit einer zweiten Figur, etwa Ares, zu einer Gruppe vereinigt gewesen sein könne. Er tritt vielmehr für die Zugehörigkeit des mitgefundenen Fragments einer Hand ein, die einen Apfel hält, und deutet die Statue mit Beiziehung zweier Münzen der Stadt Magnesia, die laut Inschrift die Aphrodite „Melia" mit Apfel und Scepter zeigen, als Localgottheit der Melier, deren Wappenfrucht der Apfel war. Die Rechte soll ein Scepter gehalten haben, was bei der Richtung des rechten Armstumpfs ohne unschöne Durchschneidung der schönen Körperformen kaum denkbar ist. Ein Fehler des eigenen Ergänzungsversuches des Verfassers ist, daß er die Zugehörigkeit des Basisfragments zugiebt und doch das in demselben vorhandene Einsatzloch gar nicht berücksichtigt. In demselben muß doch irgend etwas befestigt gewesen sein, entweder eine der mitgefundenen Säulen mit Hermes- bez. Bakchoskopf, oder ein Eros, der die Hände zur Göttin emporhält, wie auf den erwähnten Münzen. Letzteres dürfte um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, als nach der Angabe eines Fundberichts auch ein Torso eines Kindes aufgefunden sein soll (S. 24). Eine endgültige Lösung ist also auch in vorliegender Schrift nicht erzielt, dagegen ist es ihr Verdienst, die Statue als Darstellung der Landesgöttin der „Apfelinsel" Melos erwiesen und somit richtig gedeutet zu haben. Die Beigabe einer Abbildung der hierfür wichtigen Münzen wäre sehr erwünscht gewesen. Auch wer mit der umfassenden Literatur über die Statue nicht näher bekannt ist, wird sich aus dem gewandt geschriebenen Schriftchen leicht darüber orientiren. P. W.

Die Aquarell-Malerei. Bemerkungen über die Technik derselben in ihrer Anwendung auf die Landschafts-Malerei. Mit einer Abhandlung über Ton und Farbe in ihrer theoretischen Bedeutung und in ihrer Anwendung auf Malerei. Von Max Schmidt. Sechste vermehrte Auflage. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Einen ausübenden Künstler von der Bedeutung des Königsberger Landschafters Max Schmidt über die Technik seiner Kunst reden zu hören, hat stets seinen besonderen Reiz, und der Umstand, daß das vorliegende Büchlein bereits in sechster Auflage erscheint, beweist das Interesse, mit welchem es aufgenommen worden ist. Ueber seinen Inhalt giebt der Titel erschöpfende Auskunft; es will in der schwierigen, aber so äußerst dankbaren Technik der Landschaftsmalerei mit Wasserfarben ein von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehender Führer sein, dessen Rathschläge aber stets das praktische Interesse des ausübenden Künstlers im Auge haben. Die angehängte Abhandlung beweist, daß der Verfasser sich auch über die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Kunst klare Rechenschaft gegeben hat. M. S.

Carl Screta. (1610—1674). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. Jahrhunderts von Dr. Gustav E. Pazaurek Prag, F. Ehrlichs Buch- und Kunsthandlung.

Eine sehr fleißige und sorgfältige Arbeit, in welcher die Lebensumstände des Prager Malers Carl Screta, des einzigen böhmischen Künstlers im 17. Jahrhundert, der auf einige Bedeutung Anspruch hat, zum ersten Mal genau festgestellt und documentarisch belegt werden. Wenn der künstlerische Werth der Leistungen Scretas auch nicht im Geringsten den übertriebenen Lobeserhebungen entspricht, mit welchen der Nationalstolz der Böhmen ihn stets belegt hat, so hebt ihn die gute Schulung, welche er durch das Studium der italienischen Eklektiker und der gleichzeitigen großen Niederländer erfahren hatte, doch so weit über das geringe Durchschnittsmaß der

malerischen Fähigkeiten seiner Zeit- und Landesgenossen, daß er diese eingehende Behandlung wohl verdient. Der Verfasser hat sie mit solcher Unparteilichkeit und kritischer Schärfe durchgeführt, daß wir den von ihm verheißenen weiteren Beiträgen zur böhmischen Kunstgeschichte mit besten Erwartungen entgegensehen können.

M. S.

Peter von Cornelius und der Campo santo in Berlin. Von H. Pfundheller, Prediger an St. Jacobi zu Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Die kleine Schrift giebt eine kurze Darstellung der Thätigkeit Cornelius' in Berlin und erläutert seine Cartons zu den Fresken im Camposanto. Zum Schlusse plaidirt der Verfasser mit Wärme dafür, daß bei der augenscheinlich bald bevorstehenden Lösung der Dombaufrage auch für die — wenigstens theilweise — Ausführung dieser großartigen Entwürfe endlich Sorge getragen werde.

M. S.

Bibliographische Notizen.

Faust, der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theiles des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Vierte Auflage. Tübingen, H. Laupp.

Dieses an Geist und launiger Satire, aber auch an Anmuth und poetischer Kraft reiche Werkchen hat schon eine längere Geschichte. Der berühmte Aesthetiker Fr. Vischer — denn er ist es, der sich unter den burlesken Pseudonymen birgt — ließ es schon 1862 zum ersten Male erscheinen und gab dann 1886 als eine seiner letzten Arbeiten die zweite, bedeutend umgearbeitete und vermehrte Auflage heraus, welcher bei dem regen Interesse, welches in unseren Tagen der Goethe- und namentlich der Faustliteratur entgegen gebracht wird, sehr schnell bereits zwei neue unveränderte Abdrücke gefolgt sind.

Die erste Fassung des Werkchens war ausschließlich parodistisch und satirisch, in mancher Beziehung vergleichbar dem „Trojanischen Krieg" von E. Dohm und anderen burlesken Werken der ersten sechsziger Jahre. In übermüthiger Laune richtete Vischer die Pfeile seiner Satire theils gegen manche ihm wenig zusagende Partieen aus dem zweiten Theil der Goetheschen Faustdichtung selbst, theils gegen manche pedantischen Erklärer oder Zerklärer derselben. Beide Richtungen der Satire sind höchst ergötzlich verbunden in der Erfindung welche den Grundfaden der Handlung bildet, daß nämlich Faust, welchem ja am Schlusse des zweiten Theiles die „seligen Knaben" zusingen:

„Dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren,"

im Jenseits, um eine ihm noch nothwendige Läuterung zu bestehen, das „muntere Gewimmel" dieser seligen Knaben als Präceptor zu unterrichten hat; und zwar soll er ihnen eben den zweiten Theil des Goethe'schen Faust selbst erklären. Die disciplinarischen Schwierigkeiten, auf welche er bei Erklärung dieses selbst ihm zu schwierigen Pensums bei der himmlischen Jugend stößt, sowie die weiteren, locker angefügten Theile der Handlung — an welcher außer dem mit Faust jetzt ehelich verbundenen Gretchen und dem Schwager Valentin unter anderen auch die geheimnißvollen „Mütter", die in prachtvollen Trimetern redende Helena mit Euphorion, sowie die patres der letzten Faustscene und natürlich Mephistopheles mitwirken — können nicht in Kürze analysirt werden. Nur das sei als für die Stimmung der ersten sechsziger Jahre charakteristisch hervorgehoben, daß der zweite Act schon in dieser ersten Ausgabe eine stark politische Spitze hatte, indem Napoleon III. und die deutsche Kleinstaaterei in wahrhaft aristophanischer Weise angegriffen wurden.

Die 26 Jahre später erschienene zweite Ausgabe des Werkchens zeigte, daß Vischer dieses Kind seiner Laune lieb genug behalten hatte, um es den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend noch einmal gänzlich umzuarbeiten. Viele Einzelheiten sind verändert; z. B. ist Gretchen — weil diese Gestalt dem Aesthetiker jetzt zur Travestie zu hoch zu stehen schien — durch ihre Freundin aus der Brunnenscene, das klatschsüchtige „Lieschen", ersetzt; Napoleon III. erscheint als der überwundene Mann von Sedan, und scharfe Polemik gegen den Ultramontanismus ist eingelegt. Namentlich aber hat Vischer zwei Ausartungen der neueren und neuesten Faustexklärer personificirt dargestellt in der Gruppe der „Stoffhuber," welche auch den unbedeutendsten sachlichen Einzelheiten aus der Geschichte der Dichtung mit großer Wichtigthuerei nachspüren, und in der Gruppe der „Sinnhuber," welche

hinter jedem Worte des Faust eine besondere, tiefere Bedeutung wittern. Wie unerbittlich auch der Spott ist, mit dem der geistvolle Aesthetiker beide Extreme verfolgt, so zeigt er doch am Schlusse des neu hinzugefügten „Nachspieles," daß er weit entfernt davon ist, ernste und richtig geleitete Bestrebungen nach verständnißvoller Würdigung Goethe's irgendwie herabsetzen zu wollen. Dieser Schluß des Nachspieles, welcher in einem Zwiegespräch des Parodisten Vischer mit dem Dichter Goethe selbst gipfelt, ist durchaus ernst gehalten und erhebt sich zu einer Apotheose der hohen und schöpferischen Elemente der gesammten Goethe'schen Dichtung, wie sie in so schönen Worten und in so formvollendeten Versen kaum jemals sonst ausgesprochen worden ist. dr.

P. K. Rosegger's Ausgew. Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Vollständig in 75 Lieferungen. Wien, A. Hartleben.

Viele werden es mit Freuden begrüßt haben, daß die illustrirte Prachtausgabe Roseggers noch vor dem Weihnachtsfeste mit dem vierten Bande ihren Abschluß erreicht hat. Dieser Band enthält drei Abtheilungen: I. Die Aelpler in ihren Wald- und Dorfgestalten. II. Volksleben in Steiermark. III. Sonderlinge aus dem Volke der Alpen, neue Folge. Die Illustrationen des Bandes entsprechen sowohl an Zahl als an Schönheit durchaus den früheren, von denen „Nord und Süd" im 137. Hefte einige charakteristische Proben gebracht hat.

Uebrigens hat die Verlagshandlung sich entschlossen, diesen programmmäßig in 75 Lieferungen (à 50 Pf.) abgeschlossenen vier Bänden noch eine gleich ausgestattete Ausgabe der neuesten Werke Roseggers in zwei weiteren Bänden folgen zu lassen, welche die Verehrer des talentvollen Dichters jenen älteren gern als Ergänzung anreihen werden. O.

Es war einmal . . . Moderne Märchen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Cie.

In reizendem Gewande eine Anzahl anmuthiger Geschichten, die allerdings zum weitaus größten Theil die Bezeichnung Märchen nicht rechtfertigen. Die bald übermüthig neckischen, bald tieftraurigen Stoffe sind schlicht und selten neu; die Schreibart ist durchweg frisch, flott und herzlich. Ein stark melodramatischer Zug in den meisten dieser Erzählungen erinnert an die Erfolge, die des Verfassers Bühnenwerke bei den „Münchnern" davongetragen haben; beim bloßen Lesen schwächt sich die Wirksamkeit desselben stark ab. S.

Im Verlage von S. Fischer in Berlin ist Ende Januar das erste Heft einer neuen Wochenschrift erschienen, welche sich **Freie Bühne für modernes Leben** betitelt und von Otto Brahm herausgegeben wird. Die Namen der Zeitschrift und des Herausgebers zeigen sie als das Organ der Bestrebungen, welche auch durch die vom Verein „Freie Bühne" veranstalteten Theateraufführung zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Bestrebungen werden in einer das Heft eröffnenden programmatischen Einleitung noch einmal ihrem Wesen und ihren Zielen nach zusammengefaßt: „Im Mittelpunkt unserer Bestrebungen soll die Kunst stehen, die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein . . . Der Bannerspruch der neuen Kunst . . . ist das eine Wort: Wahrheit, und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objective Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Ueberzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat . . . Dem Werdenden gilt unser Streben . . ." Das vorliegende Heft enthält den ersten „Vorgang" einer neuen Bühnendichtung von Gerhart Hauptmann, ferner Beiträge von Ludwig Fulda, Emil Schiff, Paul Schlenther, Hans Olden und einen zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlichten Aufsatz vom Grafen Leo Tolstoi. Für die folgenden Hefte sind Arbeiten von Th. Fontane, J. Stettenheim, Arno Holz und Johannes Schlaf, Baron A. von Roberts, Georg Brandes, Dostojewsky, Zola u. A. angekündigt. Regelmäßige Theaterberichte wird Otto Brahm erstatten. Paul Schlenther referirt über die Aufführungen der „Freien Bühne".

Zur Erinnerung an die **Lübecker Geibelfeier** hat der Hofphotograph Hermann Schwegerle photographische Aufnahmen in Cabinet- und Visitenkartenformat vom Festplatz im Augenblick der Enthüllung des Denkmals und von dem decorativen Schmuck des Geburts- und des Sterbehauses des Dichters veranstaltet.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, C., Die neue Generation. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen. Berlin, C. F. Conrad.
Backhaus, W. E., Odinskinder. Zwei epische Dichtungen. Dresden. E. Pierson's Verlag.
Baumgarten, Vernunftreligion und Christenthum zur Zeit der französ. Revolution. Leipzig, O. Spamer.
Bock, A., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Böhm. G., Das Glück der Erde. Novellen. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchh.
Boissier, G., Madame de Sévigné. Aus d. Franz. übers. von C. Seefeld. Berlin, F. Fontane.
Byr, Rob., Die Antwort Alfred Meissner's. München, G. Franz'sche Hofbh.
Dulmchen, Th., Kopf und Herz. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Duruy, V., Geschichte des Römischen Kaiserreichs. Uebers. von G. Hertzberg. Lieferung 99—106. Leipzig, Schmidt & Günther.
Eucken, R., Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Leipzig, Veit & Comp.
Frankl, Ludw. Aug., Episches und Lyrisches. Neue Sammlung. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Geiger, L., Vorträge und Versuche. Beiträge zur Literatur-Geschichte. Dresden, L. Ehlermann.
Grans, H., Genrebilder aus dem Schauspielerleben. Leipzig, O. Spamer.
— Die Wunder der Bühne Mit zahlreichen Text-Illustrationen. Leipzig, O. Spamer.
Groller, B., Leichtlebiges Volk. Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Haken, Mary von, Stürme im Hafen. Zwei Erzählungen 1. Mathildens zweite Ehe. 2. Ellys Verlobung. Riga. Verlag der Müller'schen Buchdruckerei.
Hanslick, Eduard, Musikalisches und Literarisches. Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
Hayn, H., Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Borna, A. Jahnke.
Himmel und Erde. Illustr. naturco. Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellsch. Urania. Jahrg. II. Heft 3. Berlin, Herm. Paetel.
Hirsch, A., Ueber die historische Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege. Berlin. A. Hirschwald.
Holmblad, A. v., Kleine Geschichten. Neue Folge. Hamburg, Verlagsanstalt.
Hörmann, L., Im Lodenrock. Allerlei in Mundart und Schriftsprache. Wien, G. Szehinski.
Ibsen, H., Werke. Moderne Dramen. Band I. III. Herausg. von J. Hoffory. Berlin, S. Fischer.
Jugendpost, musikalische. Jahrg. IV. 1889. IV. Quartal. Stuttgart, C. Grüninger.
Kapff, R., Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen, sprachlich erläutert. Nürtingen, R. Kapff.
Ten Kate, J. J. L., Die Schöpfung. Ein Gedicht a. d. Holländ. von V. Zimmermann. Hamburg, Verlagsanstalt.
Köppen, F. v., Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit und Lebensbild. Volks-Ausgabe. 4 Abtheilungen. Leipzig O. Spamer.
Löwenberg, J., Vor dem Feind. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Altona, A. C. Reher.
Marschner, C., Die Horatier. Trauerspiel in zwei Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Moderne Dichtung, Jahrg. I. Januar-Heft Brünn, M. Rohrer.
Monatshefte des Rennsportes. Herausg. von Fr. Nolda. 1889 Novbr.—Decbr. Berlin, C. Rocco.
Müller-Bohn, H., Graf Moltke. Mit zahlreichen Illustr. Lieferung 9—14. Berlin, P. Kittel.
Neue Musikzeitung, 1889. 4. Quartal. Stuttgart, C. Grüninger.
Ohnet, G., Letzte Liebe, Roman. 2 Bände. Autorisirte Uebers. von E. Becker. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. Jahrg. VI. Band 9. 10.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Olinda, A., Die Prätendentin Histor. Roman a. d. Regierungszeit Katharina II. Freiburg, A. Keipert.
Palmblätter auf Karl Gerok's Grab. Mit Portr. R. Richter.
Pederzani-Weber, J., Der grosse Kaiser und sein Jugendfreund. Leipzig, O. Spamer.
— Die verlorene Tochter. Mit Originalzeichnungen von Th. Brauer. Leipzig, O. Spamer.
Peisker, M., Durch Nacht zum Licht. Novelle. Freiburg, A. Kiepert.
Pierson, E., Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Mit einem Vorwort von Wolfgang Kirchbach. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Richter, A., Deutsche Redensarten. Sprachlich und culturgeschichtlich erläutert. Leipzig, Gerok's. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Robitzsch, P., Geriswind. Eine Märe aus Alt-Sachsenland. Dresden, E. Pierson.
Scenicus, F., Wiener Bühnen-Unwesen. Offener Brief an den Vereinsausschuss des „Deutschen Volkstheaters". Wien, Fr. Denticke.
Schilling, M., Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, R. Gaertner.
Die Seehäfen des Weltverkehrs. Lief. 5. — 8. Wien, Volkswirthsch. Verlag von A. Dorn.
Spamer's Illustr. Konversations-Lexikon für das Volk Zweite Auflage. Lieferung 113 bis 127. Leipzig, O. Spamer.
Spättgen, D. Freiin von, Jone. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson.
Stone, M., Erzählt und gesungen. Wien, Carl Konegen.
Tovote, H., Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman. Berlin, Ad. Zoberbier.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVI. No. 10. Berlin. D. Reimer.
Vogt, J. G., Entstehen und Vergehen der Welt auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes. Mit erläuternden Holzschnitten. Leipzig, O. Gottwald.
— Das Empfindungsprincip und die Entstehung des Lebens auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffs. I. II. Leipzig. O. Gottwald.
Voss, R., Die Sabinerin. Felice Feste. Die Mutter der Catonen. Römische Dorfgeschichten. (Engelhorn's Allgem. Roman-Bibliothek VI. Jahrg. Band II.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XXIV. Band, Heft 5. XXV. Band, Heft 1. Berlin, D. Reimer.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge, Band 96, Heft 1. 2. Halle, C. E. M. Pfeffer.
Zola, E., Vier Novellen. Aus d. Franz. übers von W. Lilienthal. Berlin, F. Fontane.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58^{20} R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41^{8} „
Theresienbrunn	47^{1} „
Neubrunn . .	47^{3} „
Marktbrunn .	31^{5} „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33^{4} „
Kaiserbrunn.	39^{1} „

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889,

Flaschen und Krüge.

"Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den schlagendsten Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein Tafelwasser von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden Hemisphären, wohin man auch reist, es überall zu finden ist; es ist allgegenwärtig ('ubiquitous'), und sollte eigentlich das 'Kosmopolitische Tafelwasser' genannt werden. 'Quod ab omnibus, quod ubique.'"

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Berger in Bremen,

Der Erbe von Rattingen. Novelle. 1 ^

Friedrich Lzlaväc in j)rag.

Anton DvgI5k. Eine biographische Skizze 2Y

Wolfgang Golther in München.

Deutscher und nordischer GStterglaube

Gustav Hirschfeld in Königsberg.

Zur Entwickelungsgeschichte von Kunstsammlungen 55

Gottlieb Krause in Königsberg.

Kants kehre vom Staat 77

k. Westkirch in Hannover.

Eine Sünderin, Erzählung 69

Bibliographie 122

Aunie Sraffey's letzte Fahrt an Lord des Sundeam <mit Zllustrationen>,

Bibliographische Notizen ^26

hierzu ein Portrait von Anton Dvorik. Radirung von Nlilh. llrauskopf in Nlünchen.

sNord und Sud" erscheint am Ansang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstdeilage.
— , preis pro «vuartal (Z yefte) « Marl. —
Alle Buchhandlungen und postanftalten nelimen jederzeit Lestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" bes züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die Redaction von «Mord und Süd" Breslau.

Liebenhufenerstr. 2/S.

von

WeidMaNN'schs Suchhandlung Berdn. (SeschenkmerK).

17 ,

Der Erbe von Rattingen.

Novelle
von

Wilhelm Verger.

— Bremen. —
1.

s sind jetzt etwa zehn Iahre her, als ich eines Sommers in den Ferien, die Touristentasche umgehangen, allein oben an der Weser umherwanderte, Einen Reiseplan hatte ich mir nicht vorher gemacht. An Ort und Stelle erkundete ich mit geringer Mühe im Gespräche mit Leuten, die mir begegneten, mit den Wirthen, bei denen ich einkehrte, was mir für mein Tagesprogramm nöthig war. Ueber den Tag hinaus dachte ich nicht, aus Furcht, in jenes ungeduldige Vorwärtsstreben, die Krankheit modernen Touristenthums, zu verfallen, das den ruhigen, gesammelten Genuß an der Gegenwart kaum aufkommen läßt, jedenfalls denselben beeinträchtigt. Auch suchte ich nicht jene landschaftlichen Schaustücke auf, die der Fremde dem Fremden preist; ich ließ mir genügen an freundlicher Abwechselung von Weide, Acker und Wald; ich erfreute mich überall an der Erde lachenden Geländen, überspannt von des Himmels geheimnißvoller Wölbung.

Eines Tages, gegen Abend, entdeckte ich unvermuthet, da ich mich noch von allen menschlichen Wohnungen fern glaubte, auf einer Höhe mitten im Walde ein alterthümliches Gebäude. Es kamen mir Zweifel, ob dasselbe bewohnt sei; näher hinangehend sah ich indessen, daß es sich in wohlerhaltenem Zustande befand, und daß in den unregelmäßig angebrachten Fenstern helle Scheiben blinkten. Die Neugier bewog mich, der Geschichte dieses Hauses und seiner jetzigen Bestimmung nachzuspüren, und ich schlug einen breiten Weg ein, der meinen Pfad kreuzte und in der Richtung auf das räthselhafte Gebäude verlief.

Nachdem ich etwa zehn Minuten lang gestiegen, kam ich an eine Lichtung, die von einem Zaune eingehegt war. Ich sah darüber hinweg in einen sorgfältig gepflegten Gemüsegarten mit einem breiten Mittelwege, an dem sich schmale Zierbeete entlang zogen. Hier und dort erhob sich ein alter Obstbaum; in der Ferne, hinter mächtigen Kastanien, zeigte sich die Rückseite des Hauses mit darangebauten Schuppen und Ställen.

Während ich schaute, schlug ein Hund an. Ein Zuruf in einer rauhen Baßstimme gebot dem Thiere, sich ruhig zu verhalten. Und nun erblickte ich auch den Inhaber dieser Stimme, einen graubärtigen Mann in hellgrüner Kleidung. Er saß unter den Kastanien, eine kurze Pfeife rauchend, und um ihn tummelte sich eine Schaar junger Hunde.

Ich befand mich augenscheinlich vor der Oberförsterei dieses Bezirks. Und da ich wußte, daß in dieser Gegend den Förstern der Betrieb einer kleinen Wirtschaft gestattet zu werden pflegt, so nahm ich keinen Anstand, durch eine Pforte, die sich mir in der Entfernung einiger Schritte darbot, in den Garten einzutreten.

Sofort rannten mir sämmtliche junge Hunde in possirlichen Sprüngen, eifrig kläffend, entgegen, schnupperten an mir herum und sprangen mit drolligem Ungeschick an mir empor, während die verständige Mutter der Meute ruhig bei ihrem Herrn sitzen blieb, ihn mit stummer Frage ansehend, ob er auch mit dem ungebärdigen Treiben ihrer Kinder einverstanden sei.

Der Förster ließ mich näher herankommen; dann rief er mir zu: „Haben Sie Geduld mit dem kleinen dummen Volk; es hat noch nicht gelernt, was sich schickt!"

Ich bat um Entschuldigung, daß ich in sein Gebiet ohne Weiteres eingedrungen sei, gestand, daß ich, nach langer, heißer Wanderung, das Bedürfniß empfände, zu rasten und mich zu erquicken, und fragte schließlich an, ob er mir etwas Speise und Trank verabreichen wollte.

Er klopfte mit seiner Pfeife vernehmlich auf den Tisch, ehe er antwortete, daß er gerne bereit sei, einen bescheidenen Imbiß zu liefern. „Wir sind auf dergleichen eingerichtet," fügte er hinzu. „An schönen Sonntagnachmittagen sehen wir regelmäßig einen Theil der Honoratioren der umliegenden Dörfer bei uns. Ia sogar ein einfaches Mittagessen geben wir, falls es einige Tage vorher bestellt wird. Dieser Wirthschaftsbetrieb ist eine Liebhaberei meiner beiden Schwestern, die in der ganzen Umgegend gute Bekannte haben und Sonntag«, trotz der Aufwartung, die ihnen allein obliegt, immer Zeit sinden, mit den Freundinnen, die sich einstellen, sämmtliche Neuigkeiten durchzusprechen."

Aus dem Hause kam eine kleine, ältliche Dame, ungemein einfach, fast klösterlich gekleidet, und fragte mich freundlich, nachdem sie mir Guten Abend geboten, was ich zu genießen wünsche.

Ich bat um ein Butterbrod und eine halbe Flasche Moselwein, wenn derselbe zu haben sei.

Die Kleine blickte fragend den Förster an. Und dieser vervollständigte meinen Auftrag: „Graacher, Iette."

Er hatte mich taxirt und gönnte mir eine seiner besseren Sorten, wie ich hoffte.

„Ich habe Verbindungen an der Mosel," sagte er, meine Vermuthung bestätigend. „Diese Sorte, die ich führe, werden Sie so leicht nicht anderswo sinden. Sehen Sie: der Wein, das ist nun wieder meine Liebhaberei; von dieser Seite trage ich mein Scherflein zum Ruf der Wirtschaft bei."

Während er mir dann einige Fragen nach seinen Obliegenheiten als Förster mit mehr Gründlichkeit beantwortete, als ich beanspruchte, kam dieselbe kleine Dame wieder aus dem Hause, zwei halbe Flaschen Wein und zwei Gläser tragend. Wiederum wünschte sie nur Guten Abend. Als ich sie verwundert ansah und nur zögernd ihr den Gruß zurückgab, lachte der Förster und erklärte mir, dies sei Rieke, die andere Schwester. „Die Mädchen sind Zwillinge," fuhr er fort, „und von Iugend an einander so ähnlich gewesen, wie sie heute sind. Nur genaue Bekannte vermögen sie zu unterscheiden. Wer dies indessen nicht versteht, braucht darum doch nicht jedesmal erst zu fragen, wen er vor sich habe. Denn was Rieke weiß, das weiß auch Iette und umgekehrt. Und wie Iette denkr, so denkt auch Rieke. Auch hört eine Iede auf beide Namen, wie es gerade kommt."

Inzwischen hatte Fräulein Rieke Flaschen und Gläser auf den Tisch gesetzt, ohne den Erläuterungen ihres Bruders Beachtung zu schenken und entfernte sich dann, ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben — genau wie Fräulein Iette.

Der Förster bat um die Erlaubniß, seinen Vesperschoppen in meiner Gesellschaft trinken zu dürfen. Nichts konnte nur erwünschter sein. Sofort begann ich, ihn über das Gebäude auszufragen, das er bewohnte. Dasselbe sei auf den Ueberbleibseln eines Nonnenklosters.errichtet, das zweifelsohne in der Periode seiner größten Blüthe den ganzen Hügel bedeckt habe, erzählte er. Es werde behauptet, noch im fünfzehnten Iahrhundert feien über hundert Ortschaften den frommen Schwestern zinspflichtig gewesen. Im dreißigjährigen Kriege fei das Kloster zerstört worden, und der Ort habe dann lange wüst gelegen. Endlich, gegen 1700, sei 'der damalige Herr des Grundes und Bodens, ein Thüringer Graf, mit dem Bau des jetzt noch in allen wesentlichen Stücken unverändert erhaltenen Hauses vorgegangen, auf Begehr seiner Mutter, die hier ihren Wittwensitz aufzuschlagen gewünscht habe. Nacheinander habe dann dieser abgelegene Bau verschiedene alleinstehende Damen von hoher Geburt beherbergt, bald aus diesem, bald aus jenem Geschlecht, bis schließlich nach den Befreiungskriegen der erste Förster eingezogen sei. Seitdem diene das alte und keineswegs bequem eingerichtete Gebäude als Försterei. Er selbst wohne nun schon beinahe zwanzig Iahre darin, von Ansang an mit seinen beiden Schwestern, für die sich, wie er scherzhaft hinzufügte, ein gemeinschaftlicher Mann — denn mit zweien, für Iede einer, wäre ihnen nicht gedient gewesen! — nicht habe sinden lassen. Daß er nicht zum Heiraten gekommen, würde mir begreiflich sein, wenn ich Iette und Rieke näher kennte.

Ich fand dies begreiflich, auch ohne die Zwillingsschwestern näher zu kennen. Der gute Förster war — unbeschadet seiner Pflichttreue im Dienst, die ich zu bezweifeln keinen Grund hatte — augenscheinlich eine ruhige, zu gemächlichem Hinleben geneigte Natur und hatte sich von jeher in ihrer Doppelpflege zu wohl befunden, um an eine Aenderung des bestehenden Zustandes zu denken.

Im Verlaufe des Gesprächs hatte ich mich als einen Wanderer zu erkennen gegeben, der ziellos umherschweife und genügsam genieße, was ihm der Zufall darbiete. Nun erbot sich der Förster, mich mit einigen

Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen, die sich in der unmittelbaren Um. gebung der Ansiedlung besinde« sollten. Dieselben bestanden aus einem alten Brunnen mit der Sandsteinsigur eines unbekannten Heiligen, einer verfallenen Mühle und einigen durch Alter und Größe merkwürdigen Bäumen. Voraussichtlich besaßen alle diese Dinge nur eine locale Wichtigkeit und ihre Besichtigung verlohnte sich nicht der Mühe; da ich indessen wußte, daß es den Leuten auf dem Lande Vergnügen macht, Fremden ihre Raritäten, oder was sie dafür halten, vorzuweisen, so nahm ich des Försters Anerbieten mit geziemender Dankbarkeit an.

In der That bekam ich nichts zu sehen, was an einen, anderen Orte meine Aufmerksamkeit erregt haben würde. Inzwischen dehnte sich unser Spaziergang, da mein Führer noch einige vorher nicht namhaft gemachte Punkte einschaltete, weit länger aus, als ich erwartet hatte, und bei unserer Rückkehr war die Dämmerung bereits angebrochen. Wenn ich mein Tagesziel noch sicher erreichen wollte, so mußte ich sofort meine Schritte weiter lenken. Ich erkundigte mich nach dem nächsten Wege nach Sprenzlingen. Der Förster beschrieb mir denselben mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und glaubte auch jedenfalls, daß ich nach seiner Anleitung nicht irre gehen könne. Ich aber, nachdem ich ihm genau zugehört, war anderer Ansicht. Schon jetzt hatte ich die Reihenfolge seiner Wegmerkmale vergessen. In einer Stunde sollte ich Sprenzlingen vor mir liegen sehen, oder wenigstens die Lichter in seinen Häusern erblicken, versicherte der Förster. Dagegen war ich überzeugt, daß ich die Nacht im Walde würde zubringen müssen, falls ich so waghalsig wäre, bei der rasch zunehmenden Dunkelheit mich meinem nicht eben hervorragenden Spürsinn anzuvertrauen. Nach kurzer Ueberlegung platzte ich mit der Frage heraus, ob die Oberförsterei mir kein Nachtquartier bieten könne.

Darüber müsse er mit „den Mädchen" reden, versetzte der Förster bedächtig und ging zum Hause voraus. Er ließ mich in eine Art von Gaststube eintreten und begab sich dann zu Iette und Rieke, um Kriegsrath mit ihnen zu pflegen. Ich mußle auf die regierenden Gewalten einen vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben, denn er kam bald mit dem Bescheide zurück, ich möge bleiben; doch werde von mir erwartet, daß ich nur die nothwend'gsten Ansprüche an Bedienung stelle und mir gefallen lasse, das einfache Abendbrot der Familie zu theilen.

Nachdem ich mich mit diesen Bedingungen einverstanden erklärt, wurde ich in das Wohnzimmer geführt. Dort empsingen mich beide Schwestern mit einem solchen Cermoniell, daß mir sofort klar wurde, von diesem Augenblicke an müsse ich mich als geladener Gast betrachten und demgemäß mein Benehmen einrichten. Ich stellte mich also vor: Regierungsseeretär Angermann aus Kassel, und der Förster machte nochmals Iette und Rieke namhaft, den Familiennamen Wolfshagen hinzufügend.

Unterscheiden konnte ich sie übrigens nicht, obgleich ich sie nun nebeneinander sah. Da beide denselben Geschmack hatten, so trugen sie sich auch vollständig gleich, bis auf die geringste Kleinigkeit. In städtischer Umgebung würde mir die Altjüngferlichkeit ihres Aussehens komisch vorgekommen sein; hier aber schien sie dem Orte durchaus angemessen, und es kostete mich keine Anstrengung, den schicklichen Ton gegen die altfränkischen Damen anzuschlagen.

O, sie erwiesen sich als sehr wohl unterrichtet über die Angelegenheiten draußen in der Welt. Von ihrer einsamen Waldwarte aus beobachteten sie mit regem Antheil und hellem Geiste die Kreuz- und Quersprünge, in denen sich die Cultur vorwärts bewegt. Sie waren nicht vom Pessimismus angekränkelt, sie nicht. Nur das Gute, das Fruchtbare, das Ausklärende sammelten sie in die Scheuern ihres Gedächtnisses. Und wie wußten sie es aufzuspüren! Die Lust; mit soviel Hoffnung bewirthet zu werden, war mir schon längst nicht geworden. Denn uns Städtern, wie wir uns auch dagegen wehren mögen, drängt sich immer wieder der Hang zur Unzufriedenheit auf. Mit dem Erreichten, so groß es auch sein möge, werden wir blitzschnell fertig, und von dem Werdenden sehen wir nur das Chaos. Und der Eine macht den Andern mißtrauisch, ob das Alles nun auch so wachsen werde, wie es soll und sein muß. Da gewährt es dann Freude, einmal wieder ausgesprochen zu hören, daß der alte Gott noch lebt und mit seiner Weltordnung im Großen und Kleinen noch lange kein Fiasco gemacht hat.

Nach kurzer Zeit befand ich mich im lebhaftesten Gespräch mit den Schwestern. Sie ergänzten sich, sie hatten schlechterdings nur eine Ansicht. Es war, wie Wolfshagen mir gesagt hatte: wie Rieke, so dachte auch Iette. Er saß bei Seite, der wackere Förster, und ergötzte sich im Stillen an der Gewandtheit, die sie in der Unterhaltung mit dem fremden Herrn zeigten. „Da sehen Sie nun, Herr Seeretär," wandte er sich endlich in einer Pause an mich, „wie es um meine Häuslichkeit bestellt ist. Unser Kreis ist freilich klein, aber es herrscht eine angenehme Temperatur darin, und die Spiegel, mit denen wir die Bilder der weltlichen Dinge auffangen, halten wir wacker in Thätigkeit. Und da die täglichen Arbeiten außerdem nicht abreißen, so haben wir nie Langeweile."

Beneidenswerthe Sterbliche! — Saßen mitten im Walde, von dem nächsten Dorf eine Wegstunde entfernt, waren geistig regsame Leute und jammerten doch nicht nach Theater und Concerten, nach Kunstausstellungen und Wiener Caffös!

Nach der frugalen Abendmahlzeit, die der wirklich vortreffliche Graacher des Försters würzte, führten die beiden Damen mich im Hause umher. Die Zimmer lagen in der wunderlichsten Anordnung ringsum, als ob sie in die fertigen Mauern einzeln, je nach Laune hineingebaut wären. Nicht einmal dasselbe Niveau des Fußbodens hatten sie; ein, zwei, sogar drei Stufen führten zu ihnen empor. Und um die Kammern im oberen Stockwerk, unter denen auch die meinige, erreichen zu können, waren nicht weniger als drei Treppen angebracht worden.

„Welch unsinnige Architektur!" rief ich kopfschüttelnd aus.

„Das ist sie wohl," gab Iette kleinlaut zu. „Aber —"

„Ein liebes altes Nest ist es doch," siel Rieke ein, und die Andere nickte dazu aus voller Ueberzeugung.

Was vermag die Macht der Gewohnheit nicht! — Dabei waren die Wände meist nur hellgetüncht, und die Möbel von rührender Einfachheit! — Den einzigen Schmuck bildete, außer einer Anzahl von Geweihen, das Bild des Kaisers in Oeldruck.

In meinem Schlafzimmer, in welchem wir übrigens nur kurze Zeit verweilten, siel mein Auge sofort auf ein photographisches Bildniß, welches an der kahlen Linkswand hing. Es stellte einen jungen Mann dar von auffallender Schönheit der Gesichtszüge.

„Wer ist das?" rief ich erstaunt aus und machte Miene vor dem Bilde zu verweilen.

Rieke, die das Licht in der Hand trug, wandte sich mit einiger Hast zur Thür. Es kam mir so vor, als ob ein rascher Blick zwischen den Schwestern gewechselt worden wäre.

„Ein ehemaliger Freund unseres Bruders Eberhard," antwortete Iette leichthin.

„Aus der Studienzeit," glaubte Rieke hinzufügen zu müssen.

„Ein selten hübscher Mensch!" bemerkte ich.

Schweigend gingen die Schwestern die Treppe hinab, mir voran.

„Was ist aus ihm geworden?" fragte ich unbefangen.

„Etwas Gutes schwerlich," kam die Antwort scharf von Rieke.

Und Iette unterstützte: „Körperliche Schönheit, mit Charakterschwäche verbunden, führt immer zum Unheil."

Ich aber wußte nun, daß mit dem schönen Freunde des Försters sich in der Vergangenheit etwas ereignet habe, das ihn um das Wohlwollen der Schwestern brachte, und beschloß, eine passende Gelegenheit wahrzunehmen, um Wolfshagen zun. Reden darüber zu bringen.

ll.

Der Förster empsing mich mit der Frage, wie mir seine Behausung gefalle; worauf ich erwiderte, der Bau sei nur insofern interessant, als er vollständig planlos und noch dazu mit seltenem Ungeschick errichtet sei. Ich fügte hinzu: „Wenn ich sonst ein altes Wohngebäude durchwandere, dann habe ich immer die Empsindung einer geheimnißvollen Vergangenheit. Damit meine ich nicht, daß ich etwa voraussetze, es seien darin entsetzliche Dinge geschehen. Aber ich sage mir: die Mauern, in denen vier, fünf Generationen sich abgelöst haben, müssen doch das eine oder andere außergewöhnliche Menschenschicksal gesehen haben. Bei der Promenade durch Ihr Haus dagegen, Herr Förster, bin ich von einem derartigen Gefühle gänzlich frei geblieben; ich glaube, es hat sich niemals etwas darin ereignet, das in einem Romane zu verwenden wäre."

„Der Schein trügt," sagte der Förster. „Was im vorigen Iahrhundert die adeligen Damen hier getrieben haben, weiß ich nicht. Wenn eine derselben Aufzeichnungen hinterlassen haben sollte, was immerhin möglich ist, so stecken dieselben in unzugänglichen Archiven. Aber noch zu meiner Zeit ist dieser Mißbau der Schauplatz einer seltsamen Begebenheit gewesen."

Eine der Schwestern räusperte sich leise.

Der Förster achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Oben in Ihrer Kammer, Herr Seeretär, hängt eine Photographie. Etwas verblichen ist sie zwar, doch immerhin noch deutlich genug, um von dem Manne, den sie darstellt, eine richtige Vorstellung zu geben. Sehen Sie sich das Bild einmal an; es ist der Mühe werth. So hübsche Menschen, wie der Konrad Gruber einer war, sind selten."

Das Schwesternpaar wurde unruhig. „Laß doch die alten Geschichten, Eberhard," bat Iette. Oder war es Rieke — ich weiß es nicht.

„Was ist daran gelegen?" versetzte Iener gleichmüthig. „Wir haben keine Unehre davon gehabt."

Bei dem Widerstande der Schwestern hielt ich es nicht für schicklich, der Sache weiter nachzuforschen. Dem Förster indessen schien daran gelegen, vor mir, dem Fremden, gewissermaßen das Renommee seines Hauses zu retten. Er entkorkte eine frische Flasche Graacher, schenkte die Gläser voll und hub dann bedächtig an: „Dieser Konrad Gruber, müssen Sie wissen, besuchte die Forstschule mit mir. Er war ein frischer Iunge damals, mit einem Gesichte wie Milch und Blut. Dabei ein Teufelskerl, der recht gut wußte, wie hübsch er war, und das Seinige that, seine körperlichen Vorzüge in das beste Licht zu setzen. Und liebenswürdig war er auch; sein Wesen trug das Gepräge einer rückhaltlosen Offenheit, die ihm alle Herzen gewann, und nicht zuletzt das meinige. Wir fanden nun freilich bald aus, daß Gruber weitaus nicht der Engel war, als welcher er uns Anfangs erschien. Er erwies sich als ein unzuverlässiger Freund, als ein plauderhafter Zwischenträger; er wälzte die Streiche, die er verübt hatte, mit raffinirter Geschicklichkeit auf Andere ab; er nahm unsere Börsen in Anspruch, ohne jemals an Rückzahlung zu denken. Dazu besaß er nicht den mindesten Lerntrieb, so leicht er auch faßte. Aber es giebt ja vrivilegirte Naturen, die sich Alles erlauben dürfen. Man schüttelt den Kopf über ihre Fehler, ärgert sich auch gelegentlich über sie, und kann ihnen dennoch nicht gram werden. So verhielt es sich mit Konrad Gruber. Er konnte thun und lassen, was er wollte: er blieb lieb Kind bei Allen.

„Nachdem wir beide gleichzeitig die Forstschule verlassen hatten, sah und hörte ich lange nichts von ihm. Jch hatte das Glück, im praktischen Dienst rasch befördert zu werden, und erlangte in verhältnißmäßig jungen Jahren diesen Posten, auf dem man, wie es den Anschein hat, allerdings beabsichtigt, mich verschimmeln zu lassen. Als ich meine Bestallung in Händen hatte, machte ich meinen Schwestern plausibel, daß sie wohl daran thäten, zu mir zu ziehen. Ganz ohne Weiteres waren sie nicht zu haben. Eine Einsiedelei im Walde ist kein Platz, den man in jungen Jahren so leicht freiwillig zum Wohnorte wählt. Aber ich war der einzige Bruder und durfte doch nicht körperlich und geistig in einer Junggesellenwirthschaft verkommen; das hat den Ausschlag gegeben."

„Glauben Sie ihm nicht," siel eine der kleinen Damen ein. „Wir bedurften seiner Unterstützung mehr, als er der unfrigen. Gezögert haben wir nur, weil wir fürchteten, uns nicht genügend nützlich machen zu können."

Und die andere vollendete: „Als wir darüber beruhigt waren, kamen wir uuverzüglich."

„Also im Jahre 1856 begründeten wir unseren gemeinschaftlichen Hausstand," fuhr der Förster in seiner Erzählung fort. „Es war im Herbste des nächsten Jahres —"

„Am dreizehnten November," schaltete eine der Schwestern ein — „Als ich am Nachmittage eine Kutsche sich durch den Wald winden sah, in der Richtung auf die Oberförsterei. Kaum denkbar war, daß dieselbe sich verfahren haben sollte, da an guten Landstraßen in dieser Gegend schon damals kein Mangel war. Der vornehme Besuch galt also zweifelsohne mir. Jch verfügte mich zur Einfahrt und sah mit nicht geringer Spannung der Ankunft des Wagens entgegen. Schon aus der Ferne rief mir eine bekannte Stimme zu: Muten Abend, Eberhard!'. Doch besann ich mich vergeblich, wer der Rufende sein könnte; denn mit demjenigen, der es war, hatten sich meine Gedanken schon lange nicht mehr beschäftigt, und ihn konnte ich auch am allerwenigsten in dem Gefährt vermuthen. Bald indessen, bei dem Anblick eines blonden Kopfes, der sich aus dem Wagenfenster schob, ging mir ein Licht auf: es war kein Anderer als Konrad Gruber, der als Reisender — ich erspähte einige aufgeschnallte Koffer — sich anschickte, bei mir einzukehren.

„Ich hatte kaum ein anderes Gefühl, als dasjenige der Neugier, während die Pferde vollends den Hügel emporklommen. Noch war der Wagen nicht zum Stillstand gekommen, als Konrad heraussprang, auf mich zueilte und mich mit überschwänglicher Lebhaftigkeit umarmte. Was er alles hervorsprudelte, weiß ich nicht mehr, denn ich hatte inzwischen gesehen, daß er nicht allein gekommen war. In der Kutsche saß eine verschleierte Dame.

„Konrad, immer achtsam auf Alles, was um ihn her vorging, hatte meinen Blick bemerkt. Rasch raunte er mir zu: ‚Es ist meine Frau. Wir sind auf der Flucht vor hocbmüthigen Verwandten. Gewähre uns ein Asyl um unserer alten Freundschaft willen; ich habe auf Dich gerechnet. Später erzähle ich Dir Alles'.

„Was sollte ich machen? — Wie diese beiden Gäste, die da hereinschneiten, unterzubringen waren, davon hatte ich keine Ahnung. Raum genug war freilich vorhanden, doch in den Gastzimmern oben über den drei Treppen fehlte noch jegliches Mobiliar. Aber abweisen konnte ich die Flüchtigen nicht; einer solchen Hartherzigkeit war ich nicht fähig. Mochten sie bei uns vorlieb nehmen!

„Ich erwiderte kurz, das begehrte Obdach solle ihm nicht versagt sein. Darauf sprach er nach dem Wagen zu: ‚Hulda, wir sind geborgen! Ich sagte Dir's ja: Eberhard Wolfshagen ist der Beste der Menschen!'

„Aus dem Wagen aber kam keine Antwort; auch regte sich nichts darin. Betroffen eilte Konrad zum Schlage. Die Dame, die er seine Frau genannt hatte, war ohnmächtig geworden. Was mochte die Aermste alles erduldet haben, dachte ich, daß sie jetzt zusammenbricht, in dem Augenblicke, da sie weiterer Anspannung enthoben ist!

„Konrad sprang in den Wagen; er hob die Leblose herab und ich empsing sie in meinen Armen. Ich trug sie über die Schwelle dieses Hauses. Es siel mir auf, daß sie in kostbare Tücher gehüllt war, daß ein feines Parfüm von ihr ausging. Darüber erschrak ich. Welche Prinzessin sich ihm in Liebe zugewandt habe? fragte ich Konrad, der neben mir herschritt, den Schleier lüftend und ängstlich in den Zügen forschend, die mir noch verhüllt blieben.

„Er hatte keine Zeit, mir zu antworten. Schon kamen Iette und Rieke herbei, voll von Mitleid mit der Unbekannten, voll Eifers, ihr zu helfen. Sie wiesen mich an, meine Last in ihre Schlafkammer zu tragen, und sie dort auf eines der Betten niederzulegen. Als dies geschehen, entfernte ich mich, und traf auf dem Flur Konrad. Er war zurückgeblieben und ging unruhig hin und her, augenscheinlich wenig damit zufrieden, daß ihm so kurzer Hand die Sorge für seine Frau abgenommen worden war."

Hier nahm eine der Schwestern das Wort. „Wir erstaunten nicht wenig, als wir gewahrten, welch ein feines, vornehmes Geschöpf uns so urplötzlich in die Kur gegeben war," berichtete sie. „Die Hüllen, die wir von der Ohnmächtigen lösten, gaben Zeugniß davon, daß sie aus einem reichen Hause stammte. Hübsch erschien sie uns nicht, als sie bleich, mit geschlossenen Augen, vor uns lag; dann aber, nachdem sie diese Augen geöffnet hatte und ihre Züge sich zu beleben begannen, wurden wir anderer Meinung. Ein liebreizendes Kind war sie, braunlockig, mit dunklen, schön gezogenen Brauen und großen, blauen, leuchtenden Augensternen. Und noch so jung, so jung! - Ob sie bleiben dürfe? war ihr erstes Wort. So zaghaft kam es heraus, so scheu blickte sie uns dabei an — wir merkten wohl, wie furchtsam ihr noch um's Herz war. Wir beruhigten sie; wir versicherten ihr, daß sie sich unter Freunden besinde. Und nun, als sie sich erkundigte, ob wir die Schwestern von Eberhard Wolfshagen, dem Freunde ihres Mannes, wären, und gleich darauf bat, Konrad zu benachrichtigen, daß sie sich wieder erholt habe — nun erriethen wir, wem Eberhard Herberge gegeben hatte. Sofort aber war uns auch klar, daß in dieser Ehe nicht Alles in Ordnung sein konnte. Ueber Konrad Grubers Verhältnisse und Aussichten im Leben waren wir hinreichend unterrichtet, um zu wissen, daß dieses Frauenzimmer, welches jetzt selbst uns gegenüber ihre Gewohnheit, zu befehlen, nicht ganz verleugnen konnte, weit über seinem Stand war. Liebesheirathen aber, die über eine weite gesellschaftliche Kluft hinweg geschlossen werden, führen bekanntlich selten zu irdischem Glück. Sie dauerte uns, die kleine, niedliche Person, und wir glauben, sie war klug genug, dies aus dem warmeren, herzlicheren Tone zu schließen, den wir gegen sie anschlugen."

Die andere Schwester fuhr fort: „Unser Mitleid war ihr unbehaglich; sie empörte sich dagegen und kehrte die Prinzessin heraus. Eine von uns möge doch nach ihren Koffern sehen, ordnete sie an, und die andere ihr bei der Toilette behülflich sein. Seit achtundvierzig Stunden sei sie nicht aus den Kleidern gekommen, die sie trage. Sie müsse sich für ihren Mann schön machen und ihm wieder etwas Neues werden. Und nachdem die Koffer herbeigebracht waren, putzte sie sich mit unserem Beistande heraus, als ob sie zu einer Soiree in der Residenz gebeten wäre. Es machte ihr augenscheinlich Freude, und uns auch. Kaum wurde es uns bewußt, welcher seltsamen Beschäftigung wir uns eigentlich hingaben, wie wunders bar, wie märchenhaft dies ganze Treiben war — in unserer armseligen, nüchternen, kahlen Oberförsterei!"

Nun siel der Bruder wieder ein: „Jnzwischen hatte ich Konrad in mein Zimmer geführt. Er trug Civilkleider. Ob er den Forstdienst quittirt habe? fragte ich. Gleich wollte er mir Rede und Antwort stehen, versetzte er; vorher bäte er um einen Schluck Wein oder Branntwein, was ich gerade bei der Hand hätte; seine Zunge klebe ihm am Gaumen und es fröstle ihn bis in's Mark hinein. Während ich ihn bediente, konnte ich doch das Fragen nicht lassen. Wie er von meinem Aufenthaltsorte Kunde erhalten, forschte ich. Das war nun einfach genug zugegangen. Er hatte in einem Forstblatte von meiner Ernennung gelesen und mir soviel Interesse bewahrt, um sich genau über die Lage des Baues, worin ich hauste, zu unterrichten.

„Nachdem er mir diese Erläuterung gegeben, legte er mir eine Beichte über die Ereignisse ab, denen ich das Vergnügen verdankte, ihn wiederzusehen. Etwa ein Jahr vorher hatte er auf den freiherrlich von Rattingenschen Besitzungen in Baiern eine Stelle als Forstgehülfe erhalten, nnt der Aussicht auf rasches Vorrücken, falls er sich bewähre. Diese Anstellung verdankte er dem Zufall und seinem angenehmen Aeußern. Der Schwager des verstorbenen Freiherrn und Verwalter seiner hinterlassenen Güter als Vormund der einzigen minorennen Tochter, ein Herr von Altmühl, hatte ihn bei einem Treibjagen kennen gelernt und Gefallen an ihm gefunden.

„Und Gefallen an dem hübschen Forstgehülfen fand dann auch sehr bald die junge Freiin von Rattingen. Häusig richtete sie ihre Spazierritte so ein, daß sie ihn unterwegs antraf. Dann ließ sie ihn lange Strecken neben ihrem Pferde hergehen und unterhielt sich mit ihm. Und der alte Reitknecht, der sie begleitete, blieb diseret zurück. Konrad verstand bald die Sprache, die Huldas Augen redeten. O, er war in dergleichen Dingen nicht auf, den Kopf gefallen, mein schöner Freund! Und es wurde ihm auch nicht eben schwer, die Neigung des reizenden Mädchens zu erwidern, eine Neigung, die für ihn fo schmeichelhaft war. Außerdem lockten ihn, wie ich vermuthe, die glänzenden Aussichten, die sich ihm zu eröffnen schienen. Denn er war jung und leichten Sinnes und noch geneigt, die Liebe für allmächtig zu halten. Auch hatte er, verwöhnt wie er war, eine hohe Meinung von sich und glaubte an die Macht der Persönlichkeit. Deshalb warf er sich von Anfang an mit den ausschweifendsten Hoffnungen in diesen Liebeshandel.

„Derselbe verlief dann, da er nicht entdeckt wurde, wie vorauszusehen war. Im Dunkel des Geheimnisses wuchs die Leidenschaft. Ein Druck der Hände, ein keckes, rasch geflüstertes Wort — und das Einverständniß war hergestellt. Es folgten Begegnungen unter vier Augen und nach dem ersten Taumel Berathungen über die Zukunft. Angehören wollte Hulda ihm, allen Hindernissen zum Trotz. In wenigen Iahren würde sie Herrin über ihre Hand sein; bis dahin nur gelte es, in Geduld auszuharren. Aber nicht lange vermochten die Liebenden sich an der Aussicht auf spätere Belohnung gegenseitiger Treue genügen zu lassen. Schleunigste Vereinigung wurde das Ziel ihrer Sehnsucht. Der Gedanke an Entführung, an Flucht tauchte auf. Und einmal zugelassen, stellte derselbe sich immer verführerischer dar. Bald war nur noch von den Mitteln und Wegen die Rede, wie eine Flucht zu bewerkstellige fei. Eine kleine Reise, die Hulda gestattet wurde zu unternehmen, bot die erwünschte Gelegenheit. Konrad fuhr voraus und erwartete die Geliebte an der nächsten Station. Sie wurden ihres Beisammenseins nicht froh, die beiden unbesonnenen Menschenkinder; denn sofort ergriff sie die Angst vor Verfolgung, vor Entdeckung und gewaltsamer Trennung. Kreuz und quer fuhren sie, um die Aufsindung ihrer Spur zu erschweren. Es schien ihnen nichts geholfen zu haben; in Kassel fahen sie den Kammerdiener des Herrn von Altmühl ans der Straße. Glücklicherweise war es Abend, und sie vermochten sich unerkannt davon zu stehlen. Nun aber war kein Bahnhof mehr sicher. In jener Stunde heckte Konrad den Plan aus, auf meine alte Freundschaft bauend, zu mir zu flüchten. Sofort wurde ein Wagen gemiethet, und noch vor Mitternacht war das Paar unterwegs. Und da waren sie nun, nach einer schier endlosen beschwerlichen Fahrt, bei mir angekommen und hatten ihr fragwürdiges Glück in diesen Mauern geborgen.

„Eine Lücke in Konrads Bericht war mir aufgefallen. Von feiner Trauung hatte er nicht gesprochen. Auf meine Frage erwiderte er nachlässig: ‚Natürlich ist es unsere erste Sorge gewesen, den Segen der Kirche zu erhalten. Das ist doch selbstverständlich. Es war nicht ganz leicht; aber mit Geld ist Manches zu erreichen'. — Ich hatte keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln. Es war ja kaum denkbar, daß eine junge Dame von dem Range und der Bildung der Freiin von Rattingen sich einem Manne, sei er wer er sei, außerhalb der legalen Formen verbinden würde. Und doch blieb, was diesen Punkt betraf, ein gewisses Mißtrauen in mir zurück, das ich mich indessen hütete, laut werden zu lassen.

„Noch hatte ich mich nicht dazu aufraffen können, meinem leichtsinnigen Freunde die Strafpredigt zu Theil werden zu lassen, die ich ihm zu halten mich verpflichtet fühlte, als Hulda im Zimmer erschien, geschmückt wie eine Fürstin und geleitet von meinen Schwestern. Da, als sie auf mich zuging, meine Hand mit ihren beiden Händchen ergriff und mir versicherte, daß sie mir ewig dankbar für meine Güte sein würde — und alles dies, während ihre wunderbaren Augen auf mir ruhten, — da begann ich, Konrad milder zu beurtheilen. Ich empfand und mache kein Hehl daraus, daß die echte Aristokratie, vertreten durch ein zartes und doch selbstbewußtes Weib, etwas Berauschendes für unsereinen haben kann. Ia, die blendende Erscheinung der Fremden riß mich dermaßen hin, daß ich mit mehr Pathos, als nöthig war, ihr versicherte, sie könne bis zu meinem letzten Hauche auf meinen Schutz zählen, ein Gelöbniß, das sie mit dem holdesten Lächeln entgegennahm.

„Sie bemerken wohl, Herr Seeretär, daß dies seltene Wesen uns drei geradezu blendete. Konrad begegnete ihr mit einer Art von ritterlicher Galanterie, die ihm gar nicht übel stand. Und meine Schwestern — sie mögen es selbst bestätigen — schämten sich eines jeden Stückes im Haushalte. Alles, was wir besaßen, schien ihnen plötzlich ordinär und plump. Und für die geringe Qualität der Speisen, die sie vorsetzten, baten sie demüthig um Entschuldigung."

„Es war der erste Enthusiasmus," rechtfertigte sich Jette. „An jenem Abende — es ist wahr — hätten wir uns vor ihr niederwerfen können und ihre Füße küssen."

Und Rieke ergänzte: „Man sagt wohl von Jemand, den man hoch verehrt, man könne für ihn durchs Feuer gehen. Was Hulda von Rattingen betrifft, so wären wir damals dazu im Stande gewesen."

lll.

Aus der weiteren Erzählung des Försters ging hervor, daß die Zwillingsschwestern den Gästen ohne Besinnen ihre Kammer abtraten. Sie selbst campirten in der ersten Nacht in der Küche auf aufgeschüttetem Stroh und labten sich förmlich an der Entbehrung, die sie sich auferlegten, damit „die kleine Frau" in Federbetten es gut habe.

Am nächsten Morgen fand Konrad Gruber bald aus, wie es um die Einrichtung der Försterwohnung bestellt war. Er gab seinem Freunde Geld und bewog ihn, in das nächste Städtchen zu fahren und das nothwendige Mobiliar einzukaufen. Am Abende schon wurde damals das Paar in dem Zimmer untergebracht, das jetzt mir angewiesen worden war.

Die ersten acht Tage verflossen in Freude und Herrlichkeit. Jeder Gedanke an die Zukunft wurde zurückgedrängt; alles Gute, was sich aus der Gegenwart gewinnen ließ, wurde genossen. Gruber nahm Theil an des Försters Arbeiten und war viel mit ihm im Freien, wenn er auch Sorge trug, sich nicht zu weit in die Umgegend hinauszuwagen. Hulda, nachdem sie Anfangs hinter Jette und Rieke hergetrippelt war und neugierig dem zugesehen hatte, was die fleißigen Mädchen schafften, bekam dann Lust, selbst mit Hand anzulegen, und ließ sich in allen Haushaltungskünsten unterweisen. Das war nun eine große Belustigung nicht allein für die Schülerin, sondern auch für die beiden Lehrerinnen, die natürlich nicht zuließen, daß ihr Schützling an seinen niedlichen Händen irgend welchen Schaden leide. Kam man Mittags und Abends zusammen, so bot das Nächstliegende Stoff genug zur Unterhaltung. Daß Hulda dabei das Wort führte, — daß die Uebrigen sich nur ihr angenehm zu machen suchten, verstand sich von selbst.

Nun ist es gewiß häusig der Fall, daß die Neuheit gewagter Verhältnisse zeitweilig einen Reiz schafft, der die darin schlummernde Gefahr gänzlich vergessen läßt. Allmählich aber, indem das Neue zum Alltäglichen wird, stumpft sich die Empfänglichkeit dafür ab, und aus dem Grunde der Seele treten die zurückgedrängten dunklen Bilder wieder hervor.

So ging es auch im Försterhause.

Der biedere Förster begann, sich um das ungewisse Schicksal der zarten jungen Frau Sorge zu machen. Einst, im Walde neben Konrad hinschreitend. brachte er die Rede auf die Lage der Flüchtlinge. Ob der Versuch nicht rathsam sei, von dem Vormunde die Billigung des Geschehenen zu erlangen? ließ er sich vernehmen. Er machte darauf aufmerksam, daß Hulda erst in drei Iahren mündig werde. Es könne ihr sehr zum Nachtheile ausschlagen, meinte er, wenn sie nichts von sich hören lasse. Ihr Erbrecht stehe auf dem Spiel; man könne nicht wissen, was der Vormund gegen dasselbe, zu seinem eigenen Nutzen, unternehmen werde.

Gruber erwiderte auf diese sehr vernünftigen Vorstellungen leichthin, daß zu einem derartigen Schritte noch immer Zeit sei. Man müsse nichts übereilen. Wende er sich jetzt an Herrn von Altmühl, so bringe er denselben auf seine Spur und müsse gewärtigen, Hulda sich entrissen zu sehen.

Diesem immerhin berechtigten Einwande gegenüber rieth der Förster, Gruber möge in der betreffenden bairischen Kreisstadt einen Advocaten, unter Einsendung des Trauscheins, mit der Wahrnehmung der gefährdeten Rechte seiner Frau beauftragen.

Auch davon wollte Konrad nichts hören. Solch ein extremer Schritt werde seine und Huldas Sache vollständig verderben, rief er unmuthig aus. Damit schien er das Gespräch, das ihm offenbar peinlich war, für beendigt anzusehen.

Doch der Förster ließ sich nicht leicht von einem Gegenstande abbringen, den er einmal ergriffen hatte. Bekümmert sagte er, er wolle nur hoffen, daß das Paar im Besitze der Mittel sei, um auf eine erfreuliche Wendung warten zu können. Woher dieselbe kommen solle, wenn Konrad fortfahre, den Kopf in den Sand zu stecken, sehe er freilich nicht ein.

Darauf versetzte Konrad hochfahrend, daß es ihm an Geld und Geldeswerth nicht mangele, um seine Flitterwochen nach Belieben verlängern zu können, einerlei wo. Auch verstehe es sich von selbst, daß er für die Verpflegung im Forsthause eine angemessene Entschädigung leisten werde.

Selbstverständlich war es dem Förster nicht entfernt in den Sinn gekommen, etwas derartiges andeuten zu wollen. Die barsche Art, in welcher Gruber diese delicate Frage auf's Tapet brachte, verletzte ihn.

Ironisch entgegnete er: „Ich freue mich des Reichthums, den Du Dir erworben," stolz hinzufügend: „Es ist indessen nicht meine Absicht, mir die Gastfreundschaft bezahlen zu lassen, die ich Euch erweise."

Die. Folge dieses Gesprächs war eine Spannung zwischen den Freunden. Gruber ließ den Förster allein seine Wege abmachen, und Beide waren befangen und einsilbig, wenn sie in Gesellschaft der Frauen zusammentrafen.

Inzwischen hatte Hulda aufgehört, an der im Ganzen einförmigen häuslichen Thätigkeit Vergnügen zu sinden. Sie ließ Iette und Rieke wieder allein wirthschaften und versuchte, sich mit der Nadel zu beschäftigen. In diesem löblichen Vornehmen wurde sie bereitwillig von den Schwestern unterstützt; leider aber ergab sich, daß Hulda nur feine Luxusarbeiten herzustellen vermochte, zu denen die Utensilien verschrieben werden mußten, Niemand wußte, woher. Und nachdem sie sämmtliches Weißzeug, das sich im Hause vorfand, mit dem Monogramm des Försters versehen hatte, mußte sie nothgedrungen die Nadel bei Seite legen. Von Büchern aber, die jetzt in Frage kamen, besaß Wolfshagen nur die Bibel, zwei Jahrgänge eines Volkskalenders und einige forstwissenschaftliche Schriften. Die erste behauptete Hulda genügend zu kennen, die letzten verstand sie nicht, und die Kalendergeschichten waren ihr langweilig. Als einzige Zeitung wurde damals im Forsthause nur das wöchentlich erscheinende Kreisblatt gehalten, in welchen den Nachrichten von allgemeinem Jnteresse selten mehr als eine Spalte gewidmet war. Daß die Lectüre desselben keine ausreichende Unterhaltung gewähren konnte, liegt auf der Hand.

So wurde Hulda immer mehr auf die Gesellschaft Konrads angewiesen. Beide hatten nichts zu thun und waren also durchaus in der Lage, sich gegenseitig die Zeit vertreiben zu können. Damit aber muß es sehr bald zu

hapern angefangen haben. Woher dies kam, war nicht eben schwer zu errathen. Die beiden jungen Leute lernten sich jetzt erst kennen, und dabei mußten sie inne werden, wie wenig Gemeinsames sie in ihrem Denken und Empsinden hatten. Es lag eine Kluft zwischen ihnen, die nur zeitweise von der Leidenschaft überbrückt wurde, dann jedoch wieder breiter und tiefer sich aufthat als zuvor. Die sorgfältig erzogene Tochter des reichen adligen Hauses war ihrem Gefährten, dem Bürgerssohne aus kleinen Verhältnissen, an Bildung bedeutend überlegen. Es konnte nicht fehlen, daß dies immer deutlicher hervortrat, je weniger der eine Thcil von der Beobachtung des andern durch äußere Erlebnisse abgelenkt wurde. Und es ließ sich nicht verkennen: die Einsamkeit des Forsthauses war wie kein anderer Ort dazu angethan, den Verblendeten die Augen zu öffnen.

Auf Hulda mußte die Erkenntniß ihres Jrrthums naturgemäß am ernüchterndsten wirken. Sie war die oben Stehende und deshalb die Entbehrende; sie war die feiner Fühlende und deshalb die Verletzte; sie wurde endlich durch hunderterlei Kleinigkeiten täglich, fast stündlich an die Opfer erinnert, die sie brachte und deren Ende nicht abzusehen war. Bald mehrten sich für die Hausgenossen die Anzeichen, daß der innere Zusammenhang des jungen Paares sich lockerte. Konrad mußte sich gefallen lassen, zurechtgewiesen, ja schnöde angefahren zu werden. Er litt dies in aller Demuth, stets fast ängstlich beflissen, die unzufriedene Herrin wieder in freundliche Laune zu versetzen. Dies Verfahren, für welches er freilich die zwingendsten Gründe hatte, war nicht geeignet, ihm zu nützen. Der immer Nachgiebige wird für schwach gehalten, und Schwäche beim Manne ist in den Augen des Weibes seine unziemlichste Eigenschaft. Wäre damals Konrad fest aufgetreten, scheinbar unbekümmert um die möglichen Folgen, wahrscheinlich würde sich Hulda vor der Kraft gebeugt haben. Dazu aber hatte er den Muth nicht, weil er sich bewußt war, auf schwankendem Boden zu stehen — weil er angefangen hatte, zu rechnen.

Nord und Eud. I.11^ IK«. 2

Bisher hatte Hulda es möglichst vermieden, der Umgebungen zu erwähnen, in denen sie aufgewachsen war. Unstreitig hatte sie darin einen feinen Takt bewiesen. Allmählich aber wurde dies anders. Immer häusiger sielen die Namen ihrer hochgeborenen Verwandten von ihren Lippen. Den Zwillingsschwestern, die bereits von ihrer Anbetung des vornehmen Gastes etwas zurückgekommen waren, suchte sie durch Beschreibung des Schlosses zu Nattingen zu imvoniren. Zuletzt beherrschte sie mit ihren Lebenserinnerungen vollständig das Gesprach. Die Förstersleute konnten nicht länger daran zweifeln, daß ihre Gedanken sich vollständig zur Heimat zurückgewandt hatten, und begannen, mit geheimer Angst der weiteren Entwickelung der Dinge entgegenzusehen.

Das Schlimmste freilich wußten sie noch nicht.

Auch Konrad konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß in der Schätzung Huldas sein Werth von Tag zu Tage sank. Auch er hatte mit steigender Unruhe die Wandlung in ihrem Wesen bemerkt. Von ihr zu lassen war er indeß durchaus nicht gesonnen. Plötzlich war ihm der Förster wieder der liebste Freund; er verwünschte das unselige Mißverständniß, das zwischen sie getreten sei; er schloß sich ihm wieder aus seinen Gängen an. Und Wolfshagen war gutmüthig genug, den Reuigen in Gnaden anzunehmen, namentlich auch deshalb, weil er doch mit ihm ein gewisses Mitleid fühlte. Da geschah es eines Tages, als die Beiden sich auf dem Heimwege von einem Iagdausfluge befanden, daß Konrad endlich bekannte, er fei gar nicht mit Hulda verheirathet. In der Aufregung ihrer überhasteten Flucht sei es ihnen nicht möglich gewesen, einen Prediger aufzusuchen, der sich dazu verstanden hätte, sie ehelich zu verbinden. Auf der Reise zum Forsthause seien sie dann über° eingekommen, sich als Ehepaar auszugeben, da sie nur als solches auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen zu können glaubten. Später, hatten sie gemeint, werde sich schon eine Gelegenheit sinden, das Versäumte nachzuholen. Nun aber bedrücke sie das Ungewisse ihres Verhältnisses, und der Wunsch, für ihren Bund die Weihe des kirchlichen Segens zu empfangen, lasse ihnen keine Ruhe. Am Schlusse dieser Beichte richtete Konrad an den Freund die Bitte, daß er in einem der umliegenden Dörfer einen Geistlichen ermitteln nwge, der gefällig genug sei, über den Mangel der erforderlichen Papiere hinwegzusehen, wofür demselben eine fürstliche Belohnung werden solle.

Der Förster war nicht wenig erschrocken über das, was er hörte; aber auch empört über das falsche Spiel, welches man mit ihm getrieben. Er machte seiner Entrüstung in starken Ausdrücken Luft, indem er gestand, daß er allerdings einem bloßen Liebespaare die Aufnahme in sein Haus versagt haben würde. Es gelang Konrad indessen, ihn zu beschwichtigen. Er machte geltend, daß es sich ja nur darum handle, das im Drange widriger Umstände Verabsäumte nunmehr nachzuholen, und bewog schließlich den Freund zu dem Versprechen, daß er seinem Verlangen willfahren wolle.

Gleich am nächsten Tage machte sich der Förster auf, um bei den ihm bekannten Geistlichen der Nachbarschaft sein Heil zu versuchen. Mit schwerem Herzen trat er den Gang an, da er sich keineswegs verhehlte, daß er im Begriff stehe, einen Beamten zu einer ungesetzlichen Handlung zu verleiten. Aber Noth kennt kein Gebot! Ietzt, mitten im Winter, konnte er seinen Gästen nicht die Thüre weisen, und andererseits konnte und wollte er eine Fortdauer des unchristlichen Zustandes in seinem Hause auch nicht dulden. Noch hatte er feinen Schwestern Konrads Bekenntniß verschwiegen; es war vorauszusehen, daß die streng denkenden Iungfrauen sich voll sittlicher Entrüstung von der Freiin von Rattingen abwenden würden, sobald sie erführen, daß sie unter falscher Flagge segelte.

Von den beiden ersten Geistlichen, an welche der Förster sich wandte, wurde er kurzer Hand abgewiesen. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so gedemüthigt gefühlt, als in dem Augenblicke, wo er über die Schwelle des zweiten wieder auf die Straße trat. Er enu'fand bitter, daß er durch seine Bemühungen für Konrad seinen eigenen guten Ruf auf das Spiel setzte. Wenn er auch seine Anfrage so allgemein wie möglich hielt, so reizte er doch zu Nachforschungen an. Und daß er Fremde bei sich beherbergte, war schwerlich in der Nachbarschaft gänzlich unbekannt geblieben. Dennoch entschloß er sich, einen dritten Versuch zu machen. Schlug auch dieser fehl, dann hatte er mehr gethan, als er jemals wieder für einen Andern thun würde; dann blieb kein anderer Ausweg, als das unselige Paar auf die Reise zu schicken, damit es selbst zu erlangen versuche, was ihm so bitter nöthig war: den festen Grund für seine bürgerliche Existenz. Der Pfarrer Willebrück zu Hegenau, an den er sich zuletzt wandte, ein älterer Herr, der bei seinen Bauern in dem Rufe großer weltlicher Klugheit stand, zeigte sich nicht abgeneigt, in einem wirklichen Nothfalle über die Mangelhaftigkeit der Legitimation hinwegzusehen. Nur müsse er erst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß den jungen Leuten mit der heiligen Handlung, die sie begehrten, wahrhaft gedient sei. Es sei nicht seines Amtes, äußerte er sich, dem Leichtsinn zu Willen zu sein; andererseits aber betrachte er es als seinen Beruf, in einem Falle aufrichtiger Herzensbedrängniß den Geist seines apostolischen Amtes walten zu lassen und den Buchstaben beiseite zu setzen.

Als der Förster diese toleranten Ansichten des würdigen Herrn vernahm, siel ihm ein Stein vom Herzen. Er nahm nicht länger Anstand, den Pfarrer zum Vertrauten zu machen. Und er hatte die Freude, daß derselbe sich theilnahmevoll über die Liebenden aussprach, denen unberechtigte menschliche Satzungen es unmöglich machten, offen vor aller Welt ihre Zusammengehörigkeit zu bekennen. Er wünsche nur noch, ehe er seine definitive Zusage gebe, die beiden Personen, um die es sich handle, persönlich kennen zu lernen, damit er die volle Ruhe des Gewissens für den Schritt gewinne, den zu thun er jetzt schon geneigt sei. Dagegen konnte der Förster nichts einwenden, und es wurde die Verabredung getroffen, daß Willebrück am nächsten Morgen einen Besuch im Forsthause machen sollte.

Frohlockend theilte Wolfshagen nach seiner Rückkehr dies günstige Resultat dem Freunde mit. Nun aber war dieser genöthigt zu bekennen, daß er über das Project, welches er dem Förster als sein und Huldas gemeinsames Anliegen vorgetragen, mit dieser jungen Dame in der letzten Zeit kein Wort gewechselt habe. Etwas kleinlaut versprach er, sofort sich ihres Einverständnisses zu versichern; der Förster jedoch, nunmehr gründlich mißtrauisch geworden, erklärte, daß er die Sache selbst in die Hand nehmen und mit dem gnädigen Fräulein zu Ende führen wolle. Daß damit Konrad der größte Gefallen geschah, merkte er nicht, und es siel ihm auch nicht weiter auf, daß dieser Held ihm nicht folgte, als er, ohne zu zögern, Hulda aufsuchte.

Sie saß im Wohnzimmer am Fenster, die Hände im Schooße, und blickte in die ernste Winterlandschaft hinaus. Als der Förster eintrat, hastiger als es sonst seine Art war, fuhr sie leicht zusammen und richtete ihre Augen fragend auf ihn. Er wurde befangen und konnte nicht gleich das erste Wort sinden. Da kam sie ihm zuvor:

„Was ist geschehen? Ist unser Versteck entdeckt? Wer ist da?"

Und in ihren Zügen war die Spannung der Freude.

Wenig Günstiges verhieß dieser Anfang für den Erfolg der Unterredung! — Und Hulda erleichterte dem Förster nicht im Mindesten seine schwierige Aufgabe. Während er stockend redete, blickte sie schweigend vor sich nieder. Die Nöthe der Scham trat auf ihre Wangen, und ihr Busen hob und senkte sich unruhig. Und Wolfshagen, über dem Sprechen warm werdend und damit sein Selbstbewußtsein und seine Sicherheit wiedergewinnend, schloß nicht eher, als bis er sich gründlich und deutlich ausgesprochen hatte.

Nachdem er geendet hatte, saß Hulda noch eine Weile still. Dann blickte sie ihn fest an und fragte: „Und wenn ich nun nicht will?"

„In diesem Falle würde ich Sie bitten müssen, nach einem anderen Zufluchtsort auszusehen," entgegnete der Förster. Hulda überlegte.

„Wann, sagten Sie, wollte der Pfarrer kommen, den Sie die Güte gehabt haben, für uns zu interessiren?" begann sie wieder. „Morgen,"

„Es ist gut; ich will ihn sehen. Meinen Entschluß werde ich fassen, nachdem ich seinen Rath eingeholt habe."

Sie sprach als Freiin von Rattingen; der Förster war entlassen. Er machte eine Verbeugung und wandte sich der Thüre zu.

Da eilte Hulda hinter ihm her und ergriff feine rechte Hand.

„Sehen Sie mich nicht an!" bat sie leidenschaftlich. „Sie sind ein redlicher Mann, und das Urtheil, das auf Ihrer Stirne steht, vernichtet mich. Und doch baue ich auf Ihre Milde. Ein Schritt vom Wege führt nicht nothwendig in die Irre. Eine Verlorene kann sich wiedersinden. Die Schuld der Iugend wiegt nicht schwer; wer aus Liebe gefündigt hat, muß Vergebung sinden können. Ich will mir die ihrige verdienen. Vielleicht nicht so, wie Sie denken. Aber Sie werden lernen, mich zu verstehen, wenn diese traurigen Tage vorüber sind, und dann — dann erinnern Sie sich meiner mit dem Mitleid, das ich wahrlich verdiene, und mit dem freundlichen Wohlwollen, dessen ich doch noch werth bin, trotz des Fleckens, der an mir haftet."

Von dieser Sprache war der Förster erschüttert; es war ein Klang darin, der ihn weich machte.

Er wandte sich um und legte seine große, rauhe Hand auf das gebeugte Haupt der Reuigen.

„Sie haben eine schwere Entscheidung zu treffen, mein liebes gnädiges Fräulein," sagte er theilnahmevoll; „der liebe Gott erleuchte Sie, daß Sie das Richtige thun!"

Damit verließ er sie. Konrad, der auf dem Flur umhergeschlichen war, siel ihn an: „Hat sie eingewilligt?"

„Frage sie selbst!" erwiderte Wolfshagen unwirsch und ließ ihn stehen. Den Muth aber, zu Hulda hineinzugehen, hatte Konrad nicht; er entfernte sich aus dem Hause und strich im Walde umher, bis es dunkel wurde.

Mittlerweile hatte Hulda sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, Unwohlsein vorschützend. Sie sei der Ruhe bedürftig, gab sie an, und wünsche, nicht gestört zu werden. Konrad nahm bereitwillig an, daß diese Weisung auch auf ihn gemünzt sei; erst spät am Abend erstieg er die Treppe, die ihn zu der Gefürchteten führte.

Frühzeitig am nächsten Morgen erschien er wieder unten, gedrückt und beklommen. Hulda ließe sich entschuldigen, berichtete er. Sie würde später aufzustehen versuchen; Nahrung habe sie ausdrücklich abgelehnt. Und dem Förster raunte er zu, sie werde sich nicht blicken lassen, bis sie den Prediger unter vier Augen gesprochen. Aus Konrads Benehmen ging hervor, daß sie ihre eigentlichen Absichten vor ihm verborgen gehalten hatte.

Da nun der Besuch des Pfarrers unmittelbar bevorstand, so ging es nicht länger an, die Schwestern über das wirkliche Verhältniß der vermeintlichen Ehegatten zueinander im Dunkel zu lassen. Sie entbrannten, wie zu erwarten stand, in hellem Zorn über das betrügerische Paar. Kaum waren sie zu bewegen, sich mit Konrad Gruber an demselben Tische niederzusetzen; eines Wortes würdigten sie ihn nicht mehr. Und Hulda fernerhin zu bedienen, weigerten sie sich mit Entschiedenheit. Solch eine Person! Die frühere Verehrung war urplötzlich in ihr Gegentheil umgeschlagen.

Versöhnlicher freilich wurden sie gestimmt, nachdem Pastor Willebrück dagewesen war. Nach einer langen Verhandlung mit Hulda sprach er sich gegen die Hausgenossen dahin aus, daß er seinerseits bereit sei, dem Wunsche zu willfahren, den auch das gnädige Fräulein ihm mit großer Wärme vorgetragen habe. Nur der Form wegen müsse vorher noch eine Anzeige an das Consistorium erfolgen. Dadurch sei allerdings ein kleiner Verzug unvermeidlich, den Niemand mehr bedauern könne, als er selbst. Er glaube indessen fest versprechen zu können, daß er am nächsten Sonntage nach der Kirche — es war an einem Dienstage, als er sich so äußerte — die Trauung vollziehen werde.

Kaum war Willebrück davongefahren, als Konrad glückstrahlend nach oben stürzte. Nach seiner Meinung durfte er triumphiren — die Liebe hatte gesiegt!

Auch kehrte er in hoffnungsvollster Stimmung von Hulda zurück. Sie hätten beschlossen, verkündigte er, unmittelbar nach der Trauung abzureisen. Nach einer großen Sradt natürlich; Hulda bedürfe der Zerstreuung, der Anregung; in städtischer Atmosphäre werde sie sich von dem' Mißmuth freihalten, der sie in der Einsamkeit des Waldes heimgesucht habe. Und dann wolle er auch sofort Schritte thun, um die Anerkennung der Ehe seitens des Herrn von Altmühl zu erzwingen. Vielleicht im Sommer schon würden sie im Stande fein, ihre jetzigen freundlichen Wirthe als Gäste auf Schloß Rattingen willkommen zu heißen. Und nun, indem er sich im Geiste als Burgherr sah, erging er sich in ausschweifenden Plänen, den bevorstehenden Besuch der Förstersleute zu einer einzigen fortlaufenden Festlichkeit zu gestalten.

Hinterher hinkte die unerwartete Eröffnung, daß die Baarmittel des Paares erschöpft seien, und er zu einer Reise in die nächste größere Stadt genöthigt sei, um einige von Huldas Iuwelen zu veräußern. Wirklich verließ er noch an demselben Tage, ohne Zweifel seines Auftrags von Herzen froh, das Forsthaus, indem er beim Abschiede die Zwillingsschwestern ersuchte, für den Sonntag auf seine Kosten ein opulentes Hochzeitsmahl zu rüsten.

Noch nicht lange hatte Konrad Gruber sich entfernt, als Hulda sich wieder hervorwagte. Sie hatte die unscheinbarste Kleidung angelegt, die sie mit sich führte, und näherte sich den Schwestern so zerknirscht und demüthig, daß diese es nicht fertig bringen konnten, hart und abweisend gegen sie zu sein, wie sie sich vorgenommen hatten. Aber es war doch ein recht verlegenes, unerquickliches Beisammensein in den nächsten Tagen. Ieder that sich Zwang an, und Keinem gelang es, dies zu verbergen. Merkwürdig war es, daß Hulda mit keiner Silbe Konrads erwähnte, auch am dritten Tage nicht, wo derselbe nach des Försters Berechnung ganz gut hätte zurück sein können. Dagegen war allerdings eine wachsende innere Unruhe an ihr wahrzunehmen. Häusig ging sie in's Freie, mehr als je zuvor, und immer spazierte sie in jener Richtung davon, von wo sie in das Forsthaus

eingefahren war. Nicht die Kälte hinderte sie, nicht der Schnee. Weder einen warmen Mantel besaß sie, noch starke Schuhe; aber sie klagte nicht; immer wieder, Morgens und Mittags und Abends, verlor sie sich den Hügel hinab und verschwand hinter den Fichten.

Am Freitag Nachmittag, nach eingetretener Dunkelheit, als Iette die angezündete Lampe in das Wohnzimmer trug, fand sie Hulda in Thränen. Der Kummer der Vereinsamten ging ihr zu Herzen; es war doch ein recht bedauernswerthes Menschenkind, das da in Angst und Bangen einer schweren, Ungewissen Zukunft entgegen harrte!

„Behalten Sie guten Much, gnädiges Fräulein!" tröstete sie. „Er wird sich schon rechtzeitig wieder einstellen."

Da sah Hulda sie mit großen Augen an.

„Wer?" fragte sie verwundert. Dann besann sie sich. „Ach ja," sagte sie. „Wie gut Sie sind, daran zu denken! — Nicht wahr, das Warten ist so aufregend? Haben Sie das auch schon empfunden?"

„Gewiß nicht in dem Maße wie Sie," antwortete Iette.

„Wohl Ihnen!" kam es tiefernst von Hulda's Lippen. „Denn die Qual dieser Stunden ist groß. Alles Erwartete ist ungewiß. Ia, wenn ich wüßte, es träte ein, wie es soll — ich würde mich schlafen legen und von dem Iubel des Erwachens träumen. Aber schlafen — ich kann nicht schlafen. Wachend muß ich auf Befreiung warten. Eine Furcht ist in mir — ich kann es nicht sagen —"

Sie schauerte zusammen und preßte die Hände gegen die Brust.

Kopfschüttelnd ging Iette hinaus. Das arme Kind! Sie hätte ihm so gerne geHolsen; aber wie konnte sie?

In der Nacht schlugen die Hunde heftig an. Der Förster fuhr aus dem Schlafe empor und horchte. Die Thiere wollten sich nicht beruhigen. Nun kam es ihm so vor, als ob er das Geklingel von Schellen hörte. Er sprang aus dem Bette und begann sich hastig anzukleiden. Da pochte es an der Hausthüre, wuchtig und ungestüm; die eingesperrten Hunde heulten auf. Wolfshagen trat in ein Vorderzimmer und blickte hinaus. Vor dem Gatter hielt ein Schlitten mit hellbrennenden Laternen; von den Pferden stieg eine Dunstwolke auf. Das Klopfen an der Hausthüre hielt an. Der Förster stieß einen Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus. Wer er sei, und was er wünsche? fuhr er den Lärmmacher an.

„Sind Sie der Förster Wolfshagen?" kam die Frage zurück.

„Der bin ich. Was wollen Sie von mir?"

Der Andere trat näher. „Bringen Sie Ihre Köter zur Ruhe!" sagte er in gebieterischem Tone. „Und dann öffnen Sie mir. Mein Name ist von Altmühl. Was ich will, werden Sie wissen."

Dem Förster wurde übel genug zu Muth bei dieser barschen Anrede. Iener hielt ihn unverkennbar für den Mitschuldigen Konrads. Und das Schlimmste war, er hatte das Recht dazu. In den Augen des Herrn von Altmühl stellte er sich als Hehler dar, als ein Begünstiger frevelhaften Beginnens. Dies wurde dem armen Förster peinlich klar in den wenigen Minuten, die er gebrauchte, um dem Verlangen des Fremden zu willfahren.

Kaum hatte er Licht gemacht und Altmühl eingelassen, als Hulda, vollständig angekleidet, in Sprüngen von oben herabkam. „Onkel Robert!" rief sie, unter Lachen und Weinen, und warf sich dem Befreier an die Brust.

Der Onkel stand unerschüttert und machte keine Bewegung des Entgegenkommens.

„Und der Andere, wo ist er?" fragte er streng.

Hulda blickte zu ihm empor, und ein schalkhafter Zug spielte flüchtig um ihren Mund.

„Ich habe ihn auf Reisen geschickt." antwortete sie.

Altmühl war sichtlich enttäuscht; er schien sich auf die Begegnung mit seinem ehemaligen Forstgehülfen gefreut zu haben.

„Da bist Du voreilig gewesen," tadelte er.

„Ich wollte Dir einen unangenehmen Auftritt ersparen," entschuldigte sich Hulda.

„Und Dir auch," ergänzte der Onkel. „Sei es darum. Es mag so besser sein. Und nun: wie lange Zeit bedarfst Du, um Dich reisefertig zu machen?"

„Zwei Minuten. Mein Koffer ist gepackt. Den ganzen Tag habe ich Dich schon erwartet."

„So? — Dank' es mir, daß ich überhaupt gekommen bin. Wenn ich Dich nun hätte in der Patsche sitzen lassen, Du Wildfang? — Mühe genug hab' ich mir anfangs gegeben, um Dich aufzusinden, das weiß Gott. Aber Ihr wart ja wie vom Erdboden weggeblasen. Da gelobte ich mir endlich, nun wollte ich keinen Finger mehr rühren um Deinetwillen. Und als das Telegramm von dem Pastor kam — na, ich mußte wohl als Onkel und Vormund dem tzülferuf folgen; aber Vergnügen hat's mir nicht gemacht, das glaube mir. Und mit dem Entschluß bin ich auch nicht in der ersten Minute fettig geworden. — Aber davon fpärer; jetzt spute Dich. Der Pastor Willebrück erwartet uns; er hat Quartier für uns bereitet."

Er wandte sich zum Förster. „Hätten Sie wohl die Güte, bei den Pferden zu bleiben, während der Kutscher das Gepäck meiner Nichte auf den Schlitten besorgt?"

Für den Förster war nun der Augenblick gekommen, sich zu rechtfertigen.

„Sie verkennen mich, gnädiger Herr," sagte er im Tone gekränkten Ehrgefühls. „Ich habe nicht anders gewußt, als daß ich Mann und Weib bei mir aufnäkme. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß ich beloqen worden war. Da stellte ich die Alternative; entweder Trauung oder Abreise. Das war mein persönliches Recht, da ich die Reinheit meines Hauses zu wahren habe. Ein weiterer Eingriff in die persönliche Freiheit meiner Gäste stand mir nicht zu. Hätte das gnädige Fräulein, Ihre Nichte, mich beauftragt, Sie herbeizurufen, ich würde ohne Zögern ihrem Wunsche willfahrt haben."

Altmühl hatte den Förster während dieser Rede durchdringend angesehen. „Das ist etwas Anderes," erwiderte er, merklich höflicher als bisher. „Unter diesen Umständen spreche ich Ihnen meinen Dank aus für alles Gute, welches Sie meiner Nichte erwiesen haben. — Hulda, kommst Du?" rief er ungeduldig.

Der Förster begab sich hinaus, nicht ganz zufrieden mit der kühlen Anerkennung, die ihm geworden war. Doch fühlte er wohl, daß an eine weitere Auseinandersetzung mit dem kurz angebundenen Herrn nicht zu denken sei.

Nach wenigen Minuten trat Hulda aus dem Hause, gefolgt von ihrem Onkel. Sie reichte dem Förster die Hand und sagte: „Das war die Lösung, die ich im Sinne hatte. Wenn Sie Alles erwägen, werden Sie einsehen, daß es die einzig richtige ist. Und nun Gott befohlen! Wahrscheinlich werden wir uns im Leben nicht wiedersehen. Mir aber wird Ihre Güte unvergeßlich sein. Grüßen Sie Ihre Schwestern. Auch ihnen tausend Dank! Möge es Ihnen Allen recht, recht gut gehen!"

Sie sprang in den Schlitten.

Herr von Altmühl zögerte einen Augenblick; dann bot auch er dem Förster die Hand und schüttelte sie.

„Entschuldigen Sie den nächtlichen Ueberfall," sagte er verbindlich. „Ich hatte mir ein falsches Bild von den Verhältnissen gemacht, in denen ich meine Nichte antreffen würde. ^ Leben Sie wohl! Und nochmals Dank!"

Die Pferde zogen an; unter klingendem Schellengeläute schoß der Schlitten den Hügel hinab. Einige Zeit noch konnte der Förster den hellen Schein verfolgen, den die Laternen verbreiteten; dann verschwand auch dieser. Ringsumher Dunkel und tiefe Stille.

Da wandte der Förster sich seufzend zum Hause zurück. Das hatte er nun für seine Menschenfreundlichkeit! In der Mitte der Nacht riß man ihm seinen Schützling aus dem Hause, als ob dasselbe eine Lasterhöhle wäre! Kaum, daß ihm mit ein paar artigen Worten die Kränkung minder empsindlich gemacht wurde! — Er hatte die Zimmerthüre seiner Schwestern gehen hören; er wußte, daß sie den Auftritt auf dem Flur belauscht hatten. Wie würden sie außer sich sein! — Und dann stand noch die Rückkehr des verlassenen Bräutigams bevor!

Und Wolfshagen beschloß, bei Tagesanbruch auf die Iagd zu gehen und sich vor Dunkelwerden nicht wieder blicken zu lassen. Er hoffte, Konrad werde so taktvoll sein, sich davon zu trollen, sobald ihm die Hiobspost geworden sei, die auf ihn wartete.

IV.

Als der Förster mit seiner Erzählung so weit gekommen war, nicht ohne sich von den Schwestern vielfache Unterbrechungen gefallen lassen zu müssen, schlug es elf Uhr. Er wollte abbrechen, indem er geltend machte, daß er mich verhindere, mein Lager aufzusuchen, was ich gewiß längst schon im Stillen gewünscht habe. Jch konnte ihm indessen mit gutem Gewissen versichern, daß ich durchaus nicht müde sei, und mir nichts lieber sein würde, als wenn er jetzt seine Geschichte beendige, die ja allem Anschein nach nicht mehr von langer Dauer sein könne.

Er willfahrte mir und fuhr fort:

„Mein Freund Konrad, der wirklich am Vormittage nach Huldas Flucht wieder eintraf, hatte keineswegs diejenige Eile gehabt, meinem Hause für immer den Rücken zu kehren, die ich bei ihm vermuthete. Er erwartete mich, allerdings mit betrübtem Gesicht und in gedrückter Haltung. Aber er unterließ doch nicht, mir allerlei Einkäufe vorzuweisen, die er gemacht hatte — Tand für Hulda, Tand für sich. Und bei dieser Gelegenheit verehrte er mir auch die Photographie, die oben in Jhrem Zimmer hängt. Auch sie sollte eine Ueberraschung für Hulda sein. Ungemein bezeichnend ist es für feinen Charakter, daß er sofort daran gedacht hatte, sich abbilden zu lassen, sobald ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Und es stellte sich heraus, daß er lediglich dieser Photographie halber einen Tag hatte zugeben müssen! — Uebrigens schien er sich unterwegs reichlich schadlos gehalten zu haben für die einfache Kost, mit welcher er in den letzten Wochen hatte vorlieb nehmen müssen. Mit dem Erlös von Huldas Juwelen in der Tasche war er zweifelsohne schon probeweise als der große Herr aufgetreten, der er in kurzer Zeit zu sein hoffte!

„Er war mir. Alles in Allem, unbegreiflich. Welcher Art auch seine Hoffnungen für die Zukunft sein mochten, einerlei ob sie auf den rechtmäßigen Besitz eines geliebten Weibes gerichtet waren oder lediglich auf den Mitbesitz ihres Vermögens: er war doch jetzt aller dieser Hoffnungen bar. Eine Enttäuschung hatte ihn getroffen, so bitter, so schmerzlich, wie nur eine den Menschen treffen kann. Und dabei doch nur die Maske des Kummers! Jch merkte es recht wohl, daß ihm innerlich ganz leidlich zu Muthe war.

„Daß ich mich über seine Unempsindlichkeit erzürnte, wer will es mir verdenken! — Trägst Du denn einen Panzer über dem Herzen/ fuhr ich ihn an, ‚daß dies Alles von Dir abgleitet, als wenn es nichts wäre? — Wohl kann ich verstehen, daß Du an Jene nicht mit reuigem Bedauern denkst, der Du das Leben verdorben hast durch Deine sträfliche Nachgiebigkeit. Als ein Egoist warst Du mir von jeher bekannt. Eben darum aber ist mir Deine Fassung ein Räthsel. Deine ehrgeizigen Träume haben sich als Schäume erwiesen und sind in alle Winde zerflattert. Schlimmer bist Du daran als je zuvor. Nicht allein bist Du brotlos; auch in Deinem Fache hast Du Dich für Deutschland unmöglich gemacht. Was willst Du beginnen, wie Dich ernähren? — Hier ist Deines Bleibens nicht länger; auch wenn ich Dich aus Barmherzigkeit noch eine Weile beherbergen wollte, meine Schwestern würden es nicht leiden. Sie bestehen darauf, daß Du in kürzester Frist gehst, lieber heute als morgen. Und die Wahrheit zu sagen: ich bin derselben Meinung!'

„Während ich mir solchermaßen Luft machte, im Zimmer hin- und hergehend, saß Konrad Gruber, ohne sich zu rühren, auf seinem Stuhle. Nur die Ecken seines koketten Schnurrbartes drehte er langsam zwischen den Fingern. Als ich geendet hatte, sagte er spöttisch: ‚Ueber Mangel an Deutlichkeit Deinerseits kann ich mich nicht beklagen. Beruhige Dich, morgen früh sollt Jhr mich los werden. Du und Deine Schwestern. Und was Deine übrigen freundschaftlichen Bemerkungen betrifft, ein Jeder sindet sich mit einem Unglück auf die beste Art ab. Jch thue nichts Anderes. Soll ich flennen, weil mir ein Weib durchgebrannt ist? Soll ich mir die Haare ausraufen, weil ich nicht als Schloßherr in Raitingen einziehen werde? Fürwahr, ich wäre ein Thor, wenn ich eins von beiden thäte. Von dem weichen Holze bin ich nicht geschnitzt, das bei einem Sturme gleich zu Boden purzelt. — Und meine Zukunft? Es ist sehr liebenswürdig von Dir, daß Du Dich damit beschäftigst. Nun: für's Erste ist ja für mich gesorgt. Die kleinen Steine, die ich am Dienstag mit hinweggenommen, haben sich inzwischen in ein ganz artiges Sümmchen verwandelt/

„Jch unterbrach ihn: ‚Das ist nicht Dein Geld!' ‚O nein/ versetzte er lachend und mit den Augen blinzelnd. ‚Gewiß nicht! Jch betrachte es auch nur als ein Darlehen. Du wirst nichts dagegen haben können, daß ich es in dieser Form verwende/

„Dagegen ich: Wenn Du nicht fühlst, daß Du dieses Geld an seine Eigenthümerin abliefern mußt, so ist Dir nicht zu helfen. Es entehrt Dich, wenn Du es behältst.' — ‚Und wenn ich es zurückgäbe, würde ich zum Bettler,' erwiderte Gruber. ‚Einstweilen habe ich noch keine Lust zu dieser ehrenhaften Profession. Nehmen wir an, Hulda habe mir ein Abschiedsgeschenk machen wollen.'

„‚Thue, was Du willst,' rief ich empört. ‚Jch weiß jetzt, für was ich Dich zu halten habe. Wir sind geschiedene Leute für immer!' Lur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,' sagte Gruber gleichmüthig, ‚und an Deinem

Uebelwollen ist mir nichts gelegen.' — Er erhob sich. — ‚Jch gehe jetzt auf mein Zimmer. Morgen früh mit Tagesanbruch rücke ich ab. Jch werde Dich nicht aufwecken, um Dir Adieu zu sagen. Machen wir's jetzt ab. Leb wohl, Eberhard!' Er streckte mir die Hand entgegen; ich wandte mich ab. ‚Wie Du willst,' lachte er. ‚Du warst immer ein Philister und ein Pedant. Jch entschuldige Dich.'

„An der Thüre kehrte er sich nochmals zu mir. ‚Was die Kosten anbetrifft, die wir Dir verursacht haben/ sagte er, ‚so kannst Du Dich dafür aus den Möbeln bezahlt machen, die wir Dir hinterlassen. Du wirst etwas dabei übrig haben — es ist Dir von Herzen gegönnt/

„Es war eitel Bosheit, die ihm das Anerbieten eingab. Er wollte mich in Versuchung führen; wenn ich darauf eingegangen wäre, so hätte ich ihm nichts mehr vorzuwerfen gehabt.

„‚Scheer' Dich zum Kukuk!' fuhr ich auf ihn los. Diese Möbel, über die Du so freigebig verfügst, gehen Dich nichts an. Daß ich fremdes Gut respectire, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du kennst mich. Nicht eine Stecknadel werde ich der Freiin von Rattingen vorenthalten. Und eine Gegenrechnung werde ich auch nicht aufstellen. Schon einmal habe ich mich in diesem Sinne klar und deutlich gegen Dich ausgesprochen. Du hast ein sehr kurzes Gedächtniß/

„‚Deine Großmuth ist außerordentlich/ spottete Gruber. ‚Zu Wohlstand wirst Du dabei freilich nicht kommen/

„Kaum konnte ich dieser Unverschämtheit gegenüber mich halten. Mit energischer Gebärde wies ich auf die Thüre: ‚Geh', ode? — da entfernte er sich mit geringschätzigem Achselzucken..

„Es kochte in mir; meine Schwestern hatten Mühe, mich zu beruhigen. So war ich noch nie beleidigt worden. In der Nacht wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager. Ich wartete auf die Morgendämmerung, die mich von dem ehemaligen Freunde befreien würde. Endlich stahl sich eine schwache Helle in mein Zimmer. Nicht lange dauerte es, und ich hörte oben Grubers Thure gehen. Dann kam er polternd die Treppe herab. Er psiff eine lustige Melodie, der Lump! Wie eine Herausforderung kam es mir vor. Eine unsinnige Wuth stieg mir zu Kopf; ich sprang aus dem Bette, ergriff ein Gewehr und stürzte auf den Flur hinaus. Schon hatte er das Haus verlassen. Die Hausthüre stand offen; ich sah ihn, wie er mit elastischem Schritt davonging, seinen kleinen Koffer auf der Schulter. Ich — Gott verzeih' mir die Sünde! — ich hob die Büchse an die Backe und stand im Anschlage. Am Gatter angekommen, wandte er sich nochmals um. Da gewahlte er mich und sah die Mündung des Gewehrs auf sich gerichtet. Er wurde kreideweiß und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Ueber die verhaßten Züge ging ein nervöses Zucken — o, nie in meinem Leben war mein Auge schärfer, meine Hand fester als in diesem verhängnisvollen Augenblick —

„Ich weiß nicht, was erfolgt wäre, wenn ich nicht gerade jetzt meinen Namen gehört hätte. Es war Riekes Stimme. Durch den Lärm wach geworden, den Gruber verursacht hatte, — vernehmend, daß meine Thüre ging, wurde sie von einer unbestimmten Angst aufgetrieben. Als sie leise ihre Kammerthüle öffnete, sah sie das Entsetzliche. Ich stand im Begriff zum Mörder zu werden. Da rief sie, nein, schrie sie meinen Namen.

„Als ob ich plötzlich aus einem schweren Traum erwachte, war es mir. Ein Schauer ging mir durch Mark und Bein. Ich setzte die Büchse ab, schloß und verriegelte die Hausthüre und schlich in mein Zimmer zurück, nunmehr zitternd vor Kälte. Ich begriff nicht mehr, wie es möglich gewesen war, daß mich dieser Wuthanfall bemeistert hatte. Nie zuvor war ich von einer derartigen Aufwallung befallen worden. Tief zerknirscht war ich, und zugleich fürchtete ich mich vor mir selbst. Ich hatte erfahren, welch ein Dämon in mir wohnte.

„Und um mich beständig an das Dasein dieses Dämons zu erinnern, hing ich die Photographie des elenden Menschen, des Konrad Gruber, in meiner Stube auf. Dort ist sie mir lange Iahre beständig vor Augen gewesen; dann habe ich sie nach oben verwiesen, als ich wußte, daß sie mir nicht mehr nöthig war. Von dem Originale aber — von meinem ehemaligen Iugendfreunde haben wir niemals mehr etwas gehört."

Hastig trank er den Rest Wein aus seinem Glase; der letzte Theil seiner Erzählung hatte ihn doch warm gemacht.

„Und Hulda?" fragte ich. „Was wissen Sie von ihr?"

„Auch sie ist für uns verschollen," antwortete Iette. „Kurz nach Grubers Abreise wandten wir uns an den Pastor Willebrück, damit er die Angelegenheit mit den Möbeln vermittle. Wir selbst scheuten uns, darüber zu schreiben. Der Pastor schien freie Hand über die Sachen erhalten zu haben; er schlug uns vor, dieselben zu erwerben. Wir ließen sie tariren, und haben sie binnen Jahresfrist in verschiedenen Raten abbezahlt."

Und Rieke ergänzte: „Um Ostern 1857 langte eine Kiste bei uns an. Sie enthielt für jede von uns ein schwarzseidenes Kleid, und für Eberhard eine Meerschaumpfeife. Unter dem Deckel lag Huldas Visitenkarte, ohne ein einziges geschriebenes Wort. Wir haben uns geziemend bedankt, natürlich nur in den allgemeinsten Ausdrücken. Wir wußten, daß damit der Verkehr zwischen der Freiin von Rattingen und uns zu Ende sein werde. Und er ist es auch gewesen. Inzwischen sind neunzehn Jahre verflossen, und niemals in all' der Zeit ist der Zufall so gefällig gewesen, uns eine, wenn auch noch so geringe Kunde von ihrem Schicksal zuzutragen."

Bald darauf schieden wir für die Nacht.

Als ich mein Zimmer erreicht hatte, war mein Erstes, daß ich die Photographie von Konrad Gruber von der Wand nahm und dieselbe beim Scheine meines Lichtes aufmersam betrachtete.

Was doch das Vorurtheil thut! ^ Ietzt glaubte ich aus den Zügen, die mich vorhin fast enthusiasmirt hatten, Gefallsucht, Verstellungskunst und Charakterlosigkeit herauslesen zu können! — Dennoch: er war dazumal ein schöner Mann gewesen, jener schlimme Freund des Försters — dazumal, als er das rasche Herz der jungen Freiin von Rattingen gewann! Genau prägte sich mir sein Gesicht ein; ich träumte sogar in der Nacht von ihm in den mir ungewohnten Federbetten. So lebendig sah ich ihn vor mir, daß ich mich nach dem Aufwachen besinnen mußte, ob mein Traum nicht doch etwa Wirklichkeit gewesen sei.

Nach dem Kaffee rüstete ich mich zum Wiederantritt meiner Wanderung. Ich fragte, was ich schuldig sei. Iette berechnete mir nur, wie ich erwartet hatte, den Imbiß vom gestrigen Abend, und ich hütete mich wohl, sie durch das Anerbieten einer weiteren Vergütung zu kränken. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, die Schwestern und ich. So adrett und geschniegelt sahen die kleinen Damen schon am frühen Morgen aus, daß es eine Lust war, sie anzuschauen. Aber wer Rieke war, und wer Iette, das hätte ich noch immer nicht angeben können.

Wolfshagen begleitete mich eine Strecke Wegs, nach Sprenzlingen zu. Er war nachdenklich und einsilbig.

„Die dumme Geschichte von Anno Sechsundfünfzig geht mir noch im Kopfe herum," gestand er endlich. „Fast hatte ich sie vergessen; seit ich gestern Abend die alten Erinnerungen wieder heraufbeschworen habe, kann ich nicht wieder davon loskommen. Und ich kann's nicht leugnen: ich erführe gar zu gerne, wie Hulda sich im ferneren Leben mit jenem Iugendstreiche abgefunden hat. Wenn ich sie richtig taxire, so wird sie unverehelicht geblieben sein. Ein Frauenzimmer wie sie trägt keine dunkle Stelle aus ihrer Vergangenheit in die Ehe, und ist andererseits zu stolz, um sich vor einem Manne zu erniedrigen, der sie liebt."

Nach einer Weile sagte er: „Sie kommen mehr in der Welt herum als unsereiner. Horchen Sie doch einmal, ob Sie nicht etwas über die Erbin von Rattingen in Erfahrung bringen können. Und dann schreiben Sie mir's."

Ich versprach es ihm, allerdings ohne die geringste Hoffnung, daß ich jemals seine Neugierde würde befriedigen können. Dann trennten wir uns mit herzlichem Händedrucke. Er kehrte zurück zu seinem verbauten Waldasyl in die Pflege seiner Schwestern; ich schritt fürbaß in den schönen Morgen und sonnte mir die Gedanken hinweg, die mir noch von des Försters Erzählung her im Kopfe spukten. Und allmählich vergaß ich das unselige Paar, das der Leidenschaft nicht hatte widerstehen können, um nach kurzer Zeit, von der Leidenschaft verlassen, auseinander zu fliehen, mit der Reue als lebenslänglicher Bürde.

Anton Dvorak.

Line biographische ökizze.

von

Friedrich Hlaväc.

— Prag. —

och sind es keine zehn Iahre her, daß man sich in deutschen Kreisen an das fremdartige r (sprich rsch) im Namen Anton Dvoräk gewöhnt hat. Man mußte damals noch immer zu seinem Namen Commentare und Erläuterungen für dessen Aussprache beifügen. Und das geschah sogar in eingeweihten Musikkreisen, die nicht auf jene musikalischen Erscheinungen warten, die man im Concerthause vorführt oder im Buchhandel „Zur Ansicht" in's Haus schickt. In diesen Kreisen kannte man Dvoi'äk wohl. Aber dem großen deutschen Publicum war der Name Dvoräk zu jener Zeit ebenso fremd wie das r. Ia, man kann nicht einmal von allen ernsten Musikkreisen sagen, daß sie bereits Dvoräk gekannt hätten, bevor sein erstes Werk bei Simrock in Berlin erschien. Das Mendel-Reißmann'sche Musik-Lexikon, das größte und gediegenste deutsche Werk dieser Art, das über jeden „kleinen Mann" in der Musik eine Auskunft zu geben im Stande ist, weiß von DvoM, der zu jener Zeit schon eine ganze Reihe ausgezeichneter Werke comvonirt und aufgeführt hatte, noch gar nichts. Es ist sonderbar genug, aber erklärlich ist es schon. Wenn man bedenkt, welche Kämpfe es gekostet hat, bevor sich Dvoräk auch in deutschen Concertsälen heimisch machte, in einer Zeit, wo sein Name bereits im raschen Umschwung war, so wird man sich über die Lücke im Lexikon nicht gar zu sehr wundern. Dvorick hat für Deutschland vor Allem einen großen Fehler gehabt; er war, wie sein Name auf den ersten Blick Iedem verräth, ein „Tscheche". Und das ist wohl kein Verbrechen, aber ein Unglück ist es immerhin, wie Iemand einmal schrieb. Man ist in Deutschland über alles Czechische vorderhand noch, nicht viel besser unterrichtet als über Centralafrika.

Es würde zu weit und in ganz andere Fächer führen, wollten wir diesen Punkt, der in den Nationalitätverhältnissen seinen Grund, wenn auch keine ausreichende Begründung sindet, näher beleuchten. Es ist genug daran zu constatiren, daß die unleidlichen Verhältnisse in Böhmen auch auf die Urlheile über Kunst undKünstler in bedauernswerthem Maße Einfluß haben. Und da es nun einmal hieß, Dvoräk sei ein Czeche, so durften seine Werke nicht aufgeführt, seine musikalische Größe nicht anerkannt werden. Man wird sich noch der Unbill erinnern, die Meister Bülow erleiden mußte, weil er sich der czechischen Musik inniger annahm; und er that es aus den lautersten, künstlerischen Gründen. Auch das kann schließlich nicht gar sehr zu Wunder nehmen, wenn auch musikalische Kreise voreingenommen waren gegen Dvoruk. Der bekannte Musikhistoriker Naumann schildert Dvoräk als „Iungczechen" und sagt dann zum Schluß*): „Bemerkenswerth sind ferner seine, unter dem Namen ‚k^riant^ herausgekommenen böhmischen Nationaltänze: ein Titel, der übrigens mit der Bezeichnung ‚?on i'uri^, welche mehr als eine national-angehauchte Instrumentalcomposition der jungczechischen Schule trägt, in einem kennzeichnenden Zusammenhang steht — um so mehr, als die deutsche Bevölkerungshälfte von Böhmen und Mähren fast täglich erfahren muß, gegen wen diese unprovocirte czechische „turia" gerichtet ist," Nach einer derartigen Schilderung des Künstlers ist allerdings Sympathie für ihn nicht möglich. Doch wie die Kunst überall die reine Waffe führt, die endlich siegt, so hat auch Dvoräks Kunst alle Hindernisse siegreich weggeschafft, und heute kennt man Dvoräk wohl schon in der ganzen Welt. Wie zur Sühne für die Kälte und Zurückhaltung, mit der das deutsche Publicum dem böhmischen Componisten entgegenkam, mußten es gerade deutsche Musiker sein, die an seiner Seite standen im Kampfe für seine Kunst. Und gerade die Vornehmsten unter ihnen, Iohannes Brahms an der Spitze, waren es, die Dvoräk halfen jene Position zu erringen, die er in der heutigen Musikwelt in der That einnimmt. Nicht als ob es DvMks Kunst nothwendig gehabt hätte, von musikalischen Größen anerkannt und eingeführt zu werden; aber Dvoräk selbst als Mensch bedurfte solcher Hilfe. Er, der Componist von Tonstücken, die von feltener künstlerischer Energie zeugen, ist als Mensch bei Weitem nicht so energisch und gar nicht kampflustig. Ein Feind jeglicher Reclame, läßt Dvoräk nur die Stimme seiner Kunst ertönen, und nur die Macht seiner Kunst ist sein Streitmittel. Da aber leider die heutigen Musikverhältnisse nicht danach angethan sind, den Künstler nur

*) E. Naumann, Illustrirte Musikgeschichte Seite 1103 u. f.

nach dem Ernste seiner Kunst zu beurtheilen, so hätte Dvoräk immer einen schweren Kampf gehabt ohne die moralische Hilfe der erwähnten Künstler und Kunstfreunde. Denn auch alles Aeußerliche, Pompöse und Lärmende ist Dvorak verhaßt. Er ist in jeder Hinsicht ein Mann von geradezu kindlicher Bescheidenheit. Man mag ihn nur einmal beobachten, wenn er als Dirigent seines Opus auftritt. Wie unruhig, bescheiden, ja verschämter umsich blickt! Erst wenn er den Tactstock ergreift, die ersten Töne des Werkes erklingen, athmet er leichter und ist auch beweglicher. Diejenigen Concertbesucher, die Dvoräk erst am Dirigenten pulte sahen, werden allerdings behaupten, er dirigire mehr als beweglich: der Tactstock wirkt auf ihn wie ein Zauberstock. Sein ganzes Temperament, sein ganzes Feuer theilt er dem Orchester mit; erst wenn ein Satz oder das ganze Werk beendet ist, wird er wieder geradezu zerstreut und eilt, rasch sich nach allen Seiten verbeugend, vom Dirigentenpulte. Die Musik belebt jede Faser an dem Meister, und man sieht förmlich, wie er sie zum Athmen nothwendig hat. Mir kam es oft vor, wenn ich Dvoräk ein rasches, leidenschaftliches Tonstück, wie das „HeKeiM furiaote" seiner D.äur-Symphonie oder den ersten slavischen Tanz (Neue Folge) dirigiren sah, als ob jeden Augenblick diese Kraft Alles fortreißen, da« Feuer des betreffenden Werkes Alles verzehren sollte. Wenn der Componist dirigirt, weiß er sonst von Nichts als von seinem Werke. Man kann vielleicht behaupten, Dvorak sei unter den lebenden Componisten der musikalischste. Es ist kein Wunder. Von zartester Iugend an hat er sich mit der Musik befaßt, mit ihr sich gefreut und getrauert.

Dvorsks Iugend ist frei von allem Glorienschein, mit welchem man das erste Lebensalter berühmter Männer so gern umgiebt. Wie Alles an seiner Persönlichkeit, so war auch seine Iugend bescheiden. Anton Dvoräk ist in Mühlhausen in Böhmen (unweit Kralup) am 8. September 1841 geboren. Sein Vater war Fleischer und Gastroirth zugleich, wie es ja auf Dörfern so Sitte ist. Er war nicht so „glücklich" wie viele Andere, sich mit fünf oder sechs Iahren an's Clavier setzen zu können. Sein Vater bestimmte auch ihn für das ehrsame Geschäft eines Fleischers und war völlig frei von allem Ehrgeize bezüglich seines Anton. Es giebt in Böhmen ein altes und gutes Sprichwort, welches sagt: „Ieder Böhme ein Musikant"; und wenn es auch heute nicht mehr ganz so allgemein gilt, wie ehemals, so trifft es doch in vielen Fällen noch zu. Und auch an Dvoräk hat es sich erfüllt. Kaum in die Schule eingetreten, gewann er Vorliebe für das Violinfpiel, welches ihn der dortige Lehrer Ioseph Spitz, dessen er heute noch dankbar gedenkt, lehrte. Sein Talent und die Lust am Spiel brachte Dvoräk bald zu ungeahnten Erfolgen. Denn wo es im Dorfe ein Fest oder eine Tanzmusik gab, durfte der kleine Dvoräk mitspielen; ja auch in die Kirche nahm ihn der Lehrer mit. Als er zwölf Iahr alt geworden war, schickte man ihn nach Zlonitz (bei Cchlan), wo sein Onkel lebte,

Nord und E!lli l^tl.. l»4' 3

damit er dort seine Schulbildung vollende. Natürlich hat er auch dort das Musiciren nicht fallen lassen. In Zlonitz lebte ein alter Organist, Namens Liehmann, welcher ihm die Anfangsgründe des Clavier- und Orgelspieles lehrte. Auch etwas Theorie lernte Dvoräk vom alten Liehmann: noch heute, wenn er von dem guten Alten erzählt, erregt die Erinnerung an diese Theorie seine größte Heiterkeit. Aber sonst war der alte Organist doch ein guter Musiker: er erkannte gleich das Talent des jungen Dvoräk und prophezeite ihm viel Gutes. Nachdem er zwei Iahre in Zlonitz gelebt hatte, sollte er eine andere Weltstadt aufsuchen, d. h. die „Hochschule" in

Böhmisch-Kamnitz beziehen. Böhmisch-Kamnitz ist nämlich ein Städtchen mit deutscher Bevölkerung, und Dvoräks Vater wünschte, daß Dvoräk Deutsch erlerne. Auch hier fand er einen guten Musiker, einen ausgezeichneten Organisten, A, Hancke. Dieser nahm den talentvollen Dvoräk gern zu sich und vervollständigte nach Möglichkeit sein Wissen. Nach einem Iahre siedelte der Vater Dvoräks nach Zlonitz über und rief seinen Sohn zu sich, um ihn nun ganz der Fleischhauerei zu überliefern, damit er einst den alten Vater vertreten könne. Aber Dvoräks Herz, seine ganze Liebe war schon viel zu viel der Musik geweiht, als daß er ohne Widerstand dem Rufe seines Vaters gefolgt wäre. Er erklärte dem Vater, er könne und wolle sich nicht dem Handwerk widmen. Aber der praklische Vater, der die Zukunft seines Sohnes nur im Schoße der Fleischerzunft sicher wähnte, hörte nicht auf die Bitten seines Sohnes. Erst als dieser seinen Zlonitzer Lehrer Liehmann um Beistand in dieser für ihn so wichtigen Sache bat, ließ sich der Vater bewegen, seinem Sohne die Reise nach Prag zu gestatten, wo er in die Orgelschule eintreten wollte. Im Iahre 1857 sehen wir Dvoräk in Prag; sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, er konnte sich jetzt ausschließlich der Musik widmen und nur ihr leben. Seine ganze Leidenschaft war nun die Musik, sein ganzer Enthusiasmus galt der Tonkunst. Und heute noch, wie ich schon sagte, lebt er nur für sie.

Dvoräk lernte mit eisernem Fleiße und unerschütterlicher Ausdauer, genährt von seiner großen Begeisterung. Aber bei Hungerzund Durst ist es doch recht schwer die Kunst zu pflegen. Sein Vater hatte für seine Famile zu sorgen, und seine Verdienste reichten nicht hin, einen Sohn in Prag, wenn auch in einfachster und bescheidenster Weise zu unterhalten. Einige Monate unterstützte ihn der Vater; aber schließlich mußte er auch diese kleinen Unterstützungen unterlassen. Was thun? Da trat Dvoräk in eine Privatcapelle, die in den Gasthäusern Prags die musikalische Unterhaltung des Publicums zu besorgen hatte, aber auch bei Bällen beschäftigt war. Hier wirkte Dvoräk als Bratschist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß später auch sein berühmter Landsmann, der Violionvirtuose Franz Ondrlöek, dieselbe Beschäftigung aufsuchen mußte, um sich vor Hunger und Roth zu schützen.

Daß eine derartige Thätigkeit seinem Studium nicht sehr zuträglich und seinem Geschmack nicht förderlich gewesen, ist nicht schwer zu errathen. Aber hier zeigte sich eben Dvorüks Energie: bei Tage studirte er fleißig und emsig die unsterblichen Werke musikalischer Meister und Abends mußte er mit Selbstverleugnung die gerade beliebten Polkas und Walzer bei Bier und Rauch vorgeigen. Jm Jahre 1862 gelang es den großen Anstrengungen und Bemühungen einiger czechischer Patrioten, ein böhmisches Jnterimstheater zu errichten; in diesem Theater hatte die Capelle, bei welcher Dvoräk spielte, die Musik zu besorgen, weil es dem Thealer vorderhand an Mitteln mangelte ein selbständiges Orchester zu unterhalten. Erst als die Verhältnisse dieser Bühne sich ein wenig besserten und ein eigenes Orchester geschaffen wurde, trat Dvoräk in dasselbe als Bratschist über. Es war das noch immer kein schöner Lebensunterhalt, aber das widrige Gasthausspielen war Dvorük doch endlich los.

In diesem Theaterorchester blieb Dvoräk volle elf Jahre! Wer nur annähernd das Theaterleben kennt, wer weiß, wie viel Proben ein bereits geschultes Orchester mitmachen muß, der wird nicht schwer beurtbeilen können, wie sehr kurz Dvorüks freie Zeit bemessen war während der Jahre, da er in diesem kleinen, unfertigen Orchester beschäftigt war. Und dennoch arbeitele er zu Haufe unaufhörlich. Jn diese Periode fallen ungemein zahlreiche Compositionen Dvorüks, die allerdings nur er selbst und zum Theil seine damaligen Freunde kennen. Sie sind als unreife und schwache Jugendcompositionen meistens verbrannt wolden. „Wenn wir Sonntags Buchten*) haben sollten," erzählte DvorÄk einmal, „wandte sich das Dienstmädchen stets vertrauensvoll an mich. Papier zum Feuermachen war bei mir stets zu haben." Nichtsdestoweniger sind dennoch einige seiner damaligen Werke erhalten geblieben, die Dvorük später, allerdings umgearbeitet, mit ganzem Erfolge aufführen ließ.

Jm verbande des böhmischen Theaters verblieb Dvoräk bis zum Jahre 1873, in welchem er eine Organistenstelle an der Kirche zu St. Adalbert in Prag erhielt. Auch von dieser Stelle ist er nicht reich geworden. Er mußte, wie zahlreiche seiner Collegen, Privatstunden ertheilen, was auch nicht zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört. Zudem studirte Dvoräk unaufhaltsam, obzwar auch dieses ihm nicht leicht siel. Denn was ist ein Musiker ohne Clavier! Er mußte ein solches lange Zeit in seinem kleinen Heim vermissen, und nur mit Hilfe seiner Freunde gelang es ihm endlich, es zu erschwingen. Mit der Verheirathung des Meisters mit der Schwester der einst in Prag hochgefeierten Schauspielerin Cermak (jetzt Gräsin Kaunitz) schließt der erste Theil von Dvorüks Biographie.

Das Jahr 1875 bildet den Beginn des zweiten Theiles. Das k. k. Ministerium in Wien schreibt alljährlich ein Künstlerstipendium im Betrage von — wenn ich nicht irre — KXIO fl. aus. Als Richter im

') Eine Art böhmischer Kuchen.

Musikfache fungirten damals Johannes Brahms und Eduard Hanslick. Mit künstlerischem Scharfblick erkannten diese zwei Richter das große Talent Dvoräks; das Stipendium wurde ihm ertheilt und blieb ihm einige Iahre. Hierdurch war sein Glück besiegelt. Das Stipendium ermöglichte es ihm, sich wenigstens etwas Zeit zum Schaffen zu reserviren. Dvoräk arbeitete mit gesteigerter Lust und Freude, und das Resultat war eine Reihe von Compositionen, die beim großen Publicum wie bei den bedeutendsten Musikern Aufsehen erregten. Als seine berühmten „Slavischen Tänze" und „Rhapsodien" die Runde durch die Welt gemacht, als die lobenden Stimmen eines Brahms, Hanslick, Ehlert und Ehrlich laut wurden — da konnte Dvoräk ruhig schlafen. Der geniale Componist, der seine Werke bisher in Prag, wollte er sie nicht in seinem Pulte vergraben, für kleine Honorare hergeben mußte, fand in N. Simrock einen Verleger, der es dem Meister ermöglichte, die lästigen und bindenden Privatstunden aufzugeben und sich ganz der Arbeit zu widmen. Der Beifall der Werke war ein ungetheilter, und Bülow, der damals noch seine reisende Meininger Capelle siegreich durch die Welt führte, schloß sich der „Dvoräk-Propaganda"an. Ich will hier nur in Kürze die bedeutendsten Stimmen wiedergeben, die damals Dvoräk so plötzlich aus dem kleinen Kreise seiner Landsleute auf die großen Concertvodien der Weltstädte hoben. Als die „Slavischen Tänze" in Berlin zum ersten Male gespielt wurden, schrieb der seither verstorbene, aber unvergeßliche L. Ehlert: „Hier ist endlich einmal wieder ein ganzes und zwar ein ganz natürliches Talent. Ich halte die Slavischen Tänze für ein Werk, das die Runde durch die Welt machen wird. Eine himmlische Natürlichkeit fluchet durch die Musik, daher sie ganz populär ist. Keine Spur von Gemachtem oder Ergrübeltem ist in ihr. Wir haben es hier mit vollendet künstlerischen Arbeiten zu thun, nicht mit einem Pasticcio, das aus nationalen Anklängen zufällig zusammengetragen ist. Wie immer bei größer angelegten Talenten hat der Humor in Dvoräks Musik den Löwenantheil." Professor Hanslick sagte (1881) über ein Sextett des Meisters: „Es gehört zu dem Reizendsten, was die Kammermusik in jüngster Zeit hervorgebracht hat. Gleich die ruhige, klare Melodie des so ebenmäßig hinfließenden ersten Satzes empfängt uns wie lieblich warmer Sonnenschein; ohne Frage hat ihm Brahms' herrliches L.üur-Quartett vorgeschwebt. Noch eigenthümlicher sind die beiden Mittelsätze: das an walachische Volksweisen erinnernde sanft klingende Andantino — ein geradezu entzückendes Stück." Es ist begreiflich, daß das Interesse, welches Dvoräk bei so hervorragenden Musikern weckte, sich der ganzen Musikwelt mittheilte. Und wenn man ihn auch vielfach unfreundlich empsing, — man sing an sich für den czechischen Componisten zu interessiren, und das genügte. Sein Ruf und Ruhm wuchs zusehends. Er drang namentlich über den Canal la Manche nach der Riesenstadt London, wo sein „8tabat Nater" eine derartige Sensation erregte, daß Dvortt nach unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu den beliebtesten und am häusigsten gespielten Componisten in England gehörte. Die kühlen Engländer erwarmte Dvoräks Musik in so hervorragender Weise, daß er einigemal ihrem Rufe folgend in London erscheinen mußte, um eines seiner Werke persönlich zu dirigiren. Die Londoner hörten sich nicht satt an seinen bereits componirten Werken und bestellten bei ihm neue. Er schrieb für die große Verlagssirma Novells in London die Oratorien „Sancta Ludmila" und „Die Geisterbraut", sowie eine Symphonie in O.moll, welche insgesammt durchschlagenden Erfolg hatten.

Dvoräk, steht heute auf der Höhe seines Alters und Schaffens und arbeitet unermüdlich fort. Es vergeht kein Iahr, das nicht die Zahl seiner Werke vergrößerte.

DvoiÄs Compositionen tragen sämmtlich einen specisisch slavischen, böhmischen Charakter. An diesem Factum läßt sich nicht rütteln; ob man es nun gutheißt oder verdammt — es besteht. Iede Composition, die von ihm in die Welt gesandt wird, sagt gleich, woher sie kam der Fahrt. Aber der slavische Charakter seiner Compositionen collidirt nirgends mit der künstlerischen Vornehmheit: er hat seine von nationalen Weisen beeinflußten Themen in die vornehmsten musikalischen Gattungen eingeführt; in seinen Symphonien begegnet man oft Motiven, die ihren böhmischen Ursprung nicht verleugnen können, und doch kann man von den wenigsten sagen, sie wären nicht am Platze. Dvorak besitzt Originalität und Ersindungsgabe, beide in hervorragendem Maße. Die musikalischen Gedanken gehen ihm nie aus. Man kann zwar nicht behaupten, daß alle Compositionen unseres Meisters gleich hervorragend gut und ohne Gegner wären; aber Gedankenarmut!) kann man ihm nie vorwerfen. Mag man die Gedanken beurtheilen, wie man will — da sind sie immer! Und neben diesen Eigenschaften, die das ganze Vermögen eines jeden Componisten ausmachen, hat Dvoräk noch etwas, was ihn für immer und bei jeder Gelegenheit von dem Vorwurfe befreien dürfte, er sei langweilig in seinen Compositionen. Wenn auch ein Thema nicht gelungen ist — quancloyue bonu8 ctoi'mitat IoWeru.8! — seine Instrumentationsgabe, dieses genialste Beherrschen des Orchesters, wird den Hörer immer fesseln. In der großen Reihe Dvorttscher Compositionen liegt der Beweis dafür. Seine „symphonischen Variationen" besitzen ein kurzathmiges Thema, dem man an sich zwar nichts Schlechtes nachsagen, aber auch nichts Besonderes abgewinnen kann. Und doch: nur wenige Zuhörer werden nach einer Aufführung dieses Werkes sagen, sie hätten sich gelangweilt. Sein glänzendes Instrumentationstalent, seine originelle Art der Durchführung und Durcharbeitung interessiren nicht nur, sie sind für den Musiker und Musikfreund eine Freude. Seine Arbeiten grenzen oft an's Classische. Das kann heute nicht geleugnet werden, von Keinem, der es ehrlich mit der Musik meint.

Dvoräk ist neben Brahms der hervorragendste Symphoniker unserer Zeit. Ein Vergleich zwischen diesen Meistern ist ebenso undankbar, wie alle Knderen Vergleiche dieser Art. „In der Kunst will jedes Werk aus sich selber beurtheilt werden, und ein äußerliches Messen, das darauf hinauskommt, ein Werk gegen das andere ischöner oder größer oder origineller zu besinden, ist unfruchtbar und im Grunde unkünstlerisch," sagt A. B. Marx sehr richtig. Brahms und Dvoräk sind, neben einander gestellt, zwei gleich interessante Erscheinungen: der Eine immer ernst, der Andere auch dem Heiteren zugänglich, Beide aber gleich ernst den hohen Zielen ihrer gemeinsamen Kunst zustrebend. Das ungemeine Talent Beider äußert sich sehr oft auf gleiche Weise, und doch fehlt dem Einen das, was der Andere hat und umgekehrt. Eines aber haben doch diese beiden Musiker gemeinsam: ihre Stellung den modernen Strömungen gegenüber. „Wenn heute ein Musiker in die Oeffentlichkeit dringt," sagt irgendwo Hanslick beilausig, „so sollte er gleich im Vorhinein sagen, wie er's mit der Religion — mit Wagner hält." Dvoräk und Brahms hat man nie darnach gefragt, sie haben sich auch nie darüber geäußert. Warum? Ihre Sprache ist Musik, und jene Anderen wollen in ihre Musik Etwas hineingedichtet und erklärt haben. Brahms nicht, Dvoräk auch nicht. Beide haben fleißig studirt, nichts Interessantes in der Musik sich entgehen lassen — aber dann Musik gemacht, ohne Rücksicht darauf, ob sie wagnerisch werden würde oder nicht. In der Orchestermusik namentlich haben sie den Weg der Classiker eingeschlagen, und Dvoräk ist auf diesem Wege nicht beträchtlich hinter Brahms geblieben; weit voran sind sie Beide. In seinen Svmphonieen, Suiten, Quartetten, also in der Orchester- und Kammermusik, hängt Dvoräk an den unvergleichlich hohen Vorbildern Beethoven und Mozart.

Dvortt hat in allen Fächern der Musik gearbeitet, und überall hat er Schönes und Großes geleistet. In der Orchester- und Kammermusik, Vocal- und Kirchenmusik besitzen wir von ihm schon hochbedeutende Werke und können noch bedeutendere erwarten. Wer kennt nicht seine „slavischen Tänze", die seinen Ruhm begründet haben, wer nicht seine Rhapsodien und Legenden? Seine „Gesänge aus dem Böhmerwald," seine „mährischen Duette", sein „LoKer?o cnrn'i«cioLo," sein „ClavierQuintett", seine,, Serenaden" sind anerkannte Perlen der modernen Musikliteratur. Sie haben auch in Deutschland die besten Freunde. Weniger bekannt sind in Deutschland seine Oratorien und seine Kirchenmusik geblieben. Und doch ist sein „8tabat mater" eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Hier ist keine „moderne" Kirchenmusik zu hören, keine effecthaschenden Opernmelodien auf Kirchentext. Es ist ein wirkliches, vom Herzen gehendes Gebet, das fromme Lied einer poetischen und idealen Seele. Seine Ballade für Chor und Orchester „Die Geisterbraut" (auf Worte von K. I. Erben), eine Art Leonoren-Sage, und das große Oratorium „Sancta Ludmila" (auf den Text des bedeutendsten böhmischen Dichters Iaroslaw Vrchlickv) zählen zu den besten Leistungen des Meisters; sein schöner, kräftiger „Hymnus" hat ihn in die böhmische Oeffentlichkeit überhaupt zum eisten Male und mit Erfolg eingeführt. Seine Choräle und Oratorien wirkten namentlich in England geradezu sensationell.

Aber auch seine Schwächen hat Anton Dvoiük. Jn die Kategorie der weniger vollkommenen Compositionen gehören seine Opern. Es hat etwas für sich, wenn wir Musiker sagen hören, es wäre selbstverständlich, daß Dvoi-äk kein großer Operncomponist ist. Das wäre nur den größten Classikern möglich gewesen. Wir haben in der modernen Musikgeschichte Beispiele, welche das Gegentheil dieser Behauptung beweisen (Goldmark!); aber die Beispiele, welche gute Orchestercomponisten als schwächere Operncomponisten zeigen, sind zahlreicher. Man denkt hierbei an keinen Geringeren als — Richard Wagner! Die O-cwr-Symphonie dieses Musikriesen hat im Ernst nur den Enragirtesten uttter den Wagnerianern gefallen. Freunde guter Orchestermusik hat dieses Jugendwerk aus dem Concertsaale getrieben; und auch die gemäßigte Wagnerpartei hat die Achseln gezuckt. Man hat selbst in den Kreisen, deren absolutistischer Wagnerianismus über alle Zweifel erhaben ist, die Schwäche der t^äurSymphonie anerkannt und hat sie wieder in Vergessenheit gerathen lassen. Jhre Aufführung winde heute unmöglich sein. Aber auch die wenigen anderen Orchestercompositionen Richard Wagners, sein „Kaisermarsch," „Huldigungsmarsch," seine „Faustouvertüre", zeugen unleugbar gegen den Symphoniker Wagner. Johannes Brahms, der hervorragendste Symphoniker der Gegenwart, hat bisher keine Note für die Bühne geschrieben und wird es, wie es scheint, nie thun. Als im vorigen Jahre die Nachricht die Blätter durchflog, Joh. Brahms schreibe eine Oper, ließ sie der große Meister rasch dementiren. Er fühlt in sich eine dramatische Schwäche — und widersteht daher den Verlockungen der Bühne. Anton Dvorük aber hat der Sirene nicht wideistanden und wiederholt Opern componirt. Mit dem deutschen Publicum kann man nun freilich über die „böhmische Oper" fo ohne Weiteres nicht sprechen. Der Entwicklung derselben müßte ein eigener Artikel gewidmet werden, wollte man ihren heutigen Stand besprechen. Jch mache daher Alle, die sich dafür interessiren, auf eine kurzgefaßte, aber ausgezeichnete Schrift des Prager Musikschriftstellers Emanuel Chvüla*) aufmerksam. Hier kann bloß gesagt werden, daß als Schöpfer der böhmischen Oper der geniale Friedrich Smetana (gest. 1884) bezeichnet werden muß, der bei seinem eminenten dramatischen Talente es getroffen hat, den schönen, poetischen Volkston mit vollem künstlerischen Gelingen in die böhmische Oper einzuführen. Beinahe sämmtliche böhmische Operncomponisten (mit Ausnahme Zdenko Fibichs, eines Wagnerianers im strengsten Sinne, der

*) S. ChoiUa. Ein Vierteljahrhundert böhmischer Musik. Prag. F. A. Urbanek. 1889.

hochbegabt dem Musikdrama sich widmete) haben den von Smetana eingeschlagenen Weg weiter verfolgt. Auch Dvorük. Und wie schon gesagt: ein genialer Musiker wie Dvoräk kann und wird nie Werthloses, Mittelmäßiges schreiben; seine Gedanken sind immer interessant, die Durchführung stets kunstvoll. Aber freilich, eines der Haupterfordernisse, das dramatische Element, besitzt keine Oper des böhmischen Meisters. Jn einer jeden sinden wir vom rein musikalischen Standpunkte wahre Schätze. Aber auf der Bühne ist nicht Alles Gold, was glänzt, auch die schönste Musik nicht. Wohl hat Dvoräk in seinen beiden letzten Opern „Dimitrij" und „Der Jakobiner" große Fortschritte gemacht; dramatisch ist aber seine Musik blutarm. Freilich darf Dvorük nicht die ganze Schuld beigemessen werden. Heute existiren noch nicht gar zu viel böhmische Opern, man kann jedoch von dem größten Theile derselben ruhig sagen, daß sie musikalisch bedeutend höher stehen, als so manche moderne deutsche, italienische oder französische Oper. Allein es muß gerade heraus gesagt werden: so schlechte untheatralische Libretti, wie sie sich an den dreißig, vierzig böhmischen Opern zusammengefunden haben, sind wohl in keiner andern Opernliteratur beisammen anzutreffen. Der musikalische Theil des Neßler'schen „Trompeter" reicht an eine Smetcmasche oder Dvoröksche Oper lange, sehr lange nicht heran: und doch — ein großer Erfolg, well ein wirksames Textbuch zu Grunde liegt. Das hat auch das Schicksal der einzigen Oper Dvorüks, die außerhalb Prags aufgeführt wurde, des „Bauer ein Schelm", besiegelt. Jn Dresden fand man wohl die Musik hübsch, aber undramatisch, die Handlung jedoch geradezu dumm. Und in Wien, wo die Nationalität des Componisten genugsam Abneigung gegen das Werk weckte, siel der „Bauer" ganz ab. Jn der Thai — das kann selbst kein Freund des Comvonisten leugnen — ist es bei vielen Opern Dvorüks schade um die herrliche Musik. Nur „Dimitrij" kann noch halbwegs als bessere Ausnahme gelten. Nichtsdestoweniger zeigt Dvortt in seinen Opern „Bauer ein Schelm", „König und Köhler", „Die Dickschädel", „Wanda", „Dimitrij" und neuestens im „Jakobiner", daß er kein Theaterblut hat. Er ist kein Essecthascher im modernen Sinne; er arbeitet immer mit den ruhigsten, künstlerischen Mitteln eines Symphonikers und kann daher einen solchen künstlerischen Erfolg, wie im Concertsaale> im Theater nicht erlangen.

Allerdings kann man über Dvoräk das Buch noch nicht zuschlagen. Er steht im besten Alter, arbeitet mit ungemeinem Fleiße und besitzt einen ganz unerschöpflichen Born von Talent. Seine schöpferische Kraft ist

geradezu fabelhaft. Als er sich zum Beispiel nach der beendeten Riesenarbeit an dem Oratorium „Sancta Ludmila" ausruhen wollte, überraschte er die musikalische Welt mit der zweiten Serie seiner reizenden „Slavischen Tänze", die rasch den ersten auf dem Wege durch die Welt gefolgt sind. Und als er nach der ersten Aufführung seiner neuesten Oper Prag verließ. um in den duftigen Wäldern Böhmens den Geist Erfrischung athmen zu lassen, brachte er von dort drei Hefte Claviercompositionen (die dieser Tage bei N. Simrock in Berlin erschienen sind) mit: „Poetische Stimmungsbilder" nebst der beinahe vollständigen Skizze einer neuen Symphonie.

Mit der Erwähnung dieser neuen Arbeit, die wiederum Dvoräks hohe Genialität beweisen dürfte, wollen wir ihn verlassen. Seine Skizze wird nicht lange Skizze sein, bald wird sie zum fertigen Kunstwerk werden; denn er arbeitet rasch mit Luft und Liebe, mit Enthusiasmus. „Und ohne diesen," sagt Schumann, „wird in der Kunst nichts fertig gebracht." Dvoräk ist nicht mehr der Unbekannte vom Iahre 1870: auf ihn blickt heute mit Stolz nicht mr sein Volk, die ganze musikalische Welt setzt auf den böhmischen Meister die freudigsten Hoffnungen.

Deutscher und nordischer Götterglaube.

von

Wolfgang Golther.

— München. —

^zFii unseren Anschauungen über das Verhältniß zwischen deutschem A und nordischem Götterglauben ist in jüngster Zeit ein bedeutungsW voller Umschwung eingetreten. Da die in früheren Jahren aufgestellten Ansichten, namentlich durch Karl Simrocks Arbeiten vermittelt, in weitere Kreise der Gebildeten eingedrungen sind, so erscheint ein Versuch wohl gerechtfertigt, alle diejenigen, welche an dem altdeutschen Sagen- und Mythenhort Jnteresse haben, darauf hinzuweisen, daß sich auf jenem Gebiete eine Umwälzung vorbereitet, ja zum größten Theile bereits in Wirklichkeit vollzogen hat, welche mit einem Schlage Alles in neuem, hellerem Licht erscheinen läßt. Sehnliche Verschiebungen des Standpunktes, wie hier auf mythologischem, haben längst auf grammatikalischem Gebiete stattgefunden; beiderseits sind sie auf geklärte, historische Betrachtung zurückzuführen, indem man sich nicht mehr damit begnügt, das Ueberlieferte einfach ungefragt und ungeprüft hinzunehmen, sondern die Verhältnisse erwägt, unter denen es uns entgegentritt und zweifellos auch einstens erwachsen ist.

Als allbekannt darf vorausgesetzt werden, daß in altnordischen Quellen, in den sogenannten Edden, der älteren und jüngeren, oder besser der poetischen und der prosaischen, welche erst im 13. Jahrhundert, ungefähr zwischen 1230 und 1240, niedergeschrieben sind, eine Anzahl von Götter- und Heldenliedern, unter diesen auch die Sage von Sigfrid und den Nibelungen, sich vorsindet, welche beim ersten Blick engere Beziehungen zu entsprechenden deutschen Berichten aufweisen. Da nun nachweislich die Nordgermanen, erst im 10. Jahrhundert zum christlichen Glauben bekehrt wurden, so lag es nahe, sich den Sachverhalt in der Art zurechtzulegen, daß man glaubte, die Nordleute hätten ihre altheidnischen Lieder viel längere Zeit lebendig erhalten und nachmals auch aufgezeichnet, als die stammverwandten Deutschen, bei denen die Kirche von Anfang an gegen allen Volksgesang eiferte. Die Annahme, daß bei der deutlichen Verwandtschaft verschiedener Sagen, die unter Nordleuten und Deutschen umlaufen, bei jenen die ungetrübte, rein heidnische Form hervortrete, bei diesen dagegen die heidnischen Bestandheile ausgeschieden sind und wir darum nichts mehr von Odin und den Asen, von Walhall und den Walküren, von der Weltesche heiligem Stamme vernähmen, hat etwas Bestechendes. Dennoch befleißigte sich I. Grimm in seiner Mythologie der größten Vorsicht. Er meinte, daß unsere deutschen Quellen zwar ärmlicher seien, aber doch älter als die nordischen, und daß es unstatthaft sei, alles in diesen Ueberlieferte als uralt, als urgermanisch zu betrachten und daher auch der Erklärung deutscher Sage, in welcher eben das Heidnische abhanden gekommen war, zu Grunde zu legen. Den Zeitpunkt, wo der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen wäre, damit beide in ein größeres Ganze zusammenrönnen, erachtete er für noch nicht erschienen.

Anders faßte die Sachlage Simrock auf, indem er sich gerade dazu berufen fühlte, jenen trennenden Wall niederzureißen. So erzählte er unbedenklich die Geschicke der Götter und der Welt nach dem vollständig entwickelten System der nordischen Edden als eine urdeutsche und urgermanische Sage, in der Meinung, unserem Vaterlande sein altes Erbe und Eigen zurückzuerobern. Simrocks Werl fand seiner gefälligen Form und seines packenden Inhaltes halber Eingang in die weitesten Kreise. So erfreulich nun auch einerseits diese lebhafte Antheilnahme an deutscher Alterthumskunde erscheint, so ist es doch auf der anderen Seite zu beklagen, daß eine kühne Hypothese damit in die Welt eingeführt worden ist und heutzutage bei den Meisten, die sich kein selbständiges Urtheil aus den Quellen herauszuschövfen vermögen, als unumstößlicher Glaubenssatz gilt. Ia sogar der Fachmann kann sich dem Banne der aus Simrocks Buche bei Beginne seiner Studien ihm gewordenen Eindrücke nur schwer entziehen; die Tradition, die lange Zeit ihres Bestehens, giebt der Hypothese den Anschein einer völlig gesicherten Thatsache, was sie in Wahrheit nie gewesen ist. Wenn aber nun die sorgsamste wissenschaftliche Forschung diese auf keinerlei Beweisgründe sich stützende Theorie als unhaltbar nachweist und die Mittel an die Hand giebt, deutlich zu unterscheiden zwischen dem, was einst die Deutschen und Nordleute Gemeinsames an Sagen und Mythen besessen, und dem, was diese letzten später unter ganz außerordentlichen Umständen weitergebildet haben, so hat sie sich begreiflicherweise mit einem nur schwer zu besiegenden Vorurtheil in unerquickliche Streitigkeiten einzulassen. Denn nichts wird schwerer überwunden als ein durch lange Autorität erstarkter Jrrthum! — Es ist das Verdienst des bedeutenden norwegischen Gelehrten Sophus Bugge, der die nordischen Quellen zum großen Theil selbständig durchgearbeitet und in ausgezeichneter Weise herausgegeben hat, der wie Wenige im Stande ist, das Einzelne mit der Gesammtheit der geschichtlichen Entwickelung in Zusammenhang zu bringen und auf Grund desselben zu beurtheilen, die Mythen- und Sagenforschung in neue Bahnen gelenkt zu haben in einer umfangreichen Schrift, welche in deutscher Uebersetzung von Prof. Brenner in München erschienen ist unter dem Titel: „Studien über die nordischen Götter- und Heldensagen". München, Christian Kaiser 188!). Aeußerliche Zufälle haben die Vollendung des bereits vor acht Iahren begonnenen Druckes bis heute verzögert. Wir wollen versuchen, dem Leser mit einigen kurzen Strichen ein Bild davon zu entwerfen, auf welchen Standpunkt durch Bugges Bestrebungen die Mythenforschung geführt wird, und wir möchten ihn dabei gleich zu Anfang bitten, das ihm befremdlich Erscheinende nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen, eben weil es so ganz anders lautet, als das, was er bisher gehört hat. Vielmehr möge er dadurch veranlaßt werden, das Buch selber zur Hand zu nehmen, um sich augenscheinlich davon zu überzeugen, wie genau und ausführlich Bugge seine Behauptungen mit vollwichtigen Gründen zu stützen vermag.

Die nordgermanischen Stämme — Dänen, Schweden und Norweger haben etwa bis 800 n. Chr. sich in Sprache und Cultus wenig von den festländischen Germanen unterschieden. Da sie auf den Umkreis der von ihnen in Besitz genommenen Länder beschränkt waren, so verliefen ihre Geschicke im engen heimatlichen, friedlichen und kriegerischen Wechselverkehr. Im Ganzen war ihre Lebensweise wohl wenig verschieden von derjenigen, welche seit Urzeiten die germanischen Stämme in ihrer einstigen Volksgemeinschaft und nachmals in ihrer Vereinzelung und Absonderung führten, bis sie mit den Kulturvölkern in Berührung kamen und damit in das Licht der Geschichte eintraten. Merkwürdig früh hatte sich die geistige Befähigung beim Germanen herausgebildet, mit den im Besitz einer hohen Bildung besindlichen Reichen, die er als Eroberer betrat, und mit deren Insassen nicht bloß Schwertstreiche zu tauschen, sondern sich auch in friedlichen Verkehr einzulassen. Die staatenbildende Kraft der Germanen sindet ihre Erklärung nicht zum wenigsten in ihrer Stellung fremden Culturen gegenüber; der Eroberer darf nicht nur sengen und brennen und zerstören, sondern er muß auch seine Errungenschaft zu behaupten wissen. Die Germanen aber verstanden es vielleicht nur zu gut, mit Verleugnung ihrer eigenen urwüchsigen Nationalität sich fremdartigen Verhältnissen anzupassen und, falls sie, wie die hinter den erobernden Goten, Langobarden, Vandalen u. s. w. nachrückenden Stämme, auf eigener Hufe ansässig blieben, fremde Einflüsse willig bei sich aufzunehmen. So ist nachgewiesen, daß die Germanen die Schrift sich aneigneten in Form des Runenalphabets, das im 2. oder 3. Iahrhundert n. Chr. bei einem der füdlichen Stämme nach dem Muster der lateinischen Letter n gebildet wurde und rasche Verbreitung bei Franken, Angelsachsen, Nordleuten, Bayern, Alamannen und Goten fand. Aber die Eigenthümlichkeit germanischen Geistes offenbart sich in der durchaus originellen Verarbeitung des Ueberkommenen, das dadurch völlig zum geistigen Eigenthum der Germanen wird, so daß man es von dem Ureigenen nur mit Mühe zu unterscheiden vermag. Man hätte kaum so langer und schwieriger, oft arg in nebelhafte Unmöglichkeiten sich verlierender Untersuchungen über die Runenschrift bedurft, bis man ihre wahre Quelle erkannte, wäre nicht das altlateinische Alphabet in drei Buchstabengruppen entgegen der Ordnung des gewöhnlichen Abc eingetheilt und jeder Buchstabe mit einer germanischen Namensbezeichnung kenntlich gemacht worden. Fremde Culturen übermitteln der allem Ungewohnten zugänglichen und im höchsten Grade eindrucksfähigen germanischen Natur Elemente, die sie selbständig verarbeitend umbildet und umschafft. Vor unseren Augen stellt sich uns ein schönes und einheitliches Werk dar: wir möchten diese Schöpfung als eine durch und durch germanische auffassen und dürfen das auch, ohne einen Irrthum zu begehen. Wenn wir aber bemerken, daß an dem einheitlichen Bilde der und jener wichtige Zug aus der Fremde geholt ist, so dürfen wir uns dagegen nicht verwahren. Der Bedeutsamkeit des Werkes geschieht kein Eintrag; wohl aber lernen wir, daß der germanische Geist Anderes schafft, nachdem mächtige Eindrücke auf ihn eingewirkt haben, als in alter Zeit, wo sein Umkreis noch ein eng beschränkter war. Ia es müßte uns im Gegentheil Wunder nehmen, wenn Alles beim Alten geblieben wäre und keine Spur der vielen neuen Erlebnisse und neugewonnenen Anschauungen in den geistigen Erzeugnissen zum Ausdruck käme.

Die Vorkommnisse der Wanderungszeit wiederholen sich zum Theile bei den Nordgermanen im 9. und 10. Iahrhundert während der Wikingerfahrten. Gewaltige innerliche Umwälzungen politischer und sozialer Art waren es, welche in jener Zeit die Bewohner der nordischen Reiche veranlaßten, ihr Drachenschiff zu besteigen und hinauszufahren, um sich eine neue Heimat zu suchen. An deutscher, englischer und irischer Küste fuhren die Schiffe der Nordmannen an; weiterhin wurden die Faeröer, Island, Grönland und Amerika entdeckt, und Island von 876 ab von Norwegen aus colonisirt. Als raubende Heermannen sielen die ersten nordischen Ankömmlinge über die bereits christlichen und in Bezug auf Cultur weit vorgeschrittenen Bewohner des Festlandes und der britischen Inseln her; nach kurzem Handstreich segelten die Schiffe weiter, Elend und Verheerung zurücklassend. In den Kirchen Westeuropas stiegen Gebete empor gegen die rasenden nordischen Krieger. Mit der Zeit aber kam Absicht und Ordnung in die Wikingerfahrten; die Küstenstriche sollten nicht bloß ausgeplündert, sondern zur Besiedelung gewonnen werden. Die Normandie und andere kleine Reiche auf den britischen Inseln, zumal in Irland, zeigen, wie erfolgreich dieser Plan ausgeführt wurde. Dadurch aber war ein friedlicher Verkehr mit den Einwohnern durchaus nothwendig geworden, und die Beziehungen zwischen Nordmännern und Deutschen, Iren und Briten gestalteten sich auch friedlich. Die westeuropäischen Reiche sind mit der Zeit untergegangen, indem die nordische Nationalität sich nicht rein erhielt, sondern mit der fremden verschmolz. Im 9. und 10. Iahrhundert aber standen sie in voller Blüthe und blieben mit dem Mutterlande in stetem Verkehr. Island war vor der Ankunft der Nordleute nur fpärlich von irischen Anachoreten bewohnt gewesen, die sich vor den Heidenleuten bald zurückzogen. Noch heutigen Tages besteht Island im Wesentlichen mit derselben Sprache, die von den Ansiedlern vor fast 1000 Iahren gesprochen wurde, während in Norwegen dieselbe Sprache auf einer viel jüngeren Entwickelungsstufe angelangt ist, die sich zu jener etwa verhält, wie Mittelhochdeutsch zu Althochdeutsch. Auf Island wurden die Eddalieder niedergeschrieben, zum großen Theil aber auch verfaßt. Aus sprachlichen und metrischen Gründen wurde neuerdings der sichere Nachweis erbracht, daß keines derselben über das 9. Iahrhundert zurückreicht, ja daß wahrscheinlich auch die ältesten unter ihnen erst aus dem 10. Iahrhundert stammen. Demnach sind sie vornehmlich als Aeußerungen des Geistes zu betrachten, der in den Wikingern lebte und webte, und sie müssen sich auch in Allem und Iedem als Kinder rhrer Zeit bekunden.

Wenn wir von einer scharf ausgeprägten nordischen Individualität fprechen, so bezeichnen wir damit die Entwickelungsstufe, auf welche die Nordleute in jener Zeit gelangten. Das Wenige, was an Denkmälern aus der Zeit vor den Wikingerfahrten vorliegt, enthält nichts von jenen neuen charakteristischen Zügen. Die allgemein germanische Nationalität bildete sich zur speciell nordischen heraus, als die Nordleute mit fremden Culturen in Berührung kamen; ja wesentlich diese fremden, vornehmlich auch keltischen Elemente, sind es, welche die individuelle Absonderung bedingen. Eine Zeit der allgemeinen Gcihrung kam über das Alte, das unter Beimischung fremder Kräfte schließlich als ein Neues in verjüngter Weise hervorging. Natürlich muß auch dieses Neue vie uralten Elemente, wenn auch umgewandelt, doch zu einem beträchtlichen Theile in sich fassen, so daß Nordleute und Deutsche genug gemeinsame Berührungspunkte mit einander gemein haben, da sie aus einem Stamme erwachsen sind. Ebenso klar aber ist, daß wir im Nordischen auch ganz verschiedene Bestandtheile vorsinden müssen, Errungenschaften der Wikingerzeit, die im Deutschen in alle Weite nie gesucht werden können, da sie unmöglich dort einzudringen vermochten. Wenn nun alle Forscher, selbst die Gegner der Bugge'schen Theorie, darüber einig sind, daß der gesammte nordische Sagen- und Mythenhort ein Erzeugnis der Wikingerzeit ist, so liegt es auf der Hand, daß es schlechtweg unkritisch ist, ohne Weiteres das im nordischen Heidenglauben ausgeprägte System in graue Vorzeit zurückzutragen und unsere deutschen Sagen daraus abzuleiten. Was im Deutschen und Nordischen übereinstimmt, z. B. der Glaube an heilige Bäume, an deren Wurzel ein Quell entspringt, roo weise Frauen wohnen, unter deren grünem Blälterdache Gericht gehalten wird, aus dessen geheimnißvollem Rauschen die Stimme der Gottheit dem gläubigen Ohre vernehmlich entgegentönt, das darf mit Sicherheit als zum urgermanischen Vorftellungskreise gehörig ausgefaßt werden; was aber als ein merkwürdig origineller Zug im Nordischen erkannt wird, der unmöglich im heidnischen Glauben seinen Ursprung haben kann, das darf nie und nimmermehr frischweg zurückverlegt werden. Buqge sondert nun gerade diese einzelnen Elemente ab, beleuchtet sie in allen ihren Eigenheiten und forscht nach ihrer vermuthlichen Quelle, welche Zeit und Umstände der Entstehung der Mythenwelt ungezwungen und ganz von selber an die Hand geben.

Zur Staatsreligion wurde das Christenthum auf Island um's Iahr erhoben; weit verschieden ist die Bekehrung der nordischen Stämme von derjenigen der füdlichen, und entsprechend auch nachmals die Stellung der Geistlichkeit zumal auf Island. Der Uebertritt der Insel war ein politischer Akt. Christenthum und Heidenthum standen sich zunächst gar nicht in schroffem Gegensatze gegenüber. Lange zuvor hatten die Wikinger vom christlichen Glauben in Irland, England und Deutschland vernommen, und christliche Gebräuche und Erzählungen verfehlten nicht, auf die für's Wunderbare empfänglichen Gemüther Eindruck zu machen. Die Geschichtsquellen bezeugen, daß östers Heidenleute bereits auch an den weißen Christ glaubten. Vornehmlich waren es solche, welche vater- oder mutterseits irischer oder englischer Abkunft sind. Der Isländer Helgi stammte von einer irischen Mutter, war in Irland geboren und theils hier, theils auf den Hebriden erzogen; an Berührungen mit dem Christenthum konnte es ihm darum nicht fehlen. Helgi hatte auch die Taufe empfangen und seine isländische Niederlassung benannte er „Lri8t8neZ" d. i. Christi Vorgebirge. Daneben aber glaubte er auch an IK6rr, den alten Heidengott, und wandte sich in allen Nothfällen, zumal wo es sich um eine Seefahrt handelte, nach altem Brauch an diesen. Ausdrücklich wird erzählt, wie es bei Kaufleuten und bei Leuten, welche Heerdienst bei christlichen Herrschern nehmen wollten, damals eine gewöhnliche Sitte gewesen sei, die Kreuzbezeichnung (d. h. nicht die volle Taufe, nur eine vorläusige Weihe durch Bekreuzigung) zu nehmen, und daß solche Männer dann das als Glauben hatten, was ihnen am meisten zusagte. Es kommt vor, daß eine Wikingerschaar einen Eid zugleich auf den heidnischen Ring und auf Reliquien leistet! In Nothfällen gelobte man die Annahme der Taufe, wenn der Christengott helfen wolle. Kranke wenden sich zum Christengott, wenn die Opfer an die heidnischen Götter den erwünschten Erfolg versagen. Viele Leute glaubten aber an gar nichts mehr und halfen sich auf diese Art gegen jeglichen Zwiespalt des Herzens. Ueber de n geistigen und sittlichen Zustand der Wikinger belehrt in wunderschöner und lichtvoller Weise Konrad Maurers vortreffliches Werk: „Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume" (München, Chr. Kaiser. Bd. l. 1855; Bd. ll. 1856.) Die Lectüre dieser beiden Bände klärt uns darüber auf, wie jene Zeit beschaffen war, zeigt uns in deutlichen Umrissen den geschichtlichen Hintergrund, auf welchem Bugge seine Lehre aufbaut, und der von ihm, wie billig beim fachmännischen Kritiker, vorausgesetzt wird. Unter den deutschen Forschern trifft aber diese Voraussetzung nicht immer zu. was Wunder nehmen muß, nachdem wir ein solch klassisches. Iedem mit Leichtigkeit zugängliches Werk besitzen.

Wenn nun unter den Wikingern christliche und heidnische Anschauungen neben einander herlaufen und in einander überfließen, fo dürfen wir auch schließen, daß in ihren Dichtungen altheidnische und christliche Vorstellungen sich vermischen, die sich im Gesammtbilde noch von einander scheiden lassen müssen. In der That weist Bugge nach, daß der Stoff der mythischen Dichtung, ihre äußere Grundlage, ihr erzählendes Element wesentlich und zu sehr beträchtlichen Theilen fremden Ursprunges ist. Von überaus zahlreichen nordischen Götter- und Heldensagen darf behauptet werden, daß sie Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder abergläubische Vorstellungen wiedergeben oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und von^Leuten, die in Mönchsschulen erzogen waren, vernahmen. Neben derartigen auf apokryphen jüdisch-christlichen Legenden beruhenden Erzählungen haben auch antike, griechisch-römische

Sagen eingewirkt, wie sie in den lateinischen Mythographen während des frühen Mittelalters weit verbreitet und viel gelesen waren. — Wir wollen im Folgenden ein Beispiel des Näheren erörtern, an welchem besonders klar hervortritt, in welcher Weise die mythologische Forschung durch Bugge in neue Bahnen gelenkt wird: Odin am Galgen und die Weltesche Dggdrasil.

In der Edda*) wird erzählt, daß Odin, der oberste unter den Göttern, neun Nächte lang am windigen Baum gehangen sei. Odin selber berichtet davon:

Icb weih, daß ich hing am windigen Holze

volle neun Nächte,
vom Gere verwundet, gegeben dem Odin,

ich selber mir selber,
an dem Holze, von dem Niemand weiß,

aus welches sMumesZ Wurzeln es sproßt,
mit Brot erquickten sie mich nicht, auch nicht mit dem Horn;

ich spähte nieder,

geheimnisvolle Runen nahm ich herauf, schreiend nahm ich sie,

ich siel wieder herab.
Da begann ich zu Kimen und verständig zu werden

und zu wachsen und wohl zu gedeihen.
Wort schuf mir vom Wort »ues^ Wort
Werk schuf mir vom Werk sneucs) Werk.

Da viel darauf ankommt, genau den Wortlaut der Quelle vor Augen zu haben, so gaben wir hier eine wörtliche Uebersetzung in ungebundener Form. Die Nordleute dachten sich'demnach ihren höchsten Gott am Galgen hängend, von dem er nach neun Nächten wieder herabsank, um zu neuem Leben herrlicher als zuvor wieder aufzustehen. Es müßte im höchsten Grade befremden, wenn die' Nordleute ohne jeden äußeren Anlaß dazu gekommen wären, sich eine derartige Vorstellung, zu welcher ihr angestammtes Heidenthum nicht die mindeste Veranlassung bot. zu der natürlich auch die südgermanischen Mythen keinerlei Gegenstück enthalten, ganz aus sich selber heraus unabhängig zu bilden! Der Tod durch Erhängen war bei den Germanen zwar seit den ältesten Zeiten gebräuchlich; auf diese Weise wurden Kriegsgefangene dem obersten Kriegsgotte geopfert. Nach ihrem Siege über die Römer hingen z. B. die Cimbern die Gefangenen mit Stricken an die Bäume. Prokop berichtet von den Thuliten (d. h. den Bewohnern der Insel Thule, worunter die klassischen Autoren die skandinavische Halbinsel verstehen), sie opferten die Kriegsgefangenen, indem sie dieselben nicht einfach hinschlachteten, sondern an einen Galgen von Holz hängten. Damit wird aber das Dunkel nicht aufgehellt; wir erhalten keine Erklärung, weshalb der Gott selber diese Strafe erdulden mußte. Dagegen werden wir unleugbar an Christus am Kreuze erinnert; und wirklich sinden sich die hier von Odin gebrauchten Ausdrücke wörtlich in lateinischen und angelsächsischen Schriften des Mittelalters wieder. Das Kreuz Christi ward „Galgen" genannt; Wulsila in der gotischen Bibelübersetzung spricht vom „.SatAa OKristaus." Das angelsächsische Gedicht von Christ und Satan berichtet: „Er stieg auf den Baum und vergoß sein Blut, Gott am Galgen durch seines Geistes Kraft." „Am Galgen gab er seinen Geist auf." An's Kreuz wurde Christus gehängt; mit „gehängt" übersetzt das Angelsächsische gradezu den Ausdruck „gekreuzigt". Wie christlicher Glaube vom Gekreuzigten spricht, so wird auch Odin in der nordischen Dichtersprache nach diesem Mythus als „die Last des Galgens" benannt. Im wilden Winde duldete Iesus am Kreuze. Der Lanzknecht Longinus durchbohrte Christus, als er am Kreuze hing, mit einem Speere, und erst dadurch tratl sein Tod ein; Odin am Galgen ist speerwund. Völlig unverständlich für rein heidnische Begriffe ist Odin, der sich selber dem Odin opfert, wogegen aus christlicher Anschauung dieser Ausdruck sich genügend erklärt. Nach dieser hat ja Christus sich Gott geopfert, Christus und Gott-Vater aber sind eins, und somit ist die Erlösungsthat des

Nord und Eüd. l^lI., i!si. 4

Christengottes eine Selbstopferung. Niemand weiß, aus welches Baumes Wurzel der Kreuzesstamm emporwuchs. Vom Holze, das zu Iesu Kreuz ausgewählt wird, heißt es: „Die Iuden kannten es nicht". Am Kreuze verschmachtete der Erlöser vor Durst, und sie gaben ihm Galle zu essen und Essig zu trinken; auch Odin fand keine erquickende Labung. Iesus neigte sein Haupt zur Erde, wie Odin niederschaute, um in die Geheimnisse der Todtenwelt hinabzusehen, die er besuchen sollte. Durch die Opferung am Galgen gewann Odin die magische Kraft geheimer Zaubermittel; durch den Opfertod besiegte Christus die Mächte der Finsterniß und des Todes. Schreiend, mit schrillem Schrei gab Christus den Geist auf und wurde wieder herabgenommen vom Kreuze. Die christlichen Hymnendichter des frühen Mittelalters bezeichnen oft Christus als Kreuzesfrucht. Diese Vorstellung macht sich in den Worten des nordischen Dichters bemerklich, daß Odin wiederum keimte und wuchs. Christus steigt hinab zur Unterwelt, besiegt den Bann des Todes und fährt dann auf zur Herrlichkeit des Vaters! Diese Geheimnisse verkündigten Leucius und Karinus, die Söhne Simeons, in der Synagoge und wurden dann verklärt. So erzählt der zweite Theil des fogenannten Nicodemusevangeliums, welches Christi Höllenfahrt, den äe8. OenLus sä interos, schildert. Auch die äußere Einkleidung dieses Berichtes läßt sich in anderen Strophen der Edda bis in's Einzelne nachweisen. Wir sehen jedoch hiervon ab. Es leuchtet ein, daß die oben mitgetheilten Strophen geradezu auch über Christus gedichtet sein könnten'; nur der Name Odin braucht getilgt zu werden — und alles Andere steht auf dem Boden des christlichen Mythus. Natürlich fehlt der Erlösungsgedanke vollkommen, der ja dem heidnischen Dichter, welcher das großartige Bild von Odin am Galgen erschuf, unverständlich bleiben mußte. Nur die äußeren Thatsachen der wundersamen Erzählung konnten auf ihn einwirken, nur diese vermochte er aufzufassen und wiederzugeben. Wie man aber dazu kommen konnte, Züge des milden christlichen Friedensgottes auf den kriegerischen Odin zu übertragen und daraus das düstere Bild des kalten, windigen Marterholzes zu schaffen, ist unschwer zu begreifen, wenn bereits in lateinischen Schriften von Christi Höllenfahrt der Gekreuzigte heißt: „König der Herrlichkeit," „Ein Herr mächtig in der Schlacht", „Krieger und Feldherr", „Siegesheld", „bewunderungswürdiger Streiter", wenn er als ein „in Wuth auftretender König" dargestellt wird, „der die Heerschaaren des feindlichen Königs verjagt und in dessen Burg eindringt." Solche Ausdrücke erinnerten den nordischen Skalden an den Kampf- und Siegesgott Odin; und wir müssen hierin einen wesentlichen Grund dafür suchen, daß er die fremden Mittheilungen von Christus auf seinen einheimischen Götterfürsten übertrug.

In der angelsächsischen Dichtung sind ähnliche Bezeichnungen für Christus aber vollends häusig.

Eine Esche weiß ich stehen, Übergossen mit weißem Naß:
Bggdmsil heißt der hohe Baum.
Daher kommt der Thau, der in die Thäler fällt:
Sie steht allezeit grün über dem Ilrdbronnen.

Drei Wurzeln gehen nach drei Seiten nieder von der Mgdrasilsesche; Hel wohnt unter der einen. Die Aggdrasilsesche ist der trefflichste aller Bäume.

Unten in Niflhel nagt der Drache Nidhöggr an der Wurzel des Baumes; oben im Wipfel sitzt ein Adler; geschäftig eilt das Eichhorn Ratatöskr (angelsächsische Worte: ruti —die Ratte, w8v —Zahn, also Nattenzahn) am Stamme auf und ab und bringt die Worte des Adlers zur Schlange hinab. Hirsche benagen das Laubwerk.

In plastischer Deutlichkeit und erhabener Schönheit steht das Bild des nordischen Weltbaumes vor unseren Augen. Daß aber auch er aus fremden Wurzeln erwuchs und in dieser Form nicht seit Urzeiten bei den Germanen heimisch war, läßt sich in allen Einzelheiten nachweisen. Der Name Dggdrasil ist ein dichterischer Ausdruck, dessen Bedeutung jedoch vollkommen klar ist; er bezeichnet „Odins Galgen". Unmöglich kann demzufolge die Anschauung vom Weltbaum älter sein, als die von Odin am Galgen. Mit der Namendeutung löst sich auch alles Uebrige. Den Galgen Odins zum Mittelpunkt der Welt zu machen, darauf konnte nur Iemand verfallen, der von Christi Kreuz gehört hatte. Was zum Preise des Weltenbaumes von den nordischen Skalden ausgesagt wird, sindet wiederum Zug für Zug Entsprechendes in der christlichen Dichtung des Mittelalters. Das Kreuz wird von angelsächsischen Dichter n „hoher Baum" genannt; urdor alta gebraucht Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitiers (um 550), vom Kreuze im Passionshymnus. Auch am Fuße des Kreuzesbaumes besindet sich eine lautere Quelle, in der Alle, die von den Früchten des Lebensbaumes kosten wollen, sich zuerst baden müssen. Der Quell wird auf die reinigende Kraft der Taufe bezogen. Das Taufwasser im Besonderen ist das Iordanwafser; in angelsächsischer Form „Iurdan". Iurdan erinnert den nordischen Skalden in der Aussprache unwillkürlich an die Schicksalsjungfrau Urd, und so verlegte er ihren Quell an die Wurzel des Weltbaumes. Der Thau ist ein stehendes christliches Symbol für die Segnung von oben, welche das Kreuz und der Gekreuzigte dem Menschengeschlecht bringen:

Vsrtios <ie summs ckivini riectaris Kaustum
Ostulit, in ramos oselestis Spiritus surn,
Ouloi rors graves msnkbsnt unckiiius fron6ss.

Zwei Vorstellungen fließen in der christlich-symbolischen Dichtung stets in einander über: das Kreuz und der Lebensbaum des Paradieses; daher in der bilderreichen Sprache zumal für einen Fernerstehenden kaum zu unterscheiden ist, ob Christus am Baume hängt oder am Kreuzholze. Beiderlei Ausdrücke wenden die nordischen Dichter auch von Odin an. Das Kreuz ist aller Hölzer bestes; zum Himmel ragend wird es dargestellt, über alle Welt breiten sich die Zweige des Lebensbaumes aus. Bis in's Todtenreich hinab reicht die Wurzel des Kreuzes und Lebensbaumes, gleichwie die Wurzel des nordischen Weltbaumes sich zur Hel, der Todesgöttin, hinabsenkt. Des weisen Mimir Haupt birgt sich unter den Wurzeln; man erinnere sich der vielen alten Crucisire, welche über einem Todtenschädel sich erheben, d. h. über Adams Haupt. Um den Stamm des Lebensbaumes ringelt sich eine Schlange. In England wurden viele Steinkreuze errichtet und mit Bildwerken und Inschriften versehen, welche zum Theil heute noch gut erhalten sind. Wenn die Wikinger an die Küsten anfuhren, begegneten ihnen solche Denkmäler altchristlicher Kunst Schritt für Schritt. Auf einigen sieht man das christliche Symbol der Weinranken, die sich von unten bis fast zur Spitze des Steines emporschlingen. Verschiedene Thiere fressen an den Ranken, zu unterst ein Vierfüßler, hierauf Eichhörnchen, zu oberst Vögel. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit zwischen diesen bildlichen Darstellungen und der Sage von den Thieren, welche Dggdrasils Esche benagen. Das Eichhorn Ratatöskr, das die Worte vom Wipfel zur Wurzel trägt, hat man schon längst mit einer äsopischen Fabel verglichen, in der eine Wildkatze Hassesworte zwischen einem Adler im Wipfel eines Baumes und einem Wildschwein am Fuße hin und wieder trägt.

Alle diese nahen Beziehungen, die sich zwischen dem christlichen Kreuze und dem nordischen Weltbaum ergeben, konnten von Anfang an nicht verborgen bleiben. I. Grimm wies mit Nachdruck darauf hin. Er meinte aber, daß heidnische Vorstellungen vom Weltbaum auf die christlichen Dichter eingewirkt hätten, wenn anders nicht bei afrikanischen und orientalischen Kirchenschriftstellern dieselben Anschauungen vom Kreuze sich vorfänden. Dann müsse seine Hypothese fallen. Inzwischen gelang der Nachweis vollkommen, aus welchem hervorgeht, daß der Mythus vom Kreuzholze zu einer Zeit und unter örtlichen Verhältnissen sich entwickelte, welche unmöglich irgendwie germanisch-heidnischen Vorstellungen überhaupt nur erreichbar waren. Da ein Zusammenhang zwischen den Sagen von Dggdrasil und vom Kreuze nicht von der Hand gewiesen werden kann, so ist die allein mögliche und richtige Auffassung des Sachverhaltes das unumwundene Zugeständniß, daß Mgdrasils Esche nur aus christlichen Einflüssen erwachsen ist. „Das Bild der Mgdrasilsesche zeigt deutlich, daß dieser Aufbau in allen seinen Gliedern vom Geist der Nordleute erst ausgestaltet wurde, nachdem fremde, fruchtbare Ideen in ihre Seele gefallen waren, ihren Blick erweitert, ihrer Phantasie, ihrem Denken und religiösen Trieb reiche Nahrung gegeben hatten/' „Daß der Baum, der Odins Galgen war, das Symbol der ganzen Welt wurde, ist fremdem Einfluß zuzuschreiben; denn das Kreuz war dem christlichen Mittelalter, als Lebensbaum aufgefaßt, ein allumfassendes Symbol" (Bugge S. 519). Wir sehen also, wie die urgermanische Baumverehrung von den Nordleuten auf Grund christlicher und antiker Einflüsse weitergebildet wurde zu einer eigenartigen, ergreifenden und erhabenen Sage; wir sehen ferner, daß sie in der Lage waren, oft und viel mit den christlichen Anschauungen, welche eben das Wesentliche der Neubildung in sich schließen, Bekanntschaft zu machen. Man verstößt demnach gegen jede gesunde historische Kritik, wenn man diese natürliche Erklärung zurückweist und behauptet, der Mythus sei germanisch, die unter den deutschen Stämmen vorhandenen Zeugnisse über Baum- und Quellkult seien kümmerliche Ueberreste des einst auch hier vollständigen Mythus. Richtiger erkennen wir darin die einfachen Bestandtheile, welche auch den Nordleuten zu eigen waren, aber bei ihnen mit neuen fremden zu dichterischer Neugestaltung verschmolzen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle weiteres Material dem Leser vorzuführen; das eine Beispiel möge genügen, um seine Antheilnahme an der Bewegung der mythologischen Studien wachzurufen und namentlich dazu beizutragen, ihn vor einem schnellen Aburtheilen zu bewahren. Trotz ihrer überraschenden neuen Ergebnisse tritt Bugges Lehre mit der schärfsten Beweisführung, der gründlichsten Vorsicht auf und baut wahrhaftig nicht in die blaue Luft hinein, um Sensation und Aufsehen zu erregen, sondern auf den festen Grund historischer Betrachtung und untrüglicher Quellenbeweise. Das dilettantische Phantasieren und sinnlose Zusammentragen ohne eine Spur von Quellenkritik, wie es in der Mythologie üblich war und vielfach immer noch ist, soll aufhören und einer gesunden nüchternen Betrachtung Platz machen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, zu einer Darstellung deutschen Götterglaubens vorzudringen, wie I. Grimms deutsche Mythologie sie anstrebt. Wer wollte sich aber dazu den Ausblick künstlich trüben und verwirren, indem er Erzeugnisse des nordgermanischen Geistes aus dem 9. und 10. Iahrhundert, also die letzten, wenn auch zum Theil wunderbar großartigen Ausläufer einer langen Entwickelungsreihe, statt sie als solche aufzufassen und zu untersuchen, an den Anfang stellt? Was würde die Grammatik sagen, wollte Iemand behaupten, althochdeutsche Sprachformen seien aus mittelhochdeutschen zu erklären, oder gar gleich aus nordischen des 12. Iahrhunderts? Würde Bugge nur ähnliche Züge nordischer und christlich-antiker Sagen neben einander stellen, dann dürfte man mit Recht sein Verfahren als unwissenschaftlich anfechten; aber weil er sich neben der einleuchtenden Analyse der Sagenstoffe selber auf die wirkliche geschichtliche Entwickelung stützt, darum muß der Widerspruch verstummen, und an uns liegt es, die nöthige Energie zu besitzen, um eine altüberkommene Ansicht aufzugeben, wenn sie auch Manchem lieb geworden sein mag. Mit gefühlvollen Träumereien wird die wissenschaftliche Erkenntniß nicht gefördert.

Zum Schlusse wollen wir noch diejenigen nordischen Mythen und Sagen aufzählen, von denen bereits mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden kann, daß sie nicht über die Wikingerzeit hinausgeführt werden können und daß sie demnach auch in Deutschland nie bekannt waren. Im ersten Theile seiner Schrift wies Bugge nach, daß Baldr, der glänzend schöne, junge Gott, der in der Blüthe seiner Iahre durch Hödrs Speer getroffen dahin sinkt, aus der Gestalt des „weißen Christ" hervorging, wie die Nordleute Iesus nannten. Baldr ist ursprünglich überhaupt gar kein Eigenname, sondern ein Appellativum mit derBedeutung Herr; was die Angelsachsen von Christus, den sie Kealclor hießen, erzählten, gab die Grundelemente zur Baldrsage her. Beinahe alle Sagen von Freyja, der Liebesgöttin, sind Nachbildungen antiker Mythen von Venus-Aphrodite. In den meisten ihrer Namen sogar erkennt man noch deutlich volksetymologische Umdeutungen antiker Benennungen der Venus. Ihr Verhältniß zu Odr, dem sie goldene Thränen nachweint und den sie in aller Welt aufsucht, ging aus dem Adonismnthus hervor. Idun bewahrt goldene Aepfel, die ewige Iugendkraft verleihen; man erinnere sich der Hesperidenäpfel. Die Figur des Lo ki ist bereits in feinem Namen, noch mehr aber in seinem Wesen eine Nachbildung des Lucifer. Walhall, wo Odin die gefallenen Helden um sich versammelt zum heiteren Gelage und zum ernsten Kampfspiel, die Walküren, die den Krieger zum Schlachteutod kiesen und droben ihm das Trinkhorn reichen — dieser ganze glanzvolle Hofhalt des kriegerischen Königs der Götter entstand in den spätesten Iahren der Wikingerzeit und war darum in dieser Form nie bei den Deutschen bekannt. Vereinzelte Elemente lassen sich natürlich auch bei ihnen nachweisen; aber das Gesammtbild ist eine ausschließlich nordische Schöpfung.

Damit wird auch unser Standpunkt bei Beurtheilung der nordischen Quellen für die Nibelungensage ein wesentlich veränderter. In Sigfrids Geschichte spielt dort Walhall, die nordische Götterwelt, die Walküre herein; die deutschen Quellen wissen nichts davon, aber nicht, weil sie das Ursprüngliche verloren hätten: vielmehr geben sie ein ungleich treueres und reineres Bild der altgermanischen, vermuthlich bei den Franken entstandenen Nibelungensage. Großartiger und ergreifender erscheint uns Sigfrids Geschichte in nordischer Form; doch der schimmernde Mythus ist eine Neus bildung und Zudichtung der Nordleute und muß als solche aufgefaßt werden. Auch hier darf nicht das Deutsche unmittelbar aus dem Nordischen abgeleitet, sondern umgekehrt muß das Nordische als aus dem einfacheren Deutschen weiter entwickelt aufgefaßt werden.

Das schönste und tiefsinnigste Lied der Edda ist die Völu.spä, der Wala Kunde. Die Seherin erzählt den Unschuldszustand eines goldenen Zeitalters, die Schöpfung der Welt, die Geschicke der Welt, den Untergang von Göttern und Welt in der sogenannten „Götterdämmerung"*).

*) Der nordische Ausdruck lautet „ra^os röKKr" d. h, der Götter Finsterniß, Ursprünglich jedoch hieß es „rs^ns, riik" d. h. die Schicksale der Götter: erst nachher trat eine Verwechselung der zwei ihrer Etymologie nach völlig auseinander zu haltenden Wörter „roK" und „röKKr" ein, und daher das deutsche Wort, welches in phantasievoll

In den ersten christlichen Iahrhunderten waren viel verbreitet die sibyllinischen Weissagungen, in denen eine Sibylle mit merkwürdiger Vermischung antiker und christlicher Elemente inhaltlich ähnliche Weissagungen verkündet roie die nordische Wala, vom nahenden Weltende durch Feuer. Der Norweger Bang ist nun der Ansicht, daß dieses altnordische Gedicht unter dem Einfluß jener sibyllinischen Prophezeiungen entstanden sei, indem er sich auf einige wörtliche Uebereinstimmungen zwischen beiden beruft. Diese Meinung ist freilich bei anderen Forschern — namentlich bei dem verewigten Karl Möllenhoff in seiner „Deutschen Alterthumskunde" V, 1 — auf sehr entschiedenen Widerspruch gestoßen. Möllenhoff vermißte namentlich den Nachweis der Möglichkeit, daß jene griechischen Verse in jener Zeit Isländern hätten bekannt werden können. Wie dem aber auch sei — selbst wenn man den unmittelbaren Einfluß der sibyllinischen Bücher aus die Völusxa nicht für glaublich halten kann, so wird doch die Annahme für berechtigt gelten dürfen, daß der Gedanke an einen Untergang der ganzen Welt, der Götter und der Menschen, und an ein Wiedererstehen eines verjüngten Paradieses nichts Nrgermanisches ist, sondern auf christlichen Einflüssen beruht. Das Heidenthum konnte die Götter, an deren Walten es glaubte, nicht der Vergänglichkeit weihen. Wohl aber mochten zu jener Gährungszeit auch diese Ideen aus der christlichen Anschauung in die heidnische herüberdringen. Der Asenglaube neigte sich zum gänzlichen Ende, als der neue Christenglaube in seiner wahren, reinen Form eingefuhrt wurde. Der Einzelne fühlte den Beginn einer neuen Zeit, das Vergehen des Alten. Die nordischen Mythen sind überhaupt kein Volksglaube mehr im eigentlichen Sinn, sondern Dichtungen und künstlerische Schöpfungen der Vornehmen, deren Blick schrankenlos weit in's Ferne schweifte und in dem kindlich einfachen Väterglauben keine Befriedigung mehr fand. Als einen solchen, ähnlich dem der Inder zur Vedazeit, dürfen wir den altgermanischen auffassen. Die Germanen verehrten den Himmelsgott, den leuchtenden Tivaz, bald aber nahm Wodan seinen Herrschersitz ein; in tausendfacher Gestalt trat die Natur in lebendiger Beseelung dem Germanen entgegen, wie die Sagen von Nixen und Kobolden, Riesen und Zwergen, Berg-, Baumund Quellgeistern melden. Im Wesentlichen verblieb der deutsche Götterglaube auf dieser Stufe, bis die christliche Religion ihn verdrängte; und noch heutigen Tages lebt er in vielen traulichen Sagen im Volke weiter „Als das erste Iahrtausend unserer Zeitrechnung zum Ende neigte, wurde das Kreuz an Islands und Norwegens Strand aufgepflanzt, wo früher die Aggdrasilsesche Urds Born beschattet hatte; und im Morgengrauen des zweiten Iahrtausends wurde das Christenthum nach Uebereinkunft berathender Häuptlinge oder auf siegreicher Könige Gebot als alleinige Staats.

schöner, aber durch das nordische rüKKr nicht gerechtfertigter Weise den Begriff durch die Anschauung einer jäh hereinbrechenden Dämmerung wiederzugeben versucht.

religion anerkannt. Aber das nordische Heidenthum, das der christlichen Staatsreligion unterlag, hatte nicht hinter den hohen Bergesrücken, die eden Luftzug von außen absperrten, sein Wachsthum vollendet und war nicht ausschließlich aus heidnischer Saat gesproßt. Im Gegentheil! Es war draußen in der Wiege des Meeres aufgewachsen, umsaust von allen Winden, geschaukelt von Strömungen aus allen Richtungen, genährt mit Früchten aus wärmeren und reicheren Ländern, zu milderem, tieferem Sehen und zu höherem Flug durch früher nicht gehörte Stimmen erweckt" (Bugge S. 560). In diesen schönen Worten ist auch die ästhetische Würdigung des nordischen Heidenthums genügend gekennzeichnet, welche durch den Umstand, daß diese erhabenen Schöpfungen in späterer Zeit durch geniale und gottbegnadete Dichter nordischer Nationalität in's Leben gerufen wurden und nicht bereits in nebelgrauer Vorzeit unter der verchwommenen Masse des Volkes sich herausgebildet hatten, nicht im Mindesten erstört, vielmehr erhöht und geklärt wird.

Zur Gntwickelungsgeschichte von Kunstsammlungen.

von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

an macht den Alterthumsforschern wohl den Vorwurf, daß sie nicht nur, wie es in Ordnung wäre, die Vergangenheit, sondern daß sie auch die Gegenwart wie mit alterthümelnden Augen ansähen; und das Publicum fühlt sich, wenn ich mich nicht täusche, durch die fortwährenden Vergleiche, welche ihm auf solche Weise aufgedrängt werden, bisweilen etwas gelangweilt. Nun soll man aber nicht das Kind mir dem Bade ausschütten: eine gewisse Art von Vergleichen — nennen wir sie einmal die akademische — mag nur einem recht kleinen Kreise wirklich etwas bieten. Aber beruht nicht im Grunde jede Lehre der Geschichte auf einem, wenn auch stillschweigenden Vergleichen? Es kommt wohl nur darauf an, von einem richtig gewählten Standpunkt aus ein wirkliches Verhältniß znr Gegenwart zu zeigen und das fortlaufende Band aufzuspüren, an welches die sich wandelnden Erscheinungen gereiht sind, und das frühere Geschlechter uns gleichsam in die Hände legen, damit wir daran nach unseren Kräften weiterspinnen und es vollkommener denen überliefern, die nach uns sein werden. Diese unsere Pflicht der Arbeit und zwar nicht einer beliebigen Arbeit, sondern des gerade auf uns fallenden Theiles, deren Verabsäumung die gesammte Zukunft auf's Spiel stellen würde, gilt ja für alle Gebiete des Lebens in gleicher Weise; gerade sie ist aber ohne enge Fühlung mit der Vergangenheit, sagen wir nur getrost mit dem Detail der Vergangenheit, gar nicht oder doch nur scheinbar zu erfüllen.

Doch möchte ich nicht so verstanden werden, als ob ich eine allgemeine Geschichte von Kunstsammlungen geben wollte. Dem Gedanken ihrer Entwickelung nachzugehen, schien mir eine höhere und vor Allem wichtigere Aufgabe, weil sie nothwendig zu dem führt, was die Gegenwart von uns zu fordern berechtigt ist, wenigstens überall da, wo die Mittel es irgend gestatten, mehr als des Daseins tägliche Forderung zu befriedigen. Ich scheue mich, im Gegensatz zu einer übererhabenen Anschauung, nicht offen auszusprechen, daß ich es auch bei den vornehmsten und höchsten wissenschaftlichen Ergebnissen recht schätze, wenn sie eine Nutzanwendung für unser Leben gewinnen lassen. Das ist also bei dem schnellen Ueberblick in's Auge gefaßt, den ich hier entrollen will, und der meinem Berufe nach wesentlich innerhalb der Grenzen antiker Kunstwerke bleiben wird. Ich gebe zu, daß damit nur gleichsam ein Ausschnitt aus einem umfassenderen Thema vorgelegt wird, und in Beziehung auf Einzelnes, besonders auf Gemäldegalerien, wird Vieles unterlassen scheinen; allein sei auch das Vorliegende nur ein Fragment — alle wesentlichen Fäden führen doch durch eben jenen Ausschnitt hindurch, und dies sichert dem Ermittelten bei unserer hauptsächlich in die Absichten eingehenden Betrachtungsweise eine Geltung für das Ganze.

In zeitlicher Hinsicht wird meine Darlegung übrigens beim Alterthum nur kurz verweilen, und sich fast ausschließlich auf eine Epoche beschränken, mit der wir selber noch in einem ununterbrochenen Zusammenhange stehen, deren heutige Entwickelung somit eben wir zu repräsentiren die Ehre und die Pflicht haben. Was sollte ich auch viel von Kunstsammlungen der Griechen in unserem Sinne zu sagen haben? dem einzigen Volke, welchem die Umsetzung des Empfundenen in künstlerische Form eine Naturäußerung war wie die Sprache. Die höchsten und schönsten Gefühle, nach deren Ausdruck bei uns Modernen vorzüglich die Dichtkunst ringt in allen ihren Formen, die Gefühle, welche das Ueberirdische, ganz Vollkommene angehen, das wir glauben, und das Irdische, nur theilweise Vollkommene, das wir sehen und erleben, — kurz das Verhältniß zum Göttlichen und Menschlichen fand ja bei den Griechen einen besonders zutreffenden und Allen verständlichen Ausdruck gerade in der Kunst des Bildners; und weil auch das Edelste, was Menschen thaten oder leisteten, durch Beziehung zur Gottheit erst gleichsam den rechten Boden, den nothwendigen umschließenden Rahmen zu erhalten schien, so entstanden allerdings in der Umgebung von Heiligthümern nach und nach Kunstsammlungen, von deren Zahl und Reichthum wir uns kaum einen Begriff machen. In den großen Mittelpunkten wurden sie wie zu einem gedrängten Ruhmesauszug aus der Geschichte des Staates Lud sp«cie nSterrn — so auf der Akropolis von Athen; eine unvergleichliche Kunstgeschichte stellten sie dar zu Olympia oder Delphi. Aber sie wurden eben, — keinerlei Absicht waltete vor: so wenig wie ein Urheber genannt werden konnte, so wenig dachte man an ein Publikum von Betrachtenden, wenn man auch hie und da Gemälde, und in späterer Zeit wohl auch zu einander passende Skulpturen etwas zusammenordnete. Wie sie mit dem Leben verwachsen waren, so waren sie es mit dem sinnvoll gewählten Orte ihrer Aufstellung: sie aus irgend einer Absicht diesem zu entreißen, das hieß ihnen einen wesentlichen Theil ihrer Bedeutung nehmen: über dem Marktplatze von Athen waren die Befreier der Stadt Harmodios und Aristogeiton an ihrer rechten Stelle, in einem Apolloheiligthum die Niobiden, in des Dionysos geweihten Bezirken die froh erregten Aufzüge von Satyrn und Mänaden. Das natürliche Band zn zerreißen, blieb den Römern vorbehalten, welche aus Griechenland die strahlenden Götter und Heroen, Bilder und Gemälde sowie Kunstgeräthe heimbrachten als auch eine werthvolle Kriegsbeute, um so willkommener als sie, öffentlich aufgestellt, dem Andenken des Sieges Dauer verleihen half für späte Zeiten. So ist Rom, vorzüglich seit dem zweiten vorchristlichen Iahrhundert, das Sammelbecken geworden, wo die Werke der griechischen Kunst zusammenflossen und schon zu des Augustus Zeit Tempel und Hallen, Bäder und Plätze füllten, in einer Anzahl, daß das Einzelne gar nicht mehr zur Geltung kam, und der Künstler so großartiger Werke wie z. B. der Niobiden durchaus zweifelhaft werden konnte. Aber selbst zu einem vornehmen Privathause gehörte ein Gemäldesaal, bald auch eine Skulpturengallerie; zu keiner Zeit und nirgends ist der Bedarf an Kunstwerken so groß gewesen, wie in der römischen Kaiserzeit! Wie sehr die Kunst zum täglichen Leben gehörte, liegt uns in den verschütteten Städten, Pompeji und Herculaneum, am klarsten vor Augen, wenn auch von eigentlichen Kunstsammlungen nicht die Rede sein kann, und dort in Unteritalien von jeher ein starker Beisatz griechischer Bildung vorhanden war.

Ob die Herren Sammler aus Kunstinteresse sammelten, ist freilich eine ganz andere Frage, oder vielmehr es ist jetzt keine Frage mehr, seit der Verfasser der „Römischen Sittengeschichte" in so schlagender Weise den Kunstsinn der Römer im Allgemeinen und den ungebildeten und protzigen römischen Durchschnittssammler im Besonderen gezeichnet hat, dem, wäre es anders Mode gewesen, ein zweiköpsiges Kalb in Spiritus genau so interessant gewesen sein würde wie ein Gebilde des Praxiteles. Aber auch ein geistig sehr hochstehender Römer wie Tacitus (Dial. 10) hält es offenbar für völlig genügend, von einem Kunstwerk durch eine einmalige flüchtige Betrachtung Kenntniß zu nehmen. Es waren wohl nur griechische Sklaven, zu deren Fehlern es gehörte, Zeit mit der Betrachtung von Gemälden zu vertrödeln, und zwar zu den geheimen Fehlern, welche der Verkäufer, wie jetzt beim Pferdekaufe, vorher gewissenhaft angeben mußte*). In römischer Zeit waren also nicht nur Sammlungen von Kostbarkeiten vorhanden, — die immer anders aufzufassen sind und uns hier so wenig wie später angehen — sondern auch wirkliche Kunstsammlungen, öffentliche und private.

2) L. Friedländer, Rom. Sittengeschichte lI15 S. 27«.

Auch hören wir von Bibliotheken, in denen, offenbar schon nach früherem, hellenistischen Vorbilde, berühmter Männer Büsten passend aufgestellt waren, wie uns auch in den verschütteten Städten, in Pompeji, jene idyllischen Schläfer, Horcher, Satyrn dadurch ganz besonders anmuthen, daß sie durch iher Aufstellung an sprudelndem Wasser eine lebendige Beziehung erhielten. Aber niemals ist einem Römer ein so hoher Gedanke gekommen, wie ihn ein tief angelegter Grieche noch des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ausspricht, der für sein Volk mit vollem Rechte sagen durfte, daß es eine Offenbarung des Göttlichen auch durch die Kunst gebe, was für das griechische Alterthum noch in ganz anderem Sinne wahr ist, als wir ihn heutzutage mit den Worten verbinden würden, und was auch der Ansammlung von Kunstwerken bei den Griechen noch einen ganz besonderen Charakter giebt. Daß die griechischen Kunstwerke nicht vergebens nach Rom gekommen waren, das lehrt uns ja beinahe jede Ruine; daß die Kunstanhäufungen von Einfluß auf das Volk gewesen, dies vermögen wir nicht zu erkennen. Was ist aber ein todter Besitz mehr, als eine Jllusion? Kunstwerke gehörten nun einmal zu allen öffentlichen und privaten Anlagen; auch das war so ein Stück aus jener reichen griechischen Erbschaft, von der so Vieles unlebendig geblieben ist. Hat Agrippa, des Augustus Freund, wirklich an Erziehung durch die Kunst gedacht, oder war er nicht vielmehr von Rücksichten auf Recht und Billigkeit geleitet, als er rieth, alle Kunstwerke lieber öffentlich aufzustellen, als in abgelegene Landsitze zu verbannen? „Hochherzig und des größten Bürgers würdig" nennt die Rede Plinius, der sie noch kannte und der doch gerade bei dieser Gelegenheit es für angebracht hält, auf den einfachen, allem heiteren Lebensgenuß abgeneigten Charakter des trefflichen Mannes hinzuweisen.

Was Rom gethan, erlitt es selber durch Konstantinopel, als dieses im vierten Jahrhundert kaiserliche Residenz geworden war; seine Plätze, Hallen und Bäder füllten sich mit den entführten Werken, gleichsam der letzte köstliche Nachtisch des Alterthums, der hier nur gesammelt scheint, damit er ja recht sicher und gründlich vernichtet werde. Noch aber zählte man in Rom allein an öffentlich aufgestellten Bronzebildern mindestens gegen 4000; und am Ausgang des fünften Jahrhunderts setzt Cassiodor die Bevölkerung an Lebendigen dem Volke der Statuen gleich.

Von all diesem Reichthum waren nicht mehr als sechs Statuen sichtbar geblieben, als neun Jahrhunderte später die Jtaliener sich mit immer steigender Begier ihrer glücklichen und glänzenden Vorzeit erinnerten und dadurch die Epoche herbeiführten, deren Kinder, trotz mancher Zwischenheirathen, auch wir noch sind, die Renaissance. Den gewaltigen Antheil der alten Kunst verkennen auch Diejenigen nicht, welche mit Recht der alten Literatur einen höheren, dem italienischen Volksgeiste einen sehr hohen Antheil an dieser Wiedergeburt beimessen. Erst neuere archivalische Forschungen, haben gelehrt, daß schon vor dem XV. Jahrhundert hie und da in Jtalien die so lange mißachteten und durch ungezählte Schicksale geschädigten Reste des Alterthums wieder aufgelesen worden sind"), freilich vor Allem Kostbarkeiten, Münzen und geschnittene Steine, die wir hier so wenig in Betracht ziehen, wie beim Alterthum. Aber wer unbefangen nicht an der Einzelheit haftet und nicht nach neumodischer Weise bei jedem zufälligen Funde gleich das Wesentliche in Frage gestellt sieht, dem wird immer wieder Florenz entgegenleuchten, wenn er den Weg der Renaissancecultur rückwärts blickt bis zu ihrem Ausgange. Man faßt es kaum, daß Lorenzo de' Medici, der Prächtige, wirklich nur 23 Jahre 1469—92 in Florenz geboten, nur 44 Jahre auf Erden geweilt hat; soviel bedeutet dieser eine Name! Auch die erste größere und zugleich öffentliche Antikensammlung geht zurück auf Lorenzo de' Medici. Zwar hatte schon sein

Großvater Cosimo antike Bildwerke gesammelt, auf Anregung Donatellos. der sie ihm zu gleicher Zeit restaurirte; aber erst Lorenzos Garten und Gemächer werden von Vasari — um die Mitte des folgenden Jahrhunderts — geschildert als voll von guten alten Kunstwerken nicht nur als prächtiger Schmuck, sondern zugleich wie eine Schule und Akademie, die erste ihrer Art, für junge Maler und Bildhauer, die ein Schüler Donatellos anleitete. Unter denen, die aus solcher Lehre hervorgegangen, brauche ich nur den einen Michelangelo zu nennen. Also Schmuck und Wirkung auf die Künstler waren die Absichten jener ersten Antikensammlung: es verdient angemerkt zu werden, daß Lorenzo Jünglinge vornehmer Abkunft für besonders geeignet hielt zu künstlerischer Ausbildung und geschickt zu vollkommenen Leistungen. Schon vorher hatten wohl auch Privatleute wie der große Humanist Poggio i1380—1459) gesammelt, und im XV. Jahrhundert kam überhaupt schon allmählich der Name „Museum" auf für Sammlungen von Handschriften, Münzen und anderen Antiken. — Poggios Verbindungen reichten bis in die Levante nach Chios; Köpfe beabsichtigt er in seiner sogenannten Akademie, eine Minerva unter Büchern aufzustellen; aber gerade daß er sein Gärtlein bei Florenz mit kleinen und fragmentirten Marmorresten geschmückt hat, gilt um 1440 noch als Neuheit, und er läßt sich damit ausspotten, daß er damit, wie mit etwas Besonderem, Ruhm von der Nachwelt haben wolle**).

Aber wie steht es um die gleiche Zeit in Rom? An diese Stadt, ihre Ruinen und Sammlungen denken doch heute noch die Meisten von uns zu allererst, wenn von der Antike die Rede ist. Nun, als im XV. Jahrhundert die beiden großen Florentiner Meister Brunnellescho und Donatello nach Rom kamen, um die alten Reste zu studiren, wurden sie von den

Einheimischen als Schatzgräber angesehen — genau so, wie es noch heute dem europäischen Forscher bei den Türken zu ergehen pflegt. Bei solchen Anschauungen ist es begreiflich, daß die antiken Reste nicht geschont wurden, wenn man glaubte, sie brauchen zu können. Und ließen sich bequemere Steinbrüche denken als die Ruinen der alten Bauten? Leider war in diesem Sinne sogut wie Alles Ruine, was über dem Erdboden sichtbar war. Ueber diese Zerstörungen in Rom ist in älterer und neuerer Zeit viel geschrieben worden, und ganz neuerdings will es uns bisweilen vorkommen, als käme dort nur eine alte Natur wieder zum Durchbruch. Allerdings wird schon in einem Erlaß Pius' ll. vom 28. April 1462 der Schutz der noch erhaltenen antiken Gebäude empfohlen und Verletzung mit Strafe bedroht; aber er selber hat aus alten Bauten Material für seine eigenen gebrochen, wie sein Nachfolger Paul ll., welcher zwar für die Triumphbögen sorgte, aber das Colosseum ausbeutete, das doch gewiß keine formlose Ruine war. Ja im Jahre 148t unter Jnnocenz Vlll. wird, wie auch früher mehrfach, das Aufgraben und Verwenden sogenannter alter Steine einmal ausdrücklich gestattet*). Und merkwürdig bleibt es immer, daß selbst Päpste wie Julius ll. und Leo X., deren Namen ein ganzes kunstbegeistertes Zeitalter heraufführen und deren einem Rafael schon den Plan einer idealen Restauration der ganzen Stadt vorlegen konnte, die Ausbeutung alter Reste zu Neubauten nicht bloß geduldet, sondern selber fleißig aus ihnen geschöpft haben. Gingen aber die Päpste mit solchem Beispiele voran, sollte da ein gewöhnlicher Mann Bedenken tragen, ein verstümmeltes oder ganzes Marmorbild zu Kalk zu verbrennen, den er doch wenigstens brauchen konnte? Es ist der unglückselige Materialwerth des Marmors, der ihm dieses sein häusigstes Schicksal bereitet hat. Der Römer des XV. Jahrhunderts stand darin nicht höher, als der Muselman heute und seit lange im Orient, der doch wenigstens die Entschuldigung hat, daß ihn kein Band mit jenen alten Bildwerken verbindet. Unfaßbar aber scheint es doch, daß dergleichen in Rom noch in all den ersten Jahrzehnten des XVl. Jahrhunderts geschehen konnte, als Rafael und seine Genossen schon mit den bewunderungswürdigsten Werken zugleich den Sinn für solche geschaffen hatten. Wir versuchen dies zu verstehen, indem wir daran erinnern, daß die antiken Bildwerke beinahe ohne Ausnahme verstümmelt aufgefunden werden. So wunderbare Stücke wie den belvederischen Torso des Herakles, der im Anfang des XVl. Jahrhunderts an's Licht kam, ließ man sich wohl gefallen; das Mittelgut aber bekam nur Geltung, wenn moderne Künstlerhände es zu einem vollständigen Stück ergänzt hatten. Der Genuß, den die Menge an Torsen und Fragmenten empsindet, ist wohl überall und zu jeder Zeit ein sehr beschränkter gewesen und lediglich durch den Kaufwerth bestimmt worden.

Gerade dieser aber war auch im Rom des XVI. Jahrhunderts, wenigstens in jener ersten Hälfte, ein überaus geringer. Ob im XV. Jahrhundert von einem solchen überhaupt die Rede war, hat man vielleicht mit Recht deswegen bezweifelt, weil das Verzeichniß der Sammlung Pauls ll. noch gar kein Marmorwerk aufführt*).

Jndessen hatte schon Leo X. am 27. August 1515 Rassel „zum Vorsteher über alle Marmorstücke und alle Steine gemacht, die von jetzt ab in Rom oder außerhalb bis auf den Umkreis von 10 Miglien werden aufgefunden werden, damit er dieselben ankaufe, wenn sie für den Bau der Peterskirche brauchbar seien." Jeder Finder, der binnen drei Tagen nicht der Anzeigepflicht nachgekommen, solle eine Buße von 100—300 Goldthalern zahlen. Auch sollen unter derselben Strafe die Steinmetzen ohne Erlaubniß Rafaels keinen beschriebenen Stein mehr behauen, damit nicht Monumente zu Grunde geben, die eine gewichtige Erinnerung enthalten**). Aber erst ein Breve Papst Pauls lH. aus dem Hause Farnese vom 22. Juli 1540 scheint dem früheren Unwesen wirklich ein gewisses Ziel gesetzt zu haben***). Auch dieses zog zwar jede früher ertheilte Erlaubniß zum Ausgraben zunächst nur zu Gunsten des Baues von St. Peter zurück; indessen scheint die unumgänglich eingetretene Controlle und vor Allem die in Aussicht gestellte Bezahlung diesmal doch weiter gehende Wirkungen gehabt zu haben: ein etwas späterer Berichts) preist vom Papste, daß er den Alterthümern Roms das Leben gegeben habe, und zwar von den Statuen bis zu den größten Bauten; den Kalkbrennern habe er das Handwerk gelegt, derartige Zerstörung von Torsen und Marmoren mit Todesstrafe belegt, und die Ercommunication dem angedroht, der irgend einen antiken Stein aus Rom entführte: und nun hätten sich in kurzer Zeit die Kunstwerke vermehrt und schon ein Jahr später sei ihr Preis auf das Sechsfache des Früheren gestiegen. Das war wohl auch das Entscheidende, daß der Materialwert!) begann dem Kunstwerthe zu weichen!

Daß man hervorragende antike Werke auch früher nach Gebühr schätzte, brauche ich kaum zu sagen: Julius ll. und Leo X. verliehen dem glücklichen Finder des Laokoon und selbst seinem Sohne beträchtliche Einkünfte für ihre ganze Lebenszeit. 282 Golddukaten sinde ich als Restkaufgeld für die, bekannte schöne Statue einer Schläferin im Vatikan genannt, die man damals Kleopatra, heute Ariadne nennt, und deren Bezahlung sich von 1721—40, also 19 Jahre hinzog; 1000 Dukaten werden für eine sehr

schöne Marmorstatue gezahlt, die, wie man das euphemistisch bezeichnete. Seiner Heiligkeit geschenkt war*).

Nichts ist für unseren Zweck lehrreicher als die Aufstellung der unvergleichlichen Bildwerke, welche schon im Anfang des XVl. Jahrhunderts im Besitz der Päpste waren, übrigens als Privatbesitz aufgefaßt wurden. Nördlich vom Vatikan, wo der Boden des Gartens anstieg, hatte schon Jnnocenz VllI. sich ein Gartenhaus mit einem Hofe, das Belvedere, erbaut; dies nun ward unter Julius ll. mit dem vatikanischen Palast durch jenen ungeheuren Hof verbunden, welchem Bramante seine Seitenhallen gab, und quer durch dessen Mitte er die imposant aufsteigenden Treppen führte, welche zu einem oberen Ziergarten, dem Giardino della Pigna emporleiteten. Das ist jetzt Alles verändert durch den Bau der Bibliothek, Braccio nuovo u. A. Damals war jener Garten „^alb mit Rosen, Lorbeeren, Maulbeeren und Cvpressen bepflanzt, halb mit Backsteinplatten gepflastert, zwischen welchen regelmäßig angeordnet die schönsten Orangenbäume emporstiegen"**). Jn der Mitte dieses Hoftheiles baute sich eine dreiseitige antike Brunnenpyramide auf, ihr zur Seite lagerten gewaltige Statuen des Nil und des Tiber. Jn Nischen standen Apollo und Laokoon, im Freien der Torso, und wiederum an einem sprudelnden Wasser schlummerte das Bild der Ariadne. Einen so herrlichen Anblick entzog erst Hadrian Vl., der Niederländer, den Römern, der in seiner hohen sittlichen Strenge auch dies für die Pflicht seines Amtes und seiner Zeit hielt, an der er doch beinahe verzagte (Ranke, Päpste l, 63).

Wie im Vatikan, so haben in eben der Zeit auch sonst die antiken Kunstwerke als ersten Zweck gehabt, Bauten und Gärten in sinnvoller Anordnung zu zieren und zu heben. Darin, in dieser engen Beziehung von Werk und Ort, berührt sich die Renaissance mit dem griechischen Alterthum, wenn wir nur im Gedächtniß behalten, daß sich bei diesem von selber ergab, was die Renaissance sich künstlich schaffen mußte. Zu des Rafael Zeit prangte die ganze Rückfeite des Palazzo della Valle in Rom nach dem Garten zu im Schmuck antiker Reliefs und bunt zusammengesetzter Skulpturfragmente; ein Bild, wie es den Romfahrer noch heute an der Gartenseite der Villa Medici erst überrascht, dann mit seinem froh zur Schau gestellten Reichthum gefangen nimmt. Jm Garten des Erzbischofs von Cypern, Lorenzetto, standen schöne Statuen und andere Alterthümer; man errichtete für sie wohl auch eigene Lauben in Form von Tempeln. Der Papst Paul lii. füllte seinen Familienpalast zu Rom, welchen ihm Sangallo und Michelangelo errichteten. Und in eben jener Zeit oder doch nicht viel später, erhoben sich schon die Gartenanlagen der Villa d'Este,

wo aus grünendem und blühendem Leben alte und neue Bildwerke aufstiegen, wie in den Hainen der Vergangenheit. Nicht in Italien, sondern hoch oben im Nordosten Deutschlands, hart an der russischen Grenze, sieht der Betrachter erst mit ungläubigem Erstaunen, dann mit grenzenloser Bewunderung noch jetzt ein Bild jener Zeit vor sich im Schloß und Park zu Bey Nuhnen, das die begeisterte und selbstlose Kunstliebe des kürzlich dahingeschiedenen Besitzers Fritz von Fahrenheyd im Lauf von etwa vier Jahrzehnten, unbemerkt, fast möchte man sagen aus dem Nichts zum Leben rief, und welches auf unvergänglichen Preis und Ruhm Anspruch erheben darf. — Und die Gärten wenigstens standen Iedermann und zu jeder beliebigen Benutzung offen, wenn die Besitzer nicht anwesend waren.*) Die massenhaften Anhäufungen von Kunstwerken an einzelnen Orten, ohne die wir uns Rom jetzt gar nicht vorstellen können, gab es allerdings noch nicht, konnte es nicht geben, da das Interesse noch in erster Linie ein decoratives war. Indessen fand ein sehr lebhafter Umsatz antiker Bildwerke doch bereits damals statt, wenn es auch Uebertreibung sein wird, daß Papst Paul lIl. jeden Tag Statuen kaufte.

Aber schon damals und wenig später kam eine Reihe von italienischen Privatsammlungen zum Verkauf. Wann zum ersten Mal förmliche Verbote gegen die Ausfuhr von Antiken in Rom erlassen wurden, weiß ich nicht zu sagen; man kann wohl eine oben angeführte Maßregel des Papstes Pauls lll. so verstehen. Iedenfalls erinnert ein Breve vom 5. October 1624 schon an frühere Ausfuhrverbote. Sicher ist es, daß man auch damals die Ausfuhr nicht wünschte; vom Auslande her haben wohl mit am frühesten Kaiser Rudolf Il. und noch vor ihm die bayrischen Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V. in Rom und in Italien concurrirt, und die Verhandlungen dieser sind in jeder Beziehung lehrreich;**) sie mußten es sich recht sauer werden lassen. Albrecht sagt einmal (22. März 1567), daß in Rom Leute eristirten, welche Alterthümer lieber verloren oder zu Barbaren verschlagen sähen, als nach Teutschland. Unter den Erwerbungen sind besonders viele Köpfe. Hierin mag, wie man später auch für England angenommen hat, eine gewisse Richtung ausgesprochen sein; aber in Anschlag bringen muß man wohl auch die Schwierigkeit des Transportes bei großen Werken, ein Factor, der uns später noch einmal beschäftigen wird, und den man nicht genügend zu beachten pflegt. Man zersägte wohl einmal Slawen zu leichterer Ueberführung, worüber Herzog Albrecht mit Recht äußerst unwillig ist. Anderes gefährdete der Transport, und ein Agent empsiehlt einmal dem Herzog, einen italienischen Marmorarbeiter mitkommen.

*) L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Iahrhunderten. Deutsche Rundschau lI. S. 239.

**) S. W. Christ. Abhdlgn.der Münch. Akad. 1366 X S. 359 ff. I. Stockbauer, Quellenschriften für Kunstgeschichte VlIl. 1874. Das Obige ist aus S. 42 u„o b4 entlehnt.

Mrd und Ul, l!t. ö

zu lassen: „denn ein Verständiger kann einer Figur bald eine Art geben mit einer Nasen oder Mund u. dgl. recht anzusetzen, daß es ein groß Ansehen hat, da es sonst ein Unverständiger macht, daß es noch scheußlicher sieht." Man erkennt auch hier, Vervollständigung zu einem Ganzen ist unumgänglich. Ob die so schwer erworbenen Schätze noch Anderen zugänglich waren, als der nächsten Umgebung des Fürsten, darüber habe ich nichts gefunden, möchte es aber wegen dessen, was ich für das folgende Jahrhundert anzuführen habe, durchaus bezweifeln. Ohne den Kunstsinn einzelner Sammler in Frage zu stellen, möchte ich doch aussprechen, daß die nordischen Sammlungen mehr als die italischen den Charakter von Raritätencabinets hatten, was die passende Verwendung einzelner Stücke nicht ausschließt.

Jm XVll. Jahrhundert fällt ja Deutschland zunächst ganz aus: hingegen ist dies recht eigentlich die Blüthezeit der großen römischen Privatsammlungen der Familien Barberini, Borghese, Giustiniani, Ludovisi, Odescalchi, Pamsili, Rospigliosi u. A. Es ist. als würde man nun erst des reichen Bodens inne, den man bewohnt. Jn Gärten, Höse und Hallen, in Villen und Paläste hält die Schaar der Alten ihren Einzug, ein Familienstolz und ein Familienschatz, hervorgegangen aus Bewunderung und bestimmt solche zu erwecken. Aber auch jetzt werden sie nicht etwa aufgestapelt wie Waarenlager, sondern wie früher treten sie in lebendige Beziehung zu ihrer Umgebung als der letzte, erst vollendende Schmuck, und darum wird auch jetzt jedes verstümmelte Stück, nicht selten etwas gewaltthätig oder willkürlich, zu einem Ganzen vervollständigt. Aber diesem schönen Besitz wie dem Antikenreichthum Roms überhaupt naht auch schon Anfechtung und Versuchung, in Gestalt reicher und freigebiger Käufer aus dem Norden. Vor Allem find es in jenem und im folgenden Jahrhundert die Engländer, welche sich ^ nach einem gleichzeitigen Ausdruck — bemühen, Alt-Griechenland nach England zu verpflanzen. Von ihren frühen und häusigen Besuchen in Jtalien brachten sie Neigung heim für die alte Kunst, und ihre Mittel gestatteten ihnen, wie sie wünschten, den vorübergehenden Eindrücken der Reise durch eigene Sammlungen Dauer zu verleihen. Dazu kam die Bequemlichkeit der insularen Lage, welche den Transport unter damaligen Verhältnissen wesentlich erleichterte. Allerdings hören wir gerade bei den Gelegenheiten von Verboten — und zwei derartige vom 5. October 1624 und vom 29. Jan. 1646 sind uns im Wortlaut bekannt — welche die Ausfuhr aus Rom sehr erschwerten. Jch sinde irgendwo, daß im Jahre 1630 die erste Erlauvniß zu einer Massenausfuhr von Antiken aus Rom ausdrücklich erwähnt wird, sie war für den Herzog von Orleans gegeben; und vornehmen wie reichen Sammlern ist es ohne Zweifel fast immer möglich gewesen, solche Erlaubniß zu erlangen, wenngleich es auch nicht an gegentheiligen Beispielen fehlt. Jedenfalls wurde der Blick der Engländer wohl gerade durch die Erschwerung auch etwas weiter nach Südosten gedrängt. und die erste große englische Privatsaimnlung hat schon sehr bedeutsame und werthvolle griechische Alterthümer enthalten. Das war die Sammlung des Carl of Arundel, die nach mannigfachen wunderlichen Schicksalen, wenn auch viel getrennt und geschädigt, doch in England geblieben ist. Arundel hatte nach der Weise italienischer Sammler die Inschriften im Garten, die Sculpturen in seinem Hause uertheilt; fleißig wurde das Fragmentine erganzt, da ein bequemer Genuß auch hier Endzweck war. Allem Anschein nach fanden aber auch Künstler leichten Zutritt und sie haben manches Stück des edlen Carls durch ihre Zeichnungen bekannt gemacht. Iedenfalls zählt der Verfasser des „«impIe«t ^eritlemün" Peacham in seiner zweiten Auflage von 1684 zu den Qualitäten eines vollkommenen Gentleman auch Interesse für alte Sculpturen unter Hinweis auf das Beispiel Arundels, dem er freilich auf eine gewisse Weise verbunden war. Doch auch der Duke of Buckingham war Sammler, — ein Rival Arundels besonders in der Levante — und Karl l. Als dieses Königs Besitz verkauft wurde, hören wir eigentlich zum ersten Mal, daß im Norden ein Staat als solcher alte Kunstwerke in Anspruch nimmt. Es heißt da, das Parlament behalte sich diejenigen Werke vor, die für den Gebrauch des Staates (kor tkc? u8e ok tlie stnte) geeignet erschienen. Was das zu bedeuten hatte, wird bald dadurch erläutert, daß der LordProtector Cromwell (im Februar 1651) im Garten von Whitehall zwöls Statuen aufstellen ließ, würdig dessen, wie es heißt, durch Alterthum und Seltenheit ^vortliv to lcept tnr tlieir anti^uitv mxl raret^*).

In dieser Zeit gehörten die Kunst- und Antikensammlungen überall zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Orte auch in Deutschland; die ursprünglich von Richelieu begonnene Sammlung Mazarin in Paris, die später ein etwas verrückter Verwandter des Kardinals zum Theil entzwei schlug, wird als luorveillo äe ln ?r»nce bezeichnet. Von einer wissenschaftlichen Behandlung ist allerdings noch keine Spur, und nicht blos die englischen Sammlungen zeichneten sich durch kühne Benennung aller unbekannten antiken Portraitbüsten aus, welche dem Besitzer wenigstens die Genugthuung gewährten, sich unausgesetzt von den berühmtesten Männern des Alterthums umgeben zu glauben.

Wie stand es nun mit der Zugänglichkeit solcher Sammlungen? Zunächst müssen wir allerdings aussprechen, daß es ein Publicum in unserem Sinne noch nicht gab; das Interesse an alter Kunst lebte und konnte nur erst leben in engen bevorzugten oder gelehrten Kreisen; aber auch wenn es weiter verbreitet gewesen wäre, so würde es bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Reisens doch nicht haben zum Ausdruck kommen können.

*) Ad. Michaelis, ^uoisnt Zl:irdlt's in (irv-it vritain. Einleitung S. 30. Diese Darstellung liegt oben überhaupt zu Grunde, wo es sich um englische Sammlungen handelt.

ein Umstand, der freilich auch wieder umgekehrt ein allgemeines Jnteresse eben noch verhinderte.

Fürstliche Sammlungen standen gut empfohlenen oder angesehenen Reisenden in gewissen Grenzen offen, d. h. sie wurden einmal durchgeführt durften auf besondere Bitte wohl auch länger verweilen. So wenigstens stellt die Sache dar ein gelehrter französischer Mediciner Charles Patin, der um 1670 fast alle großen Städte Mitteleuropas besucht hat. Jn München, so erzählt er und darauf haben wir oben schon angespielt, sind die Sammlungen nur wenigen Personen zugänglich; ihn läßt der Kurfürst durch einen Ofsizier führen. Das Gleiche geschah in London wo aber der Offizier wenig Zeit zu haben schien. Jn Wien befahl der Kaiser, daß ihm Alles gezeigt werde. Am besten ging es ihm aber in Berlin, wo der Große Kurfürst selber sich mit ihm einließ, und ein zweiter Tag zum Arbeiten ihm, wie es scheint, ohne Schwierigkeit bewilligt ward.

Privatsammlungen werden sich genau so für Trinkgelder erschlossen haben, wie sie es jetzt noch thun, und wie sie im Ausgabenbuche eines reisenden Engländers im Beginn des XVIll. Jahrhunderts (Carl of Leicester 1714—1718. Michaelis o. O. S. 58) einen stehenden Posten bilden.

Eine etwas wunderliche Form nahm die Sache im Orient an. Als zwei treffliche Männer, der französische Antiquar Spon und der Engländer Wheler, denen wir die erste wissenschaftliche Bereisung der Levante, man kann sagen, ihre Wiederentdeckung verdanken, im Jahre 1675 die Akropolis von Athen ansehen wollten, konnten sie das erst, nachdem sie dem Befehlshaber und einem Ofsizier 7—8 Pfd. Kaffee verehrt hatten. Freilich war die Akropolis zugleich Festung, und in Beziehung auf solche sind die Türken bis auf den heutigen Tag schwierig geblieben, auch wenn die Veste, wie in den allermeisten Fällen, gar nicht mehr ernsthaft genommen werden kann. Jmmer noch ist ein Verfahren nach dem Muster jener alten Reisenden als das probateste zu empfehlen, nur braucht es nicht gerade mehr in der Verkleidung von Kaffee aufzutreten.

Wir sind bis an die Grenze des XVIl. Jahrhunderts vorgerückt und treten in das XVIll. ein. Dieses Jahrhunderts eigene Kunstproduction pflegten bis in die neueste Zeit sehr gering angeschlagen zu werden. Jch will hier die Berechtigung dieser Schätzung nicht untersuchen; das ist jedenfalls sicher: was unseren Augen heutzutage in den umfassenden Museen des Südens und Nordens geboten wird, geht in seinen Anfängen und vielfach auch in seinen Fortschritten fast ausschließlich auf jene vielgeschmähte Epoche zurück. Wer jetzt zum ersten Mal die großen römischen oder anderen italischen Museen betritt, meint wohl, so sei es dort seit Jahrhunderten gewesen, oder man legt sich in der Beziehung überhaupt gar keine Frage vor. Allein die große capitolinische Sammlung, die zeitlich erste Roms, ist gar nicht so lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden; die vatikanische gar ist nicht viel älter als ein Seculum. Und nicht reine oder freie Be? geisterung hat für Kunst und Alterthum sie entstehen lassen, sondern in erster Linie hat die Kauf- und Besitzlust des Auslandes sie veranlaßt. Man hat wohl gut auf die Ausfuhrverbote hinweisen, von denen uns seit 1624 eine ganze Reihe bekannt ist; noch 1787 sagt Goethe (22. Jan), daß man die Erlaulmiß heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen wisse, und Werth und Würde der so ausgeführten Dinge sei außerordentlich. Daß man ausländischen Potentaten und Großen, die doch fast ausschließlich als Käufer auftraten, die Erlaubniß nicht leicht verweigerte, haben wir schon hervorgehoben. Nun traf es sich auch gerade im Beginn des XVlll. Jahrhunderts, daß in Rom viel Privatbesitz von Antiken auf eine oder die andere Weise zum Verkauf gebracht wurde: 1724 ging die Sammlung Odescalchi, ursprünglich das Eigenthum der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine von Schweden, nach Madrid, 1728 eine Sammlung des Fürsten Chigi und ein Theil der ersten Sammlung des Kardinals Alessandro Albani nach Dresden, vorher schon war die Sammlung Giustinmni an Lord Pembroke verkauft worden. Und wieder hieß es, wie vormals: Roms« ,'trmia venaliä, daß zu Rom Alles käuflich sei. Zwar fand Winckelmann nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Rom noch außerordentlich zahlreichen Privatbesitz; doch scheint gerade die Wegführung der Chigischen und Albanischen Marmore großen Anstoß erregt zu haben. Man hatte vom Standpunkt der Römer aus nicht so Unrecht, zu wünschen, wie es zu lesen ist, daß dem brennenden Verlangen der Fremden, sich mit so kostbaren Schätzen zu bereichern und die Einheimischen zu berauben, endlich einmal ein Damm gesetzt werde. Und die Begierde mußte wohl groß sein. Schon Herzog Albrecht hatte betont, daß ihm die Höhe der Transportkosten gleichgültig wäre; jetzt hören wir einmal Zahlen: die Sammlung Chigi kostete in Rom 60 000 Thaler; für die Beförderung nach Dresden, und zwar über Livorno bis Amsterdam zur See, und für die Reise des Unterbändlers waren nicht weniger als drei Viertel der Kaufsumme, 45 000 Thaler ausgesetzt.

Daher wurde es als einer der edelsten und ruhmwürdigsten Gedanken des Papstes Clemens Xll., Corsini (1730—1740) bezeichnet, in Rom ein eigenes Museum zu gründen; es ist das Museum auf dem Capitol. Dieser Platz mußte um so geeigneter scheinen, als das Capitol schon seit 2—3 Jahrhunderten, seit Sixtus lV. (1471), „eine Art von Kunst- und Reliquienkammer des römischen Volkes" gebildet hatte; allmählich waren da, zumal durch die Päpste selber, allerhand antike Reste zusammengetragen worden, die aber nach früherem Brauch der Architektur verzierend eingefügt waren, übrigens der Stadt zu eigen gehörten. *) Jm Jahre 1734 kaufte der Papst den Hauptheil der sogenannten ersten Sammlung des Kardinals Albani — seine zweite ist durch Winckelmann bekannt genug geworden

— Kaiser-Büsten und Inschriften; unter seinem Nachfolger Benedict XlV. Lambertini (bis 1758) ist dann die Sammlung im Ganzen abgeschlossen worden; ein so herrliches Werk kam damals hinzu wie die Venus, welche die Capitolinische genannt wird. Soistdas erste Antiken-Museum zu Rom entstanden; das Neue war dabei die Anhäufung der Werke um ihrer selber willen, wenn wir ein starkes Wort gebrauchen wollen, das DöpSt-, das Lagermäßige; der Gesichtspunkt des Schmuckes tritt zurück, der des Aufbewahrens tritt in den Vordergrund, ja wenn wir ganz offen sein wollen, er tritt eigentlich ganz an die Stelle des ersten. Das eigentliche Interesse der Zeit richtete sich ausgesprochenermaßen, wie etwa schon in der Zeit Leo's X. (s. GuhlKünstlerbriefe l S. 133.), auf die gelehrte und künstlerische Bedeutung der Werke. Es ist ganz damit in Uebereinstimmung, wenn wir zu gleicher Zeit auf dem Capitol eine Kunstschule sinden, und wenn auch gerade Künstlern der Eintritt in die Sammlung erleichtert ward. „Ich reise," so schreibt Winckelmann am 5. December 1755 von Rom aus, „als Künstler, wo man jungen Künstlern die Erlaubniß ertheilt zu studiren als im Campidoglio;" und „ViucKelirmnn pittore, K«88om-, <!i naxicine, wie es in meiner schriftlichen Erlaubniß für's Campidoglio steht." Die Regel war, daß die Besucher durch die Sammlung geführt wurden, eine Art von Kunstgenuß, den man sich heute noch vorstellen kann, wenn man als Glied einer Heerde z. B. durch einen sehenswürdigen Palast getrieben wird; ich gestehe, daß ich in meinen eigenen Augen kaum je eine so traurige Figur spiele wie bei solchen Gelegenheiten. Es wird ja aber wohl in vielen Fällen und aus vielen Gründen nicht anders gehen. Für das Capitvl giebt das Volkmann'sche Reisehandbuch das deutsche Reisende, auch Goethe, hauptsächlich benutzten, folgende Anweisung (Ausg. v. 1777 ll. S. 521): „Man läßt sich einmal herumführen und giebt nachgehends dem Aufseher entweder jedes Mal drey Paoli (1,35 M.) oder nimmt überhaupt Abrede mit ihm für die ganze Zeit; so kann man so oft kommen, als man will und sich nach Belieben viele Stunden in den Zimmern aufhalten." Genügte aber auch dieses Maß der Zugänglichkeit nicht? Gab es in Rom abgesehen von Künstlern und von weniger zahlreichen Gelehrten ein größeres schaulustiges Fremdenpublicnm?

Bei den Engländern gehörte allerdings schon vom Anfang des vorigen Iahrhunderts an die sogenannte „große Tour", der Besuch des Sehenswerthen besonders in Frankreich und Italien, zu den nothwendigen Qualitäten eines Gentleman. Natürlich waren diese Reisenden, wie noch heute, sehr verschieden; Winckelmann hat einige gezeichnet, die er führen mußte: einer rannte durch die ganze Villa Borghese in weniger als einer halben Viertelstunde; ein Anderer „gab kaum ein Zeichen des Lebens von sich, wenn ich ihm mit den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit den erhabensten Bildern von den Schönheiten der alten Werke redete." Es gab aber auch anders Geartete, wir werden noch von ihnen zu reden haben.

An einen Fremdenverkehr wie heute ist natürlich nicht entfernt zu denken, dazu war das Reisen immer noch zu schwierig und zu kostspielig. Jonathan Richardson, der mit seinem Sohne eine vielbenützte Beschreibung der hauptsächlichen Kunstwerke Jtaliens herausgegeben hat und um 1720 in Rom war, erzählt, daß er mehr als zwanzig Mal in den Stanzen Rafaels gewesen sei, ohne irgend einen Menschen zu sehen, auszer deni Diener, der ihn eintreten ließ; nur einmal habe er einen schlechten Copisten der Konstantinschlacht getroffen. Einige Jahre früher l17O7) sagt ein anderer Reisender, Monsieur de Blainville: „Ter Vatikanische PaUast ist für einen klugen Reisenden vollkommen sehenswürdig." Er hat ihn dann sehr eingehend beschrieben, wie er hindurchgeführt wurde: außer dem uns bekannten Statuenhof, wo er beim Anblick des Laokoon Thränen vergoß, kommt da kein antikes Werk vor. Der Gedanke, den Vatikan auch zu einem großen Antiken-Museum zu machen, gehört nicht, wie man wohl liest und hört, dem bekannten Papst Clemens XIV. Ganganelli an, sondern dessen Großschatzmeister Gianangelo Braschi, der als sein Nachfolger unter dem Namen Pius VI. 1775 den päpstlichen Stuhl bestieg und ihn nach 23 Jahren vor den französischen Waffen verlassen mußte. Allerdings führt die damals eingerich!ete vatikanische Sammlung den Doppelnamen des Museo Pio-Clementino; aber wir haben keinen Anlaß, der Angabe des bei der Gründung verwendeten Archaeologen Ennio Quirino Visconti zu mißtrauen, daß auch Clemens durch den Grafen Braschi angeregt worden sei. Auch hier war in dem oben geschilderten Statuenhofe des Belvedere ein Kern und gleichsam ein Anlaß gegeben. Bei diesem „nützlichen Unternehmen", wie Visconti es in dem Vorworte seiner Beschreibung nennt, war noch einmal der Wunsch maßgebend, die schönsten Kunstdenkmäler in Rom zurückzubehalten, per «onservarli u c^m»tärite d«nerixio Storno nvlenclmv äi Roma um der Stadt die Führerschaft im Reiche der Künste zu wahren. Um alle Schaulustigen, selbst völlig laienhafte, zu befriedigen, habe man die Werke mit größer Sorgfalt ergänzt. So entsteht, — man verzeihe noch einmal den Ausdruck, den ich im Gegensatz zu früherer Art wähle, ohne den ästhetischen Eindruck zu präjudiciren! — es entsteht das zweite große Antikenlager in Rom, aus patriotischen und künstlerischen Absichten; und es erscheint nach wenigen Jahren ohne alle Vergleichung als die schönste Sammlung von Antiken, welche irgendwo vorhanden ist, wie z. B. Friedr. Leop, Graf zu Stolberg 1791 sich ausdrückt. Mit der Zugänglichkeit war es allerdings im Anfang eine eigene Sache; der brave Volkmann schildert das um 1777 folgendermaßen: „Da die berühmten Statuen und das neue Museo Clementino jetzt unter einem Aufseher stehen, so trifft man ihn oft sehr schwer an. Denn wenn er einmal mit Fremden im Museum ist, so schließt er sich ein, und man kann ein paar Stunden harren, bis er heraufkommt, oder man muß gar wieder fortgehen, ohne etwas zu sehen. Ueberhaupt ist es gut, den Vatikan mit einem darin Bekannten zu besuchen, damit man alles Merkwürdige daselbst zu sehen bekommt." (ll S. 136 Anm.). Von einem ofsiciellen Eintrittsgelde ist mir hier sowenig wie beim Capitol und anderen italienischen Sammlungen etwas bekannt geworden; aber da man geführt wurde, so waren doch wohl Trinkgelder unerläßlich, und ein deutscher Reisender von 1783 (Adler) spricht von dem „gebräuchlichen Geschenk von 3 Paoli" (1,35 Mk.) in der vatikanischen Bibliothek.

Römische Privatsammler hielten es mit der Oeffnung ihrer Schätze natürlich nach Gefallen; aber Graf Stolberg scheint es doch wie eine unangenehme Ausnahme zu empsinden, daß die Villa Ludovist nur einmal die Woche, Sonnabend Vormittags, geöffnet war (Reisen ll. S. 107).

Die wichtigste römische Privatsammlung war diejenige, welche der Kardinal Albani nach dem Verkauf seiner ersten zusammengebracht hatte und mit neuem Eifer haben damals auch z. B. die Chigi, Borghese, Borgia gesammelt. Daneben wurde aber in der zweiten Hälfte des vorigen Iahrhunderts zu Rom der schwunghafteste Handel in Antiken betrieben, den es vielleicht je gegeben hat. Unter den zahlreichen Händlern ragt der auch bei Goethe erwähnte Engländer Ienkins hervor, der eine ungewöhnliche Zahl römischer Villen und Paläste ganz oder theilweis einschlachtete, um mich eines vulgären, aber treffenden Ausdrucks zu bedienen; so die Villen Montalto, d'Este. Mattei, die Paläste Altieri, Barberini, Capponi, Lante. Die große Nachfrage erhöhte auch den Eifer in der ergänzenden Herrichtung der antiken Werke, welche an Ehrlichkeit bisweilen Manches zu wünschen übrig ließ. Trotz einzelner bedeutender Ankäufe nordischer Fürsten, wie Friedrichs des Großen, des Herzogs von Dessau, Katharinas von Rußland, nahmen den Löwentheil immer noch die Engländer, Allen voran Männer wie Blundell, Charles Townley, der Marquis of Lansdowne; und sie vergalten es den Werken des heiteren Südens, daß sie hinauf bis zu ihnen gekommen waren: Townleys Haus war nach 1772 eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons. Die Antiken waren so vertheilt, daß die Eindrücke stufenweise gesteigert wurden. Unten in der Halle, auf der Treppe und im Wohnzimmer empsingen den Besucher Grabdenkmäler, Inschriften und Terracotta-Reliefs; im Salon waren die schönsten Büsten aufgereiht, andere, besonders geeignete, wie Homer, in der Bibliothek; den Höhepunkt erreichte die Anordnung im Speisesaal, wo die schönsten Statuen an dm Wänden vertheilt waren. Aehnliches habe ich selber im Stadtpalaste des Marquis of Lansdowne zu London noch gesehen. Das ist noch Alles ganz im Geiste der Renaissance, auch dies noch, daß vor Allen Künstler und Freunde zum Genusse eingeladen wurden. Einzelne Sammlungen waren jedoch auch allgemeiner zugänglich.

Inzwischen war in London im Iahre 1753 in dem Britischen Museum ein Mittelpunkt geschaffen worden, der seine centralisirende Kraft auch auf die Privatsammlungen ausdehnen sollte, wie er selber aus einer solchen hervorgegangen war. Zunächst bestand sein Inhalt aus Büchern, Naturalien und kleineren Alterthümern; der Zuwachs an umfangreichen Antiken hat erst in unserem Iahrhundert begonnen. Die auf das Museum bezügliche Parlamentsakte bestimmt es ausdrücklich nicht nur zur Betrachtung und Unterhaltung für die Gelehrten und Wißbegierigen, sondern zum allgemeinen Gebrauch und Nutzen des Publicums! Hiermit wird anscheinend in die Bestimmung von Kunstsammlungen ein ganz neuer Zug eingeführt, und wir sinden diesen Zug ganz in Uebereinstimmung damit, daß gerade die Engländer früh herausgekommen sind, daß sie früh den Reiz und die Wohlthat künstlerischer Anschauung empfunden und den Geschmack an solcher auch in ihrem Lande einzubürgern gewünscht haben. Aber ebenso unstreitig wie die Priorität jenes neuen Gedankens den Engländern gebührt, ebenso unstreitig gebührt ihnen nicht die Priorität seiner Ausführung. Nach den Statuten vom Iahre 1768 ist der Besuch des Museums mit den gleichen, ja mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als sie zu derselben Zeit in Italien gefunden wurden, wo man sie noch dazu durch ein gut vlacirtes Trinkgeld erheblich abschwächen konnte. Allerdings war das Britische Museum an fünf Tagen der Woche 4 bis 6 Stunden geöffnet; aber wer es besuchen wollte, mußte wenigstens einen Tag vorher einkommen und erhielt, wenn es überhaupt zulässig erschien, Billets. Ich sinde irgendwo die Angabe, daß man im Iahre 1770 vom April bis zum August auf die Einlaßkarten harren konnte. Die Billets lauteten auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde; die Besucher wurden zu je fünfzehn von Beamten durch die einzelnen Abtheilungen geführt, die ohne Begleitung nicht betreten werden dursten. Zwei Stunden wurden jeder Gesellschaft gewährt, „ihre Wißbegier zu befriedigen," dann ertönte eine Glocke ro dgar rti« duilcliriF, „das Haus zu räumen," und eine neue Gesellschaft ward eingeführt. Mit einigen Abschwächungen ist dies Verfahren auch noch im Iahre 18I0 nachzuweisen. Erst im Iahre 1832 zeigt sich eine etwas freiere Praxis, aber zwei Monate hindurch. August und September, blieb die Sammlung überhaupt geschloffen. Da uns hier nicht der Inhalt, sondern die Bestimmung von Kunstsammlungen angeht, so will ich nur beiläusig hervorheben, daß gerade die Ucberführung der sogenannten Elgin Mnrbles aus Athen in's Britische Museum endlich auch den Werth bloßer Torsi zu allgemeinerer Anerkennung gebracht haben mag. Wie wunderlich man früher in der Beziehung sich behalf, zeigt eine beachtenswerthe Bemerkung von Fr. Graf Stolberg (ll, 245) bei Gelegenheit des Herakles-Torso vom Belvedere: die erhaltenen Theile sind „so unnachahmlich schön, daß mir die Vermuthung jener nicht ausschweifend erscheinet, welche dafür halten, daß der große Meister, minder mit dem Kopf, den Armen und den Beinen zufrieden, sie abgeschlagen habe, damit das vollendete Werk nur den höchsten Grad der Vollendung in der Arbeit zeigen möchte."

Wir kehren noch einmal in's XVlll. Jahrhundert zurück und nach Deutschland. Für das noch Ungewöhnliche einer Kunstsammlung überhaupt und die Art der Zulassung sinde ich nichts Bezeichnenderes als Goethes Schilderung von seinem Besuch in Dresden im Iahre 1767 (Dichtung und Wahrheit, Achtes Buch), und ganz in die Stimmung jener Zeit versetzen uns seine Worte: „Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebahnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empsindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen." Er besuchte dann die Sammlung, wie er später sagt, „zu allen vergönnten Stunden."

Schon ein bis zwei Iahrzehnte vorher sieht es aus, als ob auch mehr zu erlangen gewesen wäre. „Ich habe," schreibt Winckelmann am Z. März 1752 an Uden, „die Erlaubniß erhalten, die Kgl. Schildereiengallerie so oft ich will zu frequentiren"; vielleicht geschah das auch hier mit Rücksicht auf künstlerisches Studium, denn Winckelmann setzt hinzu: „mit Anfang des Frühlings werde ich gewisse Stunden zum Zeichnen für mich aussetzen."

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß Gemälde zeitlich früher Gegenstände allgemeinen Interesses waren als plastische Werke, wie der alte Volkmann bemerkt, daß „die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde bei den meisten eine Hanptursache der Reisen nach Italien" sei. Die Skulpturen schienen nur den Antheil eines engeren Kreises von Künstlern und Kennern zu wecken; dem entsprach, wie wir gesehen haben, das

Maß ihrer Oeffentlichkeit in Italien. Eine ähnliche Auffassung geht aus einem Bericht des Grafen Vitzthum in Dresden (11. Mai 1771) hervor, „in was vor üblen und bedauernswerthen Umständen in Ansehung der Conservation, der äußerlichen Anständigkeit und des Nutzens vor die Künstler die seltenen Alterthümer in den engen und vertheilten Pavillons des Großen Gartens sich besinden, bedarf wohl keiner weitläusigen Vorstellung." Darunter befanden sich auch die obengenannten theuren Erwerbungen aus Rom; und ich kann nicht umhin, im Vorübergehen anzumerken, wie äußerlich doch also solche kostspieligen Anschaffungen gemeint sein konnten, welche die Nachwelt unbesehen als Zeugnisse des Kunstsinns, ja sogar als Versuche hinzunehmen pflegt, Kunstsinn zu verbreiten! Wie dergleichen wirklich angefangen wird, das werden wir demnächst und als Abschluß darzulegen haben.

Die Schaustellungen angehäuft er Kunstwerke, wie sie das vorigeIahrhundert begann, trugen auch gegenüber dem früheren, durch sinnvolle Anordnung bezeichneten ästhetischen Charakter unbeabsichtigt einen historisch lehrhaften. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser sich allmählich in den Vordergrund schob, so daß er wohl auch als Grundzug einer Sammlung erscheinen konnte.

Stand es aber einmal so, dann mußte man bald darauf kommen, daß ja eben jener wesentliche Zug nicht bloß durch Originale, sondern viel einfacher und vollständiger durch Nachbildungen erreicht werden konnte. So etwa glauben wir die Sammlungen von Gipsabgüssen im vorigen Iahrhundert verstehen zu dürfen, die ersten, von denen wir hören. Man wird zwar meinen, daß bei Kunstakademien von jeher, wo man keine Originale hatte, eine Anzahl von Gnvsabgüssen nach der Antike sich hätte sinden müssen; allein damit war es noch nach der Mitte des vorigen Iahrhunderts schwach bestellt.' in Leipzig besaß man z. B nach Goethes Angabe nur Laokoon, den Vater und einen Faun.

Die erste größere Abgußsammlung in Deutschland, auch diese noch mit einer Kunstschule verbunden, ward zu Mannheim im Iahre 1767 eröffnet und ist durch Goethes Besuch von Straßburg aus allgemein bekannt; aber zugleich sehr bezeichnend für die allgemeine damalige Physiognomie von Kunstsammlungen gerade durch die Betonung des Ausnahmsweisen ist der begeisterte Erguß „eines reisenden Dänen" über jene Sammlung, der in Schillers Thalia vom Iahre 1787 abgedruckt ist, und der wohl mit Recht Schiller selber zugeschrieben wird: „Der heutige Tag war mein seligster, so lange ich Deutschland durchreist. — Ich komme aus dem Saale der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souverains die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einen kurzen geschmackvollen Auszug versammelt. Ieder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkte Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ sich diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwande aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder wie so viele andere Fürsten den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. Der Kunst selbst brachte er das Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen. Schon die Aufstellung dieser Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß „ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehr Vortheile gewährt als eine Wallfahrt zu ihren Originalen nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte u. s. f." Das letztere berührt sich mit unserer Herleitung der Gypssammlungen. Was das Almosen anbetrifft, so möchte ich ihn nicht nur bildlich auffassen, sondern als Hindeutung auf das oft nicht geringe Eintrittsgeld, welches zwar weniger bei den überhaupt noch seltenen Kunstsammlungen, wohl aber bei den fürstlichen Schatz- und Raritätensammlungen im Norden erhoben wurde, und zwar bis tief in unser Jahrhundert hinein, auch noch zu unserer Zeit.

Jn Beziehung auf künstlerischen Unterricht sind auch die zahlreichen Gypsabgüsse von Rafael Mengs, dem Freunde Winckelmanns, in Rom zusammengebracht worden, von welchen die einen an die Kunstakademie nach Madrid, die Doubletten und manche andere 1783 nach Dresden gekommen sind, wo sie auch noch im Jahre 1817 wie die antiken Originale zunächst für die Künstler bestimmt erscheinen. Unter den Universitätssammlungen von Abgüssen reichen einzig die Anfänge der Göttinger bis in's vorige Jahrhundert, 1767, zurück, wie in Göttingen auch die ersten Vorträge über alte Kunst, und zwar in demselben Jahre, gehalten worden sind.

Jn Frankreich wurden die Kunstwerke erst durch die große Staatsumwälzung allgemein zugänglich und sind es seitdem geblieben. Wir sind soeben belehrt worden, daß wenigstens in Beziehung auf die Bildersammlung auch hier zuerst ein Künstler auf Publicität gedrungen hat.*) Schon 1791 wurde der Louvre zur Aufnahme der Werke bestimmt, die nunmehr dem Volke gehörten. Jm Gefolge von Napoleons Siegen hielten die entführten Kunstwerke, zumal aus Jtalien, ihren Einzug; dem Triumphzuge dieser auf dem Marsfelde schwebte am 25. Juli 1797 eine Standarte voran mit der Jnschrift: I^a 6röo« les oeclä; Rome 1e8äpercku8; leur sort cKiMß«ä <ieux t'ais, il rl« «Käufern plus. Das Jahr 1315 brachte sie zum größten Theil ihren alten Besitzern zurück; man soll niemals etwas verschwören. Jn dem Verzeichniß des Musee Napoleon, wie es seit 1803 hieß, das mir vom Jahre 1808 vorliegt, werden die Kunstwerke als „Frucht der Eroberungen Sr. Majestät" bezeichnet, dann als ruhmvolle Siegestrophäen, für welche die Freunde der Kunst ewig dankbar fein werden.

So etwas erscheint wie eine Anomalie in der stetigen Entwickelung der Gesichtspunkte, wie wir sie bisher bei der Einrichtung der Sammlungen verfolgt und deren letztem noch herrschenden wir uns allmählich genähert haben. Der erste Hauptzweck der Kunstsammlungen war Genuß; der zweite: Nützen für die Künstler; dies ward auch bei dem darauf folgenden Zwecke im Auge behalten, dem der Conservirung! Zum Versiändniß des nun eingetretenen neuen Gesichtspunktes seien ein paar allgemeine Bemerkungen erlaubt.

Unter den Entwickelungen menschlicher Dinge überhaupt giebt 'es keine,

*) Der Kupferstecher ösrZent Klsroän v?l, Reminisrsncsg <if n KeFieick« die sich als eine einfache isolirte Linie darstellen ließe; nur unsere Betrachtung löst sie scheinbar los aus dem vielverschlungenen Netze der Gesammtentwickelung und wird doch bei jedem tieferen Eindringen wieder von selber auf die kreuzenden Fäden geführt. Nur die augenfälligsten seien ganz kurz bezeichnet. Die ungeheure geistige Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor Allem Deutschland und Frankreich ergriff, erweckte zur Schätzung geistiger Werthe, zur Lust an geistigem Genuß weite Kreise, die ihnen früher fern gestanden. Jn Deutschland erhielt die Bewegung durch die führenden Geister von vorn herein eine Richtung auf die Kunst: ein Publicum sing an sich zu bilden, vorgreifend, wie wir sagen möchten, der gewaltigen Umwälzung der Verkehrsverhältnisse, welche eigentlich doch erst die beschauliche und ruhige Betheiligung des Publicums zu einer thatkräftigen und bewegten machen konnte. So sehr trifft auch hier zu, daß der menschliche Geist die Jdeen vorwegnimmt, ohne sich um die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu kümmern; aber wir möchten doch offen lassen, ob nicht diese Verwirklichung im tiefsten Grunde mit dem Auftauchen der Jdeen beinahe wie Folge und Ursache zusammenhängt. Oder meint man etwa, daß die endliche Ausnützung der lange bekannten Dampfkrafr zur Beförderung nichts zu thun habe mit dem schon vorher immer dringender gewordenen Verlangen der räumlich getrennten Menschen, von einander zu wissen, mit einander in Beziehung zu treten, wie es die auße:ordentliche Vermehrung der Tagesblätter seit der französischen Revolution deutlich genug erkennen ließ? Mögen dies Manche für ein Phantasiestück halten, so viel ist sicher: unsere Verkehrs Verhältnisse haben das Publicum in's Unberechenbare gesteigert; wer heute Berlins Sammlungen gesehen hat, kann am nächsten Tage Dresden, am zweiten München betrachten, und so fort durch ganz Europa. Zufällig können wir ermitteln, daß im Anfang dieses Jahrhunderts die Berliner Kunstkammer jährlich von etwa 240 Personen besucht wurde; die Sammlungen des Britischen Museums, Antiken und Bücher, aber ausschließlich des Lesezimmers, wiesen für das Jahr 1886 über eine halbe Million, nicht weniger als 504,893 Besucher auf!

Nicht Jeder vernahm den Ruf der Zeit in gleicher Weise: König Ludwig l. schuf etwa gleichzeilig mit Friedrich Wilhelm Hl. zu-München das Antikenmuseum, die Glyptothek, welche als sein Privateigenthum angesehen und verwaltet wurde. Es war eigentlich nur eine richtige Consequenz, daß die Ermitage, die große Kaiserliche Kunst- und Alterthumssammlung in St. Petersburg, bis vor etwa 20 Jahren nur im Frack und weißer Binde besucht werden durfte. Aber jenem ersten Erwachen, dem erst von fern her sich ankündigenden Verlangen der Geister hat auf dem Gebiete der Kunstsammlungen zuerst von Allen durch Wort und That Ausdruck verliehen unser König Friedrich Wilhelm III. Jch habe kürzlich an einem anderen Orte die Erinnerung wachgerufen an die erhebende Gründung des Berliner Museums.*) Hier muß ich wenigstens das aussprechen, daß Friedrich Wilhelm lll. als der erste unter allen Fürsten die ihm gehörigen Kunstwerke „zum Nutzen und Vergnügen des Publicum?" hingegeben, zuerst bei der Anlage einer Kunstsammlung den erziehlichen Charakter der Kunst und die wissenschaftliche Ausbeutung nicht bloß ausgesprochen, sondern, soviel an ihm lag, zur Wahrheit gemacht hat. Daraus folgt dann alles Weitere: leichte Zugänglichkeit, ungehinderte Benützung, systematische Anordnung. Und so mächtig ist dieses Beispiel gewesen, so mächtig der Zug der Zeit, der so zum ersten Mal gleichsam zum Reden gebracht war, daß fortan keine Sammlung mehr sich ihm entziehen kann, daß fast alle von Petersburg bis Madrid ihm allmählich haben folgen müssen.

Es konnte uns wohl beklommen machen, daß die Antikensammlungen der Nenaissance, deren künstlerische und harmonische Anordnung den Sinn gefangen nahm und in serne Vergangenheit entrückte, verdrängt wurde durch die Massenhäufungen der Museen, so bedeutende Wirkungen auch von diesen ausgegangen sind. Ietzt erst können wir dessen unbefangen froh werden; der reine und selbstlose Sinn, wie ihn zuerst von Allen Preußen mit derartigen Anhäufungen verbunden hat, ist zu einer erlösenden Macht geworden. Was sonst Gelegenheit oder Zufall, Bewunderung oder eine wenn auch feine Art der Selbstsucht aufspeicherte, erscheint nun durch ein einheitliches, geistiges Band zusammengehalten! nicht bloß die Absicht der Kunstsammlungen wird durch den neuen Geist sicher umgrenzt, auch Form und Inhalt sind neu durch ihn bestimmt und werden dadurch nach allen Seiten hin gesteigert und veredelt. Ietzt wissen wir — oder wir sollten es wenigstens wissen!— daß ein Museum nicht zu sein hat eine Anhäufung beliebiger bemerkenswerther Gegenstände sondern in erster Linie ein Kunsthaus, auch eine Einrichtung zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Diesem obersten Grundsatze hat sich Alles zu fügen.

Und nun noch eine letzte Nutzanwendung: nicht in das Belieben des Einzelnen ist es gestellt, ob er einem neuen Zuge der Zeit folgen will oder nicht; dieser verlangt Folge, im Großen wie im scheinbar Kleinen, es sei denn, man verzichte von vornherein auf das, was uns Andern gleich stellt oder gleich setzt, auf den Wetteifer in Pflicht und Arbeit!

leim ich im Folgenden versuchen will, die Kantische Lehre vom I Staat in ihren Hauptzügen vorzuführen, so will ich mich nicht z in Betrachtungen und Urtheilen über Kants Doctrin ergehen, fondern ihren wesentlichen Inhalt selbst in einem knapp gehaltenen Bilde zur Tarstellung bringen. Dieselbe wird sich gewissermaßen auf den Spitzen halten, da der weite, zum Theil schwierige Stoff in den mir gezogenen Schranken nicht auch nur annähernd erschöpfend behandelt werden kann. Hier sollen darum nur die Punkie hervorgehoben werden, in denen der Geist von Kants politischen Ansichten gewissermaßen krystallisirt erscheint.

Die staatsrechtlichen Schriften unseres großen Denkers gehören sämmtlich seinem Greisenalter an. Es sind folgende: Die Abhandlung „Ueber den Gemeinspruch: Das inag in der Theorie richtig senn, taugt aber nicht für die Praxis." 1793. — Die Schrift „Zum ewigen Frieden." 1795. — „Die metaphnsischen Anfangsgründe der Rechtslehre" 1797 (genauer sogleich nach der Michaelismesse 1796). — Einzelne Beiträge bietet der Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." I784, „Der Streit der Facultäten" 1798, die in dem selben Iahre herausgegebene „Anthropologie" und dann der handschriftliche Nachlaß des Philosophen, der zum Theil schon von Friedrich Wilhelm Schubert, dem Mitherausgeber von Kants Werken, benutzt und abgedruckt ist, und jetzt in umfassender Weise durch unseren Kantbibliographen Dr. Reicke in der „Altpreußischen Monatsschrift" zum Abdruck gelangt. Letztgenannter Herr hat mir auch eine Copie des noch nicht gedruckten Convoluts k', dessen Blätter vor Allem Gegenstände der Politik und des Staatsrechts betreffen, in liebenswürdigster Weise zur Durchsicht gegeben. Dieses handschriftliche Material gewährt eine nicht unwichtige Ergänzung der bereits gedruckten politischen Schriften Kants. jene» Staatsvertrag als etwas wirklich Geschehenes an.') Wer könnte bei einem Aufstande des Volkes den Streit zwischen diesem und dem Herrscher entscheiden. Es müßte dazu ein neues Oberhaupt gesucht werden und „die Reihe der Unterordnung ginge aufwärts ins Unendliche."^) Auch aus dem transcendentalen Princip der Publicität des öffentlichen Rechtes, das lautet: „Das, was man sich nicht getraut, öffentlich als seine Marime anzukündigen und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Rechte zuwider" ^) — folgert Kant die Unrechtmäßigkeit jedes Aufruhrs. Denn der Vorsatz eines Volkes bei Stiftung einer Staatsverfassung, in gewissen Fällen Gewalt gegen das Oberhaupt auszuüben, müßte verheimlicht werden; wenn man sich öffentlich dazu bekennte, würde die Herstellung eines Staatswesens von vornherein unmöglich sein Bekannt ist das Urtheil Kants, das er in einer Anmerkung seines Staatsrechtes im Hinblick auf das Schicksal Karls l. und Ludwigs XVl. ausspricht: „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist felbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste; denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht. Die formale Hinrichtung ist es, was die mit Jdeen des Menschenrechts erfüllte Seele mit Schaudern ergreift." ^) Sie ist eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverän und Volk °), ein' vom Staat an ihm verübter Selbstmord '), eine politische Todfünde, die nie ausgetilgt werden kann ^). an den Staat gerichtet ')." „Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen ins Publicum zu schreien, müßte theils der Regierung, theils aber auch diesem Publicum selbst gefährlich werden ^)." Man sieht, Kant ist weit entfernt, völlige Preßfreiheit zu verlangen. Wie enge sind die Grenzen, die er der Freiheit der Feder zieht, wie unendlich kleiner waren damals die Kreise, in welchen sich überhaupt ihre Wirkung äußern konnte, im Vergleich mit' dem zeitunglesenden Publicum unserer Tage, der Zeit des öffentlichen parlamentarischen Lebens!

Kant steht zwischen den wissenschaftlichen Vertretern der Lehre vom Naturrecht und der Auffassung, die duich die historische Rechtsschule angebahnt worden. Jene: Hugo Grotius, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Thomasius, John Locke, J. J. Rousseau u. A. entwarfen im Gegensatze zum positiven Rechte ein ideales Recht, dessen Urgrund die überall gleiche Natur des Menschen mit ihren angeborenen Trieben sei, dessen Erkenntniß uns die Vernunft vermittle. Für dieses Recht wurde allgemeine Gültigkeit beansprucht, nach ihm sollte das bestehende Recht verbessert werden. Der Staat wurde auf die Aufgabe beschränkt, die privatrechtlichen Jnteressen in Schutz zu nehmen, sein Ursprung wurde von dem Vertrage hergeleitet.

Mit Kant beginnt auch in der Rechtsphilosophie eine neue Periode*). Zwar sucht auch er eine ideale Verfassung und ein ideales Recht, das überall und jederzeit Recht ist, aber dies Recht wird nicht aus der Natur des Menschen, aus einzelnen Trieben, Bedürfnissen, Absichten hergeleitet, sondern aus der praktischen Vernunft und der Jdee der Freiheit. Der denkenden Vernunft wohnt die Macht inne, ein allgemein gültiges Recht hervorzubringen. Der Staat aber dient nur dem Zwecke, das Recht an sich zur Geltung zu bringen; jede Rücksicht auf das äußere Wohl der Staatsbürger ist zu verwerfen, die vernünftige Ordnung des Gemeinwesens ist Selbstzweck.

Gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die EntWickelung von Kants Staatslehre im Einzelnen ein:

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt," sagt Kant in seinem Aufsatz „Jdee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Werke. Herausgeg. von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. VII. 1. 323) — „ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft." Es ist eine Forderung der praktischen Vernunft, daß die Menschen den natürlichen Zustand, den swtus naturalis, und seine Willkür und Rechtsunsicherheit verlassen und eintreten in den bürgerlichen, den stnw» civilis, in welchem die Gesellschaft unter einer distributiven Gerechtigkeit steht. Jm bürgerlichen Gemeinwesen wird die Willkür des Einzelindividuums von festen, wohlverwahrten Grenzen umschlossen, innerhalb deren es sein Rechtsgebiet sinket, über die hinauszugieisen ihm verwehrt wird. Durch die zwingende Gewalt des Staates (vis publicä) kommt das Privatrecht, das Verhält

*) Vgl. A. Lasson, System der RechtspKilosophie. Berlin u. Leipzig 1882. Gintheilung K 4. Die Geschichte der Rechlsvliilosophic.

niß von Einzelnen zu Einzelnen, erst zu gesicherter Geltung und wird aus einem provisorischen zu einem peremtorischen.

Den historischen Anfang des Staates sindet Kant in der Gewalt'). Aehnlich wie Hobbes ist er der Ansicht, daß Noth und Gefahr die Menschen zu gegenseitigem Anschluß und zur Unterwerfung unter einen Mächtigen

treiben: innere Mißhelligkeiten oder Kriegsgefahr von Außen ^). In dem Gehege der staatlichen Vereinigung werden die rohen, sich selbst zerstörenden Kräfte in Zucht genommen; nicht mehr der Willkür preisgegeben, treten sie mit einander in einen Wettstreit, der sie zu immer höheren Leistungen anspornt, „so wie Bäume in einem Walde eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, Beides über sich zu suchen, und dadurch einen schönen, geraden Wuchs bekommen. Alle Cultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu discipliniren"

Bekanntlich hat die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Iahrhunderts die Vorstellung beherrscht, daß Recht und Staat auf einem Vertrage beruhen, den die Einzelnen mit einander abgeschlossen, um aus der Gesetzlosigkeit des Naturzustandes zu gesetzmäßiger Ordnung zu gelangen. Hobbes zog aus dieser Annahme die Consequenz zu Gunsten des Absolutismus, Locke und Rousseau leiteten aus ihr die Lehre von der Souveränität des Volkes ab. — Auch bei Kant sindet sich die Vorstellung von einem ursprünglichen Vertrage, jedoch in sehr veränderter Form. Er ist bei ihm eine bloße Idee der Vernunft, nicht etwa ein historisches Factum, von dem eine sichere Nachricht oder ein Instrument hinterlassen ist*). Diese Zurückführung des staatlichen Gemeinwesens auf einen Vertrag in der Idee schließt aber für den Gesetzgeber die Verbindlichkeit ein, seine Gesetze so einzurichten, daß sie aus dem vereinigten Willen eines ganzen Volkes entspringen könnten, und jeden Unterthan so anzusehen, „als ob er zu einem solchen Willen mit zusammengestimmt habe." ^) Ist ein Gesetz so beschaffen, „daß ein ganzes Volk unmöglich dazu seine Einstimmung geben könnte, so ist es nicht gerecht; ist es aber nur möglich, daß ein Volk dazu zusammenstimme, so ist es Pflicht, das Gesetz für gerecht zu halten." s)

Wenn somit zwar dem Souverain jene Idee des ursprünglichen Vertrages als unfehlbares Nichtmaß dienen soll ') und ihm die Verpflichtung

obliegt, die Gesetze nach den Grundsätzen des Vernunftrechtes einzurichten, so dürfen doch die Unterthanen nicht das Recht des Widerstandes für sich in Anspruch nehmen, selbst wenn nach ihrer Meinung der Vertrag verletzt ist, und das Oberhaupt Gewalt statt Recht anwendet. Ein solcher Anspruch würde auf der irrthümlichen Ansicht beruhen, daß jener ursprüngliche Contract etwas wäre, was wirklich geschehen ist'); in Wahrheit aber ist derselbe nicht als Factum, sondern „nur als Vernunftprincip der Beurtheilung aller öffentlichen rechtlichen Verfassung überhaupt" anzusehen'.).

Das Gesetz der Freiheit verlangt, daß die Willkür jedes Einzelnen sich dem Anderen gegenüber in bestimmte Grenzen einschließe, innerhalb deren er sein Recht sindet, daß er andererseits nicht über seine Sphäre hinausgreifend die Freiheit des Anderen antaste. Die berühmte Kantische Erklärung von Recht lautet: „Recht ist die Einschränkung der Freiheit eines Ieden auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit von Iedermann" 2); und „das öffentliche Recht ist der Inbegriff der äußeren Gesetze, welche eine solche durchgängige Zusammenstimmung möglich machen" Der Obrigkeit steht die Gewalt zu, diesen Gesetzen Geltung zu verschaffen; so ist „die bürgerliche Verfassung ein Verhältniß freier Menschen, die doch unter Zwangsgesetzen stehen" ^).

Besonders in der Schrift „Das mag in der Theorie richtig feyn, taugt aber nicht für die Praxis" entwickelt Kant die Grundrechte des Menschen, welche innerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Principien sind aber nicht Gesetze, die der schon errichtete Staat giebt, sondern solche, nach denen allein eine Staatserrichtung reinen Vernunftprincipien gemäß, möglich ist.") Es sind folgende:

1. Die Freiheit, die jedem Gliede der Gesellschaft als Menschen zukommt;

2. Die Gleichheit desselben mit jedem Anderen als Unterthan;
8. Die Selbständigkeit als Bürger.

Die Freiheit drückt Kant, durch die Formel aus: „Niemand kann mich zwingen, auf eine Art, wie er sich das Wohlseyn anderer Menschen denkt, glücklich zu seyn, sondern ein Ieder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, nicht Abbruch thut"'). Der Mensch ist Persönlichkeit und darf niemals bloß der Willkür Anderer als Mittel dienen, sondern muß jederzeit zugleich als Zweck angesehen werden. In einem Fragment aus Kants Nachlaß heißt es: Ein Mensch im Zustande der Abhängigkeit „ist gleichsam vor sich nichts als ein Hausgeräth eines Anderen. Ich könnte ebensowohl den Stiefeln des Herrn meine Hochachtung

bezeigen als seinen Laqueyen"'). Es war wohl kein bloßer Zufall, daß Kants Zöglinge aus der Familie von Hülsen, die er während seiner Hauslehrerzeit in Arensdorf bei Mohrungen unterrichtet hatte, zu den ersten Gutsbesitzern Preußens gehörten, die freiwillig die Gutsunterthänigkeit ihrer Bauern losten 2)

Die Gleichheit der Menschen als Unterthanen besteht indem gleichen Verhältniß der Unterordnung unter die Gesetze und die Zwangsgewalt des Staates. Nur ein Einziger unterliegt keinem Zwangsgesetze, das Staatsoberhaupt'). Da alle Unterthanen in gleichem Maße zu Gehorsam und Unterwerfung den Geboten des Staates gegenüber verpflichtet sind, darf es keinen privilegirten, auf Erblichkeit beruhenden Herrenstand geben *). Alles Andere mag man vererben, was Sache ist und als Eigenthum erworben und veräußert werden kann, Niemand aber darf einen erblichen Anspruch auf gewisse Posten im Staate erheben und dadurch hindern, daß Andere zu den Stufen gelangen, wozu sie Talent, Verdienst und Glück erheben könnten^). Gegen den Geburtsadel und seine Vorrechte hat sich Kant an vielen Stellen auf's Schärfste erklärt. ,

Zur Freiheit und Gleichheit ist jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft berechtigt, nicht so zu selbständiger Theilnahme an politischer Thätigkeit. Ein nothwendiges Erforderniß dazu ist, daß der Staatsangehörige „sein eigener Herr (sui ^nris) sey, mithin irgend ein Eigenthum habe, welches ihn ernährt, und daß er Niemandem als dem gemeinen Wesen im eigentlichen Sinne des Wortes diene"°). Weiber und Kinder sind selbstverständlich ausgeschlossen. Kant unterscheidet zwischen activen und passiven Bürgern, oder Bürgern und Schutzgenossen?). Iene sind die Staatsbürger im eigentlichen Sinne, die ciwvenss). Ihnen steht das Recht auf die Gesetzgebung zu. Denn „die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen. Da von ihr alles Recht ausgehen soll, so muß sie durch ihr Gesetz schlechterdings Niemandem Unrecht thun können. Nun ist, wenn Iemand etwas gegen einen Anderen verfügt, immer möglich, daß er ihm dadurch Unrecht thue, nie aber in dem, was er über sich selbst beschließt (denn voleuti non üt injuria)" ^).

Dies Grundrecht der bürgerlichen Selbständigkeit wendet sich gegen die despotische Regierung, die über Gut und Leben der Unterthanen verfügt, ohne sie um ihre Zustimmung zu fragen'").

Diese Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit sind nicht „chimärisch und unausführbar", fondern, da es „Pflichten sind, welche

die Vernunft aus der Idee des Rechtes ableitet," muß „ihre Thunlichkeit auch als unvermeidlich angenommen werden"'). Und „die Idee einer mit dem natürlichen Rechte der Menschen zusammenstimmenden Constitution ist nicht ein leeres Hirngespinnst, sondern die ewige Norm für alle bürgers liche Verfassung überhaupt"^).

Welche Berechtigung haben denn aber Verfassungen, in denen jene Principien nicht zu voller Durchführung kommen? Antwort: solche politischen Zustände haben eine interimistische Gültigkeit, bis durch allmählichen Fortschritt die Verfassung erreicht wird, in der „sie zur Ausführung gebracht werden können. Aber diese Ausführung selbst muß in der bestehenden Staatsverfassung dem Keime nach liegen." °) Es ist der Rechtsstaat an sich, den die Kantische Staatslehre zum Ziele nimmt, den Erscheinungsformen des Staates in der Wirklichkeit wird im Grunde nur eine provisorische Berechtigung zugesprochen. „Dies ist die einzige bleibende Staatsverfassung, wo das Gefetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt; der letzte Zweck alles öffentlichen Rechts, der Zustand, in jwelchem allein Iedem das Seine peremtorisch zugetheilt werden kann*)."

Wenn die Naturrechtslehrer der Obrigkeit die Aufgabe zuweisen, für Sicherheit und Frieden zu sorgen, Wohlstand und Glück der Unterthanen zu fördern, so weist Kant solche eudämonistischen Bestrebungen mit herber Strenge zurück. Wohlfahrt hat kein Princip, da sie der Eine hierin, der Andere darin setzt ^), und darum kann sie nicht den Inhalt eines allgemeinen Gesetzes geben „Das Recht der Menschen muß nothwendig vor aller Rücksicht auf Wohlbesinden vorhergehen, und dieses ist ein Heiligthum, das über allen Preis der Nützlichkeit erhaben ist ^)." „Eine Regierung, die auf dem Princip des Wohlwollens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung (iraperiuni rmteriiate)" ist Kant der größte denkbare Despotismus

Ieder Staat enthält drei Gewalten: 1. die gesetzgebende, die Herrschergewalt (Souveränetät), 3. die vollziehende, >die des Regierers, 3. Die rechtsprechende"). Nun giebt es nach Kant zwei Principien, nach welchen die Verfassungen bestimmt werden können; entweder nach der Art, wie die potesras le^islawrig, dargestellt wird, oder danach, wie die Negierung geführt wird. Nach der ersten Form, der Form der Beherrschung, giebt es drei Verfassungsarten, entweder wird die gesetzgebende Gewalt von Einem, oder Einigen oder Allen zusammen ausgeübt, d. h. es besteht eine Autokratie(Kant nennt sie auch Monokratie), eineAristokratie,

eine Demokratie, Fürstengewalt, Adelsgewalt, Volksgewalt ^). Auf diese Unterscheidung legt Kant aber im Grunde geringen Werth, denn „das Gesetz muß", wie er sagt, „wenn es ein rechtlicher Grund der Pflichten sein soll, in allen diesen Formen doch als von dem allgemeinen Volkswillen ausgegangen betrachtet werden." Desto mehr ist ihm an der Art der Regierung, der Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht ^), gelegen. Danach scheidet sich die republikanische von der despotischen Staatsform. Bei einer Monarchie ist es möglich, daß sie sich mit dem Geiste des Republikanismus erfülle und eine ihm entsprechende Regierungsart annehme — Kant führt hier selbst das Beispiel des großen Königs Friedrich ll. sn ^) ^, eine Demokratie im eigentlichen Sinne ist ihm dagegen stets ein Despotismus sie muß nothwendig der Ochlokratie verfallen °). Der Idealstaat Kants ist die reine Republik, welcher Ausdruck bei unserem Philosophen bekanntlich etwas Anderes bedeutet, als wir heute darunter verstehen.

Zum Wesen der 'republikanischen Verfassung im Kantischen Sinne gehören folgende Attribute: 1. Sonderung der Staatsgewalten, wie sie seit Montesquieus ,,l'I?3prit 6eg lvis" politisches Schlagwort geworden. Durch sie allein wird eine Schutzwehr gegen den Despotismus geschaffen, der eigenmächtig Gesetze vollzieht, die ,er selbst erlassen 7). Dann aber muß die Verfassung „die Freiheit zum Princip, ja zur Bedingung alles Zwanges machen." „Freiheit und Gesetz, durch welches jene eingeschränkt wird, sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber damit das Letztere auch von Wirkung sey: so muß ein Mittleres hinzukommen, nämlich Gewalt, welche diesen Principien Erfolg verschafft" ^).

Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie,
Gefetz und GSWalt ohne Freiheit Despotismus,
Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei,
Gewalt mit Freiheit und Gesetz Republiks).

Endlich gehört zu der vollkommenen republikanischen Verfassung Kants, daß die Herrschergewalt, die gesetzgebende, durch das Volk vers mittelst seiner Repräsentanten ausgeübt werde, womit sich die monarchische Form der Regierung vereinigen ließe. Ohne das repräsentative System ist ihm jede Verfassung despotisch und eigentlich eine Unform"). Die reine Demokratie „als eine nicht repräsentative,Volksmacht ist der Freiheit, mit ihr also auch dem Rechtsbegriff gerade entgegen"

Kant hat diesen seinen Idealstaat nicht weiter ausgeführt, es ist ein

allgemeines Gebilde mit weiten, bisweilen unbestimmten Linien. Ob ihm wohl hiebei irgend ein historisch gegebenes Beispiel vorgeschwebt haben mag? Die constitutionelle Monarchie Englands, deren Lobredner Montesquieu gewesen, sicher nicht: sie erschien ihm nur als eine verhüllte Despotie'). Eher schon die französische Verfassung von 1791. Iedoch wird auf diese ganze Betrachtung wenig Werth gelegt werden können, da Kants Staatslehre ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Principien abgeleitet ist. Wichtiger wäre es, den vollen Umfang des Einflusses nachzuweisen, de n die politische Literatur des 17. und 18. Iahrhunderts, besonders die Schriften von Hobbes, Montesquieu und Rousseau, auf ihn ausgeübt haben.

Kant spricht es selbst aus, daß ein Staatsproduct, wie es ihm vorschwebt, ein Traum ist; in einer Anmerkung des „Streites der Facultäten" vergleicht er es mit den Phantasieen von Platos Atlantica und von Morus Utopia.). In derselben Anmerkung sagt er: „Es ist doch süß, sich Staatsverfassungen auszudenken, die den Forderungen der Vernunft, vornämlich in rechtlicher Absicht, entsprechen, aber vermessen, sie vorzuschlagen, und strafbar, das Volk zur Abschaffung der jetzt bestehenden aufzus wiegeln." 2)

Nach der im Vorigen entwickelten Staatsidee Kants dürfte es Wunder nehmen, daß der Philosoph sich zu einer Lehre vom unbedingten Gehorsam der Unterthanen bekennt, die vielfach an Hobbes' staatsrechtliche Schriften „äe cive" und den „Leviathan" erinnert. Die Staatsgewalt ist unwiderstehlich (irresistibel), jede Widersetzlichkeit, jeder Aufstand das strafbarste Verbrechen. Das Verbot ist unbedingt, mag das Oberhaupt durch Gewaltthätigkeiten sogar jene Idee des ursprünglichen Vertrages verletzt habens. Eine Aenderung der Verfassung durch Gewalt würde „einer Maxime gemäß geschehen, die, allgemein gemacht, alle bürgerliche Verfassung zernichten und den Zustand, worin allein Menschen im Besitz der Rechte überhaupt ,seyn können, vertilgen würde ^)." Es tritt der Zustand der Anarchie mit allen ihren Greueln ein. ^) Kant sagt es gerade heraus — in seiner Schrift „Das mag in der Theorie richtig sein" ^) — „daß, wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande, oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Staatsverbrecher sehen würden." Die Staatsrechtslehrer. die dem Volke das Recht des Widerstandes gegen einen Tyrannen zuertheilen, „schieben ihren Urlheilen das Princip der Glückseligkeit unter" und nehme»

Die Ansicht Kants vom unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit steht in einem unleugbaren Gegensatz zu seiner Auffassung der französischen Revolution, die er besonders in seinem „Streit der Facultäten," also noch 1798, mit begeisterten Worten preist"). Diese Haltung hat bereits zu seinen Lebzeiten zu Mißdeutungen und Angriffen Anlaß gegeben, und ist bis in die neueste Zeit verschieden beurtheilt worden. Ja, es ist unserem Philosophen nicht der Vorwurf verdächtiger Zweideutigkeit erspart geblieben."') Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht meine Aufgabe, nur möchte ich darauf hinweisen, daß wenn etwas dem Charakter des Philosophen sein Gepräge gegeben hat, es sein ursprünglicher großartiger Wahrheitssinn war. Wenn Kant in einem Briefe an Moses Mendelssohn sagt: „Zwar denke ich Vieles, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen," so fügt er sogleich hinzu: „niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke." "). Die Lehre von der unantastbaren Autorität der Staatsgewalt ist eine der Grundsäulen seines politischen Systems, sie

i) Vl1. 1. 213. S) „Das mag" VI1, 1. 20«. 21«—11. 214—15. Vgl. Rechtsl. lX. 167. ») ?. 4. (Raumers histor. Taschenb. 1833. p. S86.) ^) Z. ew. Fr. Vll. 1. 286. 5) Rechtsl. 1X. 167. n) ibiä. 168. 7) ibiä. 169. s) Rechtsl. 1X. 168. s) X. 346, ff. — in) s. H. Hettxer Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 3. Buch 2. Abtheilg. 3. Auflage. Braunschweig 1879. S. 46. ") Brief an Moses Mendelssohn 8, April 1766. X1. 1. S. 7, —

kehrt an vielen Stellen seiner Schriften in immer neuen Wendungen wieder. Der Satz: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat," ist ihm ein kategorischer Jmperativ Ohne die öffentliche Zwangsgewalt ist kein

Recht durchführbar, darum ist an ihr nicht zu rütteln, mögen die Formen der Verfassung noch so mangelhaft sein. Durch eine solche über Allen stehende Gewalt ist überhaupt erst die Möglichkeit staatlicher Existenz und Entwickelung gegeben.

Wenn aber dem Volk auch niemals das Recht des Widerstandes zusteht, so hat es wohl das Recht „der Gegenvorstellung und der Bekanntmachung der Jdee des Besseren" ^). Denn anzunehmen, „daß das Oberhaupt auch nicht einmal irren, oder einer Sache unkundig sevn könne," würde dasselbe „als mit himmlischen Eingebungen begnadigt und über die Menschheit erhaben vorstellen." ^). Der Unterthan muß annehmen können, sein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun; wenn ihm trotzdem nach seiner Meinung solches widerfährt, so muß er voraussetzen, daß es aus Unkunde geschehe, und es muß ihm frei stehen, sich öffentlich darüber zu äußern So tritt Kant für Preßfreiheit, oder wie er sie nennt „Freiheit der Feder" ein, aber sie soll sich halten „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt" Die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, ist ihn, „das einzige Palladium der Volksrechte" °). „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt"

Darum feiert er seinen großen König Friedrich „der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet", und gesagt hat: „Räsonnirt so viel Jhr wollt, und worüber Jhr wollt; nur gehorcht!" ^) Gehorsam ohne Freiheit öffentlicher Meinungsäußerung ist die Ursache aller geheimen Gesellschaften, die wegfallen würden, wenn jene Freiheit gestattet würde ^). Das Princip aber, wonach ein Volk die Verordnungen der höchsten Gesetzgebung zu beurtheilen das Recht hat, lautet: „Was ein Volk über sich selbst nicht beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen«)."

Die „natürlichen Verkündiger und Ausleger" der politischen Rechte und Pflichten des Volks sind nicht die vom Staat bestellten amtsmäßigen Juristen, sondern die freien Rechtslehrer, d. i. die Philosophen. Jhre Stimme ist jedoch nicht „vertraulich ans Volk, als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt; sondern ehrerbietig

Der Fortschritt zum Bessern kann nach Kant „nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern nur von oben her erfolgen." ^) Die Reform muß aus dem Willendes Souveräns selbst hervorgehen. „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnfüchtiger oder herrschfüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen." ^) Den Gewaltigen der Erde macht andererseits unser Philosoph mit kühnem Freimuth Reformen, dem Ideal des öffentlichen Rechts angemessen, zur Pflicht. Revolutionen, die „die Natur von selbst herbeiführt," sollen sie nicht „zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung, sondern als Ruf der Natur benutzen, eine auf Freiheitsprincipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte, durch gründliche Reform zu Stande zu bringen." 6).

Zum Schluß seien hier noch zwei Punkte hervorgehoben: Neben den Lehren des trefflichen Christian Jakob Kraus hat sicherlich Kants praktische Philosophie den Boden für die großartige Reformarbeit geebnet, die sich in den Jahren 1807 und 8 auf dem Boden Ostpreußens vollzog, durch Männer wie Stein, Schön und Schrötter gefördert. Damals erfolgte jene Revolution von oben herab, die sich den Fortschritt und die Veredelung der Menschheit zum Ziele nahm, damals ward der Bevölkerung Preußens dasjenige Maß der Freiheit und Gleichheit zu Theil. das mit dem monarchischen Staat und der Ordnung der gebildeten Gesellschaft vereinbar ist. Eine andere Betrachtung erweckt einen wehmüthigen Wunsch. Wäre Kant beschieden gewesen, noch ein Decennium in voller geistiger Frische zu erleben, wie machtvoll hätte er, gleich Fichte, seine Stimme für Deutschlands Freiheit gegen Napoleons Zwingherrschaft erhoben. Ist es nicht, als ob ihm die Wüstenei von Napoleons Weltreich vor

geschwebt, wenn er schon 1795 in feiner Schrift „Zum ewigen Frieden" die zerstörenden Wirkungen der Universalmonarchie, diesen seelenlosen Despotismus und Kirchhof der Freiheit, schildert und für die lebensvolle Gliederung der Menschheit in Einzelstaaten- und Völker eintritt. ^) Es wird unvergeßlich bleiben, daß in Königsberg, der Heimstätte des Kantischen Genius, das heilige Feuer der Begeisterung zuerst emporflammte, vor welchem sich die Ketten der Schande lösten. Jene Jugend aber, die freudig ihr Leben einsetzte für die edelsten Güter der Menschheit, ward sie nicht geleitet und gehoben durch den kategorischen Jmperativ der Pflicht, der treuen und selbstlosen Hingabe an heilige, hohe Ziele?

Eine Sünderin.

Erzählung
von

c. Westkirch.

— Hannover. —

s war eine stocksinstere Stiege mit ausgetretenen Stufen und so schmal, daß zwei sich darauf begegnende Menschen Mühe gehabt haben würden einander auszuweichen. Aber Anna stapfte in ihren derben Lederschuhen so sicher und so vergnügt hinauf, als wandle sie auf ebenem Boden im Sonnenlicht. Auch der Flur droben mit seinem halben Dutzend schief in den Angeln hängender Thüren zeigte sich aller Beleuchtung baar, den Lichtschein ausgenommen, welcher hie und da durch die klaffenden Ritzen des ausgetrockneten Holzes siel. Aber mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin schritt das Mädchen auf die richtige Thür zu und pochte an. „Frau Siegmann! Frau Siegmann! — Sind Sie zu Haus?" Ein kleines rundliches Frauchen öffnete.

„Seh' Einer an! Römermanns Anna! — Aber so kommen Sie doch herein, Fräulein!"

„Hab' nicht lange Zeit, Frau Siegmann. Meine Herrschaft schickt mich. Ich soll fragen, ob's Ihnen passen würde, nächsten Montag zum Ausbessern zu uns zu kommen. Es wird wohl Arbeit für die ganze Woche da fein. Sehen Sie zu, daß Sie's einrichten."

Die Frau schüttelte wehmüthig den von einer welken, schwarzen Tüllhaube umschlotterten Kopf.

„Das Einrichten wird mir nicht viel Kopfzerbrechen kosten, Fräulein Anna. Meine Augen lassen mich im Stich nach der schweren Krankheit, die ich im vorigen Winter durchgemacht hab', da wollen die Herrschaften nichts mehr von mir wissen. Können Sie sich denken, daß mir gesagt worden ist, sogar Römermanns, bei denen ich nun schon zehn Iahre aus und ein gehe, hätten sich nach einer anderen Flickschneiderin umgesehen?"

„Nun etwas ist wohl an dem Gerede," gab Anna zu. „Aber .Unsere' hören doch noch auf ein vernünftiges Wort. Und daß i ch zu Ihren Gunsten spreche, Frau Siegmann — nicht wahr, davon sind Sie überzeugt?"

„Ich weiß, Sie meinen's gut mit uns. Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Fräulein Anna? Sie nehmen uns ja die Ruhe mit."

„Nur einen Augenblick," sagte Anna und nahm Platz auf dem verschossenen Sopha, über dessen Sitz eine alte Decke gebreitet war, um die Löcher zu verdecken, aus welchen die Wolle und das Seegras des Polsters hervorquollen. Aber das Mädchen hatte keine Empsindung für die Aermlichkeit der Umgebung; zerstreut ließ sie ihren Blick die Wände entlang schweifen über den halb erblindeten Spiegel und die verblichenen Photographien, welche dieselben schmückten.

„Wo ist denn der Herr Ulrich?" fragte sie endlich.

„Mein Sohn muß jeden Augenblick heimkommen. Er ist bei einer Collegin, auch Einer vom Theater. Sie wollten, glaub' ich, etwas zusammen einstudiren."

„Vom Theater," wiederholte Anna, während ihre klaren Augen sich sichtlich trübten. „Da ist sie wohl mächtig hübsch, Frau Siegmann?"

„Gehen Sie mir doch mit der Schönheit'. Die vom Theater sind sammt und sonders Schlampen! Ich freue mich alle Tage, daß mein Sohn von so einer Geschminkten nichts wissen will. Der wird mir einmal ein einfaches, solides Mädchen als Schwiegertochter in's Haus bringen. Er hält was auf sich und unseren guten Namen, mein Ulrich! Und ein Herz hat er! —Ihnen kann ich das ja sagen; Sie lachen mich nicht aus, wenn ich ihn lobe, und ich lob' ihn gar zu gern. In meiner schweren Krankheit war ihn, nichts zu gut noch zu theuer für mich. Und wie der mich gepflegt hat! Dafür ist ihm unser Herrgott noch eine Extrabelohnung schuldig. Ia, ich bin denn auch wieder gesund geworden; mich hat er noch — aber einen Packen Schulden dazu! Und Schulden, — sehen Sie, Fräulein Anna, damit geht's gerade wie mit einem Loch im Strumpf; wenn man das nicht gleich stopfen kann, dann reißt's alle Stunden größer. So fangen die Schulden auch mit ein paar Mark an, und ehe man sich's versieht, steckt man drin bis an den Hals. — Aber ein Gutes müssen Sie doch hören! Seit vorgestern hat mein Sohn endlich eine feste Anstellung als Chorist am königlichen Theater bekommen. Der Kapellmeister wußte ihm viel Schönes über seine Stimme zu sagen. Ia, wenn wir ihn ausbilden lassen könnten! Aber die Armuth! die Armuth!"

„Und wird er bald wieder einmal singen?" fragte das Mädchen mit leuchtenden Augen.

„Ei gewiß! morgen schon. Und ganz allein! Sie geben im Theater den „Propheten", und da macht er einen Ritter. Wohl zehn Tacte lang ist seine Rolle, sagt er; und er übt daran vom Morgen bis zum Abend. Es ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! — Und ein Costüm bekommt er dazu, ich sage Ihnen! einen Mantel von echtem rothem Sammet! Und das Wamms und die Hosen sind geschlitzt über hellgrauen Atlaspuffen, und ein Hut ist dabei, so groß wie die Tischplatte, mit einer weißen Feder, die hängt noch einen halben Meter über den Rand herunter."

„Das möcht' ich aber sehen," seufzte Anna und faltete in andächtiger Bewunderung die Hände.

Draußen erklang ein jugendfrischer Schritt. „Da ist mein Sohn," sagte die Frau.

Es war in der That Ulrich. Die gichtbrüchige Thür schien zu niedrig für seine hohe schlanke Gestalt, die Stube zu klein und zu ärmlich für seine vornehme Erscheinung. Ueber die breite weiße Stirn hing ihm eine kastanienbraune Locke fast bis zu den hochgewölbten Brauen hinunter, die sich scharf und schmal über seinen ungewöhnlich großen braunen Augen abzeichneten. Ein freudiges Lächeln spielte um seinen rothen, vollen Mund, als er des Gastes ansichtig wurde.

„Guten Abend, Fräulein Anna. Das ist aber recht, daß Sie sich einmal bei uns sehen lassen."

„Fräulein Anna bringt mir Arbeit," sagte Frau Siegmann.

„Sie bringen immer Gutes."

Anna wurde roth bis unter ihren glatten Scheitel. „Es ist ja nicht der Rede werth, Herr Siegmann. Ich wollt', ich könnt' mehr thun. Aber recht herzlich gratuliren muß ich Ihnen doch zu Ihrer schönen Anstellung."

Es setzte sie in große Verlegenheit, daß er jetzt mit seinen schlanken vornehmen Fingern nach ihrer hartgearbeiteten Hand griff und dieselbe kräftig schüttelte. „Hat Mutter geplaudert? — Die arme Mutter! sie hat schon viel Sorge mit ihrem widerspenstigen Iungen gehabt; denn zu was Anderem als zur Kunst taug' ich nun einmal nicht."

„Das begreift sich," sagte Anna, indem sie in naiver Bewunderung seiner Schönheit an ihm emporsah. „Und eine so wundervolle Rolle spielen Sie?"

„Wollen Sie mich singen hören, Fräulein Anna?" fragte er lebhaft. „Ich verschaffe Ihnen ein Billet; Sie gehen mit meiner Mutter, und wenn die Vorstellung aus ist, so warten Sie einen Augenblick an der Bühnentreppe, ich bringe Sie dann nach Hause."

„O, Herr Siegmann —" das Mädchen zupfte in glückseliger Verwirrung an ihrer weißen Schürze. „Das ist wirklich zu viel! Aber freilich sehen möchte ich Sie für mein Leben gern in dem atlasnen Wamms und mit der großen Feder! Und morgen ist auch gerade mein Ausgehetag."

„Also, abgemacht! Punkt sechs holen Sie Mutter hier ab."

Die kleine Weckuhr auf der Kommode schlug sieben. Anna raffte ihren braunen Henkelkorb auf, sie hatte Eile.

„Seien Sie ja vorsichtig, die Treppe ist steil." Ulrich nahm die Lampe und leuchtete sorglich, bis das Mädchen die Hausthür erreicht hatte.

„Gute Nacht, Herr Siegmann. Danke auch schön."

„Gute Nacht, Fräulein Anna; kommen Sie gut nach Hause!"

In der dunklen Stube war Frau Siegmann zurückgeblieben. Aber sie bedurfte keines Lichtes. Vor ihrem geistigen Auge stand blendend hell das Bild der beiden jungen Leute; sie sah die Blicke, die zwischen dem braunen und dem blauen Augenpaar hinüber- und herüberflogen, und sie schüttelte bedenklich ihr erfahrenes Haupt.

Ia, wenn die Anna nicht so bitter arm gewesen wäre! Sie gönnte ihr gewiß alles Gute! Aber man mußte doch auch die Vernunft zu Rathe ziehen! Nichts auf der einen Seite und auf der andern gar Schulden! Nein, das ging nicht an. Das Mädchen durfte sich keine Thorheiten in den Kopf setzen, und der Iunge sollte es auch nicht. Gleich morgen wollte sie da einen Riegel vorschieben. —

Die Thurmuhr hatte Zehn geschlagen. Ihre Petroleumlampe in der einen, den Wasserkrug in der anderen Hand tragend, kamen die Dienstmädchen des großen Römermann'schen Hauses aus den verschiedenen Haushaltungen Eine nach der Anderen emporgestiegen zu ihren Kammern unter dem Dach. Da es Sonnabend war, erfüllt das ganze Treppenhaus eine seltsamer Duft, der Duft der Reinlichkeit, wie gute Hausfrauen ihn pietätvoll nennen; für die Nasen anderer Menschen roch es nach trocknendem Holzwerk, Putzöl und Seifenwasser. Besonders auf der Treppe zum obersten Stock standen noch förmliche Lachen. Das machte, Zahlmeisters

Lene konnte bei den acht Kindern, auf welche aufzupassen ihr oblag, sich niemals durch ihre Arbeit durchsinden, obgleich sie vom Morgen bis zum Abend pudelnaß und verstaubt mit Eimer und Besen herumwirthschaftete. Eben stolperte sie mit einknickenden Knieen die Treppe herauf.

„Du mein Herrgott! Bin ich aber müd'!" stammelte sie, sich an den Thürpfosten von Anna's offenstehender Kammer lehnend, und strich sich das zottige Haar aus der Stirn, wobei ihre Finger einen schwarzen Streifen zurückließen. „Ich fall' über meine eigenen Füße."

Die flinkere Anna saß schon lange auf ihrem Koffer, beschäftigt eine frische Krause zu der morgigen Theatervorstellung in ihr Sonntagskleid zu heften. Neben ihr an der Kommode lehnte Degenhardts Iohanna und schüttete ihr Herz aus. Sie erfreute sich jede Woche eines anderen Bräutigams. Diesmal war's ein Unterofsizier, und für morgen hatte sie eine prächtige Tanzpartie geplant. Aber ihre Frau, welche schon öster einen empsindlichen Mangel an Verständniß für die Herzensbedürfnisse ihrer Köchin an den Tag gelegt hatte, kränkte sie durch entschiedene Verweigerung des Hausschlüssels. Grete, die Hausjungfer von Degenhardts, stand auf der Schwelle gegenüber und wollte sich ausschütten vor Lachen über den Kummer ihrer Gefährtin.

Aber jetzt wurde drunten eine Elagenthür schmetternd in's Schloß geworfen. Kramers Auguste trampelte die Treppe herauf. Auf ihrem knochigen Gesicht stand ein ganzes Drama. Sie stieß ihre Lampe klirrend auf eine auf dem Flur stehende Kiste und stemmte die Arme in die Seite.

„Heut hab' ich .Unserer' aber mal Bescheid gesagt!"

Alle drängten sich herzu. Anna ließ die Nadel fallen und Lene vergaß ihre Müdigkeit. Frau Rettich, die Wickelfrau, welche Stube und Kammer unter dem Dach inne hatte, hörte die Worte durch die geschlossene Thür und kam neugierig heraus, gefolgt von ihrer dreizehnjährigen Tochter. Es wäre ein Vorwurf für einen niederländischen Maler gewesen: die rohe Bodentreppe, die rothgestrichene Kiste auf dem Flur, die weißgetünchten Wände, das Innere der offenstehenden schrägen Kammern und die Gruppe aufmerksam horchender Mädchen um die Erzählerin, über deren von Zorn geröthete Wangen die im Zugwind leise flackernden Flämmchen von fünf Petroleumlampen ihr unruhiges Licht warfen. Man hatte im Hause schon lange gewußt, daß das Verhältniß zwischen Auguste und ihrer Herrin sozusagen „auf der Kippe stand." Heut war's nun zu dem längst erwarteten Krach gekommen, und zwar wegen eines eisernen Topfes, welcher nach Augustens Behauptung durch die ganz besonders heimtückische Bosheit des Herdfeuers, nach der Ansicht der Hansfrau hingegen durch die Nachlässigkeit der Köchin zu Schaden gekommen war. Auguste berichtete den Vorfall haarklein, was sie gesagt und was die Frau darauf erwidert hatte. Dabei focht sie mit den Armen wild in der Luft herum. Der Klang ihrer eigenen Stimme berauschte sie.

„Zu Ostern geh' ich! Und wenn sie mir den Kopf warm macht, so geh' ich auf der Stelle! Brauch' ich mir das gefallen zu lassen von so Einer! Ich weiß, Gott sei Dank! unter welchen Tisch ich meine Füße stecken soll! Von nirgendsher bin ich nicht!"

„Sprechen Sie nicht so laut, sie könnte Sie hören," mahnte Anna.

„Ist mir auch recht! Sie hört nur, was wahr ist. Kaum ein Hemd hat sie auf dem Leibe gehabt, wie der Herr Kramer sie geheirathet hat! Und die will sich jetzt aufspielen als Wunder was! Na, so viel weiß ich, ich würd' mich schämen, wenn ich bei meinem Zukünftigen einziehen sollt' ohne nur so viel wie einen anständigen Rock! Wenn ich diese Psingsten meinen Vetter heirathe, da krieg ich ein hübsches Stück Land mit und drei Morgen Wiesen und eine Kuh, und was man sonst für einen Hausstand braucht. Meine Eltern können's. Und bei meiner vorigen Herrschaft hab' ich fünf Iahre gedient und hab' kein böses Wort zu hören bekommen all die Zeit. Und geizig waren die wahrhaftig nicht! Volle dreihundert Thaler hab' ich mir übersparen können. Aber bei der drunten sollte man ja rein verdreht werden!"

„Dreihundert Thaler!" wiederholte Anna ehrfurchtsvoll.

„Ei ja," philosophirte Lene und zog ihre vom Wasser durchweichten Schuhe aus, so daß sie auf Strümpfen stand, „wer's Glück hat! Ich soll noch sieben Jahre Pech haben! Das hat mir letzthin eine Wahrsagerin prophezeit."

Auguste war vor ihrem Koffer niedergekauert und kramte aufgeregt ihr Sparkassenbuch hervor.

„Bloß damit Sie sich überzeugen, daß ich nicht flunkere! Lieber Gott! ich hätt's ja nicht nöthig, groß auf's Geld zu sehen! Jch bekomme von meinen Eltern, was ich brauche. Aber es ist doch hübsch, wenn man sagen kann: Das hab ich mir selbst verdient!"

Das Sparkassenbuch ging von Hand zu Hand. Jn Posten von drei bis zwanzig Mark waren die Einzahlungen eingetragen, das Gesammt resultat ergab rund neunhundert Mark.

„Gute Tage haben Sie sich nicht gemacht," meinte Johanna, deren Jahresverdienst beinahe vollständig von den durstigen Kehlen ihrer verschiedenen Bräutigame aufgesogen wurde. Und Frau Rettich brummte: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin."

Anna sagte gar nichts, aber sie träumte die ganze Nacht von dem Sparkassenbuch. Auguste hatte Recht: zum Heirathen gehörte Geld, viel Geld! Mit leeren Händen durfte man seinem Zukünftigen nicht kommmen. Und in ihrem Sparkassenbuch waren erst fünf und zwanzig Mark verzeichnet! Würde es ihr jemals gelingen eine so große Summe zu erübrigen?

Die Ungeduld ihresHerzens dehnte ihr den Sonntagnachmittag zur Länge von drei Tagen aus. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als sie im schönsten Putz und glänzend vor Sauberkeit die wackelige Stiege des Hinterhauses hinaufkletterte, um Frau Siegmann abzuholen. Diese brauchte nicht eben viel Zeit zu ihrer Toilette. Ein maikäferbrauner Regenmantel, verhüllend über den Jammer ihrer übrigen Kleidung geworfen, ein schwarzer Hut. so welk und zerknittert wie die Haube darunter, und, der feierlichen G elegenhett zu Ehren, ein viel gewaschenes weißes Halstuch über den Mantel geknüpft — das war ihr ganzer Staat. Sie zog den Schlüssel ab, empfahl einer Nachbarin Acht auf ihre Wohnung zu haben, und dann brachen sie auf.

Die Theaterthüren waren noch nicht geöffnet; aber unter den Säulen des Portals sammelte sich nach und nach ein schwarzer Menschenschwarm, lauter Galeriebefucher, welche ihre Fäuste und Ellenbogen zu brauchen gedachten, um die besten der nummerlosen Plätze zu erobern. Frau Siegmann, welche die Hausgelegenheit kannte, bahnte sich einen Weg zu einem kleinen Seitenpförtchen.

„Hier wird zuerst aufgeschlossen, Fräulein Anna. Lassen Sie sich nicht irre machen durch das Gerede der Leute. Und vor Allem, lassen Sie sich nicht wegdrängen."

Damit stieg sie auf die niedrige Steinstufe der Schwelle und stemmte sich fest an den einen Thürflügel. Marie stemmte sich gegen den anderen. So hielten sie Wacht. Dem Mädchen war's nicht nach Reden zu Muth; sie schauerte leicht zusammen und wußte selbst nicht: war's der Zugwind, der um die Ecken des freiliegenden Gebäudes strich, war's die Aufregung der Erwartung, was sie zittern machte? Sie schaute an dem erdrückend mächtigen Bau empor; sie sah den vielen Menschen in's Gesicht, die sie umringten, und dachte daran, daß diese Alle, Alle heut auf ihn blicken würden, der den weiten Raum erfüllen sollte mit seiner Stimme und seinem Spiel — und ihr Herz sing an zu klopfen vor Angst und vor Stolz,

Auch Frau Siegmann schwieg. Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Mantels vergraben; mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, sah sie die drei Eschen hinter Robby's Pavillon an, die schon auf ihre Kinderspiele herabgeblickt hatten, damals, als auf der Stelle, welche jetzt das Theater im Herzen einer volkreichen Stadt einnimmt, eine Windmühle einsam ihre Flügel drehte; sie sah auf die Häuserreihen, die sie größtentheils hatte emporwachsen sehen, und dann auf das jugendfrische Ding an ihrer Seite, dessen leuchtende Augen in jedem Blick die vergotternde Liebe verriethen, die es zu ihrem Sohne im Herzen trug. Solch ein junges, frisches Ding war sie auch einmal gewesen, kleiner und feiner als die Anna, aber ganz fo sauber und nett, und viel klüger und gebildeter; dafür war sie eines Schullehrers Kind! Sie dichtete sogar! kleine Verschen für die Stammbücher ihrer Freundinnen und lange schwungvolle Prologe für die Clubs, zu deren Tanzvergnügungen sie eingeladen wurde. Damals rissen die Burschen sich um die niedliche Lotte Gerber. Herren von Stande, Söhne angesehener Bürger zeichneten sie aus. Und da war Einer, dcn hatte sie lieb gehabt, — gerade so, wie die Anna jetzt ihren Ulrich liebte! — Ach, wie lange schlief der lustige Querkopf schon den ewigen Schlaf in fremder Erde! Weit, weit über dem Oceon, auf einem öden Schlachtfeld, in einem Massengrabe mit fünfzig Anderen! — Darum war aber doch der Himmel gerade so blau geblieben wie zuvor; die drei Eschen, unter welchen der Knabe seinen Kreisel geschlagen hatte, grünten üppig weiter und ließen ihr feines Laubwerk gleichgültig niederhängen über anderen kreisel'chlagenden Knaben; und die Lotte Gerber — nun, die war Frau Siegmann geworden und flickte Wäsche für die Kunden, welche ihr solche anvertrauen wollten.

Die Frau sah mit leicht verzogenen Mundwinkeln an ihrem schäbigen Mantel hinunter, dessen grelles Braun über den Taschen durch ein paar bedenklich fahle Flecke unterbrochen wurde, und tiefer hinab, auf die Galoschen, die, selbst altersschwach, mühsam ihre zerbröckelnden Schuhe zusammenhielten. Schön war das Alles nicht! Schön war sie selbst auch nicht mehr — aber sie war doch noch da! war geblieben, gerade wie die drei Eschen. Man stirbt nicht an Liebesgram! Das junge Ding da vor ihr würde auch nicht daran sterben. Der Vernunft mußte ihr Recht bleiben!

Die Frau war so vertieft in ihre Träumerei, daß sie fast mit der plötzlich auffliegenden Thür in die Halle geschlagen wäre. Sie raffte sich noch taumelnd in die Höhe, und nun galt's ein Wettjagen, stoßend, drängend, schiebend, geschoben, geknufft, vorwärts! Die Galerietreppe hinauf! Die

meisten Theaterbesucher mußten sich an der Kasse verzögern, um Billette zu lösen. Das gab den beiden Frauen, welche die ihrigen schon in der Tasche trugen, einen kleinen Vorsprung. Doch das Steigen wurde der alten Nähterin sauer; schon von der Höhe des ersten Ranges an mußte sie stehen bleiben, und Andere drängten vor. Anna befand sich in heller Verzweiflung. Jetzt kamen gar ganze Rudel junger Leute, drei Stufen auf einmal nehmend, Alles vor sich niederrennend! Um nicht heruntergerissen zu werden, mußten die Frauen zur Seite treten, dadurch verloren sie abermals Zeit. Das Mädchen sieberte. Sie würden keinen Platz mehr sinden! Mit dem Billet in der Hand würde sie Ulrich nicht sehen können! Und die Treppen wollten kein Ende nehmen.

Sie fanden doch noch Platz, zwei Vorderplätze; in der Ausbuchtung zwar, aber wenn man sich genügend über die Brüstung beugte, konnte man die Bühne ganz überschauen. Nun, Anna würde sich schon ohne Klage einen halben Tag an ein Kreuz haben binden lassen, für das Vergnügen. Ulrich Siegmann zwei Minuten in die Augen zu sehen. Sie war stumm vor Entzücken. Schon die Atmosphäre berauschte sie, in der er athmete und wirkte, diese eigen thümliche Theaterluft, das sonderbare Gemisch von Dumpsigkeit, Gasgeruch, Staub und menschlicher Ausdünstung, welches sonst dem Neuling den Athein versetzt. Mit verträumtem Blick starrte sie umher und sah kaum, was sie sah, während die theatergewohnte Frau Siegmann sich bequem auf ihrem Platz zurechtrückte und das Publicum musterte, das allgemach auch die unteren Ränge zu füllen begann. Es gehörten weitsichtige Augen dazu, um die einzelnen Persönlichkeiten zu erkennen, und dem Schwindel durfte nicht unterworfen sein, wer an dieser Brüstung saß. Denn wie ein Riesentrichter dehnte sich das Haus unter ihm hinab, Menschen kribbelten auf dem Boden, an den Seiten, oben, unten, Menschen überall! Einer ungeheueren Traube mit flammenden Beeren vergleichbar, hing von der Decke bis zu einen, Dritttheil der Tiefe der Kronleuchter mit seinen unzähligen Lichtern nieder, welche bald eine solche Wärme emporzusenden begannen, daß Frau Siegmann ihr weißes Tuch lockern mußte.

Jetzt rollte der Vorhang auf. Anna drückte tief athmend die Hand auf's Herz. War das schön! Gerade wie auf der Fastnachtsmaskerade, die sie im vorigen Jahre mit angesehen hatte, nur noch viel schöner! Und mitten unter diesen fremdartig aufgeputzten Menschen würde er sich bewegen!

„Verstehen Sie, was Sie sehen?" fragte die Mhterin, als der Vorhang nach dem ersten Act niederging. „Mir hat mein Ulrich Alles erklärt." Und sie begann den Jnhalt der Oper auseinanderzusetzen.

„Aber er war noch nicht da," sagte Anna, als sie geendet hatte.

„O, das hat noch gute Weile, bis der kommt!" lachte die Frau.

Und als der Vorhang zum zweiten Mal niedersiel, hob sie wieder an: „Amüsiren Sie sich denn auch recht, Fräulein Anna?"

„Das schon Aber er ist noch immer nicht dagewesen."

Frau Siegmann schüttelte den Kopf, und während des dritten Actes dachte sie an ganz andere Dinge als an das Schicksal des Propheten. Als der Vorhang dann wieder sank, griff sie in ihre Kleidertasche und langte einen großen Apsel und ein Messer hervor. Beim Essen redet sich's leichter.

„Man wird durstig in der Hitze hier oben, Fräulein Anna. Darf ich Ihnen anbieten? Den hat mir letzthin die Frau Forstmeisterin geschenkt." Sie schnitt den Apfel mitten durch, und sich mit ihrer Hälfte beschäftigend begann sie tapfer: „Mein Ulrich ist gewiß ein lieber Iunge, gerade so ein guter Sohn wie der Iohann in dem Stück da unten. Aber Sorgen, Fräulein Anna, sehen Sie, Sorgen machen alle Kinder ihren Eltern! Und Sorgen hat mir der Schlingel ebenfalls genug gemacht. Ietzt hat er ja seine feste Anstellung, ich arbeite auch, so viel ich kann, da mag's gehen. Wenn das Geld nicht sprudelt, so tröpfelt's doch, und ein Tropfen kommt zum anderen. Aber vordem haben wir schlimme Zeiten jdurchgemacht. Einen großen Iungen auf der Tasche liegen haben, das ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! Sein bischen Abschreiben machte den Kohl wahrhaftig nicht fett, und eine feste Schreiberstelle wollte der Blitzjunge ja partout nicht annehmen, obgleich sie ihn auf verschiedenen Bureaus gern genommen hätten. So sitzen wir denn da mit unserem Buckel voll Schulden."

„Von den Schulden wird Ihnen der Herr Ulrich bald wieder helfen," versicherte Anna mit schöner Zuversicht.

„Das hoff' ich, das ist seine Schuldigkeit," nickte Frau Siegmann. „Von seinen paar Batzen Gehalt freilich kann er's nicht; das würde währen bis an den jüngsten Tag. Aber es giebt ja zum Glück noch andere Mittel. Er muß heirathen."

„Heirathen?" Der Bissen quoll Anna'n im Munde, sie konnte ihn nicht schlucken.

„Ein reiches Mädchen, mein' ich," fuhr Frau Siegmann fort und schälte angelegentlich an ihrem Apfelstück. „O, keine Prinzessin! Wir sind nicht unvernünftig. Ein Mädchen, das ihm so etwa dreihundert Thaler zubringt, hundertundfünfzig für die Schulden und den Rest zu einer netten Ausstattung. Ich hab' schon an die Minna Peters gedacht, wenn Sie die kennen. Die Eltern sind Gartenleute, ihre Mutter bringt die Milch zu Forstmeisters. — Sie kennen sie nicht? Schade! Nun, nächsten Sonntag will ich die zu uns einladen. Mein Ulrich ist ein schmucker Iunge, das muß ich selbst sagen, und ein vernünftiger Iunge ist's ja, Gott sei Dank! auch. Da wird vielleicht etwas aus der Sache."

Es war gut, daß der Vorhang eben in die Höhe rollte, denn Anna roar nicht im Stande, länger ihre Thränen zurückzuhalten. Sie beugte sich weiter über die Brüstung. Aber Frau Siegmann sah doch das Wasser in ihren Augen, und sie dachte erleichtert: „Gott sei Dank! Nun weiß sie's!"

In Anna's Ohren aber brauste es wie ein Wasserfall. Ihre Augen sahen wie durch einen Nebel, sie hörte die Musik nicht mehr, die Personen auf der Bühne wirbelten durcheinander wie vom Herbstwind gejagte dürre Blätter. Gleich einem schwarzen Riesenkreisel sing der gähnende Abgrund des Hauses an, sich unter ihr zu drehen in rasendem Tanz, und der Kronleuchter pendelte darüber hin und her, von blendenden Funken übersprüht. Sie hatte das Gefühl, als ob sie über die Brüstung hinabglitte, und es war ihr gerade recht; sie hätte keinen Finger gerührt, um sich zu halten! „Dreihundert Thaler," schrie eine gellende Stimme durch den Raum; sie hatte die dreihundert Thaler nicht, wozu weiterleben? Halb besinnungslos schloß sie die Augen.

Da gab Frau Siegmann ihr einen Stoß in die Seite. „Passen Sie auf! Da ist er!"

Sie fuhr empor, sie stand weit übergebeugt, die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. Er hatte heraufgesehen, ihr verstohlen zugenickt — konnte es denn möglich sein, daß sie ihn verlor? — Zwar, welches Recht hatte sie auf ihn, den Herrlichen, Einzigen, der schöner war als Johann von Leyden, schöner als der Sohn des Commandanten, schöner als Alle in und außerhalb des Theaters? Nein, sie hatte kein Recht darauf, ihn zu besitzen; aber ihn verlieren konnte sie nicht, wollte sie nicht, um keinen Preis! — Wie kühn die weiße Feder über den Hutrand nickte! Und wie der rothe Sammetmantel ihm zu Gesicht stand! Und jetzt sang er die wenigen Tacte seiner Rolle, unsicher, befangen, mit den Händen den Tact schlagend, nach Art aller Anfänger; sie aber meinte, nie solchen Wohllaut gehört, noch nie solche Grazie erblickt zu haben. Weltentrückt saß sie da, bis die Vorstellung zu Ende war. Dann standen die beiden Frauen am Fuß der Doppeltreppe vor dem Bühnenaufgang. Frau Siegmann redete dies und das, und Anna antwortete „Ja" und „Nein," und wußte selbst nicht, was sie sprach. Endlich ward es auf der Treppe lebendig.

„Wir haben denselben Weg, Herr Siegmann. Gehen Sie mit uns?"

„Heut nicht. Meine Mutter wartet auf mich. Guten Abend, Fräulein Müll."

Ueber den Rand des Geländers lugten aus warmen Hüllen ein paar pikante Gesichtchen auf die Wartenden drunten.

„Der hat zwei Mütter!" klang es zu Anna hinunter; dann ein leises Kichern, und die Absätze der Choristinnen klapperten die eine Seite der Treppe hinab. Ulrich hatte die andere gewählt.

Jn der Nähe, in der Kleidung, welche sie an ihm gewohnt war, gesiel er dem Mädchen fast noch besser. Wahrend Mutter und Sohn plauderten, konnte sie nur immer in scheuer Bewunderung zu ihm emporschauen. Wie das marmorne Christusbild in der Kirche erschien ihr sein Gesicht im tageshellen Schein des Vollmonds, ganz so weiß, so mild, so hoheitsvoll, nur nicht so starr und leblos. Die Lippen, an welchen bei der Eilfertigkeit des Abschininkens noch etwas Carmin hängen geblieben war, glühten in unnatürlichem Roth, die Augen funkelten und blitzten, und wie lebenswarm sich die braune Locke von seiner durchsichtig klaren Stirn abhob! Fast mit Andacht genoß Anna das Glück schon vorweg, nun bald ganz allein mit ihm in dem blendenden Mondlicht durch die Gassen zu wandern, weiter! immer weiter! Sie tMte gewünscht, daß das Haus ihrer Herrschaft am Ende der Welt stehen möge! Aber als sie nun allein waren, fand sie kein Wort.

Es siel ihm auf, und er fragte besorgt: „Warum sind Sie so still, Fräulein Anna? Ich hab' mich den ganzen Abend auf den Heimweg mit Ihnen gesrent, und nun reden Sie nichts!

„Um so mehr hab' ich gedacht!"

Sie befanden sich gerade in einem schlechtgevflasterten Durchgang, hohe Gebäude schlossen das Mondlicht ab. „Nehmen Sie meinen Arm, Fräulein Anna," bat er mit weicher Stimme. Aber sie steckte eigensinnig ihre Hände in die Manteltaschen.

„Ich möcht' Ihrer Braut nicht zu nahe treten, Herr Siegmann. Ia, Ihre Mutter sagt mir, daß Sie heirathen wollen."

Sie sah ihm voll in's Gesicht, sie erwartete entschiedenen Widerspruch. Aber er war zu ehrlich, um zu lügen.

„Wollen, Fräulein Anna! Wenn ich wollen dürfte, wie ich wollen möchte! Glauben Sie mir, ich bin sehr unglücklich."

Ganz erschrocken drängte sie sich näher an ihn heran. „Unglücklich? Sie?"

„Nun ja! Gefesselt! Gebunden! Des heiligsten Rechtes der Natur, des Rechtes einer freien Herzenswahl beraubt! — Sie wissen ja, unsere Schulden! — Wer Schulden hat, der ist kein freier Mann mehr."

Ihrem Wichten Sinn wollte es nicht eilileuchten, daß der Mann, den sie wie ein höheres Wesen verehrte, sich verkaufen müsse wegen hundert und fünfzig Thaler Schulden! Sie wagte einen schüchternen Einwand. „Sie sind so geschickt, Herr Siegmann. Würde es Ihnen nicht möglich sein, durch irgend eine Arbeit Ihre Schulden abzuverdienen?"

„Arbeit? — Ich bin Künstler. Die Kunst erwirbt nicht. Sie wird nur gering besoldet, und doch fordert sie den ganzen Menschen und macht ihn unfähig zu jedem anderen Erwerb. Wahrlich, es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Ausspruch, daß die Künstler zeitlebens eine Dornenkrone tragen! Auch für mich ist diese Dornenkrone geflochten. Die Kunst fordert das fchwerste Opfer von mir, das Opfer meines Herzens. Hassen Sie mich nicht darum, Anna!"

Dem Mädchen drehte sich bei dieser schwungvollen Rede fast das Herz um vor Rührung, Mitgefühl und schmerzlicher Wonne. „Also lieben Sie die Minna Peters doch nicht?" stammelte sie tief athmend.

„Und das fragen Sie, Fräulein Anna!" Er beugte sich nieder und sah ihr mit einem langen Blick in die Augen. »Ich dächte, Sie müßten wissen, was mich das Opfer kostet, das ich der Unbescholtenheit unseres Namens bringen muß."

Sie standen vor einem Laden, dessen Inhaber trotz der späten Stunde noch nicht geschlossen hatte. Schwarze und weiße Ketten und allerlei billiger Schmuck lagen in dem hellerleuchteten Schaufenster aus. Ulrich zog seine Begleiterin über die Schwelle.

„Suchen Sie aus, Fräulein Anna!"

Und als das Mädchen mit zitterndem Finger schüchtern auf eine Kette aus Perlen von falschem Elfenbein wies, kaufte er diese und hing sie ihr um.

„Als Andenken an den heutigen Abend! Sie werden meiner manchmal gedenken, Anna, nicht wahr? — wenn — wenn wir uns nicht mehr sehen werden?"

Aus Anna Boringers Augen stürzten die Thränen stromweis. „Immer, Herr Ulrich! immer, so lange ich lebe, werde ich Ihrer gedenken!" Und sie küßte die Kette.

Diese Nacht schloß Anna kein Auge. Das war aber nicht die Schuld des harmlosen Mäuschens, das sich im Holzwerk der Wand kraspelnd einen neuen Gang zimmerte. In seiner verführerischen Schönheit sah sie Ulrich Siegmann vor sich stehen, ihn, immer ihn! Wieder und wieder hörte sie seine weiche Stimme: „Nicht wahr, Anna, Sie werden meiner gedenken?" Er liebte sie! Dieser Ausbund aller Vollkommenheit liebte sie, die arme schlichte Anna! und er mußte unglücklich werden, gerade wie sie, wenn das Schicksal sie von einander trennte! Zwar, nein, so wie sie ihn, liebte er sie wohl nicht, und das konnte auch nicht sein! Denn ihr Gefühl wußte von keinem Anspruch, keiner Bedingung. Wäre er in diesem Augenblick vor sie hingetreten und hätte zu ihr gesprochen: „Anna!" — sie würde ihm zu Füßen gesunken sein. „Thu mit mir, was Dir gefällt! Tödte mich, wenn es Dich glücklich macht! Laß mich bei Dir sein, — und ich will nach sonst nichts fragen!" Nein, nach nichts! Brennende Gluth färbte ihre Wangen, obgleich sie sich allein wußte. Sie gedachte ihrer sittsamen Jugend, der Ermahnungen ihrer frommen Mutter, der Lehren ihres Predigers — aber das Alles versank zu nichts, zerknickte wie ein dürrer Grashalm in der Gewalt des Sturmes, der sie durchraste. Mit gleichen Füßen sprang sie aus dem Bett, stieß das kleine Dachfenster auf und ließ hochathmend den kühlen Frühlingswind über ihr Gesicht und ihre nackten Arme streichen. Nein, er empfand nicht so wie sie! Er war der Verständige, Kluge, ihr himmelweit Ueberlegene, wie in allen Dingen, so auch hierin. Aber unglücklich wurde er doch ohne sie, das hatte er gesagt, und an feine Worte glaubte sie, wie an's Evangelium! Unglücklich mußte er werden — weil ihr dreihundert Thaler fehlten! Und plötzlich durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag. Dreihundert Thaler! Aber gestern erst hatte sie ja ein Bnch auf dreihundert Thaler lautend in der Hand gehalten! Wahrhaftig, nur eine dünne Bretterwand trennte sie von diesem Vermögen. O, daß solch ein Schatz ein paar Spannen näher, diesseits der Wand, in ihrem eigenen Koffer hätte liegen dürfen! Sie hörte deutlich die Athemzüge der glücklichen Besitzerin, der langen Auguste. Die hatte es gut! Die heirathete in wenigen Wochen den Mann, den sie liebte, und brachte ihm Land zu und Wiesen und Geld! Die sah mit einem hochmüthigen Achselzucken auf ihre dreihundert Thaler herab. Ihr Sparkassenbuch machte kaum sie reicher! Zum ersten Mal kam dem einfachen Mädchen die ungerechte Vertheilung der Erdengüter schmerzlich zum Bewußtsein. Iener war ihr Besitz ein Ueberfluß, dessen Fehlen sie kaum gekränkt haben würde; und sie! Die Adern würde sie sich aufgeschnitten haben in ihrer Verzweiflung, wenn sie hätte hoffen dürfen ihr Blut in die nöthige Anzahl Thaler ummünzen zu können! Der Schatz drüben, so greifbar nah! so unerreichbar doch! machte sie schwindeln. Zitternd legte sie ihre Hand auf die Stelle der Wand, an welcher in der jenseitigen Kammer Augustens Kiste stehen mußte. Das Holz wies klaffende Ritzen; ein Astloch gestattete ihr den Finger durchzustecken, sie fühlte mit der Spitze deutlich die eisernen Haspen des Kistendcckels — da fuhr sie zurück, als hätte sie in Feuer gegriffen. „Führe uns nicht in Versuchung," murmelte sie erschrocken. Dann kniete sie hin und sprach leise das ganze Vaterunser; und als das sie nicht beruhigte, die zehn Gebote und das Glaubensbekenntniß. Aber es half Alles nichts. Sieghaft erstand Ulrichs Gestalt vor ihrem siebernden Auge. Sein Blick schien sie zu suchen, und sie breitete mit einem Aufschrei die Arme aus: es galt fein Glück! Gab es da noch ein anderes Gesetz für sie? Er liebte sie! Kein Gott und kein Gebot würden sie abhalten, sich an seine Brust zu werfen! —

An einem der nächsten Tage kam es zum endgiltigen Bruch zwischen Auguste und ihrer Frau. Der Bauerssohn, mit welchem sie seit Iahren versprochen war, hatte sie in der Stadt aufgesucht, die Herrschaft ihr die Stunden des Zusammenseins mit ihm mißgünstig geschmälert. Darob erfolgte ein heftiger Auftritt, das hochfahrende Mädchen verzichtete bauerntrotzig auf ihren Lohn und ging auf der Stelle.

Das gab einen Aufstand droben in den Bodenkammern! Sämmtliche Dienstmädchen des Hauses halfen einpacken, und die Wickelfrau und ihre kleine Agnes waren immer voran. Fritz Lemming, der sich nicht wohl fühlte zwischen all den aufgeregten Weibern, saß auf der rothen Kiste auf dem Flur, baumelte mit den Füßen und wiederholte nur immer: „Er sei dafür, daß Alles in der Welt sänftlich und mit Manier angepackt werde. Aber was zu viel märe, das wäre zu viel! Und seine Auguste sei ein propres, ordentliches Mädchen, die wisse, was sie sich gefallen lassen dürfe, und was nicht!"

Zuletzt setzten Anna und Grete sich auf den Kofferdeckel, um ihn über das aufbauschende Leinenzeug niederzudrücken, und Lene drehte den Schlüssel um. Auguste schüttelte Allen der Reihe nach die Hand, nahm ihre Ledertasche und ging mit Fritz Lemming nach dem Ausspann, wo sein Fuhrwerk eingestellt war; denn er wollte den Rückweg über ihr Heimatsdorf nehmen, die Kiste ihren Leuten abliefeni, die Braut selbst aber gedachte er mit sich zu nehmen zu einem längeren Besuch bei seinen Eltern. —

Schon waren gut acht Tage vorübergegangen, und eine neue Magd hatte ihren Einzug bei Kramers gehalten, als plötzlich die Polizei im Römermann'schen Hause erschien: Auguste Rademacher vermißte ihr Buch, und was das Schlimmste war, die Summe, auf welche es lautete, war bei der Sparkasse bereits erhoben worden! Der Verdacht lenkte sich naturgemäß zunächst auf ihre ehemaligen Hausgenossinnen.

Sämmtliche Bodenkammern wurden durchsucht; dann nahm der Beamte jede der Mägde in's Verhör. Unter heiligen Betheuerungen leugneten alle, das Buch genommen zu haben. Nur Anna sagte nichts als „nein", und das nicht überlaut. Aber sie brauchte sich auch nicht anstrengen; neben ihr stand ihr Dienstherr und sagte aus, daß seit zwei Jahren seine Frau jede Schieblade und jeden ihrer Schränke Tag und Nacht unverschlossen halte, ohne je auch nur so viel wie eine Stecknadel vermißt zu haben. Und Frau Siegmann, welche ihre diesmalige Flickaufgabe bei Römermanns noch nicht erledigt hatte, mischie sich auch hinein mit der Versicherung, sie wolle gleich ihre beiden Hände dafür in's Feuer legen, daß die Anna keine Diebin sei.

Schließlich wollte sich auch bei keiner der Anderen der geringste Anhaltspunkt zur Begründung einer Anklage ergeben, und freilich hatte der Koffer, aus welchem das Sparkassenbuch verschwunden sein sollte, volle acht Tage in einem fremden Hause gestanden. So blieb das Räthsel vor der Hand ungelöst; Auguste mußte ohne ihre dreihundert Thaler Hochzeit machen, was für Fritzens Gemüth das Freudenfest mit etwas wie einem Trauerflor umhüllte.

Am ersten Juli heirathete auch Anna. Das war seltsam zugegangen! Und Frau Siegmann mochte wohl sagen, hier habe das Glück einmal Menschenverstand bewiesen. Ein Onkel des Mädchens war plötzlich zum Sterben gekommen, ein grämlicher Filz, der, mit seinem Bruder erzürnt, zeitlebens von dessen Waise nichts hatte wissen wollen. Sein Häuschen, seinen Acker und sein Vieh hatte er denn auch richtig seinen Schwesterkindern vermacht; aber die Anna ließ er kurz vor seinem Tode noch zu sich kommen und drückte ihr neun Hundertmarkscheine in die Hand als ein Geschenk. Da brauchte sie keine Erbschaftssteuer zu bezahlen, und groß Aufhebens sollte sie auch nicht davon machen, hatte er gesagt; der anderen Erben wegen, die nichts von seiner Sinnesänderung zu wissen brauchten.

Nun, Frau Siegmann schwieg gern. „Wer warm gebettet ist, der hat's leicht ruhig zu liegen," meinte sie. Und Ulrich hörte von seinen Schulden auch am liebsten so wenig wie möglich. Er war zu seiner Verlobung gekommen, er wußte selbst nicht, wie? Eigentlich war's ihm mit dem Heirathen noch gar nicht so bitter ernst gewesen! Und wenn er des Abends vor dem großen Garderobenspiegel stand und die letzte Spange an irgend einem kleidsamen Costüm befestigte, da flog's ihm ab und zu durch den Sinn, daß ein so hübscher Kerl wie er eigentlich zu weit größeren Ansprüchen berechtigt gewesen wäre. Aber freilich, er hätte kein Mann sein müssen, wenn die blinde Vergötterung des liebenswürdigen Geschöpfes ihn nicht gerührt hätte. Und dann seine Schulden! — So kam's zur Hochzeit. Eine wundernette, kleine Hochzeit war's gewesen! Darin stimmten alle

Geladenen überein. Schon der Anfang war gar zu spaßig! Wie die Braut todtenblaß aus dem Wagen stieg, zitternd, daß sie kaum stehen konnte, und auf des Bräutigams besorgte Frage seine Hand mit ihren beiden Händen faßte und, sich anklammernd, murmelte: „Liebster, wenn's am End' gar nicht zur Trauung käm'!" Das allein gab Stoff zum Lachen und Necken für den halben Abend. Auch zeigte der Pastor sich als ein Diener Gottes und nicht der Menschen; er überstürzte die heilige Handlung nicht, weil das Brautpaar arm war, nein, er hielt eine lange, erbauliche Rede, wie für Bankiersleute. Das rechneten ihm besonders die Weiber hoch an. Schade nur, daß die Braut von seinen kräftigen Sprüchlein nicht ein einziges erfaßt zu haben schien. Die war am Hochzeitstage wie verstört.

Mit starrem Blick und zitternden Knieen, wie eine Schuldige der Richtftätte, war Anna dem Altar genaht. Das Herz schlug ihr wie ein Hammer in der Brust, angstvoll und trotzig zugleich. Sie wußte, es war Lästerung, daß sie kam, denn sie hatte Gottes Gebot übertreten. Nur well sie es übertreten hatte, stand sie hier. Wenn der Herr nun zürnend ihren Bund zerriß und sie vereinsamt zurücksandte von der heiligen Stätte? Er ließ sich nicht spotten! Gewiß, er würde sie strafen! Und während der Geistliche ihr sein Wort verkündete, stieg langsam Bild um Bild vor ihrem Geist empor und entfaltete sich zu unheimlichem Leben: — erst Augustens Kammer, das erzürnte Mädchen und all die Freundinnen, welche den Koffer packen halfen. Sie fah sich selbst den blauen Arbeitsrock zusammenfalten; sie fühlte die Haken, als sie ihn in den Koffer legte, und die Kühle der leinenen Taschentüscher darunter, dann etwas tiefer, den rauhen Umschlag des Buches, die abgegriffenen Ecken — und wie fast wider ihren Willen, ihre Hand sich um dasselbe zusammenschloß. Und dann sah sie sich nach schlaflos durchwachter Nacht, vom Marktweg abzweigend, zur Sparkasse hasten, die Summe in Emvfang nehmen und den Empfang mit dreister Stir n bescheinigen: „Auguste Rademacher." Die Niederschrift des Namens war ihr doch sauer geworden! Sie mußte sich die Stirn wischen nach den wenigen Buchstaben.

„Das Schreiben scheint Ihre Stärke nichtsein, Fräulein," spottete czutm'ltbig der Beamte.

Sie aber zuckte zusammen, sie wurde feuerroth. Nein, diese Art von Schreiben nicht! Bis vor vierundzwanzig Stunden war sie ehrlich gewesen.

Und dann sah sie sich in stiller Nacht auf ihrer Kammer sitzen uns beim Scheine der trüb brennenden Lampe die neun Hundertmarkscheine in ihr Leibchen einnähen. Wie elastisch sie sich anschmiegten, sie trugen nicht auf, sie knisterten nicht! Nun konnte sie ruhig sein.

Und schon schlug die Stimme ihres Dienstherrn an ihr Ohr, wie er dem Polizeibeamten mit Ueberzeugung ihre Rechtschaffenheit verbürgte. Heiß und erstickend wallte es in ihr auf. Ein wildes Verlangen packte sie an, aufzuschreien: „Hier ist das Geld! Nehmt's zurück! Es versengt mir die Brust!" — Aber dann war Ulrich für sie verloren! An ihn denkend stand sie wie ein Steinbild. Ohne mit der Wimper zu zucken hielt sie den Blick des Beamten aus; es stieg kein Blut in ihre Wangen, nicht einmal ihre Fingerspitzen bebten.

Wieder sah sie sich Frau Siegmann und Ulrich gegenüber, die Geschichte von dem kranken Onkel hererzählend, keck, ohne zu stocken: sie hatte schon Fortschritte gemacht in der Verstellungskunst. Sie fuhr sogar in ihr Heimatsdorf — und als sie zurückkam, zeigte sie die Scheine.

Und abermals schien der Vollmond auf die von einer leichten Schneedecke überzogenen Straßen, und abermals schritt sie mit Ulrich vom Theater heim, aber diesmal Arm in Arm, und von Minna Peters war nicht fürder die Rede. ^

Hier schrak sie auf. „Ia," hörte sie den geliebten Mann neben sich antworten, und „Ja" sagte auch sie mit ungeduldiger Hast. Sie wechselten die Ringe. Es war geschehen! Die Trauung hatte dennoch stattgefunden! Sie spürte nichts von Reue in ihrem Herzen, nur eine Art harter Befriedigung darüber, daß sie die That gewagt, daß sie den Mann ihrer Wahl errungen hatte. Und nun ihre Befürchtungen sich nicht verwirklichten, nun der Herr sie nicht strafend fortwies aus seinem Heiligthum, da schlug ihr anfängliches Zagen in einen sieberhaften Uebermuth um. Der Rest des Festes war von ausgelassener Lustigkeit.

Vierzehn wonnige Tage waren für Anna dahingegangen. Sie wischte eben das letzte Staubkörnchen von den Photographien im Stübchen, unter denen eine neue, sie und Ulrich als Brautleute darstellend, den ersten Platz einnahm. Es war noch die alte Wohnung, nur um eine Kammer erweitert; die alte verblichene Tapete, die alte Einrichtung sogar, aber ausgebessert, überzogen, ergänzt, und vor allen Dingen gebürstet, gefegt, gescheuert, daß Niemand das ärmliche Stübchen von ehedem wiedererkannt hätte. Anna besaß eine glückliche Hand; wo sie zugriff, da blinkte Alles von Sauberkeit, und warmes Behagen schien aus jedem Winkel zu quellen. Sie legte das Staubtuch in den Korb zurück, rückte das Bouquet von frechen Blumen hübsch mitten auf den Tisch und ging in die Küche, wo Frau Siegmann eben ein Gericht Kartoffeln für den Mittag schälte.

„Hast Dich wieder nicht hingesetzt. Mutter! und das Stehen wird Dir doch so sauer. Wozu haben wir denn die Menge Stühle?" Sie zog den bequemsten herbei. „Gleich setzest Du Dich hin! Und quäl' Dich nicht ab, das bischen Arbeit hier im Hause schaff' ich schon allein."

Die Frau setzte sich lachend. „So bin ich meiner Tage nicht verzogen worden! Aber laß mich heut wenigstens gewähren. Jch möchte gern, daß Du einen Weg ausgingest."

„Wohin denn, Mutter?"

„Es ist 'ne verdrießliche Geschichte, Kind. Ich hab' Dir immer die Freude nicht verderben wollen, aber zuletzt muß ich doch reden. Sieh, Eure Hochzeit war gar anständig, über unsere Verhältnisse hinaus. Der Ulrich litt's in seiner Herzensfreude nicht, daß an irgend was geknickert roürd'! Das Meiste ist ja auch bezahlt. Nur die Rechnung beim Wirth drüben steht noch, von dem ich eine Kanne Bier nach der anderen holen mußte, und der Mann wird ungeduldig und drängt und mahnt alle Tage. Ich hab' die Nacht wach gelegen und mir den Kopf zerbrochen, wovon wir ihn bezahlen sollen, denn vor dem Ersten bekommt der Ulrich keine Gage wieder, und da ist mir eingefallen, daß Du ja noch fünfundzwanzig Mark auf der Sparkasse stehen hast." —

Anna war weiß geworden wie der Tisch, auf welchen sie zitternd ihre Hände stützte. „Auf die Sparkasse soll ich" — stammelte sie.

„Das ist doch nichts zum Erschrecken!"

„Nein ich meine nur Mutter die Leute sagen, wenn

Einer all sein Erspartes von der Sparkasse wegnimmt, so wird er seiner Tage nichts mehr zurücklegen können."

„Dann nimm Du nicht Alles! Zwanzig Mark genügen. Laß fünf stehen, und am Ersten, wenn der Ulrich sein Geld bekommt, trägst Du die zwanzig auch wieder hin."

Das klang so vernünftig! Dennoch zögerte die junge Frau. „Ich thu's ungern, Mutter. Wenn Du wüßtest"

Aber da sah Frau Siegmann ihrer Schwiegertochter so seltsam forschend ins Gesicht, daß es die Schuldige eiskalt überrieselte. Wenn sie wüßte! — Und mußte ihr scharfer Verstand denn nicht das Geheimnis, durchschauen, falls Anna länger widerstrebte?

So nahm sie ihren Korb und ging, widerwillig, muthlos, mit dem dumpfen Vorgefühl, daß sie in ihr Verderben renne.

Das Zahlzimmer der Sparkasse war überfüllt, sie mußte warten; lang, endlos dehnte sich ihr die Zeit. Derselbe Angestellte, welcher ihr damals Auguste Rademacher's dreihundert Thaler ausgehändigt hatte, saß auch heute hinter dem Zahlbrett. Er beeilte sich nicht, er musterte jeden neuen Ankömmling von Kopf bis zu Fuß. Gewiß, er suchte sie! und jetzt begegnete sein Auge dem ihren, mit Entsetzen fühlte sie, wie eine Blutwelle ihr in's Antlitz stieg. Kalt, scharf, durchdringend wie ein Messer, schien sein Blick sich in ihre geheimsten Gedanken! zu bohren, sie zerlegend, prüfend, an's Licht hervorzerrend. Sie ertrug's nicht! Mit bebenden Knieen wandte sie sich zur Flucht. Hinaus! hinaus! — da rief seine Stimme sie zurück.

„Warum gehen Sie denn fort, Fräulein?"

„Ich komme wieder," stotterte 'sie, „ich habe heut nicht Zeit zum Warten."

„Bleiben Sie nur. In drei Minuten sollen Sie bedient werden." Er flüsterte einem jungen Schreiber etwas ins Ohr. „Ich lasse Hülfe kommen."

Und wieder Namensaufrufe, das Klirren der Münzen auf dem Zahlbrett, das Kritzeln der Federn, welche die ein- oder ausgezahlten Summen in die Bücher eintrugen. Anna stand stumpf ergeben in ihr Schicksal. Durch eine Seitenthür war ein kleiner dunkeläugiger Mann eingetreten; der nahm von einem Pult ein blaues Sparkassenbuch, und darüber hinweg starrte er sie an, unter all den Kommenden und Gehenden sie, einzig sie! Sie wagte nicht die Augen nach ihm hinzuwenden, aber sie fühlte seinen Blick. Und nun war die Reihe an ihr.

„Frau Siegmann, geborene Boringer. Bitte um zwanzig Mark." Ihre eigene Stimme klang ihr fremd.

„Boringer? — hm — Boringer — Waren Sie denn nicht erst kürzlich hier? — Ia gewiß! — Aber mir däucht, damals hießen Sie anders."

Da war's, das Gefürchtete! Die Verzweiflung gab der Verbrecherin einen Muth, der sie selbst in Erstaunen setzte. Während die Stubenwände sich um sie drehten, gewann sie's über sich mit aschbleichen Lippen zu lachen.

„Freilich heiß' ich anders! Hab' mich ja seitdem verheirathet. Ietzt schreib' ich mich Siegmann."

„Hier sind die gewünschten zwanzig Mark, Frau Siegmann. Wollen Sie die Güte haben den Empfang zu bescheinigen."

„Warum denn? Ich lasse ja Geld stehen."

„Es ist eine neue Einrichtung. Darf ich bitten?"

Er hielt ihr die eingetauchte Feder hin, und sie mußte wohl oder übel ihren Namen unter das Formular setzen, welches er vor ihr ausbreitete.

„Anna Siegmann, geb. Boringer." In zittrigen Schriftzügen stand es da. Gerade so unsicher hatte ihre vor Aufregung fliegende Hand an dieser selben Stelle den anderen Namen gemalt.

„Danke. Das genügt."

Anna sah noch, wie der Beamte das Blatt dem kleinen dunkeläugigen Mann reichte, dann stand sie draußen. Gerettet! Berauschend schlug ihr die frische, freie Luft der Straße entgegen. Gerettet, wider alles Erwarten in dem Moment, als sie schon die Handschellen um ihr Gelenk zu fühlen meinte! Frei! frei! und für immer! Nie wieder würde sie ihren Fuß in das Sparkassenzimmer setzen — und wo sonst konnte ihr Entdeckung drohen? O, gütiger, langmüthiger Gott! Konnte es denn sein, daß sie noch einmal der Gefahr entronnen war? Entzückt schaute sie um sich, da meinte sie auf der anderen Seite der Straße das dunkeläugige Männlein aus dem Sparkassenzimmer zu erkennen, das angelegentlich zu ihr herübersah. Thorheit! wie käme der hierher? Und war er's wirklich, warum sollten seine Geschäfte ihn nicht denselben Weg führen, wie die ihren sie? Dennoch widerstrebte es ihr jetzt, schlankwegs heimzugehen. Sie machte einen Umweg. Als sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich. Es mußte Zufall sein, gewiß! aber es war ein Zufall, welcher ihr die Füße schwer machte wie Blei und die Brust zusammenschnürte, daß sie kurzathmiger ward als die alte Frau Siegmann. Sie trat in einen Laden, kaufte, was sie nicht brauchte, und verweilte absichtlich dort; vielleicht verlor sich inzwischen ihr unheimlicher Begleiter. Sie sah ihn nicht, als sie aus der Ladenthür trat; aber an der nächsten Straßenecke war er wieder hinter ihr. Nun verlor sie die Besinnung und sing an zu laufen, athemlos, keuchend, straßauf, straßab; der Schweiß rieselte ihr in Strömen von der Stirn, und immer, wenn sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich, in gemessener Entfernung, ruhig, unaufdringlich, und wie ihr Schalten unverscheuchbar. Als sie endlich, gleich einem gehetzten Wild, ihr Haus erreichte und die Thür hinter sich in's Schloß warf, stand ihr Verfolger auf dem Straßendamm und ihre Blicke begegneten sich. Sie wußte jetzt, daß Alles verloren war! Gebrochen schwankte sie die Treppe hinauf, legte stumm das Zwanzigmarkstück vor Aau Siegmann hin, und dann warf sie sich über den Küchentisch und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Dahin! Dahin all ihr Glück! all ihre Hoffnungen! Dahin der Mann, den sie um so theuern Preis erkauft hatte! seine Achtung gewiß, — vielleicht sein Herz! Und so bald schon! so bald!

Die alte Frau stand sprachlos vor diesem Jammer. „Jst es möglich, Anna? So schwer wird Dir's, Deinem Mann die geringe Summe zu opfern?"

Da fuhr die Weinende empor und stieß in zorniger Verachtung das Geldstück von sich, hunderte. Tausende, Millionen, wenn ich sie hätte, mürd' ich nicht anschauen für ihn! nicht anschauen, was höher geachtet wird als Geld und Gut! Das ist ja eben mein Unglück, daß ich ihn zu lieb habe! zu lieb!"

In diesem Augenblick kam Ulrich von der Probe heim. Sie flog ihm entgegen, sie umklammerte ihn in ausbrechender Verzweiflung.

„Du wirst mich nicht verleugnen und verstoßen, Ulrich? Nicht wahr? was auch geschehen möge! Der Pastor hat's gesagt: Was Gott zusammenfügt, das sollen Menschen nicht trennen. Du bleibst mir, Ulrich; schwöre mir, daß Du mir bleibst!"

Am Abend dieses Tages wurde Anna in ihrer Wohnung verhaftet.

Furchtbar war die Wirkung dieses Schlages auf die alle Frau und ihren Sohn, welche den ihnen durch drei Geschlechter unbescholten und unbefleckt vererbten Namen Siegmann bislang mit gerechtem Stolz getragen hatten, als eine Art Heiligthum, ihn hochhaltend, wie der Soldat seine Fahne hochhält. Denn, wie die Fahne dem Soldaten flatternd den Weg weist durch das Gewühl der Schlacht, so war die Unbescholtenheit ihres Namens das Panier gewesen, welchem die Siegmanns unverrückt folgten durch den Schmutz und Kampf eines Lebens in Armuth und Sorge. Sie durften mit Stolz auf ihn weisen, denn seine Fleckenlosigkeit war nicht, wie die manches klangvolleren, das Ergebniß einer bequemen Enthaltung vom Unrecht, zu dem keinerlei Versuchung lockt; nein, sein Glanz war mühsam zurechtgeschliffen worden durch Entbehrung und Entsagung jeder Art.

Die alte Frau hatte an seiner Reinheit gearbeitet lange Nachte hindurch, wenn sie mit versagenden Augen Stich um Stich zog in dem blendenden Leinenzeug. Er war ihr Stab gewesen, der sie sicher und unverletzt durch die Gefahren ihrer Jugendjahre geleitet hatte; er war der Zügel, der Ulrichs überschäumende Lebenslust stets im entscheidenden Augenblick zu bändigen vermochte. Und nun waren Stab und Zügel ihnen entrissen, ihr heiliges Panier war durch den Schmutz geschleift, eine Diebin hatte ihren ehrlichen Namen mit Schande bedeckt!

Frau Siegmann saß starr wie ein Steinbild vor dem erkalteten Herd, aus welchem das unberührte Abendbrot vergessen stand. Vor der Thür draußen hörte sie im Zugwinde ab und an noch leise die Willkommguirlande des Hochzeitstages rascheln, eine von ihr selbst gestiftete Ueberraschung für das aus der Kirche heimkehrende junge Paar. Denn zu Ehren des feierlichen Tages hatte die Frau sich damals seit langer Zeit zum ersten Mal wieder auf den Pegasus geschwungen, einen zierlichen Glückwunsch zurecht gereimt und denselben, so gut es gehen wollte, auf weißen Pappdeckel gemalt. Früher hatte sie freilich eine bessere Hand geschrieben! Aber die schwungvollen Verse, in welchen die Braut als die der „Schwelle" in „Sternenhelle" nahende Spenderin von „Segen" „allerwegen" gepriesen wurde, hatten in ihrer stimmungsvollen Umrahmung von Eichenlaub und Psingstrosen doch die ehrfurchtsvolle Bewunderung sammtlicher Hochzeitsgäste erweckt und ihrer Verfasserin den warmen Dank der Angesungenen eingetragen. Und nun! O, wahrlich, ein herrlicher Segen, der mit der Diebin über die Schwelle gezogen war!

Drinnen in der Stube rannte Ulrich wie ein Unsinniger auf und nieder. Es war das erste schwere Schicksal, das ihn in seinem jungen Leben traf, denn über die Armuth und Dürftigkeit, in welcher er aufgewachsen war, hatten die zärtliche Aufopferung seiner Mutter und sein eigener Jugendmuth ihn allzeit leicht hinweggetragen. Die Verlegenheiten, in welche er sich später gestürzt sah, grämten ihn auch nicht sonderlich. Die würde irgend eine Frau schon für ihn begleichen, war er doch ihrer Aller Liebling! Und danach ging's fröhlich weiter, vorwärts über weichen Wiesengrund und zwischen Blumenhecken entlang. Unglück und Fehlschlag hatten keinen Platz in seinem Zukunftstraum. Und er, dem das Leben von der ersten Stunde an leicht geworden war wie ein Spiel, der mit kecker Zuversicht jedeni neuen Tag entgegengeblickt hatte, glücklich durch seine, wenn auch etwas entfernte, Zugehörigkeit zur Kunst, glücklicher noch in dem Bewußtsein seiner einnehmenden Persönlichkeit, auf welche — er sah es allabendlich mit berauschendem Entzücken — manch angesehene Dame von den vornehmsten Plätzen aus wohlgefällig ihr Opernglas richtete — er, der Gefeierte, Begehrte! er sollte fortan sich scheu zur Seite drücken und die Augen niederschlagen müssen, im Gefühl der unauslöschlichen Schande zeitlebens an eine Diebin gekettet zu sein?! Wie er sie haßte, die ihm sein frohes Wachsthum so verkümmert hatte! Er hätte sie in diesem Augenblick morden können, wäre sie in seinen Händen gewesen, für den Schimpf, mit welchem sie seinen sonnenhellen Lebenspfad zu beschatten wagte!

Zuletzt riß er mit einer wüthenden Bewegung die Photographie von der Wand, welche ihn und sie vereinigt darstellte, zerschellte das Glas an der Tischkante und schritt mit dem Rest zum Küchenherd.

Bei seinem Anblick brach Frau Siegmann in Thränen aus.

„Mein armer Sohn! O, die Elende! Das schlechte Weib!"

„Nenne sie nicht mehr, Mutter! Nie, nie wieder sprich mir von ihr! Iede Erinnerung an sie sei vertilgt."

Er schob die Ringe von der Platte, und Bild und Rahmen in die Feuerstätte werfend, stieß er das Schüreisen in die fast erloschene Gluth, daß sie in hundert Funken aufsprühend, Holz und Pappe erfaßte und mit Hellem Flackern zu Asche brannte. —

Drei Monate waren hingegangen. Einförmig rieselte ein feiner Herbstregen nieder, Menschen und Gebäude einhüllend in sein trostloses Grau, und ungemüthliche Feuchtigkeit sogar bis in die Wohnungen selbst ver> breitend. Siegmann, der an diesem Abend unbeschäftigt war, saß trüb und stumm bei seiner Mutter am Tisch, als es leise an die Stubenthür pochte. Frau Siegmann horchte auf, in der Meinung sich geirrt zu haben; das Klopfen klang auch gar so verzagt! Und Minuten vergingen, bevor es sich wiederholte. „Herein," sagte die Frau. Da öffnete sich ganz langsam die Thür, und in ihrem Rahmen, jenseits der Schwelle, vom Licht der kleinen Lampe hell angestrahlt, sahen sie Anna stehen — die aus dem Gefängniß entlassene Anna!

Einen Augenblick herrschte furchtbare Stille. Ulrich war von seinem Sitz aufgesprungen; regungslos starrte er auf die Regungslose. Sie war ohne Hut, einzelne Regentropfen lagen auf ihrem glatten, blonden Scheitel, die Arme hingen ihr schlaff herab; sie fand nicht den Muth, den Fuß zum Weiterschreiten zu heben, ihre Lippen wagten kein Wort; nur ihre Augen redeten. Eine bewegliche Sprache! Mit solchem Blick mag Eva auf das verlorene Paradies zurückgeschaut haben, als der Engel des Herrn sie für immer daraus verwies. Nur daß das Siegmann'sche Heim kein Paradies mehr war. Was es für wenige Tage dazu gemacht hatte, innerlich und äußerlich, der Geist Alles opfernder Liebe, der Geist der Ordnung und des Behagens, das war mit Anna erst eingezogen und war auch wieder ausgezogen mit ihr aber sie selber wußte es nicht.

Bergesschwer lastete auf ihr das verdammende Schweigen, welches sie empsing. Sie hob die Hand wie zu einer Bitte. Da brach auch der Bann, welcher Ulrich gefesselt hielt. Er raste nicht, das war vorüber. Kalt und gelassen kamen seine Worte, aber um so einschneidender.

„Hast Du die Stirn, mir nochmals unter die Augen zu treten, Betrügerin? Zwischen uns giebt es ferner keine Gemeinschaft! Geh!"

Seine ausgestreckte Hand wies nach der Thür; doch Anna ging noch nicht. Um ihre Lippen zuckte es, als wollte sie reden, aber sie brachte kein Wort hervor. Nur ihre Augen hingen unverwandt an Ulrichs Augen mit dem demüthig sprechenden Flehen eines Hundes, den sein Herr züchtigt.

„Ja so," sagte Ulrich hart, „ich vergaß, daß Du noch Forderungen an mich zu stellen hast! O, Deine Speculation war mit Umsicht berechnet! Bestraft oder nicht. Du bleibst leider! leider! meine mir angetraute Frau, für deren Unterhalt ich zu sorgen habe. Wohlan, ich will's! ich werd's!" Er ging zum Schrank, steckte einige Münzen in ein Geldtaschen und dies legte er in die flehend ausgestreckten Hände seines Weibes. „Da hast Du! Und wenn Du mehr brauchst, schreib'. Du sollst erhalten, was recht ist. Aber Dein Gesicht bring' mir nicht wieder vor die Augen!"

Er drehte ihr den Rucken zu. Sie hielt regungslos das lederne Täschchen in ihren zitternden Händen. Noch immer fand sie kein Wort, ihre Augen wandten sich Hülfe suchend auf Frau Siegmann; und als auch diese sich abkehrte, da ließ sie sie, fast blödsinnig schauend vor Jammer, planlos durch das Zimmer schweifen. Da traf ihr Blick den nun leeren Fleck, welchen einst ihr und Ulrichs Bild eingenommen halte. Ein Cchmerzenslaut, fast wie ein Winseln, kam zitternd über ihre Lippen. Ihre Züge schienen die Fähigkeit der Bewegung verloren zu haben, aber aus den sich unnatürlich weitenden Augen quollen langsam zwei große Thronen und rieselten an ihren Wangen nieder. Und sie fand auch jetzt kein Wort. Aber fortgehen, wie man sie hieß, konnte sie auch nicht! noch nicht! — Endlos lange Minuten stand sie wortlos, bewegungslos zwischen den Thürpfeilern, eine Ansgestoßene, Verworfene, auf das Erbarmen ihres strengen Nichters harrend, und nur die Thränen auf ihren Wangen redeten für sie. Umsonst! „Schließ die Thür, Mutter," sagte Ulrich nach einer Weile. Da endlich wandte sie sicl'. Tastend und unsicher schwankte sie die Treppe hinab. Keine dienstwillige Hand leuchtete ihr heute bis zur Hausthür.

Jahre gingen hin. Das Gefühl der erlittenen Schmach hatte Ulrich fortgetrieben aus feiner Vaterstadt, doch konnte er in Süddeutschland nicht heimisch werden und seine Mutter noch minder; so waren sie denn froh gewesen, wieder zurückkehren zu dürfe,'. Uebrigens entwickelte sich sein Talent, man beschäftigte ihn jetzt ab und zu in kleineren Rollen. Sein Unglück hatte er sich zu tragen gewöhnt; mehr noch, er lernte sich vortheilhaft darein zu drapiren wie in seinen neuen Mantel mit dem malerisch flatternden Wertherkragen, und wie der Mantel ließ es ihm gut, ja, wie der Mantel hielt es ihn warm. Nicht Verachtung und Abscheu, wie er erst gefürchtet hatte, nein, Theilnahme und Interesse erweckte sein Schicksal und die Art, wie er es trug. Um den einsamen Iunggesellen, welchem doch ein Weib lebte, den völlig Fessellosen, welcher doch für ewig gebunden war, breitete sich ein geheimnißvoller Reiz. Ein Kreis von Mythen wob sich um ihn. Er war nicht bloß der Abgott sämmtlicher Choristinnen geworden, auch vornehme Backsische, und nicht Backsische allein fühlten ihr Herz heftiger pochen, wenn der düstere Blick dieses neuen Hamlets sie traf. Was wenigen Menschen zu Theil wird, ihm war's geworden: seine Persönlichkeit stimmte zu seinem Schicksal, und darum wirkten beide. Melancholisch hing die dunkle Locke auf seine weiße Stirn herab; die großen braunen Augen blickten wie in mühsam verhaltener Leidenschaft; um die sorgfältig rasirten Lippen lag ein Zug weltverachtender Bitterkeit. Dazu die vornehme Schlankheit des Wuchses, die Gemessenheit seiner Bewegungen, die gewählte Feinheit seiner Ausdrucksweise. War es ein Wunder, daß sanfte Herzen sich gedrungen fühlten, den schönen Menschenfeind zu trösten? ein Wunder, daß Frau Siegmann nach jeder Bravourleistung ihres Sohnes kopfschüttelnd einen Stoß mehr oder minder ernst gemeinter Liebesbriefe auf seinen Tisch legen mußte? Und wär's nicht ein völlig unbegreifliches Wunder gewesen, wenn der Gegenstand solcher zärtlichen Theilnahme nicht ab und zu den Versuch gemacht hätte, sich trösten zu lassen? — Ulrich war durchaus kein Cato. Aber was man ihm auch bot, und was er auch genoß, immer schaute er drein, als sei es unl keine Freude der Welt nur der Mühe werth sie zu pflücken. Das machte ihn vollends unwiderstehlich.

Gewiß, es lag viel Theatralisches in diesem Aufputz seines Grames; aber der Kern desselben war doch echt. Das Glück wohnte wahrlich nicht in dem Siegmann'schen Haushalt, der unter den Händen der täglich mehr in sich zusammenfallenden Frau Siegmann ebenfalls langsam versiel und verkam in Unordnung und Unbehagen. Wer einen Blick in diese ungemüthliche Häuslichkeit warf, der konnte es dem jungen Manne nicht verargen, daß er seine Erholung auswärts suchte; aber er fand sie nicht. Und oft flüsterte sein im Grunde gesunder Sinn ihm zu: „Gieb die Hamlet-Rolle auf; söhne Dich aus mit Deinem Schicksal, nimm auf's Neue ein Weib und versuch's noch einmal glücklich und zufrieden zu leben wie andere Menschen." — Ein Weib? Welches? — Er war anspruchsvoll und wählerisch geworden, seit er die Frauen gar zu genau kannte. Und dann — wie sollte es ihm gelingen, seine erste Ehe zu lösen? Anna war verschollen. Nie wieder, seit er sie von seiner Schwelle gewiesen, war gute noch böse Kunde von ihr zu ihm gedrungen. Nur soviel hatte er

bei seiner Rückkehr aufathmend aus dem Adreßbuch ersehen, daß sie nicht mehr in derselben Stadt mit ihm lebte.

Die Zeit bewegt sich unaufhaltsam vorwärts, und die Menschen in ihr bewegen sich mit, vorwärts oder auch rückwärts, je nach Glück und Gaben. Mit Ulrich zugleich, nur weit rascher als er, war eine seiner Kolleginnen vorwärts gekommen. Iene Chortänzerin war's, die ihn damals angerufen hatte, als er zum ersten Male Anna aus dem Theater nach Hause begleiten wollte; früher ein ruppiges, vernachlässigtes Ding, seit ihrem achten Iahre in der Balletschule aufgezogen, vom Balletmeister im Dienst, von ihrer Mutter zu Hause geprügelt, schlecht genährt, ungenügend gekleidet, und dann plötzlich aufgeschossen zu wundersamer Blüthe. Ein ungewöhnliches schauspielerisches Talent war über Nacht in ihr entdeckt worden; vermögende Kunstfreunde hatten es ausbilden lassen; sie war als Schauspielerin an derselben Bühne angestellt, an welcher sie verachtet aufgewachsen war. Und eines Abends zog sie, verfolgt von dem neidischen Zischeln ihrer Colleginnen, von der Balletchorloge im vierten Rang hinab in die Künstlerloge im Parquet; und den andern Morgen zog sie aus der feuchten Kellerwohnung, in welcher sie mit ihrer Mutter und zwei jüngeren Brüdern gehaust hatte, in eine behaglich eingerichtete zweite Etage an der Hauptstraße — und von da an hieß sie nicht mehr Fräulein Müll, sondern Fräulein Mollinor, wie männiglich sich auf dem blanken Messingschilde an ihrer Flurthür überzeugen konnte.

Der jähe Wechsel ihres Geschickes verwirrte ihren Sinn nicht; den hatte das Elend, in dem sie groß geworden war, gefestet. Nichts Gutes, das ihr begegnete, konnte sie je in Verwunderung setzen; waren Blick und Wille ihr doch, seit sie überhaupt sah und dachte, stetig hinaufgerichtet gewesen nach den Höhen des Lebens, den scheinbar unerreichbar über ihr ragenden, zu denen sie sich nun doch hinaufzuschwingen begann. Gelehrter Wust beschwerte ihren Kopf nicht; dafür aber war er ganz angefüllt mit jener harten, rücksichtslosen Lebensklugheit, welche nichts auf der Welt sieht als sich selbst, welche Menschen und Dinge einzig als Treppenstufen zum Ziel bes trachtet und selbst das Mißgeschick ihrem Vortheil dienstbar zu machen weiß.

Dieses Mädchen war Ulrichs Freundin. Die Gegensätze zogen sich an. Seinem zerflossenen, auf ein unbestimmtes Ideal gerichteten Wesen that ihre kühle, nüchterne Weise wohl. Und sie, über Nacht in einen Kreis von Personen gedrängt, deren überlegene Bildung und Gesittung ihr eine unbequeme Selbstbeherrschung aufzwangen, war froh, sich einem Menschen gegenüber noch innerlich und äußerlich gehen lassen zu dürfen in der alten Ungebundenheit. Nie war von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen; aber wenn Ulrich an eine zweite Heirath dachte, so dachte er an Claudine. Zu ihr flüchtete er, wenn das Murren und Klagen seiner Mutter ihn von daheim vertrieb; neben ihrer Causeuse saß er auch heute. Sie lag lang ausgestreckt in einem modischen Schlafrock; ihre Finger, von welchen Bäche von Glycerin noch nicht die Spuren harter Arbeit abzuspülen vermocht hatten, pflückten zornig an einer seltenen gelben Rose.

„Hast Du gesehen, mit was für Augen die Link und die Pfeffermann mich neulich anstierten, als ich zu ihnen in die Loge hinunterrückte? Nicht ein armselig Wort des Willkommens hatten sie für mich übrig. Es sind Canaillen! — Aber ich tränk's ihnen schon noch einmal ein!"

Ulrich sah das Mädchen an und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Du bist hübscher als sie, Claudine; jünger bist Du auch und Dein Talent hast Du obenein. Warum willst Du boshaft und häßlich werden wie sie?"

„Warum? So kannst auch nur Du fragen! Ich steche, wo man mich sticht, und wo ich geschlagen werde, da schlage ich wieder! und stärker und immer stärker, bis sie's müd' werden, mich zu mißhandeln! — Und Schlag um Schlag und Stich um Stich komme ich hinauf, hinauf, hinauf! — Hinauf wollen wir doch Alle! — Du freilich lassest Dich duldsam zur Seite schieben, um nur ungestört Deinem überjährigen Verdruß nachzuhängen. Aber glaub' mir, vortheilhafter ist's, sich unverdrossen mit dem Ungemach jedes einzelnen Tages herumzubalgen und keinen Streich zu gering zu einer Erwiderung zu achten!"

Ulrich rückte fein Tabouret näher heran und sah ernst zu seiner Freundin auf. „Was Du mir da sagst," begann er in einer gewissen Erregung, „das hab' ich selbst mir hundertmal gesagt. So kann's nicht weiter gehen! Ich will einen Strich unter mein vergangenes Leben machen, Clauda. Und Du, gerade Du! hoff' ich, sollst mir helfen ein neues anzufangen. Ich — ich muß wieder heirathen"

Ein dämonischer Spott blitzte in Claudinens Augen auf. Rechnete dieser weltabgewandte Hamlet so gut? Ietzt — jetzt, da ihr Stern im Aufsteigen war, bot der uneigennützige Freund ihr seine Hand! Es war nicht ihre Absicht, eines Choristen Weib zu werden; aber auch nicht ihre Art, eine Stütze von sich zu werfen, bis sie vollständig sicher war, derselben nie wieder zu bedürfen. Langsam richtete sie sich auf dem Ellenbogen auf und sah zu dem Manne hinüber, über welchen nach seinem raschen Geständniß eine ihm sehr ungewohnte Unsicherheit gekommen war.

,^Heirathen," wiederholte sie bedächtig. „Mich natürlich! denn warum sagtest Du mir's sonst? Weißt Du' wohl, Uli, daß Du da gar keinen schlechten Geschmack zeigst?" Ietzt lachte sie ehrlich. „Nun, nun, ich will nichts verschwören! Gute Freunde waren wir ja immer. Und die Zudringlichkeit gewisser Herren läßt es mir fast wünschenswerth erscheinen, verheirathet zu sein. Ia, wie schaust Du mich denn an?

Haft Dir wohl gar geträumt, ich müßte Dir jetzt gleich in die Arme fliegen mit dem Geständniß, daß ich mich todtschmachte nach Dir? Nein, solch ein Kindskopf!" Aufspringend warf sie ihm die Blätter der zerpflückten Rose ins Gesicht. „Geh, geh, eine Heilige aus Mondschein und Tugend gewebt, bin ich schon nicht! Das weißt Du auch! Und für verliebte Narrheiten hab' ich zeitlebens wenig Sinn gehabt. Aber die wirkliche Welt und ihre Gesetze, die flößen mir gewaltigen Respect ein. Gegen die werd' ich meiner Tage nicht anrennen."

Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Morgenrockes vergraben und tänzelte wohlgefällig im Zimmer auf und nieder. Ulrich wußte selbst nicht, warum ihn die Art so bitter verletzte, in welcher sie auf das Vergehen seiner Frau anspielte, deren Namen er ihr nie genannt hatte, und von der sie nur durch das Gerede der Leute unbestimmte Kunde erhalten haben konnte. Er hielt die Augen starr auf den wagenradgroßen Strauß gerichtet, aus welchem ihre Finger schon einige der schönsten Rosen herausgezerrt und gerupft hatten, und sagte leise:

„Es giebt ungeschriebene Gesetze, Clauda, die nicht minder heilig sind, als die geschriebenen. Du weißt, welchen Werth wir Siegmanns auf die Unbescholtenheit unseres Namens legen. Meine Mutter hegt deshalb eine sast abergläubische Furcht vor einer Schwiegertochter, die Schauspielerin ist. Wenn ich nun trotzdem einer Schauspielerin meine Hand und meinen Namen biete, so geschieht das nur, weil ich mich täglich habe überzeugen können, daß der Leichtsinn nicht die Triebfeder Deiner Handlungen bildet, und weil ich die feste Zuversicht hege, daß Dein Herz Dir unter keinen Umständen einen Streich spielen wird. Denn öas mußt Du wissen, Clauda: über gewisse Dinge würde ich mich niemals hinwegsetzen."

Sie lächelte. „Mein Herz wird mir keinen Streich spielen," sagte sie doppelsinnig. „Darüber sei ruhig! Auch nicht den, daß ich mich mit einem verheiratheten Mann verlobe! — Werde frei, Uli; dann wollen wir sehen."

Sie reichte ihm die Hand; und es lag so viel Vernunft und Ehrlichkeit in ihrer Forderung sowohl als in dem Ton ihrer Stimme, daß Ulrich nichts erwider n konnte. Wußte er's denn nicht auch, daß sie kühl und klar überlegte in allen Dingen? Schätzte er sie nicht gerade wegen dieser Eigenschaft, in welcher er die sicherste Bürgschaft für seine künftige Ruhe zu sehen glaubte? Was hatte denn die abgöttische Liebe seiner ersten Frau ihm Anderes eingetragen als Schmach und Schande? Aber freilich, auf eine so eisige Kälte war der verzogene Liebling der Frauen nicht gefaßt gewefen!

Im Nebenzimmer ward Geräusch vernehmbar.

„Das ist meine Wäscherin," sagte Claudine hinhorchend. „Mutter kann gewiß nicht mit ihr zurechtkommen wegen meines echten Spitzenkragens. Ich muß nur selbst nachsehen."

Sie ösfnete die Thür und ließ sie im Eintreten hinter sich weit offen stehen. Ulrich sah in das Familienwohnzimmer. Auf dem Tische lag zusammengefaltete Wäsche. Clauda's Mutter gegenüber bückte sich eine Frau tief über einen großen Waschkorb, um neue Stöße zu den ersten auf den Tisch zu legen. Jetzt richtete die Person sich auf, das helle Lampenlicht traf ihr Gesicht — Ulrich hätte beinahe aufgeschrien. Es war Anna! ^ Ja, wahrhaftig, Anna! rosig und frisch, fast wie in ihren Mädchenjahren anzuschauen mit dem sorglich geglätteten blonden Scheitel über ihrem runden Gesicht, mit dem dunklen Nesselkleid und der weißen Schürze. Jetzt sah er ihre festen glänzenden Zähne aufblitzen; sie lachte über einen Scherz Claudas, welche sich den Genuß gönnte, mit der jungen Wäscherin zu schwatzen wie ein Mädchen aus dem Volke mit dem anderen. Gutmüthig klappte sie eben eine kostbare Bonbonniere auf, und zusammenraffend, was sie mit der hohlen Hand greifen konnte, reichte sie Anna'n die theure Näscherei hinüber.

„Da! Für Jhren Buben! — Aber so nehmen Sie doch! — Mir wird's des füßen Zeugs fast zu viel. Und waschen Sie mir meinen Kragen hübsch."

Eine dumpfe Wuth hatte Ulrich gepackt. Annas Anblick rührte all das alte, halb beschwichtigte Leid wieder in ihm auf. Und sie, die sein Leben zerstört hatte, stand da vor ihm, blühend, ruhig, zufrieden! Während er nicht vergessen konnte, hatte sie, die Schuldige, vergessen — sich getröstet entschädigt sogar! Oder was sollte sonst das Gerede von einem Buben? — O, die Elende! Die Unwürdige! — Er hätte nie geglaubt, daß die Treulosigkeit des Weibes, das er von seiner Schwelle gejagt hatte wie einm Hund, ihn so tief erschüttern könnte. Aber nun wollte er sie auch von sich abschütteln ohne Verzug, wie ein giftiges Gewürm!

Jn seiner Erregung war er, ohne daß er selbst darum wußte, in den Rahmen der Thür getreten. Er hatte die Genugthuung, das Lachen auf ihrem Gesicht jäh erstarren zu sehen. Hastig beugte sie sich tief über ihren nun leeren Korb; doch, als sie sich wieder aufrichtete, sah sie ruhig und gefaßt aus wie vorher. Dicht vor ihr auf dem Tisch lag neben der Bonbonniere ein silberner Pfeil; Ulrich nahm ihn und legte ihn mit beleidigender Absichtlichkeit aus dem Bereich ihrer Hände. Da stieg das Blut so glühend in Annas Wangen, als müßte es demnächst aus der Haut hervorspritzen; und ihre Hand zitterte merklich, als sie nun schweigend ihren Korb aufnahm und sich zur Thür wandte. Aber Claudine kam ihr in ihrer geraden Weise zu Hülfe.

„Wegen der Boringer brauchst Du das Ding da wahrhaftig nicht wegzulegen, Uli! Die hat mir schon manches Geldstück wiedergebracht, wenn es, ohne daß ich's wußte, in den Taschen meiner Frisirmäntel stecken geblieben war. Nicht wahr, Boringern? wir kennen einander? — Gute Nacht! und der Kleine soll sich's gut schmecken lassen."

Ulrich griff hastig nach seinem Hut.

„Jch möchte Dich um die Adresse Deiner Wäscherin bitten."

„Frau Boringer, Pfahlstraße Nr. 6. Aber Du bist ja ganz aufgeregt. Was willst Du denn von ihr?"

„Bei ihr waschen lassen, natürlich! wenn sie ehrlich und zuverlässig ist, wie Du sagst. Meine Mutter schafft's nicht mehr allein. Aus morgen!"

Er rannte die Treppe, drei Stufen auf einmal, hinunter. An der nächsten Straßenecke holte er Anna ein. Es waren dunkle, abgelegene Gassen, welche zu ihrer Wohnung führten, er compromittirte sich also nicht, indem er neben ihr hinschritt. Sie war leicht zusammengezuckt, als sie ihn erkannte; aber sie ging schweigend weiter, und ihm drängte sich eine solche Fülle von bitteren Worten auf die Lippen, daß er zunächst keinen Anfang sinden konnte.

„Es ist gut," begann er zuletzt mit gepreßter Stimme, „daß ich Dich endlich sinde, wenn schon es mir nicht recht sein kann, daß Du Dich in die Familien drängst, in welchen ich ein- und ausgehe. Ich habe, wie Du weißt, leider wenig Ursache zu hoffen, daß Du meinem Namen dort Ehre machen wirst."

„Ich führe Deinen Namen nicht mehr," erwiderte sie leise. „Und Du weißt, ich habe kein Begegnen mit Dir gesucht."

„O, nein! Du rechnetest besser. Zu ewiger Einsamkeit gedachtest Du mich zu verurtheilen. Durch Dein spurloses Verschwinden wolltest Du mir jede Möglichkeit zu einer Scheidung abschneiden, mich zwingen Dein Mann zu bleiben trotz alledem. Ich aber will nicht zeitlebens an eine Diebin gefesselt sein, hörst Du! Ich will diese Kette nicht länger schleppen, welche der Fluch und die Qual meines Lebens geworden ist. Ein unbescholtenes, anständiges Weib will ich neben mir sehen, will mich einer frohen, ehrbaren Häuslichkeit erfteuen wie andere Menschen! Und dazu muß ich frei werden von Dir. Wir sind thatsächlich geschieden, und es scheint Dir ja sehr wohl zu gehen ohne mich! Darum erwarte ich bestimmt, daß Du Dich unserer gerichtlichen Scheidung nicht widersetzest."

Anna antwortete nicht gleich. „Du willst die Clauda Müll heirathen," sagte sie endlich langsam. „Verwehren kann ich Dir's ja gewiß nicht. Aber gerade die, mein' ich, solltest Du nicht wählen, wenn Dir's um ein ehrliches, anständiges Heim zu thun ist, denn die hält's noch mit Anderen."

„Schweig!" Ulrich zerrte in kaum bezähmbarer Wuth an seinem Mantelkragen. „Elende Creatur! bist Du frech genug, Deine Wohlt hüterin zu verleumden und zu verklatschen? — Du, eine Diebin! eine Ehebrecherin! — Denn, wenn der Bube, von dem droben die Rede war, mich, Deinen Mann, anginge, so wüßte ich ja wohl von feinem Vorhandensein."

Wieder dauerte es eine Weile, ehe die Frau Worte fand. „ Ich bin einmal schlecht gewesen," sagte sie dann eintönig, „die Liebe zu Dir hat mich toll und blind gemacht. Ich bin dafür gestraft worden unch hab's büßen müssen — hart und lang. Das ist nun geschehen und abjgethan. Seitdem bin ich in meinen Fehler nicht zurückgefallen, und es ist «ar kein Verdienst dabei; denn das Geld für sich hätte mich nun und nimlmer in Versuchung geführt, und Gott sei Dank! ich bin kräftig und verdiene, was der Bub und ich zum Leben brauchen. Verklascht und verleumdet aber hab' ich meiner Tage Niemanden. Wenn ich Dir jetzt von der Müll gesagt hab', was ich weiß, so war's, um Dich vor Schaden zu bewahren. Jm Uebrigen denk ich, 's ist eines Jeden eigene Sach'. was er thut und läßt, und ich bin kein Gensdarm, und mich geht's nichts an. Und wenn ich Dir zu all der Zeit nicht vor die Augen gekommen bin, so war's einzig, weil ich gemeint hab', es müßt' Dir zuwider sein, mich zu sehen — aus keinem anderen Grund! — Ein Fluch und eine Qual, nein! die will ich Dir nicht sein. Da sei Gott vor! Wenn Du also meinst, daß die Menschen wieder auseinanderreißen können, was Gott zusammengefügt hat, da laß mir's sagen, was ich thun muß; und so viel an mir liegt, soll gewiß geschehen, daß Du frei wirst."

„Gut," stieß Ulrich zwischen den Zähnen hervor. „Jch werde schicken."

Er ging sofort nach Hause. „Mutter! es ist abgemacht, nächstens heirathe ich wieder! Jch habe die Anna gesprochen, und sie ist's zufrieden, daß wir geschieden werden."

Frau Siegmann schüttelte trübsinnig den Kopf. „Also wird's doch zuletzt eine Geschminkte! Herr, mein Gott! Deine Hand lastet schwer auf mir armen Wittfrau — aber ich murre nicht."

„Mir scheint. Du thust den ganzen Tag nichts Anderes als murren," versetzte Ulrich ungeduldig. Sein Blick streifte dabei mit sprechendem Ausdruck von der alten Frau, die, in ihren Regenmantel gewickelt, vor einem mit glühenden Kohlen gefüllten Becken kauerte, die geschwollenen Füße in dicken Filzschuhen geborgen, während die ungekämmten, grauen Haare struppig unter ihrer welken Haube vorquollen, weiter die Wände entlang, an welchen die Photographien fast verschwammen unter erblindenden Gläsern, und über die Tische und Kommoden weg, welche eine drei Tage alte Staubschicht deckte.

„Schlimmer als es bei uns ist, kann's, dünkt mich, auch unter einer ^Geschminkten' nicht werden", schloß er achselzuckend und ging auf seine Kammer.

Jn den nächsten Tagen besuchte er Clauda noch häusiger als sonst, aber er wurde verschiedene Male abgewiesen. Da siel ihm die Rede seiner Frau ein, und in plötzlich auflodernder Eifersucht patrouillirte er verstohlen vor dem Hause auf und ab. Er sah dann auch eines Abends einen bekannten Cavallerieofsizier in Civilkleidung aus der Hausthür treten. Am folgenden Morgen stellte er Clauda zur Rede.

Die lachte ihm hell in's Gesicht. „Geh, Uli, sei gescheidt! Bist nicht mein Mann, nicht mein Bräutigam, nicht mein Geliebter — und willst mir Scenen machen? — Du, ein verheiratheter Mann!"

„Nicht so ganz. Meine Frqu ist gefunden und einverstanden. Jch werde frei sein, so rasch Gerichte eine Scheidung auszusprechen vermögen."

Sie zuckte die Achseln. „Auf Wiedersehen also am Tage Deiner Befreiung!" —

Die Scheidung ins Werk zu setzen, war nun Ulrichs vornehmste Sorge. Seit dem Wiedersehen mit seiner Frau war eine sieberhafte Unruhe über ihn gekommen. Es trieb ihn rastlos um. Halb vergessene Bilder aus alter Zeit stiegen vor ihm auf. Er sah Anna als Braut, als junge Frau — seine Frau! Wahrlich, wunderselige Tage waren das gewesen, auch für ihn! Wie ein sinnig träumerisches Märchen leuchteten diese zwei Wochen zwischen den tollen Abenteuern und der jämmerlichen Plattheit hervor, aus welchen sein späteres Leben sich zusammensetzte. Und in der Hingabe aller der närrischen Frauen, welche ihm ungebeten ihr Herz zuj Füßen legten, hatte er allzeit etwas vermißt; vielleicht, ob es ihm gleich nie zum Bewußtsein kam, nur dies Eine, daß sie nicht die Andere waren. Gewiß, er hatte die Nichtswürdige weit heißer geliebt, als er sie von sich gestoßen hatte, als da er um sie warb! Im Wachen und im Schlaf verfolgten ihn nun wieder ihre großen blauen Augen, dunkel blickend vor leidenschaftlicher Zärtlichkeit — Augen, wie er sie so berückend nie an einer anderen Frau gesehen hatte. O, über seine Narrheit! Die ihn aus solchen Augen angeblickt, hatte seinen ehrlichen Namen mit Schande bedeckt. Wäre es nur das! Federleicht wollte ihn dieser Fehl jetzt bedünken. Aber sie hatte ihn verrathen, betrogen, ihm die Treue gebrochen! In seinem naiven Selbstbewußtsein hätte er es nicht für möglich gehalten, daß man ihm die Treue brechen könne! — Welchen Mann sie nun wohl bethört haben mochte mit ihrem Heuchelblick? Er wollte sich davon überzeugen. Warum sollte er ihr ein Erröthen sparen? Um so glatter würde die Scheidung sich abwickeln! Er brannte darauf, sein Verhältniß zu Claudine ins Reine zu bringen. Wenn er erst unwiderruflich mit der Vergangenheit abgeschlossen hätte, würde ihm wieder wohl werden, meinte er.

So machte er sich denn am Sonntag nach der Probe auf den Weg zu Annas Wohnung. Weit, weit draußen lag sie; ein nüchternes zweistöckiges Haus, von dessen völlig schmuckloser Fa?ade der noch neue Anwurf schon wieder abzubröckeln begann, trug die Nummer 6. Es stand nicht ganz richtig in der Reihe, wie in der That keines seiner Nachkam; die Baupolizei übte hier noch nicht ihr heilsames Regiment, und durch die Lücken rechts und links schaute das nackte umgebrochene Feld herüber, hier und da überragt von ein paar auf der Windseite wipfellosen Birken. Auf dem ungepflasterten Straßendamme spielten barhäuptige Kinder, und in dem kleinen Vorgärtchen hinter morschen, schief hängenden Holzzäunen flatterte bunte Wäsche im Winde, der hier vom freien Lande ungehindert herüberstrich.

Ulrich durchschritt den Flur des Vorderhauses. An der Pumpe auf dem Hofe stand eine Frau und spülte braunen Kohl ab. Es war ein hübscher Hof mit einem kleinen Grasfleck in der Mitte und ein paar Mederbiischen an der Seite, welche eben die ersten Knospen trieben. Das Hinterhaus, das ihn auf der Rückseite abschloß, war nicht hoch genug, um der Luft und den, Sonnenschein den Eintritt zu verwehren.

„Bitte um Vergebung, wohnt hier Frau Boringer?" wandte Ulrich sich an die Frau. Er wunderte sich selbst, wie zittrig feine Stimme klang, fast so unsicher, als da er zum erstenmal zu melden hatte, daß „der Wagen warte."

„Ia wohl," nickte die Gefragte, auf das Hinterhaus deutend; „dort drüben, gleich rechts. Aber Sie treffen sie jetzt nicht zu Haus, sie trägt Wäsche herum. Soll ich vielleicht etwas ausrichten?"

‚Lch weiß nicht, ob Sie so genau über Frau Boringer's Familienverhältnisse unterrichtet sind

„I, der Tausend! da handelt sich's wohl gar um einen Gruß von dem sauberen Patron, ihrem Manne? Damit will ich nichts zu schaffen haben! damit bei Leibe nicht!"

„Aber, erlauben Sie! Wenn Frau Boringer Ihnen auch Unvortheilhaftes über ihren Mann berichtet hat"

„Die! Da kennen Sie die Boringer schlecht! Von der weiß ich's noch nicht einmal, daß sie einen Mann gehabt hat, geschweige denn, was für eine Sorte es gewesen ist. Aber man ist doch nicht von gestern! Zwei und ein halbes Iahr wohnt sie nun in meinem Hause, und eine rechtlichere Mietherin hab' ich meiner Tage nicht gehabt: prompt mit der Miethe, und so akkurat und sinnig. Und kein Mannsbild hat sie nur angeschaut in all der Zeit, so arg die auch hinter ihrem hübschen Gesicht her sind. Sehen Sie, wer so eine Frau in Noth und Elend hat sitzen lassen können, das muß ein — na, ich will mir den Mund nicht verbrennen! Aber, das sag' ich Ihnen, wenn der schlechte Kerl sich etwa jetzt, wo es dem armen Tropf gut geht und sie ihr Brot hat, wieder an sie hängen und ihr die mühsam erworbenen Groschen aus der Tasche ziehen will, da bin ich auch noch dabei! und ich leid's nicht!"

In diesem Augenblicke öffnete sich sacht die Thür des Hinterhauses. Ein etwa zweijähriger Knabe erschien auf der Schwelle, beim Anblick des fremden Onkels verwundert stehen bleibend; und zugleich brach ein Sonnenstrahl durch die rasch ziehenden Wolken und siel hell auf Ulrich Siegmanns Gesicht. Die Frau sah von demKnaben auf den Mann, stockte mitten in ihrem Redestrom und schlug sich mit der Hand auf den Mund.

„Wenn Sie die Boringern sprechen wollen, so warten Sie nur in ihrer Wohnung. Dort ist der Bub."

Noch einmal schwenkte die Frau ihr Sieb mit den gewaschenen Kohlblättern, daß die Tropfen sprühten, dann ging sie kopfschüttelnd in ihr Haus.

Ulrich that mechanisch ein paar Schritte vorwärts, da siel sein Blick auf den Knaben; er prallte erschrocken zurück. War's ihm doch, als habe er unversehens in einen Spiegel geschaut. Das waren ja seine eigenen Augen, die hier fragend zu ihm aufblickten! Sein Mund, der sich eben zu einem zutraulichen Lächeln verzog; seine dunkle Locke war's, die hier über die gewölbte Kinderstirn herabhing! ja, sogar die kleine Warze dicht an der Schläfe, welche die lockigen Haare fast verhüllten. Ein Schwindel ergriff ihn, er packte den Knaben bei beiden Schultern.

„Wer bist Du, sag'?"

„Ulrich heiß ich," antwortete das Kind.

Sein Ebenbild, sein Name! Warum hatte sie ihm das verschwiegen? Er drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die rothen Lippen des Kindes und, sein kleines Händchen fest in der seinen haltend, trat er in die Wohnung.

Es war nur ein mittelgroßes Gelaß, halb Stube, halb Küche, und Plätteraum obendrein; aber die Sauberkeit und das Behagen, das Annas Hände allzeit um sich verbreitet hatten, guckten auch hier aus jedem Winkel. Auf den Dielen zierlich gekräuselter Sand, blendende Vorhänge vor den Scheiben, und auf dem Fensterbrett ein blühender Blumenstock; dahinter an dem weiß gescheuerten Tisch der hohe Stuhl des Kindes. Ueber der mit einem frischen Deckchen belegten Kommode aber hing der Schmuck, die Poesie des Raumes: eine einzige Photographie in schlichtem Rahmen, die des Knaben, und darum geschlungen die weiße Perlenkette, welche Siegmann damals der Anna Boringer geschenkt hatte, als er sie aus der Vorstellung des „Propheten" heimgeleitete!

Beim Anblick dieser beiden Gegenstände, die in ihrer Vereinigung ein beredteres Zeugniß für die Treue seiner Frau ablegten, als ein Eidschwur es vermochte hätte, kam eine nie gekannte Empsindung über Ulrich; ihm war's, als springe plötzlich eine Rinde, die zeitlebens um sein Herz gelegen. Er ließ die Hand des Kindes los, warf sich auf den Stuhl vor dem Tisch, barg sein Gesicht in den Händen und wußte es selbst nicht, daß heiße Thränen, ihm an den Finger n niederrieselnd, die schön gescheuerte Platte netzten. Und in dem Maß, wie seine Thränen flossen, zerfloß die Blindheit vor seinem geistigen Auge. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er nicht bloß sich, sondern auch sie. die ja nur aus Liebe zu ihm schuldig geworden war; und sich sah er anders, als er sich bisher gesehen hatte. Durch die nüchterne Rechtschaffenheit und Makellosigkeit, welche er sich bislang als eine Art Heiligenschein um's Haupt gewunden hatte, schimmerten ihm zum ersten Male die krasse, nackte Selbstsucht, die feige Scheu vor Arbeit und Unbequemlichkeit häßlich entgegen, welche es ihm wünschenswerth hatten erscheinen lassen, die Tilgung seiner Verpflichtungen auf die Schultern irgend einer Frau zu wälzen. Anna hatte sie getilgt. Aber war seine Hand dabei wirklich so blüthenrein geblieben, wie er sich's eingeredet hatte? Die Ursache des Verbrechens bildete doch nur er! Er einzig war es auch, der, wenngleich widerwillig, die Frucht davon geerntet hatte. Die es um seinetwillen beging, fand nur Leid und Strafe. Und nun sah er sie in der Versuchung, in welche sein Eigennutz sie stürzte, kämpfen, ringen — erliegen; er sah ihre Angst, ihre Reue in all ihrem Glück; er sah sie verfolgt, ergriffen, abgeurtheilt; die bangen Tage und Nächte im Gefängniß zogen an seinem Geist vorüber; er sah sie wieder stehen auf seiner Schwelle, und hörte sich selbst sie fortweisen in Nacht und Verzweiflung!

Und sie war gegangen; ohne Haß, ohne Vorwurf hatte sie ihre harte Buße angetreten, in strenger Arbeit ihrem Kinde lebend und dem Andenken an ihn, der sie verstoßen hatte. O, wahrlich! vor dem Bilde des großäugigen Knaben und der darum geschlungenen, schlichten Perlenschnur verkehrten sich in Ulrichs Geist plötzlich die Maße, nach denen er gewohnt war Menschen und Dinge zu messen. Und er sah Annas Gestalt vor sich emporwachsen zu nie geahnter sittlicher Größe, weit, weit hinaus über die klug berechnende und nirgends anstoßende Clausa — weit hinaus auch über ihn selber, den in mürrischem, thatenlosem Gram Versunkenen. Was Jene hinabgezogen hatte in Schwache und Schuld, das war zugleich ihre Stärke, ihre Sühne: der Spruch der Verheißung leuchtete hell auf ihrer Stirn: „Jhr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt." Was aber hatten Clauda und er je Anderes geliebt, als ihre eigene Person? — So groß hatte er sich sein Lebenlang gefühlt —und dünkte sich nun so klein! Selbst seines Namens Fleckenlosigkeit hatte in seiner Schätzung verloren. War ein Menschenherz voll Liebe und Treue nicht mehr werth, als eines Namens Schall? Ehe er das seines Weibes noch einmal von sich stieß, mochten die Zungen der Menschen aus dem Namen Siegmann machen, was sie wollten!

Eben sah er Anna über den Hof daherkommen; ihr Gang war hastig, offenbar hatte ihre Wirthin schon geplaudert. An der Thür blieb sie tiefathmend stehen.

„Jch weiß. Du kommst wegen der Scheidung. Jch hab's nicht besser verdient, es ist ganz in der Ordnung so — und mir ist auch Alles recht, wie Du's einrichten magst. Aber man hat mir gesagt. Du könntest mir auch den Buben nehmen — Jch weiß eigentlich nicht, warum ich das fürchte — Du könntest ihm ja doch nie von Herzen gut werden, sondern würdest ihm seine Mutter nachtragen sein Lebenlang. Und die Clauda nimmt ihn gewiß nicht gern. — Aber vielleicht, um mich zu kränken, forderst Du ihn doch. Thu's nicht! Der Bub' ist Alles, was ich auf der Welt hab'! Hätte nicht die Hoffnung auf ihn mich aufrecht gehalten, ich wäre geradenwegs in's Wasser gegangen an dem Abend, als Du mich aus Deinem Haus fortgewiesen hast. Seitdem ist all mein Sinnen und Denken auf ihn gerichtet. Für ihn schaff' ich Werktags; an ihm freue ich mich Sonntags. Du mein Gott! was sollt' ich auf der Welt anfangen, wenn ich das Kind nicht mehr hätt'? Nein, meinen Buben darfst Du der Clauda Müll nicht geben! Sonst mach', was Du willst."

Ulrich hatte mit abgekehrtem Gesicht zugehört; jetzt wandte er sich zu seiner Frau.

„Anna — hab' ich denn wirklich ein Recht an dem Iungen?"
Sie biß sich auf die Lippen.

„Es ist wahr, ich hätt's wissen können! Weil ich mich eimnal vergangen hab', traust Du mir überhaupt nichts Rechtschaffenes mehr zu! — Gut, gut! Denk', so schlecht Du willst, von mir. Wenn Du mir nur mein Kind läßt! Weiter verlang' ich ja nichts!"

„Weiter gar nichts? Und verwahrst doch die Halskette dort wie ein Heiligthum! Daß ich's nur gesteh', wie ich vorhin die Kette hängen sah, hab' ich bei mir gedacht: so ganz tief im Herzen ist mir die Anna trotz Allem gut geblieben. Aber ich habe mich wohl geirrt?"

„Was geht's Dich an," murmelte sie, sich scheu abwendend. „Hinder' ich Dich denn in irgend was?" Dabei nahm sie die Kette herunter und barg sie eilfertig in der Schublade ihrer Kommode.

„Nein, Anna," sagte er, zu ihr tretend, laut, „den Buben kann ich Dir nicht lassen; den nehm' ich mit mir. Und wenn Du bei ihm bleiben willst, dann — dann mußt Du auch seinen Vater mit in den Kauf nehmen

— Beide oder Keinen!"

Sie fuhr herum, abwechselnd roth und bleich.
„Was — Was hast Du gesagt?"
Und Ulrich breitete die Arme aus.

„Liebe zu mir war Deine Schuld. Kann ich Dich dafür verdammen?

— Anna, das Glück und der Friede sind aus meinem Hause ausgezogen mit Dir. Bring' sie mir zurück!"

Da warf sie sich an seine Brust unter Lachen und Schluchzen.

„O Du! Du! — Und wenn je wieder eine Sünde zu begehen ist um Deinetwillen — halt' mich fest mit beiden Händen! Du hast's erfahren, wie schwach ich sein kann für Dich!"

„Für uns Beide wirst Du stark sein," lächelte Ulrich mit feuchten Augen und deutete auf seinen Sohn. „Komm heim. Die Mutter hat schon lange im Stillen nach Deiner linden Hand geseufzt. Mach' ihr die letzten Tage leicht."

Aber nochmals kam ein banges Zagen über Anna.

„Die Menschen werden Dich verachten um meinetwillen, Liebster. Du bist so stolz! — Wie wirst Du's tragen?"

Er nahm den Knaben aus den einen Arm, mit dem anderen umschlang er die Mutter.

„Ich bin ja nun nicht mehr allein. Gott sei Dank! Ich werde nicht mehr Zeit haben, nur an mich selbst zu denken."

Annie Praffeh'S letzte Fahrt an Bord des Snnbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 2V Einzeldrucken, in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Ferd. Hirt K Sohn,

ie kühne Weltumseglerin, deren Reisebeschreibungen sich nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch bei uns in Deutschland so großer Beliebtheit erfreuen, ist Ende September 1387 in Folge eines Tropensicbers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden, und ihre sterblichen Reste mußten dem Meere übergeben werden, welches sie fast als ihre Heimat zu betrachten sich gewöhnt hatte. Das vorliegende Werk, welches ihre letzte Fahrt auf der berühmt gewordenen Jacht „Sunbeam" — welche bekanntlich von Gladstone öfter benutzt worden ist — schildert, enthält eine von Lord Brassey verfaßte kurze Biographie der Verstorbenen, worin er in schlichter, aber von warmer Liebe durchglühte? Darstellung das Bild einer Frau malt, die ebenso durch hohe geistige Begabung wie durch Charaktergroße, durch ihren klaren Blick und die sittliche Bedeutung ihrer Ziele, wie durch die erstaunliche Energie und Thatkraft in Verfolgung derselben unsere Bewunderung erweckt, die wir als Wohlthäterin des Volkes, als Schriftstellerin, Frau und Mutter gleich liebenswerth sinden. Früh mutterlos, lebte sie mehrere Jahre bei ihrem Großvater zu Clapham, wo ihre Liebe zum Landleben und zur freien Natur geweckt ward und wo sie nicht nur ihren Körper durch entsprechende Leibesübungen, namentlich Reiten auszubilden Gelegenheit hatte, sondern auch ihrem Geist aus den stattlichen Büchersammlungen, in denen sich englische, französische, deutsche und italienische Schriften befanden, eine reiche, obwohl etwas ungeregelte Nahrung zuführte. In London, wo sie später die Schulen besuchte, lebte sie fast noch einsamer als in Clapham; sie beschäftigte sich hauptsächlich mit Pflanzenkunde uns erwarb sich gediegene wissenschaftliche Kenntnisse, die ihr später bei Beschreibung der tropischen Gewächse sehr zu Statten kamen. Im Jahre 1860 verheirathete sie sich mit dem Politiker und Volkswirth Thomas Brassen, dem sie nicht nur eine liebende Gattin, sondern auch eine treue unermüdliche Mitarbeiterin auf allen Gebieten war. Ihrer rastlosen Thiitigkeit und ihrem Geschick verdankte er hauptsächlich seinen Parlamentssitz: sie unterstützt ihn in seiner Eigenschaft als Vorsitzender gemeinnütziger Vereine: sie betheiligt sich mit Eifer an der Förderung der See-Artillerie; sie ist selbst bei den Musterungen anwesend und vertheiit Preise an Bord der Schiffe; sie begleitet ihren Mann

auf seinen Besticken der in- und ausländischen Werften, wohnt Schiffsbcsichtigungen bei :c. —Dabei sindet sie Zeit, für das geistige und materielle Wohl des Volkes durch Wort nud That, durch Briese, Besprechungen, Flugschriften und personliches Beispiel einzutreten; namentlich suchte sie die Aufmerksamkeit auf die Krankenpflege zu lenken, als dieser Zweig der ofscntlichen Wohlthätigkeit noch wenig beachtet war, nnd die ttenntniß, Verunglückten die erste Hülfe zu bringen, immer weiter zu verbreiten. Von den ailf ihren Reisen

gesammelten Schätzen legte sie Sammlungen an, um den Mitgliedern der Arbeitervereine Belehrung und Erholung zu verschaffen. —

Diese vielseitige, anstrengende Thätigkeit müssen wir um so höher schätzen, als Lady Brasset, sich keineswegs eines guten Gesundheitszustandes erfreute, ja bielfach ernste Krankheiten durchzumachen hatte. Sie hatte von ihrer Mutter, welche als junge Frau an der Auszehrung starb, ein Lungenleiden geerbt; und in den ersten Iahren ihrer Ehe nöthigten sie schwere Luftrohrenentzündungen, mitten im Winter Heilung im Süden zu suchen. 1869 ward sie während einer Fahrt durch den Suezkanal vom Sumpfsieber ergriffen; unter schrecklichen Leiden reitet sie durch Syrien, vvn Alexandrien

aus begiebt sie sich nach Malta, wo sie lange zwischen Tod und Leben schwebt. Sie erholte sich seitdem nie mehr vollständig; und dazu kamen in den folgenden Iahren noch mehrere Fieberanfälle, so 18M in Algier. 1882 in Comes, 1883 in Westindien, 1886 in Gibraltar und — auf ihrer letzten Reise — in Bornes und schließlich an der Nordküste von Queensland. Am 14. September 1887 erlag sie dem sie hartnäckig verfolgenden Feinde, und an demselben Tage wurde ihre Leiche bei Sonnenuntergang in die Tiefe des Meeres versenkt. —

Die schriftstellerische Thätigkeit Lady Brasscy's ging aus der Gewohnheit hervor, am frühen Morgen noch im Bette die Ereignisse des vorangegangenen Tages mit Bleistift aufzuzeichnen. Sie that dies schon als junges Mädcken und sandte diese Reiseberichte anfangs an ihren Vater; bald wuchsen die kurzen Erzählungen zu einem lithographirten Tagebuche an, und als diese ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen als Buch herausgegeben wurden, fanden sie einen die Verfasserin so überraschenden Anklang, daß diese zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit angeregt wurde. Sie schilderte die Erlebnisse auf ihren Reisen in folgenden Werken:

vn^uAs in tko Liiudsittu" l^onckan l87!i (deutsch Leipzig 1879); „«unsKins sn<t 8t,orm in tko east", I^oncknn, 1880 (deutsch Leipzig 1881): „l'-lkiti", I.o„<ion 1882: „In tks trnclss, tks tropies anä tli« rssrin^ tarti^s", Lonäon 1885 (deutsch unter dem Titel „Eine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen", Leipzig 1885).

Die frische Natürlichkeit dieier von guter Beobachtungsgabe zeugenden Reisebeschreibungen, die, ohne wissenschaftliche Prätensionen zu machen, doch manches werthvolle Material enthalten; der feine vornehme Geist

der Verfasserin, die es verschmäht, ihre eigene Person in den Vordergrund zu drängen, und die ungekünstelt uns zu unterhalten und zu belehren strebt, ohne uns mit geistreich sein sollenden Reflexionen zu behelligen, die nur schreibt, was sie gesehen und wie es ihr um's Herz ist; diese Momente erklären die große Beliebtheit, welche die Schriften der Lady Brassey in allen Schichten der Bevölkerung gefunden haben: Fürst Bismarck soll sie mit Vergnügen gelesen haben, wenn er seine Abendpfeife schmauchte, und nicht minder haben sich Schulkinder an ihnen erfreut.

Das letzte Werk Annie Brasseys, welche« in Tagebuchform die Eindrücke auf ihrer letzten Reise nach Vorder-Indien und Australien schildert, ist von dem Gatten der Verstorbenen zu Ende geführt worden.

Aum in der unfertigen Form werden diese flüchtigen, dabei getreuen Momentaufnahmen Interesse erregen, und der Leser, der die früheren Werke, welchen die Verfasserin eine feilende und ergänzende Ueberarbeitung angedeihen lassen konnte, lieb gewonnen hat, wird auch in den unausgeführten Skizzen des Tagebuches die scharfe Auffassung, die sichere Hand der Verfasserin erkennen. — Eine große Zahl vortrefflicher Illustrationen erläutern und vervollständigen den Text auf's Beste; und so ist anzunehmen, daß dem gediegen ausgestatteten letzten Werke der Weltumscglerin die Gunst des deutschen Publicum« in eben so hohem Maße zu Theil werden wird, wie den früheren. O.N.

Bibliograph

Boris LenSkh. Roman in sechs Büchern
von Ossip Schnbin. Zweite Auflage.
Berlin, Gebrüder Paetel.
Ossip Schubin gehört zu den ge-
lesensten Schriftstellerinnen. Ihre Romane
gelangen sehr schnell zu neuen Auflagen;
auch der uns vorliegende hat sofort nach
seinem Erscheinen die zweite erreicht.

In „Boris Lensky" bekundet die Verfasserin alle die glänzenden Vorzüge ihres Talents, allerdings auch ein wenig ihre Schwächen. Sie besitzt eine wahrhaft dramatische Gestaltungskraft und kennt die Welt und die vornehme Gesellschaft, das KißK liks, welches sie mit Vorliebe schildert. „Boris Lensky" hat ein vollkommen internationales Gepräge. Der Schauplatz ist Paris, aber es werden uns durchaus nicht Franzosen und französische Zustände geschildert, sondern Russen, österreichische Aristokraten und Engländer; Paris giebt nur den glänzendsten Hintergrund für das

ische Notizen

Zusammenströmen verschiedener Nationalis täten ab. Im Mittelpunkt dieses vielgestaltigen Lebens und Treibens steht ein russischer Künstler, der von der Natur mit den herrlichsten und seltensten Gaben ausgestattet worden ist und dennoch sich und seine Kunst zu Grunde richtet, weil er ohne moralischen Halt ist und dem Virtnosenthum in feiner abschreckendsten Gestalt verfällt. In der Schilderung dieses dämonischen, ebenso bewunderungswürdigen als verächtlichen Charakters giebt die Verfasserin ihr Bestes, jede Seelenregung feiner complicirten Natur weiß sie zu veranschaulichen. Dabei wissen wir ihr Dank, dasz sie den widerwärtigsten Seiten eine immerhin diserete Behandlung zu Theil werden läßt.

Als einen Mangel in der Komposition betrachten wir es, daß die Verfasserin sich nicht genügend zu concentriren versteht. Der Roman besitzt Ueberflnß an Evisodenwerk und nebensächlichen Schilderungen, die

zwar recht pikant sind, aber zu sehr in's Breite gehen. Ossip Schubin ist unleugbar eine Schülerin der Franzosen: viele Aeußerlichkeiten in deren Technik hat sie mit Geschick copirt, aber die knappe Form der Franzosen, die Kunst, eine Fülle von Handlung in das engste Gewand zu kleiden, befttzt sie vorläusig noch nicht, M2.

Die Tochter Rübezahls. Roman in 6 Büchern von R. von Gottschall. Breslau, S. Scbottlaender,

Gottschalls neuester Roman verfetzt den Leser in die Zeit der Fremdherrschaft zu Anfang diescsJahrhunderts. Ganz Deutschland leidet unter dem Druck der Macht des allgewaltigen Napoleon; und doch wird gerade hierdurch die Zeit der Erhebung, der Erlösung vorbereitet, und mit dieser sindet der Roman den versöhnenden Abschluß.

Die Erzählung gestaltet sich wesentlich anders, als der Leser dem Titel nach erwartet; noch die ersten Kapitel lassen Anderes ahnen. Sie führen uns zu den romantischen Gegenden des Riesengebirges, zu einem Großgrundbesitzer, dem der Bolksmund seiner phantastischen Neigungen wegen und weil er sich darin gefällt, unter den Gebirgsbewohnern ein wenig Vorsehung zu spielen, den Namen „Rübezahl" geqeben hat. Originell und interessant, wenn auch nicht ganz sympathisch, hat ihn uns Gortschall geschildert, ebenso feine Tochter, die Titelhcldin des Buches, ein Gemisch von Philosophin und liebreizender Jungfrau. Recht wohl gelungen sind die Geftaltder munteren Julie und die Familienfcenen im Hause des alten Berneck, eines echten preußischen Haudegens. Auch dessen Sohn Erich und seine beiden Freunde, der übermüthige, aber tapfere und kreuzbrave Friedrich, wie der träumerische, romantisch angelegte Dichterjüngling Kurt sind in ihrer Art kleine Meisterwerke. Mit besonderem Interesse verweilten wir bei den Scenen, in denen uns der Dichter das Heim und die Umgangsweise des Weisen von Weimar, des Altmeisters Goethe, schildert.

Alles in Allem genommen hat Gottschall die Aufgabe des „modernen Epos", ein treues Spiegelbild einer gewissen Zeitwoche zu geben, mit Glück gelöst. Auch die rein historischen Stellen des Buches wirken in ihrer bunten Aufeinanderfolge recht angenehm: besonders interessant geschildert ist die Belagerung von Breslau.

Es sei mir jedoch gestattet eine kleine

Rord und SlN, lll« 1«,

Ungenauigkeit hervorzuheben. Schwerlich konnte wohl ein preußischer Ofsizier im September 1806 eine Gebirgstour unternehmen, nachdem bereits am August desselben Jahres mobil gemacht worden mar: doch sei diese kleine lieentiä posticn dem Dichter nicht eben hoch angerechnet.

Wir haben es also hier mit einem bedeutenden Werke der neuesten belletristischen Literatur zu thun, das einen neuen Beweis von des Dichters noch immer reger Gestaltungskraft giebt und uns auch durch seine poetische Sprache sympathisch anmuthet. ps.

Gkirnir. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Als „eines der schönsten Eddalieder" hat Simrock in seinem Handbuch der deutschen Mythologie „Skirnisför" gepriesen: Felix und Therese Dahn haben in ihrer prächtigen Sammlung germanischer Götterund Heldensagen auch „die schönste Sage von Freyr," dem Segen spendenden Lichtgotte, in stimmungsvoller Poesie wieder erzählt. Nicht nnr dichterisch gehört „Skirnirs Fahrt" zu den reichsten Liedern der älteren Edda, auch eine Fülle von Beziehungen auf die Naturmythen einerseits, die Heldensage andererseits ist in ihm enthalten. In ihrer wortkargen Weise läßt die Dichtung ahnen, daß Skirnir eine ganz außerordentliche Freundesthat vollbringt, indem er für seinen göttlichen Herrn in's feinds liche Riesenland und durch die Waberlohe dringt; einem Andern gewinnt er die strahlende Braut, wie Siegfried für Gunther die Walküre au» den Flammen holt. Man könnte sagen, für einen neueren Dichter ergab es sich von selbst, hier ein leise angedeutetes psychologisches Motiv weiterzuführen, den treuen Freund als Brautwerber um die eigene Geliebte für den liebessiechen Freund kämpfen zu lassen Freilich erst nachdem Dahn dem Mythus diese novellistische Ausführung gegeben hat, kann man sagen, das war aus der Sage selbst heraus zu entwickeln. Es ist ein Beweis der reifen Kunst des Dichters, wenn man dem vollendeten Werke gegenüber das Gefühl hat: es ist ja ganz natürlich, daß es gerade so gemacht worden ist. Und der Dichter von „Odhins Trost" und „Friggas Ja" hat mit seinem „Skirnir" in der That einen glücklichen Griff gethan. Diese kleinen Erzählungen, welche Dahn seit seiner Dichtung der Halfred Sigfkaldsaga den historischen Romanen gegenüberstellt, bilden

eine ganz eigenartige Gattung für sich, der ich in der neueren Literatur nichts zu vergleichen wühte. Eben der stark ausgeprägten Individualität wegen müssen sie mannigfachen Widerspruch hervorrufen. „Sind Götter?" hat neben leidenschaftlicher Bewunderung auch herben Widerspruch gefunden. Jedenfalls möchte ich keinem Nachahmer rathen, „uraltes Fern" in solcher Weise durchwandern zu wollen; nur Dahn allein vermag uns die Gatter- und Heldenwelt als Idylle nahezubringen. Der geschlllte Germanist und formgewandte Dichter allein vermögen es noch nicht. Dazu gehört eine so hingebende Liebe, ein so voller poetischer Glaube an die lichten Götter von Asgard, wie er eben keinem Andern als Dahn eigen ist. In „Bissula" hat er im alten Allemannen-Feldherrn einen begeisterten Wotanverehrer in seiner ungebrochenen Thatkraft vorgeführt. Wo immer er Wotan schildert, da fühlt man dem Dichter nach, welch' verehrungsvolle Liebe ihn selbst für den höchsten Vertreter germanischen Stammesbewußtseins erfüllt. Die Göttergestalten, welche bei jedem Andern durch novellistische Behandlung Karrikaturen würden, sind in Dahns Dichtung lebensvolle Wesen, erhaben und menschlich nahe zugleich. Ich will mit diesem Lobe nicht sagen, daß es Dahn gelungen sei, jede Schwierigkeit des Stoffes glücklich zu besiegen. Das der germanischen Götterwelt eigene Mißverhältniß zwischen göttlicher Macht und Beschränkung wird den modernen Leser immer stören. Auch in vorliegender Erzählung wird man tadelnd fragen: wenn Freyr im Stande ist auch das Fernste und Verborgene kraft eines Runenzaubers nah und deutlich zu sehen, wozu braucht er dann seinen Freund Skirnir auf die gefährliche Kundschaft nach Riesenheim auszusenden? Doch ist Stoff wie Behandlung der neuesten Erzählung viel weniger anfechtbar als in „Friggas Ja," und zudem sind solch rationalistische Einwendungen diesen Göttergeschichten gegenüber von Anfang an nicht am Platze. Man muß diese Dahnschen Dichtungen trotz ihrer feinen psychologischen Grundlage nicht als Novellen, sondern als Märchen auffassen. Durch den kühnen Versuch, die einfach'herbe Größe der Eddalieder mit der modernen Erzählungskunst zu vereinigen, will Dahn in weiten Kreisen der germanischen Göttersage Freunde werben. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Aufgabe völlig lösbar sei. Zweifellos bleibt, daß in Stellung und Durchführung der Ausgabe Dahn sich als echter Dichter be

währt hat. Und ge.ade iu „Zkirnir" ist ihm der Märchenton trefflich gelungen, DK Stelle, wo Odhin als Hirte dem auszichendenSkirnirentgegentrittund Waffen verleiht, ganz abweichend von der Darstellung der Edda, trögt >ias volle Gepräge des Volksmärchens. Und doch schwebt üder dem Ganzen wieder eine tragische Weihe, die nicht dem Volksmärchen, sondern dem Pessimismus späterer Jahrhunderte verwandt ist. Es ist aber nicht der nihilistische Pessimismus, der sich enttäuscht vom Dasein wegwendet, sondern die thatenkrästige, opferbereite Entsagung. In König Teja hat Dahn den gewaltigsten Vertreter dieser Richtung geschaffen. Die Helden der Göttererzählungen sind von ihm nur in Einem unterschieden: nicht die Liebe zu ihrem Volke — sie stehen ja noch einzeln jeder für sich ohne Volksgemeinschaft — sondern die Liebe zum Weibe steht im Mittelpunkte ihres Daseins. Eine verwandte Grundidee verbindet diese Erzählungen, Aus ihnen allen tönt in immer neuen Weisen das Losungswort von Wagners Brünnhilde: „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein." Die eine dieser kleinen Erzählungen Dahns trag! die Aufschrift: „Was ist die Liebe?" Aua, Skirnir beantwortet die Frage gleich dem Skalden Dagfred. Freyr hat dem Blindgeborenen, als er sich ihm zum Diener gelobte, das Licht der Augen geschenkt und ihn zu seinem Waffengenossen erhoben In seinem Dienste lernt Skirnir die Riesentochter Gerdha kennen; in begeisterter Liebe rühmt er sie dem göttlichen Freunde. Dieser erblickt sie und wird so liebeskrank, daß nur der Besitz der Geliebten nach der Nornen Spruch ihn retten kann. Und Skirnir entschließt sich,, um den göttlichen Freund zu retten, zum Schwersten: die eigene Geliebte will er für Freyr werben. Und wirklich gelingt ihm die Thal, er entführt sie aus Riesenheim, aber zurück mit ihr nach Asgard will er nicht, er sucht den tödtlichen Kampf mit den Riesen und erfleht sterbend von Odhin nach Hela zu fahren; denn konnte er den Freund zu retten auch seine Liebe opfern, lieber entsagt er Walhallas Wonnen, als daß er Gerdha in den Armen eines Andern sähe. „Und ist es nicht besser, um Liebe sterben, als ohne Liebe leben?" «, X,

Hoftnft, Roman von Nataly von Eschstruth. Berlin, I. H. Schorer.

Die Verfasserin hält die Hofluft für ein Flnidnm'von so eigenartiger Beschaffen' hcit, daß Niemand sich seinem Einfluß zu entziehen vermag; je nach der Individualität ist die Wirkung verschieden, aber niemals ist es ganz wirkungslos.

Während der Eine verschmachtet, wenn er aus dem Dunstkreis der Hofluft verbannt wird, entzieht sich der Andere ihr freiwillig, weil ihr heißer Athem ihn zu ersticken droht; einen Dritten berauscht sie wie ein narkotisches Gift und wieder einen Anderen begeistert sie zu edelstem Streben. Noch eine Fülle anderer Beispiele führt die Verfasserin vor und gruppirt um diesen Grundgedanken ihre Erzählung, in der sie uns von russischen zu deutschen Höfen geleitet; hierbei können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie das allzu romanhaft Unwahrscheinliche zu Hülfe nimmt, um Zusammenhang in die Handlung zu bringen. Ein anderer Fehler von Natal«, von Eschstruth ist, daß sie zu sehr auf den Effect hinarbeitet; ihre Daistellungen, sowohl in der Schilderung von Situationen als auch Charakteren, werden durch Uebertreibungen unnatürlich. Ebenso nimmt ihr Humor einen Anlauf, für welchen die Bezeichnung derb urwüchsig schon nicht mehr zutreffend ist. , Dabei versteht sie unleugbar die Phantasie anzuregen und ein Publicum, welches in der Lectüre nur Unterhaltung sucht, zu fesseln. Würde sie auf ihre Schreibart mehr Sorgfalt verwenden und die Farben zu ihren Bildern weniger grell mischen, so dürfte sie auch einem gewählten Geschmack ansprechend sein. ru.2.

Das VolkramSlied. Ein Sang aus unserin Tagen von Julius Grosse. Drcsden-Striesen, Paul Heinzes Verlag.

Ein starker Band in Versen, zwölf Bücher nebst einem Prolog und einem Epilog — aber wir haben uns doch hin, durchgelesen, und zwar mit wirklichem Interesse, das will in unserer Zeit des wachsenden Naturalismus etwas heißen! Ter Dichter, der die Sechzig bereits überschritten hat, beweist durch diese epische Dichtung, daß seine Kraft noch ungeschwächt ist. Er schildert in den verschiedensten Versmaßen, je nach der Stimmung des Darzustellenden, die bunten Schicksale eines jungen Mannes, der weder seine Mutter, die Tochter eines alten welsischen Adelsgeschlechtes, noch seinen Vater, einen Demagogen des Jahres 1848, der in's Ausland hat flüchten müssen, gekannt hat. Alle wichtigen Strömungen des Zeitgeistes

in den letzten Jahrzehnten vor dem Entscheidungsjahre 1870/71 finden in dem Werke ihren künstlerischen Ausdruck, gm besten freilich diejenigen, bei denen der Dichter Erinnerungen seines eigenen Lebens zu verwerthen Gelegenheit hatte; andere sind weniger gelungen und lassen oft die rechte Klarheit vermissen. Auch an derbem Humor und witziger Satire hat es der Dichter nicht fehlen lassen, wie in der prächtigen Schilderung eines StudentenCommerfes. Dem alten, lange verkannten Malergenie Bonaventura Genelli hat der Dichter im diesem Werke ebenfalls ein würdiges Denkmal gesetzt. Nach den verschiedensten Irrfahrten — geistigen und leiblichen — sindet der Held des Gedichtes endlich im großen deutschen Kriege, an dem er sich wirksam eingreisend betheiligt, und nachdem er noch seinen sterbenden, in Begeisterung dem neuen Deutschland zus jubelnden Vater wiedergesehen hat, die echte Festigkeit seines Charakters und seines Glückes. Die Verse sind von virtuoser Leichtigkeit und vielfach von geradezu hinreißendem Wohllaut und Schwunge. Alles in Allem:

das Volkramslied ist eine bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete unserer evischen Dichtung und verdient die weiteste Verbreitung und die Beachtung aller Gebildeten. ^.

Unter der Schellenkappe. Empsind' same Geschichten von F. Mamroth. Breslau, S. Schottlaender. Empsindsam nennt Mamroth seine Geschichten, aber es ist nicht die Empsindsamkeit der schönen Seelen der Romantik, die nur zu leicht in Gesühlsüberschwänglichkeit ausartete, sondern wahres, echtes Empfinden ist es, warmes, ursprüngliches Gefühl, das uns hier entgegentritt. Oft erscheinen uns zwar die Personen auf den ersten Anblick sonderbar, ja bizarr, aber immer wird das psychologisch Rathselhafte aufs Trefflichste gelöst. Um die Feinheiten des Dialogs, um die vielen launigen Einfälle in ihrer epigrammatischen Kürze könnten die gewiegtesten französischen Dramatiker den Verfasser beneiden. Es ist eine Fülle des Guten, die uns in dieser Sammlung von Geschichten geboten wird.

»elts und Kleinstadtgeschichten.

Von P. von Schönthan. Dresden,
E. Pierson.

Man kann nicht eben sagen, daß die Personen und Situationen, die der bekannte Humorist Paul von Schönthan in seinen

„Welt- und Kleinstadtgeschichten" schildert, sich durch große Frische oder Originalität auszeichnen. Aber die Geschichten sind in liebenswürdigem Tone und mit ersichtlichem Behagen geschrieben; und von diesem Behagen überträgt sich unwillkürlich ein guter Theil von dem Autor auf den Leser, sodaß man gern in dem Buche blättern wird. Es sind alte Bekannte, aber gute, alte Bekannte. Und in einer Zeit, wo der echte Humor so überaus selten geworden, wäre eL ungerecht, nienn wir lange daran mäkeln wollten, daß der gute Schönthansche Humor in keinen neuen Formen in die Erscheinung getreten ist. ü—n.

Tausend und Eine Racht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit ca. siebenhundert Illustrationen. Dritter Abdruck der dritten durchgesehenen Auflage. Vollständige Ausgabe. Stuttgart, R ieger'sche Verlagsbuchhandlung. Vor wenigen Monaten ist der Ueoersetzer dieser weithin genannten, aber in ihrer vollständigen und wahren Gestalt nicht Vielen bekannten arabischen Märchen, fammlung in hohem Alter verschieden. Seit lange einer der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens, hatte er diese Ubersetzung mit besonderer Liebe gemacht und auf die Auswahl des Echten ans den zahlreichen, abweichenden Ucberlieferungen des Urtextes (über welche die „Einleitung" orienlirt), sowie auf ganz vollständige und sinngetreue, dabei aber gut lesbare deutsche Ubertragung große Sorgfalt verwandt; auch Erläuterungen orientalischer Ausdrücke und Sitten sind, wo es nöthig erschien, beigefügt. Tic neue reich illnstrirte und schön ausgestattete Ausgabe, welche soeben mit der 33, Lieferung (ü 40 Pf.) abgeschlossen ist, kann Allen, welche eine zutreffende und klare Vorstellung von dieser eigenthümlichen orienialifchenMarchenpoesie erhalten wollen, durchaus empfohlen werden.

?.

ES war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Baumbach ist dem deutschen Volke als Märchenerzähler kaum weniger an's Herz gewachsen wie als Sänger der Lieder des fahrenden Gesellen. Die neue Sammlung hält auf's Glücklichste Ton und Stil der früheren fest. Sie zeigt, daß dem

Dichter der Quell der Ersindung noch so klar und frisch sprudelt wie je zuvor, daß ihm seine reiche Phantasie immer von Neuem liebliche Früchte in den Schoß wirft. In vielen der Märchen kommt auch sein liebenswürdiger Humor zur Geltung. Hie und da sindet sich sogar eine kleine satirische Spitze, z. B. gelegentlich einmal gegen die Schwiegermütter. Damit werden wir freilich aus dem goldenen Wunderland in das wirkliche Leben verwiesen. Ueberhaupt haben die Baumbach'schen Märchen zum großen Theile einen entschiedenen novellistischen Anstrich. K.

Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R, H. Greinz und I. A. Kaufer er. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grabschriften und Marterlen. Gesammelt uud herausgegeben von Ludwig H ö r m a n n. Leipzig, A. G. L i e b e s k i n d. Zwei Büchlein im winzigsten Format in der Ausstattung ehrwürdiger Folianten, mit imitirtem Schweinslederband und alterthümlichen Lettern. Aber auch abgesehen von diesem originellen Einfall verdienen sie die Beachtung aller derer, die an den unmittelbaren Aeußerungen der Gedanken und Gefühle des Volkes ihre Freude haben. Die Lieder entstammen vornehmlich, dem Unterinnthal, specicll dem Ziller- und Achenthal. Die Liebe zu den heimischen Bergen sowie zum „Diandl" oder zum „Bua" ist ihr in immer neuen Formen wiederkehrendes Thema; den Refrain bildet häusig ein lustiger Jodler, Die von Friedhöfen, Votivtafeln und Feldkreuzen zusammengetragenen Grabschriften bekunden zum großen Theil den frommen, gläubigen Sinn der Bergbewohner, der meist einen unbeholfenen, oft aber tiefempfundenen Ausdruck sindet. Manchmal tritt ein schlagender Mutterwitz hervor wie z. B. in dem charakteristischen Epigramm:

Hier liegt Martin Krug, der Kinder, Weib und Orgel schlug. Eine erkleckliche Zahl der Grabschriften und „Marterlen", d, h. Aufschriften auf zur Erinnerung an einen Unglücksfall errichteten Gedenktafeln, erzielt durch ihre Raivctät eine zwerchfellerschütternde Wirkung. li. LesfingS Werke. Mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Zwölf Bände.

Stuttgart. G. I. Göschensche Verlagshandlung.

Die neue Lessingausgabe präsentirt sich uns in würdigstem Gewande, in ebenso reicher wie geschmackvoller Ausstattung. Gleicherweise empsiehlt sie sich durch ihre inneren Vorzüge. Der Herausgeber hat bei ihrer Veranstaltung die Bedürfnisse des großen gebildeten deutschen Pnblicums im Auge gedabt und sich bemüht, ihm nach jeder Richtung gerecht zu werden. Er bietet uns einen nach den Handschriften und Originaldrucken sorgfältig hergestellten Text, der Lessinas Schreib- und Sprechweise getreu wiedergiebt, indem er alle ihre Besonderheiten und sogar im Allgemeinen die Interpunction wahrt: nur die vielfach willkürliche Lessingsche Rechtschreibung ist nach den Grundsätzen der neuen Orthographie geregelt und bei Wortformen, in deren Gebrauch Lefsing selbst schwankt, durchaus die neuere Form eingeführt. Was die Auswahl der Werke anlangt, so fehlt keines von denen, auf die der gebildete Leser unserer Tage Werth zu legen berechtigt ist: so sinden wir z. B. auch die dramatischen Fragmente, sämmtliche von Lessing herrührende Literaturbriefe, eine große Zahl seiner gelegentlichen Aufsätze und Recensionen. Der gelehrte Apparat der Anmerkungen, welche nur Quellennachweise oder Citate. die der Text bereits in deutscher Uebersetzung aufweist, bieten, ist meistens weggelassen: nur in den beiden wichtigsten Werken, dem „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie" ist er vollständig beibehalten. Die von Muncker verfaßre Skizze von Lessings Leben und Schaffen sowie die Goedekeschen Einleitungen sind eine sehr brauchbare Beigabe. r.

Eduard MSrike'S gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, I. G. Göschen. Die Verlagshandlung hat sich mit dieser neuen, sehr schön und geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe der Werke drs schioabischen Dichters ein entschiedenes Verdienst erworben. Mörike ist, wenigstens in Norddentschland, bei Weitem nichl nach Gebühr gekannt und gewürdigt; in dem Schleswiger Theodor Storm freilich, der uns in seinen Schriften auch höchst ansprechend von einem Besuch bei idm zu erzählen meiß, hat er einen begeisterten Verehrer gefunden. Als Lyriker zählt Mörike zu unseren besten. Seine Gedichte zeichnen sich durch innige Empsindung sowie durch reine

Form aus; den volksthümlichen Ton hat er wie kaum ein zweiter zu treffen gemußt: ivir brauchen nur an seine allbekannte Ballade „Schön Rohtraut" zu erinnern. Als echter Romantiker streift er gern dnrch's Märchenland und giebt uns besonders in seinem „Stuttgarter Hutzelmännlein" ein köstliches Stück zum Besten. Unter seinen Erzählungen ragt die sich durchaus auf realistischem Boden bewegende reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" hervor, die in die Heyse-Knrzsche Novellenbibliothek aufgenommen und dadurch weiten Kreisen übermittelt worden ist. Auch sein Künstlerroman „Maler Rotten" darf noch ans das Interesse eines feineren Geschmackes rechnen. Wir wollen hoffen, daß die neue Gesammtausgabe zur Verbreitung der Kenntniß Mörike's das Ihre beiträgt fr.

1815 — 184«. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Von

Karl Biedermann. Eine Ergänzung
nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig
Iahre deutscher Geschichte 1840—1870."
Band l. Breslau. S. Schottlaender.

Biedermann stellt sich die Ausgabe, eine objectlve, nicht mir für den Gelehrten, sondern für alle nach allgemeiner Bildung strebenden Schichten der Bevölkerung bestimmte Darstellung jenes Zeitraumes deutscher Geschichte zu geben, der eine nach der großen Erhebung der Freiheitskriege nm so augenfälliger abstechende, kleinliche und unersreuliche Politik aufweist. Auch auf die Bedürfnisse des Unterrichts in höheren Schulen, der Lehrenden sowohl wie der Lernenden, nimmt der Verfasser Rücksicht. In wie vortrefflicher Weise er seine Absichten zu verwirklichen weiß, davon legt die änßerst beifällige Aufnahme Zeugniß ab, welche sein schon in dritter Aufrage erschienenes früheres Werk „Dreißig Iahre deutscher Geschichte" bei Kritik und Publicum gefunden hat. ES kommt ihm namentlich auch darauf an, die Regungen und Bewegungen des Zeits und Volksgeistes wiederzugeben. Für die Thätigkeit der regierenden und gesetzgebenden Gewalten sind die vorhandenen authentischen Veröffentlichungen (Bundestagsbcschlüssc, Conferenwrotoclle, Regierungserlasse, Landtagsberichte, Gesetze u. s. w.) sorgfältig benützt. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit von 18l5—182U, in welche die verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen und eine Menge eingreifender innerpolitischer Vorgänge fallen. Der zweite Band soll noch vor Osiern 1890 herauskommen. tr,

LicbeSzanber. Orientalische Dichtung von Paul Heyse. Illustrationen von Frau! Kirchbach, München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A. G. Ein Prachtwerk im reichsten und voruehmsten Stile. Paul Heyscs in reimlosen fünffüßigen Trochäen abgefaßte Dichtung weiß uns eine phantastische Geschichte von der Alles überwindenden Macht der Liebe zu erzählen, die selbst vor dem gewissen Tode keine Scheu kennt: sie ist durchaus in ernst-edlem Tone gehalten und zeigt von Neuem den Meister der Sprache und Form. Frank Kirchbachs Illustrationen schmiegen sich dem Inhalt und der Eigenart der Dichtung mit feinem Gefühl und Geschmack an; sehr schön und stimmungsvoll ist z. B ein Bild, auf welchem ein mächtige Filtige ausspannender Geist eine schlafende Frau durch die Nacht dahinträgt. Die Bilder, theils Vollbilder, theils in den Text eingefügt, manchmal als eine Art aradeskenartiger Umrahmung, sind vortrefflich in Heliogravure ausgeführt. r. «irchwcih. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Jllustrirt von Münchener Künstlern. Stuttgart,Deutsche Verlagsanstalt. Die kurzen Gedichte Drehers, des trefflichen Mitgliedes des Münchener Gärtnerplatz-Theater, bekunden einen frischen und liebenswürdigen vclksthümlichen Humor, hier und da auch einen schlagenden Witz. Sie stehen aber doch hinter dem ganz prächtigen, wirklich herzerfreuenden künstlerischen Schmuck des Buches zurück. Die trefflichsten Münchener Maler und Zeichner haben sich hier ein Stelldichein gegeben und eine Sammlung prächtiger Typen aus dem Volksleben geschaffen. Da sehen wir den reichen protzigen Bauern, den geizigen Müller,denSchullehrer, dicKellnerin u. s.w. Besonders hervorgehoben seien der joviale Pfarrer von Ed. Grützner, die alte Pfarrköchin von Elaus Meyer, 's Fischer-Resei von H. Lossow, ein geradezu entzückender lachender Mädchenkopf, Auch Defregger hat seinen Beitrag beigesteuert, einen Kübschen Burschen mit der Picise im Munde. Meister Oberländer hat eine schmausende Bauernfamilie mit seinem bekannten Humor abgebildet. Das Buch

wird ohne Zweifel überall, wo es hinkommt, behagliche Freude erwecken. n.

WeihnachtSalmanach für das Jahr

1889. Bielefeld und Leipzig. Belhagen Sc Kiasing.

In bunter Abwechselung bringt der Weihnachts-Almanach Aphorismen und Märchen, Gedichte und Erzählungen; bald ist er von launigster Heiterkeit, bald von schwermüthigem Ernst. Aus dem Ganzen weht es uns entgegen wie der traute Duft des Weihnachtsbaumes. Ueber die Trefflichkeit der überaus zahlreichen Textillustrationen und Bollbilder zu sprechen, ist wohl überflüssig; es ist hinreichend bekannt, daß die Verlagshandlung voll und ganz auf der Höhe der Zeit steht, daß ihre Bilderreproductionen das Beste leisten.

«—Q,

Die in S. Schottlaenders Verlag in Breslau erschienenen „Weihnachtsund Neujahrsbücher," die in 6 verschiedenen Ausgaben vorliegen: 1. Höhen der Seligkeit — Thiiler der Gnade, 2. In Sonne und Schatten. 3, Der Lieblingsschwan und andere Reime. 4. Verborgene Blüthen. 5. Tang und Algen. 6. Junge Herzen und grüne Auen, sind eine reizende und origmelle Neuheit, die auf höchst beifällige Aufnahme beim Publicum rechnen darf. Sie führen die in England und Amerika bestehende Form von Weihnachlsund Neujahrs-Glückwünschen auf's Glücklicliste bei uns ein. Die künstlerisch ausgestatteten Büchlein mit ihren wunderhübschen in feinem Farbendruck ausgeführten Bildern unddenvonEufemiaGräfinBallestrem (Frau von Adlersfeld) trefflich dem Englischen nachgebildeten, theils sinnigen, theils neckischen Versen, stellen die gewöhnlichen Gratulationskarten sehr in den Schatten und werden jedem Empfänger die angenehmste Ueberraschung bereiten.

Im Verlage der Kunsthandlung von Brick K Co., Berlin, ist soeben eine Reproduction in'Aquarelldruck des Hafens von Stavanger (Norwegen) nach M. Lindemann-Frommel jun. erschienen. Das Bild in seiner eigenthümlich gelben stumfpen Beleuchtung des Nordens ist sehr charakteristisch im Ton und flott gemalt; die Wiedergabe wohlgelungen und von guter , künstlerischer Wirkung.

?e.,e

Wilhelm Berger in Bremen.

Der Erbe von Rattingcn. Novelle 11, (Schluß.) ^33

Emil Rittershaus in Barinen.

Gedichte

Ferdinand öey'l in Wiesbaden.

Emil Rittershaus

Mar Dessoir in Berlin.

Zur Psychologie der Taschenspielerkunst

Daniel Landers in Altstrelitz.

Aus der Werkstatt eines ivörterbnchschreibers. Plaudereien 1I1. 2Z2

Ferdinand Groß in Wien.

Pierre koti 236

Hanna Schomacker in St. Petersburg.

Das junge Ehepaar. Märchen ^.,. 2H6

Bibliographie 25g

Zlodenischc Forschungen zur Kunstgeschichte lmlt Zllustrationen)^— Die Segründung

Musikalische kiteratur 263

Bibliographische Notizen 26 H

Hierzu ein Portrait von Emil Ritrershaus.
Radirnng von Johann kindner in München.

.Nord und SKd" erscheint am Ansang jedes Manuls in betten mit je eine, «unllneilage.
— preis pro gZuartal lZ öes,e! v Mark, —
lllle Viichhandlungen und postonftalten nehmen iederzrii Seftellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Breslau.

öiebenhufenerstr. 2/3.
Beilagen zu diesem Hefte

Arieor. Will,«!n, »snnow, l'ixzig, (vie christdche wcl,.)
A. SotNIItcken, Sonn, l«ale„der/l

Nord und Süd.

Eine deutsche Monats schri

Herausgegeben
von

Paul Lindau.

lll. Band. — Februar WO. — Heft j55.

(Mit rinem Portrait in Raditung: Lmilüittersbon,.)

Der Erbe von Rattingen.

Novelle,
von

Wilhelm Vergcr.

— Bremen. —

lEchluh.,

V.

Es war fünf Jahre später — ich war inzwischen nach Berlin versetzt worden und zum Rath aufgerückt — als ich in Zollangelegenheiten nach München gesandt wurde.

Bis dahin war ich noch nicht über den Main hinausgekommen, und was ich von füddeutscher Art wußte, hatte ich größtentheils aus den Schriften und Gedichten von Karl Stieler geschöpft. Nun benutzte ich die Gelegenheit, inich mit den Leuten näher bekannt zu machen, die in einem uns Norddeutschen so entlegenen Dialekt nicht allein reden, sondern auch denken.

Ich trieb mich, soviel es mir meine Zeit gestattete, in der Stadt und außerhalb derselben unter dem Volk umher und schloß mich an, wo man geneigt schien, sich mit dem Fremden einzulassen. Daß mein Durst, oder vielmehr meine Fähigkeit, Bier in mich aufzunehmen, weit hinter dem landesüblichen Maß zurückblieb, verhinderte leider manchmal das Aufkommen einer rechten Vertraulichkeit. Wahrscheinlich wurde mir als vornehme Zurückhaltung gedeutet, was doch nur eine constitutionelle Schwäche war. Doch gab ich mir redliche Mühe, mit den Wölfen zu heulen, und fand nach einer Woche gewissenhaften Strebens, daß sich mit einem Liter doch allenfalls in einer halben Stunde fertig werden ließ, eine Entdeckung, die ich mir als einen Fortschritt zu gut rechnete.

Jn einem der besuchtesten Schenkräume, wo etwa alle zehn Minuten ein frisches Faß ausgeläutet wurde, gerieth ich eines Tages an denselben Tisch mit einer Persönlichkeit, die mir sofort aufsiel. Es war ein Mann, der seinem allgemeinen Aussehen nach kaum die Fünfzig erreicht haben konnte, von blühender Gesichtsfarbe und zwar schlanker, doch kräftiger Gestalt. Das kurzgeschnittene Haar jedoch, der starke Schnauzbart war beinahe weiß. Als er feinen Krug faßte, bemerkte ich, daß ihm zwei Finger der rechten Hand fehlten. Sein grauer Anzug war nicht mehr nm und an den Knieen und Ellenbogen bereits blank geworden; doch saß er gut und war keinenfalls fertig gekauft. Kragen, Vorhemd und Manschetten schienen wohlgestärkt und waren von untadelhafter Weiße; ich kam unwillkürlich auf die Vermuthung, daß sie aus Papiermasse gefertigt sein möchten. Einen Hut von rauhem braunem Filz mit breiter Krampe, von einer Form, die von den gebräuchlichen abwich, hatte der Mann auf den Knieen liegen. Welchem Stande er angehörte, welches Gewerbe er betrieb, war schwierig zu muthmaßen; meine Menschenkenntniß reichte dazu nicht aus. Alles in Allem machte er auf mich den Eindruck Eines, der mehr vorstellen wollte, als er eigentlich war.

Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Daß er kein Süddeutscher war, hörte ich an seinen ersten Worten. Doch war in seiner Sprechweise etwas Schwerfälliges, Unbeholfenes, das ich mir nicht zu erklären vermochte; das Aufsinden der Worte, die Bildung der Sätze schien ihm Mühe zu verursachen. Er sei ein Fremder hierzulande, sagte ich ihm auf den Kopf zu. Da lächelte er geschmeichelt und erzählte bereitwillig, daß er ein Amerikaner sei. So lange habe er sich unter englisch redendem Volk umhergetrieben, daß er seine liebe Noth habe, sich in seiner Muttersprache einigermaßen geläusig auszudrücken. Doch gelinge ihm dies täglich besser, und wenn er nur noch ein paar Wochen bleibe, was allerdings unwahrscheinlich sei, dann werde ihm Niemand mehr den Ausländer anmerken.

Nun muß ich gestehen, daß ich ein ungünstiges Vorurtheil gegen meine amerikanisirten Landsleute habe. Ich empsinde wie Bismarck: ein Deutscher, der sein Vaterland abstreift wie einen alten Rock, ist für mich kein Deutscher mehr. Zudem ist es meist schwierig, der naiven Anmaßung jener zum Republikanerthum bekehrten Eingewanderten entgegenzutreten, ohne grob zu werden. Aus diesen Gründen hätte ich am liebsten das begonnene Gespräch schleunigst abgebrochen. Iener indessen, des gewonnenen Genossen froh, rückte näher an mich heran, mit der unverkennbaren Absicht, sich bei mir festzuplaudern. Sofort eröffnete er mir, daß er nach München gekommen sei, um mit einigen namhaften Brauereien Verbindung anzuknüpfen. In den letzten Iahren sei er in dem oberen Stadttheil von Newyork Wirth gewesen, und sein Keller habe sich eines großen Zuspruchs erfreut. Dies Geschäft aber, wenn auch lohnend, nehme seinen Mann sehr in Anspruch. Zudem sei es ihm nicht „genteel" genug. Da habe er sich gedacht, er wolle es einmal mit dem Import von bairischem Bier im Großen versuchen.

Als ich bemerkte, dazu werde jedenfalls ein beträchtliches Capital erforderlich fein, gab der ehemalige Bierwirth an, daß es vorläusig nur auf die Erlangung von Agenturen abgesehen sei. „Das ist der erste Schritt," fagte er. „Sobald ich festen Boden unter den Füßen fühle, geh' ich weiter. Die Mittel werde ich schon sinden. Wissen Sie, bei uns drüben ist für einen unternehmenden Kopf das Capital die geringste Sorge. Nur etwas plausibel muß den Leuten die Sache gemacht werden können."

Diese letzte Aeußerung des Deutsch-Amerikaners gesiel mir nicht recht. Ironisch sagte ich, das müsse ein recht angenehmes Land sein, wo das Geld so locker sitze; da könne man es gewiß leicht zu etwas bringen.

Er fühlte den Stich. „Das ist auch so," erwiderte er. „Nur muß man bei Zeiten auf die richtige Fährte gerathen. Der Eine hat dies Glück, der Andere nicht. Ich zum Beispiel — warum soll ich's leugnen? — ich war einer der Anderen. Allerlei hab' ich versucht; wenig ist mir eingeschlagen. Wohlhabend bin ich allerdings ein paarmal gewesen; aber ies hat nicht lange gedauert. Doch soll man niemals verzagen. Ich stehe noch in den besten Iahren, kenne jetzt Land und Leute aus dem Grunde — warum soll mir nicht gelingen, was so mancher Dummkopf fertig gebracht hat? Wenn ich nur noch zehn Iahre lebe: in ein eigenes Haus an einer der feinen Straßen setze ich mich doch hinein!"

„Ich will es Ihnen wünschen," versetzte ich. „Und Ihre eigentliche ProHssion, zu welcher Sie in Deutschland erzogen worden sind, ist wohl nichr lohnend in den Vereinigten Staaten?"

„Das ist sie wahrlich nicht," lachte mein hoffnungsvoller Freund. „Meine Profession! Die giebt es gar nicht drüben. Ueberhaupt," fuhr er in wegwerfendem Tone fort, „mit dem, was man hier gelernt hat, ist unter den Jankees nicht weiterzukommen. Da muß man wieder ganz von vorn anfangen, wenn man nicht Hunger leiden will. Und wählerisch darf man auch nicht sein. Es ist nicht alles appetitlich, was Geld einbringt. Wer sich darüber nicht hinwegsetzen kann, der taugt nicht für Amerika."

Er bemerkte, daß mein Blick auf feiner Hand ruhte, die er auf den Tisch gelegt hatte. „Ich entbehre die beiden Finger nicht, die Sie da vermissen," sagte er leichthin. „In der Schlacht am Chickamanga sind sie mir weggeschossen. Später hat mir die kleine Verstümmelung eine ganz nette Pension eingetragen." Er lachte verschmitzt vor sich hin. „Das ist ein schlimmer Wind, der Niemandem etwas Gutes zubläst," bemerkte er, ein englisches Sprichwort citirend. „Zuerst freilich ging mir der Verlust der Finger sehr zu Herzen. Sie waren dreißig Iahre mit mir alt geworden und hatten mir manchen guten Dienst gethan. Zudem war es eigentlich gar nicht meine Absicht gewesen, den Krieg mitzumachen. Es war das reine Pech, daß ich hineingerieth. In vier Staaten hatte ich mein Handgeld eingeheimst — jedesmal ein hübsches Sümmchen — und war immer glücklich entkommen. Das fünfte Mal wurde ich bei der Fahne festgehalten und mußte mit in's Feld. Und da gab's meist recht wenig zu brechen und zu beißen, und die Balgerei wurde immer gefährlicher."

Jch siel ein: „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie viermal desertirt sind?"

„Desertirt?" rief er entrüstet. „Bewahre! Tos mag so scheinen, wenn man den europäischen Maßstab anlegt. Aber der paßt bei uns schlechterdings nicht. Sehen Sie, das war damals so: die Einzelstaaten warben um die Wette Truppen an und überboten sich gegenseitig im Betrage der Prämie, die sie zahlten. Es war eine günstige Conjunctur zur Verwerthung der Person. Warum sollte sie nicht benützt werden? Jeder verkaufte sich so theuer als möglich. Es war ein Geschäft, und nicht einmal ein sehr gewagtes. Tausende haben es betrieben; ich auch. Man nannte uns und lachte über unsere Findigkeit."

Die moralischen Grundsätze des Fremden flößten mir einen gelinden Abscheu vor ihm ein; ich suchte nunmehr, mit guter Manier von ihm loszukommen. Nicht ohne Anstrengung leerte ich meinen Maßkrug, schützte Geschäfte vor und brach auf. Er bot mir mit unglaublicher Unbefangenheit seine dreisingerige Hand; ich that, als ob ich es nicht sähe, und beeilte mich davonzukommen, mir gelobend, fortan das Local zu meiden, welches mir eine so bedenkliche Bekanntschaft eingetragen hatte.

Am Abend besuchte ich die Oper. Es wurde die „Walküre" gegeben, die mir noch fremd war. Während des ersten Zwischenactes behauptete ich meinen Sperrsitz; ich war derartig ergriffen, daß es mir nicht in den Sinn kam, mich aus dem Zuschauerraum zu entfernen; ja, der Versuch, mich dem Banne zu entziehen, in den mich das Kunstwerk versetzt hatte, wäre mir frevelhaft vorgekommen.

Da, indem ich das traurige Geschick des Wälsungenpaares theilnehmend erwog, dessen Unabwendbarkeit mitten im Liebesjubel der wonnigen Frühlings nacht den Zuschauer mit ahnungsvoller Wehmuth ergreift — da tönte mir plötzlich ein bekannter Name in das Ohr, aus einer Unterhaltung, die hinter mir geführt wurde.

Rattingen! — Was knüpfte sich doch an diesen Namen? Wann und wo war er mir begegnet? — Richtig; jetzt hatte ich's. Der Förster mit seinen Zwillingsschwestern Jette und Rieke stand im Geiste vor nur. Und ich befand mich ja in Baiern, in dem Lande, wo jener Roman begann, mit dem er mich einen langen Abend unterhalten!

Siegmund und Sieglinde waren vergessen, und ich horchte.

„Sie ist die Letzte aus einer alten Familie," sagte dieselbe Stimme, die ich schon gehört hatte. „Sehr reich nmß sie sein; vor einigen Jahren sind ihr noch die Mmühl'schen Besitzungen zugefallen. Merkwürdig ist's, daß sie nicht geheirathet hat; es kann ihr doch an Anträgen nicht gefehlt haben. Jn ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein; sie ist es eigentlich noch immer, trotz ihrer Vierzig. Sehen Sie nur: ist sie nicht eine blendende Erscheinung?"

Gleichsam instinctiv richtete ich meinenBlick auf die unteren Prosceniumslogen. Gerade beugte sich eine Dame vor und ließ die Blicke über das Haus schroeisen. Ich konnte nicht zweifeln: das waren die Augen, deren Zauber die Förstersleute nicht hatten widerstehen können! — Iawohl, der Herr hinter mir hatte Recht: Hulda Freiin von Rattingen war noch immer eine blendende Erscheinung! Wohl nur ich, der die dunkle Episode in ihrer Iugendzeit kannte, vermochte einen leichten Zug der Strenge, der Entschlossenheit zu entdecken, der sich um diese Lippen festgesetzt hatte.

„Früher kam sie selten zur Residenz," hörte ich weiter. „Seit indessen der junge Altmühl erwachsen ist, verbringt sie jeden Winter hier."

„Der junge Altmühl?" erwiderte ein Anderer. „Sagten Sie nicht soeben, das Fräulein von Rattingen habe die Altmühl'schen Güter geerbt? Wie konnte das angehen, wenn ein Sohn da war?"

Darauf der Erste: „Altmühls Ehe mit der Freiin Walpurga von Rattingen ist kinderlos geblieben. Das Paar hat aber in den sechziger Iahren einen Vetterssohn aus Kroatien oder Dalmatien zu sich genommen und später adovtirt. Auch ist damals demselben die Berechtigung erwirkt worden, den Namen von Altmühl zu führen. Daß derselbe nicht direct geerbt hat, wird auf Vereinbarungen innerhalb der Familie beruhen. Bei semer Intimität mit der Freiin Hulda, die er Tante nennt, ist indessen nicht daran zu zweifeln, daß sie ihn zum Nachfolger in ihrem Besitze erkoren hat. Der junge Mann kann sich gratuliren; er wird sich einmal in ein wohlgefüttertes Nest hineinsetzen, und daß er sich jetzt schon nichts abgehen läßt, ist stadtbekannt."

Nicht der geringste Argwohn kam mir bei dieser Auseinandersetzung, welche Bewandtniß es mit dem jungen Altmühl habe.

„Eben tritt er in die Loge," fuhr der Redner fort.

„Also das ist der Glückspilz?" sagte der Andere. „Ein selten hübscher Mensch, das ist nicht zu leugnen."

Nun wandte auch ich meine Blicke wieder zu der Loge. Aus müßiger Neugierde natürlich; denn was ging mich der junge Altmühl an? — Wie erschrak ich aber! Vor mir, in der Rundung meines Glases, erschien jenes Gesicht, das mir von dem Bilde im Forsthause her noch so wohl erinnerlich war. Das waren die krausen braunen Haare, das war die offene Stirn, die feine gerade Nase mit den etwas ausliegenden Flügeln, das kokette kleine Schnurrbnrtchen, das volle Kinn! — Ein Geheimniß, tief vor der Welt verborgen, lag enthüllt vor mir. Mutter und Sohn! Und er, dieses jugendliche Abbild feines verschollenen Vaters — er hatte schwerlich eine Ahnung davon, in welch nahem verwandtschaftlichen Verhältniß er zu seiner Wohlthäterin stand! Nein, nein — gewiß nicht. Tante nannte er sie, hatte Jener hinter mir gesagt. Nur eine gütige Tante war sie ihm, die ihn erhielt, die ihn beschenkte, die jeden seiner Wünsche erfüllte!

Aber sie, aber Hulda! — Was mußte sie empsinden jenem Doppelgänger ihres verstoßenen Geliebten gegenüber!

Jch betrachtete sie. Eben unterhielt sie sich, emporschauend, mit ihrem Sohne, der hart an die Brüstung getreten war und mir sein Prosil zeigte. Sie lächelte ihm freundlich zu, während er sprach; dann wurde sie ernster und schien ihm einen milden Verweis zu ertheilen. Der junge Mann blickte in das Orchester hinab auf die Pauken und zupfte an seinem Bärtchen. Als Hulda wieder schwieg, plaidirte er nochmals für seine Sache. Diesmal widerstand sie ihm nicht; nach einigen Worten, die sie gesprochen, trat er in die Loge zurück, und ich bemerkte, daß er ihre Hand küßte, die sie ihm mit einem leichten Achselzucken darreichte.

So gut, dünkte mir, verstand ich die kleine Scene! Hat sie doch schon unendlich oft gespielt, feit Menschen auf der Erde wohnen! Mit ihresgleichen wollen die Jungen verkehren; das Alter wehrt ihnen und bittet: Bleibt bei uns. zu unserer Freude, zu unserer Erheiterung! — Gerne, heißt es dann, nur heute nicht; heute ist dies und jenes; ein Freund feiert Geburtstag; eine Wette muß vertrunken werden — und was sonst noch. Und immer wieder giebt das Alter seufzend nach: Nun ja; dann geht und amüsirt euch! ^ Ach, wie dankbar empfängt die Jugend solche Erlaubniß, obgleich sie an ihrer Ertheilung gar nicht gezweifelt hatte! Und die Alten nehmen den Dank mit in ihre Einsamkeit und trösten sich daran, so gut sie können.

Und dies war auch das Loos von „Tante Hulda"!

Der Vorhang hob sich wieder. Wotan und Fricka traten auf und zeigten, wie herrlich auch in Walhall das Pantoffelregiment gedeiht. Dann erschien das dem Untergang geweihte Liebespaar, und die hochherzige Walküre begann den trotzigen Feldzug gegen das Schicksal, in dem sie erliegen sollte. Personen, die nie gelebt hatten, in einer Welt, die nie gegewesen war! Und dennoch: wie ergreift uns ihr Thun und Lassen, ihr Handeln und Leiden! wie matt und farblos erscheint alle Realität gegenüber diesen gigantischen Gebilden!

Aber es gelang mir nicht, den Vorgängen auf der Bühne meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jmmer wieder mußte ich jener armen Frau in der Prosceniumsloge gedenken, der es zwar gelungen war, ihren Sohn an sich zu ketten, die ihn aber nicht in Mutterliebe an ihr Herz schließen durfte. Gerettet hatte sie, was zu retten war, aus dem Schiffbruch, den sie in ihrer Jugend erlitten. Doch keine reine Freude gewährte ihr der erschlichene Besitz! — Meine Blicke stahlen sich hin und wieder zu ihr. Wohl sah sie so aus, als ob sie mit dem Erreichbaren sich abgefunden hätte. Nur von Kämpfen erzählten ihre Züge, die weit hinter ihr lagen. Eine Heldin war sie doch. Denn gewiß: nicht geringe Anstrengungen hatte sie aufwenden müssen, um den Knaben in ihre Kreise emporzuheben, ohne ihr Geheimniß preiszugeben! Und daß sie dies überhaupt gethan, daß sie nicht dies Kind einer Liebe, deren sie sich schämte, nach der Geburt in irgend einem entlegenen Dorfe untergebracht und es daselbst hatte aufwachsen lassen, ohne ihm jemals näher zu treten — das war auch etwas Großes! Ein gewöhnliches Weib war Hulda von Rattingen nicht; es mußte sich der Mühe verlohnen, sie näher kennen zu lernen.

Auch im nächsten Zwischenacte verließ ich meinen Platz nicht. Nur stellte ich meine Beobachtung der Loge ein, fürchtend, daß dieselbe auffällig werden könnte. Um mir die Blicke dorthin unmöglich zu machen, stand ich auf, wandte meinen Rücken der Bühne zu und ließ mein Glas über die Menge der Gesichter wandern, die mir zugekehrt waren; ohne eigentlichen Antheil. Bekannte zu entdecken konnte ich kaum erwarten, da mich meine Geschäfte nur mit wenigen Personen in Berührung gebracht hatten und ich Einladungen ausgewichen war, um ungehindert meinen Volksstudien obliegen zu können. Und das eine Theaterpublicum ist vom andern im Ganzen wenig verschieden, wenigstens nicht in den großen, aus fürstlichen Schatullen erhaltenen Häusern. Dieselben Gesichter, dieselben Toiletten. Hin und wieder trifft man auf ein eigenartig ausdrucksvolles Frauengesicht, das man festhalten möchte, wenn man Maler wäre, oder auf einen männlichen Charakterkopf — doch nicht eben allzuhäusig.

Und so war es auch in München. Allmählich bewegte sich mein Glas hinab zum Parterre, wo die Wagnerfreunde Kopf an Kopf standen. Dort traf ich allerdings auf einen Bekannten, aber es war kein solcher, dessen unerwarteter Anblick mir Freude machte. Der Deutsch-Amerikaner, der „lZouatvjumper" befand sich eingekeilt in der Menschenmenge. Er hatte also doch ein gewisses Jnteresse für die Kunst, einen Winkel in seiner Seele, der noch nicht von der Habsucht eingenommen war!

Er schien etwas im Hause entdeckt zu haben, das seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade fesselte. Starr blickten seine Augen nach derselben Richtung. Und indem ich ihn nun schärfer betrachtete, siel mir seine fahle Blässe auf. Jch wurde neugierig und suchte das Ziel seiner Blicke. Da ward ich zu meiner nicht geringen Verwunderung gewahr, daß die untere Prosceniumsloge rechts ihn anzog. Huldas Sohn saß neben ihr, und die Beiden plauderten im besten Einvernehmen miteinander. Nun war Hulda ja immer noch ein hübsches Frauenzimmer, und auch der junge Mann an ihrer Seite durfte sich eines sehr vortheilhaften Aeußeren rühmen; doch stachen sie keineswegs unter den Zuschauern derartig hervor, daß sie einem Fremden auffallen mußten. Es konnten nur besondere Umstände sein, die meinem Freunde, dem Amerikaner, das Paar interessant machten. Nun sprach er einen Nachbar an, während er die Loge nicht aus den Augen ließ. Unzweifelhaft versuchte er Erkundigungen über ihre Jnsassen einzuziehen; der Nachbar indessen, nachdem er hingesehen, schüttelte den Kopf; er kannte sie nicht. Der Amerikaner holte mit großer Schwierigkeit sein Schnupftuch aus der Rocktasche und trocknete seine Stirne ab. Kein Wunder, daß ihm warm geworden war in dem Gedränge!

Ich setzte mich wieder. Was ging es mich an, durch welchen Zufall — vielleicht durch eine Aehnlichkeit — der viermalige Deserteur auf jene beiden ihm unbekannten Personen aufmerksam geworden war! Zudem theilte sich der Vorhang wieder und das Ioho! der Walküren schmetterte in das Haus. Ich vergaß nicht allein den Amerikaner, sondern auch Hulda von Rattingen nebst ihrem Sohne, dem jungen Herrn von Altmühl.

Sie sollten mir jedoch nochmals in Erinnerung gerufen werden.

Als ich nach Beendigung der Vorstellung in das Freie trat, war unter den vorfahrenden Wagen aus irgend einem Grunde eine Stockung eingetreten, und einige der Herrschaften, zu ungeduldig, um zu warten, gingen zu Fuß an den Equipagen entlang, die ihrige zu suchen. Darunter befand sich auch Hulda am Arme ihres Sohnes. Ganz dicht ging sie an mir vorüber; durch ihren herabgelassenen Schleier bemerkte ich, daß mich ihre Augen gleichgültig streiften. Wunderbare Augen, in der That! Ich blieb stehen und sah dem Paare nach.

Da legte sich eine Hand schwer aus meinen Arm. Neben mir stand der Amerikaner. Schon wollte ich den Zudringlichen von mir weisen, als ich eine hochgradige Erregung bei ihm bemerkte. Ich dachte an mein Beobachtungen im Hause und schwieg. ,

Hastig stieß er hervor: „Können Sie mir vielleicht sagen, wer der junge Herr ist, der soeben an uns vorüberging? ^ Den dort meine ich," fuhr er fort und zeigte auf Huldas Sohn, der eben hinter seiner Mutter die Wagenthüre schloß.

„Zufällig habe ich im Theater seinen Namen gehört," erwiderte ich. „Er ist ein Herr von Altmühl."

„Altmühl? — Der Name lag nahe genug," murmelte er. Und fast ängstlich forschte er weiter: „Wissen Sie vielleicht auch, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß dieser Herr von Altmühl zu der Dame steht, die er begleitete?"

„Er nennt sie Tante. — Und darf ich fragen, weshalb jener Fremde Sie so sehr interessirt?"

„Weil ich vermuthe, daß er nicht ist, was er scheint," platzte er heraus.

„Inwiefern?"

Er zögerte mit der Antwort. „Es ist eine seltsame Geschichte," sagte er endlich. „Wenn es Sie nicht genirt, mit mir zu gehen, so kommen Sie an einen stillen Ort mit mir. Ich muß mich Iemandem anvertrauen; ich halte es nicht aus."

Wir gingen schweigend nebeneinander über den Platz und bogen in eine ruhige Straße ein. Unterwegs betrachtete ich den räthselhaften Mann von der Seite. Und auf einmal, als ich seine Gesichtszüge unter dem breitkrämpigen Hut nur matt von einer entfernten Laterne beleuchtet sah, wußte ich, wen der Zufall in meine Gesellschaft geführt hatte.

„Sie sind Konrad Gruber," sagte ich plötzlich.

Er erschrak heftig und starrte mich fassungslos an.

„Wie konnten Sie errathen?" stammelte er. „Schon lange führe ich diesen Namen nicht mehr. Und wenn wir uns vor meiner amerikanischen Zeit gesehen haben sollten — nein, das ist nicht möglich — ich habe ein gutes Personengedächtniß — selbst dann — Sie würden mich nicht wiedererkannt haben ... Ich bin Leuten begegnet, mit denen ich einst täglich umging — Keiner hat den Konrad Gruber in mir vermuthet —"

„Die Sache ist einfach genug," erklärte ich. „Durch den Förster Wolfshagen kenne ich Ihre Geschichte; in seinem Hause sah ich das Bild, das Sie ihm hinterlassen haben. An jenes Bild wurde ich heute im Theater auf das lebhafteste erinnert — Sie wissen durch wen. Und nun kamen Sie und forschten eben derselben Persönlichkeit nach, mit einer sieberhaften Neugierde, die einen tieferen Grund vermuthen ließ. Dazu Ihre Bemerkung, Iener sei nicht, wofür er gelte. Da mußte ich doch wohl endlich auf den Gedanken kommen, Sie könnten kein Anderer sein —"

„Als der ehemalige Forstgehülfe, von dem ein hochgeborenes Fräulein sich entführen ließ, um ihm den Laufpaß zu geben, sobald ihr infamer Adelsstolz wieder Macht über sie bekam." So ergänzte Konrad Gruber meinen Satz. „Ia. ja; Sie haben gut gerathen. — Herr Gott! wie sich das Frauenzimmer conservirt hat! Und was ist mittlerweile aus mir geworden? — Doch das ist am Ende gleichgültig — ich meine, was mich betrifft. Es würde keinem Menschen besonders nahe gehen, wenn ich unter die Füße gekommen wäre. Drüben nicht, und hier erst recht nicht."

„Sie haben keine Familie?"

Er lachte kurz auf. „Woher denn? — Das Freiherrntöchterlein hatte mich wählerisch gemacht; ich hatte Geschmack an der Aristokratie gefunden. Weiber gab's genug, die gerne Frau Iohn Parker werden mochten — so heiß' ich jetzt. Ich war ein hübscher Kerl, als ich jung war; Sie wissen es ja. Aber es fehlte ihnen allen ein gewisses Etwas — der Henker weiß, was es ist. Und da bin ich unverheirathet geblieben."

Eine Weile gingen wir stumm nebeneinander hin; dann begann er wieder: „Sie können sich denken, wie mir wurde, als ich heut Abend plötzlich mein Ebenbild erblickte — neben meiner alten Liebe. Ich meinte, der Schlag sollte mich rühren. Daß ich Vater sei — der Gedanke ist mir nie gekommen. Denn Iener, wie er sich auch nennen mag: sein Ursprung ist mir so sicher wie die Zugehörigkeit meiner Nase zu mir. Und jetzt macht's mich rein närrisch, zu denken, daß da eine so prächtige Copie von dem Konrad Gruber hier herumläuft, mit einem schönen, altadeligen Namen, und er hat sein Vergnügen in der Welt, und es fehlt ihm nichts! Denn die liebe Tante wird ihn schon gut halten; sie weiß . warum. Ein glücklicher Iunge, dieser Sohn von mir! Ist mir's doch beinahe, als ob ich's selbst wäre!" Und er rieb sich vergnügt die Hände.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich, einigermaßen besorgt, Iohn Parker, alia8 Konrad Gruber werde sich nun da einzudrängen versuchen, wo man ihn nicht kennen durfte.

Aber in dieser Hinsicht schien nichts von ihm zu befürchten. Freilich versetzte er, das wolle er davon haben, daß er, so lange er in München sei, seinen Herrn Sohn — er sagte wirklich Herrn Sohn — ein bischen beobachte, doch selbstverständlich aus der Ferne. Er sei doch neugierig, ob er aus der Art geschlagen sei. Allem Anschein nach nicht. Er sehe aus wie ein flotter Cavalier, der wohl mit einer Flasche Sect fertig zu werden wisse. Auf die Spur werde er ihm bald kommen. O, er habe noch Geld genug, um sich in den Gesindestuben gute Freunde zu machen. Und er beabsichtige ja nicht, Iemandem lästig zu fallen; nur seine stille Freude als Zuschauer wolle er haben.

In dieser Weise schwatzte er aufgeregt weiter, bis wir an den Eingang zu einem renommirten Bierschank gelangten. Da brach er ab und fragte mich, ob ich mit ihm eintreten wolle. Ich hielt es für besser, das Verhältniß nicht allzuvertraut werden zu lassen, und entschuldigte mich mit Müdigkeit. Doch schien es mir andererseits rathsam, mit ihm in einer gewissen Verbindung zu bleiben, da ich mir nicht verhehlte, daß seine Pläne, namentlich bei ungeschickter Ausführung, Verdacht rege machen könnten. Und meine Theilnahme an dem Geschick der Freiin von Rattingen war groß genug, um es mir zur Pflicht zu machen, die Gefahr, die ihrem Geheimniß drohte, nach Kräften abzuwehren. Ich gab also Herrn Iohn Parker meine Visitenkarte, nannte ihm das Hotel, in dem ich wohnte, und bat ihn, mir Bericht zu erstatten, da mein Interesse an seiner Angelegenheit ein sehr reges sei. Er sagte mir zu, daß er mich besuchen werde, und gab mir auch seine Adresse. In einer volkreichen Straße der Vorstadt hatte er eine möblirte Wohnung genommen. Und so trennten wir uns.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich von einer der drei Personen, die so eigenthümlich mit einander verbunden waren, wieder etwas hörte oder sah. Dann, eines Abends, als ich mich gerade anschickte, in eine Soiree bei dem Finanzminister zu gehen, wo ich nicht umhin konnte, zu erscheinen, ließ Iohn Parker sich bei mir melden.

Er hatte eine Menge Nachrichten über Herrn von Altmühl gesammelt, — Gott weiß, wie und wo. Huldas Sohn war ein Lebemann von freien Sitten, ein genußfüchtiger junger Mann, allen noblen Passionen fröhnend. Iohn Parker erzählte dies mit dem größten Stolz, — allerdings mit anderen Worten. Er hatte den Vornamen Altmühls ausgekundschaftet, und nannte ihn nur beharrlich Siegfried, was komisch genug klang. Siegfried werde von feinen Untergebenen schwärmerisch verehrt, berichtete er. Oder: Siegfried verkehre in den feinsten Häusern der Residenz und wisse sich vor Einladungen nicht zu lassen. Und schließlich vertraute er mir auch an, schmunzelnd und mit sichtlichem Behagen, Siegfried habe ein kleines VerlMniß mit einem Theaterdämchen. Kurz: was er von Siegfried gehört hatte, gestel seinem väterlichen Herzen wohl.

Uebrigens versicherte er mir auf mein ernstliches Befragen, daß er mit der größten Behutsamkeit vorgehe.

„Wofür halten Sie mich, Herr Regierungsrath?" spielte er sich auf. „Gott soll mich davor bewahren, daß ich die Veranlassung werde, dem Iungen das Leben trübe zu machen; da wär' ich ein schlechter Vater! Er soll bleiben, was er ist, vor Iedermann. Und könnt' ich beweisen, was ich glaube? — Es würde mir schlimm ergehen, wenn ich meine Zunge nicht hütete; ich werde mich schon in Acht nehmen. — Gesehen hab' ich den Siegfried auch ein paar Mal, hier und da; heute zu Pferde. Verteufelt gut reitet er; wie sollte er auch nicht? Er hat ein Iahr bei den Chevauxlegers gedient. Ietzt ist er Vicewachtmeister bei der Reserve."

Mein Wagen wurde gemeldet. Ich bat Iohn Parker, er möge mich entschuldigen; ich sei zum Finanzminister gebeten.

„Da werden Sie Siegfried treffen," sagte er erfreut; „ich weiß es aus bester Quelle, daß er hingeht. Ach, da hätt' ich eine große Bitte an Sie! Darf ich gleich morgen früh wiederkommen, und Sie sind dann so gut und erzählen mir etwas von dem Iungen? Wie er sich macht unter den Herrschaften und wie er Ihnen gefällt?"

Fürwahr ein naives Ansinnen! Aber etwas Rührendes hatte sie doch, diese Verehrung des plebejischen Vaters für den aristokratischen Sohn! — Ich brachte es nicht über das Herz, ihm die erbetene Erlaubniß zu versagen.

Er begleitete mich die Treppe hinunter, bis an den Wagen. Der Portier betrachtete ihn von oben bis unten, als er mir noch vom Trottoir aus einfach zunickte — ganz als freier amerikanischer Bürger, der den Unterschied der Stände für einen Humbug hält. Er mag sich über diese intime Bekanntschaft von mir seine absonderlichen Gedanken gemacht haben, der silberbetreßte Herr Portier!

In der That traf ich Siegfried von Altmühl in der Gesellschaft, wie Parker mir vorher gesagt hatte. Aber auch seine „Tante", die Freiin von Rattingen, was Iener wohl nicht der Mühe werth gehalten zu erwähnen. Denn merkwürdiger Weise schien er an der ehemaligen Geliebten keinen Antheil' mehr zu nehmen.

Mit Herrn von Altmühl kam ich im Laufe des Abends nur verschiedene Male in flüchtige Berührung. Er machte einen angenehmen Eindruck auf mich; die paar Worte, die er in das Gespräch warf, verriethen Geist und Verstand. Uebrigens hatte er etwas Unstetes; ich sah ihn bald hier, bald dort in den Räumen, schmetterlingsartig umherflatternd. Wie mir schien, war er zerstreut und innerlich von Dingen in Anspruch genommen, die größere Wichtigkeit für ihn hatten, als die Gespräche, welche er zu führen nicht wohl unterlassen konnte.

Der Freiin von Rattingen stellte mich Se. ExceUenz selbst vor, mit einigen launigen Worten, die sich darauf bezogen, daß ich mich bis jetzt der Münchener Gesellschaft fer n gehalten hatte. Die Gnädige empsing mich sehr artig und halte die Güte, mich auf einen Sessel zu nöthigen, der neben ihr frei war; doch meinte ich, hinter ihren freundlichen Worten ein gewisses Mißtrauen zu erkennen, das sie dem Fremden, der aus Norddeutschland kam, entgegenbrachte. Sie unterließ auch nicht, sich im Laufe der Unterhaltung nach meinem Geburtsort, nach meinen Familienverhältnissen, selbst nach den Städten zu erkundigen, wo ich zeitweilig im Amt gestanden. Als ich Kassel nannte, traf mich ein rascher, forschender Blick; ich ging indessen mit möglichster Unbefangenheit über diese verdächtige Gegend hinweg. Schließlich mußte sie wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ich ein gänzlich ungefährlicher Mensch sei; denn sie glitt allmählich aus ihrer Reserve heraus und begann, über neutrale Gegenstände mit Gewandtheit lebhaft zu plaudern. O, sie war durchaus nicht oberflächlich, so leicht auch ihre Rede floß. Sie verrieth umfassende Kenntnisse und besaß in Sachen der Kunst ein feines, selbständiges Urtheil. Auch für die Verhältnisse des praktischen Lebens zeigte sie einen klaren Blick und scharfes Verständniß. Als ich ihr ein Compliment darüber machte, erwiderte sie, daß sie kein Lob verdiene. Wer, wie sie, zwanzig Iahre lang die Bewirthschaftung großer Güter ziemlich selbständig geleitet habe, müsse schon zu einer Einsicht in die realen Factoren gelangen, welche das Dasein reguliren. Sie sei durch ihre Lage genöthigt worden, fügte sie erläuternd hinzu, ihre eigenen Kräfte anzuspannen. Viel habe sie lernen müssen, und es sei ihr keineswegs leicht geworden, allen übernommenen Pflichten gleichmäßig gerecht zu werden. Nun aber sei ihr, schon seit langer Zeit, die Arbeit eine liebe Gewohnheit. „Mein Platz ist nicht hier in München," sagte sie. „Zu Hause fühle ich mich nur auf dem Lande, — auf meinem Lande. Wenn ich trotzdem die Wintersaison hier verlebe, so geschieht dies meinein Neffen zu Gefallen. Er ist mein einziger Vers wandter, und wir trennen uns nicht gern."

Ihre Augen schweiften durch die Räume, den Sohn suchend. Plötzlich runzelte sich ihre Stirne, und sie preßte die Lippen aufeinander. Vorsichtig ausspähend, glaubte ich den Grund ihres Miszmuthes zu errathen: Herr von Altmühl stahl sich davon; eben hatte er sich von der Wirthin verabschiedet. Wahrscheinlich war dies gegen die Abrede, und die gnädige „Tante" war berechtigt, mit dem Flüchtling unzufrieden zu sein.

Ich nahm die Pause im Gespräch wahr, um mich zu empfehlen; hatte doch diese erste Unterhaltung, die nur mit der Freiin von Rattingen vergönnt wir, ohnehin schon lange genug gedauert. An diesem Abende sah ich sie nicht Mieder; als die Thüren des Speisesaals geeöffnet worden waren, mußte sie sich entfernt haben.

Hernach gerieth ich in die Gesellschaft einer älteren Dame, einer geborenen Berlinerin, die sich ein Vergnügen daraus machte, den nordischen Fremdling ein wenig über die Persönlichkeiten zu orientiren, die in diesem Kreise eine Rolle spielten. Nachdem ich von einer genügenden Anzahl der Anwesenden vernommen hatte, wo sie der Schuh drückte, wagte ich nach dem Fräulein von Rattingen und ihrem Neffen zu fragen.

„O, das Fräulein ist eine ganz vortreffliche Person," ließ sich meine neue Bekannte vernehmen; „man hört nur Gutes von ihr. Sie soll ihre Besitzungen musterhaft verwalten, und wirklich ganz selbstständig — mit einem Eifer, als ob die Arbeit ihre größte Freude wäre. Nur eine Schwäche hat sie. nämlich eine fast blinde Zuneigung zu ihrem Neffen. Nun, ein bildhübscher Strick soll er von Iugend an gewesen sein, der junge Herr, und gegen sein ‚süßes Tantchen^ — wie er sie noch jetzt im vertrauten Kreise nennen soll — ist er immer sehr zärtlich gewesen. Da mag sich wohl bei ihr ein mütterliches Gefühl für den schönen Schmeichler entwickelt haben. Leider weiß der Herr Siegfried, daß die Tante ihn zu ihrem Erben bestimmt hat. Demgemäß lebt er, und das Fräulein läßt ihn gewähren. Neuerdings treibt er's etwas arg. Man spricht von einer sehr kostspieligen Liaison, die er angeknüpft habe. Ich will ihm wünschen, daß seine Tante nichts davon erfährt; wie ich sie kenne, hat sie über dergleichen Extravaganzen puritanische Ansichten. Es wundert mich schon, daß sie ihm zu spielen gestattet; denn das muß sie doch wohl, da sie seine Verluste deckt. Und diese Verluste können nicht unbeträchtlich sein, nach Allem, was man hört. Der junge Herr scheint kein sonderliches Glück im Spiel zu haben."

Ich hatte genug vernommen. Es schien also, als ob auch Hulda eine jener Mütter wäre, die bei aller sonstigen Charakterstärke einem geliebten Kinde keinen Widerstand zu leisten vermögen und gelähmten Willens dasselbe seinen Kurs verfolgen lassen. Nach dem Eindruck, den sie auf mich gemacht, hatte ich Besseres von ihr erwartet; ich war — ich gestehe es — unangenehm enttäuscht. Vielleicht aber that ich ihr Unrecht; vielleicht hatte sie ihre besonderen Gründe zu der Nachgiebigkeit gegen den Sohn, der vor der Welt ihr Neffe war. Wenigstens hoffte ich es.

Am nächsten Morgen arbeitete ich in meinem Hotel bis Mittag. An den Besuch, den mir Iohn Parker verheißen hatte, dachte ich nicht. Erst als ich mich rüstete, auszugehen, kam er. Unwirsch sagte ich ihm, er möge am Abend wiederkommen. Indessen bat er dringend, mir eine kurze Mittheilung machen zu dürfen, und ich glaubte hören zu müssen, was ihn drückte. Also forderte ich ihn auf, zu reden.

Sofort begann er mit wichtiger Miene: „Gestern Abend hat's einen heftigen Auftritt gegeben zwischen Siegfried und seiner Mutter. Von seinem Kammerdiener weiß ich's. Ich erzählte Ihnen schon, der Junge habe ein Verhältniß. Na, was ist weiter dabei? In der großen Welt, dächt' ich, drückte man über so etwas ein Auge zu. Wie billig: Iugend hat nun einmal keine Tugend und Most muß schäumen —"

„Bitte, verschonen Sie mich mit einer Apologie des Lasters," unterbrach ich ihn scharf. „Weiter! meine Zeit ist kostbar."

Er sah mich groß an, wie verwundert darüber, daß ich seine toleranten Ansichten nicht theilte; doch gehorchte er mir und fuhr fort: „Also die Mama ist dahinter gekommen. Wie, weiß ich nicht. Und als er vom Liebchen heimkam, hat sie ihn empfangen und es ihm auf d^en Kopf zugesagt, wo er die späten Abende verbringe. Und gedroht hat sie ihm, sie würde ihre Hand von ihm abziehen, wenn er nicht mit dem Mädchen breche, oder wenn er jemals wieder sich in ein ähnliches unmoralisches Abenteuer einlasse. Denken Sie! Ihm zu drohen hat sie gewagt, sie in ihrer Lage! Und aus solchem Grunde! Wenn Siegfried nur wüßte, wie er zu ihr steht: er würde sie rasch genug nöthigen, andere Saiten aufzuziehen!"

„Haben Sie etwa die Absicht, es ihn wissen zu lassen?"

„Noch nicht. Aber ich kann nicht voraussehen, wozu ich noch gerrieben werde. Mein Iunge soll etwas davon haben, daß er eine vornehme Mutter hat."

Aergerlich rief ich: „Sie würden am besten daran thun, Herr Parker, heute noch nach Amerika abzureisen!"

Ich hatte die Geschichte satt. Meine Mappe vom Tisch nehmend, schickte ich mich an, meiner Wege zu gehen.

Siegfrieds rappelkövsischer Vater strich sich nachdenklich den weißen Schnurrbart. Dann stieß er einen englischen Fluch aus und brummte: „Sie mögen Recht haben, Herr Rath. Meinen Sie, es sei ein angenehmes Gefühl, mit der brennenden Lunte in der Hand bei einem Pulverfaß zu stehen — wie ich jetzt? — Aber ich kann noch nicht abkommen; meine Geschäfte rücken nicht von der Stelle."

Ich verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab; er blieb neben mir.

„Die Münchener Brauereien sind so schwierig, als ob sonst nirgendswo Malz mit Hopfen eingesotten würde," klagte er. „Und so mißtrauisch! Zuerst Zahlung, dann Lieferung; so allenthalben. Bei solch altmodischen

Grundsätzen ist ja kein gesundes Geschäft möglich."

Weise Vorsicht der Münchener Herren! Daß sie bei Iohn Parker wohl angebracht war, bezweifelte ich nicht.

Er setzte seine Ieremiade bis auf die Straße fort. Da blieb ich stehen, um ihm anzudeuten, daß er sich von mir trennen möchte.

In diesem Augenblick fuhr eine Equipage vor. Ich beobachtete sie nicht, bis ich es in des Amerikaners Gesicht zucken sah und er plötzlich verstummte.

In dem Wagen befand sich Hulda von Rattingen mit Herrn von Altmühl. Ich grüßte; doch kam es mir so vor, als ob Beide meinem Gefährten eine größere Beachtung schenkten als mir.

„Kommen Sie!" flüsterte ich dem starr Dastehenden zu. Mechanisch gehorchte er; rasch entfernten wir uns.

Nach dreißig oder vierzig Schritten rief ich unmuthig aus: „Ich wollte Herr Iohn Parker, Sie wären, wo der Pfeffer wächst!"

Damit verließ ich ihn, die Straße kreuzend.

Die Folgen dieser Begegnung ließen nicht lange auf sich warten. Schon bei meiner Rückkehr in das HStel fand ich ein Billet von dem gnädigen Fräulein vor. Sie wünschte mich zu sprechen und zwar sofort. Den ganzen Abend werde sie für mich zu Hause sein.

Eine schöne Bescheerung! — Was sie von mir wollte, darüber war kaum ein Zweifel möglich. Sie mußte ihn erkannt haben, den Liebhaber von ehedem, — erkannt haben trotz der Veränderungen, die fünfundzwanzig Iahre eines wechselvollen Lebens in seinem Aussehen bewirkt hatten. O, das Auge der Furcht sieht scharf!

Ich begab mich ohne Verzug in das Haus, welches Fräulein von Rattingen bewohnte.

Nach Nennung meines Namens führte der Diener mich sofort in das Arbeitszimmer seiner Herrin — ein schlicht möblirtes Gemach, dessen Hauptschmuck ein mächtiges Schreibpult von Eichenholz bildete. Eine Lampe mit grünem Schirm brannte in der Mitte des Sophatisches und erleuchtete nur einen kleinen Raum ringsumher; in dem übrigen Theile des Zimmers herrschte eine Dämmerung, die deutliches Sehen unmöglich machte. Diese Veranstaltung war klug ersonnen; sie schützte die Freiin vor allzu scharfer Beobachtung. Sie'konnte ja nicht wissen, wohin das Gespräch führen würde, zu dem sie mich geladen hatte!

Fräulein von Rattingen trat mir entgegen und reichte mir die Hand. „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich Sie bemüht habe," empsing sie mich, „um so mehr, als es sich nur um eine Auskunst handelt, die ich von Ihnen erbitten möchte."

Kanm hatte ich mich dann, ihrer Aufforderung folgend, niedergelassen, als sie sofort, ohne Umschweife zur Sache kommend, fortfuhr; „Ich glaube heute in Ihrer Gesellschaft einen Menschen gesehen zu haben, der in einem Abenteuer, das mir in meiner Iugend zustieß, eine Rolle gespielt hat. Mein Neffe sagt mir, derselbe Mann habe sich ihm während der letzten Tage verschiedentlich in den Weg gestellt und ihn mit großer Unverschämtheit betrachtet. Die Anwesenheit dieses Mannes in München läßt mich befürchten, daß er gewisse Dinge, die er weiß, zu verwerthen suchen wird. Es liegt mir deshalb daran, etwas Näheres über seine gegenwärtigen Verhältnisse, wo möglich über feine Sinnesart, zu ersahren. Nicht, daß ich

ihn zu fürchten hätte; ich fürchte Niemanden. Nur etwaigen Unannehmlichkeiten möchte ich, wenn möglich, vorbeugen. Sie wissen ja ohne Zweifel, Herr Rath, daß Personen, die Ansprüche zu haben glauben, sehr lästig werden können, namentlich wenn sie, ein directes Vorgehen scheuend, auf allerlei sonderbaren Umwegen zum Ziel zu kommen suchen."

Sie hatte sich mit anerkennenswerther Vorsicht ausgesprochen. Es war an mir, ihr mitzutheilen, daß der von ihr bezeichnete Mann sich Iohn Parker nenne, in Amerika ansässig sei und sich Geschäfte halber in München aufhalte.

Das gnädige Fräulein stand noch immer, die Hände vor sich auf den Tisch gestützt. Etwas in dem Tone meiner Antwort mochte ihr verrathen haben, daß ich zurückhielt, was mich die Form ihrer Erkundigung nicht zu sagen berechtigte. Sie mußte sich schon weiter vorwagen und that es, ohne zögern.

„Also Parker nemit er sich!" begann sie wieder. „Wenn er Derjenige ist, für den ich ihn halte, so führte er früher, als er noch in Deutschland war, einen anderen Namen. Kennen Sie denselben vielleicht

„Allerdings. Er hieß Konrad Gruber."

Und sie hastig: „Er bat Ihnen seine Geschichte anvertraut, nicht wahr?"

„Nicht er. Aber ich kenne seine Geschichte aus dem Munde des Försters Wolfshagen."

Dieser Name traf sie zu unvorbereitet. Sie sank in einen Sessel, von mir abgewandt, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Zeit für mich, zu reden, war gekommen.

Ich erzählte ihr von meiner ersten Begegnung mit dem Amerikaner, von meinen Beobachtungen im Theater, von dem darauf folgenden abermaligen Zusammentreffen mit dem verdächtigen Manne. Ich verhehlte keine der Aeußerungen, die er über sich und seine Unternehmungen in Amerika gethan hatte. Warum sollte ich auch? Hulda wollte ihren alten Liebhaber kennen lernen, wie das Leben ihn geformt hatte, wie sein Charakter sich in seinen Handlungen spiegelte. Nichts als Wahrheit konnte sie befriedigen.

Und dann erzählte ich ihr von der seltsam beschaffenen Zuneigung, welche sich in Konrad Gruber zu seinem Sohne entzündet hatte, — wie er sich an ihre Dienerschaft herangemacht und die intimen Vorgänge unter ihrem Dache erkundet habe, — endlich von der Drohung, die er am Morgen hatte laut werden lassen.!

Es dauerte lange, bis ich mit meinem Vortrage zu Ende war. Nicht ein einziges Mal hatte Hulda mich unterbrochen. Als ich nun schwieg, wandte sie sich zu mir, vollständig gefaßt und gesammelt. Nur über ihren sonst so klaren, glänzenden Augen lag ein leichter Schleier.

„Ich danke Ihnen, Herr Rath," sagte sie mit fester Stimme. „Die Lage der Dinge ist mir vollständig klar; ich wollte nur, daß der Entschluß, den ich fassen muß, mir ebenso klar wäre!"

Sie schwieg einige Secunden; dann fuhr sie fort: „Seit dem Tode meines Oheims Altmühl habe ich mit keinem Menschen über dasjenige sprechen können, war mir am meisten am Herzen liegt — über die Zukunft meines Sohnes. In dem gegenwärtigen kritischen Momente treten Sie, ein Fremder, ein Fernwohnender, zu mir und zeigen sich fast erschreckend wohlunterrichtet von meinen geheimen Angelegenheiten. So Vieles wissen Sie bereits: Sie müssen es sich gefallen lassen, daß ich Sie nunmehr ganz zum Vertrauten mache. Sie sind weiterfahren, Sie denken menschlich, Sie urtheilen milde — ich hab' es aus der Färbung Ihrer Mittheilungen herausgehört. Wohlan: wollen Sie einer alleinstehenden Frau, die sich in schwieriger Lage besindet, ein freundschaftliches Interesse zuwenden? Wollen Sie meine Bekenntnisse in verschwiegener Brust bewahren?"

Ich reichte ihr die Hand; sie nahm und hielt sie mit energischem Druck. Wir sahen uns lange in die Augen, ohne zu sprechen. Der Bund war geschlossen.

Freier ließ Hulda sich jetzt gehen; eine gewisse Spannung, die in ihrer Haltung bisher bemerkbar gewesen, verschwand.

„Als ich mich von Konrad Gruber trennte." begann sie, „hatte ich nur eine undeutliche Vorstellung von dem eigentlichen Charakter des Mannes. Allmählich erst, in der tiefen Ruhe, mit der mich die Fürsorge meiner Verwandten umgab, fetzte ich mir aus vielen kleinen Zügen, die meine Erinnerung bewahrt hatte, ein Bild von ihm zusammen, das der Wirklichkeit entsprach. Wie treu es war, hat mir Ihre Erzählung dargethan. Aber auch gerechtfertigt hat sie mich: meine Untreue entsprang dem Gebot der Selbsterhaltung. Gott sei Dank! die Kraft war in nur, die mich nicht verloren gehen ließ!

„Mein Knabe wurde in einem Dorfe im Schwarzwalde geboren. Kaum war er da, als mich die Furcht ergriff, er würde nach seinem Vater arten. Und dabei fühlte ich so lebhaft, daß mir, mir allein die Verantwortlichkeit für das Heil dieser Seele oblag! — Schwere Sorge siel aus mich. Die Rücksicht auf meinen Ruf verbot mir, den Kleinen in meiner Nähe unterzubringen; ich durfte mir nur gestatten, ihn jährlich einmal zu besuchen. Er entwickelte sich über Erwarten günstig, er wurde ein hübscher, herziger kleiner Bengel. Wenn ich ihn wieder verlassen mußte, — es schnitt mir in's Herz. Da, als Siegfried vier Iahre alt war, entstand in meinem Oheim Altmühl der Plan, ihn für ein verwaistes Kind eines Verwandten auszugeben und zu sich zu nehmen. Es war nicht allein Mitleid mit mir, was ihn trieb; er sowohl wie meine Tante hatten sich in den Knaben verliebt, als sie mich auf meiner letzten Reise in den Schwarzwald begleiteten. Fraglich schien ihm nur, ob ich so viel Selbstbeherrschung würde aufwenden können, um mich nicht zu verrathen. Sie unterschätzten die Stärke der Mutterliebe. Jede Verstellung würde mir leicht geworden sein, wenn ich damit mir das Glück verschaffen konnte, täglich mein Kind zu beobachten! Und als ‚Tante' durfte ich mich ja mit ihm beschäftigen; durch die Pflegeeltern durfte ich meine mütterlichen Rechte ausüben! — Jch versprach Vorsicht und Zurückhaltung, und Siegfried erschien in Rattingen. Dann, als der Knabe fortfuhr, sich vortrefflich zu entwickeln, geriethen wir, meine Verwandten und ich, auf das Project, ihn emporzuheben und zu unser Aller Erben zu erziehen. Mein Oheim adoptirte ihn und setzte es durch, daß er seinen Namen tragen durfte. So war, nach menschlichem Ermessen, die Zukunft dieses Wildlings in eine sichere, breite, wohl umhegte Bahn geleitet, und von diesen, Augenblicke an stellte ich mir als Lebensziel auf, für meinen Sohn und Nachfolger mein Gut zu erhalten, ja, nach Kräften zu mehren. Mein Oheim war so gütig, mich zu schulen. Jch war greulich unwissend, und das auf mich anstürmende Neue verwirrte mich über alle Maßen. Aber ich besaß einen festen Willen, und allmählich ordnete sich das Chaos vor meinem Geiste. Während Siegfried den Unterricht eines Hauslehrers genoß und, offenen Kopfes, die erfreulichsten Fortschritte machte, lernte ich, seine Mutter, Landwirthschaft, Forsteultur, Viehzucht, Rechnungswesen — und was nicht alles sonst noch! — Jch begann, einzugreifen in die Verwaltung meiner Güter, meines mobilen Vermögens. Anfangs zaghaft, dann immer sicherer. Allmählich ward ich inne, daß ich einen Beruf hatte. O, es war mir eine ganz unerwartete Erfahrung, daß die Arbeit, die wirkliche, den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Arbeit eine Befriedigung gewährt, die dem reinsten Glücksgefühl nahe kommt!

„Jn meinen Kreisen spottete man über mich. Ein unverheirathetes wohlhabendes Frauenzimmer, das sich plagte und abmühte, seine Habe zu vergrößern — das war allerdings eine seltsame Erscheinung. Man hielt mich für besessen vom Erwerbsteufel; ein andere Erklärung meines Treibens wußte man nicht aufzusinden. Niemand muthmaßte die wahre Ursache. Meine Flucht war gar nicht als solche angesehen worden, da bekannt war, daß ich zu einer Freundin reiste. Darauf, daß das gleichzeitige Verschwinden des Jägers im Zusammenhange mit meiner Reise stehen könnte, verfiel Niemand. Dazu hatte mein Oheim die Besonnenheit gehabt, keinen Lärm zu schlagen, als ihm einige Tage später die Nachricht zukam, ich sei bei der Freundin nicht angekommen; vielmehr versuchte er ganz allein, meine Spur zu sinden. Die Anwesenheit seines Dieners in Kassel war ein Zusall; der Mann hatte Urlaub.

„Als Siegfried elf Jahre alt war, sandten wir ihn nach Regensburg, wo er das Gymnasium besuchte. Ein paar Jahre später trat, mitten im Winter, in Rattingen der Typhus auf, eingeschleppt von einem wandernden Strolch, dem ein gutmüthiger Häusling Obdach gewährt hatte. Wir im Schlosse dachten an keine Gefahr für uns; da brach die Krankheit bei einer der Mägde aus. Wenige Tage später hatte sie meinen Oheim ergriffen. Er beschwor seine Frau, er beschwor mich, zu flüchten. Uns indessen schien es feige, ihn zu verlassen, und wir harrten bei ihm aus. Er war nicht zu retten. Noch ehe er starb, legte sich auch meine Tante. Und auch sie wurde dahingerafft, nach kaum acht Tagen. O, es war eine schreckliche Zeit; ich bin alt darin geworden!

„Nun war ich Herrin und Alles lag auf mir. Ich mußte den Kopf oben behalten, damit nicht lähmender Schrecken rings um mich her in die Seelen fuhr, und die feste Ordnung der kleinen Colonie sich in wüsten Wirrwarr auflöste. Ich begriff mAne Aufgabe und habe sie erfüllt. Meine eigene Gesundheit war wie gefeit; die Epidemie gewann keine Gewalt über mich. Mit unverändertem Gesicht, mit gleichmäßigem Schritt, scheinbar unberührt von dem Entsetzlichen, was ich sah, bin ich umhergewandelt zwischen Gesunden und Kranken. Und das Beispiel, das ich gab, half; Keiner wollte weniger seine Schuldigkeit thun, als ich.

„Erst als der letzte Kranke außer Gefahr war, dachte ich an mich selbst. Raitingen war mir verleidet; ich siedelte nach Altmühl über, das nun auch an mich gefallen war, da mein Oheim mich testamentarisch zu seiner Universalerbin eingesetzt hatte, — aus Gründen, die ich gleich berühren werde. Dort, in Altmühl, erholte ich mich von der übernatürlichen Anspannung aller Kräfte, die meine Stellung von mir gefordert hatte. Eine schlimme Zeit lag hinter mir; aber gelernt hatte ich auch, wessen ich fähig war. Fortan durfte ich mir selbst vertrauen. Und ich that es auch.

„Als Siegfried zum Sommer in Altmühl eintraf, bemerkte ich mit gelindem Schrecken, daß seine Gesichtszüge eine wenig erfreuliche Aehnlichkeit mit denjenigen seines Vaters zu zeigen begannen. Niemals war die alte Furcht gänzlich in mir erloschen, daß der Knabe nach dem Vater arten möge. Eben diese Furcht hatte mich veranlaßt, in meinen Oheim zu dringen, daß er letztwillig verfügte, wie er gethan. Erwies Siegfried sich als ein unverbesserter Nachkomme Grubers, so sollte er niemals als freier Herr auf den Güter n eines alten Geschlechtes sitzen, niemals die Traditionen Derer von Rattingen und Altmühl sortsetzen — dies war mein fester Entschluß, obgleich ich seine Mutter war.

„Sie sehen, Herr Rath, wie ernst ich es mit dem Adel nehme. Vielleicht werden Sie geltend machen, daß legitime Söhne aus alten Geschlechtern nicht immer adeligen Sinn haben. Das ist eben ein Verhängniß und muß ertragen werden. Eine Generation geht schnell vorüber. Wäre Siegfried legitim und von Rechtswegen mein Erbe: ich müßte seine Nachfolge unter allen Umständen dulden, und ich würde es. Niemals würde mir in den Sinn kommen, das Erbrecht anzutasten. Ich betrachte dasselbe als eine feste und weise Schranke individuellen Beliebens, parteiischer Willkür. Den historischen Zusammenhang einer Familie zu lockern, muß dem Einzelnen verwehrt sein.

„Doch zurück zu Siegfried. Es war nunmehr nothwendig, daß ich fein Verhältnis; zu mir feststellte. Ich erwog Folgendes: wenn ich ihm sagte, er sei gänzlich von mir abhängig und habe nur dann Aussicht auf eine angesehene weltliche Stellung, wenn seine Führung mir gesiele, so mußte ich befürchten, daß er, aus Interesse zum Heuchler werdend, sein wahres Selbst vor mir versteckte und sklavisch mir zu Gefallen lebte. Das aber durfte nicht sein. Nur wenn ihm das Gefühl voller Freiheit gegeben wurde, konnte ich klar zu erkennen hoffen, welche Triebe in ihm mächtig waren und in welcher Richtung sein Ehrgeiz sich bewegte — mit einem Worte: ob er wirklich würdig war, der Erbe von Rattingen zu werden.

„Ich erklärte ihm also — er war sechzehn Iahre alt damals — daß er nach meinem Tode unbeschränkter Eigenthümer meines gesammten Besitzes sein würde, und daß ich mich seinem Adoptivvater gegenüber verpflichtet hätte, während meiner Lebenszeit ihm die Mittel zur Führung eines standesgemäßen Lebens anzuweisen, ohne jemals zu kargen. Ferner: welche Carriere er nach Abgang von der Schule wählen wolle, sei ihm gänzlich anheimgestellt. Und wenn es ihm etwa am besten zusagen sollte, gar keinen Beruf zu haben, so sei ihm auch dies unbenommen. Ueberhaupt dürfe er sich vollständig als Herr seines Geschickes betrachten.

„Diese Erösfnungen machten Siegfried nicht schwindlig. Er war in Reichthum erzogen und betrachtete sich als zu den privilegirten Klassen gehörig, die vom Fluche des Paradieses ausgeschlossen sind. Die unbedingte Freiheit aber, die ich ihm ließ — sein Vormund hatte sich jedes Einspruchs gegen meine Anordnungen begeben — kam ihm doch unerwartet. Ich schien ein unbedingtes Vertrauen in ihn zu setzen; das rührte ihn. Er umarmte und küßte mich; er rief: .Nein, mein liebes, füßes Tantchen, ich lasse mich nicht so von Dir abschütteln! Du mußt mir Mutter sein von jetzt an: darum habe ich Dich ja bitten wollen!' — Und ich: ‚Gewiß; meine Liebe wird Dir niemals fehlen, und meinen Rath, sobald Du denselben erbittest, werde ich Dir nicht vorenthalten. Aber Du sollst zeitig lernen, Dich auf die eigenen Füße zu stellen; Du sollst Dir zeitig bewußt werden, daß Du die volle Verantwortlichkeit für Deine Handlungen trägst. Nicht zu einem Schwächling möchte ich Dich heranwachsen sehen, der ängstlich nach dem Erlaubten fragt und sich vorsichtig nach Anderen modelt. Erziehe Dich selbst; Du kannst es, und ich erwarte es von Dir/ — Da wallte er auf: .Ich schwöre Dir, Tante Hulda, ich will ein Mann werden, wie Du eine Frau bist/

„Ach, die schönen Zeiten! — Siegfried ist eine impulsive Natur, keine beharrliche. Es war ihm heiliger Ernst mit dem, was er versprach, so lange sein Herz bewegt blieb. Das aber schlug bald wieder ruhig, und dann trieb er willenlos weiter. Das Schulpensum absolvirte er ohne besondere Schwierigkeit; von da an jedoch gewannen die Lockungen der Außenwelt immer mehr Gewalt über ihn. Auf der landwirtschaftlichen Hochschule, zu welcher er überging, lernte er nur wenig. Er gestand dies offen ein, wenn er in den Ferien nach Altmühl kam; doch fügte er voll auflodernden Eifers hinzu, das solle von nun an anders werden, ganz anders. Es blieb indessen beim Alten.

„Nach anderthalb Jahren klagte er: ‚Ach, bestes Tantchen, diese Lehre von der rationellen Bodencultur und Allem, was damit zusammenhängt, ist fürchterlich langweilig! Wirklich: ich habe sie gründlich satt. Jch denke, im Herbst diene ich. Vielleicht bleibe ich bei der Waffe/ — Jch erwiderte nur achselzuckend, er müsse wissen, wie er sich einzurichten habe. Da brach sein besseres Jch wieder durch. — ‚Jch weiß/ sagte er, ‚wie Du über mich denkst. Tantchen, so genau, als wenn Du mir's gesagt hättest. Jn Deinen Augen steht's geschrieben. Aber Du irrst Dich doch in mir, so klug Du auch bist. Du wirst sehen: fühle ich erst den richtigen Weg unter den Füßen, dann geht's immer geradeaus. Zu irgend etwas muß ich doch berufen sein; ich werde schon aussinden, was es ist/

„Nun: der Dienst in der Armee war jedenfalls nicht derjenige Beruf, den Siegfried suchte. Länger als er mußte hat er nicht darin ausgehalten. Und dann —, ja dann ist nicht wieder die Rede davon gewesen seinerseits, daß er sich eine ersprießliche Thätigkeit wünsche; vielmehr schien er einen ausgiebigen Lebensgenuß für das Schicklichste in seinen Verhältnissen zu halten. Er sprach dies nicht geradezu aus, doch ließ er's mich indirect merken. Zuweilen, wenn ich den Kopf "voll von Geschäften hatte, konnte er mich in seiner drolligen Weise schelten: ‚O Du närrisches Tantchen! Du wirst Dich vor der Zeit runzlig arbeiten, und hättest es doch gar nicht nöthig! Mußt Du denn Buch führen über jeden Halm, der innerhalb Deiner Grenzen wächst? Mußt Du selbst Alles sehen, Alles anordnen? Und die guten Verwalter sind doch so billig zu haben! — Führst Du mohl ein Leben, wie es sich für eine Freiin von Rattingen ziemt?'

„Es that mir weh, ihn so sprechen zu hören. Und doch lag in diesen und ähnlichen Aeußerungen so viel Liebe für mich, und dann wieder zeigte er mir so viel aufrichtige Verehrung: ich hätte nicht seine Mutter sein müssen, um ihm ernstlich zu zürnen!

„So sind die letzten Jahre vergangen. Gelegentliche kleine Anläufe, die er nahm, sich mir nützlich zu machen, entsprangen aus Langeweile. Aber ich fand nichts weiter an ihm zu tadeln, als daß er müßig ging. Vor Kurzem indessen ist er in einen Kreis von jungen Lebemännern hineingerathen, worin sein moralisches Gefühl sich abstumpft. Er fängt an, zu vergessen, was er seinem Stande schuldet.

„Daß Siegfried spielt. — daß er im Spiel große Summen verliert — nun, ich habe es hingehen lassen. Er verlor in guter Gesellschaft. Und unter Männern gilt das Hazardspiel als erlaubter Zeitvertreib. So ist die Welt einmal, und ich, als Frau, wollte nicht kleinlich, nicht beschränkt erscheinen und meine eigene, allerdings verschiedene Anschauung geltend machen. Auch sollte Siegfried mir nicht den Vorwurf machen können, dasz ich geizig sei; es sollte keine Geldfrage sein, die uns entzweite. Ich zahlte ihm, was er forderte, ohne zu murren. Nur zeigte ich ihm jedes Mal, wie störend die Beschaffung einer größeren Summe in meinen wohlgeordneten Wirthschaftsbetrieb eingriff. Zuweilen auch richtete ich es so ein, daß er in meinem Auftrage Staatspapiere verpfänden mußte, um ihm zu Gemüthe zu führen, daß er sein dereinstiges Vermögen verschleudere. Eine Weile beherrschte er sich dann, bis der empfangene Eindruck verblaßt war und die Verführung wieder einmal dringend an ihn herantrat.

„Langsam aber ist über diesen Beobachtungen in mir der Zweifel daran gewachsen, ob es statthaft sei, Siegfried zum Erben von Rüningen zu machen. Lieber ein Fremder auf meinen Besitzungen, der sie zusammenhält, als ein Nachkomme, der sie zerstreut! Selbstverständlich würde ich Siegfried gegen jeden Mangel sicher stellen; aber weiter zu gehen — es scheint mir, daß ich es nicht mehr vor mir selbst verantworten kann.

„Und noch etwas ist hinzugekommen. Siegfried liebt und — unterhält eine Dame vom Theater. Ich habe erst gestern davon erfahren. Wie stadtkundig indessen dieses Verhältniß ist, geht daraus hervor, daß Gruber. der doch ein Fremder in München ist, sofort davon gehört hat, als er sich die Mühe gab, nachzuforschen, was der junge Herr von Altmühl treibe. Er — es sieht ihm ähnlich — billigt diese Verirrung seines Sohnes; er bcivundert den weltmännischen Schliff, die genial-aristokratische Liederlichkeit, die sich darin documentiren. — Ich aber — dergleichen darf ich, dergleichen will ich nicht dulden. Ich habe mich genöthigt gesehen, Siegfried meine Meinung zu sagen — zum ersten Mal! Er war äußerst betroffen und beschämt. Er hätte ja das Recht der Leidenschaft gegen die conventionelle Sitte vertheidigen, er hätte zu seiner Entschuldigung anführen können, daß Verhältnisse dieser Art nichts Unerhörtes in unseren Kreisen seien. Aber er that nichts der Art. Nur nachgegeben — ausdrücklich nachgegeben hat er mir auch nicht. Und ein festes Versprechen fordern, daß er dem Skandal ein schleuniges Ende machen wolle — ich konnte es nicht, es ging gegen die Grundsatze, die ich für mein Verhalten gegen ihn adoptirt habe. ,

„Uebrigens schieden wir gestern Abend als gute Freunde; als er mir gute Nacht wünschte, küßte er mich sogar, wie gewöhnlich. Und heute Morgen — o, er hat eine liebenswürdige Natur! — erschien er bei mir zur gewöhnlichen Stunde und erkundigte sich, ob und wann ich im Laufe des Tages seiner Begleitung bedürfe. Mittags sind wir miteinander ausgefahren, wie Sie ja gesehen haben. Aber über den Gegenstand unserer gestrigen Unterhaltung kein Wort!

„Und doch kann ich mir eine Verschleppung nicht gefallen lassen. Entweder — oder. Ich will es nur gestehen: sein Kuß gestern Abend — es überlief mich kalt dabei. Schon fange ich an, einen leisen Widerwillen — ich weiß es nicht anders zu bezeichnen — gegen meinen Sohn zu verspüren. Und ihn möchte ich mir doch so gerne erhalten!

„Ich fühl' es: in meinem, in seinem Schicksal muß eine entscheidende Wendung eintreten, ehe die Woche zu Ende ist. Was kann ich für Siegfried thun, damit er den Weg zu luftigen, hellen Höhen einschlage? Ist er noch aufzurütteln, ist er noch zu retten? Auch von mir muß doch etwas in ihm sein, etwas von jener Kraft, die ich bewiesen habe, als es galt, mir meine gefährdete Persönlichkeit zu erhalten!"

Hulda wandte sich mit brennenden Augen, mit bewegter Stimme an mich: „Sie überschauen die Lage der Dinge als Unbeteiligter; Sie sind nicht, wie ich, verwirrt von widerstreitenden Empsindungen. Denken Sie nach, lieber Herr Rath: wie liegt der Kurs, den ich steuern muß, damit wir den Hafen erreichen, wo Ruhe und Frieden ist?"

VllI.

Nur selten hatte ich Huldas Erzählung unterbrochen. Ihre Aufrichtigkeit war so groß, daß kaum etwas zu fragen blieb; auch über den Charakter Siegfrieds bedurfte ich keiner weiteren Aufklärung.

Während ich hörte und das Vernommene erwog, hatte ich mir eine Meinung über jenen Kurs gebildet, den Hulda suchte. Aber allerdings war das Mittel, welches ich verordnen zu müssen glaubte, heroischer Natur.

„Sie haben vorhin ein Wort gebraucht," versetzte ich, „welches das Nothwendige treffend bezeichnet. Aufgerüttelt werden muß Ihr Sohn, — aufgerüttelt wie der träumende Soldat durch die schmetternde Trompete zur Schlacht."

„Was meinen Sie?" fragte Hulda.

„Reißen Sie den Schleier vor seinen Augen hinweg, der für ihn auf seiner Vergangenheit liegt! Und machen Sie — Sie selbst — ihn mit seinem Vater bekannt! Lassen Sie ihn an Konrad Gruber diejenigen Charakter züge entdecken, nur vergröbert und verzerrt, die ihn selber verunstalten! — Ich glaube, der Amerikaner ist zur rechten Stunde nach München gekommen."

„Bedenken Sie auch, was Sie mir zumuthen?" entgegnete Hulda mit gerunzelter Stirne.

„Einen hohen Einsatz um einen hohen Preis."

„Und wenn der Plan mißlingt? wenn ich mich umsonst vor meinem Sohne erniedrige?"

„Grundlose Furcht! ^- Er wird Sie um so mehr lieben, um so höher verehren, wenn er Ihnen den Mutternamen geben darf!"

Sie schwankte; der Gedanke hatte augenscheinlich etwas Verführerisches für sie. Ich redete mit Eifer zu: die Ueberzeugung durchglühte mich, daß auch in diesem Wirrsal, wie in so manchem andern, nur die lautere,^ die ungeschminkte, unbeschönigte Wahrheit helfen könne.

Endlich bekehrte Hulda sich zu meiner Ansicht.

„In Gottes Namen! Sei es denn!" sagte sie. „Furchtlos und wahr! Kann mir unter dieser Devise der Sieg sehlen?"

Wir verabredeten das Nöthige. Ich wollte beim Abschied Huldas Hand an die Lippen führen; sie wehrte mir.

„Unter Freunden ist der Händedruck gebräuchlich," sagte sie herzlich, und ihre schönen Augen blitzten mich an.

Welch ein Weib! — Zwar verkannte ich nicht, daß sie mit ihrein Sohne ein bedenkliches Experiment angestellt hatte. Davon aber abgesehen — welche seltene Festigkeit in der Verfolgung ihrer Pläne hatte sie bewiesen! wie groß und frei gab sie sich! — Welche Genossin für einen tüchtigen Mann würde sie abgegeben haben! —

Es war zwischen uns verabredet worden, daß ich am nächsten Abend um sieben Uhr in der Wohnung Konrad Grubers anwesend seiir sollte. Etwas später wollte Hulda ihren Sohn dort einführen, ohne ihm vorher mitzutheilen, welche Bekanntschaft ihm bevorstand.

Demgemäß schrieb ich in der Frühe an den Amerikaner, daß ich ihm etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hätte, daß ich indessen den ganzen Tag beschäftigt sei und seinen Besuch im Hntel nicht wünsche, da sein Verkehr mit mir bereits Veranlassung zu Nachforschungen gegeben. Ich würde ihn deshalb am Abend aufsuchen; inzwischen möge er — dies sei meine dringende Bitte — jeden weiter n Schritt in der bewußten Angelegenheit unterlassen. Mein Bote brachte mir die mündliche Antwort zurück, es sei „Alles in Ordnung." — Konrad Gruber hatte „all ri^Kt" gesagt, und dem glotzenden Boten dann die Worte bereitwillig verdeutscht.

Gruber hatte, da er von meinem bevorstehenden Besuche unterrichtet war, dafür gesorgt, daß die einzige Stube, welche er bewohnte, sich in einem leidlich ordentlichen Zustande befand. Indessen prägte sich dennoch seine eigene Physiognomie darin aus. Wie an ihm selbst die weiße Wäsche das einzig Reinliche war und seine Prätension erkennen ließ, den Gentleman spielen zu wollen, so bildete in seinem Zimmer ein Teppich mit großem Muster und in schreienden Farben das hervorragendste Ausstattungsstück. Alles Uebrige war ärmlich und schadhaft. Ich ging gewiß nicht fehl, wenn ich vermuthete, daß Gruber diesen Teppich aus eigenen Mitteln angeschafft habe und sich einbildete, durch denselben seiner Stube einen Anstrich von Eleganz zu geben. Dagegen war die Decke, welche auf dem Tische lag, unsauber und von klaffenden Schnitten zerfetzt. Ich hatte meinen amerikanischen Freund im Verdacht, daß er auf dieser Decke die zum Frühstück oder Abendbrot heimgebrachte Wurst in Scheiben zu schneiden pflegte. Aus dein Milchglasschirm der kleinen, billigen Petroteumlampe, die auf dem Tische brannte, war ein großes Stück herausgesprungen und mit einem Bindfaden ungemein künstlich wieder befestigt. Eine Art von Sopha war allerdings vorhanden; aber es schien mindestens hundert Iahre alt, und ob Ueberzug und Polsterung jemals eine Erneuerung erfahren, mußte von jedem nicht allzu Kurzsichtigen bezweifelt werden. — Ich verweile bei diesen Kleinigkeiten nur, weil sie mir so charakteristisch für den Mann vorkamen, den ich besuchte.

Mit großer Herzlichkeit wurde ich empfangen — schon auf dem Flur des zweiten Stocks. Es war, als ob Gruber seine sämmtlichen Hausgenossen davon in Kenntniß setzen wollte, daß er mit einem Regierungsrath auf intimem Fuße stehe. Drinnen im Zimmer freilich dämpfte er vorsichtig die Stimme. Er bot mir sofort eine Cigarre an, hinzufügend, daß er eine Extrasorte angeschafft habe. Ich dankte, drang aber in ihn, zu rauchen, und sah nicht ohne eine gewisse Freude, daß er den engen Raum mit einem dichten Qualm erfüllte. Diese Zugabe hatte nur noch gefehlt, um den Ort für den Empfang der beiden Personen, die ich erwartete, angemessen vorzubereiten!

Gruber nahm auf dem Sopha Platz, den ich vorsichtig verschmähte. Ich bemerkte nun, daß er, mich zu ehren, eine rothgetupfte, blauseidene Halsbinde um den Halskragen geschlungen hatte, deren künstlicher Knoten in ein Paar gewaltiger Zipfel auslief. Auch mußte er bei einem Haarkünstler gewesen sein; sein Bart und Haupthaar waren wie nach dem Lineal gestutzt und zurechtgebürstet. Durch diese Procedur hatte sein Gesichtsausdruck etwas Groteskes erhalten; er sah aus wie einer jener grimmigen, polternden Lustspielväter auf der Bühne, hinter deren prahlerischer Maske doch nur ein unsicheres, sich selbst wenig vertrauendes Menschlein steckt.

„Ich kann mir schon denken, was Sie zu mir führt," begann er wichtig. „O, ich werde ausgezeichnet bedient! Siegfrieds Kammerdiener ist eine Plaudertasche. Es hat mich gejuckt, ihm das Fell zu gerben für seine Schwatzhaftigkeit. Aber ich mußte meine > Fäuste unter dem Tische lassen; ich habe den Lump leider nöthig, um unterrichtet zu bleiben. — Ein verteufelter Iunge, der Siegfried! Was?"

Wenig fehlte, glaube ich, und Gruber hätte mir vor Freude auf das Knie geschlagen.

„Ohne alle Frage," verfetzte ich kühl. „Nur verstehe ich nicht —"

Er unterbrach mich. „Das können Sie am Ende doch noch nicht wissen! — Also: Siegfried bereitet sich vor, durchzugehen! — mit seinem Schatz natürlich."

„In der That! — Und das scheint Ihnen ein Heldenstück?"

Grubers Gesicht verzog sich zu einem unangenehmen Grinsen..

„Die Wahrheit zu sagen, nein!" antwortete er. „Vielmehr ist es eine Dummheit. Aber es wird sie kränken."

„Freilich; ich verstehe. — Sie hassen also Ihre frühere Geliebte?"

„Ob ich sie hasse!" brach er los. „Hat sie mir nicht mein ganzes Leben verdorben durch ihre Treulosigkeit?"

„Dahinaus wollen Sie? — Allerdings, für Sie, Herr Gruber. hat die Freiin von Rattingen schlecht gesorgt."

Er merkte meinen Spott nicht; eifrig siel er ein: „Nicht wahr? — Was war' ich heute, wenn sie sich in dem alten Waldneste weniger gelangweilt hätte, bei Iette und Rieke und dem bornirten Eberhard? — Kannte ich denn damals die Natur der Frauenzimmer? Wußte ich denn, daß sie dreimal täglich eine Schüssel Neuigkeiten nöthig haben, und die Liebe ihnen nur als Näscherei nebenher gilt? — Ich war der Vertrauensvolle und dafür natürlich auch der Geprellte . . ."

Diese Auseinandersetzung hatte einen widrigen Beigeschmack; ich beeilte mich, dem Selbstgerechten in das Wort zu fallen.

„Es ist Ihnen also nicht in den Sinn gekommen, von dem Vorhaben des Herrn von Altmühl seiner Mutter Nachricht zu geben? Sie haben nicht den Wunsch, daß ich dies übernehme, da es für Sie unstatthaft sein würde? "

Gruber sah mich groß an. „Ihr Nachricht?" sagte er höhnisch. „Damit sie dem Iungen sein Vergnügen stört? — Daß ich ein Narr wäre! — Von dem Franz, dem Diener, werd' ich noch erfahren, wohin die Reife geht. Und dann, wenn Siegfried draußen ist, und das gnädige Fräulein sich beikommen lassen sollte, die Tasche gegen ihn zu schließen — dann schreib' ich ihm, daß es seine leibliche Mutter ist, die ihn darben läßt. Und wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist, so wird er aus dieser Information eine schöne Rente zu ziehen wissen."

Ich hatte Mühe, an mich zu halten. Leider durfte ich ihm nicht in's Gesicht sagen, daß er ein Schuft sei.

„Sie haben wohl nicht daran gedacht, Herr Iohn Parker," sagte ich, „daß ich mich gedrungen fühlen könnte, Ihnen durch Ihre Menschenfreund lichen Pläne einen Querstrich zu machen?"

Er stutzte. An meinem Tone konnte er merken, was ich über ihn und seine Eröffnungen dachte.

„Pah!" sagte er noch einigen Secunden patzig. „Mischen Sie sich immerhin hinein. Viel bessern werden Sie auch nicht. Und ich weiß, was ich zu thun habe."

Während er sprach, hatte ich draußen einen Wagen vorfahren hören. Ich erhob mich.

„Sie haben es nicht für der Mühe werth gehalten, Herr Parker," redete ich ihn an, „mich zu fragen, welche Mittheilung ich Ihnen zu machen gedachte. Trotzdem will ich Ihnen dieselbe nicht vorenthalten. — Sie erinnern sich ohne Zweifel der Begegnung, die wir gestern Mittag hatten, als wir aus dem Hotel auf die Straße traten?"

Auch Konrad Gruber war aufgestanden. Er antwortete mir nicht; nur ein ungeduldiges Nicken seines Kopfes verrieth, daß seine Neugier erregt worden war.

Langsam fuhr ich fort: „Die Freiin von Rattingen hat Sie erkannt."
Gruber stieß einen englischen Fluch aus.

„Und ich kann Ihnen noch mehr sagen: sie hat mich zu sich geladen und mich nach Ihnen gefragt. Und ich habe ihr von Ihnen erzählt, was ich wußte, und ihr auch nicht verschwiegen, wo Sie wohnen ... und hier ist sie."

Ich öffnete die Thüre; Hulda erschien auf der Schwelle; hinter ihr war Siegfried sichtbar, der verwundert zu uns hereinspähte.

Für Gruber war die Ueberraschung so groß, daß er wie gelähmt auf dem Fleck verharrte. Die Cigarre war ihm entfallen; er starrte Hulda an, als ob er einen Geist sähe.

Siegfried war der Erste, der sprach. „Aber bestes Tantchen, in welche Höhle führst Du mich?" sagte er. Dann erkannte er mich. „Ah, Herr Regierungsrath! Sie hier? — Und jener Herr dort — richtig — das ist ja «nein Unbekannter — das ist ja der würdige Greis, der mich seit etwa acht Tagen mit den Augen zu verschlingen versucht! — Es ist mir wirklich außerordentlich angenehm, endlich zu erfahren, welchem Umstande ich eine so hervorragende Beachtung verdanke!"

Fragend sah er von Hulda zu mir.

Ich fühlte mich nicht befugt, die verlangte Aufklärung zu geben. Hulda hatte wohl ihre Kraft überschätzt; in diesem Augenblicke, da sie dem früheren Geliebten gegenüberstand und die Verwüstungen gewahrte, welche die Zeit in seinen ehemals so schönen Zügen angerichtet hatte, verließ sie die Fassung. Freilich: er und sie, welch ein Unterschied jetzt! Auf Huldas Zügen lag noch immer ein Schimmer von Iugend; jetzt, in der Umrahmung des schwarzen Spitzentuches mit der dunkelrothen Rose links an der Seite erschien ihr Gesicht, bleich wie es war, anmuthig und liebreizend. Und dagegen er — Konrad Gruber! — Wie ein alter Cirkusstallmeister in Civil! Wie ein aufgeputzter Leierkastenmann, der die Spuren eines wüsten Lebens in jeder Falte, jeder Atunzel trägt!

Eine kleine Weile herrschte eine peinliche Stille.

Endlich erlangte Hulda ihre Selbstbeherrschung zurück. „Dieser Mann, lieber Siegfried," sagte sie mit eindringlicher Deutlichkeit in Stimme und Betonung, — „dieser Mann hat ausreichende Ursache, sich für Dich lebhaft zu interessiren. Er ist Dein Vater, der Dich vor wenigen Tagen zum ersten Male gesehen hat."

Siegfried heftete seine Augen sinster auf den Urheber seines Daseins, für den er nichts fühlte als die allerentschiedenste Antipathie.

„Es ist nicht möglich," murmelte er.

„Dein Zweifel ist natürlich," nahm Hulda wieder das Wort. „Und doch versichere ich,Tir: vor einem Vierteljahrhundert etwa sah Konrad Gruber beinahe genau so aus, wie Du jetzt. Dies weiß ich am allerbesten. Denn ich —"

Nun stockte sie doch; das demüthigende Geständniß wollte nicht über ihre Lippen.

Aber Siegfried hatte errathen, was sie schamhaft verbarg; wie ein Blitz war es vor ihm niedergefahren und hatte das Dunkel erhellt, welches über seiner Vergangenheit lagerte. Weit öffneten sich seine Augen, als ob er in einen entsetzlichen Abgrund blickte, der sich klaffend vor ihm austhat. Dann stahl sich langsam sein Blick zu seiner Mutter hin, die mit gesenktem Haupte, zurückgehaltenen Athems wartete und lauschte.

O, er konnte nicht widerstehen! Ungestüm regte sich das Herz in ihm, und die Dankbarkeit strömte empor, und das Mitleid, und was nicht alles, das nun mit einem Male lebendig wurde und Gewalt über ihn bekam . . .

Es war geschehen, ich weiß nicht wie. Siegfrieds Arme hielten die Glückliche umschlungen.

„O Du beste aller Mütter!"

Weiter sagte er nichts. Was hätte er auch in diesem Augenblick noch hinzuzufügen nöthig gehabt?

Nun brachte sich auch Konrad Gruber in Erinnerung. Er war gar kleinlaut geworden, der kühne Verschwörer, dem die Waffe aus der.Hand geschlagen war!

Als er aber mit kleinen, zögernden Schritten sich dem Paare näherte, das seine Anwesenheit vergessen zu haben schien, merkte ich an seiner Haltung, daß doch wohl in seiner Seele eine Saite berührt sein mochte, die ich noch nicht hatte klingen hören.

„Ich habe Euch nicht gesucht, Gott weiß es!" sagte er, und es war ein leichtes Zittern in seiner Stimme. „Und Ihr seid zu mir gekommen, nur um mir zu beweisen, daß zwischen mir und Euch keine Brücke zu schlagen ist. Es ist auch besser so. Ich hätte aus Deutschland fer n bleiben sollen. Drüben konnte ich den Kopf noch hoch halten; wenn ich wieder hinkomme, werde ich's nicht mehr fertig bringen. Es ist auch einerlei. Nur einen Wunsch habe ich, junger Herr. Er mag Ihnen wunderlich erscheinen; aber ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn aussprechen. Nur ein einziges Mal nennen Sie mich Vater; ich möchte gar zu gerne hören, wie das klingt . . ."

Demüthig stand der weißhaarige Mann aus dem Volke vor seinem hochgeborenen Sohne.

Konnte Siegfried ihm die Bitte weigern? — Mit einem Blick fragte er seine Mutter; sie nickte fast unmerklich.

Da sagte er: „Meine Mutter wünscht es; hier ist meine Hand! Vater."

Mit Widerstreben löste sich das Wort von seinen Lippen. Aber Konrad Grubers Ohr sog es trotzdem auf, als wäre es himmlische Musik; er nahm die Hand des Sohnes zwischen die seinigen und stammelte: „Danke!"

Ich bemerkte, daß Siegfrieds schnelles Auge sofort die Fingerstümpfe an der Rechten des Vaters erspäht hatte.

Hulda hielt es für zweckdienlich, sich nunmehr zurückzuziehen.

„Ich habe nicht erwartet, Sie jemals wiederzusehen, Herr Gruber," sagte sie. „Es hat sogar eine Zeit gegeben, in welcher es mir ein Labsal gewesen wäre, Sie nicht mehr unter den Lebenden zu wissen. Ich mache daraus kein Hehl. Nicht für mich fürchtete ich; für mich allein war ich stark genug, der Welt zu trotzen. Aber ich war nicht allein; ich war nicht frei. Die Aufgabe hatte ich, meinem Sohne die Bahn zu Ehre und Ansehen zu bereiten; der Makel, der an seiner Geburt haftet, durfte Niemandem bekannt werden. Auch er selbst sollte nichts davon erfahren, damit nicht etwa in ihm die Vorstellung sich bildete, er sei ein Betrüger, und ihn hinderte, sich mit den Besten gleichberechtigt zu fühlen. Ich habe durchgeführt, was ich wollte — in meiner Weise, nach meiner Einsicht — bis zum heutigen Abend. Das Schicksal — die Vorsehung — kurz: eine höhere Macht hat Sie, Herr Gruber, vor mir wiedererscheinen lassen zu einer Zeit, wo ich angefangen hatte, an meiner Weisheit irre zu werden. Da entsann ich mich, daß ein Mann die Wahrheit vertragen müsse in allen Dingen, einerlei, ob die Wahrheit mit ihm sanft oder unsanft verfahre, einerlei, ob sie ihn in seiner Selbstschätzung erhöhe oder erniedrige. Und mir kam das ernstliche Bedenken, ob ich überhaupt das Recht hätte, meinem Sohne, der ja ein Mann ist, die Kenntniß seines Ursprungs vorzuenthalten. Ich faßte meinen Entschluß: vor mir und ihm ließ ich die Vergangenheit aufleben."

Dies war mehr für Siegfried gesprochen, als für Denjenigen, den sie anzureden sich den Anschein gab; dann indessen zog sie auch zwischen ihm. und sich den Strich für die Schlußrechnung, indem sie fortfuhr: „Wir Beide werden uns heute Abend zum letzten Mal im Lebeni begegnet sein. Ich lasse Ihnen Siegfried noch auf eine halbe Stunde zurück; ihm bitte ich zu sagen, was Sie mir etwa noch mittheilen möchten." — Sie wandte sich zu mir: „Sie haben wohl die Güte, mich zu meinem Wagen hinabzubegleiten!" — Und zu Siegfried; „Ich erwarte Dich zu Hause/'

Sie zögerte, zu gehen, und ich freute mich darüber. So kalt, so frostig konnte sie auch nicht davongehen von dem Manne, der ihr doch einst so nahe gestanden, — davongehen auf Nimmerwiedersehen! Ich wäre an ihr irre geworden, wenn sie es gethan hätte.

Nein — sie trat zu ihm. „Armer Konrad!" sagte sie weich und leise. „Das Leben hat Ihnen nicht gehalten, was es Ihnen einst in seiner Bluthe zu versprechen schien. Inwieweit Sie selbst die Schuld dafür tragen — ich will es nicht zu ergründen versuchen. Lieber wäre mir's doch — ich fühle es — wenn es Ihnen jetzt, wo Sie auf der Schwelle des Alters stehen, recht gut ginge auf Erden. Glauben Sie mir, Konrad: mit Sorge werde ich künftig an Sie denken. Vielleicht ist Ihnen dies Bewußtsein zuweilen ein Trost, eine Stärkung. Mit dieser Hoffnung möchte ich von Ihnen scheiden. Und nun leben Sie wohl!"

Während Hulda sprach, hatte sie den Handschuh von ihrer rechten Hand gezogen: jetzt streckte sie dieselbe gegen ihn aus. Und er, Konrad Gruber, der verwilderte, gesunkene Mann, nahm sie, o, wie zaghaft und

vorsichtig! mit der Linken, beugte sich darüber und küßte sie. Das war der Konrad Gruber, wie er gewesen war in jener Blüthezeit, von welcher Hulda soeben gesprochen! Gewiß: in all den Iahren, die vergangen waren, seit er die ohnmächtige Geliebte in das Forsthaus geleitete, befand sich kein Augenblick, worin er sich seiner Gefühle so wenig zu schämen brauchte, als in diesem, da er den endgültigen Abschiedskuß aus ihre Hand drückte! Keines Wortes zeigte er sich mächtig; wohl aber muß eine Thräne aus seinen Augen gefallen sein, denn draußen auf dem Gange bemerkte ich, daß Hulda, ehe sie den Handschuh wieder anzog, mit ihren, Taschentuche verstohlen den Handrücken rieb.

Erst aus der Straße sprach sie zu mir. Sie bevollmächtigte mich, Konrad Grubers geschäftliche Pläne, soweit dieselben Unterstützung verdienten, zu fördern, indem sie mir eine ansehnliche Summe nannte, die ich auswenden durfte. Ich sagte ihr, was ich über Siegfrieds Vorhaben erfahren hatte. Es focht sie nicht im mindesten an. „Das Alles liegt hinter uns," versicherte sie, so zuversichtlich, als wenn sie Siegfrieds Sinnesänderung verbrieft und besiegelt hätte.

Vom Wagen aus rief sie mir zu: „Eine Bitte bleibt mir noch auszusprechen. Trennen Sie sich heute Abend nicht eher von meinem Sohne, bis Sie ihm Alles erzählt haben, was Sie von mir und jenem bedauernswerthen Mann dort oben wissen. Alles — hören Sie! Wenn Siegfried nach Hause kommt, muß er mich nichts mehr zu fragen haben — Sie verstehen mich! — Und nun: Gute Nacht, lieber Freund! Auf Wiedersehen!'" —

Ich fand Vater und Sohn in eifrigem Gespräch. Das heißt: der Alte redete, und der Iunge hörte zu. Die weichmüthige Regung, welcher sich Konrad Gruber vorher hingegeben, war nicht von langer Dauer gewesen. Der Prahler, der Bramarbas in ihm war schon wieder obenauf. Von seinen Kriegsfahrten berichtete er, und von dem unruhigen Wanderleben, das er seit dem Frieden geführt hatte, vom Osten zum Westen der Union und wieder zurück, eine Profession nach der andern ergreifend, in keiner verharrend, heute leichten Gewinn einstreichend, morgen als armer Vagant sich von Farmhof zu Farmhof durchbettelnd. Siegfried lauschte verwundert; er hatte offenbar keinen rechten Begriff von der Möglichkeit einer solchen Existenz. Und je mehr Gruber, im Eifer der Rede, dem Drange nachgab, sich als ein Tausendsasa aufzuspielen, als Allerweltskerl, der überall sich zurechtzusinden und durch jede Oeffnung hindurch zu schlüpfen wisse, desto düsterer sah der Sohn drein. Zuweilen warf er mir einen raschen Blick zu, worin ich die Frage las: Wie denken Sie, Herr Rath, über dies Exemplar der Species Homo? — Aber ich bewahrte meinen Ernst, so sehr mich auch innerlich die Schaustellung belustigte, die Konrad Gruber von sich veranstaltete. In die Anrede: „Herr von Altmühl" hatte er sich erstaunlich rasch gefunden; es machte ihm sichtlich Freude, sie so oft wie möglich anzubringen. Er bot wiederholt Cigarren an; er wollte Bier holen lassen; er genoß die Situation, in die er versetzt worden war, mit dem Behagen eines Menschen, der sich daran gewöhnt hat, sich in Alles zu sinden und allen Dingen die beste Seite abzugewinnen.

Als nach Verlauf einer halben Stunde Siegfried begann, Zeichen von Ueberdruß und Ungeduld zu geben — welche der glückliche Vater freilich nicht bemerkte — brachte ich das Gespräch auf Grubers geschäftliche Angelegenheiten. Es verhielt sich damit, wie ich vermuthet hatte: er bemühte sich, größere Sendungen von Bier auf Credit zu erhalten. Ob er von Vornherein einen Schwindel beabsichtigte, ließ ich auf sich beruhen; ich kam meinem Auftrage nach, indem ich ihm eröffnete, daß das gnädige Fräulein bereit sei, innerhalb mäßiger Grenzen für ihn Bürgschaft zu leisten. Sobald er das gänzlich Unerwartete begriffen hatte, strömte er über von Dankbarkeit. Doch vergaß er nicht, auf einem Blatt Papier, das er aus einer schmutzigen Brieftasche riß, mir sofort Namen und Wohnung zweier Brauer niederzuschreiben, mit deren Product er Handel zu treiben wünschte. Ich versprach ihm, die Herren sollten bis zum Mittag des nächsten Tages im Besitze der erforderlichen Documente sein, und forderte ihn auf, unmittelbar nach dem Abschlusse der Contracte seine Rückreise nach Newyork anzutreten. Dies gestand er bereitwilligst zu. Und nun ging er aufgeregt in dem engen Raume hin und her, seinen Schnurrbart streichend und uns hin und wieder listig anblinzelnd. Er sei so zu sagen ein gemachter Mann, meinte er. Schon hatte er im Geiste einen großen Lagerkeller gemiethet, war Besitzer von einem Dutzend Pferde und dem zu denselben gehörigen Fahrgeschirr und sah sich als Importeur echt baierischen Bieres über die ganze Union bekannt.

Siegfried zwinkerte mir mit den Augen zu. Er hatte genug; ich glaubte es wohl. Wir erhoben uns gleichzeitig. Gruber erwachte aus seinen Zukunftsträumen; indem er nach seinem Hute suchte, erklärte er, daß er „die Herren" begleiten wolle.

„Lassen Sie das lieber sein," entgegnete Siegfried kühl. „Ich ziehe vor, diesseits dieser Thüre von Ihnen Abschied zu nehmen."

Etwas verblüfft war der Amerikaner doch von dieser deutlichen Abfertigung; aber im Nu hatte er sich gefaßt.

„Meinetwegen!" rief er lachend. „Die Herren sinden ja den Weg auch ohne mich." — Plötzlich siel ihm ein, was er über Siegfrieds geheime Absichten erkundet hatte. Pertraulich wandte er sich zu ihm: „Alle Wetter, Herr von Altmühl, wie wird denn das jetzt mit dem hübschen Theater

Mrd mid Li'w. 1.11. l,',5. 1.

blümchen?" — Cr antwortete sich selbst: „Na, ich kann mir's denken; sie wird ihre Koffer wieder auspacken müssen."

Diese Worte begleitete er mit einem leichtfertigen Lachen — der lockere Weißbart, — mit einem Lachen, das seine Züge widerwärtig verzerrte.

Mit gerunzelter Ctirne fragte Siegfried: „Wie wissen Sie?"

Und Gruber wieder ernsthaft: „Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Herr von Altmühl. Iagen Sie Ihren Kammerdiener weg, den Franz. Der Mensch läßt sich Ihre Geheimnisse beim Bierkruge abzapfen."

„Der Bursche soll noch heute Abend seinen Laufpaß haben. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie ihn gleich mit nach Amerika nehmen wollten."

„Ich will meine Ueberredungskunst an ihm versuchen," erwiderte Gruber gutmüthig. „Und bei Ihrem Reitknecht, dem AloyS, sickert's auch durch. Ich versichere Ihnen, Herr von Altmühl, ich habe mehr über Sie erfahren, als ich wieder ausplaudern möchte."

Siegfried stampfte mit dem Fuße auf. „Der ganzen Bande werde ich mich entledigen," rief er zornig.

„Recht so," schmunzelte Gruber zufrieden. „So würde ich's auch machen. Wer eine Livree trägt, muß das Maul halten können."

Siegfried nagte an den Lippen; es kochte in ihm.

„^eben Sie wohl, Herr Parker," sagte er plötzlich.

„Ach was, Parker! Warum nicht noch einmal Vater? — Bei meinem Fahneneid; es klang verteufelt hübsch!"

Der Alte streckte die Hand hin; Siegfried gewann es über sich, sie flüchtig zu drücken; dann stürzte er davon. Das Wort, das Iener zu hören begehrte, wollte ihm zum zweiten Male nicht über,die Lippen.

Als er neben mir die Treppe hinabstieg, stöhnte er. Ich konnte ihm nachfühlen, was in ihm vorging, und enthielt mich des Redens.

Draußen auf der Straße begann er lebhaft: „Ich muß mir den Namen noch verdienen, den ich führe. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, mein lieber junger Freund," antwortete ich ihm. „Und Sie werden es."

Ich legte meinen Arm in den seinigen. „Lassen Sie uns einen Umweg einschlagen. Sie werden wünschen, über die Vergangenheit Aufklärung zu erhalten; ich habe eS übernommen, Ihnen dieselbe zu geben."

„Sie kommen mir zuvor," versetzte Siegfried; „ich beabsichtigte, Sie darumZzu bitten. Denn ich gestehe: unbegreiflich ist mir diese Verbinduna, der ich mein Dasein verdanke. Sie, meine Mutter — ein Wesen, mit dem sich keine Frau, die ich kenne, messen kann, und dieser Mann! O pfui! es ist nicht möglich!"

„Hören Sie!" bat ich. „Vor allen Dingen halten Sie sich gegenwärtig, daß jener Konrad Grubcr, der die Neigung der Freiin von Rattingen gewann, in dem heutigen, den Sie gesehen haben, nicht wiederzuerkennen ist. Charakter und Schicksal bilden das Aeußere um; Niemand, der heute mit jugendlich schönen Zügen heiter in das Leben hineinlächelt, kann wissen, wie er in das Greisenalter schreitet — ob als ein Geläuterter, mit dem Zeichen des Siegers auf der klaren Stirne, oder, wie Jener, den wir soeben verlassen haben, als ein Gesunkener, als eine Karrikatur des Ebenbildes Gottes."

Und ich erzählte Siegfried Alles, was ich von dem Förster Wolfshagen erfahren, und das Meiste von dem, was Hulda mir am vorigen Abende anvertraut hatte.

lX.

Ehe Siegfried mich verließ — es war vor der Thüre seiner Wohnung — übernahm er es, die Bürgschaftsangelegenheit pünktlich in Ordnung zu bringen. Jch rieb mir vergnügt die Hände, als ich mich zu meinem Hotel zurückbegab; es war mir beschieden gewesen, zu einer glücklichen Lösung verworrener Verhältnisse beizutragen. Und was für mich mehr bedeutete: ich hatte einer Dame, deren tüchtige Natur einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, einen wesentlichen Dienst geleistet. Denn daran zweifelte ich nicht im geringsten, daß Siegfried, schon um seinem Vater nicht ähnlich zu werden, und aufgeklärt über die unsicheren Grundlagen seiner Existenz, den Wieg verlassen würde, den er bisher leichten Sinnes gewandelt war.

Schon am nächsten Tage wurde mir bestätigt, daß ich mich darin nicht getäuscht hatte. Hulda zeigte mir in einem Mielchen an, daß sie im Begriff stehe, sich mit ihrem Sohne nach Altmühl zurückzuziehen, und lud mich ein, sie dort auf einige Tage zu besuchen, sobald ich abkommen könnte. Meine Geschäfte waren nicht gerade dringlicher Art; am Ende der Woche machte ich mich schon frei und fuhr der Freundin nach, die ich gewonnen. Unterwegs gestand ich mir, daß ich der Einladung reichlich eilig folgte. Die Leute bedurften ja meiner nicht mehr, und ihren Dank einzuheimsen, ging ich doch wahrlich nicht. Was mich trieb — ich war alt genug, um es wissen zu können. Aber ich war blind, stockblind.

Wie wurde ich bewillkommt, als ich unerwartet im Schatten des Abends einrückte in das hübsche Schlößlein! — Der älteste Hausfreund hätte nicht wärmer empfangen werden können. Und Siegfried — er war ordentlich männlicher geworden in den wenigen Tagen; in der Krisis war er gereift; das Bewußtsein der Pflicht war über ihn gekommen. Versagen mußte er sich, Hulda „Mutter" zu nennen; nach wie vor blieb sie seine Tante. Den schmeichelnd neckischen Ton von ehedem hatte er fallen lassen; die Anreden: „mein liebes, mein gutes, mein füßes Tantchen" vertrugen sich nicht mehr mit seiner ernsten Empsindung des neuen Verhältnisses. Aber in dem Tone seiner Stimme, wenn er das — eigentlich gar nicht hübsche, gar nicht melodische — Wort „Tante" aussprach, lag ein zärtlicher, ein kosender Klang, den Hulda wohl verstand und jedesmal mit einem freundlichen Blick erwiderte. Nur am Abend spät, wenn wir allein waren und vor jeder Störung sicher, gestattete sich Siegfried zuweilen eine Abweichung von der Uebereinkunft. Und jedesmal noch zitterte Hulda, die starke Hulda, wenn das Wort „Mutter", das sie doch so wohl verdient hatte, an ihr Ohr schlug.

Es war zwischen den Beiden ausgemacht worden, daß Siegfried, in einigen Tagen schon, nach Rattingen übersiedeln sollte, um dort, unter dem Beistande eines tuchtigen Verwalters und unter der Oberaufsicht Huldas, sich für die selbständige Bervirthschaftung des Gutes auszubilden. Ueber das Leben, das er bisher geführt hatte, sprach er offen und mit einem verächtlichen Zuge um die Mundwinkel. „Ich bin besessen gewesen," erklärte er unmuthig. „Einem Menschen habe ich geglichen, dem ein Zauber die nichtigsten Dinge als wünschenswerthe Güter vorspiegelt, — einem Menschen, der nach bunten Kieseln und Katzengold greift, weil er das schillernde Zeug für glückbringende Kleinodien hält. Wie kann man so verblendet sein?"

„Solcher Irrthum ist häusiger als Sie denken," versetzte ich. „Die Zahl derer, die mit ungeheurem Eifer und einem großen Aufwande von Mitteln absolut werthlose, ja nichtswürdige Ziele verfolgen, in der Meinung, die Glückseligkeit zu erjagen, ist ungemein groß. Wohl Ihnen, daß Ihre Augen noch in guter Zeit geöffnet worden sind."

Es waren ein paar schöne Tage, die wir Drei miteinander verlebten. Hulda gab sich weicher und milder, recht eigentlich weiblicher, als ich sie bis dahin gekannt hatte. Der Bann, welcher auf ihr gelegen, war gewichen, und immer deutlicher ward sie dessen inne. Wenn ein Druck, der auf dem Gemüthe lastet, unter dem man wie gefesselt dahinschreitet, plötzlich hinweggenommen wird, so dauert es eine Zeit, ehe man die Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung, die Elasticität der gehemmt gewesenen Lebenskraft zurückgewinnt. So erging es auch Hulda. „Wie verjüngt komme ich mir vor," sagte sie einmal sinnend. „Mein Herz schlägt wie in früheren Tagen. Wenn ich gehe, so spüre ich's an meinem Schritt, daß Federn in mir ausgelöst sind, die lange geruht haben. Rascher geht mir mein Tagewerk von der Hand, und die Gedanken fliegen mit leichten Schwingen durch Raum und Zeit. Ia, sogar das Licht der Herbstsonne scheint mir ungewöhnlich hell und glänzend, und im Dufte der Ferne schwimmen mir freundliche Bilder einer schönen Zukunft."

Er war ihr wahrlich zu gönnen, dieser erhöhte Pulsschlag, von dem das Leben einen geheimnißvollen Reiz empfängt!

Wir sprachen auch über Konrad Gruber; wie von einem Todten — voll von Mitleid. Selbst Siegfried verstand sich dazu, ihn zu bedauern. So versöhnlich, so gehoben war unsere Stimmung!

Am Dienstag Morgen kam ein Packet Briefe aus München, von dem Hausmeister gesandt. Darunter befanden sich Mittheilungen jener beiden Brauereien, bei denen Iohn Parker aus Newyork acereditirt worden war. Der Amerikaner habe sich noch nicht wieder blicken lassen, meldeten sie übereinstimmend.

Dies war höchst auffallend. Die Vermuthung mußte sich uns aufdrängen, daß ihm etwas zugestoßen sei. Was war zu machen? — Wohl oder übel mußte ich, als der Einzige, der in einem Falle der Roth offen eingreifen konnte, zur Stadt zurückkehren und Nachforschungen anstellen. Schwer genug siel mir diese gezwungene Abkürzung meines Besuches in Altmühl. Aber Hulda hatte gebeten: „Nicht wahr, lieber Herr Rath, Sie sehen nach ihm?" —Wie konnte ich da widerstehen?

Während meiner Abwesenheit war mehrmals eine Frau aus dem Volke in meinem Hotel gewesen und hatte mich sprechen wollen. Der Portier mochte sie wohl kurz genug abgefertigt haben, denn sie hatte nichts von der Art ihres Anliegens ausgeplaudert. Erst als ich dringend fragte, wollte der Mann sich dunkel erinnern, daß die Person im Weggehen etwas von einem Kranken gemurmelt habe.

Es war, wie ich nun errieth, Konrad Grubers Hauswirthin gewesen. Als ich, in die Vorstadt hinausgefahren, die Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, kam die Frau hinter mir her. Nachdem sie mich um meinen Namen befragt, erzählte sie mir, daß sie mich aufgesucht hätte. „Der gnädige Herr sind der Einzige, mit dem der Herr Parker Umgang gehabt hat," sagte sie. „Immer, wenn er den gnädigen Herrn besuchen ging, hat er mich's wissen lassen. Daher wußt' ich auch, wo der gnädige Herr logiren. Und da dacht' ich mir, es wär' besser, wenn ich's mit dem gnädigen Herrn beredete, ehe sie ihn transportirten. Es sieht so leicht unchristlich aus, wenn man einen kranken Miethsmann aus dem Hause schaffen läßt. Da meinen die Leute, die Pflege hätte man auch wohl leisten können, mit einem bischen guten Willen, und wissen gar nicht, was unsereine Alles zu thun hat."

Was sich denn eigentlich ereignet habe? fragte ich.

Die Frau nöthigte mich, in ihre Stube zu ebener Erde zu treten. Tort erfuhr ich von ihr, daß Iohn Parker in jener Nacht, welche auf unseren Besuch folgte, nicht nach Hause gekommen sei. Eine Droschke brachte ihn am nächsten Morgen. Hinausblickend bemerkte die Frau, daß der Kutscher seinem Fahrgast aus dem Wagen half und ihn auf seinem Wege in das Haus unterstützte. Erschrocken eilte sie auf den Flur. Parker war an der einen Seite fast vollständig gelähmt und auch die Sprache versagte ihm. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen: doch war er bei Besinnung. Die Frau erkannte die Natur des Uebels nicht; sie hielt ihn für schwer bezecht, half ihn in seine Kammer befördern und in den Kleidern auf das Bett niederlegen. Dann, in der Ueberzeugung, daß nur ein tüchtiger langer Schlaf erforderlich sei, um den Patienten wieder völlig herzustellen, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn. Erst nachdem sie den ganzen Tag nichts von ihm gehört und gesehen, entschloß sie sich spät am Abend, ehe sie zu Bett ging, nach ihm sich umzuschauen. Sie fand Parker in derselben Lage, worin sie ihn am Morgen verlassen, und gänzlich der Sprache beraubt. Nach Art dieser Leute, die für alle Leiden des Körpers gleich ein Hausmittel bei der Hand haben, gedachte sie ihren leise stöhnenden Miethsmann mit einigen krampfstillenden Tropfen zu curiren. Indessen erwiesen sich ihre Tropfen als gänzlich wirkungslos; am nächsten Morgen war nicht die geringste Aenderung in Parkers Zustand eingetreten. Nun erst wurde die Frau ängstlich und holte einen Arzt herbei.

Ob vierundzwanzig Stunden früher Hülfe möglich gewesen wäre — wer vermöchte es zu sagen? Ietzt war es jedenfalls zu spät. Der Arzt hatte mit seiner Meinung nicht zurückgehalten gegen meine Berichterstatterin. Der Mann sei verloren, hatte er sich geäußert; doch sei es unnwglich, vorherzusagen, wann das Ende eintreten werde. Wie die Sache liege, müsse er dringend zu einer Ueberführung in ein Krankenhaus rathen. Und am Abend — nachdem inzwischen die Frau zweimal in meinem Hütel gewesen, wo ihr nur gesagt worden war, ich sei nicht zu Hause — hatte der Transport des Kranken in das städtische Hospital wirklich stattgefunden.

Derselbe war am Sonnabend vor sich gegangen.

Wie sich der Zustand des Kranken seitdem gestaltet habe? forschte ich.

Die Frau wußte es nicht; entschuldigend sagte sie, die Zeit habe ihr gefehlt, nachzufragen.

Möglicherweise also war Parker schon todt! — Ich eilte zum Hospital. Der Anstaltsdirector, dem ich meine Karte sandte, konnte mir freilich mittheilen, daß meine schlimmste Befürchtung nicht zutraf; Parker lebte noch. Aber eine Wiederholung des Schlaganfalls war jeden Augenblick zu besorgen.

Ich wurde in den Saal geführt, worin der sterbende Mann lag. Er erkannte mich, als ich an sein Bett trat; ich sah es an dem Zucken seines rechten Auges, an einer schwachen Bewegung seiner rechten Hand.

Mich über ihn beugend, fragte ich: „Sind Sie in Frieden mit sich und aller Welt, Iohn Parker?"

Ein unverständlicher Laut kam als Antwort.

„Die Gnade Gottes ist groß," suhr ich fort. „Keins seiner Kinder läßt er auf ewig verloren gehen, wenn es noch mit dem letzten Gedanken zu Ihm sich wendet."

Er lag still; nur sein Auge öffnete sich groß und staunend.

„Der allmächtige Gott sucht Sie, Iohn Parker; Seine Arme sind ausgebreitet, Sie zu empfangen. Auf einen einzigen Nothschrei Ihres Herzens wartet Er. — Verstehen Sie mich?"

Um seiner Seele willen hoffe ich, daß er mich verstanden hat, daß meine eindringlichen Worte ihn zu einem Gebet bewegt haben! — Noch harrte ich eines Zeichens, das ich hätte so deuten können, da ging eine zitternde Bewegung über seine Züge, und es war, als wenn der Glanz seines offenen Auges sich leicht trübte. Tiefer beugte ich mich, um zu lauschen, ob der Athem noch ging.

Der Arzt stand hinter mir. „Bemühen 5ie sich nicht weiter," sagte er.

Konrad Gruber hatte geendet.

Ich richtete mich auf: der Arzt verhüllte die Leiche mit der Bettdecke. „Wissen Sie etwas von Verwandten des Verstorbenen?" fragte er im Hinausgehen.

„Er hat keine," antwortete ich.

„Wünschen Sie Verfügungen über seine Beerdigung zu treffen?"

„Nein. Verfahren Sie, wie es Brauch bei Ihnen ist. Nach einigen Tagen will ich die Stelle erfragen, wo er zur Ruhe gelegt worden ist. Der Mann hat in früheren Iahren, eh' er auswanderte, in einem dienstlichen Verhältniß zu meiner Familie gestanden; es ist möglich, daß seine frühere Herrschaft ihm ein Kreuz auf das Grab zu stiften wünscht."

Der Arzt verbeugte sich; mein Geschäft war zu Ende.

Ich athmete auf, als ich das Haus des Iammers hinter mir hatte. — Wie oft wohl, wenn der Tod einem rüstigen, segensreichen Leben ein jähes Ende gemacht hat, ertönt der Angehörigen schmerzvolle Klage: ‚warum denn mußte es gerade Dieser, gerade Diese sein? Warum nicht ein Anderer, der Niemandem nützt, den Keiner vermißt?' — Nun wohl: hier hatte die Sense des grimmen Feindes den tauben Halm getroffen. Von Konrad Gruber hatte die Menschheit nichts Förderliches zu erwarten. Und doch —

Vor meinem Geiste erschien wieder jenes Bild, das ich im Forsthause gesehen hatte. Unbegreifliche Natur! Wie reich hatte sie diesen ihren Sohn ausgestattet! Mit körperlicher Schönheit, mit Gaben des Geistes! Und als welch ein schlechtes Werkzeug hatte er sich erwiesen, seit er handelnd aus die Bühne des Lebens getreten war! Von jenen Vorzügen hatte kein einziger eine gute Frucht getragen. Weshalb war er in die Kette der Menschen eingefügt worden? — Vielleicht nur, um jenen Sohn zu hinterlassen, der eben jetzt das Erbtheil seines Blutes übenvunden hatte? — Geheimnisse! — Gewiß ist: auch er hat gewirkt, auch er mußte sein, denn nichts entsteht zwecklos. —

Ich berichtete das Vorgefallene nach Altmühl. Hulda antwortete, wie ich es mir gedacht hatte. Durch meine Vermittlung erhielt das Grab Konrad Grubers ein einfaches Kreuz von Gußeisen mit dem Namen: Iohn Parker. Sonst war nichts darauf zu lesen, kein Geburtsort, keine Jahreszahl, kein Spruch. Nur ein falscher Name blieb von dem ehemaligen Geliebten der Freiin von Rattingen.

Als ich meine Geschäfte in München beendet hatte, sprach ich auf meiner Rückreise nach Berlin in Altmühl vor. Es herrschte ein reger Verkehr zwischen dort und Nattingen. Fast täglich sahen sich Mutter und Sohn, obgleich die Güter beinahe zwei Wegstunden von einander entfernt liegen. Und als ich mich endlich losreißen mußte, nachdem ich einen Tag nach dem andern zugegeben, da sagte mir beim Abschiede etwas in Huldas Blick, in Huldas Händedruck, daß es doch wohl ein wärmeres Gefühl als Freundschaft sein möge, welches zwischen uns entsprungen war. Aber ich trug diese Erkenntniß schweigend mit mir davon. Ich war kein Iüngling mehr und längst überlegsam und vorsichtig geworden. Auch war die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Wochen noch zu frisch, die Wendung in Huldas Leben noch zu neu — mir und ihr mußte die Zeit zur Klarheit verhelfen.

Mir wurde die Klarheit bald genug zu Theil. Wenn dem jungen Manne, der, von der Liebe ergriffen, eine Lebensgefährtin wählt, immer noch die Frage offen bleibt, ob seine Frau ihm auch der beste Freund werden wird, so wußte ich mit aller denkbaren Sicherheit, daß gleiche Gesinnungen, gleicher Lebensernst, gleiche Ziele Hulda mir zu dem besten Kameraden machen würden, der je an Mannes Seite gewandelt ist. Ich gerieth im Laufe des Winters in einen Zustand des Ungenügens, des Unbefriedigtseins, den ich nie gekannt hatte. Und in Huldas — allerdings spärlichen — Briefen entdeckten meine, durch die Sympathie meines Wesens mit dem ihrigen geschärften Augen hinter den wohlgeordneten, vorsichtig abgewogenen Worten eine ähnliche Stimmung. Im Frühjahr wagte ich die entscheidende Anfrage. Hulda schrieb zurück: „Ihr Antrag ist das einzige Gute, das mir noch im Leben widerfahren konnte. Ia, ich will die Ihre sein, mit Herz und Hand. Kommen Sie, sobald Sie können; wir sehnen uns nach Ihnen. Ich sage: wir; denn auch Siegfried ist hoch erfreut über den Zuwachs an Licht und Wärme, den meine Zukunft erfahren wird."

Es waren wonnige Tage in Altmühl und Rattingen, während der Frühling mit lauen Winden vom Süden her über die erwachende Erde zog. Ich wohnte bei Siegfried und hatte meine Freude über feine gesetzte, zielbewußte Thätigkeit. Hulda ^- wie war es nur möglich, daß eine reife Frau, wie sie, sich noch so viel Mädchenhaftes bewahrt haben konnte? — Einst fragte ich sie selbst darum, in einer glücklichen Dämmerstunde, als wir allein waren, und das Wunder, das an uns Beiden geschehen war, mich mit Staunen erfüllte. „Mir wird jetzt die Iugend zutheil, die ich noch zu gut habe." versetzte sie lächelnd. Es war wirklich so. Und auch ich — wahrlich, ich hätte nicht gedacht, daß mein Spätsommer noch in mir der Leidenschaft rothe Rose zeitigen könnte!

Hulda trat Rattingen durch Schenkung an Siegfried ab, Altmühl als ihr Eigenthum behaltend. Wir machten einen gegenseitigen Erbvertrag, und gedachten unser Leben so zu ordnen, daß wir im Winter in Berlin wohnten und die schöne Iahreszeit auf dem Lande zubrachten. Und die Hochzeit setzten wir auf Anfang August fest.

Wohin aber sollte die Hochzeitsreise gehen? — O, darüber waren wir eines Sinnes, Hulda und ich. Wohin anders, als in jene Gegend, worin Eberhard Wolfshagen mit Iette und Riete hauste?

Und wirklich: an einem schönen Augustmorgen, als die Sonne die dichtesten Schlupfwinkel im Tannenwalde hell durchleuchtete, spazierten wir auf jenem Wege, der mir noch wohl erinnerlich war, dem Forsthause zu. Als das alte Gebäude aus den Bäumen hervortrat, blieb Hulda stehen.

„Nur einen Augenblick habe Geduld mit mir," bat sie.

Ich verstand, was sie bewegte, und zog sie sanft an mich.

„In jenem Hause gewann ich die erste Kunde von Dir," sagte ich. „Das bedenke. Gepriesen sei sein altes Dach, das mich einst gastlich beschirmte."

Sie nickte nachdenklich.

„Es ist wahr," erwiderte sie. „Auch die Ehre ist mir dort wieder erblüht, und Du hast sie mir gegeben. — Laß uns weiter gehen; es ist wieder hell in mir und mit Dir preise ich jene Stätte dort als die Wiege unseres Glücks."

Durch die Gartenpforte traten wir in den Bezirk der Oberförsterei ein. Schon über den Zaun hinweg hatten wir Iette und Rieke in den Bohnen entdeckt, gleich gekleidet wie immer, mit großen japanesischen Strohhüten auf dem Kopfe. Mit ihren Körbchen am Arme kamen sie uns entgegen. Mich erkannten sie gleich und nannten mich bei Namen; in meiner Gefährtin aber sahen sie nur eine Fremde.

„Meine Frau, die Geheimräthin Angermann," stellte ich vor. „Ganz unbekannt ist sie Ihnen nicht, sollte ich denken," setzte ich lächelnd hinzu.

Da kam es plötzlich von den Beiden wie aus einem Munde: „Fräulein Hulda!"

Und kurz darauf saßen wir traulich beisammen im Schatten der Kastanien. Freilich nicht lange. Denn ich merkte, daß ich störte, und schlenderte in den Wald, dem Förster entgegen, der von seinem Frühgange zurückerwartet wurde. Noch eine halbe Stunde mußte ich mich gedulden, ehe ich ihn heranschreiten sah. Auch er hatte mich im Gedächtniß behalten. Eine seiner ersten Fragen war, ob ich etwas über die Freiin von Rattingen ausgekundschaftet hätte?

„Ich habe sie mitgebracht." erwiderte ich, in einem Tone, als ob dies das natürlichste Ding von der Welt wäre.

Nie werde ich den Ausdruck in seinem Gesichte vergessen, mit dem er mich anstarrte!

Einen langen Umweg mußten wir machen, damit ich mit meinen Mittheilungen zu Ende kommen konnte, bevor wir in das Haus eintraten.

Als ich geschloffen hatte, sagte der Förster: „Daß ich auch Ihnen damals die Geschichte von Konrad Gruber erzählen mußte! Hinterher hab' ich mich manchmal gewundert, woher mir an jenem Abende die Lust kam, die unliebsame Begegnung an das Licht zu ziehen. Es hat wohl so sein sollen. Und aufrichtig freut's mich, wie Alles gekommen ist. Ia, ja: die Vorsehung bringt Manches auf überraschende Weise wieder in Ordnung, was die Menschen sich Schlimmes eingebrockt haben. Diesmal aller' dings," fügte er mit einem halben Lächeln hinzu, „hat sie sich recht viel Zeit dazu genommen. Nichtsdestoweniger: allen Respect vor Ihnen, Herr Seeretär!"

Wir mußten zu Mittag bleiben; es ging nicht anders, lind eZ wurde eine fröhliche Mahlzeit, die wir mit den guten Leuten einnahmen. Wolfshagen holte von seinem berühmten Graacher eine Flasche nach der andern und trank am meisten von uns Allen. Immer wieder versicherte er, so vergnügt wie heute sei er seit langen Iahren nicht gewesen. Und Iette und Rieke — meine Frau konnte sie wirklich unterscheiden — waren so milde und freundlich und gemüthvoll, wie ich sie kennen gelernt halte. Von alten Zeiten war nicht die Rede. Ehe wir aufbrachen indessen, bat Hulda sich das Bild aus, welches der Ausgangspunkt meiner Bekanntschaft mit ihr

gewesen war. Bereitwillig wurde es ihr ausgefolgt. Als sie es in den Händen hielt, stutzte sie doch.

„Siegfried!" rief sie unwillkürlich aus. „Nein, nein," widersprach sie sich dann, „er ist es doch nicht. Gott sei Dank! Ter Erbe von Rattingen hat um den Mund einen Zug, der diesem sehlte. Um wieviel schärfer und energischer tritt bei ihm das Kinn vor! Sieh nur!"

Sie hielt mir das Bild hin; ich nahm es und barg es in meiner Tasche. „Lassen wir die Todten ruhen!" sagte ich. halb scherzhaft, halb ernsthaft.

Nasch ergriff sie meine Hand. „Sei es so! Für^immer," erwiderte sie lebhaft und sah mich innig an.

Die Förstersleute gaben uns das Geleit, bis über den Wald hinaus, bis das Dorf in Sicht kam, wo unser Wagen auf uns wartete. Sie möchten uns in Altmühl besuchen, oder im Winter in Berlin, wenn ihnen dies lieber wäre, baten wir. Aber Wolfshagen schüttelte den Kopf. Reisen sei nichts für ihn, meinte er. Wenn die Schwestern Lust hätten — sie seien flügger wie er. Doch die Schwestern behaupteten, daß sie beide gleichzeitig nicht zu entbehren seien, und trennen könnten sie sich erst recht nicht. Und kein Zureden half. Da mußten wir schließlich schon versprechen, in einigen Iahien einmal wieder nachzusehen, ob die Zeit glimpflich mit ihnen verfahre.

So schieden wir von einander.

Hulda hing sich an meinen Arm, als wir allein waren. „Ich bin der Ansicht, mein lieber Mann," sagte sie. „daß wir uns nicht mehr zur Försterei zurückwenden. Sie sei abgethan für uns. Erloschen sei die Vergangenheit, und nur der Gegenwart gehöre unser Leben!"

Als sie mir ihre Lippen zum Kusse bot, sah ich, daß ihre Augen feucht waren.

„Glücksthränen," erläuterte sie.

Ich hütte es ohnehin gewußt. Es gab kein Gefühl mehr in ihr, das ich nicht errieth, und keins, das sie vor mir hätte zu verbergen brauchen.

Gedichte

von

Emil SitterFhsuF.

— Barmen. —

In Sanct Peters Dom.

anct Peters Dom. — Mein Auge ist geblendet! von Gold und Marmor, welche Wunderpracht, Wohin der Blick sich immer staunend wendet! Da faßt's die Seele mit gewalt'ger Macht. Mit Schauern fühl' ich jenes Geistes WeHen, Der feurig zog vor Israel bei Nacht.

Den Gott, den Moses auf dem Berg gesehen,
vor dem die Sonnen Körner Sand nur sind,
Den Weltenherrscher sah ich vor mir stehen.

Der Klang der Vrgel, der den Raum durchrinnt,
Hier will er an Posaunen mich gemahnen. —
Allmählich Ruhe nur mein Herz gewinnt. —

Hin durch den Tempel zieh' ich meine Bahnen,
Dort steht Sanct Peter, dem da küßt den Fuß,
Wer schwört zn des Apostelfiirsten Fahnen.

Die Rechte streckt er aus zum Segensgruß.

Wie kommt's, daß ich das Scepter der Cäsaren
Mir stets in seine ErzHand denken muß?

Mir ift, es war der Herr der Heeresschaaren,
Dem hier den größten Prunksaal man erbaut,
Deß Hoheit hier sich sollte offenbaren!

Und doch ist etwas, das auch lieb und traut

Mich grüßet! — Dort das Weib im Goldgeschmeide,

Der arme Hirt hier, der aus kumpen schaut —

Hier fühlen gleich vor Gott sich alle Beide!
Sie wissen, hier giebt's keinen Ehrenplatz,
Wie tief auch sonst die Welt die Stände scheide.

02; ift gemeinsam Allen dieser Schatz —
Und, wer da kommt vom allerfernsten kande,
Sein Herz, in diesem Dom die Heimath hat's!

So hebt den Kelch an des Altares Rande
Der Priester in der kleinsten Dorfkapell'
Wie hier der Cardinal im prachtgewande,

Und heimisch fühlt sich drum der Fremdling schnell,
Darf altgewohnte Form er wieder schauen,
Drin ihm geboten wird der Gnadenquell. —

In Petrus Füßen Kinder, Männer, Frauen —
Die Stirn sich unter seine Sohle senkt,
Doch keine Andacht will mich hier erbauen!

Wenn an den Heiland meine ?eele denkt,
Der für die Schwerbelad'nen ist gekommen,
Führt von dem Prunk sich meine Brust beengt.

Der aller Menschen Schuld auf sich genommen,

Der redet hier zu meinem Inn'ren nicht,

veß Bildniß scheint verblaßt mir und verschwommen.

Ich seh' der Kirche Hofstaat, doch es spricht

In mir nicht der Erlöser, der den Armen

Aus Nacht und Grauen sührt zum ew'gen kicht.

Ich such' in allem Glanz umsonst den warmen
Gluthhauch der sonnengleichen Gotteslieb',
Das Höchste, jenes himmlische Erbarmen. — —

Als mich die späte stunde heimwärts trieb,
Da Hab' ich still in meinem 5inn gedacht:
Nur anders ist das Kleid, das Wescn blieb!

» , *

Das Rom der Kaiser ist's in Priestertracht. —
Rom, Ostern lS87,

Steinberger.

r ist von fürstlichem Geblüt,
! Er ist von edlem Stamme! —

^ Des Frühlings knst hat ihn durchglüht,

Getauft d« Sonnenflamme.

Die kerche und die Nachtigall,
Das waren seine pathen;
Die Gnomen nnter'm 1Nauerwall

Sind seine Burgsoldaten.

Genährt hat ihn des Rheines Hauch,
Der Nachtthau schenkt' Gedeihen —
Und Kaiser Varl nach altem Brauch
Gab ihm die höchsten Weihen!

Des Herbstes Gluth hat ihn gefärbt
Hochgolden wie die Garben;
Die Düfte haben ihm vererbt
Die Rosen, als sie starben. —

Das ist ein Trank, so goldig blank,
Wie je nur Götter brauten! —
Steinberger ist versüngungstrank
Den Alten, den Ergrauten!

Zum Jüngling wird der Großpapa! — —
Sollt' ich auch schon zu Bett sein,
Weckt mich nur auf, heißt's: Er ist da,
Steinberger Eabinetwein! —

Im Steinberg im Rheingau, am »«. August l,sny.

0 ein Kreis fröhlicher Menschenkinder zur Zeit am Rhein oder weiter draußen in deutschen Gauen versammelt ist, da fehlt auch heute ein Poem von Emil Rittershaus nicht, sei es ein frisches Vaterlandslied, sei es sein weinduftiges: „Mit Rheinwein füllt den Becher!" — Manches traute Heim in deutschen Landen erfreut sich der ernsten und heiteren Blüthen der Muse des rheinischen Sängers, und mehr und mehr wird aller Orten klar, wie sehr gerade dieser Dichter im deutschen Volke bereits mit seinen gemüthreichen, innigen Liedern Wurzel gefaßt hat, — wie reiche Zustimmung und Anhängerschaft ihm noch bevorsteht.

Wo sich ein allgemeines, rheinisches, vaterländisches Fest an des Rheinstroms Ufern bereitete, da erklangen seit Iahrzehnten auch die vollen, feurigen Verse Rittershaus' in den Festesjubel! War es bei der Heimkehr Freiligrath's 1869 aus dem Londoner Exil, beim Dombaufest in Cöln, oder droben bei des deutschen Volkes Ehrentag am Niederwald, war es bei dem Abgeordneten-Feste zu Cöln, bei der Einkehr der amerikanischdeutschen Schützen in Bingen, oder endlich bei der Begrüßung öer heimkehrenden Truppen aus dem letzten französischen Kriege!

Ueberall tönte der frische Sang unseres Dichters in die Festesfreude hinein, begeisternd und erhebend! —

Gar manchem Componisten haben die sangbaren, leicht zu comvonirenden Lieder des Poeten entsprechende Unterlagen zu frischen Melodien gegeben: „Am Rhein, beim Wein!" nennt sich ja eine Sammlung, welche er seiner weiteren Heimat, dem Rheine, gewidmet hat. Und so verdient auch Rittershaus, der Wupperthaler, die Bezeichnung als rheinischer Dichter, deren es in unseren Tagen ja leider so wenige mehr giebt.

„Rheinlands Sänger" hat ihn das Volk, hat ihn die Literatur bereits getauft. Sein ganzes Herz, sein Fühlen und Denken gilt der Verherrlichung unseres deutschesten Stromes und unserem Vaterlande. Damit mischt sich die Liebe zum angestammten Heim, zu feinem Hause, zu den Seinen. Nichts Anderes klingt aus seinen Liedern und Dichtungen heraus, und deshalb auch heimeln alle seine Poesien den gemüthreichen Hörer an, deshalb ist der Kreis der Verehrer des Poeten in kurzer Frist ein so umfassender geworden.

Emil Rittershaus ist im Wupperthal geboren. Mit Recht sagt er selbst über seine Heimath, daß über keine Gegend im deutschen Vaterlande und deren Bewohner so viele irrige Urtheile in Umlauf gekommen seien, als gerade über das Wupperthal.

Die Bevölkerung dieses Stückchens „rother Erde" steht unter dem Rufe übertriebener Frömmigkeit; man hält einen guten Theil derselben für Pietisten und Mucker. Man scherzt über sie — setzt wohl statt WupperMuckerthal — und schon Goethe hat in seinen Aufzeichnungen in der „Campagne in Frankreich" über den hier herrschenden Pietismus sehr zutreffende Bemerkungen gemacht. Das Thal zeichnet sich von jeher durch eine große Zahl religiöser Secten aus, aber wie bei den Herrnhnter Gemeinden ist auch hier die wohlthätige Seite der religiösen Richtung nicht zu verkennen; denn den Wupperthaler kennzeichnet als Menschen und insbesondere als Kaufmann eine große Wahrhaftigkeit, und Niemand, der mit dem Völkchen und seinen Sitten und Anschauungen bekannt ist, wird die Innerlichkeit und treue Anhänglichkeit an Freund und Freundespflichten von Haus zu Haus verkennen, welche gerade dem Wupperthaler allgemein innewohnt. Der Dichter bezeichnet es als ganz seinem Wunsche entsprechend, wenn man ihm die „bergische Art" anmerkt und meint: „es müsse beim Menschen und Dichter sein, wie beim Wein, der Kenner soll herausmerken, wo die Traube gewachsen ist."

Ein kräftiges Vcmerngeschlecht war es, aus dem sich die Industrien, die Wupperthaler Fabriken entwickelt haben. Neben dem Ackerbau, der dort auch das Bleichen von Flachs und dergleichen nahe legte, entwickelte sich nach und nach eine rege, gewerbliche Thätigkeit und mit ihr ein gewisser Wohlstand, der sich bis heute daselbst erhalten hat. Die Reformation fand frühe hier Grund und Boden, und rastlose, angestrengte Arbeit und deren Lohn verlieh dem Völkchen, das sich aus westfälischem Stamme, aus Angelsachsen und Rheinländern zusammensetzte, eine gewisse Selbständigkeit. Eng und fest schlossen sich hier die Bande der Familienzugehörigkeit, und da die Abgeschiedenheit von dem großen Weltverkehr erst spät sür Kunst und Wissenschaft freie Bahnen schuf, so war es die geistliche Musik, deren Pflege schon frühe hier im Mittelpunkte des Allgemeininteresses stand. Noch vor einigen Jahrzehnten war Theologie fast ausnahmlos das Studium der Jünglinge von Barmen und Elberfeld auf den Universitäten. Unter all diesen eine gewisse Abgeschiedenheit fördernden Verhältnissen bildete sich im Wupperthale nach und nach ein Patriziat heraus, aus dem sich das Volk die Leiter seiner Gemeindeangelegenheiten erwählte.

So war und ist zum größten Thei! noch das Völkchen, dem Emil Rittershaus entstammt. Seine eigenen Worte in dem Gedichte „Eigenes Heim" geben den Charakter seiner Heimatsbevölkerung am treffendsten wieder:

„Länger als vierhundert Jahre
Ist uns Heimath dieser Gau! —
Breite Stirne, dunkle Haare,
Trotz'ger Sinn und trotz'ge Brau! —
Mischlingsvolk vom Blut der Sachsen
Und von Rheinlands Frankenstamm,
Sind wir hier emporgewachsen,
Berglands Jungen, stolz und stramm!" —

Schon vor vier Jahrhunderten waren die „Rittershaus", wie die Acten des Klosters Norden nachweisen, im Wupperthale ansässig. Ein Act des Richters Johannes Panne bestätigte unter dem 10. Juni 1651 und ein Erlaß des Kaisers Ferdinand lll. vom 12. Mai 1653 bekräftigte den Adel der Familie Rittershaus. Jedenfalls gehört das Haus „Rittershaus" zu den ältesten Stammgeschlechtern des bergischen Landes. Das gleiche ist der Fall mit der noch heute blühenden Familie Lucas, der die Gattin des Dichters entstammt. Die Voreltern des Dichters sollen den Stadttheil Rittershausen in Barmen gegründet haben. Einer des Geschlechtes, Johann Caspar Rittershaus, erwarb den großen Bauernhof Korthausen bei Schwelm, und dort wurde der Vater des Dichters, als zweiter Sohn des Vorgenannten, am 19. März 1803 geboren. Während der ältere Sohn das Gut ererbte, trat der Vater des Dichters in die kaufmännische Lehre, und dies ward auch der Grund, weshalb der junge Emil später gleichfalls diesem Beruf gewidmet wurde. Der Vater unseres Poeten gründete in den dreißiger Jahren eine Bandfabrik in Barmen und heirathete im Jahre 1832 die Tochter eines wohlhabenden Manufacturwaaren- und Specereihändlers. Am 3. April 1834 ward Emil Rittershaus, als der zweite Sohn, seinen Eltern in Barmen geboren. Ein älterer Bruder, Julius, starb bald. Nur wenige Monate alt, verlor Rittershaus den Großvater, damals als der einzige Sohn des.Elternhauses.

Der Vater des Dichters, lutherischer Confession, war fromm und ernst, doch frei von jedem Aberglauben; die religiöse Richtung ist deshalb sicher nicht ohne große Wirkung auf die Entwicklung des Sohnes geblieben.

Dieser selbst erzählt, wie der Bater ihn stets dazu angehalten, jedem Streite auszuweichen, wie er ihn im Alter von sieben Jahren warm ermahnt habe, selbst einen Verbrecher am Pranger nicht zu mißachten, da man ja nicht wissen könne, ob nicht vielleicht schlechte Erziehung, Noth und Armuth den Mann zum Unrecht getrieben habe. Jn diesem wahrhaft christlichen Geiste erzogen, hing der Sohn mit einer unbegrenzten Liebe an seinem Vater, ein Verhältniß, welches wir in einem Gedichte: „Meinem Vater! mit einem Kanarienvogel" wiedergegeben sinden. Manches aus dem Charakter des Vaters ist dem Sohne vererbt worden. Der Vater war ein Freund der Natur, der den Gesang jedes einzelnen Vogels im grünen Hain da draußen kannte und zu unterscheideu wußte, der sein Haus mit den gefiederten Sängern des Waldes bevölkerte, der Amseln, Finken, Schwarzköpfe und Kanarien als seine liebste Gesellschaft betrachtete. In gleicher Weise hängt der Sohn an diesen Sängern der Natur, denn sein jetziges Heim bietet ihm den frohen Gesang seiner Sing- und Zimmervögel im Schmuck luftiger, grün bestandener Zimmer und Wohnräume. Die Erheiterung durch der Vögel Gezwitscher wirkt auf den Dichter belebend und anregend zugleich, und seine umfassenden naturhistorischen Kenntnisse dankt er dem Studium feiner Jugendjahre. Und offenbar in Folge der Streifereien des Vaters mit dem Knaben im frischen grünen Waldrevier ist Rittershaus später auch ein so wahrer, frischer Schilderer des deutschen Waldes geworden. Gedichte und Lieder prägten sich dem Gedächtnisse des Knaben von früh auf leicht und fest ein und die Gedächtnißstärke hierfür ist ihm bis heute geblieben; wie es denn wohl selten Jemanden geben dürfte, der einen so reichen Schatz an Gedichten und Versen unserer besten Poeten stets zur Hand hat, wie er — während er selbst gesteht, daß er für Zahlen nur schwer sein Gedächtniß scharfen kann. Diese Eigenheit hat er übrigens mit den meisten Poeten gemein. Fromme Zucht herrschte außer im elterlichen auch im großväterlichen Hause; fröhlichen Sinn aber dankte dieses zweite „Heim" der Großmutter, welche ebenfalls fromm, doch auch heiter und lebensfroh in die Welt hinausschaute und in diesem frohmüthigen Sinne das hohe Alter von 90 Jahren erreichte.

Die Mutter blieb dem Knaben nicht lange erhalten; in seinem sechsten Jahre schon schied sie aus dem Leben, und der junge Emil war von da ab um die seligsten Eindrücke seiner Kindheit gebracht; denn stundenlang hatte er zu ihren Füßen ihren Liedern gelauscht, von ihr die ersten Gedichte von Goethe, Schiller und Hölty gelernt, soweit ihn zur Aufnahme derselben in sein Gedächtniß sein jugendliches Fassungsvermögen damals befähigte. Aber das Bild der Mutter steht noch heute lebendig vor des Dichters Auge. Er sagt selbst von ihr, „daß frisches Rheinlandsblut in ihren Adern kreiste." Und als die Mutter ihm dahingeschieden war, da trat an den damals sehr zarten, ja schwächlichen Knaben die erste harte und traurige Prüfung des Lebens heran, der er in dem Gedichte „Am Todestag der Mutter" Worte giebt. Sie aber, die Theure — ihm, dem Liebling, den Schmerz, den trüben Eindruck des Todeskampfes ersparend, schickte den Knaben schon am Tage vor ihrem Hinscheiden nach rührendem Abschied in das Haus des Onkels — Nichts sollte dem geliebten Kinde das Gedenken an die Mutter trüben, welche leider schon lange den Keim des Todes in sich trug.

Die Constitution des heute so kräftigen Mannes war in der Kindheit eine geradezu schwächliche. Es mußte ihm, der in warme Tücher gewickelt wurde, zugeredet werden, zur eigenen Stärkung Nahrung zu nehmen, und nur langsam entwickelte sich der Knabe, der nun im Hause der Großmutter zur höheren Stadtschule vorbereitet wurde. Dies geschah durch den Privatlehrer Friedrich von Borckel, einen ehrwürdigen Greis, ehemaligen österreichischen Ofsizier, der in allen Welttheilen gewesen war, den Norden und die Tropen gesehen hatte. Er war ein Verehrer und Freund Herders; als seine Lieblingsdichter betrachtete er Klopstock, Hölty, Salis und Mathisson. Für Rittershaus' Entwicklung wurde er von größter Bedeutung. Auch der würdige Lehrer erfreute sich an dem Gedächtnisse des kleinen Mannes, der schon jetzt Gedichte von Schiller und Goethe auswendig wußte, und nicht wenig nährte gerade er die Phantasie des Knaben mit den Gaben der deutschen Muse und den Erzählungen von fernen und märchenhaften Landen. Ihm hat Rittershaus einige seiner innigsten Lieder geweiht. Angeregt durch den Lehrer, durch die Erzählungen der Leute des väterlichen Geschäftes am Abendtische, der nach Wupperthaler Sitte das ganze Haus vereinte, erfand sich der Knabe damals schon eine märchenhafte Geschichte, in der ein fabelhafter Hirsch mit diamantenem Geweih die Hauptrolle spielte. Ging sein Fabuliren zu weit, so hemmte der Vater stets den Flug des Gedankens durch Einwendungen, die er in der Art der Fabel dem Knaben klar machen mußte. Auch in das Theater begleitete Emil den Vater bei guten, der Auffassungsgabe des jugendlichen Gemüthes entsprechenden Stücken. So ist heute noch die Erinnerung des Dichters an eine Aufführung des Käthchens von Heilbronn lebendig. Er konnte nicht schlafen nach dieser Aufführung, aus Aerger über die schlechte Behandlung, die sich Käthchen von dem Grafen Wetter so ruhig und hingebend gefallen ließ.

Im Iahre 1342 trat Emil in die Stadtschule ein und kam unter die Leitung des Lehrers Iacob Ewich, der insbesondere auf den Patriotismus seiner Schüler einwirkte und mit Vorliebe. die prosaischen und poetischen Gaben E. M. Arndts denselben vorlas und erklärte. Gleichzeitig lernte der junge Emil eine Marketenderin kennen (der er ein Poem: „Bei Frau Ungermann" widmete), welche ebenfalls durch Erzählung und Mittheilung ihrer Erlebnisse vom Iahre 1806 die Phantasie des Knaben in rege Thätigkeit setzte. Bei ihr, in Gesellschaft von Katzen, Hunden und anderem Hausgethier, verbrachte der Knabe manche Stunde, ihren Schilderungen des Krieges lauschend, und bei solchem Zusammentreffen vielseitiger Anregungen ist es eben nicht verwunderlich, daß die „Luft zum Fabuliren" in dem jungen Gemüth erwuchs.

Eine große Gewandheit erwarb sich der heranwachsende Iüngling, trotz anfänglicher Schwäche, in allen gymnastischen Uebungen, namentlich im Schwimmen und Reiten, bis ein unglücklicher Vorfall mit einem Pferde ihm einen Widerwillen gegen die letztere Leibesübung für alle Zeiten einpflanzte, so daß heute noch eine unbesiegbare Scheu vor Pferden sich bei Rittershaus geltend macht.

Der bekannte Improvisator Langenschwarz kam nach Barmen und hielt dort in der Gesellschaft „Parlament" einen Vortrag. Der Knabe — damals etwa 9 Iahre alt — ward durch den Vater zu dieser Veranstaltung mitgenommen, und als Alles über die Kunst des Improvisators in Entzücken gerieth, sagte ein Freund der Rittershaus'schen Familie zu dem Knaben: „Kleines Männchen, wenn Du das auch könntest!" Und Emil erwiderte: „Das kann ich auch", und schrieb sofort ein mehrstrophiges Gedicht über das gleiche Thema des Improvisators: „Rückblick des Greises" zum allgemeinen Erstaunen nieder. Wer je im heiteren Kreise mit Rittershaus verkehrte, kennt das ihm anscheinend angeborene Talent der Improvisation, einer Augenblicks-Dichtung, aber in wohlgefügten, stets formgewandten Versen. In gehobener Stimmung ist Rittershaus im Stande, in Versen ebenso schnell wie in Prosa zu reden, obwohl er dies nicht jederzeit vermag — äußere Anregung und sorgenfreie Stimmung sind ihm hier Vorbedingung. Selbst seine deutschen Aufsätze hat Rittershaus in der Schule oft, mit Erlaubniß des Lehrers, in Versen geschrieben. Als Knabe schon trug er sich mit dem Gedanken, einen Roman zu schreiben. Daraus ist nun freilich wohl bis heute Nichts geworden. Wenn neuerdings ihm die Idee zu einem humoristischen Roman vorschwebt, so dürfen wir uns von dem Dichter, bei seiner humorreichen Natur und frischen Auffassungsgabe, ein gelungenes Werk versprechen.

Ich habe die Iugendzeit des Dichters eingehender zu schildern versucht, weil sich, wie stets, nur aus den Eindrücken der Iugendjahre, aus den Beziehungen der Familie und der Umgebung, die Entwicklung eines Poeten erklären und erläutern läßt. Wo das Gemüth empfänglich und die Auffassungsgabe vorhanden ist, bedürfen beide ja der Befruchtung von außen, wie die Blüthe und Blume das Licht der Sonne verlangt. An Anregungen nach vielen Richtungen hat es dem Knaben, wie wir gesehen haben, nicht gefehlt.

Ter Wunsch, Naturwissenschaften zu studiren, um später vielleicht Arzt zu werden, konnte ihm indessen aus Rücksicht für das väterliche Geschäft nicht erfüllt werden. Während. alle abstracten und sogenannten trockenen Lehrfächer dem Iüngling Mühe machten und oft große Schwierigkeiten bereiteten, Griechisch und Latein — heute zum Bedauern des Dichters — für den späteren Kaufmann als überflüssig erachtet wurden, ging's um so besser im Deutschen, im Französischen und Englischen, jven für den Kaufmannsstand nothwendigen Lehrfächern. Mit 14 Jahren war die Stadtschule absolvirt, und der Beruf ward, vielleicht ohne besondere Neigungswahl, ergriffen — Rittershaus ward Kaufmann.

Mit einer zweiten Heirath des Vaters trat eine wesentliche Wandlung im Leben des Jünglings ein; Rittershaus wurde mehr auf sich gestellt, und diese plötzlich eintretende Selbständigkeit gab seinem ganzen Wesen eine andere, eigenthümliche, ernstere Richtung.

Freiligrath, Geibel, Grün, Herwegh, Dingelstedt, Prutz waren dem herangereiften Knaben schon bekannt. Rittershaus schwärmte für den Freisinn dieser Poeten und ließ in der Barmener Zeitung 1848 ein Gedicht — neben anderen — unter dem Pseudonym Friedrich Emil Viggo erscheinen, dessen Spitze sich gegen Rußland und russische Verhältnisse richtete. Das Lied erregte nicht nur Aufregung, sondern auch Zorn in den Reihen der frommen Wupperleute. Aber die erregte 48er Zeit war da, der junge Poet entzündete seine Phantasie an den Gedanken und Auffassungen jener bewegten Tage und gründete mit Jugendgenossen einen „Rede-Verein" zur Uebung im freien Vortrag und zur Besprechung der Zeitereignisse. Hugo Oelbermann kam als Vuchhändlerlehrling nach Barmen; in diesem fand er den ersten Sangesgenossen, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Langewiesche setzte den Jüngling in den Stand, das Neueste der zeitgenössischen Literatur stets sofort nach Erscheinen kennen zu lernen.

So vergingen sechs Jahre (1848—54) fleißigster Arbeit, oft bis in die Mitternachtsstunden. Ein Lesekränzchen, ein Liebhabertheater beschäftigten die Gleichgesinnten in Barmen, und zu Oelbermann und Wilh. Wens, Fr. von Eynern und dem jüngeren Langewiesche gesellte sich 1850 Carl Siebel, der leider zu früh verstorbene Wupperthaler Poet, der ein jahrelanges unverbrüchliches Freundschaftsverhältniß mit Rittershaus unterhielt und dem dieser einen Kranz poetischer Erinnerungen gewidmet hat. Und als der Freund erkrankte, als Siebel mit den Zeichen naher Auflösung von Madeira nach vergeblichem Aufenthalt daselbst zurückkehrte, sang Rittershaus in bangem Vorgefühl, den Frühling für den Freund ?u Hülfe rufend:

„Du streust soviel der Rosen in's Gesild,
O, pflanze zwei aus meines Freundes Wangen!
An Deinem Kelch, daraus der Segen quillt,
Laß Labung schlürfend seine Lipve hangen.
Zwei Rosen aus die Wangen hohl und bleich!
Erhör' mich Lenz! Von Deinen tausend Gaben,
Von Deinem Blumenschatz, so überreich.
Will ich nur diese beiden Rosen haben!" —

Siebel und Rittershaus haben sich einer am anderen gebildet; beide ergänzten sich im Verkehr wie in der Dichtung in trefflicher Weise, ihre Lieder einander mittheilend.

Während dieser Zeit, schon mit 19 Jahren, wanderte der Jüngling hinaus auf Reisen für das väterliche Geschäft, besuchte England, Holland, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Jtalien, Deutschland, wodurch der werdende Mann sich schon frühe eine reiche Welt- und Menschenkenntniß erwarb. An Robert Prutz, Gutzkow, Alfred Meißner, Vischer und Andere sandte er zeitweilig seine Verse, und noch heute rühmt der Dichter die Herzensgüte, mit der sich jene Poeten seiner annahmen, deren Urtheile ihn mehr und mehr reiften. Auch in religiöser Beziehung durchlebte der junge Poet manche Wandlung. Er kämpfte sich in seinen Anschauungen von der Orthodoxie zum Pietismus durch; die Schriften Diesterwegs, Strauß' und Feuerbachs lenkten ihn auf die Bahnen des Rationalismus. Und das Jahr 1848 bildete mit so vielen Anderen den warmblütigen Dichter zum Republikaner aus. Ja, Vischers Aesthetik verlieh ihm eine Anwandlung von Pantheismus, der sich in einigen seiner Lieder jener Zeit ausspricht. Rittershaus hat indessen diese Einflüsse einer erregten Zeitströmung längst überwunden. Heute ist er ein frommgläubiges Gemüth von echtem Christenglauben — nur jene Wandlungen sind auch ihm nicht erspart geblieben, denen so oft außergewöhnliche Naturen unterworfen sind. „Jm Christenthum wurzelt das alleinige Glück des Menschengeschlechts" — diese Anschauung prägt sich in allen seinen Gedichten der letzten Jahre aus, und dieser Anschauung hat er Worte gegeben in seinen frommen Liedern: „Wer an mich glaubt wird felig!" — „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" — „Vater, bin ich irr' gegangen" — „Der am Kreuz den Tod erlitten" — und in der großen Zahl seiner freimaurerischen Gedichte. —

Im Anfang der 50er Jahre gründeten Carl Siebel nud Rittershaus den sogenannten „Wupperbund". Diesem schlossen sich die Dichter Schults und Roeber in Elberfeld, Richard Neuhaus in Barmen und der Maler Richard Seel in Elberfeld, ferner Musikdirector Carl Reinicke, der Organist J. A. van Eycken, der Rechtsanwalt Bloem und der Lehrer Heinrich Köster, der älteste Freund Freiligraths, an. Der Sonntag sammelte die Freunde im Roeber'schen Hause. Carl Siebel, damals 18 Jahre alt, widmete Emil Rittershaus seinen „Tannhäuser", während unser Dichter selbst für das Deutsche Museum von Prutz scharfe Aufsätze als „Correspondenzen aus dem Wupperthal" schrieb und Adolf Schults seinen „Martin Luther" veröffentlichte. Die strenggläubige Richtung im Wupperthale entbrannte in der Folge, zumeist als Siebels „Jesus von Nazareth" erschienen war, in hellem Zorn gegen die freie Richtung der Jünglinge, die sich vermaßen der Strömung des frommen Thales zu trotzen. Ein Jrrthum aber wäre es, und leider herrscht derselbe auch heute noch vielseitig, wenn man Rittershaus nach jener Zeit der „Sturm- und DrangPeriode" seines Schaffens falsch beurtheilen wollte. Rittershaus war niemals, auch in politischer Beziehung nicht, Dichter der Partei, wie Georg Herwegh und in gewissem Sinne und bis zu gewisser Zeit auch Ferdinand Freiligrath — dafür war sein Wesen, feine innerliche Veranlagung zu ausgesprochen vermittelnd. Der großdeutsche Staatsgedanke, das Jdeal der Einheit unseres Vaterlandes, verkörpert in einem großen, gewaltigen Kaiser« thum, hat ihm stets vorgeschwebt, und für dieses Jdeal ist er in Lied und Wort stets eingetreten. Denn 18(!0 schon, ehe Bismarck das Staatsruder ergriff, sang er in prophetischer Ahnung, in einem Prolog zur Eröffnung des Elberfelder Stadttheaters, was wir 10 Jahre darauf in Jubel und Freude erlebt haben:

„Es klingt am Rhein und an der Eider Strand
Ter Dichtung Mahnrus: „Auf mein Vaterland!"
Es schallt ein Lied, das hat gar wilden Klang;
Es wachen auf die Völker beim Gesang.
Es tönt am Juß der Alpen, an dem Meere

Tos Lied von der zertret'nen deutschen Ehre!

Und, wenn's die Welt mit Sturmesflug durchrauscht,

Dann wird die Leier mit dem Schwert vertauscht!

Nicht träumend in des Friedens weichem Schooß,

Im K.ampf wird Deutschland einig, frei und groß!

Ich seh's im Geist! Ich hör' das Feldgeschrei!

Das Streitroß stampft der Lerche Nest entzwei,

Haubitzen singen ihren Donnerpsalm;

Auf zu den Wolken steigt der Pulverqualm,

Mit der Gefall'nen letztem Stoßgebet,

Mit dem Hurrah der Schaar, die fechtend steht. —

Tas rothc Blut dampft aus des Ackers Schollen.

Ich seh' die Tage, die da kommen wollen,

Seh' die Kanonen, seh' die stolzen Heere!

Wir waschen rein den Schild der deutschen Ehre!

Doch schau' ich mehr noch! Ueber Tod und Blut

Erglänzt es licht wie rothe Morgengluth!

Im Westen, fern auf der Vogesen Spitzen,

Seh' ich der Freudenfeuer Flammen blitzen!

Ich seh' der neuen Lorbeer'a grüne Zier;

Auf Straßburgs Münster weht ein deutsch Panier!

Und dann ein Siegesmarsch; Trompetenton

Und Trommelwirbel! Seinem besten Sohn

Drückt auf die Stini die deutsche Kaiserkron'

Das deutsche Land, reicht ihm das Scepter dar! —

Das ist das ächte, rechte nene Jahr!"

Rittershaus' Lieder an Germania bei Einweihung des National-Denkmals am Niederwald sind von einem glühenden Patriotismus erfüllt, seine Begeisterung für Kaiser und Reich ist heute eine wahrhaft erhebende und hinreißende.

Waldeck und Harkort waren Rittershaus auf seinen Reisen näher getreten, ihrem Umgang dankte er damals schon die Ueberzeugung, daß Preußen die Wiedergeburt unseres Vaterlandes bewerkstelligen musse. Dem Phrasenthum der Flüchtlinge, das er in London auf gelegentlichen Reisen in deren Kreisen oft widerwillig anhören mußte, setzte er denselben Gleichmut!), ja Unwillen entgegen, wie Freiligrath, den er dort kennen und verehren lernte. Freiligrath war es, der Rittershaus eindringlich vor dieser Art von Vaterlandsliebe und Vaterlandsrettern warnte. Beide Dichte? sind einander von da ab stets nahe geblieben.

Die ersten Buchausgaben, welche Rittershaus'sche Gedichte brachten, waren: „Das Album aus dem Wupperthal", herausgegeben von Richard Seel, und die „Wupperthaler Dichtergarben", herausgegeben 1854 von F. W. Lucas, seinem späteren Schwiegervater. Mit Carl Siebel gemeinschaftlich trat so der junge Poet zuerst vor die Oeffentlichkeit. Und die zweite dieser Veröffentlichungen bahnte auch dem Dichter den Weg zu dem Herzen seiner Gattin. Bei den Verhandlungen mit dem Herausgeber Lucas lernte er dessen einziges Töchterlein, Hedwig, kennen, von welcher Rittershaus nicht nur die Anregung zu seinen schönsten Hervorbringungen, sondern auch das ungestörteste, heiterste Glück der Ehe empfangen sollte. Alle seine Poesien gipfeln von da ab der Schilderung seiner aufrichtigen Liebe zur Braut, zu seiner Hedwig, seiner Anhänglichkeit an Frau und Kinder, in der Schilderung seines Glückes im Besitz des eigenen Heims. Doch es galt zu schaffen und zu wirken für den jungen Hausstand, denn am 2. December 1856 — jung noch an Jahren — hatte er die Braut heimgeführt. Sein Geschäft, das er 1856 in Elberfeld begründete, blühte anfänglich sichtlich heran, nicht ohne emsigen Fleiß und Aufopferung des jungen Paares. Aber auch Rittershaus ist es — wie so vielen Anderen — nicht erspart worden, das wechselvolle Loos des kaufmännischen Berufs kennen zu lernen. Ungünstige Perioden brachen über den Dichter-Kaufmann herein; aber die Begnadigung, deren er durch die Gabe der Dichtung theilhaftig war, hielt ihn oben in allen Drängnissen der Zeit.

Jm Jahre 1856 erschien das erste Buch „Gedichte" von Rittershaus bei Bädeker in Elberfeld, das Robert Prutz in anregendster und eingehendster Weise besprach. 1859 veranlaßte Eduard Trewendt in Breslau den Dichter zur nochmaligen Sichtung und Neuausgabe seiner Dichtungen, und die Ausgabe erlebte schnell sieben Auflagen.

Rittershaus siedelte im Jahre 1862 wieder nach Barmen über, um dort ein neues Geschäft zu begründen. Jn seinem Hause, das sich mit zwei Töchtern und zwei Söhnen bevölkert hatte, verkehrten damals Bogumil Goltz, Emil Devrient, Carl Vogt, Marie Seebach, Robert Prutz, Wilhelm Jordan, die Maler Scheuren, Tidemand, Salentin und Andere, später Paul Lindau und alle neueren Kämpen der Feder und der Kunst. War und blieb er in diesen Kreiseu stets der liebenswürdige Poet, so saß der Kaufmann doch am Tage am Comptoirtisch. Und Abends schrieb er emsig bei der Studirlampe — Knnstberichte für „Ueber Land und Meer", Correspondenzen für das „Bremer Sonntagsblatt", für deutsch-amerikanische Zeitungen und vor Allem seine herzigen Lieder.

Heute sind dem Dichter drei Söhne und drei Töchter erblüht, und wenn es auch ihm nicht erspart wurde, am Grabe eines Kindes feinem heißen Schmerze Worte zu geben, so erfreut sich doch der Poet zur Zeit des edelsten Glückes, das uns Menschenkindern vergönnt ist, zumeist gehoben und getragen durch seine glückliche Natur, die ihm in Leid und Freud stets gestattet, über alle Lebensfügungen Herr zu werden.

Als er im Iahre 1885 an einem schmerzhaften Leiden erkrankte, suchte er in Wiesbaden Heilung und Genesung. Mitten in dieser schweren Zeit verließ ihn der Trieb zum Schaffen nicht, und in der Periode der erzwungenen Ruhe von allem Geschäftlichen erschien sein „Buch der Leidenschaft."

Im Buchhandel erschienen von Rittershaus bisher: „Gedichte" (Elberfeld und Breslau 1854, jetzt 7. Auflage); Freimaurerifche Dichtungen (Leipzig 1886, 3. Auflage); Neue Gedichte (5. Auflage, Leipzig 1885); Dem Papste (30. Auflage, Barmen 1878); Für Oberschlesien (Barmen 1880); Am Rhein und beim Wein (3. Auflage, Leipzig 1885); das bereits genannte „Buch der Leidenschaft" (Oldenburg 1889, 4. Auflage) und „Aus den Sommertagen" (Oldenburg 1889 bei Schulze, 4. Auflage). Außerdem erschienen noch in Flugblättern: „Zu Hülfe." Aufruf für die Verwundeten, 1866. „Für die armen Cholera-Kranken," 1867. — „Aufruf für die Freiligrath-Dotation," 1867. — „Den deutschen Frauen und Iungfrauen," 1370. — „Marschgesänge", 1870. — „Für die FerienColonien," 1878 u. s. f. >

Es wäre Unrecht in der Lebensgeschichte und Entwicklung des Dichters unseres gemeinschaftlichen verstorbenen Freundes Ernst Keil in Leipzig, des Begründers der Gartenlaube, nicht zu gedenken, der 1871, als der Dichter eine schwere geschäftliche Prüfungsperiode durchkämpfte, die „Neuen Gedichte" von Rittershaus in selbstlosester Weise verlegte und dem Poeten damals ein hübsches Capital durch diese Freundschaftsthat erwarb. Keil wendete sich an Alle, „die es ehrlich mit der Freiheit und dem Vaterlande meinen, die mit Andacht den. Dichter lauschen, der seit Iahren das Ringen und Kämpfen unseres Volkes unablässig in hoher Begeisterung begleitet hat", und machte nicht nur den Poeten in dieser Form auch den weitesten Kreisen bekannt, sondern half ihm auch, wie erwähnt, in edelster Weise über die schlimmste Klippe seines Lebens hinweg. Auf Keils Veranlassung wurde auch seiner Zeit meinem Aufruf für das NationalDenkmal auf dem Niederwalde in der Gartenlaube das warme Poem Rittershaus' vorangesetzt, das mit den Worten beginnt:

„Nun bricht der Lenz die letzte Kette,
Die Schnee und Frost den Fluren schlug.
Und mit den Lerchen um die Wette
Singt froh der Landmann hinter'm Pflug!"

Und weiter hin:

„So sei's! Zum Werke frisch geschritten! —
Ilmrankt von deutscher Reben Kranz,
Da steh' das Denkmal, stolz, inmitten
Des Prunkgemachs des Vaterlands!" —

Bei aller emsigen kaufmännischen Arbeit, die ihn heute noch in verschiedenen Stellungen als Aufsichtsrath und General-Agent beschäftigt, hat Rittershaus auch die Pflichten des Bürgers in seiner Vaterstadt redlich erfüllt. Er betheiligte sich an der Gründung des Nationalvereins, half den Verein für wissenschaftliche Vorlesungen in Barmen in's Leben rufen und schrieb Aufrufe zur Gründung eines allgemeinen Bürgervereins, dessen Vorsitzender er heute — seit 1865 — noch ist. Auch an der Gründung von Spar- und Consum-Vereinen sowie des Verschönerungsvereins in seiner Vaterstadt nahm er Antheil.

Politisch ist Rittershaus nicht mehr thätig, weil ihm, wie bereits angedeutet, bei seinen, stets zur Vermittelung geneigten Charakter das Getriebe des Parteikampfes zuwider ist, entsprechend dem Worte Freiligraths, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehen solle, als auf der Zinne der Partei. Auch ein thätiges Mitglied der Loge ist unser Poet und allen freimaurerischen Bestrebungen in ihrem besten Sinne stets geneigt.

Mit Ludwig Elbers, Theodor Eichmann, von Eynern, Bölling, Carl Siebel und Anderen rief er die Freiligrath - „Dotation" in's Leben. Er veröffentlichte das Gedicht, welches die deutsche Nation aufforderte, dem greisen Ferdinand Freiligrath die letzten Lebensjahre zu erleichtern, und die Summe von 62 000 Thalern war der Erlös des gemeinschaftlichen Wirkens. Den Dichter selbst aber begrüßte Rittershaus am 18. Iuli 1869 in Bielefeld bei einem Feste mit schwungvollen Worten, als den nun heimgekehrten, wiedergewonnenen poetischen Vvrkämpfer der Nation!

Fest und entschieden steht Rittershaus heute auf dem Standpunkte freisinniger Gesetzgebung, treu in seiner Anhänglichkeit an das Vaterland, an Kaiser und Reich — und die Lieder von 1870, während und nach dem Kriege, gehören zu den schönsten Gaben seiner Muse; sie sind werth, von der ganzen Nation gekannt zu sein. Wie frisch klingt sein prächtiges Marschlied:

„Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her uud Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und rother Dinte.
Tie deutsche Landessprache kmmt'
Ter Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund
Die Kugel soll üe vfeiien!

Und daß das Lied ihn richtig packt,

Frisch auf, ihr Kriegerschaaren,

So schlagt dazu den richt'gen Tact,

Dragoner und Husaren!

Du kannst kein Deutsch — mir lehren's Dich!

Marschiere, Feind, marschiere!

Und ihr macht den Gedankenstrich

Recht derb, Ihr Kürassiere.

Ulanen her, in flottem Trab!
Herbei mit Euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen." —

Und nach geschlossenem Frieden, nach der Errichtung des NationalDenkmals, am Iahrestage der Einweihung desselben, stand ich droben mit ihm vor der Statue der Germania, und hier tönte seine Stimme hinaus, weit in die Lande, als er sein Kaiserlied in begeisterter Stimmung sprach:

„Getreu dem Reich, dem Kaiser
Das Herz entgegenschlägt.
So lang noch grüne Reiser
Die deutsche Eiche trägt.
So lang am Rhein sich färben
Noch Trauben gelb und roth!
Im Leben und im Sterben
Getreu bis in den Tod! —"

Wie heiter lacht hinwiederum das «olle, frische Leben aus seinen Liedern: „Am Rhein beim Wein!" — Wie wohlig wirken seine „Rheingauer-Glocken" mit ihrem vinum bonum, die „Traubenlese im Rheingau", sein Lied vom „Federweißen", und wie innig seine Erinnerung an Freiligrath „Zu Aßmannshausen!" — Ein wahres Zecher-Brevier ist das Büchlein, das mit dem Liede: „Ich war zu Gast bei'm Herrn Pastor, zur Zeit der Rebenblüthe!" eingeleitet wird.

Rittershaus hat sich im Wesentlichen an Goethe, Geibel, Rückert, Freiligrath und Herwegh, am Umgang mit Siebel und dem Maler Richard Seel gebildet. Er hebt unter seinen Dichtungen selbst die poetischen Erzählungen „Der Henker" und „Ein deutsches Herz" und ähnliche als die gelungensten hervor.

Ein echter Freund feiner Freunde, ein liebender Gatte und Vater, ein treuer Sohn des Vaterlandes, gewinnt sich der Poet überall die Zuneigung Derjenigen, die ihm nahe treten, und wohl zählt er mit Recht zu den lebensfreudigsten Dichtern, zu den glücklichen Naturen, die jedem Dinge die Sonnenseite abzugewinnen suchen. Das ist nach seiner eigenen Meinung einerseits Erbtheil mütterlicherseits, anderntheils aber auch Ergebniß seiner Philosophie, deren Richtigkeit sich ihm bis heute im Leben stets erwiesen hat. Wer mit Aufmerksamkeit seine Gedichte gelesen, wird überall diesen Grundton erkennen.

Rittershaus, dem auch die Gabe der Rede in hohem Maße zu Theil geworden, ist durch seine Vorträge in deutschen Landen weithin als Redner bekannt. Zu seinen Themen wählt er stets die Schilderung und Würdigung vaterländischer Poeten. Und sicher ist es von großem und allgemeinem Interesse, den Dichter über die Geistesgenossen urtheilen zu hören. So spricht er über Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine, Victor von Scheffel, Carl Siebel und Adolf Schults, über Chamisso und Eichendorff. Gottfried und Iohanna Kinkel, Annette von Droste-Hülshoff und Andere, stets durch seinen warmen Ton und sein inniges Eingehen auf die Eigenart der „Auserwählten" die Hörer fesselnd.

Rittershaus ist als rheinischer und bergischer Dichter jedenfalls der volksthümlichste Sänger unserer Tage geworden, der bekannteste sicher, dessen sich das Rheinland zur Zeit erfreuen darf. Und wohl hat Professor F. Kreyssig recht, wenn er von Rittershaus sagt: „Die Virtuosität seiner Sprache, die leichte freie Behandlung seines Reims wird von keinem Zeitgenossen übertroffen und von nicht mehr als vielleicht von einem halben Dutzend erreicht!" Daß das Wupperthal Rittershaus vor Allem schätzt und verehrt, hat es ihm bewiesen! Selten darf sich ein Poet einer so großen Anhänglichkeit rühmen — denn auch opferbereit zeigten sich seine Westfalen, als die Zeitverhältnisse dies geboten. Rittershaus aber hat eins seiner schönsten Lieder seinem engeren Heimatlande Westfalen gewidmet. Im Jahre 1868, im Gasthof zur „Post" in Iserlohn, ließ er es zum ersten Male erklingen. Das „Lied des Westfalen" mag diese Schilderung schließen, die lediglich dazu beitragen sollte, unseren Leser n einen Dichter näher zu führen, der der Zuneigung des deutschen Volkes in Wahrheit würdig ist:

„Ihr mogt den Rhein, den stolzen, preisen,
Der in dem Schoß der Reben liegt.
Wo in den Bergen ruht das Eisen,
Da hat die Murter mich gewiegt.
Hoch auf dem Fels die Tannen steh'n,
Im grünen Thal die Heerden gek'n,
Als Wächter an des Hofes Saum
Reckt sich empor der Eichenbaum.
Da ist's, wo meine Wiege stand!
O grüß' Dich Gott, Westfalenland!

Wir haben keine süßen Reden
Und schöner Worte Ueberfluß —
Und haben nicht sobald für Ieden
Den Brudergruß und Bruderkuß.
Wenn Du uns willst willkommen sein,
So schau auf's Herz, nicht auf den Schein,
Und sieh' uns grad hinein in's Aug'!
Grad aus, das ist Westfalenbrauch!
Es fragen nicht nach Spiel und Tand
Die Männer in Westfalenland.

Und uns're Frauen, mis're Mädchen
Mit Augen blau, wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebessädchen
Zum Scherz nur für die müß'ge Stund'!
Ein frommer Engel hält die Wacht
In ihrer Seele Tag und Nacht.
Und treu in Wonne, treu in Schmerz
Bleibt bis zum Tod ein liebend Herz!
Glückselig, wessen Arm umspannt
Ein Liedchen aus Westfalenland!

Behüt' dich Gott, du rothe Erde,
Du Land von Wittekind und Teut!
Bis ich zu Staub und Asche werde,
Mein Herz sich seiner Heimath freut.
Du Land Westfalen, Land der Mark,
Wie Deine Eichenstämme stark,
Dich segnet noch der blasse Mund
Im Sterben, in der letzten Stund'!
Du Land, wo meine Wiege stand, —
O, grub dich Gott, Westfalenland!" —

Sur Psychologie der Taschenspielerkunst.

von

Max Vessmr.

— Berlin. —

Hch weih noch sehr gut, wie mir zu Muthe war, als ich der ersten Zaubervorstellung beiwohnte. Gleich nach der Kasseneröffnung hatte ich meinen Platz eingenommen und harrte eine volle Stunde lang klopfenden Herzens des Augenblickes, wo sich der Vorhang vor dieser Welt der Wunder heben sollte. Und wie nun der Herensabbath anhub, wie Eier sich in Thaler, Thaler sich in Taschentücher verwandelten, Vogelkäsige spurlos in Luft zerrannen und leere Kisten eine unbegreifliche Fülle von Geschenken spendeten — da war mir, als ob ich in einem Land der Träume lebte, weit, weit, von der Erde entfernt. . .

Es wird Einem heutzutage recht leicht gemacht, wenn man dem Taschenspieler in die Karten blicken will. Eine Anzahl von Zauderapparatenhändlern verkauft euch Alles, was euer Herz begehrt: Hölzer, Becher, Ringe, Bälle, falsche Karten, Doppelthaler u. s. f., und legt jedem Instrument fein säuberlich eine „Gebrauchsanweisung" bei. Bücher sonder Zahl, vom dünnen Jahrmarktsheft aufwärts bis zum illustrirten Prachtwerk, machen sich anheischig, euch in die Geheimnisse der schwarzen Kunst einzuweihen. Aber alle diese Bücher*) und Gebrauchsanweisungen sagen nur, worin ein Trick besteht, nicht, wie er gemacht wird, ganz abgesehen davon, daß gerade die interessantesten Kunststücke von den Adepten verheimlicht oder wenigstens bloß gegen besonders hohe Preise abgegeben werden. Apparate und Beschreibungen enthüllen nicht den Kern der

') Als rühmliche Ausnahme ist Hoffmanns „Slockeru Zla^ie" (1>,iäsn 1835) hervorzuheben, ein Buch, dem ich manche wichtige Angabe habe entlehnen können.

„modernen Magig." Wenn ihr wißt, wie es zugeht, daß ein Thaler verschwindet, so wißt ihr noch garnichts: ihr werdet euch trotzdem hunderte von Malen gerade mit diesem Trick täuschen lassen; und wenn ihr genau nach den Regeln der Vorschrift denselben Griff ausübt, so werdet ihr damit allein nicht den mindesten Erfolg erzielen.

Was die Prestidigitation zur Kunst der Täuschung macht, ist nicht die technische Außenseite, sondern der psychologische Kern. Die sinnreiche Ausnutzung gewisser seelischer Fähigkeiten wiegt unvergleichlich schwerer als alle Fingerfertigkeit und Maschinerie. Diese Thatsache zu erweisen und theoretisch zu zergliedern, bildet die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen. Zuvor indessen will ich den Leser mit der Gesellschaft bekannt machen, in deren Thun und Treiben ich ihn einzuführen beabsichtige.

l.

Die Geschichte der Taschenspielerkunst bildet einen bedeutsamen Ab- , , schnitt in der langen Geschichte menschlicher Täuschung. Von den Anfängen ägyptischen Priesterthums an bis zu dem Beginn des Mittelalters

reicht jene erste Epoche, in der die willkürliche Erzeugung scheinbar unmöglicher Vorgänge mit dem Anspruch höherer Kräfte hervortritt; Nachzügler einer solchen ernstlich täuschenden Richtung haben sich bis auf den heutigen Tag in den spiritistischen Medien erhalten. In eine zweite Epoche gehören die Gaukler des Mittelalters und der Neuzeit, denn sie gestehen, daß es bei ihren Zaubereien mit natürlichen Dingen zugeht. Der dritte Abschnitt endlich datirt erst von dem Anbruch unseres Iahrhunderts: hier treten zum ersten Mal die Taschenspieler auf die Bühne, sie werden in die Gesellschaft aufgenommen, sie eignen sich eine gewisse Bildung an, sie lassen alles Iongleurhafte aus ihrem Programm fort und arbeiten mit Karten, Geldstücken, Taschentüchern u. dgl. m. Natürlich verschwinden dadurch nicht die Gaukler von der Bildfläche, aber sie ziehen sich auf die Dörfer zurück und haben mit ihren besser gestellten Berufsgenossen keine Gemeinschaft: ganz wie noch jetzt bei uns. Nur gelegentlich macht einer solcher Nomaden von sich reden. So der Signor Castelli, der, in den zwanziger Iahren Europa auf einer wandernden Schaubühne durchziehend, überall mit seiner Ankündigung, einen lebenden Menschen verzehren zu wollen, großes Aufsehen erregte. Des Räthsels Lösung bestand darin, daß der rohe Kerl wirklich sein Opfer in den Ann zu beißen begann, worauf der Betreffende sich begreiflicherweise schleunigst empfahl und somit die Ausführung des ., Experimentes" unmöglich machte.

Die Taschenspieler besseren Schlages, meist Franzosen und Italiener, 'nannten sich pdvÄ«ien8 oder e^amoreui's; die Bezeichnung Prestidigitateur stammt von Iules de Rovere. Rovöre gehörte zu den Meistern jener alten Schule, aus der noch Olivier, Pröjeau, Brazv, Comus, Chalons, Adrien per«, Courtois, Comte hervorgehoben seien — um von Lichtenbergs famosem Pinetti ganz zu schweigen. Der Bedeutendste war unstreitig Com te. Franzose vom Scheitel bis zur Zehe, leistete er in geschmackvoller Anordnung und liebenswürdiger Darbietung Außerordentliches. Alle seine für einen kleinen Kreis von Zuschauern berechneten Illusionen trugen den Stempel einer mit feinstem Humor ausgeführten Täuschung. Er behauptet beispielsweise, er wolle sämmtliche anwesende Damen escamotiren. Darob natürlich Schrecken und Heiterkeit unter den Herren. Comte beruhigt sie mit der Versicherung, er werde es schon zu ihrer Zufriedenheit arrangiren, greift dann mit den leeren Händen in die Luft und zaubert eine Fülle schönster Rosen aus dem Nichts hervor. Er fährt fort: promi8 cl'escamoter et cle on'tamorplwser tout«8

«es <i«m«8; iivuvsi8^« «koi8lr uue toriue plu8 AiAcieuse et plu8 inmable? Lo. vou8 metämorplio8nnt wutes en ro8e8, n'est.ce pss, mesäsmes, otirir la eopie «i^i moil^le? n'est.cie pn8 nli8si vou8 «80«. m«ter pour vou8 renclre i< vous.iueme8? äiles.nioi, mes8ieur8, ^e pa8 rsus8i?^ Nun geht er an die Vertheilung: „Älaclemoiselle, voj«i une ro8« c^ue vou8 nVW kait rou^ir cle ^alou8ie.'^ Vor einem anderen hübschen Mädchen verwandelt sich die Blume bei der Überreichung in Coeur-Aß und der galante Herenmeister fügt hinzu: „Vmile2.vou8, ma. ilttme, niettre I« runin sur votre ooeur . . . Vous n'avW ^u'un coeur, n'«st.il pu8 vrai? . . . ^e vvus tlemimäe purcion 6e cette (^iestion inclisoröte, Wais eile etait ne«e88aire, cur bien ljue vnu8 n'ave^ cjii'uu i.'oeur, vou8 pourrieü les po88e(ler t^u8," — Solche Calembourgs werden zu Hunderten von Comle erzählt. In unseren Tagen freilich, wo es weder Salon noch Conversation giebt, würden die etwas altfränkischen Wendungen mit ihrem zarten Parfüm gar seltsam anmuthen, auch werden wir den Taschenspieler verwundert anschauen, der sich in allzu geistreichen Redensarten erginge. Außerdem lenken die Scherze leicht die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand selbst, dem Trick, 'ab und setzen überdies die Anwesenden in eine Activität, die Manchem recht wenig erwünscht sein dürfte.

Einen beträchtlichen Fortschritt in der Entwickelung unserer Kunst kennzeichnen die Namen Philippe und Torrini. Zumal Torrini besaß eine so außerordentliche Geschicklichkeit in der Kartenhandhabung und eine so unglaubliche Kühnheit in der Ausführung, daß das Publicum sich unwiderstehlich zu mißtrauensfreier Bewunderung hingezogen fühlte. Sein Piquet-Trick soll einzig gewesen sein. Auch in anderer Beziehung legte er eine erstaunliche Keckheit an den Tag. Bei seiner Anwesenheit in Rom war er — ein italienischer Edelmann, den widrige Verhältnisse in die Laufbahn des Preftidigitateurs gestoßen hatten — zu einer Vorstellung vor dem Papst aufgefordert worden. Zufällig sah er am Tage zuvor bei einem Uhrmacher eine kostbare Uhr, von der dieser versicherte, sie sei das einzige Pendant zu der berühmten Uhr des Cardinals X . . . und erst gestern aus Paris angekommen. Torrini kaufte den Chronometer für den respectablen Preis von 1200 Francs, nachdem er dem Uhrmacher Stillschweigen auferlegt und sich versichert hatte, daß der Cardinal seiner Vorstellung beiwohnen werde. Am Schluß gedachter Vorstellung machte er nun folgenden Coup. Er bat sich einen recht kostbaren und womöglich nur einmal auf der ganzen Welt vorhandenen Gegenstand aus; diese Bitte hatte zur Folge, daß der Cardinal auf des Papstes Befehl, wenngleich mit sichtbarem Widerstreben, dem Künstler die Uhr aushändigte. Ietzt ließ sich Torrini Mörser und Stößer geben und zerstampfte zum Entsetzen der Anwesenden das unersetzliche Kleinod in tausend Splitter. Der Cardinal gab mit zitternder Stimme an, daß von einer Vertauschung nicht die Rede sein könne, da er in den Resten Stück für Stück sein Unicum wiedererkenne; in Wirklichkeit jedoch war natürlich das jüngst erstandene Pendant vernichtet worden. Diesen Augenblick allgemeinster Aufregung benutzte der Künstler, um unbemerkt die echte Uhr in die Tasche des Papstes gleiten zu lassen, und sobald Stille eingetreten war, forderte er die Versammlung auf, ihm eine Person zu bezeichnen, die sicherlich nicht im Einverständniß mit ihm stünde. Wie gewollt, deutete Alles auf Pius Vll., „Nun wohl," fuhr Torrini fort, indem er einige mysteriöse Bewegungen machte, „ich will, daß die Uhr wieder hergestellt sei und sich in der Tasche Sr. Heiligkeit sinde." Der Papst griff sofort, mit allen Zeichen völliger Ungläubigkeit, in die Tasche, zog, ganz roth vor Erregung, die Uhr hervor und händigte sie dem Cardinal so schnell ein, als wenn er gefürchtet hätte, sich die Finger an diesem unheimlichen Gegenstand zu verbrennen. Man kann sich denken, welches Aufsehen der kecke Streich in Rom erregte! Torrini hat die theure, aber originelle Reclame niemals bereut.

Was übrigens Reclame anlangt, so war darin Niemand ersinderischer als der vortreffliche Prestidigitateur Anderson, „tb« «elekratecl ^.näersou, tke greut vvisitträ ok rk« Nortis Einmal, es war in den vierziger Iahren, versandte er an alle Londoner Butterhandlungen Holzformen, auf denen sein Name, seine „Titel" und die Stunde seiner Vorstellungen eingeschnitzt waren, mit der Bitte, die Besitzer möchten eine Zeit lang diesen Stempel auf die verkaufte Butter aufdrücken lassen. In Anbetracht des Umstandes, daß schließlich Iedermann Butter zu essen genöthigt ist, verdient die Idee gewiß Nachahmung. Ein andermal setzte er eine silberne Vase aus zum Preise für den besten Witz, der in der Zwischenpause gemacht werde. Ieder hatte das Recht, einen Scherz zu erzählen, und das Publicum mußte durch die Stärke des Applauses die Entscheidung herbeiführen. Aber damit nicht genug! Anderson ließ alle diese mehr oder minder guten Witze stenographisch sixiren und in Schilling-Heften verkaufen; der „große Zauberer" wußte recht gut, wie gern die Meisten sich gedruckt sehen. Von dem Umfang der so muthmaßlich erzielten Einnahme erhält

Nord und Slid. Qll, l55. 14

man eine Vorstellung, wenn man erfahrt, daß jedes Heft über 1000 Witze enthält*).

Ob Philadelphia, Döbler, Bosco wirklich so hervorragend waren, wie man nach ihrem Ruf annehmen follte, bleibt sehr die Frage. Von Bosco wissen wir sogar positiv das Gegentheil. Er scheute kein Mittel, um einen Effect zu erzielen, und ging in seiner Brutalität so weit, die für seine Tricks oft nothigen Tauben in Wirklichkeit, nicht nur zum Schein, auf offener Bühne zu todten. Er benutzte jede Gelegenheit, um feine Kunst glänzen zu lassen: im Postwagen, an der Table d' hi'ite, in den Cast.s und in Kneipen, kurz überall machte er feine Kunststückchen. I^nst not le«st trug der wohlklingende, wenngleich bizarre Name dazu bei, ihn rasch populär zu machen. Es sind dieselben Umstände, denen einige Iahrzehnte später Bellachini seinen Ruhm zu verdanken hatte.

Indessen alle die Genannten und die unzähligen Nichtgenaimten werden um Haupteslänge überragt durch den Klassiker der Taschenspieler kunst, durch Robert-Houdin.

Robert-Houdin hat seine Lebensschicksale in einem Buch erzählt, das wegen seines fesselnden, bunten Inhalts und der Anspruchslosigkeit der Darstellung eine sehr angenehme Lectüre bietet. Er hat ferner mit bewundern» werther Offenheit die Geheimnisse jenes Ordens preisgegeben, dessen Großmeister er war, und er hat endlich alle seine mechanischen, technischen und besonders elektro-technischen Ersindungen ausführlich beschrieben. Während nämlich die meisten Taschenspieler eben nur Taschenspieler und nichts weiter sind, muß Robert als ein Mann der feinen Bildung, als graziöser Schriftsteller und als ein technisches Genie bezeichnet werden. Schon als Kind hantirte er in der Werkstatt seines Vaters, eines Uhrmachers, an den Instrumenten herum. Diese Vorliebe für alles Mechanische wuchs zu einer Leidenschaft von solcher Stärke heran, wie sie dem Bücherliebhaber für Mannscripte, dem Sammler für Münzen, dem Spieler für karten eignet; alles Zusammengesetzte untersuchte der Knabe, überall wollte er etwas repariren oder construiren. Dabei hatte er ganz originelle Einfalle. Im Institut erfand er das folgende Mittel, um rechtzeitig aufzuwachen. Er band sich eine Schnur an die große Zehe des rechten Fußes, führte sie durch das halbgeösfnete Fenster bis san die Gartenthür und befestigte sie dort so, daß sie beim Oeffnen der Thür straff angezogen wurde. So oft nun des Morgens der alte Diener die widerstrebende Pforte ösfnete, sah sich der kleine Robert genöthigt, schleunigst aus dem Bett herauszuspringen, was ihn jedenfalls ganz wach machte. Von solchen primitiven Vorrichtungen bis zu der berühmten „Zauber-Villa" ist ein gut Stück Weges; aber jene verhalten sich zu dieser, wie der ver

* Vgl. (.'oulicksocss äs Lstl'ert.Uouckin, 17 ns vis ct' «Ni^te. IKsatrs st prsstickiFitstion. 2. Lck., ?nriz, 1801. Bd. ll. S. 144.

heihungsvolle Anfang zum fröhlichen Ende. Das Landhaus des alten Privatiers erregte seiner Zeit allgemeinstes Aufsehen: da waren elektrische Drähte vom Keller bis zum Giebel, geheimniszvolle Automaten spukten an allen Ecken und Enden, Versenkungen und Wandthüren schoben die Zimmer beliebig durcheinander, Klingeln, Fallen und selbstthätige Revolver hielten das Diebesgesindel fern ^ mit einem Wort, es war das richtige Märchenhaus.

Man kann sich denken, daß eine solche Natur sich durch den Reiz der schwarzen Kunst unwiderstehlich angezogen fühlte. Ein Banquiste, ein Jahrmarktsgaukler deutscher Abkunft, gab dem Zehnjährigen einen ersten Begriff der Taschenspielerei, ein Buch belehrte ihn später über die wichtigsten Kunstgriffe. Wie er dann sich fortbildete und schließlich zum Entsetzen seiner Familie in die Laufbahn des Escamoteurs eintrat, das lese man im Einzelnen in seiner Biographie nach. Genug, daß eines Tages an den Pariser Anschlagssäulen die folgende Affiche prangte:

Die Automaten spielten übrigens eine sehr untergeordnete Rolle. Robert meinte sehr richtig, daß man nicht zum Taschenspieler käme, um Apparate functioniren zu sehen; die wirkliche Prestidigitation solle nicht das Werk eines Jnstrumentenmachers. sondern das des Künstlers selbst fein. Aus demselben Grunde führte er eine recht wichtige Reform ein. Er verbannte nämlich die bisher üblichen verhangenen langen Tische und setzte an ihre Stelle die unbedeckten kleinen Servanten. Ebenso warf er die excentrischen Costüme der anderen Escamoteure in die Rumpelkammer und erschien im einfachen Frack — ein Talma seiner Kunst. Auch dem Boniment d. h. dem die Tricks begleitenden Vortrage gab er eine andere Form, indem er ihn so einzurichten suchte, daß er jeder Tour den Anstrich der Wahrheit verlieh. Ueberhaupt legte Robert-Houdin den größten Werth darauf, die Täuschung zu einer möglichst vollständigen zu gestalten. Ein Beispiel. Das Kunststück, eine Person an einer Stange scheinbar frei schweben zu lassen (während sie in Wirklichkeit durch einen córsetähnlichen Halter gestützt wird) erfand der Künstler in einer Zeit, wo alle Welt vom Aether sprach. Er brachte also den Trick damit in Verbindung, indem er die Person durch Riechen an einer Flasche scheinbar narkotisirte. Die Flasche war natürlich leer, aber hinter der Bühne wurden in demselben Augenblick ein paar Tropfen Aether vergossen, so daß ein schwacher Tust in den Zuschauerraum hineindrang und die Illusion beträchtlich erhöhte.

An solchen feinen Zügen war auch die ganze Anordnung der Vorstellungen reich. So ließ Robert in der Zwischenpause eine luxuriös ausgestattete Miniatur-Zeitung vertheilen, deren Inhalt von Abend zu Abend wechselte. Der Titel lautete: ^«Slio8tro. 1^88e.temp8 <le l'eütre.scte (ue Mmsis lire Msse.t.en). Oe jonrrial, parinssant l« soir, ne pent ötre lu c^ue i?«r ,l«8 ssen8 ^«luiri8 . . . le ieäaoteur prsvient l^u'il n'est pas tiorbrö (le ^ourual> ... In einer der Nummern sindet sich unter „?ait8 clivei'8" folgendes niedliche Bonmot: l.« Nioistre <Ie l'lnterieur ne reeevrg, pn8 clemain, mgis le Äinistr« cles Kvairces recevia wu8 le8 ^oui8 ... et jours suivant8. Eingehüllt war das Ganze in ein Streifband mit folgendem Aufdruck: ^ Zl. et (leineur«lit !<.,!. Vtttre abonnement, tini.88aiit «« 8oir, Ie ^rnut clu ^onrnnl vous prie cle I« rmlonvsler clemain, 8i vous ne voule? >,n8 le vvir expiier (l'gbounemelltj.

Was ließe sich nun gar Alles von seinen Triumphen berichten! Vor Kaisern und Königen, vor Manchester-Arbeitern und afrikanischen Wilden zauberte dieser bezaubernde Zauberer, stets von einem glänzenden Erfolg begleitet. Letzterer blieb ihm auch treu, als er nach Berlin kam. Er gastirte bei Kroll von Ende October 1853 bis Mitte Ianuar 1854, gewiß für die damaligen Verhältnisse eine außerordentlich große Anzahl von Vorstellungen. Als Beweis für die Anziehungskraft dieses Prestidigitateurs par exeellen«« seien ein paar journalistische Kraftproben mitgetheilt. Ein Anonymus in der Spenerschen Zeitung schreibt über die erste „8oirse tÄnti,sti<^ue" des Herrn Robert-Houdin, Prestidigitateur vom ?nlai8 RoMl aus Paris: „Herr Houdin ist der König der Escamoteure, der Kaiser der Taschenspieler, das Oberhaupt der Herenmeister. Hätte Horaz Herrn Houdin gekannt, er wäre gewiß von seinem abgeschmackten dil ääniiilni abgekommen . . . Trotzdem das Geld in seinen Händen noch schneller als in manchem Staatsschatz verschwindet, so kann man doch ruhig sein, denn schon nach wenig Minuten kommt es in der Tasche des früheren Besitzers zum Vorschein, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben. Wir würden es nimmer glauben, wenn wir es nicht gesehen hätten. Das Publicum wird daher gut thun, sich durch den Augenschein zu überzeugen, sonst glaubt es, daß wir von Münchhausiaden und Märchen erzählen; aber Alles hat sich wirklich so zugetragen, anno äoiuini 1853, zu Berlin und im Saale bei Kroll, worüber sich manniglich selber für zehn Silbergroschen belehren kann." Der gefürchtete Rellstab stimmt in der „Voß" einen Hymnus an, aus dem einige Partien von Interesse sein mögen. „Nun kann ich doch endlich wieder mitreden! Darf ich mich doch endlich wieder sehen lassen an öffentlichen Orten, da ich ihn nun gesehen habe, den Mann des öffentlichen Staunens, den Eckstein der Tagesinteressen, den magnetischen Pol der Luftströmungen, den — nicht weiter! Wir wissen ja nun schon hinlänglich, daß nur von dem Großmagus Houdin*) die Rede sein kann, der nicht bloß zaubert, sondern bezaubert; sogar Referenten und Recenfenten, was bisher so unmöglich war, wie die Quadratur des Zirkels! . . ." Rellstab beschreibt einige Tricks des Künstlers, darunter folgende: „Er wickelt sich ein allerliebstes Turteltäubchen in einen Bogen Seidenpapier; wir sehen es darin zappeln, er haucht darauf, und — ein Lufthauch ist Alles, was sich in dem Seidenbogen besindet. Fort durch alle Lüfte ist das Taubchen! ‚Ei, dergleichen haben wir schon öster gesehen.' Ich glaube es, aber wie? So wie hier saht Ihr's noch nie! . . . Ich will euch ein Märchen erzählen, d. h. eine wahre Geschichte. Von schöner Hand erbittet der Magus mit Grazie ein Taschentuch und einen Ring, wickelt den letzten in's erste und schnürt das Päckchen wohl zu. Ein Ei, eine Citrone, eine Orange werden euch vorgelegt, und die Wahl ge. lassen, in welcher der drei sich der Ring mit dem Tuch wiedersinden soll. Die äußerste Rechte ruft: „In der Orange!" Die äußerste Linke: „In dem Ei!" Das Centrum: „In der Citrone!" — O weshalb ist Herr Houdin nicht Minister geworden! Wie hätte er die divergirendsten Kammern unter einen Hut gebracht! Die orientalische Frage hätte er geschlichtet (wenn auch nicht beantwortet) bei einer Tasse Nachmittags-Kaffee! — .Nichts leichter als die Vereinigung dieser drei Wünsche/ entgegnete er. .Ich werde bewirken, daß das Ei in der Citrone, die Citrone in der Orange Platz sinde, so stecken alle drei in Einem und das Schnupftuch in allen Dreien.' Das geschieht dann wirklich und wahrhaftig . . ."

Nach Robert-Houdin ist der Taschenspielerkunst kein neuer Reformator erstanden. Sie wandelt jetzt noch wesentlich in denselben Bahnen wie vor vierzig Iahren und sucht sich mit den Nothbehelfen des Antispiritismus und der Gedankenleserei einen neuen Aufputz zu geben. Desgleichen fehlen uns Prestidigitateure, die das ganze Gebiet mit gleicher Meisterschaft beherrschen. Die beiden besten lebenden Vertreter, M. Hermann in Berlin und Cazeneuve in Marseille, sind bloß in gewissen Grenzen mustergültig: jener excellirt hauptsächlich in Handtricks mit Karten und Thalern, dieser in Kartenkunststücken. Und von den tausend Anderen kann man wohl sagen, daß sie gut, nicht aber, daß sie vorzüglich „arbeiten." Es geht der Prestidigitation im Grunde nicht anders als mancher Kunst und Einzelwissenschaft: sie harrt fehnfüchtig ihres Messias.

Woran mag das liegen? Was ist denn außer den technischen Kenntnissen, die sich schließlich Iedermann mit gehöriger Geduld erwerben kann, dazu nöthig, um ein guter Taschenspieler zu sein?

*) Nebenbei: der eigentliche Name des Künstlers war Robert: den Geburtsnamen feiner Frau, Houdin, hatte er erst in den vierziger Iahren mit behördlicher Erlaubnis ang?sügt. D. Berk.

ll.

Der Taschenspieler muß eine gar krause Ahnentafel ausweisen können. Er muß in gerade Linie abstammen mütterlicherseits von der Hexe von Endor, väterlicherseits von dem Zauberer Merlin; er muß Zornebogk und

Sykorax zu Pathen gehabt haben und die Faust'sche Hexe zu seinen Muhmen zählen.

Mit anderen Worten: Der Taschenspieler muß zu seinem Beruf geboren werden. Xuri cuivis KoWinmrt covtiriAir ääir« LorintliUW.

Der moderne Hexenmeister bedarf zunächst in hervorragendem Maße derselben Eigenschaft wie der Arzt. Er muß Vertrauen einflößen. Die Zuschauer müssen es ihm aus's Wort glauben, wenn er versichert, daß er in der linken Hand eine Apfelsine halte, mag dieselbe auch schon längst in die rechte Hand hinübergewandert sein. Diese Fähigkeit, die Sympathien des Publicums vom ersten Augenblick an zu erobern, so, daß die Anwesenden ohne Ausnahme willig den Jntentionen des Künstlers folgen, läßt sich nicht erlernen, und doch besteht gerade in einer solchen Stimmung des Publicums das vornehmste Hülfsmittel des Prestidigitateurs.

Denn wodurch er feine Wunder zu Stande bringt, das ist nicht die große Schnelligkeit der Finger. Eigentlich paßt das Wort Prestidigitation gar nicht. Der tüchtige Taschenspieler erweckt zwar bei dem Laien den Glauben, es ginge Alles so ^asch und gewandt von Statten, daß man es unmöglich sehen könne, in Wirklichkeit jedoch macht er die nöthigen Bewegungen mit der größten Ruhe und Langsamkeit. Die Vollkommenheit liegt in der ärs artem «elimäi, in der Kunst, den Zuschauer so zu beeinflussen, daß man ihm Alles vor der Nase vormachen kann, ohne daß er es merkt. Auch zu diesem zweiten Haupterforderniß eines Adepten ist natürliche Anlage nöthig. Jch habe manche Dilettanten gesehen, die recht hübsche Erfolge hätten erzielen können, wenn sie nicht die thdrichte Eitelkeit besessen halten, mit ihrer „Geschicklichkeit" zu prunken. Darin liegt nicht der Reiz dieser Kunst, daß der Beschauer über die bei ihr aufgewendete affenähnliche Geschwindigkeit erstaunt, vielmehr darin, daß er auch diese Erklärung für ausgeschlossen hält und mit dem Bewußtsein nach Hause geht, ein Stündchen in einer wirklichen Wunderwelt verbracht zu haben. Die letzte Wirkung steht ästhetisch ungleich höher als die erste und hebt die Prestidigitation aus der Sphäre der Jonglerie heraus. Es hat seinen Grund, daß sich Männer aus den besten Gesellschaftskreisen ohne Scheu mit Taschenspielerei beschäftigen, während dieselben nie daran denken werden, equilibristische Kunststücke zu produciren.

Auch aus einem zweiten Grunde gilt die Warnung vor Unruhe und Ueberstürzung. Das Publicum braucht Zeit, um die Bewegungen zu sehen und in ihrer Bedeutung zu verstehen, und wenn beispielsweise bei einer Verwandlung die zweite Phase eintritt, ohne daß die erste genugsam angezeigt war, wenn also bei der Verwandlung einer Apfelsine in einen Apfel Niemand bemerkt hatte, daß der Gegenstand erst eine Apfelsine war, dann fällt natürlich der ganze Trick in's Wasser. Darnm bedarf der echte Taschenspieler jener außerordentlichen Ruhe, die gleichfalls nicht Iedermanns Sache ist. Er muß ferner, neben dem vertrauenerweckenden Auftreten und der imponirenden Ruhe, über die Fähigkeit verfügen, sich gleichsam eine magische Atmosphäre zu schaffen*), in der die Beschauer einerseits Alles, selbst das Unglaubliche, für möglich, andererseits Alles, selbst das Einfachste, für wunderbar halten. In dieser Richtung liegt die psychologische Bedeutung vieler kleiner Kniffe, die der Praktiker anzuwenden pflegt. Er läßt sich etwa den benöthigten Thaler nicht geben, sondern zaubert ihn aus der Nase eines fremden Herrn hervor. Er steckt die Handschuhe nicht, wie gewöhnliche Menschenkinder, in die Tasche, sondern zerrollt sie in den Händen u. s. f. — schließlich weiß der Zuschauer garnicht mehr, wie er aus einem solchen Labyrinth von Hexerei entkommen kann, und gerät!) in eine Stimmung, welche dem Taschenspieler seine Aufgabe wesentlich erleichtert.

Indessen das Hauptgeheimniß aller Prestidigitation besteht darin, die Gedanken der Anwesenden in eine solche Bahn zu lenken, daß die Entwicklung des Tricks für den Augenblick als natürliches Resultat der künstlich untergeschobenen Ursachen erscheint. Das Publicum muß sich sagen: die Karte ist durch ein Anhauchen verwandelt worden, so den Gedankengang vollziehend, der von dem Taschenspieler durch alle möglichen Mittel suggerirt wird. Nun kommt aber die Vernunft dazwischen und wirft ein: das ist doch unmöglich, daß durch einen Hauch aus CoeurAß Pique-Bube wird, und aus diesem logischen Widerspruch zweier gleichzeitiger Vorstellungen entspringt das angenehme Bewußtsein der Illusion. — Als subjective Vorbedingung des genannten psychologischen Fundamentes aller Taschenspielerkunst ist der Glaube an sich selbst zu bezeichnen. Der Künstler muß von dem Augenblick an, wo er die Karten in die Hand nimmt, von dem Gefühl durchdrungen sein, er könne jetzt wirklich nach Belieben schalten und walten; ein jedes „?asse" muß ihm selbst als thatsächliche Zauberformel aus dem Munde kommen und feine eigenen falschen Behauptungen müssen ihm sast als Wahrheit erscheinen. Nur der Ueberzeugte überzeugt. Viel hängt ferner von der geschickten Gruppirung der Tricks ab, durch die ein verhältnißmäßig einfaches Kunststück seine zweckmäßige Verwerthung als pädagogische Vorbereitung für ein größeres Wunder erfährt und Gedankenverbindungen sich herstellen lassen, die dem Erfolg der Experimente äußerst günstig sind. Am wichtigsten jedoch bleibt die Art der Vorführung, in Sprache und Geste. Hierüber

*) Deshalb soll ein sorgfältig gewähltes Programm stets mit einem „Blender" beginnen.

können keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden; vielleicht vermag ein Beispiel deutlich zu machen, worauf es ankommt.

Es handelt sich beispielsweise um das bekannte Verschwinden eines Thalers. Die Vorschrift lautet: man halte das Geldstück zwischen Daumen und Mittelsinger der linken Hand, ergreife es dann scheinbar mit der rechten Hand, schließe diese und zeige sie dann dem Publicum, wider dessen Erwarten, als leer. Der ganze Kniff besteht darin, daß in dem Augenblick, wo die rechte Hand zugreift, der Thaler, von den zwei ihn haltenden Fingern losgelassen, in die linke Handhöhle zurückfällt und dort verborgen bleibt. Und nun sehe man diese recht simple Geschichte von einem Künstler ersten Ranges, wie Herrn M. Hermann, ausgeführt! Hermann nimmt zunächst den Thaler und wirft ihn zu wiederholten Malen auf die Holzfläche des Tisches, um, wie er sagt, zu beweisen, daß wir es mit einem einfachen harten Thaler zu thun haben. In Wirklichkeit jedoch ruft er damit einmal unwillkürlich in Iedem die Vorstellung wach, daß ein Ding, das solchen Lärm mache, doch unmöglich lautlos verschwinden könne, eine Vorstellung, die den Effect des Tricks bedeutend erhöht, und zweitens betäubt und verwirrt der sortschwingende helle Klang die Umstehenden dermaßen, daß sie in einer halben Hypnose den weiteren Vorgängen folgen. Nun nimmt Hermann den Thaler in die linke Hand, sieht mit prüfendem Blick auf die rechte, als ob es auf die in der Hauptsache ankäme — und greift dann zu. Aber dieser Griff hat etwas so Ueberzeugendes, daß man darauf schwören möchte, die rechte Hand hätte den Thaler gefaßt und hielte ihn umschlossen: die Stellung der Finger ist dem supponirten Thatbestand ans das Natürlichste angepaßt. — Kaum ist der Griff geschehen, so geht sofort die Rechte zur Seite, und das Mitgehen des ganzen Körpers, das Beugen des leicht nach vorn geneigten Kopfes, der Blick der Augen, zwingen die Anwesenden förmlich, dieser Hand zu folgen. Die Linke hat sich inzwischen dem Körper zugewendet und weist mit den zwei ersten Fingern auf die rechte Hand, während die beiden anderen Finger den vom Daumen nach oben gedeckten Thaler durchaus unauffällig halten. Wenn durch solche Nuancen und besonders durch den Vortrag des immerwährend redenden Künstlers die ganze Aufmerksamkeit auf die rechte Hand concentrirt ist, und Ieder sich vornimmt, jetzt einmal recht genau aufzupassen, wie der Thaler wohl aus dieser Faust verschwinden soll, macht Hermann kleine Nuckbewegungen mit den Fingern, welche dieselben immer mehr von der Maus wegziehen, und sagt dabei, anscheinend selbst auf's Höchste für das merkwürdige Phänomen interessirt: „Sehen Sie, meine Herrschaften, wie der Thaler immer kleiner wird, immer kleiner — und jetzt, sehen Sie, ist er ganz verschwunden." Dabei öffnet er die Finger völlig, die Gestalt, die bisher ganz in die Betrachtung der Wunderhand versunken war, richtet sich auf, und die blitzenden Augen scheinen auszudrücken: es sei doch eigentlich eine ganz tolle Sache mit dem Thaler . . .

Ia, wie bildet man sich aber zu emem solchen Herenmeister aus? wird der Leser fragen. Zuvörderst beißt es natürlich üben, üben und nochmals üben. Man steigt von den einfacheren Griffen zu den schwereren auf, indem man stets erst den Trick in seinen einzelnen Bestandtheilen, dann im Ganzen übt. Indessen hierüber stehen mir als Dilettanten keine Belehrungen zu; auch enthält dieser unterste, durch Lehrer und Bücher erlernbare Theil der Ausbildung nur geringe psychologisch wichtige Elemente. Sobald dann die technische Seite eines Tricks tadellos beherrscht wird, muß sich der Schüler der dramatischen Seite zuwenden, welche, was die Wirkung unbetrifft, die größte Bedeutung zu beanspruchen hat. Damit jeder Vorgang den Anstrich möglichster Natürlichkeit gewinne empsiehlt es sich, stets vor einem Spiegel zu arbeiten. Hierbei muß der Taschenspieler zuerst das wirklich thun. was er später, bei der Aufführung, zu thun vorgiebt er muß genau die Stellungen und Bewegungen seiner Hände beobachten und sie hernach mit peinlicher Treue copiren, damit alle Unter-schiede zwischen Realität und Illusion verschwinden. Vor allen Dingen soll er sich daran gewöhnen, immer mit den Augen der Hand zu folgen, die den Gegenstand zu enthalten scheint, da dies das sicherste Mittel ist, Augen und Aufmerksamkeit der Zuschauerschaft in die gleiche Richtung zu lenken. ^

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß die wichtigsten Organe für die Ausübung unserer Kunst Getast und Gesicht sind. Ihre methodische Ausbildung bleibt die Hauptaufgabe des angehenden Preftidigitateurs. Es empsiehlt sich daher, eine Zeit lang in die Schule des Iongleurs zu gehen, um die Accomodation der Bewegungen zu üben. Ich persönlich habe mich bei Untersuchungen über den sogenannten Muskelsinn vielfach mit Iongleuren abgegeben, und ich muß gestehen, daß die Feinfühligkeit dieser Leute für die kleinsten Schwankungen des Gleichgewichtes und die Anpassungsfähigkeit ihrer Bewegungen an das Unglaubliche streift. Ein Iapaner zeigte mir beispielsweise das Voltigiren von vier verschieden schweren Kugeln in der Luft, während er gleichzeitig einen beliebigen englischen Tert laut vorlas; er vermochte also die Wurflinien und die durch sie bedingten Handbewegungen auf das Genaueste abzuschätzen, obwohl Auge und Aufmerksamkeit in anderer Richtung beschäftigt waren. Eine ähnlich staunenswerthe Sensibilität des Tastsinnes besitzt der französische Prestidigitateur Cazeneuv e. Cazeneuve ist im Stande, von jedem Kartenspiel eine beliebige Anzahl Karten mit einem Griff abzuheben. Man wünscht sechs Karten, die Hand greift zu, nimmt ab und giebt Einem genau sechs Karten, man wünscht zwanzig, dasselbe Schauspiel, man fordert dreizehn, dreißig, vierundzwanzig, stets — mit seltenen Fehlversuchen — derselbe Erfolg. Welcke fabelhafte Empsindlichkeit für winzige Höhenunterschiede dazu erforderlich ist, lernt man am Besten durch einen eigenen Versuch verstehen.

Ueber die Entwickelung des Gesichtes giebt Robert-Houdin beachtenswerthe Winke. Robert hatte stets an den Pianisten die Fähigkeit bewundert, auf einen einzigen Blick eine große Anzahl von schwarzen Punkten zu übersehen, in Begriffe und schließlich in Bewegungen umzusetzen; er sah ein, daß diese avvreciative Wahrnehmung einer eigenthümlichen Fortbildung fähig sei, sobald sie auf Jntelligenz und Gedächtniß angewendet würde. Er begann daher eine Reihe von Uebungen, zu deren Verständniß ich ein paar Worte vorausschicken muß. Bekanntlich vermag der normale Mensch die Summe einer kleinen Anzahl von Gegenständen sofort anzugeben, und zwar liegt die Grenze etwa bei fünf. Ob zwei oder drei, vier oder fünf einzelne Markstücke neben einander liegen, das kann man ohne Besinnen überschauen. Aber sowie die Zahl sich vergrößert, wird eine kurze Ueberlegung nöthig und nur einzelne, besonders veranlagte, Jndividuen, wie Tase, sind im Stande, bei größeren Summen augenblicklich das Richtige zu treffen. Robert unternahm es nun, in Gemeinschaft mit seinem kleinen Sohn Emil, ihre ursprünglich recht minderwerthige Perceptionsgabe derart auszubilden, daß sie eine beliebig herausgegriffene Anzahl Dominosteine abschätzten. Nach wochenlangen Mühen war die Marimal-Grenze bis auf erweitert. Nun veränderte Robert die Erperimente fo, daß an die Stelle gleichartiger Objecte verschiedenartige traten. Zu diesem Zweck durchstreifte er täglich mit seinem Sohn die Straßen. Sobald sie an einem mit allerhand Waaren gefüllten Schaufenster vorüberkamen, warsen sie einen aufmerksamen Blick darauf, machten nach wenigen Schritten Halt und notirten diejenigen Gegenstände, welche sie in dieser kurzen Zeit ersaßt hatten. Anfangs sahen sie höchstens vier oder fünf deutlich, nach einigen Monaten jedoch brachten sie es bis auf dreißig, der Kleine sogar manchmal bis auf vierzig. Mit Hülfe dieser übernormalen Pereeptionsgabe hat Robert-Houdin die meisten seiner Glanzstücke ermöglicht, zu denen u. A. das Erperiment der „seconcle vno" gehörte. Man kann sich nunmehr ganz gut sein sogenanntes „Hellsehen" erklären, das in den vierziger und fünfziger Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt erregte. Ter Vater sammelt auf einer Platte eine Anzahl Objecte, sagen wir zwanzig, ein und dreht sich für eine halbe Minute so, daß der Knabe einen Ueberblick gewinnt"). Daun vermag der Knabe schon die Anzahl der Gegenstände zu nennen und sie ungesähr zu schildern: was etwa noch fehlt, wird durch einen sinnreichen Signalcoder übermittelt. Letzterer trat besonders dann in Action, wenn die Gegenstände eingewickelt waren. Jn diesem Fall verwickelte Robert den Geber in ein kurzes Gespräch und benutzte die Zeit, um mit dem sorgfältig gespitzten Nagel des rechten Daumens ein kleines Loch in die Umhüllung zu bohren und mit

Tem Knaben sind freilich die Augen verbunden. Indessen bleibt stets unten ein kleiner Spalt zum Turchgucken, sofern man nicht Watte oder Heftpflaster zu Hülfe nimmt; und das geschieht natürlich bei sffentlichen Vorstellungen nicht.

dem Adlerauge des früheren Mechanikers den Inhalt zu prüfen. Es ist erstaunlich anzuhören, welche an's Wunderbare grenzenden Experimente auf diese Weise zu Stande kamen.

Unser Gewährsmann betont, daß er auch nach anderer Richtung Vortheil von seinen Studien gezogen habe. Diese Hebungen hatten ihm nämlich die Fähigkeit verschafft, gewissermaßen gleichzeitig zwei Gedankengänge zu verfolgen, sowohl an das zu denken, was er that, als auch an das, was er sagte, beim Prestidigitateur zwei ganz verschiedene Dinge. Und das ist eine Hauptaufgabe des Künstlers, das Spiel seiner Hände völlig unabhängig von der Thätigkeit des übrigen Körpers zu gestalten und die nöthigen Griffe ohne die geringste Betheiligung der nicht gebrauchten Körpertheile auszuführen. Die Finger müssen einen Mechanismus für sich selbst bilden, der absolut selbständig fungirt. Nur dann vermag der Taschenspieler während der Ausführung eines Kunststückes die Mienen der Umstehenden mit genügender Sorgfalt zu beobachten und damit den von allen Seiten drohenden Gefahren zu entgeheil. So gewaffnet wird er freilich auch unanfechtbar sein. Dem geübten Künstler mißlingt nie, schlechterdings nie ein Trick.

Die Leichtigkeit der Ausführung ist das Einzige, was in gewissem Sinne von der Beschaffenheit des Publicums abhängt. Der Ungebildete ist weit schwerer zu täuschen als der Gebildete, denn jener sieht in jeder Tour ein Mißtrauensvotum gegen seine Intelligenz, einen Versuch, ihn zu düpiren, gegen oen er mit allen Kräften ankämpft, während dieser sich widerstandslos der Illusion hingiebt, da er ja allein in der Absicht gekommen ist, getäuscht zu werden. Aber welche Naivetät gerade die Gebildetsten gelegentlich zu Tage legen, sollte man nicht glauben. Ich habe einen Professor gesehen, der bei dem bekannten Ringspiel Stein und Bein schwor, er habe alle acht Ringe geprüft, obwohl er thatsächlich nur zwei in die Hand bekommen hatte, und ich selbst habe es öfters gewagt, eine Anzahl Karten in der umgekehrten Reihenfolge zu numeriren, als sie es der Verabredung gemäß verdienten, ohne daß Iemand daran Anstoß genommen hätte.

Die Erklärung hierfür liegt in zwei Grundfunctionen unseres psychischen Organismus: der Association und der Imitation. Der folgende Abschnitt soll ihre Beziehungen zur Kunst der Täuschung erörtern.

lll.

Für die Mechanik des Bewußtseins bilden die Gesetze der Vorstellungsreproductionen den durchgreifenden Gesichtspunkt. Die neuere Psychologie lehrt einstimmig, daß, wenn eine Vorstellung L mit der Vorstellung ^ gleichzeitig im Bewußtsein gewesen oder unmittelbar auf dieselbe gefolgt war, beim Wiedereintritt von ^ eine Tendenz dafür vorhanden ist, daß auch ü sich wieder im Bewußtsein einstelle. Man pflegt dann zu sagen, die Vorstellung L sei mit der Vorstellung associirt. So weckt die Wahrnehmung einer Messerscheide sofort die Vorstellung der stets damit zusammen gesehenen Klinge, und die Wahrnehmung des Blitzes ruft unwillkürlich die Erwartung eines Donnerschlages hervor.

Der einfachste Typus der Täuschung besteht nun darin, daß gewisse Erwartungen durch ungewohnte äußere Umstände nicht erfüllt werden. Wenn ich mit gekreuzten Fingern eine Doppelheit von runden Gegenständen wahrnehme, so kann mich erst der Augenschein davon überzeugen, daß ich es in^ Wirklichkeit bloß mit einer Kugel zu thun habe; die tausendfach gemachte Erfahrung, daß doppelt Gefühltes auch Doppeltes ist, ruft in diesem Fall eine Jllusion hervor. Es begegnet einem wohl auf Reifen, daß man frühmorgens die Wasserkanne derart hochhebt, daß sie beinahe bis an die Decke fliegt. Der einfache Grund ist die Nachlässigkeit des Zimmermädchens, das die Earaffe mit Wasser zu füllen vergessen hat. Es sind also Schwere des Gefäßes und erforderliche Kraftanstrengung in einer sehr merkwürdigen Weise miteinander associirt. Kurz, eine große Anzahl unbeabsichtigter Täuschungen entspringt jenem allgemeinen Geistesgesetz, laut dessen wir gegenüber dem Ungewöhulichen und Erceptionellen gewohnte und wohlbekannte Regeln in Anwendung bringen.*)

Der Leser hat gewiß schon einmal das verblüffende Kunststück gesehen, wie mehrere entliehene Ringe zerhämmert, in cine Pistole gesteckt, herausgefeuert und nachher unversehrt einem Kästchen entnommen werden,

das in drei anderen steckte. Ohne uns mit der Erklärung des ersten Theiles dieses Tricks aufzuhalten, wollen wir den letzten einer kurzen Prüfung unterziehen. Der Künstler stellt einen ziemlich großen Kasten auf den Tisch, dessen Schloß geösfnet werden muß. Es zeigt sich, daß ein kleinerer Kasten darinnen ist, der herausgeholt, gleichfalls aufgeschlossen und seines Jnhaltes, eines dritten Kästchens, entledigt wird. Wenn der Taschenspieler so dem Publicum demonstrirt hat, daß 2 aus 1 und 3 aus 2 hervorkommt, dann kann er sehr leicht das letzte, kleinste Kästchen von einer Leiste unter dem Tisch fortnehmen und es so hervorziehen, als ob es aus dem nächstgroßeren Kasten stamme. Der Beobachter ist durch die beiden ersten reellen Vorgänge so von der Richtigkeit auch des letzten überzeugt, daß es ihm niemals in den Sinn kommen wird, daran zu zweifeln, daß No. 4 aus 3 hervorgeholl worden ist. Die pfychologische Grundlage der Täuschung bestellt ersichtlich in der sinnreichen Ausnutzung der gewohnheitsmäßigen Association: Hervorholen eines Kastens und Hervorholen dieses Kastens ans einem anderen Kasten sind zwei Vorstellungen, zwischen denen die Klugheit des Taschenspielers künstlich eine enge Verbindung hergestellt hat. Der Zuschauer wird angeleitet, einen logisch regel

*) Vergl. .lästrcnv, IKe psrsncilsAx ok ilesoptisn, ?opnInr Leience ZlontKlv, Bd. XXXlV, No. 2, Xeir.VorK 1885,'

rechte Schlußsatz aus zwei Prämissen auch in jenem dritten Fall zu folgern, wo die Voraussetzungen nicht mehr wie im ersten und zweiten Fall zutreffen.

Wir erhalten hiermit ein neues Princip der Taschenspielerkunst. Es lautet: thue das erst wirklich, wovon der Beobachter nachher glauben soll, du habest es gethan. In der That wird diese Regel in praxi vielfach befolgt. Der Künstler wirft erst einige Thaler wirklich in den Hut, ehe er die übrigen durch Envalmage daran hindert, ihren Vorgängern zu folgen; er legt eine Karte thatsächlich auf das zweite Spiel, bevor er die übrigen vier in den Aermel schlüpfen läßt. Eine geradezu klassische Illustration liefert das Verschwindenlassen der Apfelsine in der Luft. Man setzt sich an das Kopfende eines Tisches, wirft eine Apfelsine etwa einen halben Meter in die Höhe, fängt sie mit einer Hand wieder auf und läßt diese Hand dabei unter die Tischkante sinken, dann wirft man die Apfelsine mit einem etwas stark markirten Ausholen nochmals in die Höhe und zwar jetzt etwa anderthalb Meter hoch; auffangen; dabei sinkt die Hand zum dritten noch stärkeren Ausholen tief unter die Tischkante, läßt die Apfelsine auf dem Schooß liegen und macht, ohne eine Secunde zu zögern, die dritte Wurfbewegung. Neun Zehntel des Publicums sehen dann die Apfelsine in der Luft verschwinden. Bei diesem ebenso einfachen wie lehrreichen Experiment fehlt erstens jede Deckung, wie bei dem oben beschriebenen Verschwindenlassen des Thalers, und zweitens jeder Apparat wie bei dem eben erwähnten Kästchenkunststück. Hier ruht Alles auf den subjectiven Bedingungen der Täuschung, nicht auf irgendwelchen äußeren Hülfsmitteln.

In dem Sinn psychologischer Maßnahmen sind manche kleinere Taschenspielerkniffe zu verstehen. Angenommen, ein in der rechten Hand verbliebenes Geldstück ist scheinbar in die linke Hand hinübergelegt. Wollte nun der Prestidigitateur sofort die linke Hand öffnen und zeigen, daß sie den Thaler nicht enthält, so würden die Zuschauer sehr leicht auf die richtige Erklärung kommen, nämlich die, daß der Thaler überhaupt niemals in die Linke hineingelegt worden ist. Sobald man jedoch ein oder zwei Minuten mit dem Oeffnen der Hand wartet, sodaß das Publicum sich an den Gedanken gewöhnt hat, das Geldstück sei darin, und man dann noch vor dem Oeffnen den Ballen der Linken ein paar Mal sanft streicht mit der anderen, das Geldstück thatsächlich haltenden Hand, dann giebt man nicht nur der Rechten eine angemessene und durchaus unauffällige Beschäftigung, sondern man legi auch dem Publicum die Vermuthung nahe, daß die mysteriöse Bewegung der rechten Hand irgendwie die Ursache des Thalerverschwindens sei. Man muß das einmal selbst erleben, wie solche Kleinigkeiten das Urtheil scharfer und fähiger Beobachter irreführen können. Der Zuschauer weiß in ad^tracto sehr gut, daß ein Reiben des Handballens mit den Fingern der anderen Hand keine adäquate Ursache für das Verschwinden des Geldstückes abgiebt, aber da daS Verschwinden über allem Zweifel feststeht, so nimmt der Geist unwillkürlich die Erklärung an, die ihm indirect geboten ist. Ganz ähnlich wirkt das eigentlich sinnlose „Rüffeln"*) der Karten. Gesetzt den Fall, man habe heimlich einer bestimmten Karte eine für den Trick nöthige Stellung in dem Spiel gegeben, ohne daß die Zuschauer davon wissen. Wenn man nun, bevor man zeigt, daß Alles in der gewünschten Ordnung ist, ostentativ die Karten rüffelt, so werden die meisten Anwesenden glauben, daß jetzt die Transposition geschehen sei, und demnach weit weniger von der eigentlichen Natur des Tricks verstehen, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Dieser letzte Kniff ließe sich auch in eine Kategorie reihen, die füglich als Ablenkung der Aufmerksamkeit bezeichnet werden kann. Dadurch, daß der Taschenspieler ein Interesse für ein beliebiges unwichtiges Detail erweckt, concentrirt er die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt oder, negativ ausgedrückt, entfernt sie von der Hauptsache; und, wie wir Alle wissen, sind die Sinne eines unaufmerksamen Menschen ziemlich stumpf. Der Taschendieb ist Psychologe genug, um als Arbeitsfeld die Theater oder Ausstellungen zu bevorzugen, weil erdessen sicher ist, daß an solchen Plätzen die ^eute wenig Obacht auf Uhr und Portemonnaie geben. Ebenso vermeidet es der Prestidigitateur sorgfältig, jemals vorher die Natur eines Tricks genauer zu bezeichnen, damit der Zuschauer ja nicht weiß, woraus die Aufmerksamkeit zu siriren ist.

Eine verwandte Regel giebt bereits der französische Phnsicien Deeremps' Wenn man „Eins! Zwei! Drei!" vor dem Verschwindenlassen eines Gegenstandes zähle, dann müsse das thatsächliche Verschwinden vor „Drei" und nicht erst bei „Drei" stattsinden, denn da des Publicum« Aufmerksamkeit auf die „Drei" gespannt ist, entgeht ihr ganz, was bei „Eins" oder „Zwei" passirt. Ich persönlich habe bei meinen anspruchslosen Darbietungen im Freundeskreis oft nach dieser Lehre gehandelt und habe stets von Neuem darüber gestaunt, daß Männer der eracten Forschung so blind gegenüber dem sein können, was sich unmittelbar unter ihren Augen vollzieht. Nun geht freilich der Gedankengang des Laien fast nie den natürlichen Weg. Er kann sich garnicht vorstellen, daß mit solchen einfachen Mitteln und mit solcher — Keckheit gearbeitet wird, er sucht vielmehr nach den verwickeltsten Hypothesen oder führt Alles auf eine Lieblingsvorstellung zurück, z. B. das Verschwinden im Rockärmel, das nebenbei in der Praxis höchst selten angewendet wird. Aber wie er sich auch anstellen mag, es wird immer gelingen, ihn auf einen Augenblick fo abzulenken, daß der Coup unbemerkt ausgeführt werden kann.

*) Man hält das Kartenspiel so, dag Mittel- uns Zeigesinger sich hinten besinden mid der Ringsinger vorn. Dann drückt man mit dem Daumen auf das obere Ende des Spieles und läßt die Karten mit beliebiger Schnelligkeit durchlaufen. Es entsteht auf diese Weise ein sehr charakteristisches, scharfes Geräusch.

Eine besonders wirksame Methode der Ablenkung rechnet auf die menschliche Nachahmungssucht. Wir haben eine Neigung, alle wahrgenommenen Handlungen ganz oder andeutungsweise zu imitiren. Sehen wir Iemanden gähnen, so gähnen wir mit, hören wir ihn lachen, so kitzelt es uns auch in den Mundwinkeln, bemerken wir, daß er sich plötzlich umdreht, so fühlen wir den gleichen Trieb, schaut er noch oben, so blicken wir gleichfalls in die Höhe — eine normale Anlage, die in pathologischer Ausartung zur lata und zu den ^nmpiv^8 führt.

Darauf rechnet in vielen Fällen der Taschenspieler. Er blickt stets nach der Richtung, in der er die Aufmerksamkeit seines Auditoriums wünscht, und macht überhaupt alles das vor, was das Publicum thun soll. Wenn er sein Auge sinnend zur Decke erhebt, dann fliegen mit hörbarem Ruck die Köpfe aller Anwesenden in die Höhe, und es bietet einen unsagbar komischen Eindruck, wie nun die Finger ganz ruhig unten Karten vertauschen oder ähnliche Manipulationen vornehmen. Liegt der Trick in der linken Hand, so wendet sich der Taschenspieler mit scharfer Wendung an eine zur rechten Seite besindliche Person, in der richtigen Berechnung, daß die Anwesenden mit dem Oberkörper die gleiche Bewegung machen und demnach nicht beachten werden, was linker Hand vorgeht. Bei einer großen Anzahl von Touren handelt es sich darum, eine mitten in das Spiel gesteckte Karte durch die Volte oben auf das Päckchen hinaufzubringen. Natürlich wäre es ganz verkehrt, sofort nach Empfang der Karte den Griff auszuführen, denn auch die schnellste und geschickteste Ausführung würde dem Publicum bemerkbar sein. Der Prestidigitateur vielmehr hält das Spiel ruhig und fragt nach einer kurzen Pause den, der die Karte zog: „Sie sind doch dessen ganz sicher, .daß Sie die Karte wiedererkennen werden?" Sobald er zu sprechen beginnt, wird ein natürlicher Impuls Aller Augen auf sein Gesicht ziehen und ihm das Volte schlagen auf die ungezwungenste Weise ermöglichen. Ueberhaupt hat jede scharfe, kurze Bemerkung zur unfehlbaren Folge, daß sich ^ wenigstens für einen Augenblick — die Augen von den Händen ab- und dem Munde zuwenden, kraft dem erwähnten Gesetz der Imitation.

Außer diesen wenigen Hauptpunkten giebt es nun eine sehr große Anzahl kleinerer Schliche, die unmöglich im Einzelnen geschildert werden können. Da giebt Dueret die Anweisung, man solle bei den Geschicklichkeits-Touren im Boniment Combinationsgabe als Lösung des Mthsels andeuten und sich sehr schwerfällig anstellen, damit der Zuschauer ja nicht auf eine annähernd richtige Erklärung verfalle. Ein Deutscher räth, das, worauf es einem nicht ankommen kann, direct zu erfragen, wichtige Auskünfte jedoch nur heimlich herauszulocken. Und so lassen sich neben der Hauptstraße ungezählte kleine Gänge in dem Fuchsbau dcr Taschenspielerkunst entdecken. Ein paar derselben kommen in dem folgenden Beispiel zur Geltung, das diesen Abschnitt beschließen möge.

Ter Künstler läßt aus einem Spiel karten eine herausziehen, sich merken und „nach Belieben" wieder hineinstecken. Er hebt dann das Spiel in die Höhe, zeigt die unterste Karte und fragt, ob diese die gewählte sei. Da es verneint wird, zieht er sie herunter und legt sie mit der Rückseite nach oben auf den Tisch. Daraus hebt er einmal ab, zeigt die jetzt zu unterst liegende Karte, fragt, ob es jetzt die richtige fei, und legt sie nach abschlägigem Bescheid neben die erste. Das gleiche Spiel wiederholt sich zum dritten Mal. Zinn bittet der Preftidigitateur, von den drei verdeckt liegenden Karten eine zu wählen. Es geschieht, die Person deckt auf und erkennt zu ihrem Erstaunen, daß sich die Karte inzwischen in die vorher gewählte und dem Künstler unbekannte Karte verwandelt hat.

Die esoterische Geschichte des Tricks lautet folgendermaßen. Der Künstler läßt die Karte nicht, wie er suggerirt, in eine beliebige Stelle des Spiels stecken, sondern dorthin, wo er den kleinen Finger der linken Hand hat einschlüpfen lassen. Er pausirt darauf und fragt, welches die Farbe der gezogenen Karte gewesen sei, einmal deshalb, um die Annahme der Combination nahezulegen und die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu lenken, und ferner deshalb, um Zeit für eine besondere Art der Volte zu gewinnen, durch welche die gewählte Karte zur vorletzten des Spiels wird. Jetzt zeigt er wohl die unterste, zieht aber nicht diese, sondern die darunter liegende Karte, also die gewählte, hervor und legt sie aus den Tisch, die beiden anderen ganz beliebigen Karten legt er links und rechts von ihr nieder. Nun ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Person von drei Karten stets die mittlere wählen wird, und um das mit noch größerer Wahrscheinlichkeit zu erreichen, läßt der Taschenspieler bei der zur Wahl einladenden Handbewegung die Hand gerade vor die gewünschte Karte niederfallen. Gelingt es. so ist der Trick geglückt, gelingt es nicht, so wird die bezeichnete Karte als unbrauchbar verworfen, was um so weniger Anstoß erregt, da ja der Partner nicht weiß, was geschehen soll.

Ich habe dies Beispiel auch aus dem Grunde gewählt, weil es sich in Kurze beschreiben läßt. Ein wahres Cabinetstück psychologischer Feinheit ist die „Verwandlung der Karte in der Hand", aber hier würde die Schilderung einen Raum von mehreren Seiten beanspruchen müssen. Ueberhaupt giebt es, angesichts der unendlichen Nüancenfülle eine sehr frühe Grenze für die schriftliche Darstellung, und es muß der persönlichen Erfahrung überlassen bleiben, sich mit der wechselnden Anwendung der zwei Grundgesetze vertraut zu machen.

lV.

Auf die genannten Principien gehen alle jene Regeln zurück, die der Schüler zunächst zu lernen pflegt als A-B-C seiner Kunst. Sie zeigen so deutlich, daß der Kern der Prestidigitation ein psychologischer und kein technischer ist, daß ich mir nicht versagen kann, sie im Umriß mitzutheilen und zu erläutern.

„Führe nie denselben Trick zwei Mal an einem Abend aus." Erstens verliert auch der beste Trick durch die Wiederholung seinen Hauptreiz: der Beschauer wird nicht mehr überrascht. Zweitens aber weiß das Publicum genau, was da kommen soll, und strengt nun alle seine Fähigkeiten an, den Punkt herauszusinden, an den, es vorher getäuscht wurde; das zuletzt beschriebene kleine Kunststück würde bei einer Wiederholung unfehlbar Fiasco machen. Mit etwas Tact und Geistesgegenwart wird man die Klippe des „Lncore" stets umgehen können, und im schlimmsten Fall producirt man einen Trick, der in seinen ersten Zügen dem früheren gleich sieht, in der Hauptsache aber anders verläuft. Anderseits steht dem gewiegten Prestidigitatenr meist eine doppelte Art der Ausführung zu Gebote. Das Verschwinden der zwei Handschuhe beispielsweise wird mittels zweier gänzlich verschiedener Methoden ausgeführt. Ein sehr niedlicher Scherz, „die ehrgeizige Karte" benannt, besteht darin, daß, an welcher Stelle immer eine bestimmte Karte in das Spiel gethan werden mag, sie stets als oberste wiedergefunden wird. Wollte man dabei fortgesetzt denselben luoäus «poränlti, etwa die Volte, verwenden, so werden aufmerksame Zuschauer leicht den Schlich bemerken: man wechselt daher zwischen Volle, dem sogen. Voisin'schen Griff, der Passe und der Filation. Jeder neue Modus erschwert es, das Geheimniß des anderen zu entdecken. Eine letzte Möglichkeit bestände in dem Gebrauch falscher Karten, indessen kein Taschenspieler, der etwas auf sich hält, wird jemals zu falschen Karten greifen. Es geht naturgemäß jede Jllusion verloren, wenn Jemand, wie ich es bei einem bekannten Berliner Ofsizier gesehen habe, aus seiner Tasche ein Spiel hervorholt, dem man die Illegitimität aus hundert Schritte ansieht, und dann damit zu manipuliren beginnt. Wer solcher Hülfsmittel bedarf, der sollte sie wenigstens heimlich einschmuggeln, indem er sich gewöhnliche Karten geben läßt und sie bei passender Gelegenheit mit den präparirten vertauscht oder endlich sich das salsche Spiel verabredetermaßen vom Hausherrn erbittet. Denn entliehene Artikel werden sozusagen auf Treu uni> Glauben vom Publicum hingenommen, während die eigenen leicht einer mißtrauischen Controle unterzogen werden.

„Sage nie vorher, was du thun wirst." Die Anwesenden nämlich, von dem beabsichtigten Effect frühzeitig unterrichtet, hätten die schönste Gelegenheit, auf den richtigen Punkt zu achten, d. h. den Kniff zu entdecken oder wenigstens die besten Chancen dafür zu gewinnen. Ein Beispiel. Ein recht überraschender Trick beginnt damit, daß der Künstler sich ein Taschentuch borgt und es Jemandem zu halten giebt. Zurückgefordert zeigt es sich in lauter kleine Stücke zerschnitten. Es wird zusammengeballt und derselben Person wieder ausgehändigt mit der Bitte, es in einer bestimmten Weise zu reiben, damit der Schaden sich behebe; auseinander

Nord und Süd. 155, 15

gefaltet hat es sich in einen langen streifen verwandelt. Diese Wirkungen werden durch aufeinanderfolgende geschickte Unterschiebungen erzielt und die ganze Magie besteht darin, den Moment jeder einzelnen Vertauschung zu verheimlichen. Würde nun der Taschenspieler den Zuschauern angekündigt haben, jetzt werde das Taschentuch in Stücken oder Streifen erscheinen, dann würde man sofort vermuthen, daß es sich um einen Umtausch handelt, und mit Erfolg auf den Augenblick des Austausches passen. So jedoch, wenn der Prestidigitateur das Taschentuch einfach aufrollt und es einer Person zur Aufbewahrung anvertraut, ohne daß ein Mensch weiß, um was es sich handelt, denkt ja Niemand daran, daß ein Substitut ausgehändigt sein könnte, und nach der Verwandlung ist eben jede Möglichkeit der Entdeckung vorüber.

„Gieb nie eine Erklärung." Auch die unrichtigste schadet, denn es kommt für den Laien nicht darauf an, daß er die zutreffende Erklärung erfährt, sondern daß er sich überhaupt einen Reim auf die Sache machen kann. Ich habe das an mir selbst erfahren. So oft ich ein neues Experiment sehe oder berichten höre, habe ich nach kurzem Ueberlegen eine Möglichkeit bei der Hand, wie der Effect erzielt werden könnte, und obwohl meine Annahme häusig fehlgeht, so zerstört sie mir doch völlig den Reiz des Unbegreiflichen, der den eigentlichen Werth der modernen Magie bildet. Und ich muß gestehen, daß ich voll Neides auf diejenigen blicke, welche sich mit unbefangenein Genuß der Zaubereien freuen können.

„Suche Dir ein möglichst großes Publicum". Man sollte glauben, es sei leichter, Einen als Hundert zu täuschen. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall*). Bei einer kleinen Anzahl von Zuschauern mangelt dem Prestidigitateur die Spielweite: er kann sich nicht nach Belieben bewegen und alle die kleinen Kniffe zur Ablenkung der Aufmerksamkeit verwenden, von denen wir oben sprachen. Er ist Anfragen und Unterbrechungen unliebsamster Art ausgesetzt, sobald er es mit wenigen Personen zu thun hat, und er kann nicht — wie es für manche Tricks gefordert wird — dieselbe Karte an drei Stellen als eine verschiedene austheilen oder ähnliche Streiche wagen. Endlich hat er nicht die gewünschte Auswahl unter den Personen. Nicht mit Iedem vermag der Prestidigitateur jedes Kunststück zu machen. Gewisse Tricks sind auf sehr mißtrauische Partner, andere auf naive berechnet, bei einzelnen lassen sich nur Damen, bei anderen nur Kinder mit Erfolg verwenden. Ein gewiegter Taschenspieler wird daher nie auf gut Glück eine Person um ihre Unterstützung bitten, fondern selbst für die kleinsten Manipulationen, z. B. das Herausgehen, das Festhalten,

*) In welchem Maße die Aufmerksamkeit Tausender abgelenkt werden kann, sieht mau am besten im Circns. Wenn Clown dem Clown I! eine schallende Ohrfeige giebt, dann berührt er natürlich dessen Backe nur ganz leise: genau mZdemselben Augenblick jedoch schlügt lZ die herabhängenden Hände zusammen. Niemand bemerkt es, weil Aller Augen auf die Bewegung .^'s und das Gesicht ü's gerichtet sind.

das Hineinstecken einer Karte sich bestimmte Individualitäten heraussuchen; eigentlich nur ein geübter Physiognomiker und Menschenkenner darf mit Sicherheit auf das Gelingen seiner Absicht rechnen.

Soviel von den Ergebnissen der theoretischen Untersuchung für die Praxis der Taschenspielerkunst. Der Beziehungen zur wissenschaftlichen Psychologie sind viele und mannigfaltige.

Ich erinnere an die Versuchsreihe Robert-Houdins, die ein momentanes Percipiren und Zählen verschiedener Gegenstände behandelte. Diese Experimente verdienen deshalb Beachtung, weil sie einen neuen Weg zeigen, um höhere Thätigkeiten des seelischen Lebens numerisch zu fassen. Die Psychophysik hat sich bisher ausschließlich auf die niederen psychischen Functionen der Sinneswahrnehmung nebst Reaction in Bewegungen oder Urtheilen beschränkt; erst Herr Ebbinghaus hat vor mehreren Iahren den Anfang damit gemacht, auch verwickelte Processe gleichsam in Zahlen niederzuschlagen. Der genannte Forscher untersucht nämlich, wie viel Worte, bezw. sinnlose Silben man nach einmaligem Hören behält, ferner, wie oft man eine bestimmte Anzahl von Silben wiederholen muß, um sie gerade noch zu können, wie oft man dieselbe Procedur nach mehreren Stunden, bezw. Tagen vornehmen muß und welchen Einfluß hierbei der räthselhafte Factor Uebung bewirkt. Ein ähnlicher Gedanke liegt der Robert'schen Serie zu Grunde. Hier handelt es sich um die, gleich dem Gedächtniß erst langsam erworbene, Fähigkeit, eine ziffernmäßig sirirbare Anzahl von Objecten nach einmaligem Hinsehen, d. h. ohne bewußte Addition, als diese oder jene Anzahl anzugeben; mit anderen Worten, es handelt sich um jene merkwürdige Fähigkeit der entwickelten Menschen, die man als unbewußtes Rechnen bezeichnen könnte. Nach den Angaben des französischen Prestidigitateurs, nach einer gelegentlichen Mittheilung des Herrn Preyer und nach meinen eigenen Beobachtungen scheint es nun so, als wenn die Grenze eines momentanen Zusammenfassens zwischen 5 und 6 liege; und das würde in auffälliger Weise mit der Grenze übereinstimmen, über die hinaus wir einsilbige Worte durch einmaliges Hören nicht behalten können. Jedenfalls zeigt sich hier eine neue, beachtenswerthe Möglichkeit, die.Geheimnisse unseres Innenlebens in Zahlen und Daten einzufangen. Sobald freilich nicht nur eine Angabe der Zahl, sondern auch eine Beschreibung der Gegenstände verlangt wird, comvlicirt sich die Aufgabe in einer die Lösung ungemein erschwerenden Weise. Da spielt dann hauptsächlich das „Interesse" hinein. Eine Dame, die kaum vier gleichgeartete Objecte im Augenblick übersehen kann, vermag dennoch die Toilette einer im Wagen vorüberfahrenden Dame nachher auf das Genaueste zu schildern. Also mit der zweiten Robert'schen Serie wird der Psychologe zunächst nicht viel anfangen können.

Das Kunststück: eine Apfelsine in der Luft verschwinden zu lassen, sieht auf den ersten Blick wie eine positive Hallucination aus. Wir hätten dann die überaus merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß selbst bei ganz normalen Menschen sich künstlich Vorstellungen erzeugen lassen, die den Charakter von außen erweckter Sinneswahrnehmungen besitzen, ohne daß in der äußeren Wirklichkeit etwas zu ihrer Anregung vorhanden ist. Aber erstens hat die Erscheinung einen mehrmals vorausgegangenen gleichmäßigen Sinnesreiz zu ihrem Auftreten nöthig, was sie von den Hallucinationen entfernt und den sogenannten Wiederholungsempsindungen nähert, und zweitens fehlt die äußere Anregung nicht gänzlich. Es ist zwar kein in die Höhe fliegender Gegenstand als Substrat für die falsche Auffassung einer Apfelsine gegeben, sondern blos eine Bewegung, indessen der Sinneseindruck der Bewegung genügt völlig, um das Wiederholungsbild des associativ mit ihm verknüpften Gegenstandes hervorzurufen. Wir haben es demgemäß mit einer Illusion zu thun, der subjectiven Verfälschung eines objectiv gegebenen Empsindungsmaterials. Illusionen kommen bekanntlich bei körperlich und geistig ganz gesunden Individuen vor, namentlich wenn Furcht oder andere Affecte die Phantasie in Aufregung erhalten*). In unserem Falle spielt eine Art lebhafter Vorstellungsthätigkeit den Sündenbock, nämlich die gespannte Erwartung. Daß die Concentration aller Seelenkräfte auf einen bestimmten Effect diesen Effect selbst zur subjectiven Folge hat, ist übrigens den Kennern des Hypnotismus nichts Neues.

Während also positive Hallucinationen auch im Reich der Täuschung nicht aufzusinden sein dürften, giebt es dort genug negative Hallucinationen. Eine positive Hallucination läßt etwas sehen, wo nichts vorhanden ist, eine negative läßt nichts sehen, wo etwas vorhanden ist. Wem ist es nicht schon vassirt, daß er einen Gegenstand suchte, den er unmittelbar vor Augen hatte! Der Sinneseindruck existirt, wird aufgenonrmen, aber nicht vom Bewußtsein verarbeitet, und so entsteht ein momentaner Zustand von Seelenblindheit, in dem negative Hallucinationen auftreten können. Der Prestioigitateur erzeugt künstlich solche Geistesabwesenheit und beutet sie systematisch für seine Zwecke aus. Herr Moll**) bemerkt darüber im Anschluß an den Nachweis, daß man bei Hypnotisirten die Wahrnehmung äußerer Objecte durch Suggestion verhindern könne, sehr richtig das Folgende: „Man sehe dem Taschenspieler auf die Hände, merke genau auf, und man wird sehen, wie er Gegenstände verbirgt, wie er die Volte schlägt, wie er die Karten unmittelbar von den Augen der Zuschauer unter einander austauscht. Der Taschenspieler weiß aber durch geschickte Reden die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken, sodaß selbst diejenigen, welche die Hände desselben sehen, nicht 'im Stande sind, sich von den

') Vgl. Dessoir, Das Dovvel-Ich, S. 36. I. Stück der „Schriften der Gesellschaft für Exverimental-Psychologie zu Berlin." Leipzig, Lmist Günthers Verlag, 1890. **) Der Hypnotismus. Von Dr. msll. A. Moll. S. 65. Berlin, 1889.

Vorgängen Rechenschaft abzulegen. Der Austausch der Karten z. B. fällt in den Gesichtskreis des Zuschauers, es sindet der Sinnenreiz statt, aber er kommt nicht zum Bewußtsein." Uebrigens kann man in der Aufstellung von Analogien zwischen der Psychologie der Hypnose und der der Prestidigitation entschieden noch weiter gehen als Moll das gethan hat.

Zum Schluß sei eines Beitrages gedacht, den uns die Taschenspielerkunst für die psychologische Auffassung von der Willensfreiheit liefert. Der bekannte Trick, eine Karte frei ziehen zu lassen und sofort zu errathen, beruht darauf, daß der Zuschauer frei zu wählen glaubt, während der Taschenspieler den Willen einseitig beschränkt und in eine bestimmte Richtung zwingt, und zwar meist so, daß er die zu wählende Karte möglichst bequem legt oder sie in dem Augenblick hervorschiebt, in dem die Finger des Partners zugreifen. Ich glaube nicht, daß es eine bessere Illustration für den Determinismus aller unserer Handlungen giebt: auch in dem Kartenspiel des Lebens greifen wir nicht beliebige Blätter, sondern die, welche ein eigenes Gesetz uns zuschiebt.

V.

Spiritismus ist Taschenspielerei. Diese Gleichung hört man oft genug von Unberufenen aussprechen, und eine Anzahl harmloser Gesellen bemüht sich, dieselbe durch „antispiritistische Demonstrationen" augenfällig zu beweisen. Daß damit der Kern der Sache nicht getroffen wird, geht daraus hervor, daß nicht nur die Anhängerzahl der neuen Lehre stetig wächst, sondern auch bedeutende Gelehrte trotz aller Enthüllungen und Aufklärungen in der Vertheidigung der mediumistischen Thatsachen beharren. Der Hauptgrund scheint der folgende zu sein. In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter bieten weder Religion noch Philosophie den Massen einen genügen. den Anhalt, um Klarheit über die Räthsel des Daseins zu gewinnen, und trotzdem drängt das metaphysische Bedürfniß alle tiefer angelegten Geister über die materialistische Oede hinaus: da tritt nun der Spiritismus mit dem Rüstzeug eracter Wissenschaftlichkeit in die Schranken und sagt: ich will euch beweisen, daß es ein Leben nach dem Tode giebt. Kann es uns wundern, wenn eine solche experimentelle Ethik gerade in nachdenklichen Gemüthern lauten Nachhall sindet? wenn eine sociale Bewegung entsteht, deren Keime zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorhanden gewesen sind?

Solchen Strömungen gegenüber ist aber die besonnene Wissenschaft vollständig machtlos. Wem der Spiritismus eine Herzenssache bildet, den überzeugen keine Vernunftgründe, wie denn stets die Logik den Gefühlen und Stimmungen unterlegen bleibt. Es wird also ganz vergeblich sein, in die Glühhitze einer psychischen Epidemie ein paar Wassertropfen zu ^ werfen.

Neben den Fanatikern des Geisterglaubens stehen indes Viele, welche in vorurtheilsfreier Gesinnung die merkwürdigen Berichte zu prüfen und die Phänomene zu untersuchen für ihre Pflicht halten oder die wenigstens ein gewisses äußeres Interesse an den Dingen nehmen. Für sie, und für sie allein, sind die folgenden Bemerkungen bestimmt, als eine Art Nutzanwendung der früheren Erörterungen.

Unsere Kunde von den mediumistischen Erscheinungen verdanken wir fast*) ausnahmclos geschriebenen Berichten. Mit anderen Worten: wir erfahren nie, was irgendwo vorgegangen ist, sondern nur, was bestimmte Personen erlebt zu haben glauben. Dazwischen besteht mm, wie wir gesehen haben, ein ungeheurer Unterschied. Eine Person sieht eine Apfelsine in der Luft verschwinden, ohne sich das Wunder erklären zu können, sie wähnt acht Ringe geprüft zu haben, während sie nur zwei in der Hand gehabt hat, sie meint eine Karte frei zu ziehen, die ihr in die Finger gesteckt wurde, sie behauptet einen Gegenstand unablässig festgehalten zu haben, der in Wirklichkeit sich auf Minuten anderswo befand — und wenn sie dann nachher einem Dritten die Taschenspielerkunststücke schildert, erscheinen diese natürlich schier unbegreiflich. Es muß daher als grenzenlose Naivetcit bezeichnet werden, wenn die Berichterstatter behaupten, mit der Beschreibung ihrer subjectiven Beobachtungen genau die objectiven Vorgänge wiederzugeben. Den schlagendsten Gegenbeweis liefern Davevs Experimente. Dieser Herr nämlich, ein Mitglied der Londoner Society tor ?8v«Kicnl ResoarcK und Prestidigitateur aus Liebhaberei, erwarb sich durch unausgesetzte Uebungen eine solche Fertigkeit in der bekannten „Tafelschrist", daß er vor zahlreichen Personen Vorstellungen mit Erfolg geben konnte. Es wurde den Gästen nie gesagt: es handle sich um Geistermittheilungen, auch nicht: es sei Taschenspielerei, sondern man überließ es Iedem zu denken, was er wolle. Nach Schluß der Sitzung, die selbstverständlich unentgeltlich gegeben wurde, bat Herr Davey die Anwesenden, ihm ihre Beobachtungen am nächsten Tage schriftlich mitzutheilen. Die eingelaufenen Briefe hat er dann veröffentlicht, und sie lauten in der That so überschwänglich, daß man an geheime Kräfte glauben könnte. Schreiben auf verschlossenen und sorgfältig bewahrten Tafeln — Schreiben auf Tafeln, die von den Zeugen fest gegen die untere Fläche der Tischplatte gedrückt oder von ihnen neben den Tisch gehalten wurden — Antworten auf Fragen,

*) Eine bemerkenswerthe Ausnahme bildet Zöllners Tiscki. Das Bein, aus einem Stück gearbeitet, ist nach oben und unten so breit, daß der Ring, welcher auf geheimnißvolle Weise in die dünne Mitte des Tischbeines gelangt ist, unmöglich von unten oder oben her hingeschoben sein kann, da er auch aus einem Stück besteht. Es existirt also ein objcctives, bleibendes Zeugnis für die Vorgänge in den Sladeschen Sitzungen: aber was soll man mit einem so vereinzelten Factum ansangen! Ebenso existirt bekanntlich ein einziger unanfechtbarer Fall von der Ablenkung einer Magnetnadel durch die menschliche Hand, ohne daß dadurch die Wissenschast bereichert worden wäre.

die heimlich in verschlossenen Tafeln niedergeschrieben wurden — richtige Angaben aus Büchern, die von den Zeugen auf's Gerathewohl und manchmal sogar bloß in Gedanken gewählt worden waren, wobei die Bücher vom „Medium" nicht berührt und die Tafeln genau beobachtet wurden — Botschaften in verschiedenen dem „Medium" unbekannten Sprachen, darunter eine in Deutsch in Folge eines unausgesprochenen Wunsches und eine in Japanisch auf einer verschlossenen und versiegelten Doppeltafel u. s. f. Und obwohl selbstschreibende Schieferstückchen bei der Arbeit gehört und selbständig sich bewegende Kreidesplitter gesehen wurden, sah doch Niemand von den Beisitzern das interessanteste Phänomen, nämlich den schreibenden Herrn Danen.

Die Fehlerquellen, durch die solche abenteuerlichen Berichte zu Stande kommen, lassen sich auf vier Gruppen zurückführen. Erstens: der Beobachter interpolirt ein Factum, das nicht stattgefunden hat, das aber als geschehen anzunehmen er durch rafsinirte Mittelchen gezwungen worden ist; er bildet sich ein, die Tafel eraminirt zu haben, obschon er es nie that. Zweitens: er verwechselt zwei ähnliche Begriffe; er sagt, er habe die Tafel genau untersucht, während er es in Wirklichkeit nur flüchtig oder in Unkenntniß der springenden Punkte gethan hat. Drittens: der Zeuge ändert in Folge einer sehr begreiflichen Erinnerungstäuschung die Ordnung der Ereignisse ein wenig um; nach seiner Ansicht hat er die Tafel noch zu einer späteren Zeit geprüft als es thatsächlich geschah. Viertens und letztens: er übergeht gewisse Einzelheiten, die ihm mit Sorgfalt als bedeutungslos geschildert worden sind; er erwähnt nicht, daß das „Medium" ihn einmal das Fenster zu schließen bat, wodurch jedoch der Trick überhaupt erst möglich wurde. Alles läßt sich nun einmal nicht behalten, geschweige denn aufschreiben. Wie schwer ist es, ein ganz alltägliches Vorkommniß in einwandsfreier Vollständigkeit schriftlich zu siriren — um wie viel schwerer, ein Ereigniß. das den Charakter des Unerklärlichen trägt und durch sein sprunghaftes Auftreten nebst vielen Zwischenfällen eine unausgesetzte Beobachtung beinahe unmöglich macht!

Hinzu tritt, daß die meisten Menschen in der Stimmung erwartungsvoller Wunderahnung die spiritistischen Sitzungen besuchen. Herr Davey hat nun erverimentell bewiesen, daß von gleich fähigen Beobachtern diejenigen viel eher den mocws opersnäi zu durchschauen im Stande sind, welche wissen, daß es sich um Taschenspielerei handelt, als die Uebrigen. Es liegt ja auf der Hand, wie sehr die gespannte Erwartung, der Reiz des Mysteriösen und die rohen Anspielungen auf heiligste Herzensangelegenheiten (durch Citiren verstorbener Anverwandter) die Nerven erregen und den klaren Blick abstumpfen müssen. Außerdem legt das Medium einen Hauptwerth darauf, die Beisitzer über die Interpretation des Gesehenen und Gehörten in Zweifel zu lassen, und diese psychische Beschaffenheit der Zuschauer enthält den Schlüssel für manche sonst unverständliche Geschehnisse. Da wird jedes Knistern zum Klopflaut, jeder Lichtrefler zur Geistergestalt, jede zufällige Berührung zur Manifestation aus den höheren Sphären. Der Zuschauer übersieht einerseits die natürliche, physikalische Erklärung und er schafft andererseits Wunder aus dem Nichts; er steckt mit seiner Erregung Andere an und wird von ihnen rückwirkend beeinflußt. Dieselbe Form. in der ein Beobachter kalten Blutes die geschickt verhüllte Figur des Mediums erkennt, wird von den Anwesenden als das getreue Abbild verschiedener, sich im Leben völlig unähnlicher Personen bezeichnet: ein amerikanischer Naturforscher erzählt, er habe sich an den Kopf gefaßt, als er die gleiche Puppe hintereinander „Großmutter", „mein füßes Bettychen", „Papa", „Kleiner Rob" angeredet hörte*). Iedermann sieht, was er zu sehen erwartet und was seine Interessen am nächsten berührt. Schaffe einen Glauben, und die Thatsachen werden von selbst entstehen.

Wenn ein Gegenstand plötzlich verschwindet oder seinen Platz ändert, so erblickt der Spiritist darin Zeichen einer übersinnlichen Einwirkung, dem Papua ähnlich, der hinter jeder Kanonenkugel einen Geist wittert, weil er das Pulver nicht kennt; ihm fehlen eben auch bestimmte Kenntnisse, ohne die eine richtige Beurtheilung nicht möglich ist. Der gesunde Menschenverstand allein befähigt Niemanden, competent über die Sicherheit von Fesselungen zu urtheilen, nur ein in der Knotentechnik bewanderter und mit den zahlreichen Bindemanieren genau vertrauter Mann darf eine gewisse Berechtigung ansprechen. Um zu entscheiden, ob ein Verschluß sicher ist oder nicht, dazu gehören technische Kenntnisse. Die Meisten bilden sich zwar ein, man könne unvorbereitet in eine spiritistische Sitzung kommen und trotzdem ein richtiges Urtheil über das Vorhandensein oder Fehlen der Prestidigitation fällen, aber dieser Standpunkt ist ebenso kindlich, als wenn ein Laie sich über die Echtheit eines mittelalterlichen Siegels oder das Wesen einer Nervenaffection ausläßt. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Der Taschenspieler verwendet österes den Kunstgriff, einen Vorgang dadurch merkwürdig zu machen, daß er ihn auf einen heterogenen Träger bezieht. So besteht der Trick, „jede beliebige Uhr repetiren zu lassen" darin, daß ein kleines in der Westentasche verborgenes Instrument die Schläge angiebt und die Manipulationen an der Uhr nur zum Schein angestellt werden. Wer das nicht weiß, wird kaum auf den Gedanken kommen, die von „unsichtbaren" Händen gespielte Harmonika der Herren Monck und Home ebenso zu erklären. Eine stehende Programmnummer des Di'. Monck war, eine Spieluhr auf den Tisch zu stellen, mit einer Cigarrenkiste zu überdecken und nun auf Wunsch spielen und anhalten zu lassen. Allgemeine Erklärung: „Spirits." In Wirk

lichkeit gingen die Töne von einem kleinen Spielwerk aus, das durch die weiten Hosen geschützt oberhalb des Knies befestigt war und durch einen Druck gegen die Tischplatte in Gang gesetzt wurde. Auch hier bewahrheitet sich die alte psychologische Regel: je einfacher ein Kniff, desto schwieriger ist er zu entdecken.

Ein großer Voitheil für das betrügerische Medium liegt darin, daß es seine „Bedingungen des Gelingens" stellen und im schlimmsten Fall die Schuld des Mißlinges auf die Anwesenden oder die Geister, schieben kann. Da erfahren wir, daß ein Halbdunkel sehr vortheilhaft wirkt, weil es „positiv" ist, daß man nie dorthin sehen darf, wo sich etwas in Entwickelung besindet, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. Frau Sidgwick, die Gemahlin des bekannten Cambridger Philosophieprofessors und Vorsitzenden der Looietv tor ^svokicgl ResearoK stellt fünf Verdachtgründe gegen Slades Vorführungen zusammen: seine Bemühungen, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, seine Stellung, die ihm immer erlaubt, mit der rechten Hand an der Tafel zu manipuliren, der vage Charakter der Mittheilungen, die Einschränkung der Beisitzer auf zwei oder drei und

deren Anordnung, welche jede Möglichkeit, unter den Tisch zu blicken, ausschließt. Sie hätte noch hinzufügen können, daß,nach den Beobachtungen der Seybertcommission Slade und andere Medien mit echter Taschenspielerschlauheit die Tricks vor der Ankündigung dessen, was nun geschehen solle, ausführen. Aber sie hätte auch sagen können, daß einige wenige Experimente, so die des Professors Crookes mit Home über die Möglichkeit, unbelebte Objecte ohne Berührung in Bewegung zu setzen, außerhalb der Sphäre aller Taschenspielerei zu liegen scheinen. Und so muß ich denn persönlich mit dem, vielen Lesern gewiß unerwarteten, Geständniß schließen: ich fühle mich außer Stande einen — freilich ganz winzigen — Bruchtheil der spiritistischen Erfahrungen mit Hülfe der Taschenspielerpsvchologie zu erklären. Damit ist nicht gemeint, daß dieselben nicht auf betrügerische Manipulationen oder wenigstens auf Anwendung bekannter Mittel zurückgehen könnten — es ist nur offen und ehrlich ausgesprochen, daß eine solche Zurückführung bis auf den heutigen Tag vergeblich versucht worden ist.

Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers.

Plaudereien
von

Daniel Sander?.

— Altstrelitz. —
lll. Zwischenplauderei.

^ie beiden vorangehenden Plaudereien sind zuerst in dieser Zeitschrift (Mai 1888, Heft 134, erschienen und dann auf den Wunsch meines Verlegers (H. Lüstenöder in Berlin) zu meinem siebzigsten Geburtstage als Buch, vermehrt um ein ausführliches Vorwort, das unter Anderem darüber berichtet, durch welche widrigen Zwischenfälle das Erscheinen der beiden Plaudereien verspätet und die Fortsetzung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden ist.

„Und hiermit" — so schließt das am Psingstsonntage 1889 geschriebene Vorwort — „empfehle ich mich nun dem Wohlwollen der geneigten Leser, bis ich — wenn es ihrem Wunsche so entspricht und ich die Zeit dazu sinde, — an den abgerissenen Faden meiner Plaudereien anknüpfend, später einmal ihn vielleicht werde fortspinnen und zu Ende führen können. Gott befohlen!"

Und nun sinde ich in der That Zeit und Stimmung, den Faden — freilich nicht zu Ende zu führen, aber doch ein Stück fortzuspinnen, allerdings in einer Weise, an die ich beim Beginn nicht gedacht habe und nicht habe denken können; denn ich will in dieser nächsten, dritten Plauderei hauptsächlich nur davon sprechen, wie es zur Zeit meines siebzigsten Geburtstages in meiner Werkstatt hergegangen ist. Für diese Abschweisung rechne ich auf die Nachsicht der gütigen Leser, sieht man es doch bei einer Plauderei überall dem sein Garn Abspinnenden — und zumal dem Greise — nach, wenn er in seiner Rede sich mehr durch das, was ihm dabei zunächst im Sinne liegt oder in den Sinn kommt, leiten läßt, als daß er — was man mit Recht bei einer Abhandlung verlangen kann — einen vorher reiflich durchdachten und sorgfältig entworfenen Plan streng ohne jede Abschweifung durchführe.

Und nun, nachdem ich die teilnehmenden Leser, wie ich sie bei ihrem Scheiden aus meiner Werkstatt mit den Worten: „Gott befohlen!" entlassen, mit dem entsprechenden Zuruf: „Gott zum Gruß!" gebührend bewillkommnet, beginne ich ohne Weiteres mit der Plauderei, wie es in meiner Werkstatt um die Zeit meines siebzigsten Geburtstages (des 12. Novembers 1889) an dem Tage selbst und unmittelbar vorher und nachher zugegangen ist und ausgesehen hat.

Jn den Wochen vorher hatte ich in der Werkstatt nicht bloß in gewohnter, sondern sogar in außer- und ungewöhnlicher Weise zu wirken und zu schaffen; denn es war zwischen meinem Verleger und mir verabredet und festgestellt worden, daß noch im November drei Bücher von mir fertig geschafft und auf den Büchermarkt gebracht werden sollten, außer der erwähnten Buchausgabe der „Plaudereien aus der Werkstatt u. s. w." ein über 24 Druckbogen starkes Buch: „Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniß an das deutsche Volk" und ein dichterisches Kinderbuch: „Für die fröhliche Jugend. Gabe eines heiteren Kinderfreundes. Mit Bildern von Hans Looschen." Meine und des Malers Arbeit an der letztgenannten Schrift war zur festgesetzten Zeit fertig; aber, da die Druckerei selbst doch die Befürchtung aussprach, durch überhasteten Druck könnten vielleicht Hans Looschen's köstliche Bilder leiden, was ich ganz besonders bedauert haben würde, so willigte ich — obgleich nicht gern — darein, daß das Buch erst 1890 erscheinen solle; auch die Buchausgabe der „Plaudereien" nahm mich nicht eben übermäßig in Anspruch, aber wohl hatte ich mit der sorgfältigen Durchsicht und Druckberichtigung der „Bausteine" und der Herstellung eines abecelich geordneten Wörterverzeichnisses dazu bis in die letzte Zeit vor meinem Geburtstage unablässig zu schassen, indem die an das Werk gestellten Setzer mir fortwährend, so zu sagen, auf den Fersen saßen.

Während dieser Arbeit nun beschäftigte mich und die Meinigen auch noch die Frage, wo und wie ich meinen siebzigsten Geburtstag verleben sollte. Seit Jahren an ein ruhiges, zurückgezogenes Leben und Wirken gewöhnt, hätte ich den Tag am liebsten hier in aller Stille im engsten Kreise der Meinigen verbracht: aber wir überzeugten uns bald, daß in meinem Geburts- und Wohnorte dies nicht möglich sein werde. Allerdings hatte man uns die — jedenfalls für Altstrelitzer Verhältnisse — großartigen Vorbereitungen zur Feier meines Geburtstages nach Möglichkeit zu verheimlichen gesucht und es war dies auch in vielen Punkten gelungen; aber ganz durchführen läßt sich dergleichen bekanntlich nicht, es sickert eben immer Etwas durch. Die Stimmung in der Stadt und in meinem Haufe wüßte ich nur der geheimnißvoll flüsternden Weihnachtsstimmung zu vergleichen, wobei Jeder zu verbergen bemüht ist, daß und wie er den Anderen zu überraschen gedenkt, und wobei der Andere jedenfalls genau weiß, daß — wenn auch nicht wie — er überrascht werden soll. So schon vor der Mitte November von der weihnachtlichen Stimmung umwittert und umwebt, hatte ich mich nun für eine von drei Möglichkeiten zu entscheiden, entweder: eine Einladung von Verwandten nach Hamburg anzunehmen — oder (wie es Gottfried Keller gethan) nach irgend einem stillen benachbarten Orte zu flüchten, wo Niemand meine Anwesenheit ahnte, — oder endlich: hier zu bleiben und abzuwarten und über mich ergehen zu lassen, wie und womit meine Mitbürger mich überraschen würden.

Nach mannigfachem Hin- und Herschwanken entschieden wir — die Meinigen und ich — uns für das Letztere, und ich bin froh, daß wir uns so entschieden haben, froh, wie das Kind zu Weihnachten, wenn es sich ringsum und von allen Seiten von Beweisen der Liebe und des Strebens, Freude zu bereiten, umgeben sieht.

Und nun solge ich nur dem Drange meines Herzens, wenn ich über die mir zu meinem siebzigsten Geburtstage in so reichem Maße bereiteten Freuden hier im Folgenden selbst Einiges berichte. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über; und so möchte ich möglichst ganz und voll aussprechen, wie innig ich durch alle die Kundgebungen der Anerkennung, der Anhänglichkeit und der Liebe erfreut worden und wie dankbar ich Allen dafür bin. Jch fürchte nicht, daß irgend Jemand, der mich kennt, in dem Nachfolgenden eitle Selbstgefälligkeit erblicken könnte. Von dieser weiß ich mich frei und ich kann es als meine ehrliche Ueberzeugung aussprechen: es fühlt und weiß Niemand besser als ich selbst, daß die mir gezollte Anerkennung nicht dem wirklich Geleisteten an und für sich gilt und gelten kann, sondern nur dem Streben nach dem, was ich habe erreichen wollen und was — dies Selbstzeugniß spreche ich ebenso ehrlich und unbefangen aus — ich nach Maßgabe meiner Kräfte eifrig und ehrlich zu erreichen gesucht habe. Jn diesem Falle haben die Anerkennenden dem Dichterworte gehuldigt: Ht. üesirit vires, tämen est läuääuäa v«luatÄ8: Reichen die Kräfte nicht aus, so ist doch der Wille zu loben.

Jch beginne nun mit dem Tage vor meinem Geburtsfeste. An diesem Tage durfte ich nach Tisch mein Zimmer nicht mehr verlassen, bis meine Hausgenossen ihre Arbeit vollendet, d. h. das Haus innen und außen mit wallenden Fahnen, Blumen und frischem Grün festlich geschmückt hatten. Ueber die mir an dem festlichen Tage dargebrachten Beweise der Verehrung und Liebe ist bereits in unseren Tagesblättern ausführlich berichtet worden. Schon am Vorabend hatte mich der hiesige Männergesangverein durch den Vortrag mehrerer Lieder erfreut. Den Festtag selbst leitete eine von der städtischen Kapelle ausgeführte Morgenmusik ein. Unter den einlaufenden Depeschen, welche fast die Zahl 100 erreichten, befand sich auch eine, welche mir Gruß und Glückwunsch des Großherzogs entbot. Geschenke von früheren Schülern aus Berlin, Hamburg und dem Auslande trafen ein. Das Magistratcollegium und eine Abordnung des Bürgerausschusses überreichten mir den Ehrenbürgerbrief der Stadt Slrelitz. Auch eine Deputation des Kriegervereins, dem ich seit Iahren als Ehrenmitglied angehöre, stellte sich ein. Eine hier zu meinem Geburtstage erschienene Festschrift wurde mir von dem Verfasser und dem Berleger überreicht. Iede Stunde brachte neue Gluckwünschende und neue Spenden. Am Abend erschien ein großer Fackelzug vor meiner Wohnung, welcher sich aus Corporationen, Vereinen und Schülern der Stadt zusammensetzte und von einer nach Taufenden zählenden Menschenmenge begleitet wurde, um mir in feierlicher Weise die Theilnahme der Bevölkerung auszudrücken.

Hier aber möchte ich mir erlauben, noch Einiges hinzuzufügen, was auch kundige Berichterstatter nicht oder doch nicht so gut wie ich wissen konnten, und so bemerke ich denn zunächst, daß zu Mittag aus Berlin drei, freilich nur entfernt Verwandte, aber nah Befreundete, der Kammera.erichtsrath Hugo Keyßner, der Ingenieur August Lenelson, Vertreter der Gruson'schen Maschinenfabrik in Buckau-Magdeburg für Berlin, und der Maler Mar Koner gekommen waren, um mir persönlich ihre und der Ihrigen Glückwünsche darzubringen und den Tag mit mir und den Meinigen und den am Abend aus Neustrelitz zu mir gekommenen nächsten Freunden gemeinsam in heiterster Weise und in froher Erinnerung an die Vergangenheit und in frohen Hoffnungen auf die Zukunft zu verleben. Von den für mich — und wie ich hoffe für alle Betheiligten ^ erfreulichen und vergnüglichen Vorgängen ist natürlich Nichts oder sehr wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Als dauernde Erinnerungszeichen bewahre ich mehrere gelungene. Bilder, welche Herr Hugo Keyßner, von Amts wegen Kammergerichtsrath und aus Liebhaberei Lichtbildner, hier aufgenommen hat.

Der erwähnte Ehrenbürgerbrief meiner Vaterstadt ist von meinem Landsmanne, dem königlichen Hoflithographen Herrn C. Hacker, nicht bloß prachtvoll, sondern — was mehr sagen will — mit vollendeter Kunst als ein wahres Meisterwerk angefertigt worden und, welche Aufmerksamkeit mich besonders rühren und erfreuen mußte, mit meinem Vater- und Geburtshause und mit meinem jetzigen Wohnhause geschmückt. Er hat — was mitzutheilen, ich mir nicht versagen kann und will — den folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrter Herr Professor ^ Dr. Daniel Sanders!

Nachdem Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihrer Vaterstadt mit rühmlichstem Erfolg als Lehrer Ihre Dienste gewidmet hatten, sind Sie auch während Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit in unserer Stadt verblieben und haben Ihre Werke sich von Strelitz aus über die Welt verbreitet, so daß mit Ihrem weltbekannten Namen der Name unserer Stadt Strelitz eng verbunden ist.

Die Stadt Strelitz muß es sich zur Ehre anrechnen, Sie unter ihre Bürger zählen zu dürfen, und verleiht der Magistrat im Einverständniß mit der repräsentirenden Bürgerschaft anläßlich Ihres

Siebenzigsten Geburtstages

Ihnen als Beweis der hohen Achtung, in welcher Sie bei Ihren Mitbürgern stehen, hiermit das

Ehrenbürgerrecht.

Strelitz, den 12. November 1889.

Bürgernleister und Rath.

C. Müller. Alexander Sanders. W. Brunn.

Es mag und wird mir vergönnt sein, hier eine gleichfalls höchst pracht- und kunstvoll ausgeführte Zuschrift. (in voller Bogengröße) anzureihen. Der meisterhafte Einband zeigt auf beiden Deckeln eine ebenso reiche wie geschmackvolle Verzierung sowohl in der Einfassung wie in den kunstvoll verschlungenen Blatt- und Blumenranken auf der Vorderseite in Golddruck, ebenso die Inschrift, welche lautet.' „Dem verdienstvollen Herausgeber der Zeitschrift für deutsche Sprache

Herrn Professor Dr. Daniel Sanders
zmn 12. November 1889.
Die Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals I. F. Richter
in Hamburg),"

Den Inhalt aber bildet, ebenfalls in reicher, kunst- und geschmackvoller Verzierung und Einfassung, das nachfolgende Gedicht, dessen Veröffentlichung ich dem Dichter schuldig zu sein glaube und durch dessen vollständige Mittheilung, wie ich überzeugt bin, ich mir die Leser zu Dank verpflichte.

Ich hun lande vil gesehen

mide nam der besten gerne war:

übel müezc mir geschehen,

künde ich ie mm herze bringen dar,

daz im wol gevallen

Wolde fremeder site.

nü waz hulfe mich, ob ich unrehtc strite?
tttifchm zuht gilt vor in allen.

Walther von der Vogelweide.

Der deutsche Aichwald ist der Tempelhain,
Drin eine Göttin majestätisch thronet.
Und aufgerichtet steht ein Opferstein,

Wo diese Göttin voller Schönheit wohnet.
Ihr Wuchs ist hehr, ihr Antlitz wunderholo
Und auf den Wangen liegen Rosenflocken;
Um ihren Nacken wogt wie flüssig Gold
Ein ganzes Meer von vollen blonden Locken.

Ihr blaues Aug' blitzt wie der Sterne Licht,

Ein Lächeln webt um ihre Lippen linde:

Und wenn ihr rother Mund zum Volke spricht.

Klingt's lieblich bald vom Wehen sanfter Winde,

Wie Mutterlosen innig, rührend, traut:

Dann aber wieder tönt's zum grünen Dache

Des Tempelhains empor wie Donnerlaut —

Die Göttin ist des deutschen Volkes Sprache.

Vor ihrem Throne auf dem Opferstein,

Den heil'ge Runenzeichen schmücken, flammt es,

Und weithin durch den Tempel fließt der Schein.

Dort walten würd'ge Priester ihres Amtes

Und schüren sorgsam dort den Feuerbrand,

Daß nimmer je der Opferstein erkalte;

Und ganz besonders sorget ihre Hand,

Daß immer sich die Flamme rein erhalte. —

Auch Du gehörst zu jener Priesterscbaar
Und lang bekleidest Du die höchste Würde.
Zwar glänzt bereits wie Winterschnee Dein Haar,
Allein noch trägst Du stark des Alters Bürde,
Noch leuchtet hell Dir die Begeisterung
Im Busen für das Edle, Schöne, Wahre;
Noch heute ist Dein deutsches Herze jung.
Obwohl du heute zählest — siebzig Jahre.

Es schlagen Dir an Deinem Freudentag

Viel tausend deutsche Herzen warm entgegen.

Sie grüßen Dich — Du kennst ja ihren Schlag! —

Und wünschen auf Dein Haupt des Himmels Segen.

In allen deutschen Gauen fern und nah

Sind heut zu Dir gewendet die Gemüther.

Dich ehrt und liebt Dein Volk. Du warst ihm ja

Stets seiner Sprache ein getreuer Hüter. —

Die deutsche Sprache ist der deutsche Hort,
Auf ihm steht unser Volksthum fest gegründet.
Der Strom entspringt hier, der als Saug und Wort
Ins freie Weltmeer der Gedanken mündet. —

Die Göttin bringt den Becher edlen Weins
Dir heute zu, wobei Dein Lob sie smget.
Und Dir, Du Priester ihres Tempelhains,
Den Eichenkranz um Deine Schläfen schlinget.

Hamburg, 12. November 1889. Hardert Harderts."

Ueber die erwähnte „Festschrift" heißt es in den (in Schwerin erscheinenden) „Mecklenburger Nachrichten" vom 12. November 1889:

„Festschrift zu Daniel Sanders' siebzigstem Geburtstage (12. November 1889). Mit Beiträgen namhafter Schriftsteller und Gelehrter und mit dem Lichtdruckbild des Jubilars." (Strelitz, Verlag von E. Lupelow.)

Es gereicht uns zur hohen Freude, gerade zum Geburtstage unseres hochverdienten Landsmannes auf diese Festschrift mit warmen Worten hinweisen zu können. Sie zeigt uns am Eingang die wohlgetroffenen freundlichen Züge des verehrten Meisters, den größeren Theil des Büchleins aber füllt eine sorgfältige, die nationale Bedeutung der Wirksamkeit Sanders' nach Gebühr hervorhebende Biographie, deren Verfasser Friedrich Düsel, ein Stadtgenosse des Jubilars, ist.

Daran schließen sich in alphabetischer Reihenfolge ein Viertelhundert Festgrüße älterer und jüngerer Freunde, deren erster von Karl Abel aus uralter Vergangenheit den pharaonischen Glückwunschtitel dem „Herrscher im Reich der Worte" sendet, während Ernst Ziel als letzter Spender in einem schwungvollen Sonette den „goldenen Lorbeer der Zukunft" verheißt. Wir heben vor Allem noch die dichterischen Gaben der hochbetagten — Sanders um fast oder um mehr als ein Jahrzehnt überragenden — Freunde hervor: Der Grieche Rangab6 feiert ihn in deutschem Liede, unser Landsmann Dühr in einer griechischen, sinnig an Solon's und Goethe's Worte mahnenden Elegie.

Altersgenossen von Sanders sind dann sein Universitätsfreund Moritz Carriöre, ferner Bodenstedt, Du Bois-Revmond und C. Villatte.

Zu Letzterem fügen wir die Namen der uns außer ihm, Dühr und Ziel noch bekannten geborenen Mecklenburger hinzu: G. v. Buchwald, Adolf Lasson, Friedrich Laiendorf, Frau Anna Segert-Stein, deren dichterische Entwickelung Sanders selbst mit Rath und That gefördert hat.

Hinzufügen will ich dem Vorstehenden noch, daß der greiie Dühr mir brieflich mitgetheilt, es seien in seinem griechischen Gedicht versehentlich zwei Zeilen weggeblieben. „Tragen Sie also," schreibt er, „wie ich es in meinem Exemplar bereits gethan, nach dem vierten Distichon Folgendes nach:

Ä/.X« ^ n^si/elz xT^:^!^

Diese Bemerkung wird, denk' ich, vielleicht manchem Besitzer des Büchleins willkommen sein, dann aber möchte ich noch die im Obigen unerwähnt gebliebenen Namen derer, die sich mit Glückwünschen an der Festschrift betheiligt, hinzufügen: Karl Emil Franzos (Berlin); Dagobert von Gerhardt-Amyntor (Potsdam); Gustav Hauff (Beimbach bei Gerabronn); Hermann Heiberg (Berlin); Leopold Iacoby (Mailand); Otto von Leixner (Gr. Lichterfelde); Iulius Lohmeyer (Charlottenburg); Iulius Rodenberg (Berlin); Hermann Nollett (Baden bei Wien); Richard Schmidt-Cabanis (Berlin); von Stephan (Berlin); Iulius Stettenheim (Berlin); Iohannes Trojan (Berlin).

Setze ich nun noch hinzu, daß mir an dem Tage zahlreiche Festgrüße und Aufsätze über mich in in- und ausländischen Blättern und ferner etwa 400 Zuschriften durch die Post und durch den Draht zugingen, und daß aus den Schwesterstädten Alt- und Neustrelitz eine ununterbrochene Reihe Glückwünschender sich ablöste, so wird man leicht ermessen, ein wie so ganz verändertes Aussehen meine sonst so stille und ruhige Werkstatt an jenem Tage angenommen und in einer wie froh und freudig erregten und gehobenen Stimmung ich mich de n ganzen Tag über befand. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, Allen, die mir meinen siebzigsten Geburtstag so verherrlicht und zu einem wahren Fest- und Freudentage gemacht, wo möglich, sofort meinen aufrichtigen, innigen und herzlichen Dank auszudrücken, und sah doch die vollständige Unmöglichkeit ein, ihn jedem Einzelnen auszusprechen, und ich fand nur den Ausweg, noch am Abende meines Geburtstages einen Gesammtdank niederzuschreiben und sofort an die drei in Alt- und Neustrelitz erscheinenden Zeitungen zu senden, worin schon am nächsten Tage ihn meine Mitbürger lesen konnten, und woraus er denn auch in manche andere Zeitungen übergegangen ist. Er lautete:

„Mit siebzig Iahren

Hast Du so Manches doch erfahren,

Was Jüngern kann als Richtschnur dienen.

Das Nützlichste vrrkünd' es ihnen.

Was dich gelehrt hat Iahr und Tag."

Vor Allem Eins: Das, was man heut zu thun vermag,
Soll man gleichtut' auch frisch besorgen
Und nicht verschieben bis auf morgen.

Dieser meiner Lehre getreu, schreibe ich gleich noch heute am Abend meines siebzigsten Geburtstages zur Vervielfältigung und zur Veröffentlichung für alle Die, welche mich durch Glückwünsche, Aufmerksamkeiten und Spenden so herzinnig erfreut und beglückt haben, diesen Gesammtdank nieder. Iedem Einzelnen insbesondere zu danken, ist unmöglich; aber ich bitte und wünsche, daß jeder Einzelne das hier Ausgesprochene als auch an ihn besonders gerichtet ansehen und annehmen möge.

Ziord und Eiid. ‚SS. lL

Alle die mir zugegangenen guten Wünsche erwiedere ich mit den zwei kurzen, Alles in sich fassenden Worten:

Alles Gute!

und ich schließe mit der herzlichen Bitte, die mir heute in so reichem Maße bekundete freundliche und wohlwollende Gesinnung mir bis an mein Lebensende und darüber hinaus zu bewahren.

Altstrelitz, 12. November 1889. Dankbarst ergeben

Daniel Sanders.

Den Schluß dieser Plauderei aber mögen einige Mittheilungen aus den etwa 400 um diese Zeit mir zugegangenen Zuschriften bilden, zunächst aus dem Auslande:

.Xiuisns, 12. November.

Dem hochgeschätzten Herrn Professor Dr. Daniel Sanders ein herzlicher Festgruß von L. Dau88v,

Eine Drahtbotschast aus Serbien lautet:

„Ihnen, dem wackern, unermüdlichen Altmeister deutscher Sprachwissenschaft widmet ein donnerndos Hoch zum 70. Geburtstage 8tepKnn ?recki6, Professor, Belgrad."

Eine Drahtung aus Petersburg hat, mit Weglassung einer mir nur verstümmelt zugegangenen Stelle in der Mitte, den Wortlaut:

„Des Altmeisters deutscher Sprachwissenschaft siebzigsten Geburtstag feiern heute im Geiste die Redacteure des .Herolds' mit, dankbar sich erinnernd, wie oft sie in Sanders' unsterblichen Werken Belehmng gesucht und gefunden. Möchte Ihnen, hochverehrter Herr Professor, der Lebensabend gleich dem Abendglühen verlaufen, umgeben von der

Liebe und Verehrung Ihrer Schüler, die wir Alle sind, so weit die herrliche deutsche Zunge klingt und singt. Innige Grüße, der Chef-Redacteur

Dr. Franz Gesellius.

Professor Vi'. C. A. Buchheim aus London schrieb mir am 9. November in einem Briefe, der außer seinen Glückwünschen einige Ausschnitte aus englischen Blättern enthielt:

„Aus einer Nummer des Berliner Tageblattes erfuhr ich zufällig, daß Sie am 12. d. M. die schöne Feier begehen werden. Wäre ich von der Sache früher unterrichtet worden, so hätte ich versucht, Ihnen ein Beglückwünschungsschreiben von den bedeutendsten deutschen Lehrern in England zukommen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß meine sämmtlichen Collegen in Großbritannien, ebenso wie ich, von aufrichtiger Dankbarkeit durchdrungen sind für die großen Dienste, die Sie unserer Muttersprache geleistet u. s. w."

Einen höchst erfreulichen und schmeichelhaft anerkennenden Brief in altgriechischer Sprache erhielt ich von meinem hochberühmten Landsmann Dr. Heinrich Schliemann, mit dem ich einst (lonß, IvnA «Ao) gemeinsam das Gymnasium in Neustrelitz besucht, aus Troja, wo er neue Ausgrabungen in Gegenwart seines besonders dazu eingeladenen Gegners und Verkleinerers Boetticher vorbereitete.

Derartige Anerkennungen aus dem Auslande, in Verbindung mit entsprechenden aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, erfüllen mich nicht nur mit hoher Freude, sondern bestarken mich auch in dem festen Vorsatze, auf dem eingeschlagenen Wege und in der bisherigen Weise fortzuschaffen und fortzuwirken, so lange Gottes Gnade mir dazu Kraft und Rüstigkeit weiter gewährt.

Einen Brief aber aus einer rings von fremden Zungen umschlossenen deutschen Sprachinsel glaube ich — nicht aus persönlichen, sondern aus rein sachlichen Gründen — hier vollständig mittheilen zu sollen. Er lautet:

Hermamistadt, 9. November 1889.

Hochgeehrter Herr! Verzeihen Sie, daß ich, wenngleich ich nicht die Ehre habe, zu Ihren Bekannten zu zählen, mir die Freiheit nehme, mich mit diesem Schreiben an Sie zu wenden. Es ist nämlich bekanntlich in neuerer Zeit der schöne Brauch aufgekommen, in mehr oder weniger festlicher Weise den 70. Geburtstag bedeutender Männer zu feiern als ein Fest, an dem man freudigen Herzens den Zoll der Dankbarkeit Denjenigen darzubringen sich beeilt, die sich um ihr Volk oder gar um die Menschheit dauernde Verdienste erworben. Nun habe ich durch einen, Zufall, dessen ich mich aufrichtig freue, erfahren, daß Sie, hochgeehrter Herr, in den allernächsten Tagen, schon am 12. d. M., Ihr 70. Lebensjahr vollenden, und da drängt es mich denn unwiderstehlich, Ihnen neben dem Ausdruck meiner tiefsten Verehrung für Sie aus freudebewegtem Herzen meine Glückwünsche für Ihr ferneres Wohlergehen darzubringen. Möchte Sie doch der himmlische Vater noch recht lange in guter Gesundheit am Leben erhalten, damit Sie auch noch fernerhin durch Ihr reiches Wissen Ihrem Volke wahre Wohlthaten zu erweisen in der Lage seien! Denn in der That, ich betrachte Das, was Sie gethan, als eine ganze Reihe von Wohlthaten, und zwar hauptsächlich darum, weil Sie in den, größten Theile Ihrer Werke Ihrem Volke ganz unschätzbare Behelfe gegeben haben zum richtigen Gebrauche eines seiner kostbarsten Güter, seiner Sprache. Ia, ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich derselben gefreut habe und mich erfreue, von dem Augenblicke an, wo ich als Berliner Student — in den Iahren 1871 bis 1873 — die erste Bekanntschaft mit Ihrem großen .Wörterbuch der deutschen Sprache', so wie mit dem Kurzgefaßten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache', welch letzteres ich sammt dem Orthographischen Wörterbuch' und der .Deutschen Sprachlehre' zu be

sitzen so glücklich bin, gemacht habe, bis zu dem heutigen Tage, wo ich in meinem Beruf als Gymnasiallehrer unzählige Male in Ihren Werken, namentlich aber in Ihrem großen Wörterbuch Aufklärung und Sicherheit suche und sinde in allen den Fällen, in denen ich schwanke und ungewiß bin, und wo ich, was zufällig gerade jetzt der Fall ist, die vorzügliche Verwendbarkeit Ihrer Sprachlehre sogar in einem Privatunterricht, den ich einem jungen Ungarn ertheile, zu erproben, reichliche Gelegenheit habe.

Daß ich, wie übrigens auch meine Collegen, so häusig zu Ihrem Wörterbuch greifen muß, hat seinen besonderen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen wir hier in Siebenbürgen leben. Rings von anderen Nationen — Ungarn uud Rumänen — umgeben, deren Sprache natürlich nicht ganz ohne Einfluß auf uns bleiben kann und außerdem in dem im übrigen dankenswerthen Besitz eines besonderen Dialektes, des sogenannten sächsischen, dessen Flexion und Construction nicht selten von der der neuhochdeutschen Schriftsprache abweichen, sind wir begreiflicher Weise häusiger als andere Stammesbrüder einer gewissen Unsicherheit betreffs des richtigen Sprachgebrauches ausgesetzt und freuen uns dann natürlich um so mehr dessen, daß wir so glücklich sind, in einem so anerkannt zuverlässigen und uns so vertraut gewordenen Werke über jeden uns beunruhigenden Zweifel so sicheren Aufschluß zu erhalten. All dies hat mich mehr und mehr zu Ihrem begeisterten Verehrer gemacht und mich jetzt, auf die Gefahr hin, Ihnen mit diesem Brief zur Last zu sein, unwiderstehlich dazu angetrieben, an Sie zu schreiben, um Ihnen in aller Bescheidenheit zu sagen, daß ich auch einer von den gewiß Unzähligen bin, die sich Ihnen zu heißem Danke verpflichtet fühlen, und um Ihnen aus Anlaß ^hres 70. Geburtstages den zu erleben, Ihnen die göttliche Vorsehung gegeben hat, aus dankbarstem Herzen meine innigsten Glückwünsche darzubringen, was ich hier zum Schlusse nochmals thue. indem ich hochachtungsvoll verbleibe

Ihr in aufrichtiger Dankbarkeit

Ihnen ergebener Franz Arz."

Und nun wende ich mich zu dem eigentlichen Deutschland, woher mir begreiflicherweise die meisten Zuschriften zugegangen sind und darunter viele von Männern klangvollen Namens. Aber gerade die Menge und die Schwierigkeit der Auswahl bestimmt mich, auf Mittheilungen daraus zu verzichten. Nur mit einem Gedicht in meiner heimischen Mundart (dem Mecklenburg-Strelitzer Plattdeutsch) möchte ich eine Ausnahme machen und dann einem Bericht über einen eigenartigen Glückwunschstrauß in Briefen kleiner Schulknaben aus Schweinfurt zu guter Letzt noch einige weitere Mittheilungen folgen lassen, von denen ich annehmen zu dürfen glaube, daß sie — ebenso wie sie es bei mir gethau — den geneigten Lesern ein Lächeln oder Lachen abgewinnen werden.

Dem plattdeutschen Gedichte muß ich eine kurze Bemerkung über den Briefschreiber vorangehen lassen. Meine „Plaudereien aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" habe ich meinem lieben Erb freunde Dr. Eduard Mayer in Halle a. S. gewidmet unter Hinzufügung der griechischen Verse aus Homers Jlms 6. 260 ff, welche verdeutscht lauten:

Daß auch die Andern
Schaun, dab wir Freunde zu sein aus Väterszeiten uns rühmen.

Dies bezieht sich darauf, daß mein und sein Vater Herzensfreunde gewesen, die ihre Freundschaft auch auf ihre Kinder vererbt haben. Von den Kindern des Apothekers Friedrich Mayer in Friedland aber lebt außer dem Sanitätsrath Eduard Mayer in Halle nur noch sein Bruder, der Stadtrath Wilhelm Mayer in Stettin, und eben dieser ist der Verfasser des plattdeutschen Gedichtes, welches die hochdeutsche Überschrift hat: „Meinem verehrten lieben Freund, dem Herrn Professor Dr. Daniel Sanders in Alt^ strelitz (Mecklenburg) zu seinem 70. Geburtstage am 12. Nov. 1889", im Uebrigen aber lautet:

„Dat will wat seggen: — söbentig Johr!
Unn denn — noch Kopp un Ogen kloar!
Man Wenig kriegen dat torecht,
Dat hett all längst de Schrift uns seggt.

Jk mcen, wer enen Handwerksmeister kennen deht.
De flitig Dag för Dag in sine Werkstäd steht,
Doa seggt en jere: De is brav unn good
Unn wer emm süht, de treckt den Hoot.

Nu seh sik Ener, wen he't kann,
Ol moal en anne Werkstäd an,
So recht gemüthlich ingericht,
Dat Ener woll Verlangen kricht,
Se sik ok eenmal antosehn,

Doa hür ich denn: Na ja! Dat kann geschehn!
Von groot unn lütte Böker 'n ganzet Regiment.
. Weck sind in Papp un weck in Pergament,
Un jeden Dag, den Gott uns gift,
Von't Morgens früh bett Oabends spät,
Ok Sommers, wenn datt noch so heet ^
Un Keener an die Arbeit geht,
Doa fitt de Doktor unn he schrifft,
Um datt de Welt ward immer klöker,
De groten unn de lütten Böker.

Unn von datt ganze Regiment
In Papp unn ok in Pergament
Ward he se noah de Reih citiren
Unn se von Ur to Enn' studiren.

Unn jeret Wurd möt emm pariren.

Unn denn? Denn lett he's in den Kasten rin marschiren

Doa liggen se im woll välc Ioaren,

Bett datt se werrer ropen waren

Unn mustert warrcn's von alle Sieden,

Ob se dat sülbig bläben sünd to allen Tieden

Unn hcbben se dat Examen denn bestoahn,

Denn können se unner Dal unn Fak in alle Welt 'rin goahn.

Hett Euer nu ne Oahnung woll von sonnen isern Fliet,

Womit he all datt fang kricht in korte Tied

Unn, wir's emm noch so kort bemeten,

Sien olle Frünn' hett he doabi doch nich vergeten,

Poar fründlich Würd' Hebens immer kregn;

Datt is en Anvdeel von den Vatter unn sein Segn.

Unn wenn nu Hut de Iubiloar

Torüch denkt an de söbentig Ioar,

Denn dankt he ganz gewiß för alle Goaben

Den lewen Gott, de sichtlich emm in Schutz hett noahmcn ,

Unn wenn denn all die Glückwunsch koamen

Ut seine Noawerschaft unn ok von Wieden,

Denn sünd se ok doabi, de Frnnn' ut ollen Tiden.

Stettin im November 1889. W. Vi ah er."

Der erwähnte Glückwunschstrauß kleiner Schüler aus Schweinfurt enthielt in einem Umschlage 39 Briefe von fämmtlichen Schülern des ll. Cursus der Kgl. Realschule, die, wie die Aehnlichkeit des Inhaltes verrieth, offenbar einer gemeinsamen Besprechung in der Klasse ihren Ursprung verdankten. Die Knaben beriefen sich darauf, daß die zweite Stufe meines Lehrbuches der deutschen Sprache von ihnen benutzt werde und daß sie von ihrem Lehrer Mancherlei über die Verdienste des Verfassers um die Muttersprache erfahren, auch von seinem siebzigsten Geburtstage Kunde erhalten hätten. Ihr Glückwunsch komme verspätet, weil sie den Erwachsenen und Würdigeren den Vortritt gelassen. Die kindlich naiven Schreiben bereiteten mir eine wahre Freude.

Und nun die Zuschriften, die ich nicht ohne Lächeln oder Lachen habe lesen können.

Ein Telegramm aus Berlin von 4 Worten (am 12. 11. 89 um 9 Uhr 55 Min. Vormittags) enthielt eben nichts weiter als die 4 Worte: „Doctor Daniel Sanders Strelitz M." und die von dem Drahtungsamt hinzugefügte Bemerkung „ohne Text eingegangen."

Aehnlich erhielt ich mit dem Poststempel: Penzlin 12.11. 89. 5 bis 6 N." und mit der Aufschrift (von einer mir unbekannten Hand): „Herr Professor Dr. Sanders Strelitz i. M., frei" einen Brief, der nur eine schöne Karte in Golddruck mit den Worten: „Herzlichen Glückwunsch zum 70. Geburtstag" enthielt.

Der Absender hat sich zu nennen vergessen. Vielleicht erfahre ich durch diese Veröffentlichung nachträglich das in dem Penzliner Briefe und in der Berliner Drahtmeldung versehentlich Fortgebliebene, was mich sehr erfreuen würde.

Herzlich gelacht aber habe ich über einen Brief mit dem Poststempel: „Frankfurt (Main) 25/11. 89. 8—9 N." und der Aufschrift „Joseph Baer und Co. in Frankfurt a. M. An die p. t. Erben des sel. Herrn Dr. Daniel Sanders Neustrelitz, Mecklenburg", — worin die genannten Buchhändler und Antiquare sich die ergebene Anfrage erlauben, ob die in der Aufschrift Genannten „die von dem seligen Herrn Dr. Daniel Sanders hinterlassene Bibliothek zu veräußern gedenken, und sich den Katalog erbitten. Die Meinigen und einige Freunde und Bekannte, die den Brief zu Gesicht bekommen haben, wollten oder konnten ihn nicht so scherzhaft auffassen wie ich; aber ich jedenfalls habe mich gefreut, diesen Brief an meine Erben noch selbst lesen zu können und möchte die nach meinen Büchern lüsternen Herren Joseph Baer und Co. — falls ihnen dieser Aufsatz zu Gesicht kommt — ersuchen, sich mit ihrer Anfrage so lange zu gedulden, bis ich wirklich werde gestorben sein. Freilich gedenke ich mich damit keinesfalls zu übereilen und hoffe fo, namentlich auch noch Zeit, zu gewinnen, um diese „Plaudereien" in der ursprünglich geplanten Weise zu Ende zu führen, während ich die vorliegende zwischengeschobene noch unter dem frischen Eindruck sofort niederzuschreiben vorgezogen habe.

Altstrelitz im December 1889.

Pierre 5oti.

von

Ferdinand Grosz

Wien.

muß Einer nicht eben ein tiefer, epochemachender Denker oder Schöpfer fein, um auf dem Gebiete des Schriftthums als lebendiges Wahrzeichen des Volkes gelten zu dürfen, dem er angehört. Die leichteren Geister vertreten Land und Nation oft in bezeichnenderer Art als die vereinzelten Riesen, die ohnehin mehr dem Universum als einem bloßen Segmente des weiten Erdkreises zu eigen sind. Die Klassiker sollen der ganzen Menschheit zu, sie haben mit aller Kraft die Spur der Erde, aus der sie stammen, von sich geschüttelt — abgesehen von manchen Ausnahmen, wie z. B. Victor Hugo, der bis an den Hals im Franzosenthum befangen blieb. Das bedeutende Talent wird uns in der Regel wichtiger sein als das himmelaufragende Genie, wenn wir aus literarischen Hervorbringungen Rückschlüsse ziehen wollen auf die Wesenheit eines Volkes. Der Culturgeschichtschreiber Oesterreichs aus dem neunzehnten Jahrhundert wird, gern oder ungern, von Eduard Bauernfeld sprechen müssen, und Bauernfeld für einen Klassiker zu halten, kann doch gewiß keinem vernünftig Urtheilenden in den Sinn kommen.

Der Schriftsteller, auf den wir mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeil des deutschen Publicums lenken möchten, ist kein Genius, von dem eine Epoche oder eine Schule den Namen entlehnen wird, aber trotzdem kennt die zeitgenössische französische Literatur unvollkommen, wer sich nicht die Hauptzüge von Pierre Loti's eigenartiger Physiognomie einprägt. Dieser feine Charakterkopf vertritt eine bestimmte Nuance in der schriftstellerischen Begabung der Franzosen. Er darf Anspruch auf Beachtung übrigens auch deßhalb erheben, weil er sich nicht blind mitreißen läßt von einer Tages strömung. Jst es nothwendig, daß wir eine regierende Richtung an ihren hervortretendsten Repräsentanten ergründen, so haben wir — die wir das moderne Schriftthum kritisch und analytisch verfolgen — auch die fesselnde Aufgabe, uns mit jenen zu befassen, welche sich nicht an die ausgegebene Parole halten, aber auch nicht bramarbasirend gegen diese sich wenden, sondern als echte Künstler freudig in der Werkstätte arbeiten, sich selbst nicht rühmen und nicht vertheidigen, mit den Anderen nicht polemisiren, zufrieden damit, dem, was in ihnen lebt und zu Tage will. Form zu leihen.

Jn acht erzählenden Büchern hat Pierre Loti bisher sein Naturell geoffenbart. Jung an Jahren und schaffenslustig, wird er noch oft mit seinen Gaben vor uns hintreten; neue Eigenschaften wird er kaum mehr entfalten, seine Weise steht fest, man darf versuchen, ein abgeschlossenes Bildniß von ihm zu fkizziren. Pierre Loti ist Schiffslieutenant: er heißt Julian Viaud — „Pierre Loti" lautet, wenn man den Wortscherz erlauben will, der vom äe ^uerre dieses Offiziers. Das Talent bekam er von der Natur mit; die Direction hat dieses von Viaud's Beruse empfangen, oder vielleicht — wer vermöchte dem Labyrinth menschlicher Entwickelungsphasen nachzugehen! — mußte Viaud diesen Beruf wählen, weil sein besonderes Jngenium desselben bedurfte, um hervorzubrechen. Pierre Loti brauchte das Meer, und deshalb ließ Viaud sich in die Marine einreihen. Pierre Loti beschäftigt sich mit dem Meere, aber nicht wie etwa Jean Richevin, der sich bemüht, den Tanz der Wellen in Verse zu fassen, fondern um alles Leben und Treiben zu schildern, wie es sich auf hoher See entwickelt; läßt seine Muse sich auf festem Lande nieder, so holt sie sich doch überseeische Stoffe, wandert sie nach Ländern, die nur zu Schiffe zu erreichen sind: heute nach Japan, morgen nach Senegambien. Jn einer Gegend, in die man mittelst einfacher Eisenbahnfahrt gelangen kann, würde sie sich nicht wohl fühlen, sie nimmt denn auch nie ihren Weg dahin. Die Lust an der Reise in's Ferne ist keine französische Charaktereigenschaft. Der Franzose in Pierre Loti macht sich geltend in der Gabe, delicat und dabei wirksam zu zeichnen, und, wo es noththut, die Zeichnung lebhaft zu illustriren. Wie sicher ist der Stift, den er führt! Wie beredt sind die Contouren, die er zieht! Und greift er zum Pinsel, so wirbelt er, um den Orient zu verdolmetschen, nicht etwa alle Farben der Palette durcheinander, sondern in einem duftigen Aquarell giebt er die ganze Stimmung wieder, die er mit dem Auge und mit der Seele geschaut hat. Ein paar Linien, ein paar Striche, ein paar aufgesetzte „Lichter", und wir sehen die Straßen von Nangasaki oder die Ufer des Senegal. Mit einfachsten Mitteln erzielt er starke Wirkung; besseres Lob läßt sich einem Schriftsteller, der Maler und Zeichner ist, nicht nachsagen.

Will man frischweg fortfahren in Lob und Preis, so mag man auch gleich hervorheben, daß ein wichtiger Reiz von Loti's Schriften in der Naivetät liegt, mit welcher er Menschen und Dinge erfaßt; man merkt namentlich seinen ersten Büchern an, daß er die Feder gehandhabt, um sich die Langeweile des Schiffs- und Hafenlebens zu vertreiben, daß er sich zerstreuen wollte, ohne im Anfange an einen Leser zu denken. Seither ist er Schriftsteller von Beruf geworden, aber selbst seinen neuesten Büchern haftet jener Parfum der Ursprünglichkeit und Unabstchtlichkeit an, welcher ihm im Beginn so rasch Verehrer und Freunde verschafft hat. Er beschreibt, was er gesehen, erzählt, was er erlebt hat; er ist der Held seiner Erzählungen, und führt er ausnahmsweise einen anderen Helden vor, so schlüpft er gan; und gar in dessen Haut. Er ist einer der persönlichsten Schriftsteller: darum haben seine Bücher nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes, ja sie schlagen manchmal in's abrupt Notizenhafte aus, sie gehen im leichten Hausgewande einher, als sei das Salonkleid ihnen ein lästiger Zwang, ^oti haßt den Schreibtisch; auf Deck, im Freien verzeichnet er Situationen und Geschehnisse, die letzteren in geringerer Anzahl, denn seine Erzählungen zeigen wenig Fabel, sie bieten ein bischen Handlung als Rahmen, meist die Variation desselben Themas: der ruhelose Wanderer knüpft in erotischer Fremde Herzensbeziehungen an, die ihn für den Augenblick gefangen nehmen, deren Ende aber eintritt, sobald das Schiff weiterdampft; er hat während des Aufenthalts ein Mädchen in der Hafenstadt „beinahe" geliebt, seine „blasirte Seele", stets auf der Suche nach etwas originell Neuem hat der Holden „fast" angehört, es erfolgt der unvermeidliche Abschied, der Roman klingt in ein sentimentales Bedauern aus. aber der Dienst ruft, die rauhe Pflicht mahnt ihren Sklaven zur Rückkehr, und die weibliche Gestalt verschwindet nach und nach in den Nebeln der Erinnerung. Ein anderes Meer, ein anderes Mädchen . . . Aehnlich geht es in der Mehrzahl von Loti's Büchern her, und dadurch entsteht unleugbar eine gewisse Monotonie. Auch das Meer, auf dem Loti sich so heimisch fühlt, iit monoton, und doch immer wieder neu, voll packender Abwechslung in der Einförmigkeit . . . Loti, so oft sich eine und dieselbe Grundform der Geschichte bei ihm wiederholt, fesselt uns stets durch die entzückenden, wie minutiöse Porzellanmalerei ausgeführten Culturbildchen, durch seine Momentaufnahmen aus der Völkerkunde, durch den Erdgeruch, den seine Schilderungen tragen, ob sie von der Insel Haiti oder aus den Bocche di Cattaro stammen. Unermüdlich sucht er das Malerische, das seinem Auge noch nicht bekannt ist. Er haßt das Gleichmacherische in der Zivilisation, er kennt nichts Schrecklicheres, als das Bestreben, alle Racen über einen Leisten zu schlagen. „Eine Zeit wird kommen," sagt er, „wo es fürchterlich langweilig sein wird, auf Erden zu leben, eine Zeit, in welcher man der Welt von einem Ende zum anderen das nämliche Aussehen gegeben haben und selbst der Versuch, durch Reisen sich ein wenig zu zerstreuen, ver, geblich sein wird."

Das literarische Gepäck Lotis ist bald ausgezählt: .Meur8 ä'ennui" „ZIon ^ve8", „?i'opc,8 d exil", „L.^iva<le", romnn ä'uu spaki'^ ,M«clnme OKrvsantKöme", „^avoueries und „k'ZoKeurs

ä'lslttittle." In den „rieurs <I'«nnui", wirklichen, im Schiffsdienste entstandenen Blüthen der Langeroeile, reflectirt Loti mehr als in irgend einen, seiner Bücher über sich selbst. Sein internationales Liebesleben umschlingt er mit einigen Arabesken: „Was wollte ich von den Mädchen, die ich geliebt, von diesen Töchtern der verschiedensten Weltgegenden — armen Wilden manchmal — Mädchen, die ich auf der Straße aufgelesen, blos weil sie schön waren? Was wollte ich von ihnen Allen? Sie meinen: nur ihr gefälliges Aeußere? Nein, nicht nur dieses, denn ich liebte sie manchmal so, daß ich mit ihnen hätte sterben, ihnen einen Gottesglauben einflößen und sie — für immer an mich gebunden — in ein anderes Leben hinüberführen mögen. Wenn ich nach rückwärts schaue und diejenigen, die ich geliebt, in meinem Gedächtnisse sinde, bin ich darüber beschämt, daß ich sie je vergessen konnte, vergessen sie selbst und den angebeteten Glanz ihrer Augen, vergessen den Zauber des Landes, das mir um ihretwillen theuer gewesen, vergessen unsere Träume von Ewigkeit und unsere Schwüre; ich bin beschämt, erkenne die menschliche Nichtigkeit und sehe ein, welch ein elendes Geschöpf ich bin, unfähig, jenes Etwas zu sinden und zu umfassen, nach dem ich dürste — unfähig, mich dem Unerkennbaren zu nahen — nicht gemacht für das Ewige ..." Er sieht ein, daß er kein Romancier im landläusigen Sinne ist, daß er von einer literarischen Gattung zur anderen überspringt. Seinem excentrischen Freunde Plumkett, einem englischen Seeofsizier, legt er die als Karrikatur gehaltene Anrede in den Mund: „Ich erkläre mich außer Stande, Sie in irgend einen Rang von Schriftstellern einzureihen; Sie sind ganz Sie, Niemand wird Ihnen je einen Namen geben können, man wird immer fehlgehen mit dem Versuche, Ihnen eine vorhandene Classisication zu versetzen, so lange nicht Irrenärzte, Paläontologen oder Thierärzte — gewöhnt, im Gewoge der Südsee kranke Walsische zu pflegen — literarische Kritik treiben. Sehen Sie die weiße Amsel. Man sagt ihr, sie sei eine Elster oder ein Häher oder eine Ringeltaube. Keine Spur — sie ist ein Thier für sich. So sind auch Sie, mein lieber Loti, einzig in Ihrer Art; Sie gehören keiner bekannten Vogelgattung an." Das würde wie Selbstüberhebung klingen, wenn es nicht Selbstironie wäre; über Loti's Erfolge ist Niemand verwunderter als er selbst, und er thut sich wahrlich nichts darauf zugute, daß er nicht im Stande ist, im Geleise des Romans oder der Novelle zu bleiben, und daß er zwischen allen erdenklichen Genres hinund her irrlichtert.

Loti verleugnet nie den Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist, dem ein fremder Welttheil rasch zur momentanen Heimat werden muß, und der sich in der wirklichen Heimat kaum noch zu Hause fühlt. Der

Seemann spricht aus ihm, wo er das Matrosenleven darstellt, wo er zeigt, welch guter Kern in den Seeleuten, in diesen großen Jungen steckt. Mit der Landarmee befaßt er sich nur in dem „Roman ä'un späki"; uber's Wasser geht der Weg aber auch diesmal, nach Senegambien und anderen französischen Colonien in Afrika. Loti wird warm, wenn er von den Kameraden berichtet; da führt der Soldat ihm die Feder. Wir werden unwillkürlich von Rührung ergriffen, wenn wir lesen, wie der Soldat und der Matrose in der Ferne eine Schachtel mit sich führt mit Briefen, Erinnerungen an das Vaterland, allerlei Kram als Andenken, und wie er diese Schachtel hütet gleich einem Fetisch. ... Jn jedem Matrosen steckt etwas von einem Kinde, das sich an Spielzeug freut. Der Wächter in seinem Mastkorbe hat ein Kunterbunt von Sachen hoch oben in seiner Einsamkeit: „Ein Spiel Karten, Zwirn und Nähnadel, um sich etwas zu repariren, gestohlene Bananen, Salat, den er Nachts dem Vorrathe des Kommandanten entnommen hat, Alles, was er Frisches und Grünes auf nächtlichen Streifzügen erwischen konnte. (Die Matrosen sind auf solche seltene Sachen lüstern, welche das durch das Salz angegriffene Zahnfleisch heilen sollen.) Ferner hat er seinen Papagei, der, an einem Fuße' gefesselt, im Sonnenglast mit den Augen zwinkerr. Der ‚Papagei' ist in Wirklichkeit eine Eule mit einem Schädel so groß wie der einer Pampakatze; ein Sturm hat sie eines Tages an Bord geweht." ... Zu gewissen Stunden, an gewissen Tagen wird den Seeleuten gestattet, ihre Reisetaschen zu öffnen — „aller äux sac8" heißt der Vorgang in der Matrosensprache. „Dann," so berichtet Loti vom „Primanguer", auf welchem ?)ves eingeschifft war, „breiteten sie ihre kleinen Besitzthümer aus, welche mit einer komischen Sorgfalt verpackt waren, und mit einem Male glich das ganze Deck des ‚Primanguet° einem Bazar. Sie öffneten ihre Nähbüchsen, holten kunstvoll geschnittene Stückchen Stoff hervor, um damit ihre durch die fortwährende Muskelbewegung abgenützten Kleider auszubessern: einzelne Matrosen blieben nackt, um ihre Hemden zu flicken; andere bügelten ihre Kragen auf absonderliche Weise, indem sie lange Zeit darauf sitzen blieben; andere entnahmen ihrer Schreibmappe armselige vergilbte Blätter, Briefe mit Poststempeln aus den verlorensten Winkeln der Bretagne oder dem Baskenlande, und sie machten sich an's Lesen — es waren Briefe von Müttern, Schwestern, Bräuten, die weit, weit weg in den Dörfern hausten. Plötzlich, auf einen schrillen Psiff hin, welcher bedeutete: ‚Reisetasche weglegen!' verschwand das Alles wie durch Zauber, zusammengelegt, zusammengepreßt, hinabgelassen in den untersten Schiffsraum, in die nummerirten Fächer, welche von den bösen Sergeanten in nummerirten Behältern hinter eisernen Ketten verschlossen wurden. Wev diese Leute so betrachtete, der mochte sich, wenn er sie nicht besser kannte, durch ihre kluge, geduldige Haltung täuschen lassen: wie sie da in die Beschäftigungen kleiner Mädchen versenkt waren, in das Auspacken von

Spielerei — wer konnte sich vorstellen, wessen diese jungen Männer fähig waren, wenn sie feste Erde betraten! Nur eine einzige Stunde unvermeidlicher Melancholie gab es an Bord: wenn das Abendgebet gesprochen wurde, wenn die Bretagner damit zu Ende waren, sich zu bekreuzigen, und die Sonne untergegangen war — in diesem Augenblicke dachten Viele von ihnen sicherlich an daheim." . . . Aus Loti's Büchern werden wir mit der Matroseneristenz vertraut; wir gewinnen sie lieb, diese armen Kerle, die Jahrzehnte auf den Fluthen dahintreiben und dabei im Stillen den Traum hegen, im Alter im eigenen Häuschen die letzten Tage ruhig zu verdämmern.

Wie tragisch die Tücke des Meeres sich mit dem Menschendasein verflicht, das hat Loti in seinen „?ök«ur8 6' Islanäe" dargethan. Als abgerundetes Kunstwerk steht dieser Roman — es ist beinahe thatsächlich ein solcher! — unter Lotis Productionen obenan. Hier schwingt Loti sich zu einer Höhe auf, welche seinen übrigen Schriften fehlt und ihnen übrigens schlecht zu Gesicht stünde. Carmen Sylva, Rumäniens edle Königin, hat die „Z^cKeurs cl'lsllmäe'- in's Deutsche übersetzt. Die gekrönte Dichterin hat Recht mit der vorwortlichen Aeußerung: „Wenn es mir gelungen sein sollte. Anderer Herzen durch dieses kleine Epos zu erquicken, wie es in seiner biblischen Größe und erschütternden Wahrhaftigkeit das meine erhoben hat, wenn in einigen Deutschen das rohe Wort: „Erbfeind" durch das schöne Wort: „Vaterland" verdrängt sein wird, so war meine Arbeit leicht und reine Freude" . . . Die Jslandsischer, von denen man vor Lotis Buch in weiteren Kreisen nichts oder wenig wußte, sind ein Theil der Küstenbewohnerschaft der Bretagne, Leute, die seit Generationen dem Fischfange im hohen Norden obliegen. Von Vater auf Sohn, wie innerhalb einer Kaste, vererbt sich das gefährliche Geschäft — gefährlich, weil das gegen Jsland hinbrausende Meer voll Tücke ist und Jahr für Jahr eine erhebliche Anzahl von Opfern aus der Reihe der bretagnischen Fischer verschlingt. Die Jsland-Fischer kennen aus Tradition und aus eigener Erfahrung die traurigen Seiten ihres harten Berufes, aber da oben im Norden gestaltet der Fischfang sich ergiebiger als sonst irgendwo, und deshalb lassen sie sich nicht abschrecken und ziehen als stille Helden hinaus auf die drohende Fluth. Den Winter verbringen sie daheim; Mann, Weib und Kinder, Alle sind damit beschätfigt, Vorbereitungen zu treffen für die Fahrt; die Gewänder werden angefertigt oder ausgebessert, die Schiffe in Stand gesetzt. Sobald die Frühlingssonne lächelt, schlägt die Stunde der Trennung; erst Ende August kehren die JslandFischer zurück, wenn sie — überhaupt zurückkehren, wenn nicht die Tiefe sie sammt ihren Fahrzeugen verschlingt. Den Sommer daheim kennen sie als Kindheits-Reminiscenz. Für ihre Familienangelegenheiten haben sie nur einen Theil des Jahres übrig, auf diesen verschieben sie Kindstaufen, Verlobungen, Eheschließungen — Alles, was sie invividuell betrifft, wogegen sie im Uebrigen nur Island-Fischer sind und sonst nichts. Ehe sie in See gehen, nehmen sie an einem feierlichen Gottesdienste theil; sie wissen, daß sie vielleicht keinen anderen mehr mitmachen werden, daß es für sie nunmehr einen Kampf auf Leben und Tod gilt. Während sie in weiter, weiter Ferne weilen, pochen zu Hause die Herzen der Mütter und Frauen, der Töchter, Schwestern und Bräute in banger Sorge — Niemand ist da, sie zu trösten als Greise, Kinder nnd Kranke. Wie ein Damoklesschwert schwebt über den Verlassenen die Aussicht, daß täglich, stündlich ein Häuflein Island-Fischer, deren Platz am häuslichen Herde leer, plötzlich in der ewig schweigenden Tiefe ein Grab sindet. Wer noch heute einen Vater, einen Gatten besitzt, ist morgen verwittwet, verwaist. ... In den Rahmen der tief ergreifenden Schilderung dieser Zustände spannt Loti eine Liebesgeschichte voll rührender Einzelnheiten. Die Hauptgestalten, Sann Goas und Gaud (bretagnisch für „Marguörite") Möval werden Mann und Weib. Nach vielerlei Wirrnissen und Verwickelungen sind sie einander angetraut worden; es bleiben ihnen sechs Tage Zeit, ihr junges Glück zu genießen — Sann muß dann wieder als IslandFischer scheiden. Während des Hochzeitsmahles tönt ein wildes Brausen bis zu den Festgästen. „Das Meer ist unzufrieden, weil ich ihm Heirathsversprechungen gemacht/' sagt Sann lächelnd; er spielt darauf an, daß er ehedem behauptet, er heirathe niemand Anderen als das Meer — I» mer. Und das mahnende Gespenst heult auch in die Brautnacht der Beiden hinein: „Um sie her, zu ihrem ersten Beilager, spielte dasselbe unsichtbare Orchester noch immer: Hu! Hu! Der Sturm kam zuweilen mit seinem ganzen hohlen Brausen, mit bebender Wuth; zuweilen wiederholte er seine Drohung leise in's Ohr, wie in rafsinirter Bosheit mit dünnen, gezogenen Tönen, mit der schrill flötenden Stimme der Käuzchen. Das große Grab der Seeleute war da ganz nahe, sich regend, verschlingend, mit den gleichen dumpfen Schlägen die Klippen stürmend. In der einen oder anderen Nacht würde man da draußen sein müssen, sich wehren inmitten der schwarzen, riesigen Dinge" . . . Sann sindet das Ende der meisten IslandFischer: „In einer Augustnacht dort auf dem hohen Meere des düsteren Island, mitten unter einem gewaltigen, wüthenden Getöse hatte er mit der See Hochzeit gefeiert — mit der See, die einst seine Nährmutter gewesen; sie hatte ihn gewiegt; sie hatte ihn zum Iüngling gemacht und ihm die Kraft und Größe gegeben — und dann hatte sie ihn in seiner herrlichsten Mannheit zurückgefordert, für sich allein. Ein tiefes Geheinmiß umhüllte die so ungeheuerliche Hochzeit. Die ganze Zeit hatten düstere Schleier darüber hingeweht, wandelnde, sturmgepeinigte Gewebe, ausgespannt, um das Fest zu verbergen, und die Braut ließ ihre Stimme dröhnen in schauerlichster Gewalt, um jeden Schrei zu übertönen. — Er, im Gedanken an Gaud, sein Weib aus Fleisch und Blut, hatte sich in einem Mesenkampse gegen die Grabesbraut gewehrt. Bis zu dem Augenblick, wo er sich ihr überließ, mit offenen Armen sie empfangend, mit einem einzigen tiefen Schrei, wie ein röchelnder Stier, den Mund schon mit Wasser gefüllt, mit weit ausgebreiteten, für ewig erstarrten Armen.. Das Erscheinen dieses Buches von Loti rief eine mächtige Bewegung hervor. Unabsehbare Smnpathieen wendeten sich den armen Küstenbewohnern zu, und als Loti Geldsammlungen für die Wittwen und Waisen der JslandFischer einleitete, flossen erstaunlich große Summen zusammen. Dieses Resultat mußte den Autor überzeugen, wie eindringlich er die Sache seiner Schützlinge geführt hatte. Sein Roman erwies sich als ein Meisterstück an Beredsamkeit. Klopft Loti an die Pforten der ^cäck5ini« irimykise, so werden es die „Jsland-Fischer" sein, welche mit Ersolg Stimmen für ihn heischen werden.

Aber in diesem Buche, das schon heute dem „eisernen Bestande" der französischen Literatur beizuzählen ist, hatte Loti nur einen Theil seines Talentes gezeigt. Man ertVnnt ihn kaum wieder, wenn man ihn hierauf als Verfasser von „I^e Wai iä^e äe I^oti" oder der japanischen Kleinmalereien betrachtet. Alles Feierliche, alles Getragene in Ton und Haltung hat er abgethan, an die Stelle der Kraft ist die Grazie getreten, mit leichter Hand wirft er Landschaften und Porträts auf die Leinwand. In Mariue cle I^oti" führt er uns auf die Jnsel Haiti, wo er mit der fünfzehnjährigen Rarahü, einer lieblichen Blüthe des Maori-Stmnmes eine „Ehe auf Zeit" eingeht — eine Episode, die sich ihm später in Asien wiederholt, wenn er in Nangasaki „Fräulein Goldblume" mit Kündigungsfrist zur Frau nimmt. Das entnervende Jdyll, welches im polnnesischen Leben liegt, sindet in Loti einen Darsteller, der auf dem Umwege über liebenswürdige Tändelei und spielerische Schalkhaftigkeit ein merkwürdiges Kapitel Ethnographie vor uns hinbreitet. Hinter dem kündbaren Bunde Lotis mit Rarahü steckt etwas, das wir anfangs nur ahnen, nach und nach aber klar begreifen: das Aufeinanderplatzen zweier Civilisationen; in der füßen Rarahü, in diesem buntschillernden Vögelchen, lebt die Vertreterin einer untergehenden Race, und sie wird als solche noch deutlicher durch die Scenerie, in der sie geboren wurde, durch die „Atmosphäre Oceaniens, in welcher" — nach Loti — „die Arbeit eine unbekannte Sache ist". Hie und da läßt Loti ein paar Worte einfließen, aus denen wir erfahren, wie ernst es ihm damit ist, im Gewande der leichtbeschwingten, manchmal frivol angehauchten Historiette, unter der Flagge dieser Geschichten, in denen mehr von „ämoni'etre" als von „ainour" oje Rede ist, weitgreifenden Absichten zu entsprechen. Mitten in der nicht im Salon, sondern im Walde, unter dem Himmelszelte, inmitten einer üppigsten Vegetation sich abspielenden „tlirtation" mit Rarahü zieht er Schlußfolgerungen aus den Thatsachen, die er beobachtet: „O geheimnißvolles Schicksal dieser polynesischen Völkerschaften, welche vergessene Reste ursprünglicher Racen scheinen! Jn Unbeweglichkeit und Betrachtung leben sie, verlöschen sanft bei der Berührung mit civilisirten Racen, und ein kommendes Iahrhundert wird sie wahrscheinlich zu den Verschwundenen zählen" . . . Wie gesagt, auch in Nangasaki geht Loti eine Heirath aus Zeit ein. In dieser Einrichtung lernen wir eines der wunderlichsten Momente in den Sitten Iapans kennen. Loti muß mit „Fräulein Goldblume" einen schriftlichen Heirathsvertrag vor der Behörde schließen; er hat der „Gattin", so lange er sie nicht entläßt, zwanzig Piaster per Monat zu bezahlen. Als „Ehemann" führt Loti sorgsam ein Tagebuch. Dieses giebt uns von japanesischer Anschauungsweise mehr Begriffe, als langathmige Abhandlungen es vermöchten. Die Kunst des Dichters ^ ob nun des Dichters in Vers oder Prosa — besteht darin, daß er in dem Einzelschicksale das Allgemeine zu spiegeln versteht. Wir sehen Iapan in's Auge, während wir „Goldblume" in ihrem Thun und Lassen verfolgen; Japans innerste, cavriciöse Eigenart drängt sich unserer Erkenntniß auf, wenn Loti fortwährend von dem Gegenstande, den er behandelt, unberechenbar abschweift, den nationalen Malern ähnlich, welche mitten in den Himmel eine Thee trinkende Dame oder einen sich Kühlung zufächelnden Bonzen hineinpracticiren . . . Frau Goldblume, „Nacksrue ^Krv8nurKöWe", hat keinerlei Beschäftigung; sie eristirt als Bibelot, als eine Nippe-Sache, sie hat, wie Alles in Iapan, den Charakter des Kleinen, Marionettenhaften, und oft fragt Loti sich, ob das Figürchen eine Seele besitze. Es scheint, daß diese Seele^ falls sie eristirt, nicht sehr energisch nach Geltung ringt, denn, nachdem Loti sich von „Goldblume" schon getrennt hat und noch ein letztes Mal zu ihr zurückkehrt, sindet er sie nicht in Thränen aufgelöst, sondern damit beschäftigt, die Münzen, welche Loti ihr zum Schlusse der „Ehe" contractmäßig ausgezahlt, mit einem hölzernen Hammer auf ihre Echtheit zu prüfen. In den ‚^aponeries llsutomn«^ entwickelt Loti eine seltene Virtuosität darin, einen Volkscharakter mit stenographischer Kürze einzufangen. Er giebt überzeugend den Eindruck des Zwerghaften, der Grimasse wieder, wie man ihn in Japan innner und allenthalben empsängt. Von ‚«obah aus unternimmt er eine Reise mit der Eisenbahn. „Eine drollige kleine Eisenbahn," schreibt er, „die keinen ernsthaften Eindruck macht, etwas Lächerliches an sich hat, wie sämmtliche Tinge in Iapan. Aber sie eristirt, der Zug geht ab, er bewegt sich" ... An den Wallfahrtsstätten entlocken die Götzenbilder ihm die Frage: „Wo endet der Gott, wo beginnt das Spielzeug? Wissen die Iapaner selbst es?" Loti bringt es zuwege, durch Anwendung etlicher Diminutive Land und Leuten ein Signalement anzuhängen. Er spricht von keinem Garten, sondern nur von einem ‚.jarckioet", von einer ..mai8ormetto" statt eines Hauses, und was er zu Mittag verzehrt, nennt er ein „Puppendiner", bestehend aus toute8 8orws c!e petits metz clrvles. Die MuSmeh's, die Mädchen, die ihn bedienen, treiben Neckereien: „Was mögen die Tellerchen und Schachen enthalten? Um mich zu amüsiren, sagt man es mir nicht, ich soll es errathen, und die Mädchen heben halb die Deckelchen auf, lassen sie aber schnell wieder fallen, als fürchten sie, daß ihnen Vögelchen entschlüpfen können" . . . Das von Loti bewohnte Hotel hat einen Garten mit seinem Miniatur-Labyrinth, seinem winzigen Muschelwerk, seinem kleinen, kleinen See, seinen unansehnlichen Büschen, wovon die einen nur Blumen, die anderen nur Blätter haben, wie auf den Landschaften der Porzellanmalerei. denklichen Weise gefeiert. In Versen, Reden, lebenden Bildern — ja, auf dem Hochzeitskuchen war er sogar in farbigem Marzipan abgebildet gewesen. „Ganz wunderschön!" wie die Gäste sagten. An all das dachte der Liebesgott und machte sich sogleich auf den Weg dahin.

Die Localfarbe trifft Loti in Cattaro, in Salonichi, in Stambul, in Oran wie in Japan oder in der Bretagne. Er stellt Pasquala Iwanowich, die Cattareserin, ebenso plastisch hin, wie die Ziegerin Fatu-Geh, an deren Liebe Iean Peyral, der Spahi, zu Grunde geht . . . Sein Blick und seine Hand erweisen sich immer zuverlässig. Liebenswürdigkeit und Anmuth bleiben ihm treu; sie hindern ihn nicht, dort, wo er es am Platze sindet, einen vollen, nachdrücklichen Ton anzuschlagen. Als Illustrator mit der Schreibfeder ist er eine hervorragende Erscheinung. Daß er sich allzu oft in Kleinigkeiten verzettelt und zersplittert, liegt nicht in einem Mangel seiner Begabung, sondern in seinen Neigungen. Gebraucht er gern die Wendung, er habe ein Weib „beinahe" geliebt, so dürfen wir, an seine Vorzüge und an seine Schwächen denkend, auf die Frage: „Ist Loti ein großer Schriftsteller?" ehrlich antworten: „Beinahe."

Das junge Ehepaar.

Alärchen.
von

Hanna SchomacKer.

— St. Petersburg. —

^ott Amor flog durch die Lande.

Er war aber mißmuthig gestimmt, der kleine Liebesgott. Die Welt war so nüchtern geworden, so entsetzlich praktisch! Alles flüchtete vor ihm und verbarg sich ängstlich vor seinen Pfeilen. Die jungen Mädchen wurden von ihren Mamas behütet, die jungen Männer schützten sich selber, und nur ein paar greise Hagestolze und alte Iungfrauen stellten sich ihm entschlossen in den Weg

Aus die mochte er aber wieder nicht zielen. Er hatte es früher ein paar Mal !gethan, und es war Nichts dabei herausgekommen, als lauter Elend und Herzeleid.

So'verstrich der ganze Tag, die Nacht brach herein, und noch hatte Gott Amor keinen einzigen Pfeil verschossen. Das war ihm früher nie vasstrt.

An Heimkehr dachte der kleine Gott aber trotzdem noch nicht. Er hatte schon oft die Nächte durchschwärmt, und vor der Dunkelheit fürchtete er sich nicht.

Da siel ihm plötzlich ein junges Ehepaar ein, das vor ungefähr sechs Wochen Hochzeit gemacht hatte und seitdem ganz von ihm vergessen war. Nicht ein einziges Mal hatte er daran gedacht, hinüberzufliegen, um ein wenig ‚nach dem Rechten zu sehen . . . Was aber konnte in der langen Zwischenzeit schon Alles geschehen sein! . . .

Gott Amor schalt sich selbst im Stillen einen nachlässigen und undankbaren Gesellen. Denn auf der Hochzeit hatte man ihn in aller er«

Mittlerweile war die Nacht völlig hereingebrochen. Von der großen Thurmuhr herab erklangen feierlich zwölf dumpfe Schläge. Die schwebten durch die Nacht dahin und erstarben in der Ferne. Alles schlief, nur die Geister, gute und böse, wachten.

In der Wohnstube, die neben der Schlafkammer des jungen Ehepaares lag, saß der kleine graue Hausgeist droben auf dem Silberschrank auf der Glaskuppel über dem Papierblumenstrauß und schaute sorgenvoll darein. Vor der Thür zur Schlafkammer aber und hinter derselben standen je zwei kleine, rundwangige Engelchen, mit großen Friedenspalmen in den Händen. Die hielten Wacht. Denn jso lange ein junges Ehepaar in lauter Liebe und Frieden dahinlebt und noch keinmal Streit miteinander gehabt hat, werden allnächtlich vier Engelchen vom Himmel herabgeschickt, um den Schlaf der Menschenkinder zu behüten und allem Bösen den Eingang zu verwehren. Vor den Friedenspalmen fürchten sich die bösen Geister und entweichen davor.

Ietzt eben gab es aber garnichts zu thun. Alles war so still und friedlich in der Stube. Die kleinen Mücken und Falter sogar, die sich den Tag über durch das offene Fenster in's Zimmer gewagt und dann den Ausgang nicht mehr sinden konnten Und sich in ihrer Herzensangst lange recht ungeberdig benahmen, hatten das Flattern und Summen eingestellt und schliefen still an den Wänden. Das Bischen Staub aber, welches am Morgen vor dem Besen und dem Wischtuch der jungen Frau erschreckt in die Höhe gefahren war, hatte sich längst wieder beruhigt und lagerte friedlich auf dem Boden. Sogar die alte Wanduhr tickte einförmiger und müder als am Tage — was Wunder, daß auch die Englein allmählich schläfrig wurden und nur mit Mühe die Augen offen hielten ...

Doch horch! — Rührte sich da nicht etwas in der Schlafkammer? ... Sogleich stellte das Engelchen, welches die Aufsicht hatte, seine Friedens palme an den Thürpfosten, öffnete behutsam und schlich auf den Fußspitzen in die Kammer.

„Nun, was war's?" fragte das andere Englein neugierig, als das Brüderchen alsobald wieder herauskam.

„Es ist Nichts," sagte das Engelchen und nahm seine Friedenspalme wieder zur Hand. „Die Menschenkinder schlafen ganz ruhig . . . Nur unsere Brüderchen sind nicht mehr da. Die müssen nach Hause geflogen sein."

Und wieder ward Alles ganz still.

Da pochte es leise an's Fenster. Einmal — und gleich darauf noch einmal — und als das Englein herzuflog, um zu öffnen, guckte Gott Amor in die Stube.

„Ich wollte doch mal nachsehen, wie es mit den Menschenkindern hier steht," rief er muthwillig, sprang in weitem Schwunge bis mitten in das Zimmer und nickte dem alten Hausgeist vertraulich zu. Von den Englein nahm er, ihrer Iugend wegen, keine Notiz.

„Es steht Alles auf's Beste," berichtete das dienstthuende Engelchen eifrig. „Ich war eben erst drinnen, um nachzusehen."

„Ach was, kleiner Flügelknabe!" rief aber Gott Amor ungeduldig und schob das Englein bei Seite. „Was verstehst Du davon! — Außen mag ja wohl Alles richtig stehen, aber da drinnen im Herzen, da weiß nur ich Bescheid." Dabei öffnete er die Thür ein paar Zoll breit und schlüpfte hinein.

„Den durften wir ruhig durchlassen," sagte das eine Englein zum anderen. „Das ist ein guter Geist, der den Menschen keinen Schaden bringen wird."

Da trat Gott Amor auch schon aus der Kammer. „Alles in Ordnung!" sagte er geschäftsmäßig und schnallte seinen Köcher fester um. „Kein Pfeil herausgefallen und auch noch nicht nachgelockert. Habe zum Glück bisher Nichts versäumt . . . Nur die kleinen Schlingel, die Flügelknaben da drinnen, habe ich ausschelten müssen. Waren diese Taugenichtse doch richtig auf den Betthimmel hinaufgeklettert und dort oben fest eingeschlafen. Daß Ihr Euch das nicht auch einmal einfallen laßt!" schloß er und drohte den ganz erschrockenen Engelchen mit dem Finger. Dann nickte er dem Hausgeist einen freundlichen Abschiedsgruß zu und schickte sich an, zum Fenster hinauszufliegen.

„Und Du fragst gar nicht einmal, wie es denn inzwischen hier zugegangen ist," sagte der Hausgeist in ganz vorwurfsvollem Ton.

„Hier zugegangen s . . Ia, ist denn was Besonderes passirt?" fragte der kleine Liebesgott neugierig, machte sofort Kehrt, roch im Vorbeifliegen einen Augenblick an dem köstlich duftenden Maiglöckchenstrauß auf dem Nähtisch der jungen Frau, ließ sich dann in den großen weichen Lehnstuhl nieder, der in der Ecke der Stube stand, und schaute von da aus erwartungsvoll auf den Hausgeist.

„Nun also, was giebt's denn eigentlich?" wiederholte der kleine Gott, schnallte seinen Köcher ab, lehnte den Kopf in die Polster zurück und streckte seine Beinchen behaglich auf dem weichen Sessel aus.

„Was es giebt? — Nicht viel Gutes," sagte der graue Hausgeist bekümmert.

„Was?!" rief der Liebesgott auffahrend. „Nichts Gutes, wenn doch die Herzen in Ordnung sind, wenn die Liebespfeile mit allen Widerhaken an der rechten Stelle sitzen! Hausgeist, bedenke, was Du da behauptest! Ich habe selten so gut gezielt und getroffen wie hier."

„Ach, ereifere Dich nur nicht," sagte der Hausgeist begütigend. „Du trägst ja auch gar keine Schuld daran. Und daß die Beiden da drinnen sich lieben, recht und treu, wie es sich gehört — wem erzählst Du das!. .. Das weiß ich ja besser als Du, sehe ich es doch alle Tage."

„Nun also, nm was handelt es sich denn eigentlich?" fragte der Liebesgott etwas ungeduldig. „Jch verstehe nicht recht, wo es denn in einer Ehe noch fehlen kann, wenn die Herzen einig sind."

„Woran es fehlen kann?" seufzte der Hausgeist. „Ach, lieber Gott! es kann in einer Ehe an so Manchem fehlen, trotz aller Liebe . . . Hier fehlt es zum Beispiel entschieden am Gelde, um mit Einem zu beginnen."

„Geld! . . . Ach, sprich mir nur nicht davon!" sagte Gott Amor gelangweilt. „Wie ich dieses häßliche, kalte Wort hasse! Wozu braucht man Geld, wenn man glücklich ist? Ich habe tausend Ehen gestiftet, die nicht reich waren und doch glückselig. Geh' mir mit Deinen Geldsorgen, kleiner Geist! Wie kann man nur so materiell sein!"

„Ja, aber ich glaube, die junge Frau ißt sich oft nicht einmal satt." beharrte der Hausgeist kleinlaut. „Sie legt dem Mann stets die besten und größten Bissen vor, aber sie selbst ißt fast Nichts, Jch glaube bestimmt, sie hungert zuweilen."

„Oh", machte der kleine Liebesgott betroffen, und man sah es feinem runden, freundlichen Gesichtchen ordentlich an, wie unangenehm ihm der Gedanke war, daß Jemand, den er lieb hatte, hungern müsse.

Aber dann kam ihm sogleich ein tröstlicher Einfall.

„Weißt Du," sagte er beruhigend, „vielleicht mag sie nur nicht essen. Jch habe das schon oft beobachtet, daß die Menschen Anfangs den Appetit verlieren, wenn ein Pfeil von mir sie ordentlich getroffen hat."

„Ja, Anfangs," sagte der graue Hausgeist dumpf. „Aber Unsere sind schon sechs Wochen verheirathet und waren vorher fünf Jahre lang verlobt."

„Fünf Jahre!? Hausgeist, Du täuschest Dich! Das ist ja nicht möglich! ... Jch sehe sie noch vor mir, die beiden schönen Menschenkinder, wie sie sich im Frühling zum ersten Male gegenübertraten — im Walde — bei Sonnenuntergang — wie ich nach ihnen zielte und sie sofort traf, sofort". . . . Dabei zog Gott Amor, ganz in Erinnerungen versunken, einen Pfeil aus dem Köcher und wollte den Bogen spannen.

„Laß doch, hier giebt es Nichts zu treffen," sagte aber der Hausgeist unmuthig. „Und daß es fünf Jahre sind, darauf kannst Du Dich verlassen. Die Eltern hätten ja auch sonst die Heirath nie und nimmer zugelassen, weil der junge Doctor doch erst so blutwenig verdient — aber Hermann und Ellv sagten, sie wären nun schon so ewig lange Braut und Bräutigam, und baten und bettelten so dringend, daß Papa und Mama ansingen weniger nachdrücklich ‚Nein^ zu sagen. Und — wie es denn schon so zu geschehen pflegt — Du kennst das gewiß aus Erfahrung, Liebesgott! — eines Tages erklärte Hermann den überraschten Eltern: nun hätten sie .Ia' gesagt (was eigentlich Niemand gehört hatte!), und dann wurde die Hochzeit gefeiert . . . Hast Du das vielleicht auch schon vergessen?" schloß der Hausgeist etwas anzüglich.

„Ach nein! Und mit dem langen Brautstande magst Tu ja auch Recht haben," sagte Gott Amor nachdenklich. „In der Zeitberechnung war ich nie besonders stark."

„Dann ist hier noch ein Uebelstand," suhr der Hausgeist düster fort. „Es giebt hier viel zu viel Tanten ... Da sind: Tante Ida, Tante Mila, Tante Emma, Tante Erna —"

„O hör' auf! hör' auf!" rief der Liibesgott entsetzt und hielt sich die Ohren zu. „Wenn Du wüßtest, wie ich über Tanten denke!"

„Tante Ida ist die Schlimmste," sagte der Hausgeist dumpf. „Die Andern sind bloß langweilig. Diese aber ist bösartig . . . Neulich kam sie am Vormittag — wo der junge Doctor seiner Praxis nachgeht — und erzählte der jungen Hausfrau, daß Hermann eigentlich seine Cousme Minna geliebt habe, daß die ihn aber nicht mochte, und er deshalb, um sich vor Verzweiflung zu schützen und gewaltsam auf andere Gedanken zu bringen, den Rest feiner Liebe ihr, Elln — seiner jetzigen Frau — zugewandt habe. ‚Hoffentlich wacht die alte Liebe nur nicht einmal unversehens aus!' schloß Tante Ida heuchlerisch. Dann ging sie befriedigt fort."

„Diese — alten — Iungfern!" sagte der kleine Liebesgott ingrimmig und betonte jede einzelne Silbe auf das Nachdrücklichste.

„So lange Tante Ida da war, hielt die arme Elln sich tapfer," fuhr der Hausgeist fort. „Kaum aber war sie gegangen, als die junge Frau sich ihrem Schmerze überließ. Sie weinte und rang die Hände und schluchzte zum Herzbrechen. Dort, wo Du eben sitzest, war sie auf den Stuhl gesunken." Und der Hausgeist wies auf den Sessel, in dem Gott Amor lag.

„Hier?" fragte der Liebesgott weinerlich. Dann aber schämte er sich seiner Rührung und fuhr ganz zornig die Engelchen an, die mit weitaufgesperrten Augen zuhörten. „Also so geht's hier zu?! — Und was thut Ihr denn eigentlich, wenn man fragen darf? Warum treibt Ihr die Tante Ida nicht fort?"

„Wir sind nur des Nachts hier," entschuldigten sich die Engelchen. „Wir haben die Tante nie gesehen. Und die Menschen fürchten sich auch nicht vor unseren Friedenspalmen. Weiter haben wir ja keine Waffen."

„Laß doch die Kleinen," sagte der Hausgeist gutmüthig. „Alle bösen Geister halten sie uns treulich fern, aber über Tante Ida haben die Engelchen keine Macht. Auch ist die ganze Sache ja schon längst geordnet und aufgeklärt. Hermann bemerkte bei der Heimkehr sofort die rothgeweinten Augen seiner Elly und ließ nicht nach mit Fragen, bis sie beichtete. Nun, es war Alles eitel Lug und Trug gewesen — wie Du Dir wohl denken kannst — und die junge Frau schämte sich hinterher fast ein wenig, der Tante auch nur einen Augenblick lang geglaubt zu haben."

„Und giebt es noch mehr Schlimmes zu berichten?" fragte der Liebesgott kleinlaut. „Nie hätte ich es mir träumen lassen, daß so viel Elend in einer glücklichen Ehe vorkommen kann."

„Ach!" sagte der Hausgeist bekümmert. „Das Allerschlimmste kommt erst . . . Man läßt sie nie allein."

„Nie allein?" fragte Amor erstaunt.

„Ja, die Familie ist zu groß," erklärte der Hausgeist. „Jch habe Dir nur einige der Tanten genannt. Dann giebt es aber noch" — der Hausgeist begann an den Fingern herzuzählen — „erstens: die beiderseitigen Eltern. Zweitens: die Geschwister — acht an der Zahl. Drittens: die Onkels — zwölf oder fünfzehn" —

„Höre, Hausgeist!" unterbrach ihn Amor verzweifelt. „Da habe ich am Ende eine rechte Dummheit gemacht, als ich die Zwei zusammenbrachte. Die hätten Jeder ein Waisenkind heirathen müssen. Mit der Hälfte der Verwandtschaft wäre es vielleicht noch gegangen" —

„Und das kommt zu allen Tageszeiten," fuhr der Hausgeist eintönig fort. „Zum Morgenkaffee, zum Frühstück, vor Tische und nach Tische, in der Dämmerstunde und spat Abends. „Aber nein!" unterbrach er sich plötzlich, als er Amors traurige Miene sah. „Daß Du sie zusammengebracht hast, laß Dich nur nicht gereuen. Sie sind ja im Uebrigen so glücklich und haben sich so lieb ... Warte einmal, ich kann Dir gleich den Beweis dazu liefern. Heda, Engelchen, reich' mir doch das Heft her, das dort auf dem Schreibtisch liegt" —

„Ein Manuseript?" fragte der Liebesgott gedehnt, als das Engelchen dem Hausgeist ein ziemlich dickes Heft hinauflangte.

„Ja, ein Manuseript," wiederholte der Hausgeist feierlich, legte das Heft sorgsam vor sich auf die Glaskuppel unb schlug es auf.

„Hm, ist es wohl sehr lang? ... Jch wollte, wie Du weißt, schon längst nach Hause. Jetzt bin ich wirklich pressirt. Vielleicht ein ander Mal." Und der kleine Gott griff eilig nach seinem Köcher.

„Nein, es sind nur ein paar Seiten," meinte der Hausgeist, und aus seinen grauen Aeuglein zuckte ein muthwilliger Blitz zu dem verstimmten Amor hinüber. „Bis Du wiederkehrst, ist vielleicht schon das ganze Heft vollgeschrieben. Das hält Dich dann weit mehr auf."

„Wie Du meinst," sagte der Liebesgott ergeben und lehnte sich wieder in seinen Sessel zurück.

„Gestern Abend, als die Beiden hier auf dem kleinen Eckdivan beieinandersaßen, und der Theekefsel auf dem runden Tischchen vor ihnen s"

gemächlich zu brodeln" und zu singen begann, sprach Hermann zum ersten Mal von diesem Heft hier," so hub der Hausgeist feierlich an und legte seine kleine Hand auf das aufgeschlagene Buch. „,Eily/ sagte der junge Ehemann, ,ich muß daran denken, noch mehr zu verdienen. So geht es nicht weiter. Die Menschen sind in diesem Jahre so ungewöhnlich gesund/

,Gottlob/ schaltete Elli, ein und strich ihm mit ihrer zarten Hand die dunklen Locken aus der Stirn.

,Ja Gottlob/ wiederholte der Doctor mit einem kleinen Seufzer. ,Wird aber jemals Einer von ihnen Kank, so schickt er gewiß lieber zu meinem alten Collegen. Den Leuten imvoniren weiße Haare und goldene Brillen eben mehr als' —

,Als braune Locken und unbewaffnete Augen/ ergänzte Elly schelmisch.

,Bis ich nun aber dieses glückliche hohe Alter erreiche und als Arzt recht nach Verdienst gewürdigt werde, müssen wir auf Anderes sinnen/ fuhr Hermann unbeirrt fort. Siehst du. mein Liebling' (und verschämt brachte er das Manuseript herbei) Hier habe ich einen Bersuch gemacht, das Glück der Liebe zu schildern. Das heißt, ich bin erst ganz beim Anfang der Beschreibung. Noch fehlt mir ja Dein Segensspruch dazu; dann fahre ich fröhlich fort — und wenn die Geschichte fertig ist, wer weiß, vielleicht wird sie gedruckt, und Gold und Ehren strömen uns zu!' —

,Ach ja, das Gold könnten wir schon brauchen/ meinte Elly wehmüthig. Gleich darauf aber lächelte sie wieder ganz strahlend und rief: ,Gewiß glückt es Dir, Hermann! Wenn die Geschichte nur halb fo hübsch ist, wie Deine reizenden Liebesbriefe waren, so müßten die Leute ja gar keinen Sinn für Poesie haben, wenn sie nicht ganz entzückt davon sind! . . Jch sehe die Menge schon zum Buchhändler strömen, um das Werk meines Dichters zu kaufen.'

Und schmeichelnd schlang sie die Arme um ihn.

.Meinst Dus' sagte Hermann ganz glücklich . . .

Dann küßten sie sich herzlich, und er begann." Der kleine Hausgeist hustete und las:

„Das junge Ehepaar. Märchen." .

„Sehr hübsch." bemerkte Gott Amor niedergeschlagen und gähnte verstohlen hinter der vorgehaltenen Hand. Der Hausgeist aber fuhr fort:

„Ehen werden im Himmel geschlossen, sagen die Leute, und sie haben Recht, Wenn hier zwei fromme junge Menschenkinder sich in Liebe einander zu eigen geben für das ganze Leben, herrscht allemal im Himmel große Freude darüber. Dann haben die Zwei sich gefunden, die von jeher für einander bestimmt waren.

„Jedes brave Bübchen und jedes fromme kleine Dirnlein wird nämlich von einem Engelchen im Himmel an einem unsichtbaren seidenen Faden geleitet und auf geraden, sauberen Straßen durch das Leben geführt, und wenn sie nur stets, ohne rechts und links zu schauen, geradeaus wandern, wohin die himmlische Richtschnur sie führt, so kann es gar^ nicht fehlen, daß sich an einer bestimmten Stelle des Lebens die Zwei begegnen, die für einander sind. Sie erkennen sich dann auch sogleich an der lichten Himmelsflamme, die aus ihren Augen leuchtet.

„Nun kommt es aber leider zuweilen vor, daß ein Jüngling auf einmal Lust verspürt, den geraden, hellen Weg zu verlassen und in eine der kleinen dunklen Gassen einzubiegen, die rechts und links fortführen, wer weiß wohin!

„Das Engelchen dort oben erschrickt dann heftig ob solch vorwitziger Neugier, und zieht aus allen Kräften an dem Leitfaden, um den Jüngling auf den geraden Weg zurückzuführen. Manchmal glückt das auch; manchmal aber widersetzt sich das Menschenkind so gewaltsam, zupft und zerrt so stark an dem Faden, daß der plötzlich reißt, und das Engelchen nur das Ende in der Hand behält und den Menschen ferner nicht mehr führen kann. Dann weint das brave Englein droben seine bitteren Thränen, und drunten stürzt der Jüngling pfad- und führerlos in die dunkle Gasse hinein, tappt umher, verirrt sich, kommt nach langem Suchen manchmal wieder auf eine lichte Straße heraus, bleibt aber auch manchmal sein Lebenlang im Dunklen.

„Die junge Maid aber, die im Himmel für ihn bestimmt war, schreitet inzwischen fromm und sittsam geradeaus auf der richtigen Straße und wenn sie dann an der Stelle anlangt, wo der junge Mann sehnfüchtig nach ihr ausschauen müßte — dann ist die Stelle leer, und sie steht einsam aus der weiten, öden Lebensstraße! Dann wartet sie wohl noch eine Weile und denkt, er habe sich vielleicht nur verspätet. Wenn sie aber einsieht, daß er überhaupt nicht kommt, dann geht sie traurig weiter, allein und verlassen. Die kurzsichtigen Leute, die ihr auf dem Wege begegnen, sagen dann verwundert: ,Warum die nur ledig geblieben sein mag? . . . Sie sieht doch so schmuck und sauber aus!'"

Hier machte der Hausgeist eine kleine Pause und bemerkte: „Bei dieser Stelle sagte Elln: ,Das ist hübsch! Das wird Tante Emma gefallen! Die geht nun auch so allein durch's Leben, weil der treulose Forstadjunct sie verlassen hat. Könntest Du das nicht noch hineinbringen, Hermann, daß manche Männer sich auch dann noch losreißen, wenn sie die Rechte schon gefunden hatten?'

.Ja, vielleicht. Wir wollen uns das überlegen/ meinte Hermann nachdenklich. ,Gar zu lange dürfen wir aber bei demselben Thema nicht verweilen, Liebchen! Sonst wird der Leser ungeduldig und schläfrig. Abwechselung ist die Hauptsache.'"

Dabei sah der Hausgeist scharf zu dem kleinen Liebesgott hinüber, der seine Augen ganz gewaltsam aufriß, um sich munter zu erhalten, und nun kläglich fragte: „Jst es noch lang? — Jch denke, ich muß nun wirklich heim."

„Nur noch ein Satz," rief der Hausgeist beruhigend, und las eilfertig weiter: „Manchmal trifft solch ein einsam wandelndes Mägdlein dann aber auf einen der Jünglinge, die sich aus einer dunklen Gaffe mühsam wieder herausgearbeitet haben; und weil sie denkt, der Rechte komme nun doch nicht mehr, und das Alleinwandern sei so gar traurig und beschwerlich, so geht sie mit dem ihr nicht vom Himmel Bestimmen gemeinsam weiter durch's Leben, und sindet doch den erhofften Trost und die Freude nicht. Dann sagen die Vorübergehenden wohl: ,Wie die Zwei sich nur gefunden haben mögen? — Das ist gar nicht zu verstehen!'

„Bei dieser Stelle rief Elly: ,Das wird Tante Alma gesallen! Tante kommt sich immer so unverstanden vor." Dabei schlug der Geist das Heft zu und winkte dem Englein,, es wieder an seinen Platz zu tragen.

Die Engelchen standen aber schon längst nicht mehr auf ihrem Posten vor der Thür. Sie hatten ihre Friedenspalmen behutsam an die Wand gelehnt und sich dann Beide auf den weichen Kaminteppich gesetzt, von wo aus sie das schöne Märchen ganz athemlos vor Spannung anhörten. Denn sie selbst kamen ja darin vor — und, man mag nun sagen, was man will — eine Geschichte, in der wir selbst genannt werden, das ist doch das Allerschönste!

„Woher der junge Ehemann uns nur kennen mag?" dachten die Englein im Stillen bei sich. „Wir kommen doch nur des Nachts, und gesehen hat er uns nie."

Und sie hätten den Hausgeist gar zu gerne um Auskunft gebeten. Sie waren aber so artig und wohlerzogen, daß sie kein Wörtlein dreinzureden wagten und ganz still und sittsam auf dem Teppich saßen. Als jetzt aber der Hausgeist zu lesen aufhörte, weil nichts mehr im Heft geschrieben stand, sprangen die kleinen Englein auch schon auf den ersten Wink herzu und trugen das Manuseript behutsam auf feinen Platz zurück.

Gott Amor aber war auf einmal wieder ganz wach und munter und sagte:

„Das Ende kann ich mir schon denken. Das brauchst Du mir nächstens auch gar nicht mehr vorzulesen, Hausgeist!"

„Und wünschest Du vielleicht auch nicht zu wissen, wie dieser Abend für das junge Ehepaar endete?" fragte der Hausgeist ernst.

„O ja, das schon. Nur aus Büchern mache ich mir nicht viel," sagte Amor aufrichtig. „Also, wie wars?"

„An dem Abend geschah es zum ersten Mal, daß die Verwandten das junge Ehepaar allein ließen. Sonst saß schon immer ein Dritter oder ein Vierter störend daneben," erzählte der Hausgeist. „Und die Beiden schienen sich so recht von Herzen über ihr Alleinsein zu freuen .... Hermann hatte Elly ganz nahe zu sich herangezogen und strich liebkosend über ihr goldiges Haar. Dann küßte er ihre Augen und ihren rothen Mund und flüsterte ihr dabei allerlei füße Dinge in's Ohr —",

„Hm!" machte der kleine Liebesgott ausdrucksvoll und wies verstohlen auf die beiden Englein, die so andächtig lauschten. Er fürchtete, der Hausgeist könne am Ende vergessen haben, daß die auch noch da waren.

„Was denkst Du nur von mir?" sagte aber der Hausgeist ganz beleidigt. „Als ob ich nicht selbst wüßte, was sich schickt!"

„Nun, nun," begütigte der Liebesgott halblaut. „Mir ist es ja auch schon bisweilen passirt, daß ich Liebesgeheimnisse verrieth, die besser verschwiegen geblieben wären."

„Ja, Dir!" wollte der Hausgeist eben geringschätzig sagen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und verschluckte das unfreundliche Wort.

„Nun, und sie blieben doch allein?" forschte der Liebesgott weiter.

„Blieben allein?" rief der grane Hausgeist entgegen. „Nein, mitten in ihr Liebesgeflüster hinein erklang die schrille Hausglocke" —

„Sie muß angebunden werden!" tobte Gott Amor ganz außer sich. „Solche Störungen! Es ist zum Verzweifeln!"

„Angebunden? Warum nicht gar?" sprach der Hausgeist ein wenig von oben herab. „Damit dann die Kranken kommen und nicht in's Haus können! Nein, mein Freund, das geht nicht! — Die Beiden hofften ja wohl auch zuerst, daß da draußen ein steinreicher Patient vor der Thür stünde, und Elly lief schnell, um zu öffnen —"

„Nun, und?" fragte Amor ungeduldig.

„Und da klangen auch schon helle und tiefe Stimmen aus dem Flur hinein — und schwere und leichte Schritte näherten sich der Wohnstube und auf der Schwelle erschienen sie alle: der Papa, die Mama, alle Geschwister, alle Verwandten und sagten fröhlich: „Da sind wir! — Heute vor fechs Wochen war Eure Hochzeit — da kommen wir diesmal alle, um mit Euch Erinnerungen zu feiern!"

„Das ist zu arg! Das ist abscheulich! Das darf nicht geduldet werden!" schrie der kleine Gott, ganz roth vor Zorn, und schlug mit den Aermchen und Beinchen um sich. „Das soll, das mus> verhindert werden! Und ich werde es verhindern —"

„Pst, pst; die Menschenkinder werden unruhig," riefen die Engelchen, welche die Wache in der Schlafkammer hatten und steckten warnend die Köpfe durch den Thürspalt.

Aber der kleine Liebesgott lärmte so wild, daß in der Wohnstube Niemand auf die Mahnung hörte.

„Man muß sie alle vertreiben! — Jch werde schon ein Mittel sinden! Und sollte ich alle Tanten an den Mann bringen!" rief er zornig.

„Liebesgott!" sagte der Hausgeist mißbilligend. „Was soll das Prahlen! . . . Tante Ida ist nicht mehr an den Mann zu bringen. Das weißt Du eben so gut wie ich."

„Und Du wirst sehen, daß ich Wort halte!" schrie Gott Amor eben wieder — da hörte man in der Schlafkammer eine Männerstimme sagen: „Ich will doch lieber nachsehen, was es giebt," und gleich darauf erklangen Schritte, die sich der Thür näherten . . .

Eilig raffte Gott Amor seinen Köcher auf, schoß so hastig über den Nähtisch hin, daß er das Glas mit den Maiglöckchen umwarf, und flog dann pfeilgeschwind durch das offene Fenster.hinaus. Der Hausgeist versteckte sich hinter der Glaskuppel, und die Engelchen, die sich recht schämten, nicht auf ihren Posten gewesen zu sein, schlichen hinter die Thürflügel und nahmen ihre Friedenspalmen schnell wieder zur Hand.

Da wurde die Thür geöffnet, und eine schlanke Männergestalt erschien auf der Schwelle. „Was giebt es, Hermann? Was giebt es?" rief eine füße Frauenstimme angstvoll vom Bette her. Aber Hermann sagte beruhigend: „Nichts, nichts, Elly! Das Fenster ist nur aufgesprungen, und der Zugwind hat Deine Blumen umgeworfen." Behutsam schloß er das Fenster, richtete das Glas mit den Maiglöckchen auf, zog dann fröstelnd den Schlafrock enger um die Schultern und verschwand wieder in der Schlafkammer.

Kaum war Alles still geworden, so stieg der Hausgeist von Neuem auf seine Glaskuppel, und die kleinen Engelchen athmeten erleichtert aus, stellten sich auf ihren Posten vor der Thür und breiteten die Friedenspalmen schützend vor derselben aus. Daß sie sich aber alle vorhin versteckt hatten, war gut. Denn wenn die Menschen um Mitternacht Geister sehen, so erschrecken sie, und es schadet ihnen. Auch wenn es gute Geister sind.

Gott Amor hat Wort gehalten. Er verheirathete in der Verwandtschaft des jungen Ehepaars Alles, was sich nur irgend verheirathen ließ.

Tante Ida kam zuerst an die Reihe. Der suchte er den ältesten und häßlichsten Junggesellen aus, den er nur sinden konnte. Dann folgten die anderen Tanten, die Schwestern, Brüder . . . Nach einem halben Iahr war Niemand Erwachsenes in der ganzen Sippschaft mehr ledig. Sogar die Kinder dachten dort schon an's Heirathen.

Hermann und Elly hatten nun gute Tage. Man überließ sie einander ganz ungestört, denn von den alten und jungen Neuvermählten hatte Ieder genug mit sich selbst zu thun.

Die Patienten mehrten sich auch. Das künftige Buch wurde immer schöner ... Es war eine glückselige Zeit!

„Weißt Du, Liebling!" sagte Hermann eines Abends, als er wieder neben seiner Elln saß. „Wenn ich an die großen Veränderungen denke, die das letzte Halbjahr uns gebracht — wenn ich bedenke, wie sich Alles so über Erwarten günstig gestaltet hat — wie sogar die Tanten alle versorgt wurden (die Tanten, Elly! von denen doch Niemand glaubte, daß sie noch heirathen könnten!) so meine ich oft, es müsse hier irgend ein wohlthätiger Zauber im Spiel gewesen sein. So wunderbar erscheint Alles!"

„Und weißt Du, Hermann, wie ich mir das erkläre?" fragte Elly und schmiegte sich zärtlich an ihn. „Jch glaube: unsere Liebe ist so groß und wunderthätig, daß sie auch alle Anderen bezwungen, sie alle liebend und liebenswerth gemacht hat!"

„Du magst wohl Recht haben," sprach Hermann gedankenvoll.

Der Hausgeist wußte es besser, aber er sagte es ^nicht. Wozu den Menschen die Freude verderben?

Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von August Schmarsow. 1, Band: St. Martin von Lucca und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter von A. Schmarsow. Breslau, S. S chottlaender.

^lie Geschichte der italienischen Skulptur hat seirMumohr und Ernst Förster erst in den letzten fünfzebn Jahren wieder Beachtung seitens der Kunstsorscher gesunden, nachdem sie bis dahin meist den Bemühungen der Sammler und Liebhaber überlassen geblieben war. Der köstliche Besitz an italienischen Bildwerken, welchen das Berliner Museum sein eigen nennt, ist im Wesentlichen während dieser jüngsten ArbeitsPeriode erworben worden; er mag auch dem Laien den neuerwachten Eifer für diese Studien bezeugen, welche uns die Größe eines Donatello, eines Michelangelo historisch erläutern wollen. SchrittWeise ist man vorgedrungen, von diesen allbekannten Meistern zu denen, welche neben und mit ihnen dem Ziele entgegenrangen; allmählich beginnen sich historische Zusammenhänge zu entschleiern, locale Schulentwicklungen und eng verbundene Künstlergruppen, auch wo man früher nur das Wirken einzelner Persönlichkeiten, ja vielleicht gar nur das eiue oder andere isolirte Werk als Zeugen einer vorhanoenen Theilnabme an der allgemeinen Kunstthätigkeit nachzuweisen vermochte. Das Hauptinteresse beansprucht vorerst noch die gesegnete Landschaft Toskana'«, mit Pisa und Florenz als Häupstätten. wo die Skulptur seit der Mitte des 13, Jahrhunderts ihren Ausstieg zu der Höhe begann, auf welcher Michelangelo einsam thront. Für die Zeit des fröhlichsten Erblühens der florentinischen Plastik,das fünfzehnte Jahrhundert, sind die historischen Umrisse bereits im Ganzen fest und sicher gezogen, so däß hier an die Ausfüllung im Einzelnen gegangen und wohl auch für einen Meister zweiten Ranges schon Gehör verlangt werden kann. Aber die Ursprünge der ganzen Entwicklung, die nicht in Florenz und Pisa selbst gesucht werden dürfen, lagen bisher in argem Dunkel. Die knappen Zusammenstellungen in Burckhardt-Bode's trefflichem Cicerone boten den einzigen Versuch eines historischen Ueberblicks über die in den toskanischen Städten zerstreuten Leistungen der Plastik aus der romanischen und gotischen Epoche, Die zahlreichen Steinmctzennamen, welche nns durch Inschrift an Porlalfkulpturen und Kanzelreliefs erhalten smd, vermochten uns wenig zu sagen und erst mit dem Auftreten des großen Pifaner Meisters NiccoK schien eine zusammenhängende Entwicklung anzuheben.

S. Andrea. Pistoja,
Auj: Jtalienisckx Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Echo lti aenoer.

In dieses Dunkel leuchtet der Verfasser der vorliegenden Schrift mit sicherer Hand hinein und eröffnet mit dieser bahnbrechenden Arbeit eine Reihe von Studien und Abhandlungen, welche unter seiner Leitung herausgegeben Beiträge zur Keuntmß der italienischen Kunst in zwangloser Folge liefern sollen. Ganz im Sinne Rumohrs, an dessen „Italienische Forschungen" der gewählte Sammeltitel anknüpft, ist es ein hervorragendes Einzclwerk der Kunst, welches hier zum Anlaß und Ausgangspunkt einer wahrhaft glänzenden Untersuchung genommen wird. Das marmorne Bild des heiligen Rcitersmmmcs St. Martin, welcher dem frierenden Bettler ein Stück des eigenen Mantels abschneidet zur Deckung seiner Blöße, wie es an der Fassade des ihm geweihten Domes zu Lucca über der Eingangshalle auf Wandeonsolen aufgestellt ist, hat von der Forschung bisher fast gnr keine Beachtung erfahren. Und doch ist seine künstlerische Bedeutung ebenso groß wie sein historischer Werth, denn es steht diese Marmorgruvpe „nicht nur an Ort und Stelle, sondern in ganz Italien allein als einziges Zeugniß der romanischen Kunstperiode da. welches uns späten Durchforschern der Vergangenheit bekundet, daß auch die italienische Bildnerei, spät freilich, doch nicht ohne glückliches Gelingen, zur freien, völlig selbständigen Gestaltung hindurchgedrungen war, ja sogar eine der schwierigsten Aufgaben, die Vereinigung von Roß und Reiter, gewagt hat." Dieser Nachweis, dessen Tragweite die Fachgenossen würdigen werden, ist durch eine umfassende, mit bewährter Meisterschaft geführte Untersuchung gestützt, welche von der Geschichte des Doms zu Lncca und der dortigen Bildnerschule ausgehend über die Anfänge der Skulptur in Toskana nach allen Seiten hin neues unerwartetes Licht verbreitet. Wenn es hier nicht der Ort ist, auf den Inhalt der Untersuchung selbst einzugehen, so dürfen wir doch unsere Freude aussprechen über den Geist und Sion. in welchem sie geführt ist Es ist ein wahres Vergnügen, der sicheren Leitung des Verfassers auf diesem bisher fast unbetretenen Gebiete sich hinzugeben. Seine Art der Forschung muß Vertrauen erwecken auch bei dem, welcher das ganze Material der Denkmäler nicht mit gleicher Sicherheit beherrscht. Denn er lägt überall das Kunstwerk selbst zu Worte kommen, und das unbefangene Verständniß der Gedanken und Absichten des Künstlers ist ihm das höchste Ziel. „Sind doch die Kunstwerke überall die wichtigsten Urkunden, mit denen wir zu thun haben; sie sollten über dem Notizenfammcln und Actenlesen, das man um ihretwillen betreibt, nicht mit ihrem eigenen Inhalt zu kurz kommen" — heißt es treffend. Ein wichtiges Probestück dieses hingebungsvollen

S. Michael. Pistoja. Ans: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Echottlaender,

Werdens um die Seele eines Kunstwerks und zugleich von der glänzenden Kraft und Schärfe der Charakteristik unterschiedener Geistesrichtungen, wie sie dem Verfasser eigen ist, haben die Leser dieser Monatsschrift ja bereits in dem kurzen Fragment („Nikolaus und Johannes von Pisa" im Novemberheft kennen gelernt.

Ein nicht geringes Verdienst um unsere Freude an diesem Buche hat sich auch die Verlagshandlung durch die treffliche Ausstattung, vor Allem mit den zahlreichen Lichtdrucktafeln und Zinkätzungen nach den wichtigsten der besprochenen Denkmäler erworben Da sämmtliche Abbildungen nach Photographien neu hergestellt sind, so muß das Werk auch nach dieser Seite hin als musterhaft anerkannt werden.

Der Verfasser spricht in einer Schlngbemerkung den Wunsch aus, sein Buch als eine Vorarbeit zu einer umfassenden „Geschichte der italienischen Skulptur" betrachten zu dürfen. Möchte sein Wunsch eine baldige Erfüllung sinden! Die Kunstwissenschaft kann ihm nur zu Dank verpflichtet sein, wenn er bereit ist, diese ebenso schöne wie schwierige Aufgabe auf seine Schultern zu nehmen. — u,

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm

Von Heinrich von Lnbel. München und Leipzig, R. Oldcndourg.

Mitten hinein in das wenig erfreuliche Gezänk, das sich wieder einmal um die Gestalten unserer beiden ersten Kaiser und ihr schönstes und hehrstes Werk, die Gründung des Reiches, erhoben, trifft wie eine befreiende That das Erscheinen von «ybels gewaltiger Schöpfung. Es that Noth, daß sie kam. Denn schon hatte die Verwirrung der Geister durch die vorzeitigen Veröffentlichungen von einzelnen privaten Sleußerungen, Eindrücken und Erinnerungen einen bedenklich hohen Grad erreicht. Dem wird nun hoffentlich ein Damm gezogen durch den Ausblick auf ein Werk, welches nicht auf unsicheren, zusammenhanglosen Einzelerfahrungen, sondern auf dem umfassenden Material der Archive beruht: welches weder dem Parteiinteresse noch der Sensationslust, sondern vaterländischer Wissenschaft zu dienen bestimmt ist; und welches schon in der Person seines berühmten Verfassers die Bürgschaft bietet, daß es dieses sein Ziel erreichen wird. Aus der einseitigen, grellen und verzerrendea Beleuchtung, welche von jenen Aufzeichnungen des Tages ausgehend den Augen und dem Herzen unseres Volkes so wehe that, rücken unsere Heroengestalten und ihre Thaten in das milde und gleichmäßige Lichl wissenschaftlicher Forschung; von ihm umstrahlt mögen sie stehen, bis einst der dämmernde Schleier der Sage sich mählich auch auf diese ihre Lieblinge senken wird.

Nicht als ob Sybels Buch lediglich eine nüchterne Zusammenstellung und kritische «onderung archivalischen und literarischen Materials unter sorgfältiger Zurückdränguug jedes subjectiven Standpunktes wäre; im Gegentheil. Hat uns schon Wilhelm von Humboldt belehrt, daß der Geschichtsschreiber nicht minder als der Dichter der subjectivsten Anlage, der schöpferischen Phantasie bedarf, um das zerstreut Gesammelte zu einem lebendigen Ganzen zu verarbeiten, so zögert Sybel nicht mit dem viel weiter gehenden Geständniß, daß er an keiner Stelle des Buches seine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verläugnen gesucht habe. Und in der That tritt bei aller Vornehmheit der Sprache und edlen Einfachheit der Darstellung überall in Stolz und Freude wie in Schmerz und Trauer mit machtvollem Schwung die volle Persönlichkeit des Verfassers hervor. Aber so zweifelhaft es ist, ob dies nicht überhaupt sehr wohl mit den höchsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft vereinbar ist — man denke nur an die Geschichtsschreibung der Alten und die Chroniken des Mittelalters — so unbedenklich wird man diese Haltung bei einem Buche zulassen, welches nicht bloß das Werk der Wissenschaft, sondern zugleich die Schöpfung und Offenbarung eines dankbar stolzen Nationalgefühls und Staatsbewußtseins ist. Dies Buch hat zunächst ein deS Reiches sroher deutscher Mann für uns Deutsche geschrieben; und wenn wir hieran auf Schritt und Tritt erinnert werden — wir werden es ihm nicht verübeln.

Ja dieses Buch dient nicht bloß den Zwecken universaler Wissenschaft: es hat zugleich den Berus, das Denkmal aufzurichten, welches die deutsche Wissenschaft treu, dankbar und ehrfurchtsvoll dem Gründer des deutschen Reiches zu setzen sich getrieben fühlte. Während die deutschen Künstler über die gleiche Aufgabe zu einer Einigung noch nicht gelangt sind, hat sie, die deutsche Wissenschaft, in stiller und emsiger Arbeit bereits mit der Ausführung begonnen. Auch sie war vor die Wahl gestellt, ob sie sich mit dem Bilde des Helden begnügen oder ihn und sein Thun im Zusammenhange mit Vor- und Mitwelt darstellen sollte. Sic hat das Letztere gewählt. Weit ausladend hebt «ybels Werk mit Rückblicken nn, welche nns langsam durch die Jahrhunderte an all dem — aber auch nur an all dem — vorbeiführen, was für Deutschlands Einigung bedeutsam, förderlich oder hindernd gewesen. Noch stehen kanm erst die Grundmauern: denn die erschienenen zwei Bände gelangen nnr bis zum Fürstentag von Frankfurt. Aber sie lassen die Schönheit des Baues in der Vollendung errathen. Möge sie bald erreicht werden; möge bald das ganze Werk das Licht der Sonne erblicken und dauern — abwandelnden Geschlechtern im deutschen Reiche zur stolzen Freude, dem Meister aber zum ewigen Ruhme.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft,

Im Austrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von I. Zastrom' IX. und X. Iahrgang. Berlin, R, Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfetder.)

Von den Iahresberichten der Geschichtswissenschaft, über welche wir an dieser Stelle regelmäßig Bericht erstattet haben, liegen zwei neue Bände vor, die Literatur der Iahre 1W6 und 87 umfassend. In weniger als einem halben Iahre ist ein Band dem andern gefolgt. Wenn man cs früher, bei aller Anerkennung der Verdienstlichkeil, als einen Mißstand bezeichnen mußte, daß die Berichterstattung den Erscheinungen allzusehr nachhinkte, so wird man jetzt der Redaction und den Mitarbeitern das Zeugniß nicht versagen dürfen, daß sie durch hingebende Arbeit nahezu das Ziel erreicht haben, das den Iahresberichten gesteckt ist: das Ziel nämlich, der Literatur eines Jahres auf dem Fuße zu folgen. Und es mag an dieser Stelle gleich bemerkt sein, daß durch die Schnelligkeit der Arbeit die Gewissenhaftigkeit derselben in keiner Weise beeinträchtigt wird; dafür bürgt bei vielen Referaten schon der bloße Name ihrer Verfasser. Zudem bedenke man, daß es viel leichter ist, die Bibliographie der nächstliegenden Iahre als der fernerliegenden zn sammeln. So haben sich denn die Iahresberichte als ein unentbehrliches Hülfsmittel der historischen Forschung erwiesen: sie bilden zugleich ein heilsames Gegenmittel gegen die immer weitergehende Spccialisirung, indem sie förmlich dazu anregen, auch auf die anderen Gebiete hinüberzuschweifcu, die rechts und links vom eigenen Forschungsgebiet sich ausdehnen. Wie alle vielgelesenen und vielbenutztcn Bücher müssen auch die Iahresberichte neben reichlichem Lob manchen Tadel über sich e«gehen lassen. Daß ein Buch, bei dem so zahlreiche und so verschiedengeartete Köpfe thätig sind, seine Mingel haben muß. liegt im Wesen seiner Entstehung. Daß eine Verbesserung möglich ist, zeigt der große Fortschritt, den die einzelnen Bände vom ersten bis zmn zehnten allmählich gemacht haben. Man sollte in diesem Falle neidlos daß Lob spenden, auf welches die Redaction und die Mitarbeiter einen gegründeten Anspruch erworben haben.

Es liegt mir fern, anf die Referate im Einzelnen hier einzugehen. Aber Unrecht wäre es, Eines nicht hervorzuheben, welches ebenso sehr durch den Gegenstand an sich wie durch die ausgezeichnete Behandluttg desselben hervorragt. Das ist das Referat über Afrika, die Literatur von. ncnn Iahren (1878—87) umfassend. Es stammt aus der Feder des bekannten Missionsinspectors Iir Büttner, des jetzigen Lehrers des Suaheli am neugegründeten orientalischen Seminar in Berlin. Büttner weist darauf hin, das bis vor tturzcm die Historiker es gar nicht für ihre Pflicht hielten, sich um die wesentlich von Farbigen bewohnten Länder Afrikas zn kümmern, weil deren Völker keine Geschichte hätten. Erst die Bekanntschaft mit den Eingeborenen und das Studium ihrer Sprachen hätten gelehrt, daß hier die Resultate einer langen historischen Entwickelung vorlägen. Er weist darauf hin, daß man aus der afrikanischen Geschichte gar Manches für die ErKnntniß der prähistorischen Verhältnisse Europas lernen könne „Wir sinden," sagt er, „in Afrika patriarchalische Dcsvoticen, wo ein genan geregeltes Eeremoniell das hösische Leben regelt, z. B, in Uganda; wir sinden eine Art constitutioneller Monarchie, wo der Fürst beständig auf den Rath der Großen zn hören hat, z. B. bei den Basuto. Daneben Kricgsstaaten, wo die militärische Discivlin Alles beherrscht, wie bei den Zulus und Swazis: . . , socialdemokratiscbe Staatsbildnngcn wie z. B. bei den Hottentotten, wo der landesübliche Eommunismus nur ein wenig dnrch die Pietät gegen den FamilienPatriarchen gemildert wird." Es liegt auf der Hand, daß die vergleichende Verfassungsgeschickte aus dem Studium dieser Verhältnisse den größten Nutzen ziehen wird.

Die Iahresberichte, so schloß ich eine frühere Anzeige, sind aus einer gelehrten Körperschaft, der Berliner Historischen Gesellschaft, hervorgegangen und richten sich auch zunächst an gelehrte Kreise. Zunächst, aber nicht ausschließlich. Ter Gebildete, der über geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten sich unterrichten will, sindet hier mit Leichtigkeit die Ottellen, ans denen er Belehrung schöpfen kann.

Musikalische Literatur.

«. «. Mozart von Otto Iahn. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Erster Theil. Mit drei Bildnissen und vier Facsimiles. Leipzig, Breitkops u. Härtel.

Seit der ziveiten Auflage der Iahn'schen Mozartbiographie, der besten Musikerdiographie, die überhaupt ezistirt, sino 22 Iahre verflossen. Die Mozartforschung ist während dieser Zeit nicht müßig gewesen, und wenn auch das G.'sammtbild, das Iahn von Mozarts Leben und künstlerischer Bedeutung mit kundiger Hand und festen Zügen gezeichnet hat, durch die neugewonnenen Resultate nicht wesentlich alterirt werden kann, so ist doch über manchen dunklen Punkt, über manche zweifelhafte Einzelheit Licht verbreitet worden. Namentlich hat die kritische Gesammtausgabe der Werke Mozarts die Möglichkeit gewährt, eine Anzahl Ungegenauigkeiten zu

berichtigen, die Iahn in Folge der Mangelhaftigkeit seiner Vorlagen nicht vermeiden konnte. Deiters hat die gefammte Mozartliteratur der letzten zwei Decennien zu Rathe gezogen und mit kritischem Scharfblick verwerthet; da, wo absolut Neues vorlag, hat er mit zumeist glücklichem Erfolge versucht, Iahns Schreibweise und präcise Darstellung nachzuahmen. Der vorliegende Band erstreckt sich bis zum Iahre 1784. Der zweite (SÄuß-) Band soll binnen Jahresfrist nachfolgen. Es steht zu erwarten, daß das monumentale Werk auch in seiner neuen Fassung von allen Freunden gediegener Muükliteratur freudig willkommen geheißen werden wird. ed.

«cht oder Unecht? Zur Lucas'Pasnon. Von Erich Prieger, Berlm, C. F. Conrad.

Die zuerst von PH. Spitta aufgestellte Behauptung, die unter dem Ncmi'u des alten Bach cursirende Lucas-Passion rühre wirklich von diesem her, wird nach denPriegerschen Auseinandersetzungen kann: noch aufrecht erbalten werden können. Solch erbärmliche Stümpereien, wie sie wiederholt in dem Werke zu sinden sind, hat sich Bach selbst in seiner Schülerveriode nie zu Schulden kommen lassen. Hoffentlich gelingt es weiteren Forschungen klarzustellen, warum er diese Pfuscharbeit eigenhändig covirt hat. ed.

Gotthold Ephraim Lessing als Musik-AeZthetiker. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden-N., Ferdinand Oehlmann. Der Verfasser hat mit großem Fleige Alles, was sich in Lessings Werken über Musik und musikalische Dinge vorsindet, übersichtlich zusammengestellt. Neben vielen zutreffenden Bemerkungen von allgemein' gültigem Werthe — bedeutend sind namentlich die Ausführungen über das Wesen der Zwischenactsmusik — sindet sich doch auch so Manches, was der Fachmusiker nickt unterschreiben kann. Kalischer ist vorurtheilsfrei genug, dies unumwunden anzuerkennen. eb.

Peter Kornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad" von August Lesimple. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Eine knappe biographische Skizze des trotz der Protection L'.szts und Wagners wenig bekannt gewordenen Komponisten (1824—74), elegant geschrieben, aber nicht frei von Ueberschwänglichkeit. ed. Neber den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Gchulgesang. Ein Bericht an den Großh. Badischen Oberschulrath von Ed. Engel. Hamburg. Verlagsanstalt undDruckerei Acrien-Gesellschaft(vorm. I. F. Richter.) Die Frage, ob es möglich fei, die Einzelstimmbildnng in den untersten Klassen der Elementarschulen einzufühlen, wird von dem Verfasser auf Grund seiner Erfahrungen in der Praxis bejaht. Ob die Principien Engels allgemein durchführbar sind, erscheint uns sehr zweifelhaft. Die Zeit, die dem Gesangunterricht in den Schulen eingeräumt wird, ist eine viel zu geringe, als daß auf den einzelnen Schüler Bedacht genommen werden könnte, und an Lehrern, die sih der Sache in der angeregten Weife annehmen könnten, dünre vor der Hand kein Ueberfluß sein. sk.

Bolls mnsikalischer Hauss und FamilieusKalender. 18W. Herausgegeben von Franz Hnldschinskn. Berlin, R. Boll. Es ist geradezu erstaunlich, was hier für den billigen Preis (1 F.) geboten wird. Außer den hübschen musikalischen Beiträgen, welche ebenso reichhaltig als geschmackvoll ausgewählt sind, werden ivir durch eine wirkliche Fülle guter Texlbeitrügc überrascht. Alles sind Namen von gutem Klange, denen wir begegnen, und man ist in Verlegenheit, was man zuerst nennen soll. Wir sinden reizende novellistische und humoristische Beiträge von Heiberg. Mauthner, Frau von Kaps - Essenther, Baron von Roberts; ferner Essay's von Otto

Wismar und Adolf Kohut, Erinnerungen an Kaiser Friedrich lII. und Herrn von Hülsen, an Hedwig Reicher-Kindermann und Richard Wagner. Recht werthvoll ist der Beitrag von Emil Bohn über Friedrich den Großen und seine Beziehungen zur Musik. Der Kalender ist reizend ausgestattet und enthält zahlreiche dem Texte beigefügte Abbildungen. s. s.

Bibliographische Notizen.

Teutsche Litte, «tu, denkmale des 18

und l9. Iahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Teuf, fert. Heft 1-2». Heilbronn, Gebr. Henning er.

Gern nehmen wir Veranlassung, auf diese treffliche Sammlung aufmerksam zu machen, welche das quellenmäßige Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte den weitesten Kreisen erleichtert. Der Herauss gcber, Prof. Seuffert in Graz, hat im Verein mit Erich Schmidt, I. Minor, L. Geiger, E. Elster, F. Muncker, E. Wolff und Anderen eine Reihe von merkwürdigen, aber selten gewordenen Literaturwerken genau nach den Originalausgaben abdrucken lassen und mit knapven, aber gut oricntirenden Einleitungen versehen. Wir heben aus dem reichen Inhalt der früher erschienenen Bändchen — von denen jedes einzeln für sehr mäßigen Preis käuflich ist — namentlich hervor die ..Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772" (Heft 7 und 8), mit höchst anregenden Untersuchungen des verewigten W. Scherer über dieBetheiligung von Goethe, Herder und Merck an diesem kritischen Unternehmen; ferner die drei ersten Gesänge des „Messias" in ihrer ältesten Gestalt (Heft 11) mit interessanten Nachweisen Munckers über Entstehung und Fortgang der an die epochemachende Dichtung Klopstocks sich anschließenden Geschmacksrichtungen und kämpfe; endlich die vielgenannte aber wenig gekannte Schrift Friedrichs des Großen Is littsrsturs i,Uomnnäs" (Heft 16), eingehend literarhistorisch erläutert von L. Geiger.

Das neueste Hest (2S) enthält die von Gerstenberg herausgegebenen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur," ein Werk, welches als eine würdige Fortsetzung der Lessing'schen Literaturbriefe betrachtet werden kann. Wir sehen der literarhistorischen Einleitung zu diesen

Briefen, welche Dr. A. v. Weilen in Wien im nächsten (30.) Hefte liefern will, mit Erwartung entgegen. ckr

Jahrbuch der Naturwissenschaften,

herausgegeben von Dr. Mar. Wildermann. lV. Iahrgang. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1889. Tag für Tag ist die Wissenschaft am Werke, uns neue Einblicke in das Walten der Natur zu verschaffen, und der Laie, der ihren Fortschritten folgen möchte, kann das kaum noch, indem er selbst aus den Fachzeitschriften schöpft, deren Zahl, entsprechend der immer weitergehenden Zersplitterung in Einzelfächer, fortwährend wächst. Wir haben es daher gleich beim ersten Erscheinen der oben angezeigten periodischen Veröffentlichung mit Freuden begrüßt, daß damit eine Sammelstelle geschaffen wurde für so vieles Zerstreute, und wir sind in unserer Erwartung, die wir an den Namen des Herausgebers knüpften, nicht getäuscht. In kurzen gemeinverständlichen Referaten berichten sachkundige Mitarbeiter über die wichtigsten Erscheinungen und Fortschritte auf den einzelnen Gebieten, und somit ist eine rasche Oricntirung ermöglicht, die das eingehendere Studium dessen, was jeden Einzelnen specieller interessirt, zweckmäßig einleitet. Wir constatiren mit Freude, daß sich das Jahrbuch in dem neuen Iahrgang auf der Höhe seiner Aufgabe gehalten, in einzelnen Theilen entschieden an Ucbersichtlichkeit gewonnen hat, und wir wünschen ihm die zunehmende Verbreitung in weitesten Kxeisen, die es in Folge seiner Gediegenheit und vortrefflichen Ausstattung verdient. c'Kt.

Die Auflösung des Karolingischrn Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten. Von Dr.

W. Richter in Hattingen (Ruhr). (Virchow - Holtzcndorsf, Vorträge, N.F. lll., 70.) Hamburg, Verlagsanstalt

(vormals I. F. Richter). Richter schildert in großen Zügen die Geschichte Ludwigs des Frommen und der folgenden Karolinger bis zum Ausgange dieses Herrscherhauses, indem die beiden Theilungsvertriige von Verduu und Meerseil die Hauptangelvunkte der Erzählung bilden. Als Kern der Handlungen Ludwigs des Frommen, durch welche die späteren Wirren «eranlaßt worden, wird die Umstoßung der Thronfolgeordnung vom Iahre 817 hervorgehoben. Es ist keine erfreuliche Zeit, die wir hier durchwandern. Nach dem mächtigen Herrscher Karl dem Großen brachte das untergehende Geschlecht der Karolinger mit geringen Ausnahmen nur schwächliche untüchtige Regenten hervor, welche den von innen und außen das Reich bedrohenden Gefahren nicht gewachsen waren. Die nachtheiligen Folgen machten sich namentlich in der inneren Auflosung des Reiches fühlbar: der Adel enveiterte seine Güter und Rechte auf Kosten einerseits der Krone, andererseits der Gemeinfreicn: die Bande der Abhängigkeit des Beamtenthums vom Königthum lockerten sich, und schließlich betheiiigten sich auch die Geistlichkeit und die Kirche an den Angriffen des Vasallenthums gegen die königliche Macht. Gern wenden wir uns mit dem Verfasser am Schlusse der kleinen Schrift von dieser düsteren, kaum durch einen Lichtblick erhellten Periode hinweg der Gegenwart und der Heldengestalt Kaiser Wilhelms I. zu.

8b.

«Kulturgeschichtliche Bilder aus «Sttingen. Von l)r. Otto Mejer. Linden-Hannover, Carl Manz. Der Herr Verfasser giebt aus reicher Kenntnis der Archive und vieler einschlagenden Correspondenzen acht kulturgeschichtliche Bilder aus dem früheren Leben Göttingens, mit besonderer Rücksicht auf die Verhält, nisse der Universität. Für viele Leser werden vielleicht die Mittheilungen „aus der Göttinger Studentenzeit unseres Reichskanzlers" am anziehendsten sein, obwohl diese abgesehen von der späteren EntWickelung der Person, um die es sich handelt, nicht gerade bedeutend sin». Für andere dürfte ein Aussatz über eine der Universität im Iahre 1792 wegen der von Frankreich her importirten revolutionären Ideen (ohne erheblichen Grund) angedrohte Censurmaßregel oder die Mittheilungen über das Benehmen I. Grimms und Dahlmanns in einer akademischen Etikettenfrage besonderes

Interesse haben. Ueberdie akademischen Kreise hinaus geht die recht interessante Schilderung der Göttinger Geselligkeit gegen Ende des achtzehnten Iahrhunderts. Pietätvoll geschrieben ist der Lebensabriß des Göttinger Kunsthistorikers. Bibliothekars und Professors F.W.Unger (1810—187«),welcher den Schluß des Buches bildet.?

RousZeauS KrankhettSgcschichte Von

P. I. Möbius. Leipzig, Vogel. Möbius ist, wie er selbst in der Einleitung bemerkt, nicht der erste, der in der körperlichen und geistigen Entwickelung Rousseaus Abweichungen vom Normalen wahrnimmt. Schon Zeitgenossen, die in nähere Beziehungen zu Rousseau traten, wie GrimM und Hume, hielten ihn sür irrsinnig. Die Krankheit, an welcher der berühmte Genfer gelitten habe, bezeichnet Möbius als „combinatorischen Verfolgungswahn." Bei der Stärke seines moralischen Charakters war es aber möglich, daß er auf Gebieten, die sein Wahn nicht berührte, in hervorragender Weise geistig thätig war. Das Buch, welches das ganze Leben Ronsseaus behandelt, ist sehr anziehend geschrieben und enthält so wenig medicinische Ausdrücke, daß es auch dem Laien empfohlen werden kann.

Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mej er. Weimar, G. Bühlau.

Seit der Eröffnung des Goethehauses in Weimar sind die Namen der beiden Enkel des großen Dichters, welche lange Zeit hindurch treue, aber ängstliche Hüter der dort aufbewahrten Schätze gewesen sind, oft genannt worden: von ihrer Persönlichkeit aber haben nur Wenige etwas Genaueres gewußt. Im Vorworte zu der vierten Auflage seiner Vorlesungen über Goethe (1887) hat Herman Grimm ihnen schöne Worte nachgerufen: jetzt entwirft O. Mejer aus persönlicher Ernnerung ein anziehendes Lebens- und Charakterbild des jüngeren der beiden Brüder, von dem er am Schlusse mit Recht ausruft: „Er war seines Großvaters nicht glücklicher, aber nicht unwürdiger Enkel!"

cli'.

Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirken«. Von Fedor von Koppen. Mit einem Titelbild nach dem Oelgemälde von Franz Lcnbach im Leipziger Museum, 115 authentischen Abbildungen, sowie 16 allegorischen

Zeichnungen von W o l d c m a r F r i e d r i ch
Leipzig. Adolf Titze.

Das prachtvoll ausgestaltete Buch giebt eine geschmackvolle Tarstellung de« Ledens und Wirkens unseres großcn Kanzlers bis in die jüngste Gegenwart hinein. Tie sebr zahlreichen Illustrationen begleiten den Gang der Tarstellung und führen uns, neben einer Anzahl interessanter Portriils von Bismarck selbst, eine Reihe von Persönlichkeiten, mit denen ihn nähen oder entferntere Beziehungen verbinden, und mit besonderer Vollständigkeit die ^ertlichkeiten, welche den Schauplatz seiner Thätigkeit gebildet, anschaulich vor Augen.

fr.

Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Berlin, H. Reuther.

Tas treffliche Buch, ein wirkliches Prachlwerk, nähert sich seiner Vollendung. Tos Versprechen, daß die letzte Lieferung im Herbste vorliegen sollte, konnte freilich nicht gehalten werden: aber das ist ein gewöhnliches Vorkommniß bei groß angelegten Licferungsweiken. Um so stattl,cher wird sich der gesammte Band ausnehmen: eine willkommene Gabe für alle Liebhaber des schönsten der deutschen Mittelgebirge. Die vielen großen und kleinen Illustrationen sind meist Cabinetstücke an stimmungsvoller Auffassung und geben den Localton gut wieder. Im begleitenden Texte hat Imsen seine eingehenden historischen und urkundlichen Forschungen mit Geschick und ohne Trockenheit dargestellt. Mit der fünften Lieferung beginnt auch der „Allgemeine Theil" und damit die Schilderung von Thiers, Pflanzen- und Steinwelt des Schwarzwaldes. Was auf S. 9 vom Klima deö Oberrheinthalcs gesagt wird, ist für Viele gewiß überraschend, aber durchaus zutrcffend. Im Ganzen bietet uns der Verfasser, der neuerdings, infolge nicht durchaus angenehmer Vorfälle, seinen Freiburger Wohnsitz aufgegeben hctt, ein schönes Vermächtniß seiner Badener Zeit und Badener Arbeit. An dem nach guter Vorbereitung und mit Bedacht geschaffenen Werke ist Alles schön und gut — nur auf Jensens eigene Gedichte sindet dies Lob keine uneingeschränkte Anwendung. >l.

Das rothe Zimmer, Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben. Von Aug. Stiindbcrg. Antorisirte ^ Ucberictzimg aus dem Schwedischen von j

Hcinr. Orte nburg. Budapest. G.
Grimm.

Schon in eincm früheren Heft dieser Monatsschrift besprachen wir kurz ein Werk dieses nordischen Realisten. Das neue Erzeugniß seiner Muse führt uns ein in die Heimstätten der Künstler und Schriftsteller Schwedens un» bringt uirs des Elend des geistig Begabten im Widerspruch zu dem Protzenthum des mit Gütern rcichgesegnetenKrämers klar und unverblümtocr Augen. Meisterhaft hatAug. Strindberg diesen Gegensatz durchgeführt; nur hätten wir auch seinen Schilderungen eine gedrungenere Kürze gewünscht, wodurch sie curs schieden gewonnen haben wurden. Jedem, der Interesse für Kunst und Künstler hat, seien diese Atelierfkizzen cmvfohlen. ps.

Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft I. Adam's Söbne. Eva's Töchter. Von E. Vely, Breslau, S. Schottlaender.

Es sind kiine erfreulichen Bilder, die uns die Verfasserin enthüllt. Mit schonungsloser Hand reißt sie den Typen der oberen Zehntausend die Maske scheinbaren Glückes und ruhigen Lebensgenusses herab und zeigt uns die ganze Hohlheit und Verlogenheit, das ganze Elend, das sich dahinter verbirgt. Aber nicht bitter ist der Ton, in dem sie schreibt, sondern nur erfüllt von unendlichem Bedauern, daß das, was sie schildert, so ist, wie es eben ist. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist — wenigstens in den meisten Fällen — eine durchaus gelungene. Mit wenigen Strichen versteht es die Verfasserin lebenswahre Figuren zu schaffen, die oft von einer solchen plastischen Deutlichkeit sind, daß wir fast meinen, die Originale kennen zu müssen. Tie Sprache zeichnet sich durch leichten Fluß und ruhige Vornehmheit aus. ll—n.

Lebeusmiichte. Roman in vier Büchern vou Stephan Milow. Stuttgart. Adolf Bonz 6 Co. So wie sich in diesem Buche das Leben darstellt, ist es glücklicherweise nicht. Diese „Mächte" — der Titel ist ganz unzutreffend — spielen doch nur in einem kleinen und zwar verderbten Theile der Gesellschaft eine bestimmende Rolle. Dabei Richard Wagner und Antisemitismus, der bosnische Ausstand und socialer Umsturz, lasterhafte Fürsten und verkommene Künstler — rwn rmiltum, seci multa! ist zu bedauern, daß der Verfasser sein geschicktes Erzählertalent einem so unerquicklichen Stoffe gewidmet hat.

Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit. Bon Maurus.J„kai. Deutsch von Ludwig Rotter. Wien, M. Breitenstein. Bei der Lecrüre dieses originellen Buches mußten wir an den Ausspruch Goethes über Bnron's Ton Iuan denken: „es ist ein grenzenlos geniales Werk." Mit einer die Grenzen des Schönen nicht immer innehaltenden Genialität zaubert uns der ungarische Dichter ein Bild der ganzen menschlichen Tragikomödie des Lebens iior Augen, das uns im Innersten vackt und fesselt und uns aufrüttelt aus dem einschläfernden Schlendrian, in den nns die alltäglichen Geschäfte nur zu leicht versinken lassen. Es ist ein Buch, mehr fürMänner, als für Frauen geschrieben: aber zu denken wird es Iedem geben, der die Fähigkeit zu lesen noch nicht verloren hat durch die seichte Waare, mit der unser Büchermarkt überschwemmt wird.

Schade, daß die deutsche Ausgabe nur zu oft daran erinnert, daß wir es nur mit einer Uebersetzung zu thun haben! ^.

Der Seelsorger. Roman. Von Victor Valentin. Leipzig, Carl Reißncr.

Ein neuer Schriftstellernan!?, der sich mit dem vorliegenden Werke sehr vortheilhast in die literarische Welt einsiihrt. Den Inhalt des Romans bildet die EntWickelung des innern und äußern Lebens eines jungen Theologen, der im Bade, wo er sich nach den Examenmühialen zu seiner Erholung cnilhölt, die Bekannlschaft einer reichen, vornehmen, vom Schicksal hart mitgenommenen Dame macht nnd durch diese Bekanntschaft eine Erschütterung und Umwandlung seines Glaubens, seiner Weltanschauung und seines ganzen Wesens erfährt. Auch auf den Charakter der Frau gewinnt das nahe freundschaftliche Verhältniß, in das sie zu dem jungen Manne tritt, einen starken Einfluß, so daß sie allmählich nach einer schweren, das Glück beider beinahe vernichtenden 5crisis die Bitterkeit und Herbheit ihrer Lebensauffassung überwindet und sicv zu ruhiger Klarheit durchringt. Es ergiebt sich eine Bereinigung der einander von Herzensgrund Liebenden als natnrgemäßer Abschluß. Das Talent des Verfassers offenbart sich sowohl in der Führung der Handlung wie m der sicheren Zeichnung der psychologischen

Vorgänge. Ebenso verdienen Sprache nnd Daistellung alles Lob. Wir dürfen von Valentins weiterer Entwickelung das Beste erwarten. 1,.

Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. Berlin, I. H. Schorer.

Der Verfasser, dessen Bekanntschaft die vorliegende, anscheinend wohlgelungene Uebersetzung uns zun, ersten Mal vermittelt, steht aus dem Boden der nordischen realistischen Schule, ohne in die Ausschreitungen derselben zu verfallen. Gegenstand seines Romans bildet das Eheproblem, der Gegensatz von Vernunftehe und Liebesheirath. Ein sechzehnjähriges, zu eigenartiger, selbständiger Entwickelung veranlagtes Mädchen, Selma Berg, wird durch ihren Qheim, einen Pastor, in wohlmeinender Absicht, aber mit unredlichen Mitteln, dazu bestimmt einen reichen Gutsbesitzer zu Heirathen, der sie vergöttert, aber von ihr nicht wieder geliebt wird. Ihr Herz gehört, ihr unbewußt, ihrem Vetter Richard. Nach Iahren führt das Schicksal Beide zusammen, sie kinderlos, äußerlich in glänzenden Verhältnissen, innerlich unbefriedigt und gedrückt, ihn als Verlobten einer Anderen. Er offenbart eine ihr ebenbürtige und nah verwandte starke Natur, und Beide gerathen unmerklich in ein intimes Freundschaftsverhältniß, das, anfangs unsträflich, bald zu schweren Versuchungen führt, da auch seine Gattin, in deren Schönheit er sich verliebt, ihm geistig nicht genügt und neben Selma verblaßt. So ergiebt sich ein ernster Congict, aus dem sich jedoch die sittliche Kraft der Heldin siegreich herausringt, nnd zu dessen Lösung schließlich ihr eigener Gatte ebenfalls das Sein ige beiträgt. Die hiermit nur in Umrissen angedeuteten psychologischen Vorgänge, oer Charakter des jungen Mädchens, seine Umwandlung und Entfaltung in der Ehe, seine Läuterung in schwerer Prüfung, sind ebenso wie die Gestalten der übrigen Personen mit großer Feinheit und Schärfe und mit künstlerischer Vertheilung von Licht nnd Schatten dargestellt. Tie sociale Tendenz des Buches tritt nicht in störend aufdringlicher Weise hervor, sondern ist aus tnr objectiven Schilderung nur leise herauszufühlen. Wir hoffen, dem begabten Verfasser bald wiederum zu begegnen.

pK.

Herzensirren. Roman von Martin Bauer. Breslau, S. Schottlaender. Marlin Bauer gehört zu den Autoren, die durch unablässiges Streben nach Ver-. vollkommnung und strenge Selbstzucht aus bescheidenen literarischen Anfängen heraus sich immer bedeutender und uberrasckicnder entwickelt haben. Mir jedem Werke hat der Verfasser einen Fortschritt zu verzeichnen gehabt, hat er an künstlerischer Reife. Tiefe und Formvollendung gewonnen. Das zeigt sich auch im vorliegenden Romane, der das eheliche Leben zweier Freunde schildert, von denen der eine, sein Glück nicht kennend und achtend, es verliert, um es, nachdem er feinen Werth erkannt, mit Mühe, nach schweren Seelenkämpfen, wieder zu erringen, während der andere, den ein grausames Geschick an ein ungeliebtes Weib gefesselt, welches Liebe und Eifersucht bis zum Berbrechen treibt, erst durch den Tod der Gattin frei wird und nun dem Zuge seines Herzens folgen kann. Die Charaktere sind gut gezeichnet und folgerichtig entwickelt: die Ausmalung der seelischen Vorgänge, namentlich in den Frauengestalten, ist von großer Feinheit und Schärfe: der Dialog ist gewandt, pointirt, die ganze Darstellung voll Fluß und Leben. Nur auf die Beseitigung gewisser stilistischer Eigenheiten, deren häusige Wiederkehr zuweilen störend wirkt — wir erwähnen hier nur die vielen parenthetischen Sätze — wird der Verfasser in Zukunft bedacht sein müssen. ^, ^

Dopas Tochter. Von H e n r h G r e v i lle. Antorisirte Uebersetzung ans dem Französischen von Emnn) Becher. EngelHorns Allgemeine Romanbibliothek, V. 23.

Das hier behandelte Problem ist nicht gerade neu ooer besonders lief erfaßt: aber der Verfasser weiß trefflich zu unterhalten und uns fur seine Personen, namentlich für die Heldin, genügend zu erwärmen: er versteh! in Allem Blasi zn Kalten und erzielt so eine nicht immer tiefe, aber stets reine, gleichmäßige Wirkung. Der liebenswürdige, nie aufdringliche Humor berührt recht wohllhuend und hat an dem erfreulichen Eindruck des Büchleins nichl geringen Antheil. 0. ^.

Verbotene Kriichte und andere Erzählungen. Von Nataly v. Eschstruth. Iena, Hermann Costen oble.

Ein erzwungener Humor und unmögliche Situationen machen aus den

„Verbotenen Frnchlen" eine Komödie der Irrungen, an der ein gebildeler Geschmack durchaus keinen Gefallen sinden kann. Es ist beoauerlich, wenn ein schönes Talcnr so verflacht; bei strenger Selbstkritik märe dies nicht möglich. „i!.

Silva Maria. Eine Erzählung aus der Rcformationszeit von H. Raydi. Hannover - Linden, Verlag von Earl Manz.

Die auf geschichtlicher Grundlage beruhende Erzählung, welche sich im ttloster Marienwalde, in der Gegend des alten Ratzeburg abspielt, giebt ein schlichtes, aber anschauliches Bild von den Leiden, die der aufstrebende Protestantismus im Kampfe mit der alten Kirche zu erdulden hatte. Demselben Bestreben, welches z B. den Luthersestspielen zu Grunde liegt, nämlich das protestantische Bewußtsein zu stärken, scheint auch das vorliegende Werk in erster Linie seine Entstehung zu verdanken: die Erweckung eines ästhetischen Interesses kam für den Verfasser, der ein bewährter Schulmann ist, wohl erst in zweiter Reibe in Betracht. Auf die Vortheile einer kunste vollen Composition verzichtend, erzählt er einfach chronologisch die Lebensgefchichte der Helden von der Kindheit bis zum Tode, und begnügt sich, seine Gestalten m den Umrissen correct hinzustellen, ohne eine sorgfältigere plastische Ausarbeitung derselben für nothwendig zu halten. Für Volksbibliotheken, aus welche das Buch speciell berechnet zu sein scheint, kann es warm empfohlen werden. O. ^V.

Zeldspath, Drei Erzählungen aus
Hessen von E. Wenyel. Leipzig.
A. G. Liebeskind.
Die Geschichten sind hübsch erfunden

und hübsch erzählt, mit Humor gewürzt

und können «is gute Unterhaltungslectüre

empfohlen werden.

! «llerhand kleine Geschichten. Von

Martin Beck. Hamburg, Verlagsanstall und Truckerei, Actiengesellschan (vormals I. F. Richter.)

Ein ansprechendes, wenn auch nicht überall gleichmäßiges Talent offenbart sich m diesen schlichten Erzählungen und Stimmungsbildern: der Verfasser besitzt Empsindung, GemütK und eine unverkennbare Begabung nir Naturscklderungen: in i einigen Skizzen zeigt er auch eine satirische Neigung. Das richtige Maß ist bei diesem ^ leichten Genre jedoch nicht immer inne! gehalten: einige Artikel sind zu nichtssagend, wie „Auf dem Berliner Christmarkte"; dagegen wird in „Recht?" ein Problem berührt, das für solche aphoristische Behandlung von zu tiefer Natur ist: der Verfasser wirft hier nur eine Frage auf, statt sie zu beantworten. O. VV.

«leine ««schichten von A. Godin. Berlin. I. H. Schorer. Sorgfältig abgetönte Aquarellvildchen, zart und innig, aber doch auch nicht ohne eine gewisse Energie ausgeführt, werden sich diese sechs „kleinen Geschichten" der beliebten Verfasserin gleich ihren Vorläufern gewiß vor Allem bei dem weiblichen Lesevublicnm, aber keineswegs nur bei diesem, viele Freunde erwerben. Sie geht der Darstellung starker Leidenschaften und schroffer Conflicte gern aus dem Wege, läßt aber tiefere Seelenknnde nicht vermissen und weiß auch ohne grelle Effecte anzuziehen und zu fesseln. Fast alle Geschichten sind von einem feinen und liebenswürdigen Humor durchweht. Besonders gelungen ist die Mystisication des Lesers in der hübschen Novellettc in Briefen „Herzklopfen", die sich auch durch treffliches Löcalcolorit auszeichnet. xü.

DeutschsUngarischeS. Erzählungen von Karl Geist. Stuttgart, Adolf Bonz 6c Eo. Das hübsche Buch hätte einen hübscheren Titel verdient. Es enthält neun Novellen, welche keinen anderen Zusammenhang haben, als daß sie alle auf ungarischem Boden spielen und ungarisches Leben zum Gegenstand haben. Die Stoffe sind sehr verschieden. Eine von den Erzählungen führt in die Römerzeit, als des Landes Hauptstrom Grenze zwischen Markomannen und Römern war: die meisten spielen in der Gegenwart. Allerliebst erscheint die „Geschichte vom Faschingkrapfen", besonders gelungen auch „Fata Morgana": ein reicher junger Engländer, der auf dem Dampfer nach Konstantinopel reisen will, wird durch komische Mißverständnisse, ohne irgend eine Kenntniß der Landessvrache, nach einem ungarischen Edelsitz verschlagen. Die Erfindung ist überall angenehm, die Sprache unterhaltend und lebhaft. So kann die Sammlung bestens empfohlen werden. A.

Mlbertus Magnus und Gerhard von Riehl. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, von Franz S i king. Karlsruhe, G. Braun. 1889. Dieser historische Roman, dessen Widmung der Kroßherzog von Baden an- i

genommen hat, behandelt die denkwürdige Zeit der Grundsteinlegung des Kölner Doms. Um die Mächtig hervortretende Gestalt des Erzbischofs Konrad von Hochstaden gruppiren sich die Zierden von Kunst und Wissenschaft, der gelehrte, der Zauberei verdächtige Dominikanermönch und der geniale Begründer des Kölner Prachtbaus. Den rothen Faden für die Darstellung liefert ein fein ausgeführter Liebeshandel. Margareta, die Pflegetochter des Kirchenfürsten, verschmäht die Werbung des vornehmen Grafen von Flandern und erwählt den Steinmetzmeister. Trotz der Anfeindungen des Erstgenannten erlangt das Liebespaar in Gegenwart des Königs Wilhelm von Holland die ersehnte Vereinigung. Die Erzählung bewegt sich in edler, vornehmer Sprache, die aber oft schwerfällig wird; die germanische Mythologie ist in reichlichem Maße (wohl nicht ganz zeitgemäß?) verwerthet. K.

Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf

Aufzügen von Heinrich Kruse.

Leipzig, S. Hirzel. Kruses jüngstes Trauerspiel ist bereits im vergangenen Winter über die Bühne des Kgl. Schausvielhauses in Berlin gegangen. Im Mittelpunkt der Handlung der „Arabella Stuart" steht das traurige Geschick eines edlen Liebespaars, dessen Glück durch die falsche staatsmänuiscbe Weisheit und mißtrauische Vorsicht König Jacobs 1. zu Grunde gerichtet wird. Auch im Uebrigen ist es der launische und Einflüsterungen zugängliche, doch im Grunde gerechte und wohlmeinende Sinn desKönigs, welcher in unseliger Gemeinschaft mit den furchtbaren Ränken und Verbrechen der Lady Somerset die Verwickelungen herbeiführt. Besonders reich an dramatisch bewegtem Leben ist der erste Act des Stückes. Vornehmer Stil der Sprache und schöner Wohllaut der Verse zeichnen auch Kruses neuestes Werk in hervorragenden, Maße aus. 8«K, Seegeschichten. Kleine Dichtungen von

Heinrich Kruse. Zweite Sammlung.

Stuttgart. I. G Eotta Nachs. „Ich hätte diese Dichtungen mit vollem Rechte Idyllen nennen können; denn sie sind ja kleine Bilder aus dem Leben der deutschen Schiffer und Fischer," sagt der Herr Verfasser im Vorwort Aber, fügen wir hinzu, Bilder, in welche sehr Vieles mit scharfer Beobachtung und in trefflich abgerundeter Darstellung hineingearbeitet ist: bald bewegte und wechselnde Schicksale dcs nach Glück jagenden Abenteurers, bald kecker Seecadetten Humor, bald Malrosenwiiz und -Aberglaube, bald aber auch Scenen aus so mancher Tragödie oder Tragikomödie der Wellgeschichte, auf welche das scharfe Auge des Seefahrers an europäischen und außereuropäischen Küsten einen Blick hat werfen können. Es ist bekannt, daß unser Dichter mit Leichtigkeit und doch mit Meisterschaft den von manchem Jüngeren mit Unrecht ges schmähten deutschen Hexameter für seine Erzählungen verwendet. Drei der hier gesammelten Geschichten — und wahrlich nicht die schlechtesten! — waren schon in „Nord und Süd' (Heft 45, 54,117) erschienen; auch die übrigen sechzehn empfehlen wir nachdrücklich der Beachtung unserer Leser, <).

Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Gutte nbrunn. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Der Titel, unter welchem der Verfasser seine sieben Novellen in die Welt schickt, giebt schon das Grundmotiv an, welches in denselben vorherrscht. Die meisten klingen mit einer Dissonanz aus. Schiffbruch gelitten haben alle seine Helden und Heldinnen im Kampfe des Lebens und namentlich in der Liebe, Aber die Motivirung, welche der Verfasser dafür giebt, daß es so und nicht anders gekommen ist, hat manchmal einen recht fatalistischen Beigeschmack, und wir können ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Erzählungen recht viel Unwahrscheinliches und Phantastisches enthalten. in«,

Erzählungen aus dem Wiener «ald. Von Philipp Boglcr. Danzig, Earl Hinstor ff.

Ter Verfasser weiß den Volkston unter glücklicher Anwendung des Dialektes ausgezeichnet zu treffen. Die Harmlosigkeit, Naivetät, köstliche Frische und gesunde Ursprünglichkeit der ,von ihm geschilderten Naturkinder muthet nns ebenso an, wie frischer Tannenduft. Tie Charaktere sind nicht ohne Geschick gezeichnet: feine und glückliche Züge bekunden die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers. Eine Reihe hübscher Genrebildchen entrollt sich vor unseren Augen. Freilich fehlt bei dem Aufbau der Handlung die Steigerung, die künstlerische Entwickelung; aber man wird durch das Gebotene reichlich entschädigt. Tie Ausstattung des Buches ist elegant und geschmackvoll. 5, «.

Odovatar, ein Charakterbild aus deiBölterwanderung. VonEd^arS von Cölln. Tanzig, Earl Hinstorsf. (Gustav Ehrke). Taß Eduard von Cölln die Nibelungenstrophe mit Geschick und Geschmack zu handhaben versteht, das hat er in seinem prächtigen Epos „König Harald Blauzahn" gezeigt. Im Vorworte zu Odovakar bemerkt der Tichter mit Recht, daß die Nibelungenstrophe von gleicher Vielseitigkeit in der Anwendung der Versfüße ist, wie der griechische Hexameter, und Saß sie, wenn noch der funkelnde Stroui des germanischen Stabreims darüber ergossen wird, den Hexameter durch einschneidende Wirkung uns Glanz des Vortrages überbietet. Der achte Halbvcrs ist mit vier Hebungen gebildet, und dadurch ist Eintönigkeit vermieden. Freilich, wenn der Tictiler nicht mit Meisterschaft die Sprache beherrschte, hätte er kaum das Interesse de? modernen Lesers in solchem Maße gewinnen können! Aber die Kraft der Schilderung, die Lebendigkeit der Darstellung, das glänzende historische Kolorit, die Schärfe der Charakteristik — das sind Vorzüge, die dem Epos und damit dem Dichter neue Freunde erringen werden. s, 5.

«spafia. Lustspiel in 5 Aufzügen von Adalbert Brunn. Dresden. Verlag von Rudolf Petzold.

Der Tichter — sit venin verdo! — braucht uns in der Vorrede nicht zu versichern, daß die Perwnen seines Stückes keine Copien lebendiger Vorbtlde seien. Es sind thatsächlich leere, blutlose Schemen, und sein sogenanntes Lustspiel bat uns in seiner öden Langweiligkeit rectn traurig gestimmt.

Pha«»ton. Ein Trauerspiel in vier Acten von Karl Wilhelm Geißler. Cötben, Paul Schettlers Erben. Wie ein Versuch eines talentvollen Primaners, der seinen Sophokles und EuripioeS mit Verständnis gelesen hat — so erfckmnr uns dieses Trauerspiel aus dem Alterthum. Hie und da trifft man einige hübsche lyrische Stellen; aber genügt das, um ein Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben? ^.

J.Schmidt's Kunstverlag in Florenz versendet far 0 igcH 0 lzfchnitte auf Goldhintergrund von Heiligen und Engeln, die sich durch ihre vorzügliche Ausführung auf's Beste empfehlen.

Seil,

Emil Marriot in Wien.

Perlen Novelle 273

Heinrich Kruse in Bückeburg.

Tibur. Elegie 2Y6

Wilhelm Fischer in Bückeburg.

Heinrich Kruse

Vtto Vrahm in Berlin.

Schiller und kotte. Eine Iahrhundert'Lrinnerung 306

K. Marold in Königsberg i. pr

Die Vaganteillieder des Mittelalters und die Natur 33H

B. volz in Potsdam.

Der Künstlerwahnwitz Kaiser Neros, Ein versuch 330

Friedrich voll weech in Karlsruhe.

Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen 335

Titus Ullrich in Berlin.

Lichtungen 33O

Bibliographie 398

Unsere «unst in Wort und »ild. (Mit Zllustrationen.) veutsche Zeiilchrift skr Seschichtsmissenschast,

Archäologische und kunstgeschichtliche kiteratur H03

Bibliographische Notizen

Hierzu ein Portrait von Heinrich Kruse.
Radirung von Iohann kindner in München.

sNord und Süd" erscheint am Ankang jedes Monats in Heften mit je einer Rungbeilage.
preis pro Puartai (Z Heftel K Marl. —
Alle Buchhandlungen und postanstalten nehmen jederzeit Lestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be> züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Nord und 5üd.

Eine deutsche ZN o n a t s s ch r i

perlen.

Novelle,
von

Lmil Marrior.

— Wien. —

ie wollen, daß ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzähle? Necht gern, meine Herren. Ich habe gerade jüngst, am Allerseelentage, lang und lebhaft an eine junge Todte gedacht, mit welcher ich, obschon ich um dreißig Iahre mehr zählte als sie, innig befreundet gewesen bin. Es war dies ein höchst eigenthümliches Mädchen, und auch ihre Todesart . . . Doch das hieße ja mit dem Ende beginnen. Rücken Sie denn zusammen und machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie eine ziemlich lange, und wenn auch nicht lustige, so doch in ihrer Art merkwürdige Geschichte zu hören bekommen werden.

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt: Wie kommen diese Eltern zu dieser Tochter? Iedem, selbst dem oberflächlichsten Beobachter, hätte sich diese Frage aufdrängen müssen. Stellen Sie sich eine kleinbürgerliche Wiener Familie vor: der Vater Beamter, der Sohn im Begriff, Beamter zu werden, die Mutter eine brave, beschränkte Hausfrau, die über Strickstrumpf und Kochbuch nicht hinauskam, die Tochter, beseelt von dem Verlangen, eine eben solche Hausfrau zu werden: das waren die Eltern und Geschwister meiner jugendlichen Freundin Hedwig. Diese vier Menschen konnten für die verkörperte Zufriedenheit gelten: kein Wunsch, ihre Verhältnisse zu ändern, keine, auch nicht die leiseste Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem oder auch nur schwer zu Erreichendem ... sie waren zufrieden mit ihrer kleinen Wohnung, mit ihrem einförmigen Leben und ihrer engbegrenzten Zukunft. Es waren glückliche Menschen. In der Familie soll es vordem einige unruhige, mißvergnügte Köpfe gegeben, ein Großonkel oder sonst ein Verwandter soll sich sogar erschossen haben . . . und diese unseligen Eigenschaften müssen wohl auf die arme Hedwig vererbt worden sein, denn Thatsache war, daß dieses Mädchen mit ihren Eltern und Geschwistern nicht das Geringste gemein hatte. Ich will sie nicht in Schutz nehmen: vielleicht hatte sie keine Berechtigung, höher hinaus zu wollen. Aber daß sie es wollte, oder richtiger gesagt, mußte, war am Ende nicht ihre Schuld. Wenn ich sie ansah, überkam mich tiefes Mitleid. Sie war ein blasses, sehr schlankes Geschöpf, dem der innere Zwiespalt vom Gesichte abzulesen war: sie schämte sich ihres Unvermögens, sich emporzuringen, sie fühlte sich unbehaglich in dem Kreise, in welchen das Schicksal sie gewiesen hatte, und dieses Unbehagen lastete wie eine Schuld auf ihr ... . Sie war niemals unfreundlich, niemals mürrisch, aber sie rief einen peinigenden Eindruck hervor — so etwa wie ein Waldvogel, den man in einen engen Käsig gesperrt hat. In ihrer ersten Iugend wollte sie Schauspielerin, Schriftstellerin, irgend etwas Besonderes werden. Später stimmte sie ihre Wünsche herab und begnügte sich damit, daß sie kleinen Iungen und Mädchen die ersten Begriffe vom Schreiben, Lesen und Rechnen beibrachte. Sie war eine gute Lehrerin, ernst, gewissenhaft, geduldig; sie war auch sonst ein gutes Geschöpf, treu, anhänglich und wahrhaft bis zur Rücksichtslosigkeit. Lüge und Feigheit galten ihr als das Erbärmlichste. Für Alles hatte ihr reger Geist Interesse. In einer anderen Umgebung, in größeren Verhältnissen hätte sie Anregung spenden und empfangen können . . Im engen Hause ihrer spießbürgerlichen Familie verkümmerte sie, konnte sich nicht entfalten, mußte im Gegentheile Alles anwenden, um ihren inneren Reichthum zu ersticken, damit sie ihrer Umgebung ein bischen ähnlicher werde ... Ich meine, das schlanke Geschöpf vor mir zu sehen, meine, ihr bleiches Gesicht mit dem grübelnden und herben Ausdruck zu sehen, der so recht der Widerschein eines unruhigen und unfrohen Gemüthes war, das sich weder mit sich selbst, noch mit seinem Geschick, noch mit der Welt im Allgemeinen zurechtsinden kann, und ich sage heute noch wie damals, wo ich ihr die Augen zudrückte: Ich gönne Dir die Ruhb. Menschen, wie Du, ist es nicht beschicden, hier auf Erden den Frieden zu sinden ^ geschweige denn das Glück.

Da war ein Mann — nun, Sie Alle kennen ihn, sein Name wird oft genug genannt. Ich spreche von dem berühmten Pertheidiger in Straffachen. Dr. Paul Dorner. Der sing damals just an, bekannt zu werden; er hatte sich in mehreren Arbeitervrocessen vortheilhaft hervorgethan, und die Angeklagten aller Schatzungen waren geradezu erpicht darauf, ihn zum Vertheioiger zu haben. Damals wie heute gehörte er zu den meistgenannten Persönlichkeiten Wiens. Von seinem Talente und seiner Beredsamkeit waren wir Alle überzeugt und auch gern bereit, einzuräumen, daß er ein schöner Mann wäre. Was jedoch seinen Charakter anbelangt, wichen die Urtheile von einander ab. Viele hielten ihn für einen Phrasenhelden, einen Meister der Reclame und einen Lebemann. Man brachte seinen Namen mit denjenigen verschiedener Damen aus den höchsten Gesellschaftskreisen in nicht mißzuverstehende Verbindung, und Thatsache war, daß er in den Häusern hochgestellter und adeliger Personen viel verkehrte, immer Anlaß gab, von sich reden zu machen, und den Iournalisten schönthat, damit die öffentlichen Blätter sich mit ihm beschäftigten. Vor Leuten, die ihm fremd waren, spielte er jedoch gern den Puritaner, wollte als makelloser Volksmann gelten und geberdete sich so, als wenn ihm das Wohl und Wehe der armen Klassen näher stände als das eigene Interesse: er drückte jedem Arbeiter die Hand, besuchte die Hütten der Armen, verhalf reuigen Magdalenen zu ehrlichem Broterwerb — kurzum, that Alles, was man thun muß, um sich populär zu machen. Meine innerste Ueberzeugung war und ist, daß er in allen diesen armen Teufeln nichts Anderes als ein brauchbares Werkzeug sah, um sich zu Ruhm und Ansehen emporzuringen. Vielleicht thue ich ihm Unrecht. Dann bitte ich ihm im Geiste Alles ab, was ich gegen ihn vorbrachte. Ich würde überhaupt nicht von ihm gesprochen haben, wenn er nicht berufen gewesen wäre, im Leben meiner blassen Hedwig eine verhängnißvolle und bedeutsame Rolle zu spielen. Es wird Sie kaum wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Mädchen mit ihrem reichen inneren und armen äußeren Leben begierig nach etwas suchte, was im Stande wäre, die Leere ihres Daseins auszufüllen. Sie suchte und versuchte so lange, bis sie das Ersehnte endlich fand. Hätte sie das Glück gehabt, in ihren Kreisen einem Manne zu begegnen, den sie hätte lieben, dem sie hätte anhangen können, würde ihre rastlos arbeitende Phantasie sie nicht irre geführt und ihr Herz vollauf Befriedigung gefunden haben. Die Liebe hätte sie retten und erlösen können; wohlgemerkt, eine beglückte Liebe, die zur Ehe geführt haben würde. Ich bin fest überzeugt, daß sie eine liebenswürdige, hingebende und treue Gattin geworden wäre, wenn anders sie eine richtige Wahl getroffen hätte. Ihr fehlte zur Liebenswürdigkeit ja nichts, als das Glück, dieser Sonnenstrahl, ohne welchen weder der Mann, noch viel weniger das Weib gedeihen kann; und dieser Sonnenstrahl ist hartnäckig ausgeblieben, als ob geschrieben stände, daß die Guten nicht glücklich werden dürfen. Ihr vereinsamtes Leben — das Loos der meisten Mädchen aus dem Mittelstande, die in einer Großstadt zu Hause sind — brachte wenige Männer auf ihren Weg, und diese wenigen gesielen, genügten ihr nicht. Und so hat denn kommen müssen, was gekommen ist und woran ich selbst heute noch nicht ohne tiefes Erbarmen denken kann.

Eines Tages begegnete ich ihr zufällig auf dem Marimiliansvlatze, diesem nach meiner Ansicht schönsten öffentlichen Platze unserer Wienerstadt. Es war ein linder Vorfrühlingstag, an den Straßenecken wurden die ersten Veilchen ausgeboten. Die herrlich klingenden Glocken der Votivkirche läuteten just zum Nachmittagssegen . .. und da kommt mir das Mädchen entgegen, selber anzusehen wie der Frühling, so freudig geröthet im Gesichte, mit solch belebten Zügen und frohen Augen, daß ich verwundert stehen bleibe und ihr lächelnd beide Hände entgegenstrecke.

„Was ist denn Gutes geschehen?" redete ich sie cm. „Woher kommen Sie?"

Sie erröthete noch tiefer, aber, ehrlich wie sie war, schaute sie mir treuherzig in's Gesicht und antwortete geradeaus: „Von der Wohnung Dr. Paul Dorners. Er wohnt gleich hier nebenan."

„Und was hatten Sie dort zu suchen?" fragte ich überrascht. „Führen Sie etwa einen Proceß?"

„O nein!" versetzte sie lachend. „Ich habe ihn bloß besucht."

„Aber wie kommen Sie dazu?" begann ich immer erstaunter. Sie ließ mich nicht weiterreden. <,

„Das ist eine ganze Geschichte," sagte sie.

„Die man hoffentlich wissen darf?" entgegnete ich.

„Wenn unter dem ‚nmn' Sie gemeint sind — ja," antwortete sie. Meine Leute haben keine Ahnung davon. Aber Ihnen habe ich mich längst anvertrauen wollen. Wenn Sie geneigt sind, mich eine Strecke zu begleiten, will ich Ihnen gern Alles beichten."

Ich erklärte mich mit ihrem Vorschlage einverstanden, und auf dem Wege nach ihrem Hause erfuhr ich eine ziemlich eigenthümliche, mich keineswegs angenehm berührende Geschichte. —

Seit längerer Zeit schon, ich glaube seit zwei Iahren, verkehrte Hedwig mit jenem Dr. Paul Dorner. Sie hatte ihn auf eine vom Alltäglichen abweichende Art kennen gelernt, hatte seine Bekanntschaft, so zu sagen, erzwungen.

„Ich habe gewußt," sagte sie zu mir, „daß ich ihm zufällig niemals begegnen würde: seine Kreise sind nicht die meinen, und auf den Zufall, der sich im wirklichen Leben so selten als gefällig erweist, wollte ich mich nicht verlassen. Und ich schwärmte für den Mann, schwärmte für seine Thätigkeit und sein ganzes Wesen, das sich mir in seinen Vertheidigungsreden offenbarte; ich schwärmte für Alles, was sich auf ihn bezog, — und so schrieb ich ihm denn einmal einen langen Brief, in welchem ich meiner Begeisterung für ihn unverhohlen Ausdruck lieh und ihn beschwor, mir die Möglichkeit zu eröffnen, mit ihm in Verkehr zu treten."

„Und er?" fragte ich.

„Er hat mir geantwortet," sagte sie triumphirend, „und hat mich aufgefordert, ihn, falls ich seiner Dienste bedürftig sein sollte und er mir nach irgend einer Richtung hin von Nutzen sein könnte, an einem Nachmittage in seiner Kanzlei zu besuchen. Von drei bis fünf Uhr wäre er immer zu sprechen. Ich habe seiner Einladung Folge geleistet und ihn besucht — und seitdem sind wir befreundet."

„Aber was für ein Verhältniß besteht zwischen Ihnen und ihm?" sorschte ich zweifelhaft. „Was für einen Grund haben Sie denn, um in die Wohnung eines viel beschäftigten, der Oesfentlichkeit angehörenden Mannes zu kommen, dem es doch gewiß. an Zeit gebricht, um einen ganz müßigen Verkehr mit einem ihm fremden Mädchen zu unterhalten?"

„Wir sind befreundet mit einander," wiederholte sie hartnäckig.

„Bloß befreundet?"

Sie schaute mich mit großen Augen an. „Ia, was könnte es denn sonst sein? Glauben Sie wirklich, daß ich zu ihm, in sein Haus, ginge, wenn er mir mehr als ein Freund sein wollte?"

Daraus ließ sich nun schlechterdings nichts erwidern. Außerdem kannte ich sie zu gut, um auch nur den leisesten Zweifel an der Wahrheit ihrer Worte zu hegen.

„Ich kann mir einen so merkwürdigen Verkehr nun einmal nicht vorstellen," bemerkte ich bloß. „Was für einen Zweck soll er haben und wohin soll er führen?"

Mit allem Feuereifer, der ihr zu Gebote stand, wenn sie etwas vers focht, woran sie mit ganzer Seele hing, suchte sie mir nun Zweck und Ziel dieses Verkehrs deutlich zu machen — aber ohne daß ihre Gründe mich überzeugten. An jenem Nachmittage gelang es ihrer Beredsamkeit und meinem aufmerksamen Zuhören, indessen nur halb und halb, mir ein klares Bild von diesem Freundschaftsbündnisse zwischen einem noch jungen Manne und einem jungen Mädchen zu entwerfen. Ich suchte Hedwig seit diesem Tage häusiger auf, als es sonst der Fall gewesen, lenkte das Gespräch immer wieder auf die eine Sache, studirte das Mädchen, sann über ihre Worte nach und bekümmerte mich auch eingehend um das Leben und Treiben des berühmten Vertheidigers, mit dem zusammenzutreffen oder über den zu hören ich oftmals Gelegenheit hatte, und auf diese Weise wurde es mir nicht allzu schwer, der Sache, welche mich Hedwigs willen in hohem Grade beschäftigte, nach und nach auf den Grund zu schauen.

5

In den Gefühlen, welche Mann und Weib gegenseitig für einander hegen, giebt es so viele Abstufungen, daß es ungemein schwer hält, für jedes einzelne Empsinden die richtige Bezeichnung herauszuklügeln. Gewöhnlich verweist man alle diese undesinirbaren Gefühle in die Rubrik Freundschaft, wenn man nicht wünscht, daß sie für Liebe angesehen werden. Meistens aber betrügt man sich. Eine wirkliche, tiefe, warme Freundschaft ist zwischen noch jungen Personen verschiedenen Geschlechts etwas ungemein Seltenes ... Ich muß gestehen, daß ich an solche Freundschaften niemals recht habe glauben können. Ich glaubte auch meiner Hedwig nicht, so hoch und theuer sie mir auch schwor, daß Freundschaft und nichts als Freundschaft zwischen ihr und jenem Dr. Dorner herrsche. Sie betrog sich selbst, sie mußte sich betrügen: denn wenn der Selbstbetrug geschwunden wäre, hätte sie den Verkehr mit dem Manne aufgeben müssen. Sie besaß strenge, unverrückbare Grundsätze. Das Haus eines Mannes zu besuchen, den sie liebte, ohne Gegenliebe zu sinden, würde ihr unweiblich, unwürdig und selbsterniedrigend erschienen sein. Als Freundin durfte sie zu ihm kommen; sie waren wie zwei Kameraden, von welchen derjenige, dessen Zeit weniger in Anspruch genommen war, den Anderen aufsuchte, um diesen, die unnöthige Zeitversäumniß des Besuchemachens zu ersparen; wenigstens nahm Hedwig die Sache so auf. Daß er auch nicht in ihr Haus gekommen wäre, selbst wenn sie ihn dazu aufgefordert hätte, — daran wollte sie niemals rühren. Er war ein sehr kleinlicher Mensch. Sie entstammte einer viel zu armen Familie, lebte in viel zu beschränkten Verhältnissen, als daß er ihr jemals die Ehre erwiesen haben würde, sie zu besuchen. 'Auch hatte er aus verschiedene Gönnerinnen Rücksicht zu nehmen, mußte darauf bedacht sein, keinerlei Eiferfüchteleien wachzurufen . . . und Hedwig war jung und hübsch . . . Sie werden also begreiflich sinden, daß er Alles vermied, was auch nur den Schein eines zärtlicheren Verhältnisses zwischen ihm und ihr hätte erwecken können. Sie besuchte ihn, wie so viele Clienten und Clientinnen während der Amtsstunden, hielt sich immer nur kurz bei ihm auf, und wenn jemand Anderer angemeldet wurde, der den Doctor zu sprechen begehrte, dann entfernte sie sich sofort. Sie war sehr anspruchslos, sehr genügsam. Was er ihr war, läßt sich schwer in ein paar Worten ausdrücken. Ihn ausgenommen, hatte sie nichts und Niemanden. Sie mußte schwärmen, lieben, sich begeistern, um überhaupt leben zu können. Sie untersuchte nicht, ob dieser Mann ihrer Anbetung auch würdig wäre; sie wollte seine Fehler nicht sehen, wollte nicht geheilt werden, wollte nicht auf's Neue verarmen.

„Und was sind Sie ihm?" fragte ich sie einmal, als mir ihre schwärmerischen Reden zu viel wurden. ^ „Er hat mich lieb," gab sie mir zur Antwort. „Er ist sehr gut zu mir."

Er hatte sie lieb! Nun, ich habe ja später erfahren, wie lieb er sie hatte. —

Es lag ihr viel daran, zu erforschen, wie andere Menschen über ihn dachten. Ich konnte ihr nicht helfen, wenn ich aufrichtig gegen sie sein wollte: das Urtheil der Unparteiischen lautete einstimmig ungünstig genug. Trotz seiner scheinbaren Liebe für die armen Klassen war er im Innersten seines Herzens durch und durch aristokratisch gesinnt. Man erzählt sich, daß er der illegitime Sohn eines sehr großen Herrn sein soll . . . Ob dieses Gerücht nun auf Ersindung beruht oder nicht: Eines steht fest, daß er nämlich durch und durch aristokratisch fühlt. Wie Sie Alle wissen, ging und geht er Schulter an Schulter mit jenen feudalen Herren, welche ün Reichsrathe, in Versammlungen und in ihren Zeitungsorganen nicht müde werden, auszuposaunen, daß sie nur das Wohl der armen Klassen im Auge hätten, und dies auch bestätigen, sobald es gilt, dem vermögenden Bürgerstande Eins zu versetzen, was sie aber natürlich nicht abhält, die Armen sofort zu ignoriren, wenn die eigenen Sonderinteressen in Frage kommen. Dr. Dvrner strebte zu jener Zeit ein Mandat für den Reichsrath an, cajolirte die Wähler, that den Arbeitern schon, verwünschte die „Blutausfauger des Volkes," nämlich die Großindustriellen und Börsianer ... und seine Abende verbrachte der Volksmann in adeligen Kreisen, wo er, der angebliche Asket, den Tafelfreuden huldigte, vor großen Herren kroch und sich den schönen Damen zu Füße» legte . . . Mit einem Morte, er war so wie man sein muß, um Carriöre zu machen, uno hat sie auch gemacht, wie Ihnen allen bekannt ist.

Nun werden Sie mich vielleicht fragen, wie es denn möglich war, daß ein hochstrebendes, stolzes, durch und durch ehrliches junges Mädchen an solchem Menschen Gefallen sinden konnte. Darauf läßt sich Einiges antworten. Hedwig war, ungeachtet ihres natürlichen Verstandes, weltunkundig und durchschaute ihn nicht. Sie hielt ihn für das, wofür er sich ausgab, und fuhr, allen entgegenlaufenden Urtheilen zum Trotze, eigensinnig fort, ihr Ideal anzubeten. Dann umgab ihn ja auch der so bestechende Nimbus der Berühmtheit ... er war von schöner, echt männlicher Erscheinung, und daß er liebenswürdig sein konnte, bezweifle ich keineswegs. Bedarf es denn mehr, um einem romantischen, nach Begeisterung lechzenden jungen Weibe den Sinn zu bethören?

Was für eine Rolle sie in seinem Leben spielte, weiß ich nicht genau. So viel ich aus ihren Reden entnahm, achtete er sie und legte einigen Werth darauf, sich ihre begeisterte Anhänglichkeit zu erhalten. Ein ähnliches Gefühl, gleich rein, gleich tief, mochte er wohl noch in keiner Mädchenbrust entzündet haben; und dieses junge Wesen, das ihm so schwärmerisch anhing, zu ihm in sein Haus kam und ihm doch so mädchenhaft keusch gegenüberstand, reizte und interessirte ihn. Uebrigens nahm er sie hin wie etwas, das eben da war, dachte nicht viel über sie nach und gab sich, schöne Worte ausgenommen, blutwenig Mühe, sich der Freundschaft des jungen Mädchens dauernd zu versichern. Wenn Hedwig zu ihm kam, war er gewöhnlich stark beschäftigt, empsing sie nicht selten mit zerstreuter Miene und achtete nur mit halbem Ohre auf das, was sie ihm sagte; aber es freute ihn doch, wenn sie kam. Er ließ sich von ihr unterhalten, horchte ihr, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einem Lächeln zu und sah sie voll Wohlwollen an. Er war um Vieles älter als sie, und das gab ihm gewissermaßen das Recht, eine Art väterlichen Tones gegen sie anzuschlagen. Meistens nannte er sie „mein Kind" und antwortete ihr in so nachsichtiger und freundlicher Weise, als ob er in der That ein Kind vor sich hätte. Vielleicht dauerte sie ihn auch ein wenig . . . aus ihren Worten, aus ihrem ganzen Wesen mußte er herausfühlen, wie es um sie stand. Wie es bei vielen Menschen vorkommt, welche in Verhältnissen leben, denen sie weder sich anzupassen, noch zu entrinnen vermögen, war etwas rührend Unbeholfenes Verlegenes und Schwermüthiges über sie ausgegossen, was in jedem Manne unwillkürlich den Wunsch, ihr zu helsen, sie zu halten und zu führen, wachrief ... Ich will denn in Gottes Namen glauben, daß er leidlich gut zu ihr gewesen ist.. . Aber verstanden oder gewürdigt hat er sie niemals — niemals.

Ich habe zu erwähnen vergessen, daß er vermählt war, sich jedoch von seiner Frau getrennt hatte. Als Katholik konnte er an Wiedervermählung nicht denken, hätte auch, wie ich glaube, keine Lust dazu gehabt. Ueber seine Ehe dachte und sprach man allerhand. Er hatte sich, als er noch jung, arm und unbekannt war, mit einem vermögenden Mädchen aus angesehener Familie verheirathet, und die Mitgift seiner Frau hatte ihn, ermöglicht, seine sich später so erfolgreich entwickelnde Laufbahn anzutreten. Als erster Stein zu dem Gebäude, welches sein Ehrgeiz aufzurichten in, Sinne hatte, waren ihm die Braut und ihr Geld gerade recht gewesen. Dann aber, als er sie nicht mehr brauchte, wurde ihm die Ehefessel unbequem. Er soll seine junge Frau sehr schlecht behandelt haben, sagt man. Sie ist nach mehrjähriger Ehe zu ihren Eltern zurückgekehrt. Da sie sehr zurückgezogen lebte, ihn nicht anklagte und niemals etwas von sich verlauten ließ; er, im Gegentheile, überall zu sehen und zu hören war und Iedermann, der ihm Gehör lieh, erzählte, daß ihn die Verständnißlosigkeit seiner zwar gutmüthigen, jedoch beschränkten Frau halb zu Tode gequält hätte und das; er, so schwer ihm das auch gefallen wäre, sich hätte entschließen müssen, die Ehe zu lösen, weil er an dieser Fessel zu Grunde gegangen wäre: so war es natürlich, daß man ihm Glauben schenkte und er in den Augen der Damenwelt noch interessanter dastand. Durfte man ihn doch als das Opfer eines albernen, verständnißlosen Weibes beklagen und — trösten. Sie wissen ja selbst, wie gerne die Frauen trösten. Uebrigens ließ er das recht bereitwillig mit sich geschehen. Er verstand sich auf die Behandlung der Weiber wie Einer. So einfach war er und bescheiden, that so, als ob noch niemals ein Weib ihn freundlich angeblickt hätte, prahlte nie mit seinen Siegen, über Frauenherzen, wußte einer Ieden — und das scheinbar ganz absichtslos — schöne und angenehme Dinge zu sagen, so daß Alle für ihn schwärmten. Seine männliche Schönheit trug auch nicht wenig zu seinen zahllosen Eroberungen bei . . . Welchen Platz wollte die arme Hedwig in dem mehr als ausgefüllten Leben dieses Mannes sich erzwingen! Er brauchte sie ja gar nicht . . .

Mit der Zeit wurde sie auch weniger genügsam, weniger zufrieden mit ihm. Oft beklagte sie sich recht bitter darüber, daß er so wenig Zeit für sie hätte, ihr so geringe Aufmerksamkeit schenkte. Manchmal zankten sie auch; sie machte ihm Vorwürfe, wollte ihn anders haben und wurde ihm dadurch unbequem. Einmal war sie ganz besonders traurig. „Was haben Sie?" fragte ich sie. „Ich bin ihm gestern in einem Concerte begegnet," antwortete sie mir. „Es waren eine Menge seiner Bekannten da, und da hatte er natürlich keine Zeit für mich. Allen gab er die Hand, mit Iedem wechselte er ein paar Worte — nur für mich hatte er nichts Anderes als einen stummen Gruß. Ich habe Kufs Neue erkannt, daß Alles mich von ihm trennt, daß es besser für mich wäre, wenn ich ihn nie gefunden hätte." Trotzdem hing sie mit unveränderter, fanatischer Treue an ihm . . . „Ich weiß doch, daß er lebt," sagte sie ein anderes Mal zu mir, „daß ich an ihn denken, mich im Geiste mit ihm beschäftigen kann. Ich vermag den Gedanken, daß ich ihn verlieren, daß er sterben könnte, nicht auszudenken. Ich glaube, daß ich sterben müßte, wenn ich ihn verlöre." — Armes Kind! So betrügen und belügen sich die Ehrlichsten, reden von Schwärmerei, Freundschaft, Neigung, Sympathie, möchten neue Ausdrücke ersinnen, um nur den einen, einzig richtigen, zu umgehen — und schließlich ist es doch immer wieder die alte Geschichte. Hedwig hielt zwar auch jetzt noch an ihrem Selbstbetrug fest und konnte ganz zornig werden, wenn ich ihr anzudeuten wagte, daß ihr Gefühl für diesen Mann Liebe, echte, tiefe, leidenschaftliche Liebe geworden sei. „Nein! nein!" rief sie dann. „Ich liebe ihn mit einer ganz anderen Liebe als derjenigen, welche Sie meinen. Würde ich sonst so entrüstet sein, wenn er versucht, einen anderen, zärtlicheren Ton gegen mich herauszukehren?"

„Versucht er das?" fragte ich höhnisch und mitleidig zugleich.

„Er wird es nicht wieder thun," sagte sie und wurde dunkelroth. „Ich habe ihn zwar neulich sehr böse gemacht, weil ich ihn nicht grade freundlich in die Schranken wies . . . aber er wird es gewiß nicht wieder thun."

„Amen!" sagte ich. „Er weiß nicht, was er aus ihr machen soll," dachte ich bei mir. „Sein Weib kann sie nicht werden, und ihm als Spielzeug zu dienen, dazu ist sie sich zu gut. Das aber versteht er wahrscheinlich nicht . . . Nun! wenn sie einmal über diesen Punkt zu zanken angefangen hallen, wird das Verhältniß bald zu Ende sein. Er wird nicht nachgeben wollen und sie hoffentlich ebenfalls nicht, und damit ist es aus. Gott gebe es!"

Es kam auch so — nur anders, als ich gewünscht und erwartet hatte.

Bald darauf brachte ich einen Abend in ihrem Hause zu. Wir sprachen nach dem Abendessen weitläusig über ein Ereigniß, welches zu jener Zeit die Bewohner Wiens in hohem Grade beschäftigte. Es hätte — nach längerer Pause — wieder einmal Einer gehängt werden sollen. Der dem Galgen Verfallene, ein ruchloser, kein Mitleid verdienender und keines erweckender Raubmörder, hatte das sensationslüsterne Publicum um ein heiß ersehntes Schauspiel betrogen- er war an den schwarzen Blattern erkrankt und in der Nacht vor seiner Hinrichtung dieser Krankheit erlegen. Jn der Abendzeitung stand über „die letzten Stunden des Verbrechers" ein Langes und Breites geschrieben. Hedwigs Bruder las uns einige Stellen aus diesen Berichten vor . . . mich interessirte der Fall sehr wenig: ich zog es vor, Hedwig zu betrachten, welche auch ihrerseits dem Vortrage keine Aufmerksamkeit schenkte und mit tief gesenktem Haupte an einer Handarbeit stichelte. Plötzlich aber fuhr sie zusammen, ließ die Stickerei in den Schoß fallen und hob den Kopf in die Höhe. Verwundert horchte auch ich auf.

„Am Abende," las Hedwigs Bruder vor, „begehrte der Mörder, noch einmal seinen Vertheidiger, Herrn Dr. Paul Dorner, zu sprechen: er hätte ihm noch eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Der berühmte Vertheidiger war menschenfreundlich und hochherzig genug, dem Rufe eines Sterbenden Folge zu leisten, und verfügte sich unverzüglich in die Zelle des Verbrechers. Da jedoch ereignete sich etwas Unerhörtes, Unglaubliches. Man hatte erwartet, der Mörder würde seinem Vertheidiger für die ihm erwiesene aufopfernde Thätigkeit ein Wort des Dankes sagen oder ihm eine letzte Bitte vortragen wollen. Aber diese Vermuthungen

erwiesen sich als vollkommen irrig. Als der sterbende Verbrecher seines Vertheidigers ansichtig wurde, winkte er ihn zu sich heran, haschte nach seiner Hand und zog ihn zu sich herab. „Es freut mich," röchelte er und zwinkerte mit den Augen, „daß ein so großer, so berühmter Herr sich wegen eines so armen Teufels, wie ich einer bin, so viel Mühe hat geben müssen; und das für nichts und wieder nichts. So — das habe ich Jhnen noch sagen wollen; und hoffentlich habe ich Sie angesteckt! Jetzt können Sie wieder gehen." — Dieser unerhörte Cnnismus und diese Rohheit haben allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Jm Laufe des heutigen Tages haben sich bei Herrn Dr. Dorner viele Personen eingefunden, die Erkundigungen einzogen, ob er sich ganz wohl besinde. Mit Genugthuung können wir unseren Lesern die Mittheilung machen, daß der berühmte Vertheidiger sich bis zur Stunde eines ungetrübten Wohlseins erfreut."

Jch sah Hedwig an. Sie war erschreckend bleich geworden.

„Diesem Dorner geschieht schon recht," sagte ihr Bruder. „Der Mensch hat unverschämtes Glück und macht immer von sich reden. Zu diesem Blatternkranken ist er auch bloß gelaufen, weil der Kerl ein zum Tode Verurtheilter war und die Heldenthat des Herrn Vertheidigers darum in den Blättern breitgetreten wird . . . Wenn der Verstorbene irgend ein obscurer, ehrlicher armer Teufel gewesen wäre, würde dieser Reclameheld sich wohl gehütet haben, seine kostbare Person solcher Gefahr auszusetzen."

Ich warf einen Blick auf Hedwig. Keines von den Ihren wußte um ihren Verkehr mit Dr. Paul Dorner. Sie schaute den Bruder von der Seite an, sprach jedoch kein Wort. Sie hörte ja auch nichts Neues durch ihn. Alle Welt sprach in ähnlicher Weise von ihrem Gotte. — Als ich mich empfahl, gab Hedwig mir das Geleite.

Sie sieberte förmlich. „Ich möchte am liebsten noch heute hin zu ihm," flüsterte sie mir zu.

„Jetzt, um elf Uhr in der Nacht?" rief ich aus. „Kind, kommen Sie doch zu sich!"

„Immer und ewig diese Rücksichtnahme auf die Welt und deren alberne, heuchlerische Sitten und Formen", murmelte sie händeringend. „Es ist zum Verzweifeln."

„Sie hörten doch, daß er wohlauf ist," bemerkte ich.

„Vielleicht ist er es jetzt nicht mehr," entgegnete sie.

„Nun, und wenn dem so wäre? In die Nähe eines Blatternkranken würde man Sie doch nicht lassen."

Zie zauderte, schwankte, war sehr unglücklich.

„Gehen Sie in Gottes Namen morgen zu ihm," sagte ich. Sie fügte sich endlich, und ich versprach ihr, sie morgen Abends zu besuchen, um aus ihrem Munde zu hören, wie sie den Freund gefunden hätte. In Wahrheit war ich seinetwegen vollkommen unbesorgt... um einen guten Menschen würde ich gezittert haben. Um den hegte ich keine Angst. Sie wäre auch unbegründet gewesen; denn, wie Sie wissen, lebt der Mann heute noch.

Wie es nicht anders zu erwarten stand, eilte das junge Mädchen am nächstens Tage zu ihm hin. Ich kannj Ihnen diese Begegnung genau wiedergeben, denn Hedwig hat sie mir wortgetreu erzählt.

Der Diener, dem sie ihre Karte eingehändigt hatte, brachte ihr die Meldung, daß der Herr Doctor augenblicklich beim Speisen wäre, sie jedoch bitten ließe, einzutreten und ein wenig zu warten: er würde bald kommen.

An seine Kanzlei stieß ein elegant möblirtes Gemach, sein Empfangszimmer, in welches Besucher, die in nicht rein geschäftlichen Angelegenheiten zu ihm kamen, geleitet wurden. In dieses Zimmer verfügte sich Hedwig, trat ^an's Fenster und ischaute auf die Straße hinab. Minute um Minute verstrich. Auf der Straße gab es nicht viel zu sehen; das junge Mädchen verließ den Fensterplatz bald wieder und blickte, um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, im Gemache umher. Zum ersten Male siel ihr die rafsinirte Eleganz und Weichlichkeit der Einrichtung desselben auf. „Wenn man nach den Möbeln auf den Charakter des Inwohners schließen soll," dachte sie, „so würde man von ihm keine sehr günstige Vorstellung erhalten". Es war so recht das Boudoir des eitlen, verhätschelten schönen Mannes. An einer Wand sein Portrait in Oel gemalt, in einer Ecke seine lebensgroße, aus Bronce gegossene Büste, auf einem Tische mehrere Photographien von ihm, umgeben von kunstvoll gearbeiteten Rahmen. .. Wohin man blickte, kleine gestickte Teppiche, Sopha- und Fußkissen, Tischdecken und andere von Frauenhand verfertigte Arbeiten — ohne Zweisel lauter Geschenke dankbarer Clientinnen und anderer zärtlicher Freundinnen ... im Gemache eine eigenthümlich duftende, einschläfernde Atmosphäre, wie sie sich in Räumen sindet, wo weiche, schwere Stoffe, Teppiche und Blumen in Menge vorhanden sind . . . Wer Alles mochte schon hier auf ihn gewartet, ihn herbeigesehnt, mit ihm geplaudert haben, wer mochten alle die Damen sein, welche ihn mit den vielen zierlichen Handarbeiten beschenkt hatten? Tiefe Niedergeschlagenheit, uneingestandene Eifersucht, das drückende Gefühl des Ueberftüssigseins bemächtigten sich des armen Mädchens; sie hätte weinen, fliehen mögen und war doch wie festgebannt . . . Die Stirn schmerzte sie, sie setzte sich auf ein Sopha und dachte, dachte . . . Still war es um sie her, ganz still. Ihr Kopf sank tiefer und tiefer, ihre Augen schlössen sich. . . .

„Nun, mein Fräulein, schlafen Sie etwa?" fragte plötzlich eine hellklingende Männerstimme neben ihr. Sie schrak empor aus ihrem Halbschlummer, fuhr sich verwirrt über die Augen . . . Der weiche Fußteppich hatte den Schritt des Eintretenden so gedämpft, daß sie ihn nicht hatte kommen hören. Nun stand er neben ihr und reichte ihr mit einem Lächeln die Hand hin. „Führt Sie etwas Besonderes her zu mir? Oder sind Sie nur gekommen, um ein wenig mit mir zu plaudern?" fragte er dabei. Sie sagte ihm, was sie hergeführt hätte, daß sie sehr besorgt gewesen wäre seinetwegen und ihn hätte sehen müssen. Ihre sichtbare Bewegung, die Angst, welche aus ihren treuherzigen Augen sprach, rührten ihn.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," sagte er in herzlichem Tone und drückte ihr die Hand. „Sie sind die einzige Dame, welche sich in meine Nähe getraut . . . Ueberall, wo ich seit gestern anklopfe, wirft man mich hinaus. Fürchten Sie sich denn nicht?"

„Nein," sagte sie ruhig. „Ich habe nur für Sie gefürchtet." Er setzte sich zu ihr auf's Sopha, nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie leise.

„Ich habe bis jetzt nicht geglaubt, daß ich Ihnen so viel gelte," sagte er. „Sie sind immer gleich so streng gegen mich, daß mir oft zu Muthe war, Sie müßten eine Ruthe bei sich haben und mir damit auf die Finger klopfen. Waren Sie im Ernste in Sorge um mich?"

„Warum würde ich es sonst sagen, und weshalb wäre ich hier?" entgegnete sie. „Ja, warum würde ich denn überhaupt zu Ihnen kommen, wenn ich nicht Freundschaft und Theilnahme für Sie hätte? O! daß Sie mich verständen! Ich habe mich immer nach einem Freunde gesehnt, nach einem Manne, zu dem ich emporsehen, den ich bewundern, von dem ich lernen könnte, und der es gut mit mir meinte ... Ich habe diesen Freund in Ihnen gefunden, es thut mir wohl und macht mich glücklich, wenn ich mit Ihnen sprechen, Ihnen sagen darf, was ich denke und fühle und wünsche und hoffe, und wenn Sie mich anhören, mir rathen, mich aufklären über Dinge, die mir unklar sind, und mir Ihre Theilnahme schenken, lassen Sie aber, ich bitte und beschwöre Sie, nichts in unseren Verkehr treten, was dessen kameradschaftliche Unbefangenheit trüben könnte. Ich will nicht, daß Sie mir, wie man es nennt, den Hof machen; ich will nichts als Ihr Freund, Ihr Kamerad sein. Stellen Sie meine Zuneigung für Sie auf welche Probe immer — ich werde jede bestehen. Nur lassen Sie meinen Glauben an Sie, an die Echtheit Ihrer Gesinnung für mich unangetastet. Ieder Zweifel, jede Enttäuschung würde mich tief unglücklich machen, und das werden Sie doch nicht wollen!"

Er schaute sie an. prüfend und nachdenklich zugleich.

„Sie sind ein eigenthümliches Mädchen," sagte er hierauf. „Worüber beklagen Sie sich denn? Ich habe Sie gebeten, in mein Haus zu kommen; Sie kennen mich nun schon fast drei Iahre lang . . . Habe ich jemals Unrechtes von Ihnen verlangt? Sie dürfen eben nicht in jeder, selbst der unschuldigsten Zärtlichkeitsbezeugung, wie ich sie auch meinen männlichen Freunden zu Theil werden lasse, etwas Unrechtes sehen. Ich bin eine warmfühlende, spontane Natur und vollkommen harmlos. Ihr Mißtrauen gegen mich ist deshalb recht kränkend und beleidigend. Aber ich will über diesen Punkt kein Wort weiter verlieren. Sie haben durch Ihr heutiges Kommen bewiesen, daß Sie mir wirklich gut sind, und so will ich über alle Ihre kleinen Schrullen und Charakterhärten gern einen Schleier breiten."

„Wenn ich nur wüßte, ob Sie, sind, wie Sie sich vor mir geben!" sprach Hedwig und schaute ihm tief in die Augen.

„Was meinen Sie damit?" fragte er mit einem Anfluge von Ungeduld. „Was ist Ihnen denn wieder nicht recht an mir?"

„Die Menschen urtheilen so ... so ungünstig über Sie," sprach Hedwig zögernd weiter. „Ich verehre in Ihnen den unbestechlichen, wahrhaften und getreuen Volksfreund. Sind Sie das wirklich? Es wäre Barmherzigkeit, wenn Sie ehrlich gegen mich sein wollten. Wenn Sie mir sagen: die Welt hat Recht, ich spiele den Volksfreund nur, um Carriöre zu machen, so wird mich das schmerzlich berühren, wird mich enttäuschen — aber ich werde wenigstens wissen, woran ich bin. Alles würde ich leichter ertragen, als die Erkenntniß, daß Sie vor mir geheuchelt haben. Iemandem, der es so treu mit Ihnen meint, wie ich es thue, werden Sie in diesem Leben kaum ein zweites Mal begegnen. Darum seien Sie ganz ehrlich gegen mich, das sind Sie mir wahrhaftig schuldig."

„Sie sagen mir da angenehme Dinge," versetzte er stirnrunzelnd. „Sie nennen sich meine Freundin und glauben doch Alles, was Bosheit, Mißgunst. Neid und müßiger Klatsch über mich ersinnen. Was sagen denn die Leute über mich? Daß ich ein ehrgeiziger, selbstsüchtiger Streber sei? Das haben die Menschen noch von jedem ehrlich kämpfenden, von Menschenliebe beseelten Manne gesagt. Wer wird sich darum kümmern? Thoren vielleicht — aber doch nicht ein vernünftiges Mädchen, wie Sie eines sind."

Sie glaubte ihm, weil sie ihm nur zu gern glaubte. — Und warum auch sollte just die Welt Recht haben? Bestimmte Anklagen konnte ja Niemand wider ihn erheben — man sprach nur so im Allgemeinen schlecht über ihn und seinen Charakter ... und was bewies denn das? Und wie gütig und nachsichtsvoll es von ihm war, ihr auf alle diese sinnlosen Beschuldigungen hin Rede und Antwort zu stehen! Ein Anderer würde längs, schon die Geduld mit ihr verloren und ihr gesagt haben: „Wenn Sie immer etwas an mir zu tadeln sinden, dann lassen Sie mich doch in Frieden und sehen Sie sich lieber nach einem anderen, Ihnen besser zusagenden Freunde um."

„Sie sind mir nicht böse, nicht wahr, nein?" fragte sie beinahe schüchtern und streckte ihm zaghaft die Hand hin. Er gab ihr einen ganz leichten Schlag auf die Finger.

„Von Ihnen bin ich schon gewöhnt, solche Strafpredigten zu hören," versetzte er lachend; „ich will diese zu ihren Vorgängerinnen legen. Aber im Ernste gesprochen: wenn ich Ihnen nicht gut wäre, müßte ich anfangen, Ihnen böse zu werden."

„Sind Sie mir wirklich gut?" fragte sie mit tiesem Ausdrucke.

Er rückte näher an ihre Seite und schlang leise den Arm um ihre Schultern. Unwillkürlich machte sie.eine Bewegung, wie um seinen Arm abzuschütteln . . . Das entging ihm nicht, er lachte abermals und sagte leichthin: „Mein Gott, wie nervös Sie sind! Können Sie mir denn nicht ein ganz klein wenig gut sein?"

Sie sagte nichts weiter und rührte sich auch nicht, um ihn nicht neuerdings zu erzürnen. Er zog sie näher an sich und lehnte seine Wange an die ihre. „Darf ich meiner kleinen Hedwig zeigen, wie lieb ich sie habe?" flüsterte er in ihr Ohr.

Einen Augenblick lang wogte das Verlangen in ihr auf, ihm um den Hals zu fallen und ihm zu sagen ... ja was? Daß sie ihn liebe? Was aber dann? Wohin würde das führen? Es durfte, konnte ja nicht fein; nicht etwa weil die Moral vielleicht ein schiefes Gesicht dazu gezogen hätte — wohl aber, weil Hedwig sich ganz gut bewußt war, daß dieser Mann keine Ahnung hatte, was und wieviel er ihr mit der Zeit geworden war. Er war ein Mann. Hätte er's gewußt, würde er seine Macht ohne Zweifel mißbraucht haben, und das Ende davon wäre ihr Elend gewesen. Sanft drängte ne ihn von sich und schaute mit traurigem Blick in seine Augen.

„Wenn ich Ihre Freundschaft für mich jemals auf die Probe stellen sollte," sagte sie. „würden Sie die Probe bestehen?"

„Was verlangen Sie von mir?" fragte er und schaute sie einigermaßen beunruhigt an.

„Nichts," antwortete sie trübe. „Aber die Zeit dafür könnte kommen. Wird Ihre Freundschaft dann Stand halten?"

„Gewiß," sagte er zuversichtlich. Er schien froh zu sein, daß sie nicht sofort eine Probe seiner Freundschaft begehrte.

„Wenn ich zum Beispiel," begann sie von Neuem (abermals wurde sein Blick unruhig, sast ängstlich), „wenn ich von Ihnen forderte, einmal einen Abend in meiner Gesellschaft zu verleben? Ich möchte einmal länger und ungestörter, als es hier fein kann, mit Ihnen sprechen . . . auch möchte ich Sie gern mit einem meiner Freunde bekannt machen. Wollen Sie mir ein paar Stunden schenken und einen Abend mit mir und meinem alten Freunde zubringen?"

„O! mit dem größten Vergnügen," sagte er sehr rasch und sehr bereitwillig. Es wurde von außen an die Thür geklopft. „Nur müssen Tie sich ein wenig gedulden," fuhr er mit einem Blick nach der Thür fort und erhob sich. „Für die nächsten Wochen habe ich durchaus keine freie Zeit . . . Herein!"

Sein Diener zeigte sich auf der Schwelle. Irgend Iemand wünschte den Herrn Doctor zu sprechen.

„Es ist gut, ich komme gleich," sagte dieser. Der Diener zog sich wieder zurück.

„Auf.diese Weise geht es den ganzen Tag fort," sprach der Vertheidiger zu Hedwig gewendet, welche aufgestanden war. „Ich gehöre nicht eine Viertelstunde mir selber an."

„Ich gehe schon," sagte Hedwig. „Weiß ich doch, daß Sie für mich niemals Zeit haben."

„Nun! nun!" versetzte er ungeduldig. „Machen Sie mir nicht schon wieder Vorwürfe. Ein Mann der Oeffentlichkeit hat für sich und seine persönlichen Freunde am allerletzten Zeit. Das ist zwar nicht angenehm, läßt sich

jedoch nicht ändern."

Er geleitete sie bis an die Thür und nahm dann hastig Abschied von ihr — und sie stieg langsam, langsam die mit Teppichen belegten Stufen hinab. Ihr war unerträglich öde, schwer und trostlos zu Muthe. Nie, nie würde ihr dieser Mann das kleinste Opfer bringen, ihr jeden echten, vollgültigen Beweis von Freundschaft immer schuldig bleiben. Stets würde sie geben müssen, ohne jemals etwas dafür zu empfangen. Warum beschied sie sich nicht und nahm ihn so hin, wie er nun einmal war? Sie hätte am liebsten geweint.

Und doch hatte sie, wie sie mir dann am Abende bekannte, auf dem Heimwege die Empfindung gehabt, ob etwas Großes, Entscheidendes einNord „nd S,',d. l.tt, l«. 20

treten müßte, als ob es so, wie es jetzt stand, unmöglich enden könnte. Es war dies nichts Anderes als das jähe Hoffen eines leidenschaftlichen jungen Herzens, das sich über seinen eigenen Zustand endlich klar geworden ist, sich nicht mehr mit Halbem begnügen will und das nicht eher zur Ruhe kommen kann, als bis es entweder Alles gewonnen, oder Alles verloren hat.

Am Abende war ich mit ihr allein. Ihre Familie hatte sich irgend' wohin begeben.

„Warum haben Sie sich Ihren Leuten nicht angeschlossen?" fragte ich sie. s

„Erstens, weil ich wußte, daß Sie zu mir kommen würden," gab sie mir zur Antwort; „zweitens, weil sich die Meinen ohne mich Keffer unterhalten — und drittens endlich, weil ich mich nicht ganz wohl fühle."

Sie saß am Ofen und hielt sich die Kniee mit den in einander geschlungenen Fingern. Ich meine noch, sie zu sehen. Ihr Gesicht war auffallend blaß.

„Ist Ihnen wirklich unwohl?" fragte ich sie einigermaßen besorgt.
„Ia," versetzte sie. „Es mag in Folge der Aufregung sein."
Sie sprach wie Iemand, der sich erschöpft fühlt, mit matter,
schleppender Stimme.

„Es wäre doch seltsam," begann sie nach einer Stille wieder.
„Was wäre seltsam?"

„Wenn ich die Blattern bekäme! Diese Krankheit ist sehr anstecken!). Ost genügt dazu, daß man bloß in die Nähe eines Menschen kommt, ver kurz vorher mit einem Blatternkranken verkehrt hat."

„Unsinn!" rief ich aus. Aber merkwürdig! sie sprach nur aus, was ich soeben selber gedacht hatte.

„Das hätte ich ihm zu verdanken," fuhr sie fort. „Er wäre zwar ganz unschuldig daran ... Ob er sich es aber dennoch ein wenig zu Herzen nehmen würde?"

„Denken Sie lieber gar nicht daran," bat ich sie.

„Ich denke auch nicht ernsthaft daran. Es siel mir nur so bei." Sie hielt inne, lächelte sonderbar und schaukelte den Oberkörper leise hin und her.

„Worüber sinnen Sie nach?" fragte ich beklommen.

„Wie doch jede Freude bezahlt werden muß —" erwiderte sie. ,^Zn der ersten Zeit war ich so glücklich über meinen Verkehr mit einem hervorragenden Manne ... er war meine geistige Nahrung, dieser Berkehr . . . Niemand wußte davon. Ich habe den Meinen nichts erzählt, weil ne mich nicht verstanden, mich vielleicht getadelt hätten . . . nicht aus Furcht oder Geheimnißkrämerei habe ich geschwiegen. Ich hatte ja nichts Schlimme? zu verbergen. Aber mit d^'r Zeit bin ich anders geworden . . . habe zu viel an ihn gedacht ... So reine, wunschlose Verhältnisse zwischen einem Manne und einem Mädchen gehören wohl in's Bereich der Träume. Seit Kurzem bin ich aus meinem schönen Traum erwacht. O, könnte ich wieder träumen!"

„Wenn Sie sich Anderem zuwenden, sich mit anderen Dingen beschäftigen wollten." rieth ich.

„Womit?" entgegnete sie. „In meinem Hause bin ich wie eine Fremde und die Welt, das Leben sind einem armen, bürgerlichen, ernsten Mädchen so gut wie verschlossen. Ia, wenn ich einen mich ausfüllenden Beruf, oder wenn ich Menschen hätte, denen ich nothwendig wäre. Meine Familie braücht mich nicht, ich stehe ihr vielmehr im Wege. Und was ich thun und leisten kann ... Du guter Gott! Das ist doch nicht derart, um ein krankes Herz und cine unbefriedigte Phantasie von etwas abzulenken." Sie seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Entweder sollte man in irgend einer Beziehung hervorstechend sein, oder entschieden zum Mittelgute gehören," sprach sie vor sich hin. „Aber die Armen, welche zwischen dem Einen und dem Anderen hin und herschwanken und weder das Eine noch das Andere sind, die sind die echten, rechten Stiefkinder auf dieser Erde."

Sie sah so leidend aus und sprach nnt so schwacher Stimme, dasi ich es für geboten hielt, sie allein zu lassen.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte ich sie noch einmal.

„O! recht elend!" antwortete sie gleichgültig. „Ich glaube, daß ich Fieber habe. Besuchen Sie mich morgen wieder — ja?"

Ich versprach es ihr und entfernte mich.

Am anderen Tage, als ich mich gegen Abend bei ihr einfand, traf ich sie auf dem Sopha liegend an.

„Ich weiß nicht, was dem Mädchen ist," empsing mich ihre Mutter eher ärgerlich als besorgt. „Sie siebert und hat Ueblichkeiten aller Art ... Ein rechtes Kreuz habe ich mit ihr. Meine jüngere Tochter ist immer frisch und wohlauf."

Ich setzte mich zu ihr und erbot mich, ihr Gesellschaft zu leisten, damit die Mutter ihrer häuslichen Beschäftigung nachgehen könne.

„Ich glaube, daß es Ernst wird," flüsterte mir Hedwig mit einem fast verlegenen Lächeln zu. „Es ist wirklich geschmacklos, ein solcher Unglücksvogel zu sein. Geschmacklos und störend zugleich. Die Anderen müssen am Ende die Geduld mit mir verlieren."

„Nicht doch!" wehrte ich ab. „Das sind Hirngespinste."

„Sie werden ja sehen," sprach sie und schloß müde die Augen.

Zwei Tage später konnte kein Zweifel mehr bestehen. Sie war an den Blattern erkrankt. Die Krankheit trat mit bösartiger Heftigkeit auf.

Damit die Kranke nicht in's Blatternspital überführt werden müsse, vertuschte man den Fall im Hause so gut es angehen wollte. Jhr Vater und ihre Geschwister wohnten außer dem Hause, bei Verwandten, die Mutter hielt bei ihr aus und pflegte sie. Nicht mit allzuviel Liebe. Sie konnte der Kranken die Störung, welche diese wider Willen verursachte, nicht ganz verzeihen, auch dachte Niemand von den Jhren an ernstliche Gefahr; vielleicht darum nicht, weil ihre Liebe für Hedwig keine sehr große war.

Jch besuchte sie zweimal am Tage. Ein einsamer, alter Junggeselle, dem Niemand nachweinen wird, braucht einer ansteckenden Krankheit nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen. Auch liebte ich dieses Kind fast so, als ob sie meine Tochter wäre. Wäre ich reich gewesen, so würde ich sie zu mir in's Haus genommen haben. Aber ich lebte in den bescheidensten Verhältnissen ... so konnte ich denn nichts Anderes thun, als sie in ihrer Krankheit als alter, väterlicher Freund besuchen.

Tapfer und geduldig trug sie ihre großen Leiden. Wenn sie auch nicht zu leben verstanden hatte: zu sterben wußte sie — ohne Aufhebens und ohne Phrase. Manchmal sah sie mich mit den sieberglühenden Augen starr und lange an und bewegte die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte . . . „Haft Du einen Wunsch, Hedwig?" fragte ich sie einmal. Seit sie krank geworden, nannte ich sie Du. Jch hätte nicht anders können — so nahegerückt war sie mir durch ihre Leiden, so unaussprechlich theuer geworden.

Auf meine Frage nickte sie mühsam mit dem Kopfe.

„Schreiben . . . schreiben . . ." flüsterte sie.

„Was schreiben? Soll ich einen Brief für Dich schreiben?"

„Ja."

„An wen?"

Sie zögerte, wandte das Gesicht zur Seite. . . .
„An Dl'. Dorner, nicht wahr, mein Kind?"
Sie sagte nichts darauf.

„Nun denn," sprach ich mit Ueberwindung. „Was willst Du ihm sagen lassen?"

Jch hatte ein Tischchen und Alles, was man zum Schreiben brougl an ihr Bett gebracht.

Mit verlöschender Stimme dictirte sie mir:

„Was ich für Sie befürchtete, hat mich ereilt. Ich glaube, daß ich die Blattern habe, und glaube, daß es schlecht um mich steht. Wollen Sie mir noch einmal die Hand drücken, mir noch einmal sagen, daß Sie mir ein Freund gewesen sind? Ich erwarte Sie.

Jhre Hedwig."

„Meine Adresse hinzusetzen," murmelte sie. „Er weiß vielleicht nicht wo ich wohne."

Ich setzte denn noch die Adresse unter das kurze Schreiben und schloß den Brief.

Ich habe ihn selbst auf die Post getragen, habe ihn selbst einschreiben lassen, damit er sicher in die Hände desjenigen gelange, für welchen er bestimmt war. Die Post hat auch ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan und das Schreiben richtig an seine Adresse befördert. Nur die Antwort darauf traf nicht ein; am nächsten Tage nicht und auch am zweiten und dritten nicht.

Wie lang ist so ein Tag, zugebracht auf dem Krankenlager, in peinigender, vergeblicher Erwartung! Im Anfange, wenn ich kam, befragte ich sie: Ist er hier gewesen? Hat er geschrieben? Am dritten Tage fragte ich nicht mehr. Briefe dieser Art beantwortet man entweder umgehend oder überhaupt nicht. Ich sah sie bloß an, wenn ich an ihr Lager trat — und ihr Blick, ihr erstorbener, hoffnungsloser Blick war mir Antwort genug.

„Soll ich noch einmal schreiben?" fragte ich am vierten Tage. Sie schüttelte bloß das Haupt. Sie hatte ja Recht: wer einen solchen Brief ohne Antwort läßt, beantwortet auch den zweiten nicht.

Wir sprachen auch nicht über die Sache. Beredter als alle Worte war ihr dumpfes, trostloses Schweigen. Wenn ich an dieses hartnäckige Stummsein denke .... an die sieberhafte, qualvolle Erwartung in den ersten Tagen, an das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, welches darauf folgte, und endlich an das Ende — die Gewißheit: er kommt nicht, er weiß, daß Du im Sterben liegst, und kommt — nicht . . . genug! Sogar heute noch überläuft es mich, wenn ich an all das denke. „Wenn Du Dich aussprechen wolltest," bat ich sie einmal. „Wozu?" entgegnete sie. „Es ist ja ohnehin Alles aus. Ich sterbe und er wird weiterleben — wird vergnügt weiterleben und niemals an mich denken . . . Das Lied ist also zu Ende."

„Noch bist Du nicht todt. Du bist jung, kannst genesen. Feig und herzensroh, wie der Mann sich Dir gezeigt hat, wirft Du ihn vergessen."

„O ja!" sprach sie bitter. „Ich bin jetzt schon geheilt, wenn anders man eine solche Enttäuschung Heilung nennen kann. Es giebt ja Kuren, welche wohl das Uebel beheben, jedoch den Körper verwüsten auf Nimmerwiedergenesen. . . Gesund werden und weiterleben? Wofür? Zu welchem Zwecke? Gott ist mein Zeuge: ich sterbe gern."

Sie wollte nicht gesund werden. Mit Wollust gab sie sich der Verheerung der furchtbaren Krankheit hin. Nicht der leiseste Kampf, um das fliehende Leben zurückzuhalten. Ihr ganzes Wesen strebte der Zerstörung, der Erlösung zu. Kann man den, armen Kinde das verargen? Nach einer so grausam vernichteten Illusion wünscht auch der gesunde Mensch so leicht den Tod herbei. Ieder von uns weiß, was es ist und wie es thut, wenn wir, mit solch einer zerschellten, in die Brüche gegangenen Hoffnung in

der Brust, am Morgen erwachen und den jungen Tag verwünschen, der uns als Erstes die zerstampfte Hoffnung vor die Augen hält . . . Wie verschärft wird aber dieser Lebensüberdruß erst, wenn wir, nach schlafloser Nacht, aus einem Schmerzenslager den Tag anbrechen sehen und uns sagen müssen: dieser verlorene Traum war dein letzter Traum auf Erden; von dieser Erinnerung begleitet, wirst du von dannen gehen . . . Nein! ich wundere mich nicht, daß sie genug hatte vom Leben und von den Menschen.

Kurz vor ihrem Hinscheiden winkte sie mich zu sich. Die Ihren, welche nun endlich an die Gefahr glaubten, heulten im Nebenzimmer. Ihr Schmerz äußerte sich zu laut, um von Dauer sein zu können. Mit dem Schmerze ist es wie mit dem Wasser: nur die stillen sind gewöhnlich auch tief.

Ich beugte mich auf die Sterbende herab.
„Was willst Du, mein Kind?"

„Abschied nehmen . . . Ihnen danken für Alles ... Ich hatte keinen Freund als Sie."

„Und die Ihren?"

„Ich werde ihnen nicht fehlen. O! sich sagen müssen: Du wirst Niemandem fehlen!"

„Mir, mir wirst Du fehlen!" rief ich unter Thränen.

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Ich bin nicht an meinem Platze gewesen ... das war mein Unglück. Ich war nicht besser, nur anders als meine Umgebung, und so habe ich gelebt, Niemandem zur Freude und mir selbst zum Leide. Und das Irrlicht, das ich für einen Stern gehalten habe, lockt mich nun in das Grab. Und doch ist es dieser falsche Stern gewesen, der mir Stunden des Glückes vorgelogen hat .. . Es war nur Lüge . . . schön ist's aber doch gewesen. Wenn ich nur das Ende des Traumes mir aus dem Gedächtnisse löschen könnte! Der Gedanke daran thut so entsetzlich wehe."

Sie deutete mit der Hand auf ihren kleinen, dürftig bestellten Bücherschrank.

„Du willst ein Buch haben?" fragte ich.

„Ja .... um das Häßliche zu vergessen. Betty Paoli's Gedichte will ich haben."

Ich suchte und fand das Gewünschte.

„Lesen Sie mir eines der Gedichte noch einmal vor," flüsterte sie mit brechender Stimme. „Da, auf den Seiten, zwischen welchen das Buchzeichen liegt, steht das Gedicht. „Wen einmal du geliebt" ... so fängt es an."

Ich fand das Gedicht und las es ihr vor. Seitdem weiß ich es auswendig.

„Wen einmal du geliebt, der sei kür alle Zeit,
Wie er auch immer sei, dir heilig und geweiht.
Ob er der Liebe, die dn einst für ihn getragen.
Auch Werth gewesrn sei, das hast du nicht zu fragen,

Sicht doch das Eine fest: du hast ihn einst geliebt!
Das itt's, was ihm ein Recht, ein cw'ges, auf dich giebt.

Wenn eine ird'sche Kron' so große Macht schon hegt,
Daß unverletzlich wird, wer sie auch inmier trägt:

Wie wolltest dn ein Haupt wohl zu verletzen wagen,
Tos einst das Diadem der Liebe hat getragen?"

„Tu hast ihn einst geliebt!" sprach sie leise, als ich geendet hatte. „Jch will ohne Groll von dannen gehen und verzeihen, verzeihen," murmelte sie zurücksinkend.

Das ist ihr Abschied von ihm gewesen.

Seit dieser Stunde hat das Bewußtsein sie verlassen und die Kranks heit allein das Feld behauptet. Vier Tage später haben wir das Mädchen begraben.

5

Mehrere Wochen daraus traf ich in einer Gesellschaft mit jenem Dr. Torner zusammen. Er war sehr lustig und aufgeräumt, die Damen machten ihm in fast aufdringlicher Weise den Hof . . . Endlich gelang es mir, seiner habhaft zu werden und ein paar Worte unter vier Augen mit ihm wechseln zu können.

„Sie haben sich gegen Jemand, dessen Freund Sie sich nannten, nicht sehr freundschaftlich benommen," sagte ich ohne jede Einleitung zu ihm. „Haben Sie nicht vor einiger Zeit einen Brief von Fräulein Hedwig — erhalten?"

Es setzte mich beinahe in Verwunderung, daß er, als ich diesen Namen nannte, bis über die Schläfen erröthete.

„Ja, ich habe ihn erhalten," antwortete er sehr verlegen, machte sich mit seinem Rocke zu schassen und blies ein Stäubchen von dessen Aufschlag. „Aber ich bin so sehr beschäftigt ... und dann wußte ich nicht, wo das Fräulein wohne."

Er wußte das nicht! Und ich hatte die Adresse in dem Briefe angegeben,

„Hoffentlich hat das Fräulein übertrieben, und ihre Erkrankung war keine fo ernsthafte, als sie mir dieselbe hinstellte," fuhr er fort — aber ohne mir in's Gesicht zu sehen, noch immer mit seinem Rocke beschäftigt.

„Das Fräulein hat nicht übertrieben," sagte ich und ließ ihn nicht aus den Augen. „Sie ist vor drei Wochen gestorben."

Er zuckte zusammen, verfärbte sich und schaute mich mit starrem Blicke an.

„Das ist unmöglich!" rief er aus.

„Es ist so, wie ich Jhnen sagte. Sic ist an den Blattern gestorben."

„O! das ist wirklich ungemein bedauerlich," sprach er bereits ziemlick gefaßt. „Wie alt war das junge Mädchen?"

Er sprach so, als ob sie ihm fast fremd gewesen wäre.

„Sie stand im sechsundzwanzigsten Lebensjahre," antwortete ich.

Eine Dame war hinzugetreten und berührte mit dem Fächer seinen Arm.

„Kommen Sie doch, Herr Doctor," sagte sie zu ihm.

„Ja, meine Gnädige, mit dem größten Vergnügen," versetzte er. „Das ist in der That äußerst betrübend," wiederholte er zu mir gewendet, drückte mir gefühlvoll die Hand und entfernte sich eilig, am Arme die Dame mit dem Fächer führend.

Mit Hohn und Verachtung blickte ich ihn, nach . . .

O! ich durchschaute ihn, diesen erbärmlichen, gewissenlosen, von der Reclame, Kriecherei und Heuchelei emporgetragenen Wicht! Wäre Hedwig eine vornehme, einflußreiche Dame gewesen, so würde er gewiß und mit Windesschnelle zu ihr geeilt sein. Aber das arme, anständige Bürgermädchen aufsuchen . . . mein Gott! wozu denn? Nützte ihm das oder konnte es ihm, wenn er's unterließ, Schaden bringen? Keines von Beiden Zum anspruchslosen Zeitvertreib war sie ihm recht gewesen, er würde sie vielleicht sogar mit einer Art von flauer Neigung beehrt haben, wenn sie weniger anständig gewesen wäre... Aber Unbequemlichkeiten haben ihrciwegen, am Ende gar ein Gerede wachrufen, mit ihrer Sippe verkehren, Rechenschaft ablegen müssen darüber, wie er dazu komme, die Kranke zu besuchen ... das Alles war lästig, legte Verpflichtungen auf, konnte falsch gedeutet werden und — förderte die Carriire nicht. Man ignorirt also den unbequemen Brief und sagt dann: Ach! und O!, empsindet vielleicht sogar ein flüchtiges Reuegefühl, schüttelt es schnell wieder ab und spricht nach kurzer Ueberlegung: Es war so am besten; ein Mann, welcher der Oeffentlichkeit angehört, muß vorsichtig sein. Und damit war die Geschichte abgethan.

Als ich jene Gesellschaft später verließ, sah ich den gefeierten Mann wie einen Pascha, umringt von Damen, und hörte ihn schwatzen und lachen. — Jch alter Narr habe, als ich wieder zu Hause war, wie ein Kind um sie geweint!

Die Jhren haben sich binnen Kurzem über ihren Verlust getröstet. Der Sohn ist Beamter geworden, die Tochter hat sich verheirathet. Die ^ücke, welche Hedwigs Tod gerissen, ist längst wieder ausgefüllt. Wie eine Schrift im Sande ist ihr Gedächtniß verwischt worden. Am schnellsten jedoch hat sie wohl derjenige vergessen, den sie am meisten geliebt hai . . . Wenn ich darüber nachsinne, wie sehr sie an diesem Manne gehangen und wie er es ihr vergolten hat, dann kommt mir immer das Wort der heiligen Schrift: „Perlen vor die Säue geworfen" in den Sinn. Wie zwecklos ist da ein reines und schönes Gefühl verschwendet worden — wie eben leider so viel des Edlen und Guten auf dieser Welt! Fast wäre man versucht, den zu bedauern, der so gar nicht im Stande war, eine so seltene Gabe, wie es echte und selbstlose Liebe ist, zu würdigen ... wie arm ist, im Grunde genommen, ein solcher Mensch. Nun! Das schöne Gefühl ist todt, und die, welche es hegte, ist todt, und ich bin wohl der Einzige von Allen, welche sie kannten, der heute noch mit Liebe an sie denkt. Daß gewöhnlich die am treuesten sind, welche nicht helfen, nicht nützen können! Jch bitte Sie, meine Herren, lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen — den Lauf der Welt vermögen wir nun einmal nicht zu ändern.

Elegie.
von

Heinrich Rrusc.

— Bückcburg, —

ringet mir ländlichen Wein, in den Bergen von Tibur gewachs, Daß mich der nämliche Trank labe wie meinen Horaz. Richtet das Mahl mir an beim Tempel der alten Sibylle,

Wo von dem Felsen herab tosend der Anio stürzt. Dreifach rauscht er hernieder, bis schäumend die Wellen sich einen,

Und ihr Athcm erfrischt, Kühlungen hauchend, die Schlucht. Ringsum dörret das kand in der öden, verlass'nen Tampagna,

Wo Grabmäler man nur schaut und der ewigen Stadt Aauäducte, die längst ihr Wasser zu spenden vergaßen,

Wo kein Wesen sich zeigt, wenn nicht ein Hirt nnd ein Hund Und brcilhornige Stiere, die wild und zottig wie sie sind.

Wie Valmyra so wird Rom von der Wüste begrenzt; Alles ist stumm und es schweigt in der Gluth sogar die Ticade,

Die mit lautem Geschrill tönend die Gegend belebt. Selbst Eidechsen, die gern sich sonnen, verschmachten im Strahle

Dieser Sonne, die stets brennet vom Himmel herab. Sonst schlüpft eilig und zierlich sie hin auf dem alten Gemäuer,

Unter dem Brombeerstrauch rastet sie still nun uud schläft. Aber in Tibur grünt in der Schlucht mit der Myrrhe der Lorbeer

Und ein jedes Gebüsch, welches im Frühlinge blüht. Und Philomele beginnt mit zitternder Kchle zu schmettern, Itys beklagt sie noch stets uud den barbarischen Mord. Doch was gehen die Alten mich an und die Fabeln der Vorzeit?

keb' in der eigenen Zeit kräftig ein jedes Geschlecht I kang' ist's her, seit varus iu Tibur die Rebe gepflanzt hat, Deren duukeles Blut freundlich der Wirth mir credenzt. Und dann setzt auf den Tisch er die strohumflochtene Flasche. Als ich gekostet den Wein, nick' ich und sage dem Mann: „Das ist dasselbe Gewächs, das Horaz zum Bauen empfohlen."

„Wer war," fragte der Wirth, „dieser Horaz denn, ein Freund?" „Ia," so rief ich, „ein Freund wie es wenige giebt nur, er hat mich

Immer begleitet und treu mich durch das keben geführt. Ia, ich verdanke ihm viel und seinem erfahrenen Raihe,

Mildester Weisheit voll, war er mir kehrer und Freund Gleichmuth predigt er mir in schlimmen und fröhlichen Tagen

Und wie wenig der Mensch brauchet, um glücklich zu sein. Zwischen Hoffnung und Sorge und zwischen Furcht und Entrüstung

Glaube, daß jeglicher Tag Dir als der letzte geschenkt. 5iehe, die stunde, die Du zu hoffen Dir nicht mehr getrautest,

Wird, so sprach er, Dir nur um so willkommener sein. Freue Dich immer des heutigen Tags, so lang es die Iugend

Und das vermögen erlaubt und es die Parze Dir gönnt, Was Dir die stunde gewährt, kann nichts Dir wieder entreißen,"

„5o spricht auch der Abb6, sitzt er behaglich und zecht," Also sagte der Wirth, das Glas mir fällend von Neuem.

„Euer Horaz ist ein Mann, welcher zu leben versteht. Und wie der geistliche Herr, von drm ich erzählte, so ist er

Auch wohl ein artiger Mann, und von dem feinsten Geschmack?" „Ja, vom feinsten Geschmack," so rief ich mit kachen, „das hat er

Dadurch allein schon gezeigt, daß er sich Tibur erkor.
Hier begehrt er zu leben im Alter, wenn müde von Seefahrt,

Müde von Rcisen »nd Krieg er sich zur Ruhe gesetzt."
„Hat er ein glückliches Alter genossen?" so fragte der Wirth mich.

„Das war meinem Horaz nicht vom Geschicke vergönnt." „kebt er nicht mehr?" so fragte der Wirth mich mit steigendem Antheil,

Sin Mitlebender schien ihm der venusische Schwan.
Da mich ergötzte der Irrthum des ländlichen Mannes, so klärt' ich

Nicht darüber ihn auf oder bestärkt' ihn noch gar:
„Nein, er gelangte nur kaum zur Schwelle des Alters," versetzt' ich,

„Nicht sein sechzigstes Iahr hat er, der Aermfte, erreicht.
Und sie haben nicht weit vom Mmrinal ihn begraben!"

„Seid Ihr der keiche gefolgt?" „Nein, denn ich war zu entfernt, Doch sein Bild ist immer mir nah und die Rede die klar ihm,

Wie der Bandusische (ZZucll, stoß von den kippen herab." „Konnt' er," so sragte der Wirth, „auch wohl die Kanzel besteigen,

Wie mein Herr, der Abbö, welchen die Männer und Frau'n Gern anhören, so daß kaum Platz in der Kirche?" „Ia freilich;

Etwas weltlicher wohl hält' er gepredigt vielleicht, Aber die Worte zn setzen verstand noch Keiner wie Dieser,

Sämmtlicher Meister des .tyls Meister ist ewig Horaz. Mancherlei hat mein Freund mich gelehrt und das Beste von Allem:

Ienen geziemenden Stolz, den das Verdienst uns verleiht."

Heinrich Kruse

von

Wilhelm Mischer.

— Vückei'urg. —

ewisse Anlagen und Fähigkeiten scheinen in der Mehrzahl der Fälle einander auszuschließen. So zeigt selten Iemand gleich. mähige und erhebliche Begabung für Sprachen und zugleich für die mathematischen Fächer. Noch seltener wohl ist die Vereinigung der Eigenschaften, welche zum Politiker und zum Dichter gehören. Allein es giebt überraschende Ausnahmen auch von dieser Regel.

Im Jahre 1868 erschien anonym bei S. Hirzel in Leipzig ein der Geschichte Ostfrieslands entnommenes Trauerspiel „Die Gräsin" und machte berechtigtes Aufsehen. Die Kritik beschäftigte sich lebhaft und weit überwiegend in günstigem Sinne mit diesem Drama, und kein Geringerer als Laube erklärte, dasselbe könne nur das Werk einer Kraft ersten Ranges sein, und er sei bereit, es aufzuführen. Da trat der Verfasser aus seiner Zurückhaltung hervor: es war Heinrich Kruse, der Chefredacteur der Kölnischen Zeitung und als solcher in den weitesten Kreisen hochangesehen, als Dichter aber bisher nur wenigen ihm Näherstehenden bekannt. Denn wenn er auch von Iugend auf den Musen und Grazien geopfert hatte, so war dies doch meist im Verborgenen geschehen, und nur hin und wieder etwas, meist humoristischer Art, in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie „Der Teufel zu Lübeck." Dieser Fastnachtsschwank in Hans Sachsens Manier sprach Geibel so sehr an, daß auf fein Betreiben derselbe 1847 bei Karl Reimarus in Berlin erschien und auch lebhaften Beifall fand, der freilich im Tosen des nächsten Iahres verhallen mußte. Doch ehe wir uns weiter mit den Werken Kruses beschäftigen, wollen wir uns die Hauptumrisse seines Lebens vergegenwärtigen, das die erfreuliche Entwickelung einiger seiner hervorstechenden Eigenschaften begünstigt hat und erklärlich macht.

Heinrich Kruse wurde am 15. December 1815 zu Stralsund geboren und ist zeitlebens ein treuer Sohn seiner schönen Vaterstadt geblieben, deren Lage und Geschichte von unverkennbarem Einfluß auf seine Muse war. In mehreren seiner vom frischen Wellenhauche der Ostsee durchwehten „Seegeschichten" klingt der Name der theuren Heimat, und aus ihrer großen Vergangenheit hat er den Stoff zu zweien seiner Tragödien, zu „Raven Barnekow" und zu „Witzlan von Rügen" geschöpft. Wenn es in unserer viel abschleifenden und viel gleichmachenden Zeit ein Vorzug kräftiger Naturen ist, sich dennoch einen gewissen Erdgeruch der Heimatscholle zu bewahren, so darf sich Kruse sicherlich rühmen, ein echter Pommer zu sein. Sein Bater Andreas Theodor Kruse war Altermann des Gewandhauses und lange Iahre hindurch Vertreter von Rügen-Stralsund im preußischen Landtage; er beschäftigte sich viel mit Verfassung und Geschichte Stralsunds und veröffentlichte seine gesammelten Abhandlungen unter dem Titel „Sundische Studien."

Auch auf Heinrich Kruse machte die einst so mächtige Hansestadt mit ihren hochragenden Kirchen und den, stattlichen Rathhause schon früh einen unauslöschlichen Eindruck und gab ihm Gelegenheit, das Leben und Treiben der Kaufherren, Schiffer und Fischer aus der Nähe kennen zu lernen. Doch daneben genoß er den Vorzug, auch dem Landleben nicht fremd zu bleiben. Er brachte einen großen Theil seiner glücklichen Iugend auf dem Familiengute Andershof zu, das unweit von Stralsund am Strande gelegen einen herrlichen Blick auf die See, die vorbeifahrenden Schiffe, die Insel Rügen und die malerische Stadt mit ihren hohen Thürmen gewährt. Von dieser größtentheils verpachteten Besitzung waren Herrenhaus und Garten, ein kleiner Landsee und ein anstoßendes Eichengehölz der Gutsherrschast vorbehalten. In dieser Umgebung fand der heranwachsende Knabe nicht nur Anregung, sich lernend und sammelnd mit der Natur zu beschäftigen, sondern er begeisterte sich auch für Theokrit und Virgil und versuchte sich frühzeitig selbst in Idyllen. Das Lernen ward ihm leicht, da er rasch und schars auffaßte und sich eines beneidenswerthen Gedächtnisses erfreute. So war er mit achtzehn Jahren zur Universität reif und widmete sich 1833 bis 1837 in Bonn und Berlin dem Studium der Philologie. Für wahre Freundschaft empfänglich und treu, schloß er, wie schon auf dem Gymnasium, auch auf der Universität mehr als einen Bund, der die Stürme der Iahre überdauert hat, so mit Emanuel Geibel und Ernst Curtius. Er war nicht der Ansicht Gottfried Hermanns: Solae litterse loc^uuntur; oeteru, monuiuenw muw 8unt, und beschäftigte sich auch eifrig mit Archäologie. Noch auf der Universität schrieb er einige archäologische Abhandlungen und würde sich vielleicht ganz diesen Studien gewidmet haben, wenn nicht seine durch eifrige Beschäftigung mit den Sammlungen des Museums angegriffenen Augen ihm Schonung geboten hätten.

Ganz ist übrigens diese Iugendneigung nie erloschen, wie mehrere schöne Gedichte aus weit späterer Zeit beweisen, z. B. „Die Siegesgöttin von Olympia" und „Der Hermes des Prariteles: 0v revient to^ours il 8«8 Premiers .inrours.

Nach seiner Universitätszeit wünschte er, ehe er sich an eine feste bürgerliche Stellung band, noch die Welt kennen zu lernen. Zuerst ging er nach Rußland — eine reife liebliche Frucht dieses Ausenthalts ist das Idyll „Die gute Herrin". Den Winter 1840 brachte er in St. Petersburg, Riga und Dorpat zu, feierte Ostern auf dem Kreml und machte dann eine Reise durch Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Nach Hause zurückgekehrt, bestand er seine Prüfungen und unterrichtete als Probecandidat am Gymnasium zu Stralsund. Da berief ihn Bunsen nach England, um die Erziehung der beiden ältesten Söhne Lord Ashley's, des unter seinem späteren Titel Carl of Shaftesbury so bekannt gewordenen Philanthropen, zu übernehmen. Der Verkehr in diesem Kreise, wo er unter anderen bedeutenden Männern Palmerston und Gladsione kennen lernte, wirkte anregend und fördernd auf ihn. Von feinen beiden Zöglingen wuchs ihm besonders der jüngere, der hochbegabte Francis, an's Herz, bei dem das alte päpstliche Wortspiel in hohem Maße zutraf: ^i^elns zwtius i^nam ^iiFw8. 1844 kehrte >iruse nach Deutschland zurück und unterrichtete, die freundliche Wesergegend schon damals liebgewinnend, drei Iahre lang am Gymnasium zu Minden in Westfalen. Dann trat ein entscheidender Wendepunkt in feinem Leben ein: er widmete sich der Presse, kurze Zeit bevor sie von den Fesseln der Censur befreit wurde.

Von jeher hatte er sich eifrig mit Geschichte beschäftigt; auch die Gegenwart und die großen Verhältnisse der Staaten zogen ihn an, und er hatte im Auslande die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, die erworbenen Kenntnisse zu berichtigen und zu vertiefen und durch eigene Anschauung seinen Gesichtskreis zu erweitern. So war er in mehrfacher Hinsicht auf seinen neuen Berns wohl vorbereitet und auch mit drei nothwendigen Eigenschaften dazu ausgerüstet: mit scharfem Verstande, urbaner Schlagfertigkeit und ungemeiner Arbeitskraft.

Zunächst ging er nach Augsburg, wurde aber nach kurzer Thätigkeil an der Allgemeinen Zeitung in die Redaction der Kölnischen Zeitung berufen. Da er Frankreich noch nicht kannte, so ging er vor Antritt seiner neuen Stellung noch nach Paris nnd kam von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß Louis Philippus und Guizot's Widerstand gegen jede Reform der Verfassung verkehrt und bedenklich sei. Aber noch sollte er nicht bei dem Blatte bleiben, dem er später die besten Iahre seines Lebens gewidmet .hat; schon 1848 ging er als Chefiedacteur der Neuen Berliner Zeitung nach Berlin und trat noch in demselben Iahre in die Redaction der Deutschen Zeitung zu Frankfurt a. M. ein, die als Organ der erbkaiserlichen Partei galt. Bald übernahm er, als Nachfolger von Gervinils, deren Leitung, und „neues Leben, frischer Geist und die Kraft einer felsenfesten Ueberzeugung athmete wieder aus dem Blatte," wie Anton Springer in seinem Buche über Dahlmann sagt. Leicht war seine dortige Aufgabe nicht. Zu der fast erdrückenden Arbeitslast kam die Feindschaft der Demokraten, die sich sogar bis zu Todesandrohungen verstiegen, ohne daß Kruse sich einschüchtern ließ. Da traf ihn ein unerwarteter Schlag: sein heißgeliebter Zögling Francis Ashley, damals auf der Schule zu Harrow, war plötzlich gestorben. Bei dieser erschütternden Nachricht brach Kruse, ohnehin erschöpft und überarbeitet, völlig zusammen und ging, um seine zerrütteten Nerven wieder herzustellen, auf fünf Monate an den Genfer See. Seine damaligen Gefühle in dieser wunderbaren Gegend hat er in der schönen Elegie „Vevey" ergreifend geschildert und darin auch, durch die normannische Kirche an England erinnert, dem theuren entschlafenen Iünglinge ein rührendes Denkmal gesetzt:

«Wie malmet mich das Kirchlein hier.
Der Normaimthurm, des Ortes, ach!
Wo oft mein Francis neben mir
Hinknie'nd, die Psalmen lieblich svrach!"

Noch vor Ablauf des Iahres 1848 trat Kruse wieder in die Redaction der Kölnischen Zeitung ein. Das Blatt hatte damals einen harten und zähen Kampf mit der herrschenden Reaction zu bestehen und wurde zwölf Mal

mit sofortiger Unterdrückung bedroht, ohne seiner gemäßigt liberalen Haltung untreu zu werden. Als der Chefredacteur K. H. Brüggemann zurücktreten mußte, wurde sein Freund Kruse von dem charakterfesten Verleger Ioseph Du Mont mit der Leitung des Blattes betraut, das sich seit der Regentschaft des Prinzen von Preußen wieder freier regen durfte und einen mächtigen Aufschwung nahm. Dazu wirkte mancherlei zusammen: die glückliche Lage Kölns, die rührige, weder Kosten noch Mühe scheuende Verwaltung der Zeitung unter Du Mont, Wilhelm Schultze und August Neven, der erprobte Stab tüchtiger Mitarbeiter, und, lnst, not least, der neue Chefredacteur selbst, in welchem der Poet dem Politiker nicht schadete, sondern half. Kruse bestrebte sich immer mit großer Klarheit und Nüchternheit, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und nicht durch die farbigen Gläser vorgefaßter Meinungen und eigener Wünsche. Auch seine Behandlung derselben in mustergiltiger Prosa war demgemäß verständig und sachlich, nahm aber bei passenden Anlässen einen höheren Flug und verschmähte auch die Anführung treffender Stellen aus den alten Sprachen, dem Deutschen und Englischen nicht. Seine Leitartikel übten denn auch oft eine ungemeine Wirkung aus und wurden vielfach in die Hauptsprachen Europas übersetzt. Und wie viele Leitartikel hat er nicht geschrieben! 1870 einmal vier Wochen lang täglich einen.

1872 fand das Rheinische Weltblatt es wünschenswerth, eine Krasl ersten Ranges als Vertreter in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches zu haben, und so siedelte Kruse denn nach Berlin über, wo er in reger Thätigkeit und in angenehmem Verkehr mit hervorragenden Männern der Politik und der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst glückliche Iahre verlebte, bis zunehmende Augenschwäche und das Bedürfniß nach Ruhe ihm den Wunsch nahe legten, zurückzutreten. Sein Entschluß wurde von vielen Seiten bedauert, nicht zum Mindesten auch vom Verleger der Kölnischen Zeitung, der ihm denselben jedoch in großmüthiger Weise erleichterte.

1884 zog sich Kruse mit seiner treuen Lebensgefährtin, einer Tochter des preußischen Generals Menckhoff, nach dem längst liebgewonnenen Bückes burg zurück, auf das er den Vers anwendet:

lll« terl'urum nnlii Urneter oriine8

Hier genießt er in seiner von einem großen Garten umgebenen Villa das wohlverdiente otium «um uiAinwte und widmet seinen heiteren Lebensabend den Musen. Sein einziger Sohn, Landrath Dr. Francis Kruse, lebt in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe zu Altena in Westfalen.

Kruse's erstes Drama „Die Gräsin" wurde zunächst in Leipzig und seitdem noch auf mancher anderen Bühne mit großem Beifall aufgeführt und kam 1869 mit Geibels „Sophonisbe" bei der Zuerkennung des Schillerpreifes ernstlich in Betracht. Die Commission schlug dem Minister vor, den Preis zu theilen, oder, wenn dies nicht angehe, die „Gräsin" durch einen zweiten Preis auszuzeichnen, was denn auch geschehen ist.

Diesem ersten Werke ließ der fruchtbare Dichter, freilich oft auf frühere Entwürfe und Anfänge gestützt, rasch nacheinander eine ganze Neihe von Trauerspielen folgen. Schon 1870 erschien „Wullenwever", wos rüber Gutzkow in der Vorrede zur letzten Ausgabe seines gleichnamigen Dramas sich also äußerte: „Ich möchte mich versucht fühlen, die früheren Selbstanklagen zum größeren Theil zurückzunehmen, zumal im Hinblick auf die geringen Leistungen, die uns seit 1848 die dramatische Muse der Deutschen im historischen Fache gebracht hat. Ein Dichter, der im späteren Alter aus dem Zeitungswesen, dem man ihn allein gewidmet geglaubt, wie geharnischt sogleich mit drei Tragödien fast auf einmal hervortrat, hat eine inzwischen durch die Leistungen des Historikers Maitz noch gereiftere Erkenntniß über „Wullenwever" ebenfalls zu einem Drama anwachsen lassen. Ungetheilte Bewunderung mußte der naturwüchsigen Sprache Heinrich kruse's, seinem wohlgeformten Verse, dem Reichthum feiner bald naiven, bald großartigen Einzelzüge zu Theil werden. Für den Stoff jedoch im Ganzen zu fesseln, ihn für die Bühne dauernd festzuhalten, ist ihm nicht gelungen." Diesen dem schönen Zeugniß als Folie dienenden Tadel erkannte Kruse als berechtigt an und arbeitete seinen „Wullenwever" für die dritte Auflage um. 1871 erschien „König Erich," 1872 „Moritz von Sachsen," 1874 „Brutus," 1876 „Marino Faliero," 1877 „Das Mädchen von Byzanz", 1878 „Rosamunde", 1879 „Der Verbannte", 1880 „Raven Barnekow", 1881 „Witzlav von Rügen", 1882 „Alexei" und, nach längerer Pause, 1888 „Arabella Stuart", nach einigen sein bestes und reifstes Werk. Es würde zu weit führen, diese dreizehn Tragödien einzeln zu besprechen. Schon die Titel deuten auf die reiche Verschiedenheit der Zeiten und Orte hin, und der Inhalt beweist, daß Kruse gleichmäßig im Norden und im Süden, in alter und neuerer Geschichte bewandert ist: hier wird der Dichter vom Historiker, ja man darf sagen, vom Politiker unterstützt. Mit wenigen Ausnahmen ist ihm der Schauplatz der Begebenheiten aus eigener Anschauung bekannt, was sich oft durch die glückliche Wahl der Bilder und Gleichnisse verräth. Mit berechtigtem Selbstgefühl läßt er sich von der Behandlung eines ihn reizenden Stoffes nicht dadurch abhalten, daß er Vorgänger gehabt hat; so trifft er mit Gutzkow, mit Martin Greif, mit Lord Byron, mit Gottschall, ja mit Shakespeare selbst zusammen: „Wir können uns ja Alle, Ieder nach seiner Kraft am Bogen des Odusseus versuchen", so schließt er seine Vorrede zu „Arabella Stuart", und

„l'iilmgm, c^ui inoruit, l'erut!"

Großes Lob verdient seine edle und männliche Sprache, deren Eigenthümlichkeit in einer für die Bühne vielleicht zu weit getriebenen Abneigung vor allen. Rhetorischen und Phrasenhaften besteht. Der einfachste und natürlichste Ausdruck ist ihm stets der liebste. Auch in docirender Prosa würde er sich nie zu der Leistung eines Bekannten versteigen, die er einmal als erheiternd abschreckendes Beispiel anführte: „Ter Hund vindicirt sich die terrestrische Ubiquität", sondern schlichtweg sagen: „Der Hund kann fast überall auf Erden leben." Seine Charakteristik, auch der Nebenpersonen, ist scharf; der Aufbau seiner Stücke wohldurchdacht; der Fortschritt der Handlung lebhaft.

Dennoch ist bis jetzt nur die Minderzahl seiner Dramen zur Aufführung gelangt. Das mag verschiedene Gründe haben: die Vorliebe des Publicums für das Lustspiel und ähnliche leichte Waare; die Abneigung des Dichters, Intendanten und Directoren mit Bitten zn behelligen, und seinen festen Entschluß, sich einem kleinlichen und hoffentlich vorübergehenden Zeitgeschmacke nicht zu beugen, sich nicht sklavisch an die von Boileau und Batteux geforderte Einheit des Ortes zu binden. In der sehr lesenswerthen Vorrede zum „Mädchen von Bnzanz" (2. Auflage) spricht er sich über diese Frage gründlich aus. Doch nimmt er gebührende Rücksicht auf die Bühne und macht von den Freiheiten, die Lefsing ihr erstritten haben soll, einen mäßigeren Gebrauch als Lessing selbst und Schiller, wie er gewissen gedankenlosen Kritikern mit Zahlen nachweist. Aber die Vorwürfe „Shakespearischer Scenenwechsel" und „Mangel an Bühnentechnik" sind

Nord und Tüd. lll^ lS6. 21

noch nicht verhallt, wenn es dabei auch nicht an fast ergötzlichen Widersprüchen und Gegenbeweisen fehlt. Im Uebrigen hat sich Kruse über die .Kritik durchaus nicht zu beklagen, und seine Dramen werden, nach den wiederholten Auflagen zu schließen, fleißig gelesen.

1887 ließ er bei S. Hirzel seine „Fasmachtsspiele" erscheinen, mit einem Prologe zu Ehren des wackern Meisters Hans Sachs, in dessen Manier die drei Stücke gedichtet sind: der (überarbeitete) „Teufel zu Lübeck", „Der eifersüchtige Müller" und „Standhafte Liebe," Alles in gereimten vierfüßiqen Jamben, kurz, heiter, hin und wieder derb, an andern Stellen hochpoetisch, zart und rührend. „Standhafte Liebe" wurde im Elberfelder und Barmer Stadttheater mit vielem Beifalle gegeben, erregte aber alsbald das hohe Mißfallen übereifriger Ultramontaner, die über Verhöhnung ihrer Kirche zeterten, weil in dem harmlosen Stücke von der rothen Nase eines Priors geredet wird! Daß der Vorgesetzte dieses Würdigen, der steinalte Abt, eine in jeder Beziehung achtungswerthe und liebenswürdige Persönlichkeit ist, konnte jene blinden Fanatiker nicht versöhnen. Die vorsichtige Polizeibehörde untersagte des lieben Friedens wegen die Wiederholung. Hoffentlich waltet über der jetzt in Leipzig beabsichtigten Aufführung ein besserer Stern. Der von Kruse frei behandelle Stoff ist einer reizenden Erzählung Balzacs entnommen, die uns aus den übrigen Pontes ärSIati^uo^ entgegenschimmert, wie eine große Perle aus dem Schlamme.

Eine eigenartige Erscheinung, bei der sich der vielseitige Dichter so recht in seinem Fahrwasser besindet, sind die köstlichen „Seegeschichten" (Stuttgart, bei Cotta), frische Bilder aus dem Leben und Treiben am Strande und an Bord, meist voll urwüchsigen Humors, doch auch hinwieder sehr ernst und wehmüthig, immer lebenswahr. Dem Verfasser kommt zu statten, daß er in einer Seestadt geboren, von Jugend auf mit Rhedern und Capitänen, mit Schiffern und Fischern vertraut ist und seine Kenntniß dieser Kreise aus Reisen und im Bade auf Rügen und den Nordsee-Jnseln planmäßig erweitert hat. Von der Form sagt er: „Auf die Hexameter habe ich vielen Fleiß verwandt, ohne metrische Kunststücke machen zu wollen. Die Verse würden meines Bedünkens schlechter sein, wenn sie besser wären." Sein Hauptbestreben ging auch hier wieder auf natürlichen und ungezwungenen Ausdruck und Satzbau, nicht auf die doch unmögliche Vermeidung eines jeden Trochäus. Und er darf am Ende ein Wort über diesen wunderbaren Vers mitsprechen, der wie kein anderes antikes Maß sich in's deutsche Ohr eingeschmeichelt und durch Klopstock und Voß, durch Schiller und Goethe, durch Platen und Geibel und viele unverächtliche andere Poeten längst Bürgerrecht bei uns gewonnen hat. Denn von den Uebersetzern der griechischen und lateinischen Epen abgesehen, hat Kruse, noch Ungedrucktes mitgerechnet, vielleicht von allen deutschen Dichtern die meisten Herameter geschrieben. Der erste Band „Seegeschichten" erschien 1880 und liegt jetzt in 2. Aussage vor; 1889 folgte die stärkere „Zweite Sammlung", deren einzelne Dichtungen zum Theil schon in angesehenen Zeitschriften veröffentlicht worden waren, „Der Californier" z. B. in „Nord und Süd".*) Noch fortwährend ist Kruse in dieser Richtung thätig. sobald er eines ihm zusagenden Stoffes habhaft wird.

Seltener tritt er als Lyriker hervor, wie 1887 mit der ernsten Mahnung an unsere noch schwankenden deutschen Brüder im Reichslande: „Wählet!" und zuletzt mit dem ergreifenden Gedicht auf den Tod des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Jn beiden giebt er mit feinem historischen Sinn den Tagesereignissen einen stimmungsvollen Hintergrund. Zu einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte aber ließ er sich bis jetzt noch nicht bewegen, ebensowenig zum Niederschreiben der Denkwürdigkeiten aus seinem langen und reichen Leben, das, in große Zeiten fallend, ihn zum Zeugen bedeutender Ereignisse gemacht und mit vielen hervorragenden Personen in nahe Berührung gebracht hat. Diese Erinnerungen zu gestalten und festzuhalten, müßte für ihn doch eine ebenso angenehme wie leichte Arbeit fein. Am nöthigen Fleiße fehlt's ihm nicht — nulla clies sine linoa ist einer seiner Lieblingssprüche — eher nach seiner Meinung an Zeit, da er noch „sonst zu viel auf Händen hat."

Mögen dem Dichter auf seinem schönen Tusculum noch viele Jahre voll geistiger Frische und Schaffenslust beschieden sein!

5) Heft N7.

Schiller und öotte.

<Lini,' Jahrhundert Erinnerung,
von

Ono Prahm.

— Berlin. —
I.

^m 6. Tecember 1787, an einem trüben Winternachmitlage, zogen durch die Rudolstadter „Neue Gasse" zwei Reiter in die Stadl ein; sie kamen an dem Hause der Frau von Lengefeld vorüber, wo zwei jugendliche Töchter aus die Fremden herabblickten und in dem einen, ob er gleich scherzend sein Gesicht zur Hälfte im Mamel verbarg, ihren entfernten Vetter, Wilhelm von Wolzogen, erkannten. Ter andere Reiter, weil er den Frauen unbekannt blieb, erregte um so lebhafter ihre Neugier. Ein Fremder um diese Jahreszeit war ein Ereigniß; wie verwünschte Prinzessinnen erschienen sich die Töchter des Hauses, die auf Erlösung aus einförmiger Winternacht hofften; und als ihnen nun Wolzogen auf den Abend den Besuch seines Reifegefährten Friedrich Schiller ankündigte, da ward der Eindruck ein unvergeßlicher aus beiden Seiten: „Es soll mir ein lieber Tag sein, der sechste December!" schreibt Lotte Lengefeld später an Schiller, „Schnell saßte meine Seele Dein Bild."

Die Mutter und die Töchter sand Schiller in dem Hause der Rudolstädter Neuen Gasse vor; der Vater war todt. Er war ein energischer, thätiger Mann von eigenartigem Wollen, dessen kluge Betriebsamkeit an Schillers Vater erinnern kann: wie dieser die Baumcultur, hatte er das Forstwesen der Heimat auf eine neue Stufe gehoben und bis zu Friedrich dem Großen war sein Ruhm gedrungen. Ein starker, fest dreinblickender Herr von wohlzusammengehaltener Würde, so tritt er uns im Bilde entgegen: eine Figur nach Gottscheds Art. Der Erziehung der Kinder stand er eifrig vor, bis der Tod ihn 1776 fortnahm; Caroline Lengefeld war damals dreizehn, Lotte noch nicht zehn Jahre alt. Sich selber blieben die Mädchen nun vielfach überlassen; denn die Mutter, «Köre mure genannt von aller Welt, konnte ihnen geistig nicht genugthun. Sie lasen früh und viel und die ganze Poesie der sentimentalen Epoche zog an ihnen vorüber: Ossian und Siegwart und Richardson. Man werde es ihnen immer anmerken, spottete Schiller später, das; sie mit dem Grandison aufgewachsen seien. Für Caroline hatte sich, schon als sie im sechzehnten Jahre stand, ein Bewerber eingefunden, Herr von Beulwitz; für Lotte wünschte die Mutter eine Stellung am Weimarer Hofe zu gewinnen, und um ihr die letzte Ausbildung zu geben, ward 1783 eine Reise in die französische Schweiz beschlossen. Ein Jahr lang weilte man in Veven, und Lotte, in Siegwartischen Empsindungen lebend, glaubte hier ein erstes Mal zu lieben. Auf der Hinfahrt sahen die Reisenden Schillers Eltern auf der Solitude, auf der Rückfahrt ihn selbst in Mannheim, doch keine lebhaftere Theilnahme ward rege. Die Schwestern, welche bis dahin durch Alter und Gegensatz der Charaktere geistig getrennt gewesen, hatten nun in der Fremde sich gefunden, und unzertrennlich fühlten sie sich an einander geknüpft. „Wir wallen Hand in Hand," sang Lotte. Und so, Hand in Hand, traten sie vor Schiller hin, und ihnen beiden galt sein rascher Entschluß: dem ersten flüchtigen Besuch einen längeren folgen zu lassen und den Sommer 1788 in Rudolstadt zu verbringen.

Zwei weibliche Typen der Geniezeit, charakteristisch unterschieden an Geist und Empsindung, waren ihm in den Schwestern entgegengekommen. Scheint in Caroline mehr die Eigenart des Vaters fortzuleben, eine schärfere Persönlichkeit, ein selbständiger Wille, so ist Lotte der Mutter Erbin in Güte und Milde, in heiterm Wohlwollen und Sanftheit: nur daß sich die weiblichen Gaben der cKSte inöre hier paaren mit feineren geistigen Reizen. Und eine zweite, mütterliche Freundin gewann auf Lotten Einfluß: Frau von Stein, die auf ihr benachbartes Gut Kochberg allsommerlich die Weimarer Anregungen mitbrachte. Goethes Größe ward nun erschlossen, und dem Dichter wie dem Menschen trug Lotte die treueste Verehrung entgegen; daß Goethe sie. eben da sie in die große Welt trat, als achtzehnjähriges Mädchen einmal im Schlitten gefahren, blieb ihr die liebste Erinnerung. Die ganze verfeinerte Cultur einer neuen Zeit trat so den Schwestern nahe, und überrascht fand Schiller gleichgestimmte Geister in der Einsamkeit von Rudolstadt vor. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme an den bewegenden Fragen der Zeit, an ästhetischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Fragen verband sich aber in Lotte ein eigener, frischer Natursinn; und wenn sie eben über ihrem Ossian und Goethe, über Plutarch und Rousseau, Bufson und Bacon sich müde geweint und gedacht, so fand sie im großen Garten hinterm Haus, am nahen Berg unter ihren lieben Bäumen, Frieden und schönes Maß zurück: „freie Luft und heitrer Himmel," sagt Schiller, „gehören gewissermaßen zu Jhrem Leben." Diese ganz eigene Mischung von Natur und Cultur fehlte in Caroline; sie war den Anschauungen der Geniezeit, ihren freien und allzufreien Gedanken, energischer gefolgt, und ein unruhiger Sinn trieb die früh Gefesselte in mancherlei Wirren, die kaum das Alter endete: „sie irrte, litt, liebte," so lautet die Grabschrift, die sie sich selber gefunden.

Mit sechzehn Iahren „so gut wie verlobt," mit einundzwanzig vermählt, gewann Caroline von Beulwitz erst innerhalb der Ehe volle geistige Entwickelung und die Einsicht, daß der Mann, dem sie zur Seite lebte, mit seiner derben Bravheit ihr nicht genügte. Kinderlos geblieben, suchte und fand sie nach der freien Sitte der Zeit enthusiastische Seelenfreundschaften, welche in leidenschaftliches Begehren stets überzuschlagen drohten:

Schiller, Wilhelm von Wolzogen, der Coadjutor von Dalberg, der Livländer von Adlerskron und ein unbekannter „Ami" werden nach und nebeneinander Gegenstand ihrer Neigung. „Die Heirath", so erkannte sie, „ist kein Band der Seelen"; und verschwenderisch wendet sie, in der weiten Unbestimmtheit ihrer Gefühle, das Wort Liebe jederzeit an. „Liebe und Freundschaft ist mir Eines," schreibt sie an Wilhelm von Wolzogen, dem sie das Herz geraubt gleich im ersten Begegnen. Verehrend naht er ihr nun, mit Besuchen und Briefen, und beugt sich werbend vor dem überlegenen Geiste der „superklugen Cousine"; sie aber weiß, zwischen Gewähren und Versagen, den Verehrer zu halten, sicherer noch als Charlotte von Stein Goethe, als Charlotte von Kalb Schiller hielt. So zappelte der arme Iunge im Netz, bis endlich, nach einem Iahrzehnt treuer Hingebung, der Besitz der Geliebten sein Glück krönte: Caroline von Beulwiy ward Caroline von Wolzogen. Schiller billigte die Scheidung von dem ersten Gatten, dem „vur8," dessen Launen lästig wurden, doch nicht diese Verbindung, welche im Herbste 1794 von Caroline, abermals ohne volle Neigung, geschlossen ward. Wunderlich genug in der That klingt es, wenn sie I792 den künftigen Gatten nach zwei andern Seelenfreunden ungenirt fragt: „Sage mir doch, wie es mit Adlerskron geht, es schmerzt mich so innig, ihn unglücklich zu wissen, denn er ist gar edel und gut. Der Coadjutor ist in Constanz, besuche ihn doch." Caroline hatte Adlerskron zu ihrem „Trabanten" gemacht, er kannte in der Welt nur eine Frau, der kein Wesen je gleichen werde, Caroline; in glühenden Briefen redet erste bald mit Sie, bald mit Du an, aber doch bewahrt der arme Trabant Urtheil genug, um zu erkennen, daß Caroline eine seltsame Verwandtschaft mit — Charlotte von Kalb besitzt. „Was mich beim ersten Sehen an ihr interessirte," schreibt er an Caroline, „war, sie hatte einiges Aehnliche in ihrem Charakter mit Ihnen." Auch nach der Vermählung mit Wolzogen wurden neue Seelenfreundschaften geknüpft: Graf Geßler in Dresden, Graf Schlabrendorf in Paris reihen sich dem Hofstaat Carolinens ein, und wenn sie der eine das „wunderbarste Wesen" nennt, das er sah, so preist der andere enthusiastisch „der Freundin eng anschließendes Herz".

und auch er darf sie mit dem vertraulichen Du anreden. So gefährliche Freundschaften hat Lotte nie gekannt, wenngleich auch sie, der Zeitsitte gemäß, manche freiere Annäherung gestattet; aber sie weiß, in der sanften Gemächlichkeit ihrer Natur, stärkere Wallungen niederzuhalten, und in Scherz und Ernst, schwesterlich teilnehmend hier, mütterlich rathend dort wahrt sie frauenhafte Würde.

War Adlerskron der getreue „Trabant" Carolinens, so erwarb sich Dalberg einen anderen Beinamen im Kreise der Freunde: er ward der „Schatz", der „Goldschatz". Karl von Dalberg residirte, den Tod des Kurfürsten von Mainz erharrend, dessen erwählter Nachfolger er war, gemächlich in Erfurt; dort hatte Caroline durch Vermittlung ihrer Erfurter Freundin, Fräulein von Dacheröden, ihn kennen gelernt, und sie hatte dem geistig lebhasten, das Gute wollenden, sensiblen Manne sich begeistert genähert. Als ein Bruder des Mannheimer Intendanten, besaß auch er das „Pulverfeuer" des Enthusiasmus und die Unstäte des Willens: ein Mann ohne Mark. So zeigt ihn zumal die Zeit seiner staatsmännischen Laufbahn, als er, ein Fürst von Napoleons Gnaden, zum Großherzog von Frankfurt aufstieg. Doch Caroline hielt ihm die Treue auch jetzt, und sie wollte, zu seiner Ehrenrettung, die Biographie des „Schatzes" schreiben. Der Mann mit den pfäfftsch glatten, verschwimmenden Zügen durfte, als katholischer Geistlicher, an eine Ehe mit Caroline niemals denken, aber doch hat er gewünscht, sie in seiner Nähe halten zu können: „Alles deutet mir an," schreibt sie 1792, „daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht, ich sollte mich doch scheiden lassen, hat er letzt der Li (Caroline von Dacheröden) wieder gesagt. Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben." Wenn man erwägt, daß auch der Kurfürst von Mainz sich damals eine Freundin erwählt hatte, Frau von Coudenhaven, so klingt das bedenklich genug. Zwar zog Caroline einer so unbestimmten Existenz die Vernunftheirath mit Wolzogen zuletzt vor, aber sie blieb Dalbergs Seelenfreundin, und noch 1811, als ihr Gatte gestorben, schrieb sie aus Frankfurt: „Könnte ich doch dem Schatz etwas sein, ich würde gern bei ihm bleiben." Inzwischen hatte sie aber in Wiesbaden 1809, während Wolzogen dahinsiechte, eine neue Bekanntschaft gemacht, den „Ami", dessen Name uns entgeht: „Ohne meinen Ami," berichtet sie, „wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Mein Ideal des ösfentlichen Lebens für einen Mann sinde ich so in ihm ausgesprochen, daß eS mich oft zur Verwunderung hinzieht." Caroline war damals 47 Iahre alt. „Ich habe nicht geglaubt, daß so etwas in diesem Alter so tief treffen könnte," sagt Lotte, „die gute Frau hatte wirklich eine Leidenschaft. Sie ist eine eigene, ganz eigene Natur, so höchst liebenswürdig und interessant; so äußerst verständig und doch so phantastisch. Sie liebte so oft und doch nie recht;

denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt." Ein Bild Carolinens aus dieser Spätzeit zeigt sie als eine noch anziehende Frau, von freiem Blick und geistig belebter Miene; das leichte, am Hals offene Gewand läßt eine üppige Gestalt erkennen, ein selbstbewußter, sast übermüthiger Zug spielt um Mund und Nasenflügel.

Von solchem Selbstbewußtsein, von dem Egoismus des Gefühls, den in Caroline die Anschauungen der Geniezeit geweckt hatten, besaß Lotte nichts; vielmehr lebte tief in ihr und sprach sich aus in herzlicher Einfachheit ein opferfroher Sinn, der das eigene Selbst zu beugen wußte um Anderer Glück. Wenn sie 1783 an Wilhelm Wolzogen schreibt: „Wie so gern möchte ich Ihnen helfen, entsagte gern einem Theil meiner Freuden, um Sie froh zu wissen," so klingt schon hier, aus den Worten eines sechzehnjährigen Mädchens, ein Ton hervor, den man in Carolinens ganzer Liebescorrespondenz vergeblich suchen würde. Diese Güte des Herzens, bezeugt Fräulein von Dacheröden, war das Erste, das ihr in Lotte entgegentrat, und unvergeßlich blieb ihr ein Gespräch, das im Beginn der jungen Freundschaft geführt ward: es wurde gefragt, ob Lotte wohl, einem Bedrängten zu helfen, in der strengen Kälte zu Fuß von Rudolstadt nach Erfurt gehen würde; Lotte bejahte. Und als man sagte, sie hielte es nicht aus, erwiderte sie nur ganz ruhig: „Ich versuchte es doch." Und so innig und herzlich war der Ton, daß die Freundin ihn nach Iahren noch zu hören glaubte. Die nämliche Empsindung spricht sich aus, mit noch persönlicherem, überzeugendem Accent, wenn Lotte etwa an Goethe schreibt, den verehrtesten Freund ihrer Iugend: „Ich kann Ihnen nur in kleinen Zufällen beweisen, was ich für Sie thnn mag, denn wir sind nicht in den Zeiten der Helden mehr, wo man etwas wagte aus Freundschaft. Mein Gefühl aber ist deswegen eben so heldenmüthig, und ich stieg wohl um Ihretwillen auch zum Orkus."

Milde, wie Lottes ganzes Sein, ist auch ihre Vorstellung vom Wesen der Liebe: „Es ist nicht Liebe", schreibt sie an Schiller, „wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft, und diesem selbst alle Vollkommenheiten giebt, sondern dies ist Liebe, die Menschen so zu lieben, wie wir sie sinden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen, mit einem Herzen voll Liebe." Wohl hatte darum Fräulein von Dacheröden recht, ihr zu sagen, daß Weiblichkeit der schönste Ausdruck ihres Wesens sei: „um dieser Weiblichkeit willen liebt dich Schiller. Deine stille Anhänglichkeit, dein sanfter Sinn, es entgeht nichts davon dem Blick des glücklichen Mannes." Sanft — das Wort drängt sich immer von Neuem hervor, Lotten gegenüber. Und wie gut kennzeichnet es das Wesen dieser Frau, daß die Freunde nicht zutraulich genug ihren Namen gestalten können; während etwa die feierliche Frau von Kalb, auch für die Vertrautesten, stets nur Charlotte blieb, rückt sie, zuerst als Lotte, dann als Lolo, als Lolochen, allen nahe.

Sanfter also, bescheidener entfaltete sich in Lotte ein eigenes geistiges Leben; aber als rechte Schwester Carolinens, als rechtes Kind der Geniezeit, war auch sie von einer gefallsamen Empsindsamkeit, einer gewissen „«oynetterie 6'esprir", nach Schillers Wort, nicht frei, und erst allmählich überwand sie die Neigung, „recht klug zu thun": „Ich war sonst erstaunlich eitel," schrieb sie 1789, „und haschte nach Lob, jetzt aber ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden. Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr scheinen zu wollen, als ich war." Doch blieb ein sinnender Trieb, eine Lust zur Selbstbeobachtung stets in ihr lebendig, und eine schreibfrohe Zeit ließ sie das Gedachte schnell formen: wie ihr „die Welt vorkommt", sagt sie gern und hält in Briefen und Tagebüchern ein inneres Erleben fest. Einfach, harmlos, frei plaudert sie in ihren Briefen herunter, was ihr das Herz bewegt: „Lolochen erzählt gar artig," sagt Wilhelm Wolzogen. Die präparirten Bekenntnisse, die gefeilten Berichte liebt sie nicht: „ich kann das Conceptmachen nicht leiden" gesteht sie, „es ist so gezwungen, so steif;" und überall in ihren Briefen bringt sie darum einen frischen Hauch des Lebens mit, realistisches Detail und naive Wahrhaftigkeit. Ein.melancholischer Zug, ossianische Schwärmerei und ein ernster Natursinn sprechen aus ihrem Tagebuch uns an; in ihren Aufzeichnungen aus der Schweiz redet nlehr die ruhige, sachliche Beobachtung, und nur der Gegensatz zwischen dem zwangvollen Schwaben und der freien Schweiz ruft kräftigere Töne auf: „Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes. Wie wohl wird einem beim Gefühl der Freiheit." Auch über diese persönlichen Niederschriften hinaus, hat Lotte vieles und vielerlei zu Papier gebracht, sie hat ihren geliebten Ossian, Novellen und Dramen übersetzt, hat formgewandte Gedichte verfaßt, und in die Reihe der Arndt und Körner ist sie 1813 mit schwunghaften Versen eingetreten: nicht erfüllt von literarischen Prätensionen, sondern sanft bewegt von einem innern poetischen Triebe: „Es geschieht mir immer," sagt sie einmal, „daß ich, wenn ich eine Poesie suche, Rechnungen sinde, und will ich eine Quittung suchen, so sinde ich immer zuerst ein paar Poesien. So sehr ich mich auch bestrebe, die Dinge zu sondern, so mischt sich doch immer die Poesie ins Leben, und ich hoffe, ich gehe auch nicht ohne Poesie aus der Welt."

Caroline war 24, Lotte eben 21 Iahre alt, als Schiller das Haus der Schwestern betrat: jene war blond und von Gestalt klein, diese groß und schlank, mit lockigem, braunem Haar und blauen Augen. Am schönsten hat Frau von Stein Lotte gezeichnet, im idealisirenden antiken Costüm, das aber doch das Charakteristische der Gestalt festhält; die feinen Züge sinnend nach rechts gewandt, das Auge hell und gütig blickend, die Haare lang herabwallend, doch oben von einem Bande leicht zusammengehalten: das ganze Bild getaucht in heitere Anmuth und weibliche Milde. An jenem schicksalsvollen (i. December, als Schiller sie in Rudolstadt zuerst sah, war ihre Stimmung trüber gewesen: „ich weis noch daß ich den Tag so ganz in mich verschlossen war", schreibt sie, „der Regen und Wind machte mir so unheimlich." Kurze Zeit vorher hatte sie in ihr Tagebuch diese Worte geschrieben: „57 Erinnerung, du ein schöner Trost des Lebens! umhülle mich mit einem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!" Ein Herzenserlebniß, das noch in ihr nachtönte, mochte solche Klänge geweckt haben; ein junger schottischer Ofsizier, Heron mit Namen, war ihr nahegetreten und schien um sie werben zu wollen; doch zu Ostern 1787, als er zum letzten Mal in Rudolstadt weilte, mußte er das schwermüthige Geständniß machen: daß Pfficht und Ehre ihn übers Meer riefen, ino ostindische Heer. Er nahm Lottens Silhouette mit sich und schied bewegt: „Meine Glückseligkeit", so rief er ihr zu, „muß in der Erinnerung bestehen, daß ich einst neben Ihnen saß, daß meine bebende Hand sich erkühnte, die Ihrige zu drücken." Aus Neuwied, im Iuni 1787, schrieb er dann noch einmal, und seine zurückgehaltene Empsindung brach am Ende des liebevoll ausführlichen Briefes kräftig vor: „O daß ich Sie in diesem Augenblicke an mein Herz drücken könnte. Verzeihen Sie. Aber meine Empsindung — doch sehen wir uns wieder". Unter dem Nachwirken dieses Erlebnisses noch sah Schiller Lotte: und wie der Mann, so wollte auch das Mädchen von Sorgen und Enttäuschungen des Herzens eben genesen. Beide besaßen die Empfänglichkeit des Reconvalescenten.

Frei werden die Gespräche des ersten Abends, nach der Art so manches folgenden, sich zwischen dem Bedeutenden und dem Kleinen, zwischen Tiefsinn und Heiterkeit bewegt haben: „ich rede gern von ernsthaften Dingen," schreibt Schiller, „von Geistesweben, von Empsindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und dann leicht wieder aus Possen uberspringen." Zumal von der Literatur ward eifrig gesprochen; und als sich zeigte, daß Schillers „Karlos" hier noch nicht bekannt geworden, äußerte der Dichter herzlich, ohne Eitelkeit des Schriftstellers, den Wunsch, daß die Damen das Buch kennen lernen möchten. Als Schiller dann schied, sah er die Schwestern schon völlig mit den bewundernden Blicken seines Reisegefährten an: „Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschnmck bewundern," schrieb er, „denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte."

Wolzogen begleitete Schiller nach Weimar, und manches vertrauliche Wort auf dem Heimritt noch mag den Schwestern gegolten haben; als dann Wolzogen abermals nach Rudolstadt ging, beschloß Schiller zu folgen, sobald ihm seine Arbeiten nur „auf einige Tage Luft" ließen. Er sendete den „Karlos" wie versprochen, und verschob nur ungern, im Drange der Geschäfte, seinen Besuch: „Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten," schrieb er, „den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen." Inzwischen ward er in der Neuen Gasse von Jemandem eifrig erwartet: „es war schon eine geheime Ahndung in meiner Seele/' gestand Lotte später, „als du den Karlos an Wolzogen schicktest; ich behielt das Billet sorgfältig, denn ich weiß nicht, es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie du versprochen hattest, her zu kommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß du ausbliebst."

Und nun fügte es sich, daß, als Schiller Rudolstadt fern bleiben mußte, Lotte nach Weimar kam: unerwartet und unverhofft sah er, auf einer Redoute gegen Ende des Januar, Lotte plötzlich vor sich stehen. Sie war bei Frau von Jmhoff, der Schwester der Frau von Stein, abgestiegen, und Schiller, der selbst in diesem Hause eine Zeit lang gewohnt hatte, konnte sich dem neuen Gaste freundlich nähern: nicht in der Zwcmglosigkeit von Rudolstadt freilich, sondern unter den beobachtenden Augen der Hofgesellschaft, zu welcher Lotte, nach den Wünschen ihrer Mutter, hinstreben sollte. Solche Absichten sah Schiller ungern genug, und eifrig suchte er seine eigene Anschauung vom Leben bei Hofe der Freundin mitzutheilen: „Jch habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft sich gefallen," schrieb er ihr in einem der kleinen, zuerst etwas geschraubten und reservirten, bald aber freier geformten Billets aus dieser Zeit. „Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe."

Unter Arbeit und Sorgen, unter den Freuden und Leiden werdender Neigung ging so der Winter zu Ende; und Lotte, von den Jhrigen heimgerufen, verließ Weimar wieder, am 6. April 1788. Obgleich die Trennung nur eine kurze war, und Schillers Absicht unerschüttert, den Sommer in Rudolstadt zu verbringen, sah er der Scheidenden mit bekümmertem Blick nach: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein/ ruft er, „und ich fühle, daß Sie den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen." Er empsindet, daß er in, Drange der Umstände alles das, was Lottens Umgang ihm hätte bieten können, nur wenig genutzt hat, und hofft auf schönere Tage, die nun bevorstehen: „Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen," sagt er, „wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird." Er genießt mit frisch erwachendem Natursinn den nahenden Lenz und hört im Weimarer „Stern" und „welschen Garten" die Nachtigallen lieblicher schlagen, denn je: „Der Frühling ist da," ruft er, „mit allen schönen Sachen die er mitbringt." und er sehnt sich nach den Bergen von Rudolstadt nur um so herzlicher hin. Endlich, am 18. Mai 1788, fand fein Begehren Erfüllung: er durfte „aufs Land fliegen" und eine von Lotte selbst gemiethete Wohnung im Dorfe Volkstädt beziehen. Eine schöne, hoffnungsreiche Zeit that sich vor ihm auf; frühlingshaft wuchs in ilmi ein neues Empsinden empor und schlug Wurzel in seiner Seele; und der Sommer von Volkstädt, mit seinem Hoffen und Verlangen, seinem stillen Sehnen und sanften Gewähren blieb unvergeßlich für alle Zeit in Schillers Leben.

ll.

Geht man vom Rudolstadt« Damm aus, der kastanisnüberwölbten schmalen Allee am Nfer der Saale, den Fluß entlang, vorüber an den malerischen Schwarzpappeln und dem grünenden Laub, und folgt man, wo die Saale scharf nach links biegt, ihrem Laufe weiter, so gelangt man aus einem freien Fußpfade, den Kornfelder und Gärten zur Rechten begleiten, in die ländliche Stille von Volkstädt. Gleich am Eingang des Dorfes, der alten Kirche gegenüber, erhebt sich das Schillerhaus, einst dem Cantor Unbehaun zugehörig, und als eine heitere und reinliche Wohnung dem Dichter lieb. Die nahen Hügel, sanft emporsteigend vom Fluß, boten die lieblichste Aussicht dar: auf die Stadt drüben, mit ihrem langgestreckten massigen Schloß auf der Höhe, und in das weite Thalrund, mit seinem schönen Wechsel von lichten und bewaldeten Gipfeln, von blinkenden Dörfern und bunten Wiesen. Und so eifrig ist Schiller diese Pfade einst geschritten, daß in der Erinnerung der Dorfleute der fremde, gelehrte Mann, der mit geisterhaft blassem Antlitz und gütigem Blick unter ihnen wandelte, lange noch fortlebte, und daß bis diesen Tag die „Schillerhöhe" von Volkstädt das Gedenken an seinen Aufenthalt festhält.

Den liebsten Weg aber führten die Abendstunden den Dichter: hinüber, nach beschlossener Arbeit, in die Neue Gasse, die vornehm-stille Straße unterhalb des Schloßberges, wo in zwei Nachbarhäusern die Damen Lengefeld und Bculwitz harrten, und wo im großen Garten der «Köre möre der pappelumpflanzte grüne Pavillon lockte, in dem man Thee trinken und trauliche Gespräche führen konnte. Oder man gab sich Rendezvous an den freundlichen Orten und Plätzen vor der Stadt und trank den Kaffee, an schönen Nachmittagen, im Baumgarten, in Schaale und Kumbach. Oft auch traf Schiller schon auf der Hälfte des Weges die Schwestern, an jener „schönen Ecke," wo sich die Saale biegt und ein Waldbach ihr zufließt, von Bäumen in heimlicher Enge umschlossen; während die Sonne schon halb hinter dem Berge stand und die anmuthige Landschaft in sanfte Abendfarben sich kleidete, erwarteten ihn Lotte und Caroline, auf der kleinen Brücke der Schaale, und ein heiteres Leben erschloß sich ihnen nun: „wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde wandelte man," sagt Caroline; „wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem leichteren Elemente der Freiheit erfreuen, so war uns zu Muthe." Und Schiller selbst bekannte, wie mit zarten Geweben diese Gegend an sein Herz geknüpft sei: „soviele idealische Gefühle habe ich darin niedergelegt, und in den schönen Schimmer, der von euch ausfloß, kleideten sich mir der Himmel und

die Erde."

Die Schwestern gemeinsam redete Schiller hier an; und in dieser ganzen Zeit ward es ihm natürlich, Lotte und Caroline, den Unzertrennlichen, auch seine Empsindungen ungetheilt zu schenken. Hatte in Weimar seine Neigung nur Lotten gegolten, so wußten jetzt Carolinens Geist und gewandte Formen ihn unvermerkt in eine Doppelneigung hinüberzuleiten, deren Gefahren Schiller nicht erkannte: mit unbefangener Wärme umfaßte sein Gefühl beide Schwestern. Auch Caroline schien die Gefahr dieser Neigung nicht wahrnehmen zu wollen; denn statt daß sie, die Weltkundigste unter den Dreien, Schillers Gefühl vor Verwirrung bewahrte, wendete sie nun auch ihm ihre Herzensfreundschaft unbedenklich zu: „Ihr Umgang war das Element meines besseren Lebens," so schreibt sie dem Dichter, „kein anderer kann mir das je sein"; und unerschöpflich ist sie, in immer neuen Worten sein Interesse zu halten. Erst als sie die Briefe dieser Zeit der Oeffentlichkeit übergab, sah sie ihr Verhältniß plötzlich in anderem Licht, und eifrig zeigt sie sich nun bemüht, die Spuren ^ jener Doppelneigung zu verwischen: wo Schiller „Caroline" sagt, läßt sie ihn „Lotte" sagen, statt des Duals setzt sie den Singular ein.

Lotte scheint diese Lage der Dinge zunächst ruhig getragen zu haben und sie gewöhnte sich nun, gemeinsam mit der Schwester Schillers Verehrung zu empfangen; ihrer Güte wird geläusig, von Caroline und sich zugleich in.den Briefen zu reden, während diese zumeist, ihrer Natur folgend, allein ihr Ich bedenkt. Schreibt Lotte etwa dem Freunde: „Es ist recht lange, daß wir nichts von Ihnen hörten und wir sind begierig wie es Ihnen geht," so heißt es bei Caroline: „lieber Freund, ich sehne mich sehr nach Nachricht von Ihnen"; und noch am Vorabend der Werbung, als Lotte fragt: „Ich weiß nicht, ob Sie unsere Briefe erhalten haben, ich hoffe wir sehen uns hier," ruft Caroline aus: „ich darf Sie elso erwarten, die Hoffnung schon macht mir die Tage werther." Dem geistigen Streben Schillers folgen beide Schwestern theilnehmend, aber Carolinens Interesse giebt sich oft in einschmeichelnden Wendungen, wo Lotte mit einfacher Herzlichkeit spricht; Caroline schraubt sich und philosophirt, wo Lotte empsindet. Harmlos erzählt sie etwa dem Freunde, der ihr die „niederländische Rebellion" gebracht, wie sie die Nacht von Wilhelm von Oranien geträumt; sie wünscht, bald in Iulius Briefen an Raphael lesen zu können, und mischt, mit einer Caroline fremden Einfachheit, auch dieSorge mn das leibliche Wohl in die geistigen Betrachtungen ein: sie begleitet Schiller in sorgenden Gedanken, wenn er bei Wind und nächtigem Dunkel in sein Dorf heimkehrt, sie sendet dem Erkrankten Blumen zum Gruß und ladet ihn auf Klöße zu Mittag ein: „Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzugreifen."

Schon wenige Tage nach seinem Einzug in Volkstädt hatte ein heftiger Katarrh den von Stubenluft verwöhnten, übereifrigen Arbeiter befallen, und er störte ihm den lieben Verkehr auch in der Folge gar häusig. Sein Kopf ist dann „heillos beschaffen", die Arbeit stockt, und alle Pläne werden aufgehalten. Allein die oft gehemmte Arbeit in Bewegung zu setzen, fand Schiller nun das angenehmste Mittel sich auo: er verlegte sein Studium in einen Raum, wo gute Geister ihn umgaben: in Lottens Stübchen. Die Geliebte räumt es ihm oftmals ein, zum Zeichen, daß er „nicht fremd" bei ihnen sei: „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch," schrieb sie, „es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben." Immer näher kommt er so den Schwestern, und er empsindet allmählich selbst die knappe halbe Stunde, welche Volkstädt von Rudolstadt trennt, als zu lang: darum zog er, unter Berufung auf das üble Wetter, die kalten Abende und feinen Katarrb, Mitte August nach Rudolstadt hinein, in die Nähe der Neuen Gasse. „Mein Logis hätte gar keinen Fehler," schreibt er an Lotte, „wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß ein Mensch es wüßte." Unermüdlich ist er jetzt, in kaum verhüllten Worten wie diese, sein Gefülil auszusprechen, alles Milde, Innige, Zarte, das zutiefst in seiner Seele ruht, bringt diese Neigung herauf, und doch läßt ein zagender, befangener Sinn und die Selbstquälerei der Liebe ihn das letzte Wort nicht wagen: „ich möchte Ihnen oft so viel sagen," schreibt er an Lotte, „und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt.." Eines Abends nur, als zwischen Lotte und ihrer Mutter „ein Auftritt vorgefallen" und Schiller die Betrübte mit sanfter Herzlichkeit tröstete, drückte Lotte, der sonst geübten Zurückhaltung vergessend, ihm in tiefer Bewegung die Hand; Schiller glaubte ihre Neigung offen daliegen zu sehen und schien das lösende Wort sinden zu wollen — als plötzlich, sehr zur Unzeit, Caroline ins Zimmer kam, und die halb schon geöffneten Lippen sich wieder scheu verschlossen.

Aber wenn auch Schiller sein Geheimniß noch wahrte, er blieb doch der vertrauteste Freund der Schwestern, ihr Rath und ihre Hilfe allezeit. Als Lotte krank wird, heitert er sie durch seine Güte und freundliche Laune auf; er lernt, als ein Hausgenosse, mit der Katze Toutou und dem Hunde Grigri umgehen; er neckt sich mit den Schwestern um des thüringischen und des schwäbischen Dialekts willen und um kleiner menschlicher Schwächen, und Spitznamen werden gefunden: Caroline wird die „Bequemlichkeit", Lotte die „Weisheit", auch die „Decenz," weil sie aus Sitte ängstlicher sah. Und auch Schiller fängt nun an, muthiger im Schreiben als im Reden, Lotte vertraulich mit dem Vornamen anzusprechen, ja ein „freundliches Lolochen" wagt sich in die Feder, während Schiller selbst, wie seiner Sache doch nicht ganz gewiß, sich unterschreibt: „Ihr Fr."

Was die cköre raöre zu diesem nahen Verkehr eines jungen Bürgerlichen mit der künftigen Hofdame meinte, erfahren wir nicht; aber wenn Lotte nun, im Laufe des September und October, dies Zusammensein durch kleine Reisen, nach Iena, nach Kochberg zu Frau von Stein, unterbricht, so liegt es nahe, den Einfluß der Mutter hier zu erkennen. Denn weder Schiller noch Lotten ward gut bei diesen Trennungen; und trübselig schritt der Gast der Charlotte Stein im „dunklen Gang am Wasser" einsam daher, in die Schriften des Freundes ganz versenkt: „ich wäre wohl hier," schreibt Lotte am 1. September, „wenn ich nicht das Gefühl daß Sie eben in Rudolstadt sind, hätte, und daß ich manche schone Stunde versäume"; und Schiller antwortet, getröstet und tröstlich: „Ihre Billets haben mir einen recht schönen Morgen gemacht. Könnt' ich zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zn fühlen!" Er fügt hinzu, aus einer echt Schillerschen Empsindung heraus: „ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will."'

Schillers Beschäftigung in dieser Zeit galt meist dem Homer und den alten Dramatikern; und wie Alles, was ihn erfüllte, trug er auch die Resultate dieses Studiums den Schwestern zu, die es begeistert aufnahmen: „die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern," so erzählt Caroline, „vollendete die Gestaltung unseres Kunstsinnes; daß das Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für Schillers eigenen Geist wurde, ist nicht zu verkennen. Er wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten desLebens abgeneigter. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle." Was Caroline hier, aus später Erinnerung rückschauend, ausgesprochen, das bestätigt Schillers eigene Empsindung im Augenblick des Erlebens; und er zieht die Summe dieser Tage, als er an seinen Freund Körner schreibt: „Mein hiesiger Aufenthalt hat mich mir selbst zurückgegeben und einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt. Ich werde immer mehr und mehr kleinen Verhältnissen absterben, daß ich die ganze Kraft meines Wesens rette und genieße. Ich sehe diesem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geist und einen männlichen Vorsatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte sehen wirst." Daß die Rudolstädter Zeit mehr innerlich als äußerlich fruchtbar war, muß Schiller freilich zugestehen; der Nachbar Lottens und Carolinens kann sich seiner Arbeitsamkeit nicht rühmen, er hat vielerlei begonnen und wenig vollendet, und mahnend meldet Geldnoth sich an.

Inzwischen war aus dem Sommer Herbst geworden; Sturm und Regen und fallendes Laub zeigten das Ende der Ferienzeit trübselig an; doch Schiller, unfähig den Gedanken der Trennung zu fassen, verschiebt die Abreise auch jetzt noch und setzt zuletzt, um nur einen neuen Aufschub zu gewinnen, feinen Geburtstag, den 10. November, als den Endpunkt des ausgedehntesten Sommeraufenthaltes fest. „Er ist hin, dieser schöne Sommer," ruft er Lotten zu, „und viele meiner Freuden mit ihm! Jch weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft." Dann wieder schreibt er, mit besserer Zuversicht: „Nein, gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empsindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben." Er empfängt zum Andenken eine Zeichnung Lottens und eine Vase, und giebt den Freundinnen, am Tage vor seinem Geburtsfest, die schönste Gabe zurück: den ersten Entwurf des Gedichtes, in welchem die läuternde Wirkung der Rudolstadt« Zeit sich lebendig zufammenfaßt „Die Künstler". Die Theilnahme der Schwestern an seinem Werk erfreut ihn herzlich, gesteht er: „es beweist mir, daß Jhre Seele Empsindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem Jnnersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie

— und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig." Wieder empsindet er schmerzlich, daß er Lotte viel, gar viel, und doch nicht Alles gesagt hat, wovon sein Herz bis zum Zerspringen voll ist, und er getröstet sich nur gezwungen mit der Zukunft: „wenn nur der gelegte Grund fest und massiv ist, fo wird die liebe, wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen." Er erhält am 10. November, schon am frühen Morgen, Lottens Gratulation und einen Geburtstagsstrauß und bringt den Nachmittag und den Abend in ernster Stimmung mit den Schwestern zu. Was Lotte ihm geschrieben, hatte sein innerstes Enrpsinden aufgerührt: „Jch muß Jhnen, und follten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen, lieber Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schätze und dessen Freundschaft einen schönen Glanz um mein Dasein webt. Lassen Sie die liebliche Blüthe unserer Freundschaft immer schön blühen und kein rauher Hauch sie verwehen! Adieu, adieu. Wir sehen uns bald! Jch freute mich heut schon beim Erwachen, daß Sie noch mit uns sind. Lotte." Obgleich Schiller die Schwestern in wenig Stunden sehen sollte, erwiderte er doch sogleich: „Dank Jhnen beiden, daß Sie einen freunds lichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Jch denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich fo gut wie gar nicht auf der Welt

— und jetzt follte mir es schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen!"

Der zehnte November sollte der letzte Tag sein, den Schiller mit den Freundinnen verbrachte: zwar er selbst bestimmte noch immer seine Abreise nicht, aber nun sprach Caroline, gedrängt von der Mutter vielleicht, das entscheidende Wort und theilte Schiller mit, am 11. November: daß sie schon den folgenden Morgen zu ihrer Freundin Fräulein von Dacheröden nach Erfurt reisen würden. In der That, es war Scheidenszeit: denn schon munkelte man in Weimar von den besonderen Gründen, die den späten Sommergast noch festhielten, und auch in Rudolstadt regte sich der «latsch. „Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durcheinander," «widerte Schiller, „daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt." Wie nahe ihm der Abschied geht, zeigt der Dichter durch die betrübte Bitte, die Schwestern lieber gar nicht mehr begrüßen zu dürfen: „besser wir haben uns gestern für einige Monate zum letzen Mal gesehen." Er verspricht, ihnen durch fleißiges Schreiben stets nahe zu bleiben, und bittet, auch ihm von dem „Gang ihrer Seelen" Nachricht zu geben; und er faßt sein Empsinden ein letztes Mal zusammen in die Worte: „Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat. Ewig Ihr Schiller."

So rüstete man denn hüben und drüben zur Reise; am Abend aber, um 11 Uhr, setzte sich Lotte abermals, nachdem Alles für die Fahrt geordnet war, an den Schreibtisch und schrieb in der Stille der Nacht mit eifriger Feder: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! Gute Nacht! Leben Sie so wohl, als ich's wünsche, denken Sie gern meiner und oft. Adieu! adieu! Lotte." Und noch am andern Morgen drängt es sie, im Widerstreit von mädchenhafter Scheu und dem Wunsche nach Entscheidung, ein allerletztes Wort zu sagen, und sie rust: „Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir; leben Sie noch ein Mal wohl und vergessen uns nicht; doch nein, das werden Sie nicht. Adieu! adieu! Mir ist heut früh, als sähen wir uns bald wieder!"

Während er schon den Wagen herauffahren sah, der die Schwestern ihm entführen sollte, trieb es Schiller an, auf diese Zeilen zu erwidern: und auch er sucht das Trenmmgsweh zu betäuben durch die frohe Hoffnung auf ein neues Sehen: „Beste Freundinnen, die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Ia meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde." Doch im Innern sah es trüber aus, und er gestand ein Iahr darauf: „Unser Abschied vorigen November wirkte tief auf meine Seele, und das Billet,

Nord u„d ?„d. 1^1, lss. 22

das ihr mir damals schriebt, hat mir Thronen ausgepreßt. Es war mir schrecklich, als ich mich zur Reise anschickte, alle meine Hoffnungen waren nicht viel weiter, als im Anfang des Sommers und die ganze Aussicht meiner Liebe schien wieder versinstert zu sein." Und auch Lotte gedenkt dieser Zeit noch spät: „Die erste Trennung von Dir vergesse ich nie!" schreibt sie, „wie unbestimmt, ungewiß war da Alles! Ich war so vorbereitet auf lauter traurige Ereignisse, daß ich mein Leben nicht achtete!"

Die Straße nach Erfurt und die nach Weimar liefen noch eine Strecke weit zusammen, und erst bei Teichröden trennten sich die Wege: so hofften die Reisenden, ein jeder an seinem Theil, den Wagen des andern noch anzutreffen, und oft blickte Schiller nach den Schwestern zurück, eifrig schaute Lotte nach Schiller aus. Als man aber den Kreuzungspunkt überschritten, ohne daß eine letzte Begegnung erfolgt wäre, als jeder Fußbreit Weges die Liebenden weiter von einander führte, und die untergehende Sonne die Stunde ankündigte, welche die Freunde zusammengebracht hatte, bis nun — da siel die schmerzliche Erkenntniß Allen aufs Herz, daß die Tage von Volkstädt und Rudolstadt, mit ihren, Zauber nnd ftühlingshaften Duft, mit ihrem Liebesglanz und milden Geistesweben, verklungen waren und verrauscht für immer.

lll.

Unter den Vorsätzen, welche Schiller nach Weimar zurückbrachte, war der oberste dieser: von Menschen fern, ein arbeitsreiches Leben zu leben. „Ihre Briefe," schreibt er an Lotte und Caroline, „vertreten jetzt bei mir die Stelle des menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin."

Gleich am Tage nach seiner Abreise richtete Schiller herzliche Worte an die Schwestern: er schildert, wie sein Herz in Rudolstadt nur lebt, im Gedenken vergangener Tage, und wie er ein Zusammensein im künftigen Sommer schon jetzt eifrig plant: „Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele", ruft er aus. Die Schwestern erwiderten auf solche Worte, verschieden nach ihrer Art: Lotte mit weiblicher Zurückhaltung, die nut in unwillkürlichen Wendungen einmal ihr Herz verräth; dagegen Caroline mit freiem Bekenntniß und voll den Ton aufnehmend, den Schiller angeschlagen. „Zeien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund," so schreibt sie. „Ach ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So wie Sie hat es noch Niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren. O gutes Schicksal! nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt." So vielsagendes Geständniß, hat Lotte nicht zu wagen; aber sie spricht ihre Zuneigung sanfter aus liebenswürdiger, wenn sie sich zu Schiller hinversetzt, am Abend und am Morgen, wenn sie sich fragt, welche Sonne ihm scheine, und welcher Wind ihm wehe, wie ihm gefallen möge, was sie beschäftigt, im Leben und in der Kunst. Sie führt ihn ein in ihre Existenz, in die Stimmung des Augenblicks, und schreibt in tagebuchartigen Aufzeichnungen, unmittelbar und ohne Zwang, nieder, was Kopf und Herz ihr bewegt; sie bricht ab, kommt zurück, erzählt und plaudert und breitet selbst ein Uebermaß von naiver Weltbetrachtung mit völliger Harmlosigkeit aus. Wie einen eben Dahingegangenen bedauert sie den sterbenden Cäsar: „freilich hätte er sich nicht zum König machen sollen; aber es war doch schade!"; allein ihre einmal gefaßte Meinung hält sie mit Entschiedenheit aufrecht, selbst Schiller gegenüber, und vertheidigt vor dem künftigen Dichter des „Tell" die Schweizer Helden mit eindringlicher Wärme: „Nennen Sie es nicht Mrooitö — bitte. Ich möchte rechte Beredsamkeit haben, und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen." Sie berechnet die zurückgelegte Zeit der Trennung mit liebender Genauigkeit und stellt fest, vierzehn Tage nach Schillers Scheiden, daß nun der zwölfte Theil jener Periode „oder vielleicht gar mehr" vorüber ist: „mir däucht es schon Wochen," sagt sie, „und mir ist's als hätte ich Ihnen so viel zu sagen, und doch ist nichts vorgefallen."

So freundliche Bekenntnisse immer von Neuem zu erwidern, zögert Schiller nicht: zart und wahr spricht er sein Empsinden aus, und in tausend anmuthige und scherzhafte Worte kleidet er treue Neigung gefällig ein. Der saumseligste der Correspondenten wird nun der fleißigste, der keinen Posttag ungenutzt läßt; er spricht herzlich zu Lotten, geistreich zu Carolinen, und wenn er auf das zwanglose Geplauder der einen liebevoll eingeht, so

philosophirt er vor der andern „recht ins Gelag hinein" und schenkt ihrem metaphysischen Bedürfniß neuen Redestoff. An der schwesterlichen Uebereinstimmung der Beiden erfreut er sich mit naivem Egoismus: „Ihre beiderseitige gute Harmonie," so schreibt er an Lotte, „ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie sie sich selbst vereinigt haben. Möchte das Schicksal Sie beide nie weit auseinanderführen. Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte."

Aber ein neues Thema sollte der Correspondenz nun im Laufe des Decembers zugeführt werden: Schillers Ernennung zum Professor. Unerwartet schnell hatten seine Absichten auf eine Lehrstelle in Iena sich verwirklicht, und der vor der vollendeten Thatsache stehende Dichter glaubte zu spät zu erkennen: daß er sich habe übertölpeln lassen. „Eine seiner schönsten Hoffnungen" richtet diese Ernennung zu Grunde, so klagt der Dichter; die Aussicht, den Sommer von Volkstädt und Rudolstadt zu erneuen. Unabhängigkeit, die goldene Freiheit des Poeten, Alles sieht er dahinschwinden: „und dies soll mir ein heilloser Catheder ersetzen!" Und weiß nicht mancher Student vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor? Und werden die Collegen den neuen Ankömmling aus dem literarischen Reich willkommen heißen? „Jch bin doch eigentlich nicht für das Volk gemacht!" ruft Schiller aus; „indessen denke ich hier wie Sancho Pausa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand."

Aber auch eine gute Seite hat die Jenenser Professur, erkennt Schiller; sie bringt ihn in die Nachbarschaft von Rudolstadt. Eifrig nehmen die Schwestern dieses Thema auf, und beglückt sieht Lotte alle weiterführenden Pläne nun zu nichte werden, und den Freund an ihrer lieben Saale sich niederlassen; sie hofft, daß er die schöne Straße zu ihnen hin oft zurücklegen werde, und daß man sich auch auf halbem Wege werde Stelldichein geben können: „der Gedanke, daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel Freude. Wenn wir in den Schatten der hohen Linden herumgehen, und die blaue Saale mit unseren Augen verfolgen, werden wir uns noch einmal so gern bei Jena verweilen. Die Gegend ist mir noch immer gegenwärtig, die Berge haben so schöne Formen so leicht und luftig; und ich will einmal unphilofophifch sein, auch die gute Pfirsich und Weinbeere sind gar nicht übel." Daß der Dichter nun zu einer bürgerlichen Respectsperson wird, will Lotten nicht gleich eingehen, und doch macht ihr der neue Titel Freude: „Leben Sie wohl, Herr Professor," ruft sie, „es macht mir so einen Spaß, Sie so zu nennen." Feierlicher, mit mehr Aufwand von Geist und Reflexion begrüßt Caroline die Ernennung: „es giebt mir eine so liebliche lichte Aussicht in's Leben," schreibt sie, „Sie mir in unserer Nähe sixirt zu denken. Lassen Sie sich's nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein. Ach unsere eigentliche wahre Welt ist doch nur da, wo bleibender Antheil und Liebe unser Herz beleben! Als eine Erscheinung zerfließt man ohne jene, im Meer der Erscheinungen um sich her!"

Mit dem Mai 1789 trat Schiller seine Professur in Jena an; eifriger denn je gingen nun die Briefe zwischen ihm und den Schwestern hin und her, und Pläne wurden geschmiedet, zu Besuchen und Stelldichein. Jm Juni ist Schiller in Rudolstadt, im Juli sind die Schwestern in Jena; aber beide Mal kommt es nur zu kurzem Beisammensein, und die Ungunst der Umstände läßt zumal in Jena Schillers Hoffnungen auf eine herzliche Aussprache völlig zu nichte zu werden. Die Rücksicht auf die Welt, auf die beobachtende Kleinstadt erlegte Zurückhaltung auf; und statt mit Lotte und Caroline allein zu bleiben, mußte Schiller sie zu Frau Griesbach entlassen, einer lebhaft auf Freundschaft dringenden Dame, die nun aller Bravheit zum Trotz den Liebenden als arger Störenfried erschien. Auch die Absicht der Schwestern, in Lobeda bei Jena Aufenthalt zu nehmen, um Schiller nahe zu sein, war durch die Einsprache der oliöie ruöre vereitelt worden, welche Gebote der Cchicklichkeit verletzt fand; und so entstand in Schiller eine leidenschaftliche Erregung, die sich in den Briefen an Caroline und Lotte deutlich abspiegelt: es war die entscheidende Krisis in diesem Verhältniß, welche zur Aussprache endlich führen sollte. „Wie glücklich wollte ich sein," ruft er Carolinen zu, „wenn die schönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie schreiben. Aber wie? Wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Waage mehr gelten, als die entschiedenste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen sy sonderbar unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthige Roß hinter den Wagen? Könnte ich gewisse Verhältnisse umkehren, so wäre der heroische Muth, den ich habe, an seiner rechten Stelle. Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Habe ich etwas verwirrtes geschrieben, so zerreißen und ignorieren Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung und diese möge mich bei Ihnen entschuldigen." Offenbar ist die gewisse Waage die Waage der Standesunterschiede, und Schiller wünscht, er könnte, als der Adlige, die Geliebte zu sich heraufheben, statt ihr das Opfer einer bürgerlichen Verbindung zumuthen zu müssen.

Aehnliches sprach Schiller gegen Lotte aus, und auch sie bat er um Verzeihung für den verwirrten Brief; aber wenn Lotte seine Stimmung nicht scheint gefaßt zu haben, so war Caroline klug genug, zu erkennen, daß die Stunde des Entschlusses nun da war, und sie half das lösende Wort sprechen: zu Anfang des August, als Schiller im Bade Lauchstädeintraf, wo die Schwestern sich aufhielten, kam es zur Erklärung, „in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein mußte." Caroline war es, die in der Morgenfrühe „ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach" und Schiller zum Reden ermuthigte; doch auch jetzt wagte er die mündliche Werbung nicht und schrieb, in Lauchstädt noch oder auf der Reise nach Leipzig, die er am 3. August antrat, an Lotte diese Zeiten: „Ist es wahr Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihncn, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte ich die schöne Harmonie unserer Freundschaft zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwester liche Freundschaft . . . Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auferlegen könnte und lassen Sie nur Ihre Empsindungen reden Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, und nichts, nichts die freie Mittheilung unserer Seelen stören. Leben Sie wohl theuerste Lotte. Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie nur unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde."

Schiller hat in Leipzig eine Zusammenkunft mit Körner verabredet und beglückt eilte er nun dem ersten Wiedersehen mit dem Freunde entgegen, dem er das seligste Geheimniß zu offenbaren hatte. Noch am Abend seiner Ankunft schrieb er ein zweites Mal nach Lauchstädt, seine überströmende Freude auszusprechen: „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. O ich weiß nicht, wie mir ist. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, dieser Abend bei meinem theuersten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist was er mir je gewesen — so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens." Nur ganz kurz, mädchenhaft verschüchtert vor diesem Ansturm des Gefühls, erwiderte Lotte, sparsam im Ausdruck der Empsindung; und als ob die eigene Rede ihr versagte, wiederholt sie Schillers Worte und ruft: „Caroline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch, meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich unfern Körner zu fehen! und Sie lieber in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir find. Adieu! ewig Ihre treue Lotte."

Nun kamen Lotte und Caroline auf einen Tag nach Leipzig, und lernten Körner und seine Damen kennen; Schiller begleitete die Schwestern zurück nach Lauchstädt und ging am 10. August nach Iena ab, nachdem über die nächste Zukunft Beschluß gefaßt worden. Die Verlobung sollte geheim bleiben, bis Schiller ein festes Gehalt erlangte; auch «Köre mer« sollte nicht unterrichtet werden. „Die Zufriedenheit der guten Mutter," sagt Caroline, „hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Bei unfern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein österes Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnis."

So kehrte Schiller heim, ein Anderer, als er geschieden; aus den quälenden und drängenden Zweifeln der Leidenschaft zur Gewißheit des Besitzes erhoben, der glücklichste Bräutigam, Lottens und Carolinens geiebter Freund; und noch einmal ruft er es den Schwestern beseligt zu. „In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid. Theurc, liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Dust hat sich mir die ganze Natur überkleidet . . . Mein zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haare befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren."

lV.

Die Liebe und die Freundschaft miteinander hatten Schiller an dem Tage, den er seinen glücklichsten nannte, gegrüßt; und als zwischen den Schwestern und seinem Körner ein neuer Bund gestiftet schien, sah er sich aus den Gipfel der Freundschaft erst gelangen. Eine himmlisch schöne Aussicht öffnete sich vor ihm, in diesem Kreis geliebter Menschen; gemeinsamer Wettlauf zum Edlen und Guten schien das Ziel, und ganz aus dem Geiste seiner Zeit sprach er in dem Briefe der Werbung das Wort: „Vortrefflichkeit der Seelen ist ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe."

Aber indem Schillers Gefühl Lotte und Caroline und Körner zugleich umschloß, stieg es über die Wirklichkeit schwärmend empor zu schönen Träumen; und die Entwickelung der nächsten Zeit schon sollte ihn aus dieser Weite der Empsindsamkeit zu still begrenzter, echter Neigung hinsühren. Körner und die Schwestern Vengefeld einander näher zu bringen, wollte nicht glücken; denn nicht nur, daß die Dresdener Frauen vor dieser seineren Cultur befremdet dastanden, auch für den Freund kam der Entschluß Schillers und die Erscheinung Lottens und Carolinens allzu plötzlich, als daß sein ruhig abwägender Sinn dem Enthusiasmus des Bräutigams hätte genug thun können. Es gab eine Verstimmung und eine Abkühlung, die Schiller und Körner gleich bitter empfanden; zwar kamen die Dresdener Gäste aus acht Tage nach Iena und Weimar und wohnten bei Schiller, aber daß diese lange ersehnte Zusammenkunft sie mehr von einander entfernt, als näher verbunden hatte, ward beiden zu schmerzlicher Gewißheit; und lange noch tönt in der Correspondenz der Freunde, in der gekünstelten Unbefangenheit Schillers, in der ärgerlichen Kürze Körners, die Enttäuschung dieser Zeit nach.

So kehrt sein Empsinden in doppelter Stärke zu Lotte und Caroline zurück, und mit unbefangener Wärme, mit schwärmerischer Unbestimmtheit wendet es sich an Braut und Schwägerin zugleich. Aus der Hoffnung sehnt er sich nach Erfüllung, aus der Gegenwart träumt er sich in eine Zukunft, die ihn und die Schwestern untrennbar vereinen soll: „Im Gedanken an euch," ruft er, „verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte. Mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O ich verliere mich im Himmel all dieser Empsindungen. Die Mohamedaner kehren, wenn sie beten, ihr <Besicht nach Mecca, ich werde mir einen Catheder anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn dort ist meine Religion und mein Prophet. Gute Nacht ihr Lieben." Lotte versucht tapfer, auf diese Sprache einzugehen, wie seltsam ihr dabei auch zu Muthe sein mag„Gewiß werden wir es nie bereuen," ruft sie, „alles Glück unseres Vebens auf deme Liebe gesetzt zu haben." Jn welchem Tone Caroline Schillers Empsindung erwidert hat, erfahren wir nicht; denn ihre Briefe aus dieser Bräutigamszeit, die Briefe zwischen dem Dichter und seiner Schwägerin sind durch Schillers Tochter, Frau von Gleichen, zum größten Theil vernichtet worden; sie, sonst die getreueste Bewahrerin und Mehrerin der ererbten Documente, glaubte diese Correspondenz vor der Oeffentlichkeit bewahren zu müssen. Nur aus spärlichen Resten erkennen wir die Grenzverwirrung von Liebe und Seelenfreundschaft, von den Bräutigamsrechten vor der einen und der andern Schwester, wenn Schiller etwa schreibt: „Meine theure Caroline, ich kann dir nicht sagen, nicht Worte dazu sinden, wie meine Seele dich umfaßt. Alle meine Gedanken umschlingen dich, und könnte ich nur, in welcher Gestalt es auch sei — wäre es nur mit diesem Herzen um dich wohnen. Adieu lieber Engel. Leb wohl." Wieviel in diesen ganz individuell klingenden Bekenntnissen dem typischen Empsinden der Zeit doch angehört, macht die Betrachtung offenbar, daß in nächster Nähe Schillers der Dichter der „Stella" damals lebte, der die Sage vom Grafen von Gleichen und den zwei Frauen zu erneuen gewagt.

Schiller hatte kaum dic Vorlesungen seines ersten Semesters geendigt, als er auch schon, am 18. September, in Rudolstadt eintraf; fünf Wochen verbrachte er in der Nähe der Schwestern und nahm von Neuem Wohnung beint Cantor von Volkstädt. Nur die Ungewißheit und das Geheimniß, welches noch auf dem Verhältniß lastete, störte die Freuden dieser Zeit: und die Frage, wann er Lotte in die Ehe werde führen können, bedrückte Schiller zumal, der vor der Einsamkeit in Jena zurückscheute, und der mit sehnendem Verlangen sein Glück ganz zu umschließen strebte. Tansend Pläne wurden geschmiedet, von Schiller und den Schwestern um die Wette, eine Existenz zu begründen: „Städte, Länder und Verhältnisse," sagt Caroline, „die nur der Gestaltung bedurften, lagen iminer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladins Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus." Während aber die drei Liebenden über ihr künftiges Leben also beriethen, saß «Kere mkre nichts ahnend eben auf dem Schlosse, Prinzessinnen erziehend und ihre berühmten „schönen Gelten" bereitend.

Aber wie selige Stunden das Zusammensein auch gebracht hatte, in Lotte hatte es Gefühle des Zweifels und der Angst dennoch zurückgelassen: vergebens suchte ihr einfacher Sinn in diese Doppelbrautschaft sich zu schicken. Noch ein halbes Jahr zuvor, im Frühjahr 1789, hatte sie scherzend an Fritz von Stein, den Sohn ihrer Freundin, geschrieben: „Sehen Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist, denn wir glauben, daß es wahr sein könne, daß ein Mann eristirt habe, der zwei Frauen so lieben kann, und der der ersten Geliebten doch immer getreu geblieben ist, wie Graf Gleichen"; aber nun empfand sie, in den nämlichen Zwiespalt gestellt, den schmerzlichen Ernst der Lage dennoch, und es drängte sie zu vertraulicher Aussprache unwiderstehlich hin. Nicht dem Bräutigam und nicht der Schwester aber ösfnete sie ihr Herz; eher will sie sich selber opfern für das Glück Carolinens, so träumt die still Duldende, als daß sie die liebsten Menschen aus einer Empsindung aufstöre, die ihnen Alles bedeutet. Caroline von Dacheröden, die Freundin der Schwestern, wird Lottens Vertraute, und bei ihr sindet Schillers Braut das feinste und liebendste Verständniß. „Dank daß du das Schweigen gebrochen," schreibt ihr Fräulein von Dacheröden, „vielleicht ist es nur anscheinend so verworren, meine Schwester, und ein neues, lieblicheres Licht wird in deiner Seele nach dieser Dämmerung aufgehen. Es ist eine kranke Vorstellung, meine Liebe, daß es Schiller je weh thun könnte, dich gewählt zu haben, die leiseste Ahndung dieses Gedankens würde ihn gewiß sehr schmerzen, und die Blüthen seines Geistes zerknicken, wenn sie sich schöner vor Carolinen zu entfalten strebten. Sein heiliges Herz umfaßt euch beide, vermischt euch und doch steht ihr wieder allein und verschieden in seiner Seele, jede in schöner eigener Grazie." Caroline Dacheröden konnte mit so viel Verständniß diese Herzenswirren durchschauen, weil sie selbst mit ähnlicher Doppelneigung vor zwei Bewerbern dastand, vor Karl von La Roche und Wilhelm von Humboldt: „Müßte mein Herz nicht aufgerieben werden," sagt sie, „wenn ich anders fühlte, ist mein Verhältniß nicht mit ihnen gerade dasselbe, wie das von Schiller gegen dich und Linen, und keiner von ihnen fühlt eine Leere."

Doch Lottens Zweifel dauerten fort, wie das Verhältniß, dem sie entsprangen; und wenn es dem Zureden der Freundin gelungen war, sie zu beschwichtigen, so rief Schillers schwärmerische Herzlichkeit sie innner von Neuem wach. Mit zagender Vorsicht, andeutend nur und unbestimmt, wendete sich Lotte nun an den Geliebten; sie warf das Geständniß hin, daß sie für sein Glück ihr eigenes opfern würde und rief: „ich könnte meine Liebe, oder besser mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um dir ein ungestörtes Leben zu verschaffen. Dein Glück, deine Ruhe sind mir das heiligste, was ich kenne." Und sie verlegte, was sie in der Gegenwart beschäftigte, in die Vergangenheit zurück und schrieb: „Bei deinem Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an, und der Gedanke, daß dir Caroline mehr sein könnte als ich." Schiller antivortete mit voller Naivetät, seines Gefühles ganz sicher und dasjenige der Braut verkennend, daß ihre Liebe keiner ängstlichen Wachsamkeit bedürfe. „Wie könnte ich mich zwischen euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele mächtig bleiben, wenn mein Gefühl für euch beide, für jedes von euch, nicht die füße Sicherheit hätte, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln." Und sein Verhältniß zur älteren und zur jüngeren Schwester unbefangen umschreibend, sagt er: „Caroline ist mir näher im Alter und darnm auch gleicher in der Form unfrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empsindungen in mir zur Sprache gebracht als du meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Seele entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen." Sein Frauenideal, Lotten

zum Trost, ist so das gleiche, wie in jungen Tagen: die knospende Iugend, nicht die Reife der Frau; und noch jetzt wünscht er, ungeachtet aller schwärmenden Hingebung, zur Gefährtin sich diejenige nur, welche „unsern Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam an unsere Launen schmiegt."

Inzwischen ging der Briefwechsel mit Fräulein von Dacheröden fort, und die Freundin wußte zuletzt keinen andern Rath für Lotte, als den einer völlig offenen Aussprache mit Schiller. Es beunruhigte Lotte, daß ihre Schwester es allgemach richtiger fand, wenn sie einander Schillers Briefe nicht mehr mittheilten; und es war nur ein leidiger Trost, den ihr Fräulein von Dacheröden gab mit den Worten: „Caroline hat Recht, wenn sie gegen die Mittheilung der Briefe unter euch ist, man ist freier noch in der Gewißheit, daß man nur für Eine schreibt." Besser trifft die Freundin das Rechte, wenn sie Lottens empsindsamen Opferwillen mit kluger Mahnung beschwichtigt: „Es ist ein Gedanke, werth in deinem schönen Herzen geboren zu sein," sagt sie, „Schiller und Line zusammen zu verbinden, aber Votte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube du könntest es vollbringen, eben so gewiß aber bin ich auch, daß du in dieser Handlung alle Kräfte deines Wesens erschöpftest — du würdest dich aufreiben. Und Line und Schiller, sie, die dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst du daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach ^otte der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz." Unter so sanfter Zurede, und unter der Wirkung eines erneuten Wiedersehens mit dem Geliebten fand Lotte den Frieden zurück, und Schiller erfuhr nichts von all diesen Kämpfen und Zweifeln: „O ich ahnte längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde," rief die Freundin beglückt, „nun es so ist, hast du Recht Schiller nichts zu sagen; es ist ein sehr erhebendes Gefühl, viel über sich selbst vermocht zu haben."

Lotte und Caroline waren, mit dem Anfang December, zu längerem Aufenthalt nach Weimar gekommen und hatten den Weg über Jena genommen, Schiller zu begrüßen; er begleitete die Geliebten ein Stück des Weges in die Mondnacht hinein, und oft und oft ritt er nun nach Weimar hinüber, um am Wochenschluß sich für Collegienvlagen Entschädigung zu holen. Nun endlich erhielt Caroline, als die Welterfahrene, die Diplomatin, den Auftrag, Frau von Lengefeld das Geheimniß der Verlobung zu enthüllen: Mitte December geht der Brief an cköre mör« ab, bei dem die Empfängerin, nach ihrer Gewohnheit, vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe wird zusammengeschlagen haben. Schiller selbst warb darauf mit liebenswürdig-klugen Worten bei Frau von Lengefeld und empsing, eben vor dem Weihnachtsfest, als schönste Christgabe ihre Zustimmung: „Ja ich will Jhnen das beste und liebste was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben," schrieb sie. „Die Liebe meiner Tochter zu Jhnen, und Jhre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes und dieses allein suche ich."

Hart genug hatte die Ungewißheit dieser Zeit den einsam mit seinem Geheimniß Dahinlebenden bedrückt, und endlos schienen sich die Wochen zu dehnen, die auch jetzt noch den Bräutigam von seinem Glücke trennten. Die Heftigkeit seines Begehrens, dieses Bangen und Verlangen nach den entfernten Lieben nimmt den Dichter völlig hin, und nur in der Zukunft noch, die ihm Erfüllung seiner Wünsche verheißt, lebt Schiller. Sehnsucht allein ist das Beharrende in seiner Seele, die von wechselnden Stimmungen erfüllt wird: auf Zuversicht folgt plötzlich Trübsinn, auf heiteres Erwarten des Kommenden verzweifelte Ungeduld. Von jeder Regung seines Gefühls aber werden die Schwestern getreu unterrichtet, sie nehmen Theil an seiner Melancholie, wie an seinem Glück, sie sprechen dem Trauernden Muth ein und sind fröhliche mit dem Fröhlichen. Als Lotte und Caroline in Weimar dem Dichter näher gekommen sind, als Schiller fast jede Woche die Geliebte sprechen kann, da wird ihre Correspondenz nicht sparsamer, nur reger noch; und Lottes liebste Lectüre ist nun der Postzettel, auf dem sie die Ankunftszeit der Briefe genau verzeichnet sindet. Jeden Augenblick zu fragen, was der Andere jetzt mache, immer von Neuem das Gestänoniß treuer Neigung auszusprechen, treibt es Schiller und treibt es Lotten an; aus der Gegenwart ihrer Liebe zieht es sie zurück in die Werdezeit, und beglückt empsindet Lotte, wie viel anders doch nun Alles ist, als sonst: „denn ich kann dir nun sagen, wie ich dich liebe. Mir erscheinst du immer im gleichen Lichte, warm und treu stünde dein Bild vor meiner Seele, wenn auch Niemand deinen Werth kennte, ich liebe dich um dein selbst." Aber wenn Lottens Märchenhaftigkeit in oer Gegenwart beseligt ruht, im Hoffen und Gedenken, so kämpft im Manne heftiger die Leidenschaft, und er ruft: „Wann werde ich endlich in ganz ungemischten Zügen das Glück unserer Liebe in mich trinken? Noch nie fand sich in meiner Seele so viel Freude und Leiden zusammen. Die Liebe und die Hoffnung geben mir ein erhöhtes, schöneres Dasein, aber die Furcht zeigt mir Hindernisse, Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Jch könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt sein. Jch ertrüge es nicht. Jm Gedanken an euch, in der rastlosen Sehnsucht nach euch verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte." Dann wieder sucht der Bräutigam sein Empsinden zu mäßigen, schön beherrschte, innige Worte spricht er, und dem Geiste seiner Zeit folgend wie dem Zuge der eigenen Seele ruft er die ethischen Mächte an, heftige Affecte abzudämpfen: „Ja eine schöne Harmonie soll unser Leben sein, und mit immer neuen Freuden sollen sich unsere Herzen überraschen. Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unfrige glüht in dem ewigen schönen Feuer einer immer mehr sich veredelnden Seele."

Schiller und die Schwestern konnten ihre Liebe in dem Glück eines zweiten Brautpaares damals bespiegeln, dem ihre freundschaftliche Theilnahme gehörte: nach manchen Schwankungen der Empsindung hatte Fräulein von Dacheröden zwischen ihren beiden Bewerbern entschieden und Wilhelm von Humboldt ihre Hand zugesagt. Auch diese Wahl hatte Carolinens kluges Eingreifen zuletzt bestimmt, das den Wirren des Herzens planmäßig ein Ende machte; und sie erhoffte nun für sich und die Freunde eine gemeinsame Existenz in künftigen Tagen, welche die den gleichen geistigen Idealen Zustrebenden wie auf einer seligen Jnsel, vom Lärm der Welt entfernt, eng zusammenschließen sollte. „Ardinghello und die glückseligen Jnseln", so hatte Hei nie seinen großen Roman genannt, in welchem der Held und die Seinen, Männer und Frauen, im griechischen Archipel sich eine eigene Welt gründen; recht nach dem Sinne der empsindsamen Periode hatte er diesen Ardinghello - Staat gebildet, und es sind ähnliche Jdeale, von denen Schiller und die Freunde nun träumen. Wie zu einem höheren Orden, zu dem geheimen Orden der Empsindsamkeit fand sich die junge Welt damals zusammen, sie, die mit verfeinertem Sinn über Convention und Verknöcherung der Allen sich erhob; sie bildete eine Einheit für sich, und selbst die nächsten Menschen schloß sie aus diesem Bunde schöner Seelen überlegen aus. Schon in Mannheimer Tagen hatte Schiller gewünscht, sich mit Reinwald und Sophie Albrecht zu so enger Freundschaft zu verbünden: „Könnten wir uns in einem Cirkel dieser Art vereinigen", hatte er gerufen, „und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben, welche göttliche Jdee!" Jn Dresden dann hatte er mit Körner, Huber und den Frauen jenen bald zerrissenen Bund gebildet, den eine spätere Zeit nach Aller Wunsch wieder knüpfen sollte; jetzt trat er in den Kreis der schönen Empsindsamen erst völlig ein, und zwischen Lotte und die beiden Carolinen fand er sich gestellt. Lebhafte Freundschaft brachte er auch Caroline Dacheröden bald entgegen, der feinsten und eigenartigsten Frau dieses Bundes: in der Mischung von Sentimentalität und Keckheit, von weiblicher Zartheit und wagender Freiheit des Geistes eine lebhaft anziehende Erscheinung. Sie vermochte den „Prometheus" im griechischen Text zu lesen, und zwar mit „wahrem Geschmack und Genie", nach Wilhelm von Humboldts Zeugniß; und des reinsten Ausdruckes der Empsindung war sie mächtig, in frohen wie in schlimmen Tagen: „Ich kann den Schmerz tragen," ruft sie, als ihr der Tod den Knaben geraubt, „aber er geht wachsend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eigenen Herzens, wie in den der Zeit. Weh! möget ihr nie erfahren, was das ist, wenn das Geliebteste starr und kalt vor einem liegt. Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glückes, eines unberührten Schicksals hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerste."

Aber wie in Caroline Dacheröden die höchste Cultur dieses Kreises sich darstellt, so spricht auch in ihr am unverhülltesten der geistige Hochmuth der Empsindsamen, der auf alle nicht zum geheimen Bunde Gehörigen spöttisch herabblickt. Die freie Wahlverwandtschaft der Seelen steht ihr höher, als das natürliche Band der Familie: darum nennt Caroline das Benehmen des eigenen Vaters unbedenklich „albern", sie empsindet den „Familienennuy" mit, welcher die Freundinnen bei «Köre möro erfaßt, und im Augenblick selbst, da sie die väterliche Zustimmung zur Verlobung empfangen, ruft sie Humboldt zu: „Warum warst Du nicht da, um die pathetische Scene zu vollenden." Und von solchem Spotte angesteckt, klagt selbst Lottens Sanftmuth über die romanhaften Ideen, welche «Köw möre von dem Verhältnis der Kinder zu den Eltern habe; „sie macht zuweilen Ansprüche auf uns, die gar nicht in der Natur liegen", sagt sie. Von all diesen ungleichartigen Elementen befreit, zu denen vor Allem Herr von Beulwitz, Carolinens Gatte gehörte, hoffte man unter Dalberg's Schutze auf einer „Rheininsel" eine Colonie aufzurichten; und eine vorläusige Probe auf jene Zeit gedachte man zu machen, als zu Weihnachten 1789 die beiden Nebenbuhler Humboldt und La Roche miteinander nach Weimar kamen: sie fanden Caroline von Dacheröden, Schiller und die Schwestern dort vor, und gemeinsam verlebten sie das Fest, alle sechs zusammen.

Allein den Einklang des Bundes herzustellen, mißlang; zwischen den Männern wollte sich ein herzliches Verhältniß nicht gleich begründen, und zumal La Roche, der die Seelenfreundschaft unerschüttert wissen wollte, auch als er in der Liebe gescheitert war, litt, im natürlichen Rückschlag der Empsindung, „mehr als er sich gestehen wollte." So entstand denn ein lärmendes, erkünsteltes Vergnügtsein, das Niemandem Freude gab, und das Schiller und Lotten das Scheiden leichter machte als sonst: „Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten", schrieb Schiller, der von Humboldt begleitet nach Iena zurückgekehrt war. „Nichts Schlimmeres könnte uns je begegnen, als in unserer eigenen Gesellschaft Langeweile zu empsinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je alle sechse zusammenleben." So war auch dieser Traum zerstört, auch dieses „romantische Luftschloß" eingefallen, und nur was wahr und natürlich blieb stehen: Schillers Liebe.

Schiller hatte seine Ehe zuerst im Mai oder Juni, dann um Ostern schließen wollen, aber als die äußeren Hindernisse, welche er gefürchtet, so leicht überwunden worden, eilte seine liebende Ungeduld immer geschwinder seinem Glück entgegen und der 22. Februar 1790 ward, unter Zustimmung der ck„re m,'re, als Hochzeitstag festgesetzt. Auch Schillers Eltern und die Schwestern wünschten aus der Ferne Glück, und freundlich suchte Lotte die Verbindung mit den neuen Verwandten zu knüpfen und festzuhalten. Und einen fröhlichen Zuruf empsing Schiller von Körner, der nach mancherlei Mißverständnissen dem Freunde zurückkehrte und in einer offenen Aussprache die Verstimmungen dieser Zeit überwand; mit herzlichen Worten dankte ihm Schiller und schrieb, am 1. Februar: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. — Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt sie mir zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren."

Mit also beglückter Empsindung trat Schiller in die Ehe ein; er reiste am 18. Februar nach Erfurt, wo Lotte und Caroline bei Fräulein von Dacheröden zum Besuch waren und verlebte dort „drei angenehme Tage"; dann ging es nach Jena zurück und am 22. nach Kahla, wo man Frau von Lengefeld traf und mit ihr nach dem Dorfe Wenigenjena fuhr: in aller Stille fand hier die Trauung statt, Nachmittags um fünf Uhr an einem frühlingshaft milden Tage, bei verschlossener Kirchenthür. Niemand in Jena wußte um die Hochzeit, und alle geplanten Ueberraschungen der Freunde wurden vereitelt; den Abend brachte man ruhig miteinander in Gesprächen beim Thee zu, kein Fremder störte das Glück der Neuvermählten. „So unmerklich ist die Veränderung vorgegangen," schreibt Schiller, „daß ich felbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe."

Auch für die äußere Einrichtung seines Lebens brachte die Heirath zunächst nur „unmerkliche Veränderung"; Schiller verblieb in seiner Iunggesellenwohnung, der „Schrammei", und miethete zu seinen alten Zimmern zwei weitere hinzu. Eine eigentliche Wirtschaft wurde nicht geführt, und inmitten zahlreicher Studenten, ihrer Hausgenossen, lebte das neue Paar in studentischer Einfachheit weiter. Nur ein Umstand verdroß Schiller jetzt: daß für Caroline in der „Schrammei" keine Wohnung zu sinden gewesen. Sie mußte mit «Kör« inere in einem anderen Hause sich einrichten, und dort, als die Mutter abgereist war, allein weiterleben. Der erste Anlaß ward so gegeben, Lotte und Caroline, die Unzertrennlichen, zu trennen, auch für Schillers Empsinden,. und bald stellte sich, nicht durch neues Kämpfen und Entsagen, sondern durch die allgemach wirkende, natürliche Macht der Dinge, eine ruhiger werdende Freundschaft zwischen Caroline und Schiller her. Hatte er noch im März, als Caroline zu kurzem Besuch nach Erfurt gegangen, ihr zugerufen: „Seltsam kommt mir's vor, an Dich als eine Abwesende zu schreiben, ich habe es ganz verlernt, dich fern von mir auch nur zu denken," so stand er wenige Wochen später einer erneuten und länger währenden Abwesenheit Carolinens schon wesentlich ruhiger gegenüber. „Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von Dir sind, so nahe fühle ich mich Dir," schrieb er am 10. Mai. „Eigentlich trennt doch nur die Seele, so wie nur sie allein verbindet. Du bist mein, wo du auch mein bist."

Schillers Existenz zwischen seinen Lieben, die in der Zeit des Werbens und Sehnens sich mit anschaulichem Detail in seinen Briefen darstellt, wird von nun an nur in großen Zügen unserm Blicke deutlich: aber das Bekenntniß seines Glückes, das oft zu wiederholen er nicht müde wird, hören wir auch jetzt laut und überzeugend erklingen. Den Freunden, den Eltern, den Schwestern schildert er es, ganz empsindet er die reinen Freuden dieser Zeit, und daß er vor einer neuen Epoche seines Daseins steht, erkennt er froh: der Heimathlose besitzt ein Heim, der fremd unter Fremden Irrende sieht vom Frieden der Familie sich umgeben, und alle guten Hausgötter winken ihm zu. Zum harmonischen Abschluß sind die Kämpfe dieser Zeit alle gelangt, und des Dichters eigene Wort läßt sie voll und friedlich austönen: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt," ruft er. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz sindet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin. Ietzt erst kann ich sagen, daß ich lebe, weil ich mich erst jetzt meines Lebens freue. Alle meine Wünsche von häuslicher Freude sind in ihre schönste Erfüllung gegangen. Ich bin glücklich mit meiner Lotte."

Die Vagantenlieder des Mittelalters und die Natur.

von

K. Marold.

— Königsberg i. Pr. —

den aufblühenden Nativnallilcianucii desuuio ivaiiicud il^")^ Mittelalters eine umfangreiche lateinische Dichtung, die in, zwölften und dreizehnten Iahrhundert sich besonders reich und vielseitig entfaltete. Natürlich waren die Dichter Geistliche oder solche, die es werden wollten, die das Latein wie ihre Muttersprache handhabten; war ja doch immer noch das Lateinische die Sprache der Kirche. Die schule aber war der eigentliche Boden, dem diese Dichtungen entsproßten; sie ist die Werkstätte der lateinischen Dichtung des Mittelalters gewesen. In ihr lehrte man die Nachahmung antiker Kunstformen, und die epische sowie die didaktische Dichtung hat sich davon nie ganz loszumachen vermocht, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, daß der Geist einer neuen Zeit im Inhalte sich bemerkbar machte. Die Lyrik dagegen wuchs bald über die Schule hinaus, wie sie überhaupt von Anfang an die Neigung gezeigt hat, sich populär zu machen. Sie mißt die Verse nach der Betonung und nicht in antiker Weise nach der Quantität, aber sie stellt sich zunächst auch in den Dienst der Kirche. Keine Periode des Mittelalters ist reicher an lateinischen Kirchenliedern als das zwölfte Iahrhundert, und das Dies iiu« und 8wl«t mnter sind die letzten Nachklänge. Der fruchtbarste Boden aber für jene Schulpoesie ist Frankreich und namentlich die Schule von Paris, wo gerade im zwölften Iahrhundert ein außerordentlich reges geiniges Leben herrschte, und auch die namhaftesten Dichter lateinischer Kirchenlieder waren Franzosen. Nicht mit Unrecht hat man diese Schulpoeten Vorläufer des Humanismus genannt; denn wie die Renaissance

nicht nur eine Erneuerung des klassischen Alterthums bedeutet, sondern auch eine eigenartige Entwickelungsform der modernen Völker, eine Befreiung des Individuums aus der geistigen Gebundenheit, gegenüber der menschlichen Gesellschaft und gegenüber der Welt, so zeigt sich derselbe Trieb, sich als selbstbewußte Persönlichkeit, als geistiges Individuum zu fühlen, schon bei den Schulpoeten; und nicht zum mindesten der Natur gegenüber in dem Ausdruck eines lebhaften sympathetischen Mitempsindens mit ihr. Man wird an das schöne Wort Goethe's in den Wahlverwandtschaften erinnert: „Der Mensch ist ein andrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter", wenn Geoffrey de Vinesauf in seiner Poetik (1216) auseinandersetzt, wie eine Naturschilderung beschaffen sein müsse: wenn man ein Abbild der eigenen Seele hineinlege, sei die Schilderung wirksamer, weil wir uns selbst darin wie in einem Spiegel erblicken.

Ein wilder Schößling der lateinischen Schulpoesie, mehr als diese von dem Quell getränkt, der in den verborgenen Tiefen des Menschenherzens emporsprudelt, aber oft auch allzu üppig in's Kraut schießend, ist die Poesie der „Vaganten" oder „fahrenden Schüler" oder „Goliarden". Der letzte Name wird verschieden erklärt, entweder bezeichnet er die Vaganten als „Gehrende" (von einem altitalienischen Wort Dollare) oder als Schlemmer (von dem proven?alischen der Schlund, die Schlemmerei); als Einzelname erscheint bisweilen, besonders bei Dichtungen satirischen Inhalts, Golms, ein Versteckname, der an den alttestamentlichenGoliath erinnern sollte. Die massenhafte Ansammlung von jungen Klerikern des ganzen Abendlandes auf den damals in Frankreich und besonders in Paris emporblühenden Schulen hatte die Zucht gelockert, und neben einer höchst ungebundenen Lebensweise entwickelte sich unter den Studirenden auch eine freiere Denkart. Dies Treiben ist uns in Dichtungen anschaulich geschildert und durch Erlasse, die demselben Einhalt thun sollten, bezeugt. Mancher, der in seiner Iugend dem allgemeinen Strome gefolgt war, beklagt, wenn er zur Einsicht und zu Amt und Würden gelangt ist, bitter seine Iugendthorheiten, unter denen Liebes- und Spottgedichte noch die harmlosesten sind.

Iene Unruhe und Wanderlust des zwölften Iahrhunderts, die in den Kreuzzügen den großartigsten Ausdruck gefunden hat, ergriff auch die Geistlichen und in erster Linie die noch studirenden jungen Kleriker. In großen Schaaren durchzogen sie Frankreich und Deutschland und später auch England mit der bewußten Absicht, sich recht emancipirt zu geberden und ein ungebundenes Weltleben zu führen. Sie wollten es den proven?alischen Troubadours gleich thun; und wie diese vorzugsweise an den Hösen der Fürsten und begüterten Adligen ihre Lieder vortrugen, so waren die Höse der Bischöse und Aebte in erster Linie der Ort, wo die Vaganten ihre kecken Lieder ertönen ließen. Hier verstand man, soweit die lateinische Christenheit reichte, ihre Sprache und hier konnte man sie als Kleriker

nicht unbelohnt von dannen ziehen lassen. Allerdings gelang es ihnen nicht, eine gleich geachtete Stellung an diesen Höfen zu erlangen, wie sie die Troubadours und später in Deutschland die Minnesänger an den Hösen der Fürsten und des begüterten Adels inne hatten. Die Kirchengesetze erklärten sogar bald ihr ganzes Treiben für ehrlos und suchten sie ihrer geistlichen Privilegien zu entkleiden, weil sie einmal durch ihr allzu emancivirtes Benehmen und dann durch ihre beißenden Satiren gegen den Stand selbst den Ruf desselben gefährdeten und die Achtung vor ihm untergruben. Darum verschwinden sie gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Frankreich und bald darauf auch in Deutschland. Etwas länger hielten sie sich in England, wo Chaucer ihrer noch erwähnt, wenn er sie auch von den Spielleuten und Bänkelsängern kaum unterscheidet.

Sehr bald hatte sich bei den Vaganten ein gewisses Standesbewußtsein herausgebildet; sie sprechen gelegentlich in ihren Lieder n von dem Orden, dem sie angehören. Der Einzelne ging dabei ganz in der Gesammtheit auf und legte auch kein Gewicht darauf, wenn ihm ein Lied gelungen war, daß sein Autorrecht dabei gewahrt blieb. Daher kommt es, daß die Vagantenlieder, die doch eigentlich Gelehrtenpoesie waren, dennoch eine gewisse Verwandtschaft mit der Volkspoesie zeigen. Der Geist, der den ganzen Stand beseelt, prägt sich in den Liedern aus, die zwar ursprünglich von Einem gesungen sind, aber von den Uebrigen als herrenloses Gut betrachtet werden, das man sich aneignen dürfe, wenn es gefällt und wenn man sich davon Erfolg verspricht. Daher erklärt sich auch dieselbe Erscheinung wie bei den Volksliedern, daß einzelne Lieder, die besonders beliebt waren, in verschiedenen Fassungen überliefert sind. Die weitere Folge ist, daß kaum einige schattenhafte Umrisse einer Gestalt wie die des Erzpoeten Walther am Hofe des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel aus der Vagantenpoesie hervortauchen. Man hat sie daher auch treffend gelehrte Volkspoesie genannt. Die Lieder zeigen eine ergötzliche Mischung von antiken, christlichen und germanischen Elementen, die aber mit einer erstaunlichen Keckheit und Leichtigkeit zu einem Ganzen verschmolzen sind, das uns auch in diesem Gewande Zeugniß von der geistigen Regsamkeit jener Zeit ablegt. Das Jnteresse, das sie erwecken, ist zwar in erster Linie ein historisches, aber die geniale Frische und Unmittelbarkeit, die die meisten von ihnen zeigen, rechtfertigen auch das ästhetische Jnteresse, das wir ihnen zuzuwenden genöthigt sind.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man den Vagantenliedern größere Aufmerksamkeit zu schenken angefangen, und das Jnteresse hat sich immermehr gesteigert, zumal man in den letzten Jahren den literarhistorischen Beziehungen zwischen dieser lateinischen Vagantenpoesie und dem deutschen Minnesang in eracter Forschung begonnen hat nachzugehn. Leider sind die Vagantenlieder in vielen Büchern zerstreut veröffentlicht, wie sie auch in vielen Handschriften zerstreut sich sinden. Die werthvollste Sammlung

ist in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts erhalten, die früher dem Kloster Benediktbeuren angehörte und jetzt sich in München besindet, und von Schmeiler unter dem Titel „Oarmina Wli'Kim" 1847 veröffentlicht worden ist. Der Herausgeber motivirte seinen Entschluß nnt folgenden beherzigenswerthen Worten: „Sehr ungerecht würden wir gegen unsere frühere vaterländische Litteratur senn, wollten wir nur, was von Deutschen in der eigenen Sprache geschrieben ist, ihr zugerechnet wissen; und mit gutem Grunde sprechen wir einen nicht unansehnlichen Theil auch der lateinischen poetischen Erzeugnisse des Mittelalters als Vätergut an und als Hinterlassenschaft, welche trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen nicht minder treue lebendige Kunde giebt."

Neben der Satire sind nun die wesentlichsten Gegenstände der Vagantenpoesie die Liebe, der Wein, das Spiel. Natnrbetrachtung und Naturschilderung stehen zwar meistens, wie im Mittelalter allgemein, in zweiter Stelle und sinden vorzugsweise ihren Platz im Liebesliede, sind aber gerade für die culturgeschichtliche und literarhistorische Würdigung jener Lieder von besonderer Bedeutung. Denn wir haben es dabei mit einer allgemein menschlichen Empsindung zu thun, die dem Zeitgeiste und den nationalen Eigenthümlichkeiten entsprechend bestimmten Wandlungen unterworfen ist und daher leicht als Maßstab für den geistigen Standpunkt verwendet werden kann. Ich beschränke mich im Folgenden darauf, in mehr orientirenden als erschöpfenden Zügen das Gefühl für die Natur nach feiner Intensität und Extensität, soweit es sich in den Vagantenliedern ausprägt, zu schildern, unter gelegentlichem Hinweis auf den Boden, auf dem auch dieser Gegenstand erwachsen ist, die lateinische Schulpoesie und auf die Beziehungen zum Minnesang.

Iener Zug zur Selbstbefreiung des Individuums, der oben als Eigenthümlichkeit der Schulpoeten bezeichnet wurde, zeigt sich auch darin, wie sie von der strengreligiösen Naturanschauung, wonach Gott der Schöpfer aller Dinge und der Geber alles Schönen ist, sich losmachten und neben Gott als beinahe gleichberechtigt die Natur als Personisication des gestaltenden Princips der Dinge setzten. Sie hat aber keinen eigenen Willen, sie steht im Dienste Gottes, wie sie Alan von Lille, der um 1250 ein satirisches Gedicht „Klage der Natur" verfaßte, sich selbst „von Gottes Gnaden Statthalterin im Weltstaate" nennen läßt. Unwandelbar und unabänderlich sind ihre Gesetze, und einer jener Schuldichter, Heinrich von Settimello, der 1192 eine Elegie „über den Wandel des Glückes" schrieb, sieht sie sogar als Leiterin der Geschicke des Menschen an, so daß sie beinahe den ganzen Gottesbegriff umfaßt. Vor Allem aber ist es nun die Natur, die den Schooß der Erde jedes Iahr mit neuen Blumen schmückt und neue Früchte schafft und diese hegt, daß sie Auch zur Reife gelangen. Daher nennt sie Nigellus Wireker, ein Günstling Williams von Longchamp, der 1189—97 Bischof in Elu (Grafschaft Cambridge) war, in seinem „Narrenspiegel" die reiche Natur, ganz in dem Sinne, wie Goethe im „Wanderer" sie die reichhinstreuende Natur nennt. Ganz dieselbe pantheistisch gefärbte individualisirende Auffassung von dem Wirken der Naturkräfte klingt uns nun auch aus den Vagantenliedern entgegen. So beginnt eines die Schilderung der Schönheit der Geliebten folgendermaßen: „Als die Götter den Knäuel des Chaos entwirrten und die weise Natur die Wesenreihe dieser Welt entfaltete und die Glieder dieser Reihe in einander wob, da eristirten im Voraus in ihrem Geiste die Wesen, die sie schaffen wollte. Und während sie so über den inneren Zusammenhang der Weltmaschine nachgrübelte, stattete sie mein Mädchen zu einem Meisterstück aus und überschüttete sie mit einer Fülle von Vorzügen, die sie den anderen Mädchen nur einzeln gewährt." Es folgt alsdann eine Aufzählung der Reize in der Art, daß wir uns immer der vom Dichter beabsichtigten Vorstellung der schaffenden Natur bewußt bleiben (also beiläusig streng nach Lessings Regeln im Laokoon). Kürzer und poetischer drückt ein anderes Lied einen ähnlichen Gedanken aus:

Alle Wesen zieht ein Trieb zu der Liebe Freuden.
Fest ist unser Liebesbund, will sie niemals meiden.
Ihre Schönheit hat ein Gott und Natur geschmücket,
Wie die Mutter gern ihr Kind überreich beglücket.

Die Naturanschauung ist also vollständig heidnisch-pantheistisch. Ein feiner psychologischer Unterschied ist es, wenn in einem Liede ein Mädchen dem sie leidenschaftlich begrüßenden Liebhaber abwehrend erwidert:

Gott, der Erd' und Himmel lenkt,
Der mit schönen Veilchen
Diesen Wiesenplan beschenkt
Und mit Rosen zieret,
Er, der jedem Heilung schenkt,
«ei dein Heil; gieb' ihm die Ehr'!

Die Natur ist es ferner, die der Nachtigall besiehlt, ihren Klagegesang ertönen zu lassen, und der Laubschmuck der Bäume sowie das Gras der Haide sind ihr Geschenk, wie ein Vagant, wahrscheinlich englischer Nation, singt:

Mit frischen Knospen ziert im März
Und frischem Grün der Flnr
Den Schooß der Erde allerwärts
Die gütige Natur.

In demselben Sinne spricht ein Anderer, nachdem er die Vor. zöge von Wales aufgezählt hat, von reichen Schätzen, die die Natur noch außerdem im Verborgenen aufgespeichert habe. Und eben dahin gehören auch die in bacchantischer Laune hingeworfenen Worte des Erzpoeten in seiner Generalbeichte:

Einen Jeden hat Natur
Auf besondre Art begabt;
Mein Geschenk ist, daß ich nur
Dichte, wenn ein Trunk mich labt.

Ein Schritt weiter ist es dann, wenn das Walten der Naturgesetze auf die Welt der Moral übertragen und eine Verfündigung gegen die Forderungen derselben wie ein Eingriff in die Naturgesetze angesehen wird. Bestechlichkeit der Richter geht gegen das Naturgesetz, so klagt einer; ein anderer geht noch weiter:

Seh' ich, ach! die böse Welt im Sündenpsuhl versenket,
Scheint Natur von ihrer Bahn gänzlich abgelenket.

Daß diese ausgedehnte Personisication der Natur specielles Eigenthum der lateinischen Schulpoesie des Mittelalters nnd der Vaganten war, zeigt das überaus geringe Vorkommen derselben bei den Proven?alen, Franzosen, Engländern und den deutschen Minnesängern. Jn der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geht diese Art reflectirender Naturbetrachtung auch in die Nationaldichtungen über und erscheint daselbst in einzelnen Beispielen, jedoch in einer solchen Form, daß man wohl nicht irre geht, wenn man hier an den Einfluß der Vagantenpoesie denkt. Andererseits erkennt man hier leicht die Fäden, die aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters im Allgemeinen und auch aus der Vagantenpoesie zum klassischen Alterthum zurückführen, denen ich hier nicht weiter nachgehen will; nur auf Eines verweise ich, auf die in den Vagantenliedern häusige Jdentisicirung der in der Erde wirkenden Naturkräfte und der fruchtbaren Erde mit der Göttermutter Eibele und der Rhea.

Die Erde unter dem Bilde einer Mutter und die Blumen als ihre Kinder sich zu denken, war eine den Vaganten sehr geläusige Vorstellung. Jm Frühling wird der Liebesbund zwischen Himmel und Erde geschloffen, wie später Logau von dem Mai sagt: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde, Daß sie jetzo seine Braut und dann eine Mutter werde." Ganz ähnlich aber malt schon in der lateinischen Schulpoesie der bereits erwähnte Geoffrey de Vinesauf in einem Musterbeispiel seiner Poetik das Herannahen des Frühlings aus:

Schmeichlerisch naht sich der Himmel; e: lacht nnd scherzt mit der Erde.
Daß er ein Mann, das fühlet sie bald; sie ergiebt mit Entzücken
Seinen Umarmungen sich. Bald grüßen die Blumen die Lüfte
Und mit strahlendem Blick anlächeln die Mutter sie u. s, w.

Bei den Vaganten gehörte dieses Bild zu dem landläusigsten Rüstzeug poetischer Technik, zumal da sie ihr eigenes Liebeswerben und die Erhörung, die ihnen zu Theil wurde, gern im Spiegel der Natur reflectirt sehen mochten. Einer von ihnen läßt den Frühling als stürmischen Freier auftreten, wie auch noch Anastasius Grün gelegentlich singt: „Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß." Doch das steht vereinzelt da.

Während nun die Lieder, die die Erde als Mutter und die Blumen und Früchte als ihre Binder schildern, mehr in reflectirender Weise die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Erde betonen, bedienen sich andere einer mehr poetischen Personisikation und lassen sie ihr Antlitz mit Blumen schmücken oder ihre Stirn bekränzen, oder sie lächelt dem Lenz zu und ihre Heiterkeit stimmt auch die Herzen der Menschen fröhlich und macht die Jugend empfänglich für die Liebe. Als ein schönes Beispiel dieser Sympathie zwischen der Erde im Frühling und den Herzen der Jugend mag folgendes Liedchen gelten:

Lenz und Liebe.

Wieder lacht die Haide, Mädcheilsang ertönt,
Heiterkeit der cnde Antlig hold verschönt.

Sommer kommt mit frohem Schall,
Auf den Wiesen blühen Blumen überall.

Baum und Strauch bekleidet sich mit neuem Laub,
Alles kehret wieder, was de« Winters Raub,

Lächeln uns die Blumen an,
Sind der Liebe Scepter wir bald unterthan.

Darum laßt uns alle Venus Dienst uns weih'n,
In der Jugend Blüthe nimmer traurig sein.

Schmcichelwort und Liebesblick,
Süßes Hoffen leite uns zum höchsten Glück.

Das Leitmotiv germanischer Naturanschauung war die Mage über den Winter und die Freude über den wiedeleinziehenden Frühling. Es klingt aus Mythen und Sagen in unzähligen Variationen an unser Ohr, und es ist so fest in dem Herzen der Nation gewurzelt, daß weder die Einführung des Christenthums noch die Zunahme an philosophischer Erkenntniß daran zu rütteln vermochte; in den Herzen der Dichter lebt es fort und ertönt immer wieder von Neuem. Aber auch die andern Völler des Abendlandes haben den Zauber desselben empfunden und geben ihm in Liedern Ausdruck. Die Natureingänge sind für den deutschen Minnesang fast typisch und wechseln zwischen Winterklage und Frühlingsfreude, aber auch die Proven?alen und die Nordfranzosen kennen sie und wenden sie häusig an. So ist es nicht zu verwundern, daß das Thema auch in den Vagantenliedern voll und kräftig ertönt. Auch ihre Sänger waren abhängig genug von dem Wechsel der Jahreszeiten; die Dumpfheit und die Langeweile des Winters, die sie wiederholt beklagen, sind ihnen allen aus dem Herzen gesprochen, wie andrerseits zahlreiche Attribute des Frühlings die nun erfüllte Sehnsucht wiederspiegeln und ein Ausdruck ihres erleichtert aufathmenden Herzens sind. Der Frühling und der Sommer waren die Zeit, wo die ganze schöne Welt ihnen gehörte, und sie mit Entzücken und ohne Sorge für den kommenden Tag den Wanderstab ergriffen, den Augenblick genossen und die Rosen pflückten, ehe sie verblühten. Auch in ihren Liedern sind Lenz und Liebe untrennbar vereint, und die Naturschilderung, soweit sie den Wechsel der Jahreszeiten betrifft, versäumt fast nie, sie zu der Liebesempsindung des Sängers in Beziehung zu setzen.

Nur wenige Lieder beginnen nun mit einer Schilderung des Winters, und auch diese meistens, um die Gluth der Liebe in einen Gegensatz zur Winterkälte zu setzen. So klagt einer: „Schon wanderte der Sommer in's Exil, im Hain ist der fröhliche Vogelgesang verstummt, das Laub wird fahl, die Haide ist ihres Blumenschmuckes beraubt. Die Kälte hat Alles, was blühte, ertödtet, die Schönheit des Waldes vernichtet und die Luft verödet, da sie die Vögel in's Exil trieb: aber die Liebe kann keine Gewalt der Kälte ertödten." Viel Abwechselung zeigen die Winterklagen im Ganzen nicht, sie bewegen sich, wo sie Naturschilderung enthalten, vorzugsweise in Negationen einzelner Schönheitsmomente des Frühlings und Sommers, wie andrerseits manche Frühlingsschilderungen vom Winter ausgehn, dessen Gewalt nun gebrochen ist. Besonders interessant ist es, daß die sangesfrohen fahrenden Schüler sich den Winter in altgermanischer Weise als eine Person vorstellten, und zwar als gewaltigen feindlichen Krieger, und das steht in vollem Einklang zum späteren deutschen Minnesang; es ist daher nur eine Duchführung dieser Metapher, wenn ihm Grausamkeit, Wildheit und Wuth als Attribute beigelegt werden. Die Uebereinstimmungen gehen aber noch weiter. Die altgermanische Vorstellung von einem

Streite zwischen Frühling und Winter oder Sommer und Winter (in ältester Zeit unterschied man nur zwei Jahreszeiten), die in den deutschen Minneliedern, im Volksliede und in Volksgebräuchen sich wiedersindet und zum Theil noch heute nicht ausgestorben ist, hat ihre Spuren auch in den Vagantenliedern hinterlassen, ein deutliches Zeichen, wie tief dieselben in deutschem Boden wurzeln, wenn auch die Einkleidung Flicken antiken Gewandes aufweist. Schon zur Zeit der karolingischen Renaissance in Deutschland hat Alcuin oder einer seiner Schüler einen Streit des Frühlings mit dem Winter nach Art der Vergil'schen Hirtengedichte verfaßt, der nicht ohne poetischen Werth ist. Eine Hirtenschaar kommt im Frühlingssonnenschein im Schatten eines Baumes zusammen, um den Kukuk, den englischen Frühlingsboten, im Liede zu feiern. Da erscheinen der Frühling im Schmucke eines Blumenkranzes und der Winter in struppigem Haar und streiten über das Kukukslied im Wechselgesang. Der Frühling sehnt ihn herbei, den lieben Genossen des Phoebus, daß er den Fluren ihren Schmuck wiederbringe; der Winter verwünscht ihn, well er ihm die Ruhe störe und Arbeit bringe. Die Hirten entscheiden den Streit zu Gunsten des Frühlings. Aus der lateinischen Gelehrtenpoesie des elften Jahrhunderts giebt es ein merkwürdiges Gedicht, in welchem ein nordfranzösischer oder flandrischer Priester seinen Abt um Aufbesserung seines Gehalts bittet, damit er sich wärmere Kleidung für den Winter beschaffen könnte. Dasselbe enthält eine genaue, vollständig anthropomorphische Ausmalung des Kampfes zwischen dem Winter und dem Frühling, welchem der Sommer zu Hilfe kommt. Dieser ist gerüstet wie ein Held, sein Panzer sind die hellen und langen Tage, und nach langem Ringen gelingt es beiden Verbündeten, den Winter zu überwältigen; dem Besiegten werden die Augen ausgestochen und dann das Haupt abgeschnitten. Wenn also Priester im Amte noch so fest an heidnisch nationalen Ueberlieferungen hielten, ist es da zu verwundern, daß die ungebundenen Vaganten, die zudem mit dem Volke wiederholt in neue Berührung kamen, ihrer Freude über die erwachende Natur auch in Wendungen Ausdruck gaben, die an festwurzelnde Vorstellungen des alten Mythus erinnern? Kerker oder Exil sind die Strafen des Besiegten; die Sonnenstrahlen lockern den Riegel des Gefängnisses, in das der Frühling gesperrt, und die Fesseln, in die der Erdboden geschlagen war. Nach längerem Kampfe gelingt es, den Nordwind zu fesseln und die Herrschaft des Winters ist zu Ende; oder der Winter wird, wenn seine Gesellen machtlos geworden, schwerkrank, er stirbt und wird begraben, oder er muß in die Verbannung gehen und die Erde lacht voll Hohn über feine Vertreibung. Aus der Verbannung kehrt der Frühling zurück mit röthlichem Haar (man vergleiche Klopstocks Ode „Die frühen Gräber," wo es vom Mai heißt: „Wenn zu dem Hügel herauf röthlich er kommt"). Aus dem Kerker tritt er siegreich hervor und da die Sonne ihm zulächelt, enthüllt er sein Antlitz, und die Haide schmückt sich zu seinem Empfange. Der Blumenschmuck wird auch auf ihn übertragen:

Frühling kommt gegangen,
O frohe Zeit!
Läßt in Purpur prangen
Sein Blüthenkleid.

(L. Laistner).

Ein freudestrahlendes Antlitz zeigt er der Welt und die Welt wird neugeboren, neue Lebensfreude durchglüht Alles; Alles jubelt ihm entgegen, denn überall sproßt neues Leben. Einer fühlt sich in seligem Rausch, von der Frühlingsfreude fortgerissen: alle ergehen sich in lebhaften Ausdrücken der Freude über das Erscheinen des Frühlings.

Für den Zeitgeist charakteristisch ist ein Osterlied, das um 1200 gedichtet sein mag und den Anbruch des Frühlings zwar mit dem Osterfeste in Zusammenhang bringt, jedoch rein äußerlich. Dem Gleichniß: Ostern, das Auferstehungsfest der Natur, dem Goethe im Faust so herrlichen Ausdruck verliehen hat, sind die Vaganten noch aus dem Wege gegangen, und doch streifen sie häusig daran, wenn sie von einer Wiedergeburt des Frühlings und von der allgemeinen Erneuerung der Erde und ihres Schmuckes sprechen. Die erste Strophe jenes ziemlich trockenen Osterliedes lautet in wörtlicher Übertragung: „Es weicht die winterliche Kälte, der Sommer kehrt zurück, die Iugend freut sich dessen. Die Zeit des Frühlings ist da, in welcher durch das sieghafte Kreuz Christi das menschliche Geschlecht vom Tode erlöst wird." Das ist noch genau derselbe Standpunkt, auf dem ein Venantius Fortunatus im sechsten Iahrhundert und ein Anonymus des achten Iahrhunderts stehn.

Die Zeit der allgemeinen Freude ist den Vaganten nun vor Allem eine Zeit der Liebe, und da gerade die Liebesempsindung, wie im deutschen Minnesang, von ihnen so häusig in Beziehung zur Natur gesetzt wird, muß auch dieser Punkt hier erwähnt werden, weil auch hieraus sich die Art ihres Naturgefühls erkennen läßt. In der ganzen Natur fehen sie die Liebe wirksam, selbst die Elemente sind ihr untergeordnet: sie übertragen eben das eigene tief empfundene Gefühl auf die Natur, um es aus ihren Händen in verklärter Gestalt wieder zu empfangen. „Es ist Frühling, die Zeit der Liebe; laßt uns die Zeit genießen" — das ist das so oft variirte Thema. Vielfach ist es nur die elementare Macht der Liebe, an die der Sänger denkt, und die durch den Frühling geweckt wird. Andere haben ein bestimmtes Liebesverhältniß, das fortzusetzen ihnen nun der Frühling Gelegenheit geben soll. Ein weiterer Schritt ist dann die Umkehr jenes Satzes: „Was hilft mir der Frühling, in meinem Herzen ist Winter;" die eigene Empsindung wird also zur Natur in Contrast gesetzt, wobei man auch vom Winter ausgeht: „Draußen ist Winter, in meinem Herzen aber ist Frühling." Bei den Troubadours und den deutschen Minnesängern sind beide Arten, das Liebesgefühl und das Naturgefühl in Beziehung zu einander zu setzen, häusig genug; ein paar Beispiele aus den Vagantenliedern mögen diese Art auch als Eigenthum dieser zeigen. Die erste Art, der Zusammenklang beider Gefühle, ist zu natürlich, als daß sie noch besonderer Belege bedürfte; ich beschränke mich daher auf Beispiele für den Contrast. Ein Sänger preist ausführlich die Schönheiten des erwachenden Frühlings und die dadurch gesteigerte Lebenslust; aber bei den Gedanken an alle diese Ergötzlichkeiten wird er traurig: die, für die er glüht, ist kühl gegen ihn, und verzweifelnd ruft er aus:

Umsonst im Hain ertönen mir der Vöglein süße Lieder,

Wenn Frost zur holden Frühlingszeit mir drückt das Herz darnieder.

Denselben Gedanken spricht ein Lied schon des elften Iahrhunderts, das einer Frau in den Mund gelegt ist, aus. Nach einer Schilderung der Naturfreuden des Frühlings klagt sie:

Wenn mein Auge dies erblickt,
Vogelfang mein Ohr entzückt,
Weh! für alle Sommerfreuden
Muß ich seufzen nur und leiden.

Jm Gegensatz zu diesen, wahrscheinlich von Deutschen gedichteten Liedern jubelt ein französischer Sänger: „Jn herbstlicher Kälte, wenn die Lilie verblüht ist, friert mein Körper, doch es glüht mein Herz. Keine Jahreszeit ändert meine Liebe; mag Boreas wüthen, ich bleibe dabei! Nicht mehr glänzt Thau an den Veilchen, die Lilien sind verblüht, niedergestreckt vom Frost, ich stehe aufrecht und blühe, so lange meine Niobe mir treu bleibt." Und ein deutscher Vagant singt nach einer Winterschilderung

Es entzücket deine Güte.
Deine Anmnth mein Gemüthe
Gleich der holden Frühlingsblüthe.

Von der allgemeinen Frühlings- und Naturfreude der Vaganten wenden wir uns nun zum Einzelnen. Das herrliche Uhland'sche Frühlingslied: „Die linden Lüfte sind erwacht" giebt im Ganzen die Stimmung wieder, die uns aus allen hier einschlägigen Liedern anweht. Und wenn Uhland in demselben Lucius singt: „Was zagst du Herz in solchen Tagen, Wo selbst die Dornen Rosen tragen", so erscheint auch dieses Bild fast wörtlich schon in den Vagantenliedern. Jn zahlreichen Tönen aber wird die grüne Wiese mit ihrem Blumenschmuck entweder als alleiniger Gegenstand des Entzückens oder als Schauplatz des Tanzes und des Spieles mit den Mädchen gepriesen. „Schon lachen die Wiesen" ist eine häusige Metapher, oder es werden die Blumen gewissermaßen als Sinnbild der fröhlichen Stimmung der Wiese gemimt. Ab und zu begegnen wir auch einem kleinen Landschaftsgemälde. So erzählt uns ein französischer Vagant, daß er an einem schönen Frühlingsmorgen hinausgewandert sei und unter einer breitästigen Ulme sich niedergelassen habe. Unter dem Baume plätschert ein Bächlein und der Frühling hat reichliches Gras sprießen lassen, das kleine Rinnsale beschattet, die sich von dem reichlichen Morgenthau gebildet haben. „Während," so fährt er fort, „der Gesang der Vögel, die fließenden Rinnsale und das Plätschern des Baches in jenem Thal mir Unterhaltung gewährten, sah ich meine Glvcerium kommen." Das ist ein kleines Stimmungsbildchen: während er die Geliebte erwartet, sucht er in der Beobachtung der ihn umgebenden Natur Zeitvertreib, so daß die Kleinmalerei ihre volle Motivirung erhält. Mit besonderer Vorliebe wird der Blumenschmuck der Haide gerühmt, ganz wie im deutschen Minnesang, nur mit dem Unterschiede, daß fast nur die rothe Farbe der Blumen gepriesen wird. Gelegentlich nennt ein Sänger auch andere Farben, aber das Lied zeigt bei näherem Zusehen solche Anklänge an die Tanzlieder Neidharts von Reuenthal, daß es für eine directe Nachahmung zu halten ist und die Ausnahme nur die Regel bestätigt. Sodann ist den Vagantenliedern eigenthümlich die Freude am Blumenduft, die für jene Zeit undeutsch ist. Andrerseits ist die Aufforderung zum Blumenbrechen wieder ganz im Sinne der deutschen Minnedichter.

Von einzelnen Blumen sind Rose und Lilie, demnächst Veilchen und Thymian besonders begehrt. Die ersteren, Rose und Lilie, genießen einer besonderen Verehrung und werden darum auch in zahllosen Vergleichen, wie in der deutschen Dichtung, verwendet, und besonders wieder die Rose, die Blume der Blumen, dient so oft als Sinnbild der Geliebten. Als besonders charakteristisch theile ich folgendes Liedchen in freier Uebertragung mit:

Die Rose.

Nimm freundlich, o Rosa, die Rose du hin,
Denn Lieb' ist der Rose verborgener Sinn.
Die Schönheit der Rose, sic leuchtet aus dir,
Und mächtig entflammt sie die Lieb' auch in mir.
Die Rose, o süßeste Rosa, sei dein,
lhs ziehe der Dust in die Seele dir ein.
Dann strahlst du Auroren gleich herrlich zurück,
Du schönste der Rosen, dem trunkenen Blick.
Sieh, Rosa, die Rose, und lächelt sie dir,
So sende dies Lächeln herüber zu mir.
O Rosa, üng' schmeichelnd der Rose zum Preise,
Süß tönt deine Stimme wie Nachtigallweise.
Dann küsse die Rose in leichten, Gckose,
Dein rother Mund gleicht ja der blühenden Nose.

Ein ausgiebiger Gegenstand inniger Naturfreude ist ferner der Wald und der einzelne Baum mit seinem Laub- und Blüthenschmuck und dem kühlen Schatten in heißer Sommerluft. Das noch dünne Laub im Frühling wird mit dem Haare verglichen, und das dichtere Laub mit einem Gewande, das den Baum umkleidet. Der Windhauch, der durch die Zweige geht und Erfrischung in der Sommerhitze bringt, ist besonders beliebt; und ein längeres Gedicht sonst lehrhaften Inhalts weiß das Rauschen in den Zweigen der Waldeinsamkeit mit so eingehenden musikalischen Bezeichnungen zu schildern, daß man sieht, die Leute haben auch für diese Töne ein feines Ohr und eine feine Empsindung gehabt. Unter den einzelnen Bäumen sinden wir am häusigsten die Linde erwähnt, und zwar in solchen Liedern, die höchst wahrscheinlich auf deutschem Boden entstanden sind; nächstdem die Olive, Pinie, Ulme, Tanne, Eiche, aber weitaus seltener. Für das Charakteristische der einzelnen Bäume scheinen die Sänger allerdings noch kein Auge gehabt zu haben. Man sieht nur aus den erwähnten Bäumen, wie verschiedene Nationalitäten unter den Vaganten sich zusammenfanden: Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer.

Die meisten Vagantenlieder, welche Naturschilderungen enthalten, unterlassen es nicht, den Vogelfang besonders zu erwähnen, der ihnen ein wichtiger Bestandtheil der Naturschönheiten ist. Sie schildern nicht nur die Wirkung desselben auf das Gemüth, sondern sie legen auch den Vögeln menschliche Regungen bei, und durch solche sympathetische Schilderung erreichen sie bisweilen eine große Jnnigkeit im Ausdruck der Empsindung. Der Sänger, der uns ein Stelldichein mit seinem Mädchen im Waide schildert, erwähnt regelmäßig auch den Vogelsang, wenn er den Einklang seiner Stimmung mit der heiteren Frühlingsumgebung ausdrücken will. Die Wirkung des Gesanges auf das Gemüth wird entweder durch einfache Attribute, wie schön, füß, anmuthig, angedeutet oder direct geschildert als Freude spendend oder Trost gewährend. Besonders geeignet ist der Vogelsang, Liebe in den Herzen der Jünglinge und der Mädchen zu wecken, weil er das Herz vor Freude höher schlagen läßt. Und wie Gleiches nur durch Gleiches hervorgerufen wird, so wird den Vögeln selbst Freude über den Frühling zugeschrieben. Sie begrüßen mit ihrem Gesange die Sonne, während sie lustig in den Zweigen herumhüpfen, oder die Lerche begrüßt die blüthenreiche Jahreszeit, und die Nachtigall jauchzt den Oreaden und Dryaden zu, wenn sie des holden Frühlings gedenkt. Ein hübsches Beispiel sympathetischer Naturfreude giebt ein Lied der Carmina Burana: Zierliche Mädchen spielen im Grase und singen mit lieblicher Stimme ein Lied. Die Vögel freuen sich darüber und äußern ihre Freude durch vielstimmigen Gesang, und die blumengeschmückte Haide strömt füßen Duft aus als Ausdruck ihrer Freude.

Was die Rose unter den Blumen, ist die Nachtigall unter den Vögeln ihren seelenvollen Gesang preisen die fahrenden Schüler immer und immer wieder. Die antike Verwandlungssage von der unglücklichen Philomela (bei den Vaganten heißt sie stets Philomena) ist aber bei ihnen noch so lebendig, daß sie sich dadurch ihre klagenden, Sehnsucht weckenden Töne erklären. Während den deutschen Minnesängern fast ausschließlich das Nachtigallenlied als ein freudenreicher, stolzer, hochgemuther Sang erschien, ist es den Vaganten fast ausnahmslos ein Klagegesang. Jn der lateinischen Gelehrtenpoesie war die Nachtigall außerdem mehrfach ein Gegenstand selbständiger Dichtungen, von denen eine wahrscheinlich von einem Deutschen des achten oder neunten Jahrhunderts herrührt und fast mit denselben Worten beginnt wie das schöne Nachtigallenlied im Simplicifsimus: Komm Trost der Nacht, o Nachtigall. Ein Nachhall der lateinischen Gelehrtenpoesie sindet sich in den Vagantenliedern insofern mehrfach, als sie auch gelegentlich den Nachtigallengesang mit dem Gesange anderer Vögel vergleichen oder den Klang desselben onomatopoetisch nachzuahmen suchen. Ein Sänger bedient sich eines eigenthümlichen Bildes: Philomena schleudert den Speer ihrer Stimme gen Himmel. Es

ist ein ähnlich outrirtes Bild, als wenn Lenau vom Frühling sagt: „Er schleudert seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft" oder: „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft", oder wenn Seifrit Helbling, ein österreichischer Didaktiker aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, singt: „.<IS 8wll üf <v„n<Ien äie lerolien mit A«8gNA?."

Nächst der Nachtigall ist die Schwalbe eine besondere Freundin der lateinischen Gelehrtenpoesie und Vagantendichtung. Sie ist die füß singende, aber auch die geschwätzige; auch ihr Gezwitscher sucht man durch ähnlich klingende Worte nachzuahmen. Von den übrigen Vögeln werden Lerche, Amsel, Kukuk und Schwan häusiger genannt, andere nur gelegentlich schulmäßig trocken mit ihren charakteristischen Lauten aufgezählt. Recht gemüthvoll schildert ein Lied das Aufundabsteiqen der Lerche im Fluge und ihren Gesang in den Lüften. Die Amsel ist die flötende und ihr fröhlicher Gesang wird den Klagetönen der Nachtigall gegenübergestellt. Jn einem Liede ist ein blumiges Thal geschildert, wo die Amsel den Gesang beginnt und die Nachtigall gleichsam respondirend fortfährt.

Von der Erde steigen wir zum Himmel empor, um mit wenigen Worten noch den Eindruck zu fkizziren, den Sonne, Mond und Sterne auf jene gelehrten Volksdichter machten. Viel ist hier nicht zu sagen; mit Vorliebe zeigen sie die Kenntniß einiger Brocken des klassischen Alterthums, die aber doch weniger als nur gelehrtes Beiwerk erscheinen als z. B. in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts. Natürlich ist die Freude am Licht der Sonne mit der Frühlingsfreude eng verknüpft, wobei gelegentlich auch ein eigenartiges poetisches Bild uns entgegentritt, wie z. B. in folgendem Frühlingslied:

Uns ist von der Sonne Schein
Botschaft heut ergangen:
Frühling dringt mit Macht herein,
Will den Sieg erlangen.
Auf! der Held, der Flur und Hain
Weckt zu neuem Prangen,
Soll auch mit Gesange sein
Freudenvoll empfangen.

(L. Laistner.)

Die Sonne wird auch als die Spenderin der Blumen gepriesen; das drückt ein Lied folgendermaßen aus:

In den Schooß der Flora hingestreckt
Liegt Phöbus, freundlich lächelnd.
Mit bmiten Blumen rings umsteckt.
Ein Luftzug regt sicb, würz'ger Duft
Durchströmt dem Nektar gleich die Luft.

Für den sanften Schimmer des Mondlichts, die Erhabenheit des Sternenhimmels scheinen die lockeren Gesellen ebensowenig eine ausgesprochene Empsindung gehabt zu haben, wie für die malerischen und stimmungsvollen Wirkungen des Abend- und Morgenroths. Denn wenn diese Himmelserscheinungen auch in Vergleichen recht zahlreich erscheinen, so sinden wir doch niemals den Eindruck an sich geschildert. Es fehlte den Vaganten die nöthige Ruhe, um in Beschaulichkeit solchen Empsindungen sich hinzugeben, denn daß dieselben jener Zeit nicht fremd waren, zeigt z. B. der berühmte Walther von Lille, der in seiner lateinischen Alerandr< is die Erzählung durch Naturschilderungm auch dieser Art unterbricht und z. B. einen schönen Lichteffect darstellt, wie das Morgenroth und die ersten Sonnenstrahlen auf den leicht gekräuselten Wellen sich vielfach wiederspiegeln. Ein Hymnus des berühmten Abälard vergleicht die Sterne des Himmels mit den Blumen der Erde.

Unter den Winden spielt der West als der sanfte und doch sieghafte Begleiter des Frühlings und der erfrischende Wohlthäter des Sommers eine Hauptrolle. Zu dem oben erwähnten Rauschen des Waldes im Winde, das uns schon ein erweitertes Mturgefühl zeigte, füge ich hier noch die im Winde wogende Saat, die ein Lied als ein wonniges Traumbild anführt.

Bei aller Weltfreude und Weltlust findet in den Vagantenliedern doch auch der Gedanke mehrfachen Ausdruck, daß der Aufenthalt im Freien Trost im Schmerz gewähre, und dies ist auch der Punkt, wo das landschaftliche Naturgefühl bisweilen durchblickt. Kleine Landschaftsgemälde sind nicht selten: eine Waldwiese und ihre Umgebung, ein Thal werden mit kurzen Worten österS geschildert und fügen sich meistens mit Geschick in die Situation ein, aber es ist auch nur das Anmuthige, nie das Romantische, was die Sänger entzückt. Einer von ihnen klagt, daß Verbannung ihn von der Geliebten fernhalte; er vergeht vor Sehnsucht, aber die Natur soll ihm Trost gewähren, und daran schließt sich folgende Apostrophe:

Herrlich Thal! Auf's Neu' beglücket,
Mit dem Rosenkranz geschmücket
Bist der Thäler Blume du!
Thal der Thäler! Wechselnd malen
Dich des Monds, der Sonne StmhlAi;
Süßer Sang würzk deine Ruh!
Philomena singt dir Lieder,
Süß und lieblich hallt es wieder:
So schaffst Trost im Schmerze du.

Daß der fahrende Schüler sich im Einklang mit dem Geiste seiner Zeit und vor Allem mit der lateinischen Gelehrtendichtung befand, zeigt ein Gedicht, das dem 11. oder dem 12. Jahrhundert angehören mag. aber ohne den Namen des Autors überliefert ist und dessen erster Theil in Uebertragung folgendermaßen lautet:

Tief im Walde bersteckt liegt des Oheims tranlicher Landsitz.

Dorthin zieht es mich oft, wenn der Sorgen drückende Lasten

Von mir ich werf' und, was sonst uns Menschen wohl peinigt, ich meide.

Schön ist es dort, und das schwellende Gras und das Schweigen des Waldes

Und balsamischer Hauch der Luft' und die murmelnde Quelle —

Alles erfrischt den ermüdeten Geist: ich erkenne mich selber

Wieder, und Ruhe gewinnt mein Herz. Denn wer in der Weltstadt,
Die der Stimmen Gewirr und ein ewiges Hasten durchwoget.
Mag in sich selber beharren und nicht zu Zeiten sich selber,
Wenn er um nichtige Dinge die Zeit vergeudet, verlieren!

Die poetischen Bilder und Vergleiche, soweit sie in den Vagantenliedern aus der Natur entlehnt sind, bieten wenig Charakteristisches, außer daß die häusige Verwendung von Sonne, Morgenröthe und Sterne eine lebbafte Empsindung für die Schönheiten auch dieser Naturgegenstände verräth und so zur Ergänzung der obigen Schilderung dienen könnte. Im Ganzen aber bewegen sich Metaphern und Gleichnisse aus der Natur in denselben Grenzen wie die directen Schilderungen.

So haben wir die pantheistische und idyllische Naturfreude in den Liedern der mittelalterlichen Vaganten kennen gelernt; aber nirgends zeigte sich Wanderlust und Naturfreude verknüpft, nirgends das Entzücken des Wanderers über die Gegenden, die sein Fuß betrat und die vor seinem Auge sich ausbreiteten. Und doch will uns modernen Menschen das so natürlich erscheinen; aber wir dürfen nicht veraefsen, daß wir auch in dieser Beziehung noch unter dem Einflusse der Nachklänge der romantischen Schule stehen, wo die Wanderlieder im modernen Sinne auftauchten und die Spielmannslieder, Musikantenlieder und Lieder sonstiger fahrender Gesellen eigentlich ihre Wiege haben. Kein mittelalterlicher Vagant oder Spielmann hat je so empfunden wie Eichendorff in seinen Wanderliedern oder wie Baumbach in den Liedern eines fahrenden Gesellen. Trotzdem kann man an diesen seine helle Freude haben, wenn sie auch nur ein Ausdruck dessen sind, wie ein moderner Dichter sich die Romantik des Manderns unter den gegebenen Verhältnissen eines Spielmanns oder Vaganten ausmalt.

ei Kaiser Trajan äußerte einmal, daß er die ersten Iahre des

«aisers Nero für die glücklichste Zeit halte, welche das römische

AUAZ Reich überhaupt je gehabt habe. Damit hatte er Recht; aber auch die zweite Hälfte der Regierung Neros kann durchaus nickt zu den unglücklichen Zeiten gerechnet werden. Nach außen hin stand das Reich andauernd imvonirend da. Die auswärtige Politik und die Kriege an den Grenzen wurden mit Nachdruck und Geschick und nicht ohne günstige Erfolge geführt. Der Organismus der Verwaltung und der Rechtspflege durch die Schöpfungen des Augustus fest begründet, arbeitete mit ruhiger Sicherheit, da Nero sich der willkürlichen Eingriffe enthielt. Die Provinzial-Verwaltung hielt er unter strenger Aufsicht und wehrte allen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Beamten wie der Zollpächter durch eine Reihe wohlthätiger Anordnungen. Für das Proviantwesen und die regelmäßige Verpflegung der Residenz zeigte er zu allen Zeiten ein besonderes Interesse und sicherte sie durch zweckmäßige Maßregeln. Selbst die Verschlechterung des Silber- und Gold-Geldes, an sich eine höchst nachtheilige Maßnahme, wurde bei seinen Lebzeiten kaum empfunden, da der Credit des Staates den Münz-Cours aufrecht erhalten half.

So wird es verständlich, daß Nero in den Provinzen und bei der großen Masse der Bevölkerung Roms, für deren Unterhaltung er überdies durch glänzende Spiele zu sorgen stets beflissen war, während seiner ganzen Regierungszeit sehr beliebt war.

Und doch hat die Geschichte ihn als einen entsetzlichen Tyrannen gebrandmarkt! Zwar die Beschuldigung, daß er Rom selbst habe in Brand stecken lassen, um das Bild des brennenden Troja recht naturgetreu zu haben, läßt sich heute kaum noch aufrecht erhalten. Er eilte vielmehr aus die Nachricht von der furchtbaren Feuersbrunst, der gegenüber die vortreffliche Feuerwehr der Hauptstadt ganz machtlos war, sofort von Antium herbei, um nach Kräften zu wehren und dem obdachlosen Volke zu helfen. Auch die zweite furchtbare Anklage, die der Christenverfolgung, liegt sehr im Dunkeln; es scheint, als wenn erst durch die Denunciationen der Iuden die Christen mit in das Verderben hinabgezogen worden wären. Allein auch ohnedies haftet eine so entsetzliche Menge von Verbrechen an dem Andenken nicht sowohl des Regenten, als des Menschen Nero, daß man mit Recht fragen darf, wie ist es möglich gewesen, daß er zu einem solchen Dämon in Menschengestalt werden konnte.

Leicht bieten sich mancherlei Umstände zur Erklärung an. Von seinem Vater Domitius hatte Nero die Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit des Wesens geerbt. Als Knabe von drei Iahren verlor er den Vater durch den Tod, die Mutter Agrippina, des edlen Germanicus Tochter, durch Verbannung. Seine Tante, Domitia Lepida, eine Frau ohne jeglichen sittlichen Halt, übernahm seine Erziehung. Ein Tänzer und ein Barbier leiteten nun die Kinderjahre des lebhaften und begabten Knaben. Das macht die schwach entwickelten sittlichen Begriffe verständlich, mit denen er später lachend sagte: Meine Vorgänger haben gar nicht gewußt, was man sich als Kaiser alles erlauben kann!

Nero war zwölf Iahr alt, als die arls der Verbannung zurückkehrende Mutter seine Erziehung dem geistvollen und gelehrten Seneca anvertraute. Doch der berühmte Mann war nicht mehr im Stande, das zerfahrene und sich leicht zerstreuende Wesen seines Zöglings in eine ernstere Richtung zu bringen.

An religiösem Halte fehlte es Nero ganz. In der römischen Religion erzogen, verachtete er sie doch bald und hielt sich nur noch an die syrische Göttin. Aber auch von ihr siel er ab und verhöhnte offen ihr Bild. Schließlich glaubte er nur noch an ein Amulet, dem er täglich dreimal opferte. Ein Mann aus dem Volke hatte es ihm einst geschenkt. — Niemand hatte größeren Einfluß auf ihn als seine Mutter und seine zweite Gemahlin. Agrippina, eine geistig sehr bedeutende Frau, verband mit innerer Herzenskälte Entschlossenheit und Ausdauer. Iedes Mittel war ihr recht, um ihren Sohn und durch diesen sich selbst zur höchsten Stufe der Macht zu erheben. In glühender Herrschsucht gingen ihre Gedanken auf; nicht Liebe, fondern Furcht war es, was sie ihrem Sohn einflößte. An kalter Herzenshärte jedoch übertraf Povpäa Sabina sie weit; diese Frau wurde Neros böser Genius. Durch ihre strahlende Schönheit entflammte sie ihn zu leidenschaftlicher Liebe, durch ihre arglistige Koketterie lenkte sie ihn nach ihrem Willen. Sie trieb ihn dazu, die

Mutter und seine Gemahlin, die schuldlose Octavia, ermorden zu lassen, damit über die Leichen hinweg der Weg zum Throne sich ihr öffne.

Trotz alledem war Nero kein sinsterer, blutgieriger Tyrann, der nur Furcht und Schrecken um sich verbreitete, der das Böse that aus dämonischer Lust daran. Er besaß vielmehr eine gewisse Liebenswürdigkeit des Wesens, welche seine Umgebung an ihn fesselte. Selbst Scherzworte und leichte Spöttereien ließ er mit Gleichmüthigkeit über sich ergehen, nur durften sie diejenige Eigenschaft in ihm nicht verletzen, die ihn je länger, je mehr bis zu krankhafter Empsindlichkeit, ja schließlich bis zu der sixen Jdee völligen Wahnwitzes beherrschte: seine Künstlereitelkeit. Dann fuhr er auf wie ein Tiger und traf mit tödtlichem Sprunge, die furchtbare Bösartigkeit seines Wesens im plötzlichen Ausbruch verrathend. Darin liegt das Motiv so vieler Unthaten Neros, zumal der späteren Jahre.

Die Leidenschaft für Musik beherrschte die Zeit. Griechische Birtuosen strömten in Rom zusammen. Aber auch vornehme Römer trieben die Kunst mit Passion und traten selbst als ausübende Künstler öffentlich auf. So ließ sich Norbanus Flaccus, der im Jahre 19 Consul gewesen war, öffentlich auf der Trompete hören. Calpnrnius Piso, der Verschwörer des Jahres 65, war Virtuos auf der Cither. Und Thmsea Pätus. seinen Zeitgenossen ein Muster von fugend, trug in seiner Vaterstadt Padua im Costüm eine tragische Arie bei einer öffentlichen Gelegenheit vor. War doch auch Caligula selbst leidenschaftlicher Sänger und Tänzer gewesen, und Titus, der am Hofe des Claudius mit dessen Sohn Britannicus zusammen erzogen war, ebenso wie dieser als virtuoser Sänger und Citherspieler bekannt.

Jn dieser populärsten und gefeiertsten Kunst der Zeit der Erste zu sein, war der Ehrgeiz Neros. Er hatte von Natur eine nicht starke und etwas rauhe Bariton-Stimme; aber er nahm sofort nach seiner Thronbesteigung Unterricht bei Terpnos, dem ersten Lehrer für Gesang und Citherspiel jener Zeit, und erreichte es durch äußerst, sorgfältige Ausbildung und gewissenhafteste Uebung der Stimme, daß er etwas in dem vocalen und instrumentalen Vortrag leistete. Am Fest der Juvenalien im Jahre 58 ließ er zuerst vor einigen Vertrauten sich hören. Oeffentlich aufzutreten wagte er indeß erst im Jahre 63, jedoch noch nicht in Rom, sondern nur erst in der Provinz, in Neapel. Hier trug er ein griechisches Lied mit Eilherbegleitung vor und war so ganz hingegeben an die Sache, daß er selbst durch ein Erdbeben in dem Vortrage sich nicht unterbrechen ließ. Ein ganzes Heer von Elaqueurs, alle auf's feinste frisirt und gekleidet, war für den Applaus organisirt. Eine Anzahl junger Ritter und 5000 kräftige Männer waren durch das Theater vertheilt und spendeten in alerandrinischer Weise den Beifall nach verschiedener Methode, einige mit hohler Hand in tiefen Tönen klatschend, andere in gruppenweisen Beifallsstürmen, noch andere mit flacher Hand applaudirend.

Der unsinnige Beifall erweckte in Nero den Glauben von der ungewöhnlichen Bedeutung seiner Virtuosität. Ietzt wollte er es selbst in Rom wagen, aber nur erst vor einem vertrauten Cirkel in seinen Gärten. Als indeß alle Welt seine „göttliche Stimme" zu hören begehrte, und selbst die kaiserliche Leibwache ihn um öffentliches Auftreten bat, gab er nicht ungern nach und ließ für die zweiten Frühjahrsspiele seinen Namen im Iahr 64 in die Liste der angemeldeten Citherspieler eintragen. Er trat in der Reihe nach der Loosnummer auf, hinter sich die Kriegstribunen, begleitet von vertrauten Freunden. Nach einer Ouvertüre sang er die Niobe, ein Vortrag, der mehrere Stunden dauerte. Maßlosester Beifall lohnte ihn; ein Prätor ging sogar soweit, daß er ihm 170 000 Mk. bot, wenn er nur einmal in den von ihm zu veranstaltenden Spielen auftreten wollte. Dies zwar lehnte der Kaiser ab, doch trat er noch mehrmals öffentlich auf in Maske und Costüm; in Männerrollen gab die Maske seine eigenen Züge wieder in Frauenrollen die seiner jeweiligen Geliebten.

Die sinnlosen Beifallsspenden, die ihm jedesmal zu TkM wurden, steigerten seine Eitelkeit zu wahnwitziger Empsindlichkeit. Die schrankenlose Macht des Scepters in seiner Hand wurde ihm . ein grausig-bequemes Werkzeug, sich von Rivalen oder auch nur zweifelhaften Verehrern zu befreien. So siel der hoffnungsvolle Britanniens, wie man in Rom wenigstens urtheilte, weniger weil Nero dessen Ansprüche auf den Thron, als weil er die schöne Stimme und das Dichtertalent des begabten Iünglings fürchtete. So konnte er dem Thrasea Pätus es nicht vergessen, daß er nur mäßigen Beifall den Kunstleistungen seines Kaisers spendete. Nichts reizte ihn mehr gegen den rebellischen Prätor von Gallien, Iulius Vinder, als daß dieser in seiner Proclamation an die Soldaten ihn einen „jammervollen Citherspieler" genannt hatte.

Auf den Gipfel indeß trieb diese wahnwitzige Einbildung das Uebermaß erbärmlicher Schmeichelei, das der Kaiser bei den Griechen fand, denen von jeher ein besonders feines Verständniß und zuverlässiges Urtheil in Sachen der Kunst zugetraut wurde. Freilich besaß der Kaiser ein nicht gewöhnliches Talent für Musik und Poesie: erhielt sich doch eine Sammlung seiner Werke noch lange über seinen Tod hinaus. Seneca sowohl wie Martial erwähnen die Gedichte Neros mit Anerkennung.

Aufgefordert durch den Beifall der Hellenen in Rom, unternahm der Kaiser, von zahllosen Hofleuten und Claqueurs begleitet, gegen Ende des Iahres 66 eine Kunstreise nach Griechenland. Die nationalen Wettspiele wurden gegen das Herkommen auf ein Iahr gelegt, um dem erlauchten Sänger das Auftreten auf allen zu ermöglichen, und den olympischen Spielen der musische Wettkampf außerordentlicher Weise hinzugefügt. So trat er denn in Olympia als dramatischer wie als Cithersänger auf, ebenso in Delphi. Bei den isthmischen Spielen sang er eine Hymne auf Poseidon und Amphitrite, auf das brausende cla «apoRufen noch ein kürzeres Lied hinzufügend — und erhielt allenthalben den ersten Preis. Als Triumphator kehrte er nach Rom zuruck; im Pupurmantel stand er auf dem von Schimmeln gezogenen Triumphwagen, den olympischen Kranz auf dem Haupte, den pvthischen in der Rechten. Vor ihm einhergetragen wurden die übrigen Siegeskränze, die er errungen, mit Tafeln, weiche die Namen der Siegesorte und seiner Rivalen, wie die Titel der vorgetragenen Gesänge enthielten. Es war die Farce eines Triumphzuges, aber ganz ernst gemeint. Denn Nero war durchaus des Sinnes, nicht Geringeres errungen zu haben, als jene altrömischen Helden, die vor ihm in kriegerischem Triumphzuge in die ewige Stadt eingezogen waren.

Die Künstlereitelkeit hatte sich zu der siren Idee eines Wahnwitzigen bei ihm gestaltet, weder gehemmt durch irgend welche Schranken der kaiserlichen Macht, noch gemildert durch sittliche Grundsätze. Wehe dem, der an diese sixe Idee des Viituosenprincipates zu rühren wagte! Da kannte der Kaiser, wie alle Wahnsinnigen, keine Entschuldigung, keine Milde. Glaubte er doch, als schon die Empörung des Galba ihn bedrohte, den Göttern das Kostbarste, was er besäße, in dem Gelübde anzubieten, daß er nach Niederwerfung des Aufstandes sich öffentlich auf der Wasserorgel, der Flöte und dem Dudelsack hören lassen und den Turnus des Vergil pantomimisch darstellen wolle. Selbst Hinrichtungen und Vermögens-Consiscationen verfügte er ohne jedes Bedenken, soweit sie ihm die Mittel boten, seiner Manie zu fröhnen. Ia, so ganz ging er mit seinem Denken und Fühlen in dieser unseligen sixen Idee unter, welche alle Umstände sich vereinigt hatten in ihm groß zu ziehe», daß sie selbst in der Todesstunde seine Gedanken beherrschte. Schon hatte er erfahren, daß ihn. der vor Galba flüchtete, der Senat zur Auspeitschimg am Pranger und zurHinrichtung verurtheilt hätte, schon hörte er in seinem Versteck den Hufschlag der nahenden Häscher: doch zögerte er, den Dolch sich in den Hals zu stoßen. „Was für ein Künstler stirbt in mir!" war sein Bedenken und sein letztes Wort.

Augusta,

Deutsche Kaiserin und Rönigin von Preußen,
von

Friedrich Kon Weech.

— Karlsruhe. —

^ls der Oberhofprediger v. Kögel am Abende des 9. Januar 1890 am offenen Sarge der Kaiserin Augusta zu der hohen Familie und den Personen der näheren Umgebung der Entschlafenen Worte des Trostes sprach, endigte er seine Rede etwa mit den Worten: „Mit diesem Sarge werden sich auch die Thören dieses Hauses schließen, von dem aus für Preußen und Deutschland so viel des Segens ausging, und mit diesem Hause schließt eine Zeit."

Nicht treffender als mit diesen wenigen Worten läßt sich aussprechen, was Kaiserin Augusta dem Vaterlande war, was mit ihrem Abscheiden die Nation verliert.

Noch nicht ganz hatte sie das achtzehnte Lebensjahr vollendet, als sie, blühend und schön, ein entzückendes Bild edler Jungfräulichkeit, am 10. Juni 1829 durch die Straße Unter den Linden ihren Einzug in die Haupt- und Residenzstadt Berlin hielt. Unter denen, welche am 11. Januar 1890 bewegten Herzens dem Trauerzuge beiwohnten, der durch die nämliche Straße — die via triumpl,!lli8 und funeralis der Weltstadt — nach dem Mausoleum zu Charlottenburg geleitete, was an Kaiserin Augusta sterblich war, werden wohl nur Wenige sich jenes glänzenden Einzuges erinnert haben.

Am darauffolgenden Tage reichte Prinzessin Augusta von Sachsen dem Prinzen Wilhelm von Preußen vor dem Altare der Schloßkapelle die Hand zum Lebensbunde, und am 12. Juni 1829 betrat die junge fürstliche Frau zum ersten Male die Schwelle des Hauses, welches von da an ihr theures Heim, der Schauplatz hoher Freuden, glänzender Ehren, unsterblichen Ruhmes, aber auch tiefen Kummers, unsäglichen Schmerzes werden sollte. Damals die Dienstwohnung des Prinzen Wilhelm, wurde erst 1834 das Tauentzien'sche Haus für ihn gekauft und dann so umgebaut und unter eifriger und verständnißvoller Mitwirkung seiner kunstsinnigen Gemahlin so umgestaltet und ausgeschmückt, wie es in den letzten Jahrzehnten stch als ein Juwel feinsten und vornehmsten Geschmackes denen darstellte, welchen es vergönnt war, diese Räume zu betreten.

Mehr als sechzig Jahre waren seit jenem Tage verflossen, als sich hinter dem Sarge der hochbetagt dahingeschiedenen Kaiserin die Thören dieses Hauses schlossen. Nichts von all dem, was in diesen sechzig Jahren die deutsche Nation erlebt, an Freud und Leid, an Kämpfen und Siegen, an Erfolgen und Jrrthümern, hat dieses Haus unter den Linden, den bescheidenen Palast des mächtigsten Herrschers der Erde, und seine Bewohner unberührt gelassen. An der ganzen Entwickelung der Geschicke Preußens und Deutschlands haben Wilhelm und Augusta den regsten Antheil gehabt; beide glänzende Gestalten, die für alle Zeit in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben werden, jedes an seiner Stelle ein Muster treuester Pflichterfüllung, ein hohes Beispiel der Nacheifernng für die Nation, die ersten, die größten, die vornehmsten Figuren einer Zeit, der sie die Signatur aufprägten, die mit ihnen beiden zum Abschlusse gekommen ist.

Man möchte sagen, diese Verbindung des preußischen Prinzen mit der sächsischen Fürstentochter war vorbildlich für die weitere Gestaltung unseres großen deutschen Vaterlandes. Denn dieses ist groß geworden durch das Zusammenwirken des ernsten, strengen und schlichten Wesens, wie es sich in dem preußischen Militärstaate verkörperte, mit den geistigen Mächten, die in dem kleinen Weimar dereinst die bevorzugte Stätte gefunden hatten. Die Erziehung des Prinzen war vorwiegend militärisch. Der Geist Scharnhorsts, Gneisenaus, Blüchers bestimmte die Richtung des jugendlichen Herrn, der mit Leib und Seele Soldat war. Kein Gedanke damals in ihm, daß er je bestimmt sein könnte, die Krone seines Vaters zu erben. Jn voller Blüthe und Manneskraft stand der Kronprinz dem Throne zus nächst. Der ganze Ehrgeiz des jüngeren Bruders concentrirte sich in dem Wunsche, die Truppentheile, deren Führnng der königliche Vater ihm anvertraut hatte, in echt preußischer Zucht und Tüchtigkeit zu erziehen und heranzubilden zur Zufriedenheit des obersten Kriegsherrn, der mit kargen Worten, aber scharfen Auges die Leistungen der Armee überwachte nnd beurtheilte.

Ganz andere Jdeenkreise waren es, in denen Prinzessin Augusta vom Kinde zum heiteren Mädchen, zur sinnigen Jungfrau herangereift war. Zwar auch in ihren Adern rollte heroisches Blut. Von väterlicher Seite war jene tapfere Herzogin Luise ihre Großmutter, deren heldenhafte Haltung selbst einem Napoleon Ehrfurcht einflößte, von mütterlicher Seite zählte die große Katharina von Rußland zu ihren Vorfahren. Aber die Erinnerung an diese Beziehungen der jungen Fürstin trat zurück hinter den lebendigen Einflüssen, welche das geistige Leben Weimars auf ihre Entwickelung ausübte; der hohe Genius Goethes, die Humanität Herders, die Grazie Wielands klangen in schönster Harmonie zusammen und waren bestimmend für die Eindrücke, welche das empfängliche Gemüth, die lebhafte Auffassungsgabe der Enkelin Karl Augusts schon in der Kindheit in sich aufnahm. Mit prophetischem Sinne hatte Schiller die Mutter der Prinzessin Augusta, die Großfürstin Maria Paulowna, mit der „Huldigung der Künste" in der neuen Heimat empfangen. Das neue Element, das mit ihr in den Kreis der weimarischen Fürstenfamilie getreten war, hatte sich ebenbürtig den großen Traditionen eingefügt, welche sich für die ganze Nation mit dem Namen der kleinen Residenzstadt an der Ilm verbanden. Und in diesen Traditionen wuchs die Prinzessin Augusta heran. Bis an ihres Lebens Ende hat sie es sich zur höchsten Ehre und Freude angerechnet, eine „Tochter Weimars" zu sein.

Betrübten Blickes, so wird berichtet, schaute der greise Goethe dem Reisewagen nach, der Weimar sein liebstes Kleinod entführte. Aus seinem Munde war es ein hohes und aufrichtig gemeintes Lob, wenn er seinem alten Freunde Zelter über die junge Prinzessin schrieb: „Sie darf mitreden, denn sie hat etwas gelernt."

Aus dieser geistigen Atmosphäre und aus den patriarchalischen Verhältnissen des kleinen Weimar, wo während der langen Regierung des wohlwollenden Karl August die Kreise des Hofes und der gebildeten Bürgerschaft in die engste Verbindung getreten waren, sah sich die junge Prinzessin nun plötzlich an den fremden Hof und in die große Residenzstadt versetzt, die, wenn auch noch von dem gewaltigen Aufschwunge weit entfernt, der sie wenig als ein Menschenalter später in eine der größten und schönsten Städte der Welt verwandelte, doch auch damals schon Weimar gegenüber eine ausgedehnte Großstadt war. Da mag die junge fürstliche Frau doch wohl zuweilen ein Gefühl der Unsicherheit und des Heimwehs überfallen haben, wenn sie der harmlosen Spaziergänge in dem heimischen Park und des traulichen Verkehrs gedachte, der dort auch der Fürstentochter nicht verwehrt war.

Aber so verschieden auch Erziehung und Bildungsgang des Prinzen Wilhelm und seiner jugendlichen Gemahlin gewesen sind, die Grundsätze, die beiden eingeflößt waren, wurden von dem gleichen kategorischen Imperativ beherrscht, von dem strengen Gesetz der Pflichterfüllung, das in Preußen, vom König bis zum letzten Diener des Staates herab, jedem als unverbrüchliche Aufgabe vor Augen schwebte, das nicht minder der jungen Fürstin von Kindheit auf eingeschärft worden war. Dieses Pflichtgefühl wies der Prinzessin die Wege in den neuen Verhältnissen, in denen sie sich, gestützt und geleitet von der Liebe ihres ritterlichen Gemahls, umgeben von der freundschaftlichen Gesinnung der ganzen königlichen Familie, überraschend schnell zurechtfand.

Erleichtert wurde ihr das Eingewöhnen durch den Verkehr mit der älteren Schwester, Prinzessin Marie, di? zwei Jahre früher mit Prinz Wilhelms jüngerem Bruder, dem Prinzen Karl von Preußen, vermählt worden war. Auch sonst fehlte es am preußischen Hofe nicht an geistiger Anregung. Längst ist die früher verbreitete Anschauung widerlegt, die in König Friedrich Wilhelm lIl. nur den gewissenhaften Regenten, den pflichttreuen Soldaten erblickte. Heute weiß man, welche Förderung dem Könige die Kunst verdankt, welche Sorgfalt er den Sammlungen des Staates zuwandte. Und in dem Kreise, den der geistvolle Kronprinz um sich und seine gesinnungsverwandte Gemahlin versammelte, fehlten auch die Anklänge an das geistige Leben nicht, an vas Prinzessin Augusta von Weimar her gewöhnt war. Hier war es namentlich die hinreißende Conversation Alexanders von Humboldt, die sie anzog; aber auch der ernste Friedrich von Raumer und der Dichter Raupach, den sie schon von Weimar her kannte und der um diese Zeit nach Berlin übersiedelte, gehörten zu den Personen, welche die Prinzessin besonders gern in ihren engeren Verkehrskreis hereinzog. Der berühmte Verfasser des „Kosmos" war ihr auch schon früher in Weimar begegnet und hatte damals von der kaum Fünfzehnjährigen gerühmt: „Jhr lebendiger, durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll." Er blieb bis an sein Lebensende ein begeisterter Verehrer der schönen und geistvollen Fürstin. Auch die Musik und Malerei wurden eifrig gepflegt. Die liebevolle Erinnerung an die Heimat machte sich bei der Wahl der Künstlerin geltend, unter deren Leitung die Prinzessin ihr Talent weiterbildete. Es war dies Alwine Frommann aus Jena, eine der intimsten Angehörigen des Kreises, der sich um Goethe versammelt hatte, wenn der Altmeister seinen Wohnsitz in der thüringischen Universitätsstadt aufschlug.

Bald kehrten in das friedliche Stillleben des jungen fürstlichen Haushaltes neue Freuden und mit ihnen wichtige Pflichten ein. Am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1831, genas Prinzessin Augusta eines Sohnes. Groß war das Glück der Eltern, groß auch die Freude des königlichen Großvaters; in dem neugeborenen Prinzen durfte der künftige Thronfolger erblickt werden, da der Ehe des Kronprinzen der Kindersegen versagt war.

Von da an verwandte die Prinzessin ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung des voraussichtlich zu der höchsten Stellung berufenen Sohnes, die wenige Jahre nachher sich auch noch auf eine Tochter zu erstrecken hatte, die am 3. Dezember 1838 geborene Prinzessin Luise, jetzt Großherzogin von Baden.

Mit der größten Umsicht und dem feinsten Verständnisse für die Aufgaben, deren Lösung dereinst dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm obliegen mußte, wurde dessen Unterricht eingerichtet. Bis der Prinz das Alter erreichte, in dem er mit vollem Ernst den militärischen Beruf zu ergreifen hatte, in dem jeder preußische Prinz, voran der zukünftige König, die wichtigste Lebensaufgabe zu erblicken hat, also bis zu der Zeit, da naturgemäß der durch und durch soldatisch geschulte und soldatisch gesinnte fürstliche Vater die ausschließliche Leitung der Thätigkeit des jungen Prinzen zu übernehmen berufen war, lag die Verfügung über dessen ganzen Bildungsgang in den kundigen Händen der Prinzessin Augusta. Hier machte sich besonders die „ideale Ergänzung" bemerkbar, welche dem „immer mehr sich entwickelnden praktischen Ernst des Wesens des Prinzen Wilhelm" seine hohe Gemahlin hinzufügte.

Die Prinzessin wollte einen Iüngling erziehen, dem nichts fremd bliebe von den reichen Bildungselementen, welche die Fortschritte der Wissenschaft in den öffentlichen Schulen der strebsamen Iugend der Nation eröffneten. Es lag ihr daran, ihn nicht nur in die Formen, fondern auch in den Geist des klassischen Alterthums eindringen zu sehen. Und von diesem Wunsche beseelt, wählte sie Ernst Curtius zum Erzieher des Prinzen, den geistvollen Kenner der alten Welt, dem dabei doch auch nichts fremd war, was dem modernen Menschen in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft zu erstreben obliegt. Um die volle Bedeutung dieser Wahl zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Beschränkung der Geist der Zeit fürstlichen Eltern bei der Wahl der Bildner ihrer Kinder auferlegte. Der weite und freie Blick der Prinzessin zeigte sich, indem sie einen Sohn des Freistaates Lübeck zum Erzieher des künftigen Königs wählte. Sie wußte, daß Curtius nicht nur ein großer Gelehrter, ein geistvoller Mann, daß er auch ein echter deutscher Patriot war. Ihren Sohn „in der Liebe zum Vaterlande" zu erziehen, das war die vornehmste Pflicht, die sie dem Lehrer, den ihr Vertrauen auserwählt hatte, an's Herz legte. Und sie wußte, indem sie dies that, daß es nicht mit der Beschränkung auf das Königreich Preußen geschah, daß, wie sie selbst, so auch Curtius, über dem, was zunächst lag, nicht vergessen würde, was die Zukunft im Schooße trug. Der Prinz sollte nicht nur ein guter Preuße, er sollte auch ein guter Deutscher werden. Nicht umsonst war Prinzessin Augusta die Enkelin jenes Herzogs Karl August, der noch in den letzten Iahren des zerfallenden alten Deutschen Reiches nach den Keimen suchte, aus deren Pflege er mit gleichgesinnten Fürsten eine neue, bessere Zeit ersprießen zu sehen hoffte. Und auch daß der junge Prinz die Ideen des modernen Staates in sich aufnehme, der Aufgaben und Ziele sich bewußt werde, die er dereinst einer glücklichen Lösung entgegenzuführen berufen war, ließ sich die Prinzessin angelegen sein. Auch in dieser Richtung war sie die „Tochter Weimars" geblieben. Sie hatte nicht vergessen, daß Karl August der erste deutsche Fürst gewesen war, der seinem Lande eine landständische Verfassung gegeben und das gute Recht seines Volkes gegen den Ansturm verfassungsfeindlicher Reaction, wie er aus der Wiener Hofburg, und engherziger Demagogenverfolgung, wie er aus Berlin herangebraust kam, thatkräftig und unerschütterlich vertheidigt hatte.

Wenn sie auch, wie es ihre Stellung gebot, keinen Antheil an der Tagespolitik nahm, Kopf und Herz waren doch auf's Lebhafteste berührt von den Vorgängen, welche den preußischen Staat und ganz Deutschland zu bewegen begannen, seit mit König Friedrich Wilhelms lII. Ableben und mit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. eine ganz neue Zeit hereingebrochen war. Wie der ernste, nüchterne Sinn des Prinzen Wilhelm, so erkannte auch das klare und scharfe Auge seiner Gemahlin die Gefahren, in welche die widerspruchsvolle Politik des geistreichen Königs das Land stürzte.

Schwere Prüfungen brachten der Prinzessin die stürmischen Jahre einer irregeleiteten nationalen und freiheitlichen Bewegung, deren Ausschreitungen sie um so mehr beklagte, je weniger sie den berechtigten Forderungen dieser Zeit ihre Anerkennung verweigerte. Sie mußte den geliebten Gatten, dem unverdienten Hasse einer erregten Bevölkerung ausweichend, in fremdem Lande eine Zuflucht suchen sehen, und als sein Leben nicht mehr durch die Aufrührer des eigenen Landes bedroht war, mußte sie dem Prinzen abermals ein banges Lebewohl sagen, als der Befehl seines königlichen Bruders ihn an die Spitze der Truppen stellte, denen es oblag, den Aufstand in der Pfalz und in Baden mit Waffengewalt niederzuwerfen. Jn den traulichen Gemächern des Schlosses Babelsberg, der Lieblingsschövfung des Prinzen Wilhelm, an deren harmonischen, voniehmen und zugleich wohnlichen Einrichtung die Prinzessin mit besonderer Vorliebe sich betheiligt hatte, brachte sie, von ihren Kindern umgeben, im Frieden glücklicher Häuslichkeit viele bange Stunden dieser unruhigen Zeiten zu. Mit stolzer Genuqthuung sah sie die Erfolge ihres ritterlichen Gatten, mit aufrichtiger Befriedigung nahm sie wahr, wie die Besten der Nation ihre Hoffnung auf die Führung des preußischen Staates setzten und wenn ihr auch nicht verborgen bleiben konnte, daß bei der eigenthümlichen Jndividualität Friedrich Wilhelms lV. die augenblicklichen Conjuncturen der Erfüllung dieser nationalen Hoffnungen keineswegs günstig seien, so blickte sie doch vertrauensvoll in die Zukunft, von der sie mit Zuversicht eine den jetzt aussichtslosen Wünschen und Plänen entsprechende Gestaltung der deutschen Frage erwartete. Einer der Abgeordneten des Frankfurter Parlaments, der zu der Abordnung gehörte, welche dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot, Professor Biedermann, berichtet über den tiefen Eindruck, den er, nachdem die Audienz beim König seine und seiner Genossen Hoffnungen so gut wie vernichtet hatte, von einer Unterredung mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen mit fortnahm. Er nennt die Prinzessin „eine Frau, bei welcher Geist und Gemüth um den Vorrang streiten, vielleicht den klarsten politischen Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin". Sie sprach den Abgeordneten gegenüber ihre Zuversicht aus, daß Alles noch gut enden werde; „das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so nothwendiges". Freilich mußte noch lange Zeit verfließen, bis dieses Ziel wirklich erreicht wurde, dann allerdings in einer Weise, die auch die kühnsten Erwartungen übertraf, welche man in den Jahren 1848 und 1849 hegen zu dürfen geglaubt hatte.

Den Stürmen, Aufregungen und Sorgen der Revolutionsjahre folgte nun ein Abschnitt im Leben der fürstlichen Frau, der in gewisser Beziehung die glücklichste Zeit in ihrem vielbewegten Leben darstellt; eine Zeit ruhigen, befriedigenden Wirkens, erfreulicher Erfolge und dabei eine Reihe fruchtbringender Lehrjahre, in denen der hohen Frau ganz neue Gebiete des segensreichsten Wirkens sich eröffnen sollten.

Im September 1849 wurde der Prinz von Preußen zum Gouverneur der Rheinlande und Westfalens ernannt. Im März 1850 hielt er mit seiner Familie feinen Einzug in Coblenz, wo das prachtvolle Schloß der ehemaligen Kurfürsten-Erzbischöfe von Trier, im Iahre 1786 im Baue vollendet, ihm zur Residenz angewiesen war. Es war wesentlich eine Mission der Versöhnung, welche hier dem Bruder des Königs vorgeschrieben war. Es galt, die widerstrebenden Rheinlande, die dem strammen preußischen Wesen abgeneigte Bevölkerung, den unzufriedenen Adel, die argwöhnischen Katholiken von den guten und wohlwollenden Absichten der Regierung zu überzeugen, dies lebhafte, begabte Volk zu freudiger Mitarbeit an den staatlichen Aufgaben zu gewinnen. Es konnte keine bessere Wahl getroffen werden. Die schlichte Ruhe, das aufrichtige Wohlwollen des Prinzen wurde unterstützt durch das unvergleichliche Talent der Prinzessin, alle Herzen zu erobern. Es ist ein unverdächtiger und klassischer Zeuge, Alfred von Reumont, der uns über das vollständige Gelingen dieser „moralischen Eroberung des Nheinlandes" berichtet. Von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen sagt er: „Ihr Beispiel hat gezeigt, was persönliche Rücksicht und Theilnahme, Eingehen auf berechtigte Eigentümlichkeiten, Kenntniß von Personen und Beziehungen, Interesse am ^ertlichen und Vorsorge für dasselbe vermögen."

Auch dem flüchtigsten Besucher von Coblenz tritt in den prächtigen Rheinanlagen das Lieblingswerk der Prinzessin, mit dem sie sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, entgegen. Aber nur wer sich genauer in ihre Schönheiten vertieft, wird all der feinen Züge gewahr, die auf Schritt und Tritt an die hohe Frau und ihre und ihrer Familie Beziehungen zu dieser Stadt, zu dieser Provinz erinnern, alle die kleinen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, die, wie sie die Kundgebungen einer schönen Seele sind, auch des Widerhalls in gleichgestimmten dankbaren Herzen nicht entbehrten.

Ein ganz neuer Wirkungskreis erösfnete sich hier der Prinzessin in einer regen und regelmäßigen Theilnahme an den Werken der Erziehung und der Wohlthcitigkeit. Hier trat sie wieder kleineren Verhältnissen näher, wo das persönliche Eingreifen sich leichter und ausgiebiger bewerkstelligen ließ, als während des Aufenthaltes in dem großen Berlin. Wohl hatte die Prinzessin Augusta auch früher schon der helfenden Fürsorge für Arme und Elende, dem lebhaften Jnteresse an der Erziehung der weiblichen Jugend nicht fern gestanden. Allein hier in Coblenz zuerst, scheint es, gewann die Theilnahme, die sie diesen Arbeitsgebieten zuwandte, eine festere Gestalt. Bald beherrschte das scharfe Auge, das reiche Gemüth der Prinzessin das weite Feld, das hier zu bebauen war. Ueberall erkannte sie was Noth that und fand die richtigen Mittel, der Roth abzuhelfen. Jedem sachverstandigen Rathe zugänglich, aus den reichen Erfahrungen der Damen des Frauenvereins, die sie um sich versammelte, an deren Sitzungen sie Theil nahm, Belehrung schöpfend, ergriff die Prinzessin mit der ihr eigenen Thatkraft bald die Leitung der Werke der Wohlthätigkeit und erfüllte alle Betheiligten mit Bewunderung für ihr richtiges llrtheil, ihre klare Erkenntniß der Bedürfnisse, ihre Findigkeit in Beibringung der nöihigen Mittel, zu denen sie selbst mit freigebiger Hand stets in reichem Maße beitrug. So lieb war ihr diese Thätigkeit, daß sie nicht zögerte, ihre jugendliche Tochter, Prinzessin Luise, zu derselben heranzuziehen und so in ein Gebiet einzuführen, auf dem diese später als Großherzogin von Baden so Hervorragendes leisten sollte.

Diese Thätigkeit, welche in echt christlicher Liebe alle Bedürftigen ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntniß umfaßte, brachte die Prinzessin vermuthlich zum ersten Mal in nähere Verbindung mit den katholischen kirchlichen Körperschaften, den geistlichen Orden, welche sich der Armenund Krankenpflege widmen. Dem scharfen Blicke der Prinzessin konnte die hervorragende Tüchtigkeit der Leistungen dieser frommen Körperschaften nicht entgehen, wie sie sich wohl auch von der schlichten Frömmigkeit, dem stillen, in sich gekehrten Wesen der Schwestern, die auf immer allen Freuden der Welt entsagen, um nur für die Armen und Kranken zu wirken, angezogen fühlte. Die Prinzessin behielt fortan, ohne die nicht minder segensreiche Wirksamkeit der Diakonissen zu verkennen, eine besondere Vorliebe für diese geistlichen Orden, wie sie denn überhaupt während ihres Aufenthaltes in den Rheinlanden sich eine völlig vorurtheilslose Würdigung der katholischen Kirche aneignete. Durch ihre dem griechischen Bekenntnisse angehörende Mutter an den Glanz eines Cultus gewöhnt, der mit dem römisch-katholischen viele Berührungspunkte hat, trat ihr der Prunk des Gottesdienstes von vornherein nicht in dem Maße fremd und unerfreulich entgegen, wie er sonst wohl strenge Protestanten, besonders die Bewohner von Ländern abstößt, in denen die Nüchternheit und Strenge des evangelischen Gottesdienstes allein herrscht. In ihrer vornehmen Denkungsart mochte sie es aber vielleicht auch als ihre besondere Pflicht betrachten, Vorurtheilen entgegenzutreten und, als Mitglied einer protestantischen Dynastie, den in Preußen ja in erheblicher Minderheit besindlichen Angehörigen des katholischen Bekenntnisses die unbefangenste Würdigung ihres kirchlichen Lebens auf dem Gebiete der ihr so sehr am Herzen liegenden Caritas zu zeigen.

Die Sympathie, welche Prinzessin Augusta schon damals und fortan unverändert als Königin und Kaiserin den Katholiken bewiesen hat, ist vielfach falsch beurtheilt und verkannt worden. Iene, die den vorgenannten Culturkampf, entweder in der Ueberzeugung, daß er zur Aufrechthaltung des guten Rechtes und der Autorität des Staates unerläßlich sei, oder als grundsätzliche Gegner der katholischen Kirche mit Eifer betrieben, haben wohl mit Mißfallen bemerkt, daß auch in diesen Zeiten scharfer Gegensätze die Kaiserin Augusta nicht unterließ, katholischen Würdenträgern und Genossenschaften ihr persönliches Wohlwollen bei geeigneten Anlässen zu bezeugen. Uns scheint es nicht, als ob, wie ab und zu angenommen wurde, hier eine bewußte Opposition gegen die Politik der Regierung gezeigt werden sollte. Uns will vielmehr bedünken, daß die hohe Frau, welche — um mit Antigone zu sprechen — von der Empsindung beseelt sein mochte, daß es ihres Amtes sei, „mitzulieben, nicht mitzuhassen," gerne jede Gelegenheit ergriff, das zu betonen, was, trotz allen Haders, doch allen Bekenntnissen, allen Menschen guten Willens gemeinsam ist. Das alberne Gerücht, daß sie heimlich den katholischen Glauben bekenne, daß sie mit dem offenen Wechsel der Confession nur bis zum Tode ihres kaiserlichen Gemahles warte, ist ja längst widerlegt. Nein, Kaiserin Augusta war und blieb bis an ihr Lebensende eine treue Anhängerin des evangelischen Glaubens, wie sie es in den Schlußworten des von ihr selbst verfaßten Glaubensbekenntnisses bei ihrer Consirmation am 21. August 1827 zu Weimar feierlich gelobt hatte: „So halte ich mich denn fest an diesen christlichen Glauben, und indem ich alle menschlichen Satzungen von ihm entferne, bekenne ich mich ganz frei und aus völliger Ueberzeugung zur evangelisch-protestantischen Kirche." Diesem Gelöbnisse ist sie bis zum letzten Athemzuge treu geblieben. In einem von ganz besonders wohlunterrichteter Seite herrührenden Nachruf wird in dieser Beziehung gesagt: „In den Sonnentagen ihres Lebens, wie in den trüben Stunden körperlichen Leidens, des Schmerzes an dem Verlust heißgeliebter Angehörigen, der inneren Kämpfe, die Keinem erspart bleiben und das Herz und die Seele mächtig erschüttern, hat sie in dem Evangelischen Christenthum die niemals versagende Stütze gefunden, die Reichthiimer für ihr Handeln in ihrem ganzen Leben, das ein so reich gesegnetes geworden ist für sie, ihr ganzes Haus und das deutsche Volk."

Kehren wir von dieser Abschweifung, bei der wir die Erörterung von Vorgängen einer späteren Zeit vorweggenommen haben, zu dem mehrjährigen Aufenthalte der Prinzessin in Coblenz zurück, so ist dem schon Angeführten noch hinzuzufügen, wie sehr ihr Leben in den Rheinlanden auch durch die Pflege der Wissenschaften und Künste verschönert wurde und eine höhere Bedeutung empsing. Wie durch viele Ausflüge in die herrlichen Gegenden des Nheinlandes mit ihren landschaftlichen Reizen, mit dem romantischen Zauber ihrer Schlösser, ihrer alten Städte, ihrer malerischen Ruinen der vielseitigen Bildung der kunstsinnigen Dame reiche Anregung erwuchs, so liebte sie auch den Berkehr mit den hervorragenden Lehrern der Bonner Hochschule, mit den berühmten Meistern der Kunst, die in der Akademie von Düsseldorf ihren für die Entwickelnng der deutschen Malerei so bedeutungsvollen Mittelpunkt hatten. Von den Düsseldorfern erfreute sich die Prinzessin mit besonderer Vorliebe des anmuthigen Talentes von Kaspar Scheuren, der stets ein gern gesehener Gast in dem Coblenzer Residenzschlosse war.

Das Coblenzer Schloß war auch Zeuge eines hocherfreulichen Ereignisses für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, der Verlobung ihrer geliebten Tochter, der Prinzessin Luise mit dem Prinzregenten Friedrich von Baden. Wie schwer auch dem Multerherzen der Abschied von der einzigen Tochter fallen mußte, sie konnte mit vollem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft ihre Hand in die Hand des fürstlichen Bräutigams legen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften den hohen Eltern der Braut wohl bekannt waren. Nie wohl hat sich eine Boraussagung schöner und vollständiger erfüllt, als das Wort, mit welchem der Prinzregent dem badischen Lande seine Verlobung verkündigte: „Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, dessen bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen."

Fast um dieselbe Zeit warb Prinz Friedrich Wilhelm um die Hand der Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und des Prinzgemahls Albert. Längst verband enge Freundschaft, auf Gleichartigkeit der Weltanschauung beruhend, den Prinzen und die Prinzessin von Preußen mit den Eltern der jugendlichen Braut. Man weiß, daß der Ausenthalt des Prinzen Wilhelm in England viel dazu beitrug, ihn den liberalen Jdeen zugänglicher zu machen, die in dem von ihm so hoch geschätzten Prinzen Albert einen beredten Anwalt fanden; die Prinzessin, welche diesen Jdeen stets sympathischer gegenüberstand, fühlte sich durch die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Jnselreiches von jeher mächtig angezogen. Die bevorstehende Verbindung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Princeß Royal konnte daher auch ihr nicht anders als hocherwünscht sein, um so mehr, da sie aus der reinsten Neigung zweier edlen jugendlichen Herzen hervorging. Von der hohen Begabung, vön der feinen Bildung und dem festen Charakter ihrer künftigen Schwiegertochter durste die Prinzessin von Preußen dereinst eine verständnißvolle und thatkrästige Unterstützung auf den meisten Gebieten, denen sie ihr eifriges Interesse zuwandte, erwarten.

Nachdem in Berlin am 20. September 1856 die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem nunmehrigen Großherzog von Baden stattgefunden hatte, sollten auch bald der Prinz und die Prinzessin von Preußen den so lieb gewordenen Aufenthalt in Coblenz wieder mit Berlin vertauschen. Dorthin rief den Prinzen die schwere Pflicht, zunächst für den unheilbar erkrankten königlichen Bruder die Vertretung, vom 9. October 1858 an die Regentschaf? zu übernehmen. Die großen Sorgen und Aufregungen, welche die schwierige Regelung aller dabei in Betracht kommenden geschäftlichen und politischen Fragen, insbesondere die Notwendigkeit, den widerstrebenden Mitgliedern des Ministeriums entgegenzutreten, und die Bemühung, den kranken König zur Einwilligung zu vermögen, dem Prinzen auflud, theilte seine Gemahlin mit ihm in vollem Verständniß aller bestehenden Schwierigkeiten und Kämpfe. Als der Prinz ihr schrieb, daß nun 'endlich der entscheidende Schritt geschehen sei, schloß er seinen Brief mit der Bitte, daß sie für ihn und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten möge.

Noch eine kurze Spanne Zeit und König Friedrich Wilhelm lV. wurde durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Am 2. Ianuar 1861 bestieg König Wilhelm l. den Thron, Prinzessin Augusta ward Königin von Preußen.

Mit hohem Ernste erfaßte die Königin die neue, noch höhere Aufgabe, welche die königliche Würde ihr stellte. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, die hohe, bedeutsame Stellung, zu der sie durch Gottes Willen berufen war, zum Wohle ihres Volkes, zum Besten der Menschheit auszufüllen. Glänzende Feste, der großartige Prunk der Königskrönung, die erhöhten und vermehrten Verpflichtungen der Repräsentation konnten sie nicht abhalten, unausgesetzt weiterzuarbeiten an der eigenen Vervollkommnung, an der Befähigung, in noch ausgedehnterem Maße, wozu ihr nun auch noch reichere Mittel zur Verfügung standen, nach allen Seiten hin Segen zu bringen, Anregungen auszustreuen, Wohlthaten zu spenden.

Was Alles des Guten und Segensreichen im Stillen geschah, was die rechte Hand that, ohne daß es die linke erfuhr, entzieht sich der Ueberlieferung. In tausend dankbaren Herzen lebt das Gedächtniß daran fort, und es ist in das Buch des Lebens mit unauslöschlichen Buchstaben eingetragen. Bald aber sorgten die Ereignisse, die sich auf der großen Weltbühne abspielten, dafür, daß die hohen Gaben, die rastlose Hülfsbereitschaft, das echt königliche Herz dieser in ihrem ganzen und vollen Werth bislang erst in kleineren Kreisen erkannten edlen Frau der ganzen civilisirten Erde als glänzendes Muster weiblicher Tugenden vor Augen gestellt wurden.

Die von dem Geiste echter Humanität erfüllten Benlühungen der Miß Nightingal während des Krimkrieges, den epochemachenden Appell, den unter den Greueln des Schlachtfeldes von Solferino ein edler Menschenfreund, Henri Dunant, im Jnteresse der Verwundeten des eigenen und des feindlichen Heeres an die Civilisation Europas richtete, die Verhandlungen, welche zum Abschlusse der Genfer Convention führten und dies große Werk selbst, einen der Ruhmestitel, der unser Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit auszeichnen wird, hatte Königin Augusta mit der regsten Theilnahme verfolgt. Mit vollem Verständnisse für die großen Aufgaben, die auf diesem neu eröffneten Gebiete der christlichen Caritas zu erfüllen waren, mit klarer Einsicht der vorhandenen und in Aussicht stehenden Bedürfnisse und der Mittel, ihnen zu genügen, und mit dem festen Entschlusse, hier anregend, helfend, fördernd, schaffend einzutreten, bereitete die hohe Frau, angesichts der politischen Verhältnisse, die in nicht weiter Ferne auch für Deutschland blutige Kriege ankündigten, eine mit echt königlichem Sinne erfaßte, große, weitausgreifende Thätigkeit zunächst für Preußen vor.

Sie konnte auch hier an die Ueberlieferungen ihrer Hauses anknüpfen. Die Nothstände zur Zeit der Befreiungskriege zu lindern, hatte die Mutter der Königin Augusta, die Großherzogin Maria Paulowna, in ihrem Lande Vereinigungen edler Menschen in's Leben gerufen.

Der Ausbruch des Krieges gegen Dänemark wurde für die Königin das Zeichen, daß nun die Stunde gekommen sei, mit thatkräftiger Hand an's Werk zu gehen, an ein Werk, das von da an bis zu dem Tage, da ihr Auge im Tode brach, das eigenste Werk ihres Lebens sein und bleiben sollte."

Schon vorher hatten sich in Preußen, wie in den meisten anderen deutschen Staaten, auf Grund der Beschlüsse der Genfer Conferenz vom 26. October 1863 Vereine gebildet, welche die durch die internationalen Verabredungen, entsprechend den Grundsätzen der Genfer Convention, vorgeschriebene Hülfeleistung auf nationaler Basis zn organisiren und die Kriegsthätigkeit unter dem Banner des Rothen Kreuzes im Frieden vorzubereiten hatten. Am 6. Februar 1864 wurde als Vereinigungspunkt für die im Königreich Preußen bestehenden Vereine das preußische Centralcomitö zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger gegründet. Es war der hohen Protectorin dieser Vereinigung gegönnt, den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Gründung dieses Centralcomitös zu erleben und sich an dem Festakte, der diesem Jahrestage zu Ehren am 6. Februar 1889 gefeiert wurde, trotz ihrer leidenden Gesundheit persönlich betheiligen zu können. Ter Rückblick auf die segensreiche Thätigkeit dieser Vereinigung und deren Ausdehnung über ganz Deutschland war einer der erfreulichsten Momente in den letzten, von so schweren Prüfungen heimgesuchten Lebensjahren der fürstlichen Frau.

Schon im danischen Kriege erhielt der preußische Verein, der unter dem Zeichen des Rothen Kreuzes seine Werke der Barmherzigkeit übte, die Bluttaufe. Jn noch viel höherem Grade konnte er sich auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen des Krieges von 1866 als ein wichtiges Organ der die ofsiciellen Sanitätsanstalten der Armee ergänzenden freiwilligen Hülfsthätigkeit erproben und trotz mancher Mängel der Organisation, die da zu Tage traten, im großen Ganzen auch bewähren.

Der Krieg des Jahres 1866 legte, wie jeder Gattin und Mutter deutscher Krieger, auch der Königin Augusta schwere Pflichten, große Sorgen auf. Der König und der Kronprinz standen im Felde, und die Königin wußte, daß beide als echte Hohenzollern keiner Gefahr aus dem Wege gehen würden. Aber auch vor dem Ausbruche des Krieges hatte sie mit dem Könige die schweren Gewissenskämpfe, die mancherlei ernsten Bedenken getheilt, die dem Entschlusse, es auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen zu lassen, voraufgegangen waren. Jhr klarer Verstand, ihr scharfes politisches Urtheil konnte über die Nothwendigkeit, welche zu diesem Entschlusse geführt hatte, nicht im Zweifel sein. Aber ihr edles Herz zitterte bei dem Gedanken an die schweren Verluste, und wie hart wurde ihre Mutterliebe betroffen, da sie das Land, in welchem ihre Tochter ihre zweite Heimat gefunden, auf der Seite der Gegner Preußens stehen sah!

Aber in allen den Stürmen und Prüfungen dieser schweren Zeit fühlte Königin Augusta sich gefeit durch das Bewußtsein einer hohen Pflichterfüllung. Mit der bewundernswerthen Umsicht, mit der nie ermüdenden Thatkraft, die ihr in einem Grade wie wohl nur wenigen Frauen eigen waren, griff sie überall, wo es zu helfen galt, persönlich ein und gab damit für die weitesten Kreise die Anregung und die leitenden Gedanken zur Förderung und Umgestaltung dieses den Meisten, die ja gerne helfen wollten, noch ganz fremden Gebietes, auf welchem praktische Nächstenliebe und warme vaterländische Gesinnung zur Erreichung eines hohen Zieles einträchtig zu« sammenzuwirken berufen waren.

Die Wahrnehmungen, welche die Königin bei der reichen Entfaltung der Thätigkeit des neuentstandenen Vereinswesens machte, veranlaßten sie, sich selbst und den Frauen ihres Landes auch für friedliche Zeiten neue Aufgaben zu stellen, zu deren Lösung sie das geordnete Zusammenwirken Vieler in Anspruch zu nehmen gedachte. Noch im Jahre 1866 rief sie den Vaterländischen Frauenverein in's Leben, in dessen Verband sie ein lebenskräftiges Organ schuf, welchem, neben der Unterstützung des Landesoereins für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, die Hülfeleistung bei Nochständen aller Art, wie und wo solche unerwartet hervortreten, als Aufgabe zugewiesen wurde.

Das Vorgehen der Königin Augusta fand bald in den meisten deutschen Staaten Nachfolge, und überall traten die erlauchten Landesfürstinnen selbst cm die Spitze der neugegründeten oder auf Grund des in Berlin gegebenen

Nord und SNK. ISs. LS

Beispiels neubelebten Frauenvereine. Aber auch im Ausland blickte man mit Bewunderung und Ehrfurcht auf die mächtige Anregung, welche durch die persönliche Initiative der Königin die Hülfsthätigkeit unter dem Rothen Kreuze empsing. Als in den letzten Tagen des Monats August 1867 in Paris eine internationale Conferenz zur Berathung der allen Kulturvölkern gemeinsamen großen Ziele, zu denen die Genfer Convention den Jmpuls gegeben hatte, zusammentrat, waren unsere deutschen Landsleute, die derselben beiwohnten, hocherfreut und hochgeehrt, als sie sahen, mit welchen Sympathien die maßgebenden Persönlichkeiten des einladenden französischen Comites vom Rothen Kreuze und die aus allen Theilen der Welt dort zusanrmengeströmten Vertreter der Tendenzen, welche auch unter den Greueln des Krieges der Humanität einen wohlthätigen Einfluß einräumen wollten, die hervorragende und allenthalben zur Nacheiferung begeisternde Thätigkeit der Königin Augusta begrüßten und bewunderten.

Unmittelbar vorher hatten auf Veranlassung der Königin die Vorstände der deutschen Landesvereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger in Würzburg eine Berathung abgehalten, in welcher die Erfahrungen während des Krieges von 1866 ausgetauscht und ein Zusammenfassen aller von gleichen Absichten geleiteten deutschen Hülfsvereine erwogen wurde. Zwei Jahre später folgte, immer unter eifrigster Theilnahme der Königin an allen diesen Bestrebungen, die sie mit ihrem ganzen Einfluß begünstigte, eine auf festen Grundlagen aufgebaute dauernde Gesammtorganisation dieser deutschen Vereine auf einer'Conferenz, die im April 186^ zu Berlin stattfand. Wie durch die Schutz- und Trutzbündnifse das ganze deutsche Volk in Waffen für den Fall eines der Nation aufgedrängten Krieges zu einmüthigem Handeln verbunden war, so hatten jetzt auch die Vereine, welche sich für diesen Fall die Fürsorge für die Opfer des Krieges zur Aufgabe setzten, einen festen, wohlgegliederten Bund geschlossen, an dessen Spitze das Centralcomitö der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger trat.

Damit war die wichtige und segensreiche Organisation geschaffen, über welche noch während des deutsch-französischen Krieges König Wilhelm selbst die bedeutungsvollen Worte an seine Gemahlin schrieb: „Die deutsche Einheit ist durch das Centralcomitö der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte." Wie aber König Wilhelm der von allen Deutschen in dankbarer Verehrung bewunderte Gründer dieser politischen Einheit war, so war es Königin Augusta, der das deutsche Volk in erster Reihe den herzlichsten Dank darzubringen hatte für die Einigung auf dem Gebiete der werkthätigen Nächstenliebe.

Bald genug sollte an die neubegründete Vereinsorganisation die Aufgabe herantreten, sich in ernster und schwieriger Arbeit zu bewähren.

Wenn es den hülfsbereiten Kräften des ganzen deutschen Volkes gelungen ist, im Kriege von 1870—71 in großartiger und staunenswerther Weise die Sanitätsanstalten der Armee wirksam zu unterstützen und — wir führen abermals ein Wort des Königs Wilhelm an — „der Armee unter den schweren Mühsalen des Krieges Freudigkeit und Kraft zu erhalten", so war dies zunächst der vortrefflichen Organisation der Hülfsvereine und damit den in ihr zur Verwirklichung gelangenden Jdeen der Königin Augusta zu danken.

Für die hohe Frau begann nun, nachdem sie aus Coblenz, wo sie während der Sommermonate zu verweilen pflegte, am 20. Juli 1870 nach Berlin zurückgekehrt war, eine Zeit rastloser, alle Aufgaben, welche an die oberste Leitung des Vereinswesens herantraten, mit vollstem Verständniß umfassender Thätigkeit. Man muß das Glück gehabt haben, die Königin selbst in dieser Thätigkeit, für die sie ihre ganze Kraft einsetzte, zu beobachten, um die volle Bedeutung zu ermessen, welche ihrem persönlichen Eingreifen in das gewaltige Getriebe, das sich an dem Sitze der Centralleitung entwickelte, zukommt. Sie wohnte allen Sitzungen des Centralcomitös bei, sie nahm an allen Berathungen desselben den regsten Antheil, ihr sicheres Urtheil, ihre großartigen Anschauungen, ihr weiter Blick, ihre vornehme Unbefangenheit, der Zauber ihrer Persönlichkeit, die Macht ihrer Rede, die Opferwilligkeit, die sie selbst nach allen Richtungen im größten Umfang bewährte — das Alles stellte sie nicht nur, weil sie die Königin, sondern weil sie die Meisterin auf diesem ganzen so verwickelten Verwaltungsgebiete war, in der That an die Spitze der gesammten Wirksamkeit, welche das Centralcomitö in allen Theilen Deutschlands, wie auf dem Kriegsschauplatze entfaltete. Ueberall wußte sie Bescheid, überall fand sie Mittel und Wege, Schwierigkeiten zu beseitigen, neue Hülfsquellen zu eröffnen, die Thatkraft der zahlreichen unter ihren Augen wirkenden Personen, wenn sie je einmal zu erlahmen drohte, neu zu beleben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ihr ganzes Denken und Trachten der großen Sache des Rothen Kreuzes gewidmet. Jn Berlin besuchte sie alle Lazarethe, spendete den Verwundeten und Kranken Trost, traf persönlich Anordnungen zur Verbesserung der Pflege, zur Erleichterung der Leidenden. Auch vor dem größten Elend, vor dem widerlichen Anblick schwerster Verwundungen, vor dem Jammern und Stöhnen Sterbender wich sie nicht zurück. Mit besonderem Jnteresse verweilte sie bei den Veranstaltungen zum Transporte der Verwundeten und Kranken. Auf diesem Gebiete hatten die-Süddeutschen, namentlich die Württemberger, besonders zweckmäßige Einrichtungen in ihren Sanitätszügen getroffen. Wenn ein solcher Zug nach Berlin kam, erschien die hohe Frau selbst auf den Bahnhösen, besichtigte die Wagen, erkundigte sich bei den Jnsassen nach ihren Wahrnehmungen auf dem Transport, zeichnete Führer, Aerzte, Krankenpflegerund Pflegerinnen in huldvoller Weise aus.

Jhrem mitleidsvollen Herzen standen alle Opfer des Krieges gleich nahe. Nicht nur weil es die Bestimmungen der Genfer Convention vorschrieben, sondern weil ihr von echter Humanität und wahrhaft lebendigem Christenthum geleitetes Gefühl es gar nicht anders konnte, sah sie in den Verwundeten und Kranken nur leidende Menschen, nicht Angehörige dieser oder jener Nation. Hätte sie aber je einen Unterschied machen müssen, so hätte sie zu Gunsten des besiegten Feindes entschieden, von dem sie empfand, daß außer den Qualen der Wunde auch noch der Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes ihn besonderen Mitgefühls bedürftig machte. Wie dies einer der Pioniere der Sache des Rothen Kreuzes, Baron Mundv in Wien, jüngst hinsichtlich der österreichischen Verwundeten von 186ö rühmend und dankbar hervorhob, ist auch von Seiten unbefangener Franzosen mehr als einmal bekannt worden, welchen Dank ihre in deutschen Lazarethen verpflegten Landsleute der hohen Frau schuldeten. Wenn ihr ein wohlgemeinter, aber in dieser Sache durchaus unberechtigter Chauvinismus deutscher Patrioten hierüber etwa einmal einen Vorwurf machen wollte, so war sie in dem Gefühle, daß sie stets das Rechte that, über derlei Bemängelungen, denen sie wohl nicht einmal Beachtung schenkte, erhaben. Für die große Zahl ihrer aufrichtigen Verehrer war es aber doch eine Genugthuung, als zu einer Zeit, da der Gegensatz nicht nur der Völker, sondern auch des ofsiciellen Deutschland und des officiellen Frankreich noch schärfer als heute sich in allen Beziehungen der Angehörigen beider Nationen geltend machte, bei der zu Genf im Jahre 1884 abgehaltenen internationalen Conferenz der Vereine vom Rothen Kreuz, der Vertreter Frankreichs, der ehrwürdige greise Graf Sörurier, als nächsten Conferenzort Karlsruhe vorschlug, um durch die Wahl der Residenz ihrer ebenbürtigen Tochter, der Großherzogin von Baden, zugleich die Tugenden und Verdienste der erlauchten Mutter zu ehren.

Lernte während des großen Krieges das ganze deutsche Volk, auch in jenen Kreisen, in welche früher kaum die Kunde der hohen Bedeutung, der großen seltenen Vorzüge der Königin Augusta gedrungen war, die hohe fürstliche Frau ehren und bewundern als die treue Landesmutter, als die unermüdliche Trösterin der Betrübten, als die kundige Pflegerin der Kranken, so wurde nun ihr Name auch mit den großen politischen Ereignissen der Gegenwart in dauernde Verbindung gesetzt durch die alle Deutschen vom Fels zum Meer elektrisirenden Siegesnachrichten, welche König Wilhelm vom Kriegsschauplatze an seine erhabene Gemahlin richtete. Die Liebe und Verehrung des ritterlichen erlauchten Herr n hat dafür Sorge getragen, daß in den Büchern der Weltgeschichte mit dem Namen Wilhelm auch der Name Augusta in unauslöschlichen Lettern verewigt ist, wo sie die Heldenthaten von Wörth und Gravelotte, von Sedan und Paris den Nachkommen überliefern.

Die Stellung des Königs, des Kronprinzen, anderer Mitglieder des Herrscherhauses zu der Kaiserfrage ist neuerdings mehrfach erörtert worden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir Königin Augusta auf jener Seite suchen, welche der Ansicht war, daß das deutsche Volk ein Anrecht auf die Erneuerung des Kaiserthums habe, daß die Wiedergeburt der Nation zu neuem staatlichen Dasein dieses äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit von Nord und Süd, des engen Bundes zwischen Preußen und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten bedürfe. Sie war nicht zur Seite ihres hohen Gemahls, wie an jenem stolzen Tage zu Königsberg, da er ihr selbst die Krone auf's Haupt setzte. Aber im Geiste war sie mit ihm vereinigt in dem unvergleichlich großen Augenblick, da dem siegreichen Feldherrn die Huldigung der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes in Waffen in der 8äUe ck«8 Alaoe8 in Versailles die Kaiserkrone darbot. Und dann kam noch ein großer, für's Leben unvergeßlicher Tag, der 16. Juni 1871, als mit dem Kaiser, den Prinzen des Hauses, den ruhmgekrönten Feldherrn Kaiserin Augusta an der Spitze der siegreichen Truppen in Berlin einzog, am Schlusse eines Krieges, der Preußen die Stellung in Deutschland, der dem von Wihelm l. gegründeten deutschen Reiche die Stellung in der Welt anwies, die sie mit so vielen deutschen Patrioten seit Jahren ersehnt, aber selbst zu erleben wohl kaum mehr gehofft hatte.

Neue große Aufgaben waren der Kaiserin Augusta gestellt. Für den ihr so theueren Vaterländischen Frauenverein erreichte sie, ähnlich wie für die Landesvereine vom Rothen Kreuz, aus einer Conferenz zu Würzburg

die Bildung eines Verbandes, der alle deutschen Frauenvereine umsaßt und 1878 durch Errichtung eines ständigen Ausschusses eine Kräftigung seiner Wirksamkeit, insbesondere in außerordentlichen Nothstnnden, erfuhr. Mehr war für das Centralcomit<, der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger zu erstreben. Die großen, vom Kaiser selbst in huldvollen Worten anerkannten Verdienste dieser Vereine konnten nicht bewirken, daß ihnen in den auf die freiwillige Krankenpflege bezüglichen Abschnitten der im Jahre 1878 erlassenen neuen Kriegssanitätsordnung die Stellung eingeräumt wurde, die sie nach ihrer Neberzeuguilg zu einer ausreichenden Bethätigung ihres Wirkens bedürfen, wenn sie in der That den ofsiciellen Sanitntsanstalten der Armee in dem gewünschten und auch durchaus nothwendigen Umfange Hülfe leisten sollen. Diese Zurücksetzung der Hülfsvereine wurde in den betheiligten Kreisen um so schmerzlicher empfunden, als nicht nur in Oesterreich und Frankreich den dortigen Vereinen vom Rothen Kreuz, sondern auch im Deutschen Reiche selbst, in Bayern in Folge des für diesen Staat geltenden Reservatrechtes, dem er die selbständige Regelung seiner Armeeverhältnisse verdankt, dem dortigen Landesverein alle die Rechte, welche das Centralcomit^ in Berlin vergebens anstrebte, ja noch mehr, eingeräumt waren. Die Bemühungen des Centralcomiws, die darauf abzielten, den Landesvereinen eine würdigere und damit auch noch mehr Erfolg versprechende Stellung zu gewinnen, fanden in der Kaiserin Augusta die mächtigste Fürsprecherin. Dem Kaiser selbst, dem Kriegsminister, dem kaiserlichen Commissar und Militärinspecteur, dem Herrenmeister des Iohanniterordens wurden im Auftrage der Kaiserin die Gesichtspunkte dargelegt, nach welchen die Wirksamkeit der Vereine vom Rothen Kreuz im Kriegsfalle zu regeln und daher schon im Frieden festzustellen wären. Und auch den ganzen Einfluß persönlicher Ueberredung bot die Kaiserin auf, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn nun endlich in dem noch von dem hochseligen Kaiser Wilhelm im September 1887 genehmigten Organisationsplan der freiwilligen Krankenpflege wenigstens in der Hauptsache den Wünschen der.Vereine vom Rothen Kreuz entsprochen ist, so hat der große Kreis von hülfsbereiten Personen, der dabei interessirt ist, mit ihm aber auch die Armee, der ihre Thätigkeit zu Gute kommen wird, dies der hohen Einsicht und der unermüdlichen Ausdauer der Kaiserin Augusta zu verdanken.

Aber damit ist die Reihe der großen, unvergänglichen Verdienste der Kaiserin auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege keineswegs abgeschlossen. Für die Ausbildung von Krankenpflegerinnen gab sie nicht nur den Frauenvereinen eifrige und sachkundige Anregung, sie beschloß, unter ihren eignen Augen eine Musteranstalt zu diesem Zwecke zu errichten. Aus solchen Beweggründen unternahm sie die Gründung des Kaiserin AugustaHospitals in Berlin, das von der Zeit seiner Einweihung an sich der ganz besonderen Fürsorge der Kaiserin zu erfreuen hatte. Mit reichen Mitteln unterstützte sie selbst die Anstalt, die bald als das beste Vorbild für ähnliche Anlagen gelten durfte, llnd ihr ganzer Einfluß war thätig, dem Hospital, das ihr so sehr am Herzen lag, in allen Kreisen Freunde und Gönner zu gewinnen. Keine größere Freude konnten der Kaiserin Personen, die mit Glücksgütern gesegnet waren, bereiten, als wenn sie dem Augusta ° Hospital reiche Gaben zuwandten. Wenn die Kaiserin sich in Berlin aufhielt, war das Angusta-Hospital eines der am häusigsten aufgesuchten Ziele ihrer Ausfahrten. In der durch ihre Freigebigkeit reizend ausgeschmückten Kapelle des Hospitals liebte sie dem sonntäglichen Gottesdienste beizuwohnen; hier verkehrte sie unter den ihr vertrauten Krankenschwestern und in der Mitte der ihrer Pflege übergebenen Kranken wie in einem Familienkreise. In diesem Hause hat sie wohl in den letzten schweren Iahren ihres Lebens die glücklichsten Stunden zugebracht.

Eine besondere Förderung ließ die Kaiserin der freiwilligen Krankenpflege durch bedeutende Zuwendungen angedeihen, welche sie in die Fonn von Preisaufgaben kleidete, indem sie namhafte Summen zur Verfügung stellte, um hervorragende Leistungen auf diesem Gebiete zu belohnen. So wurden Preise ausgeschrieben für die Abfassung von Werken über die Kriegschirurgie und über die Genfer Convention, sowie eines Handbuches der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit, für die Herstellung transportabler Lazarethbaracken, für die vollständige Ausstattung und Einrichtung eines Lazarethes u. dgl. Indem sie die nähere Feststellung der Preisausschreiben dem CentralcomitS oder den internationalen Conferenzen überließ, gab sie diesen zugleich Gelegenheit, derartige wichtige Fragen eingehend zu studiren und begünstigte sie sehr wesentliche Fortschritte in der hierbei in Betracht kommenden Technik. Die Kaiserin nahm persönlich an diesen Dingen das lebhafteste Interesse, ließ sich über die einschlägigen Verhältnisse, über die eingelaufenen Arbeiten, über die getroffenen Entscheidungen genauen Bericht erstatten. Auch die jährlich in Berlin zusammentretende Versammlung der bedeutendsten Chirurgen Deutschlands veranlaßte sie vor einigen Iahren durch Aussetzung eines Preises der Frage näher zu treten, wie die so viele Opfer fordernde Diphtheritis am wirksamsten bekämpft werden könne.

Der durch das internationale ComitS vom Rothen Kreuz erfolgreich vermittelte Zusammenhang der Vereine, die unter diesem Banner nach und nach in allen Ländern des Erdballs entstanden, gereichte ihrem Geiste und Herzen zur größten Genugthuung. Sie bot Alles auf, um den Geist der Zusammengehörigkeit innerhalb dieser, unter sich so verschiedenen und doch alle das gleiche Ziel anstrebenden Vereinigungen zu stärken. Man darf wohl sagen, daß in diesem Sinne das Ableben der Kaiserin Augusta ein schwerer Verlust für die ganze Menschheit ist. Es ist gewiß eine höchst ehrenvolle Huldigung, welche von dem hochverdienten Central-ComitS in Genf ihren Manen dargebracht wird, daß dieses, um das Andenken der Kaiserin zu ehren und um gleichzeitig, soweit dies möglich ist, die Unterstützung zu ersetzen, welche sie in der früher erwähnten Weise der Sache des Nothen Kreuzes angedeihen ließ, allen Vereinen der Erde die Gründung eines internationalen „Augusta-Fonds" vorschlägt.

Wie der freiwilligen Krankenpflege wendete die Kaiserin auch allen anderen Werken der Nächstenliebe ihr eifriges Augenwerk zu und unterstützte sie, wo sie konnte. Der Verein Berliner Volksküchen hatte an ihr seine größte Gönnerin. Diese gemeinnützigen Anstalten liebte sie persönlich zu besuchen und sich von deren wohlthätigem Wirken selbst zu überzeugen. Ebenso nahm sie den lebhaftesten Antheil an den in Berlin errichteten Asylen für Obdachlose, wie an den in verschiedenen Theilen der Großstadt errichteten Sanitntswachen. Ueberhaupt beschäftigte sie sich eingehend und mit tiefem Verständniß mit den socialen Fragen, die in unserer Zeit die Aufmerksamkeit so lebhaft auf sich lenken. Die großen Probleme, deren Lösung die berühmte Botschaft ihres kaiserlichen Gemahls der Vertretung der Nation zur Pflicht machte, nahmen ihren so vielseitig thätigen Geist unausgesetzt in Anspruch. Gerade vor einem Jahre, als der Verfasser dieser Zeilen zum letzten Male das Glück hatte, von der erlauchten Frau empfangen zu werden, bildete die Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen, die Mittel und Wege, auf denen bei der unausgesetzt im gewaltigsten Umfang sich mehrenden Vergrößerung der Bevölkerung der Reichshauptstadt, den in entsprechendem Maßstabe wachsenden Nochständen gesteuert werden könne, den Gegenstand des, wie immer, höchst interessanten Gespräches, das sie trotz ihrer großen Körperschwäche, mit lebhaftem Eifer führte. Mit schönen Worten hat sie der Verpflichtung, die sie stets für sich selbst empfand, an die Spitze aller Bestrebungen zu treten, die der Linderung von Noth und Elend gewidmet waren, nach dem unseligen Attentat auf den Kaiser in einem Schreiben an den Vorstand des Vaterländischen Frauenvereines Ausdruck verliehen: „Die tiefe Bewegung" — heißt es da — „von der das deutsche Volk ergriffen ist, fordert uns auf, das uns angewiesene Gebiet, nämlich die Familie, die Erziehung, das häusliche Leben, die Ausübung der Barmherzigkeit in allen Kreisen der Nation mit dem Ernst zu pflegen, welcher den Gefahren ent' spricht. Ueber alle hemmenden Verschiedenheiten und Gegensätze hinweg ist unsere gemeinsame Aufgabe, die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen und allen Nothleidenden zu helfen."

Solche Nothstände fand sie aber nicht nur da, wo die drückendste Armuth nach Almosen ruft, sie erkannte sie auch in höheren Kreisen, wo der Mangel an genügenden Mitteln zur Ausbildung und damit zur Erwerbsfähigkeit oft noch peinlicher empfunden wird. Von solchen Erwägungen ausgehend, schuf Kaiserin Augusta für die Töchter gefallener Ofsiziere eine Heimat in dem Kaiserin Augusta-Stift zu Charlottenburg. Wie bei ihren lieben Kranken im Augusta-Hospital brachte sie auch gern manche Stunde im Kreise der dankbaren Zöglinge dieses Stiftes m.

Aber auch die höhere Bildimg der Nation lag ihr am Herzen. Die „Tochter Weimars" nahm bis in das höchste Alter das lebhafteste Jnteresse an allen namhaften Erscheinungen der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, über die sie stets in zutreffendster Weise urtheilte. Sie selbst sprach und schrieb vortrefflich. Die englische und französische Sprache beherrschte sie mit der gleicher Meisterschaft wie ihre Muttersprache. Oft hat man Franzosen und Engländer sich mit Begeisterung über ihre Conversation äußern hören, in der sie es verstand, jedem in seiner Sprache das zu sagen, wovon sie annehmen konnte, daß es nach seiner Jndividualität für ihn von besonderem Jnteresse sei. Aber sie verstand ebenso gut zuzuhören, und ihr scharfer, wenn man so sagen darf, männlicher Verstand, wußte stets das Gespräch so zu lenken, daß dem Angeredeten wie von selbst die Aufgabe zusiel, das zu erörtern, worüber er etwas Neues, Charakteristisches, Belehrendes vorzubringen wußte. Es ist noch in Aller Erinnerung, mit welchem Entzücken sich Ferdinand von Lesseps nach seinem Besuche in Berlin im Jahre 1887 über die Unterredungen mit der Kaiserin äußerte, deren Geist, Kenntnisse und Gesinnungen er das höchste Lob zu spenden nicht müde wurde.

Die Repräsentation des Hofes konnte in keine besseren Hände gelegt werden, als in jene der Kaiserin Augusta. Eine wahrhaft königliche Gestalt, mit dem beherrschenden majestätischen Blick, den ihr glänzendes Auge bis in die letzte Zeit ihres Lebens nicht verlor, stand sie ebenbürtig neben der hohen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt Kaiser Wilhelms. War ihr die Theilnahme an den großen Hoffesten eine der Verpflichtungen ihrer hohen Stellung, denen sie, auch wo sie ihr Opfer und Lasten auferlegten, stets in königlicher Haltung gehorchte, so bereitete es ihr große Freude, einen kleineren Kreis um sich zu versammeln, in den sie alle Personen heranzog, die durch ihre hohe Stellung oder ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst Anspruch aus ihre Beachtung besaßen. Es galt in der Berliner Gesellschaft als die größte Auszeichnung, zu den Donnerstag-Soiröen der Kaiserin geladen zu werden. An diesen Abenden war es hauptsächlich die Musik, welche den Mittelpunkt der geselligen Veranstaltung bildete. Die Kaiserin liebte vorzüglich die feinen und graziösen Weisen der französischen und italienischen Musik und sie hatle den Muth, der Mode und den Vorurtheilen zu trotzen und sich stets offen zu ihren alten Lieblingen zu bekennen.

Noch intimer und von der Kaiserin mit ganz besonderer Vorliebe behandelt waren ihre Theeabende, an denen sie in erster Reihe die „Ritter vom Geiste" um sich zu versammeln pflegte. Hier suchte sie sich im Verkehre mit den Koryphäen der Wissenschaft auf allen den Gebieten zu orientiren, die neuerdings durch Ersindungen und Entdeckungen und die unaufhaltsamen Fortschritte der Technik eine völlige Umwandlung erfahren haben, mit welcher scharfen Auffassung, mit welch geistvollem Eindringen in den Zusammenhang der Dinge, hat erst kürzlich Herr von Stephan in einer höchst interessanten Ausführung dargethan.

Im großen Ganzen verlief das Leben der Kaiserin Angusta in eben so regelmäßigen Bahnen, wie das ihres kaiserlichen Gemahls. Wenn die ersten Boten des Frühlings sich bemerkbar machten, suchte sie das ihr vor vielen anderen Gegenden liebgewordene anmuthige Thal der Oosbach auf, wo sie in Baden-Baden die Reize der erwachenden Natur und das Glück des Umgangs mit ihrer geliebten Tochter, der Großherzogin von Baden, und deren hoher Familie genoß. Dann folgte eine Etappe in dem von früheren Zeiten in bester Erinnerung stehenden Coblenz, von wo die Kaiserin sich nach Babelsberg begab, um dem Kaiser, der dann von seinen Badereisen zurückgekehrt war, zur Seite zu stehen, den sie auch gewöhnlich, wenn ihre Gesundheit es zuließ, zu den großen Manövern begleitete. Im Herbste wurde wieder ein Aufenthalt in Baden-Baden genommen, wo am 30. September, dem Geburtstage der Kaiserin, ihre ganze Familie sich um die hohe Frau zu versammeln pflegte. Die Reisesaison wurde regelmäßig in Coblenz abgeschlossen, wo sich der Aufenthalt der Kaiserin meistens bis in den December ausdehnte. In früherer Zeit hatte es für die Kaiserin einen besonderen Reiz geboten, im strengsten Jncognito nach beliebten Punkten der Schweiz und Oberitaliens kurze Ausflüge zu unternehmen. Jn den letzten Jahren war sie genöthigt, diesen Freuden zu entsagen und dafür zwischen dem Aufenthalt an ihren üblichen Sommerstationen, wo sie nicht nur für ihre Gesundheit sorgte, sondern stch auch nnt einer nach dem Charakter dieser Orte gearteten regen Geselligkeit umgab, die Bäder in Homburg und Schlangenbad aufzusuchen.

Denn der Körper, in dem diese starke, lebenskräftige, nie erschlaffende Seele lebte, war den Anstrengungen, die ihm die Kaiserin zumuthete, auf die Dauer nicht gewachsen. Schon seit mehreren Jahren leidend, mußte sich Kaiserin Augusta im Juni 1881 in Coblenz einer Operation unterziehen, welche ihr theures Leben erhielt. Aber die früheren Krärte kehrten nicht wieder. Jm Schlosse zu Babelsberg that sie einen unglücklichen Fall; von da an vermochte sie nur noch mit größter Mühe zu gehen. Während ihrer letzten Lebensjahre mußte sie im Rollstuhl gefahren werden. Es wird wohl nur ihren Leibärzten, nur den Personen ihrer engsten Umgebung und Bedienung im ganzen Umfange bekannt sein, welche körperlichen Leiden, Schmerzen, Unbequemlichkeiten die Kaiserin zu ertragen hatte. Wenn man ab und zu von solchen Personen ein Wort über den Zustand der hohen Frau erlauschte, so waren es nur Ausdrücke der höchsten Bewunderung über den Muth, die Ausdauer, die Standhaftigkeit, die Selbstbeherrschung, mit der sie ihre Leiden ertrug, über die seltene geistige und sittliche Größe, mit der sie immer Herr blieb über all das schwere Ungemach, das ihr beschieden war.

Hart gegen sich selbst, zögerte sie, als verruchte Mörderhand am 2. Juni 1878 der geheiligten Person des ehrwürdigen greisen Kaisers schwere Wunden schlug, keinen Augenblick, ihre Cur in Baden zu unterbrechen und mit ihrer Tochter an das Schmerzenslager des geliebten Gatten zu eilen. Als im Herbst 1881 der Großherzog von Baden gefährlich erkrankt war und in einer Nacht er selbst und seine Umgebung die Auflösung nahe glaubten, da ließ sich die kaum genesene Kaiserin in der Mitternachtstunde in das Schloß zu Baden herauffahren, um mit ihrem starken Geiste und warmen Herzen in dieser durch Gottes Gnade dann zum lauten gelenkten Prüfungsstunde.den Jhrigen nal^e zu sein.

Jhrer Familie war sie mit der größten Liebe und Treue ergeben. Den greisen kaiserlichen Herrn umgab sie mit den aufmerksamsten Rücksichten auf jeden Wunsch, wie sie eben nur treue Liebe ersinnen kann. Für diese hatte sie die feinste Hand, denn nur unmerklich durfte um den erlauchten Herrn veranstaltet werden, was er. hätte er es wahrgenommen, in seinem schlichten, anspruchslosen Wesen abgewehrt haben würde. Voll der wohlwollendsten Gesinnungen und der zartesten Aufmerksamkeiten war Kaiserin August» aber auch für ihre Umgebung, für ihre Dienerschaft, für alle Personen, denen sie ihre Huld schenkte, rührend dankbar für jede Aufmerksamkeit, die ihr erwiesen wurde, unerschütterlich treu in Gnaden denen zugethan, die sie als treu und zuverlässig erkannt und erprobt hatte.

Daß eine fürstliche Frau im Besitze dieser bedeutenden Eigenschaften, nach Erwerbung so großer und bleibender Verdienste nicht eigentlich populär war, könnte Wunder nehmen, wenn man sich nicht vergegenwärtigen wollte, in welch eigenartiger Weise Volksgunst erworben und verloren wird. Die ganze Eigenart der Kaiserin Augusta war nicht für das Verständniß der großen Massen angelegt. Von ihren nach Umfang und Werth gleich bedeutenden Leistungen auf den von uns erwähnten Gebieten drang doch, so groß die Zahl derer war, welchen aus diesen Leistungen die größten Wohlthaten erflossen, die Kunde nur in die engeren Kreise der dem Vereinsleben angehörenden Persönlichkeiten. Jndeß darf man doch sagen, daß in den letzten Jahren die hohe Werthschätzung der Kaiserin Augusta immer mehr zunahm, daß insbesondere auch in Berlin selbst immer weitere Kreise sich von der hohen Bedeutung dieser seltenen Frau, von dem unerschöpflichen Schatze ihrer Güte und Menschenliebe überzeugten.

Großes zu erleben war der Kaiserin Augusta gegönnt. Daß sie die Lebensgefährtin eines Fürsten war, dessen schlichte menschliche Größe kaum noch zu übertreffen war durch die Größe seiner Verdienste um das Vaterland und das Königshaus, dies würdigte die Kaiserin in demüthigem Dank gegen Gott als das hohe Glück ihres Daseins. Sie sah sich umgeben von einer Familie, die liebevoll und in treuer Verehrung zu ihr aufblickte; in ihrem Sohne sah sie der Nation den großen Kriegshelden erstehen, dessen hinreißende Persönlichkeit so gewaltig zur inneren Einigung des Vaterlandes beitrug; in ihrer Tochter erblickte sie eine echt deutsche Frau, die, ihr geistesverwandt, erfolgreich mitstrebte auf den gleichen Bahnen, welche ihr selbst als die Jdeale der Thätigkeit einer Fürstin vorgeschwebt haben; ihre Enkel sah sie heranblühen als die Hoffnung des deutschen Volkes; noch war es ihr gegönnt, die segnende Hand auf die Häupter einer Reihe von Urenkeln zu legen. Sie durfte das vielleicht auf dem Throne noch seltener als in der Hütte gefeierte Fest der goldenen Hochzeit begehen und auch bei diesem Anlaß an der Seite des Kaisers die Huldigungen aus allen Kreisen des deutschen Volkes, aus allen Theilen der civilisirten Welt empfangen. Abgesehen von ihren mit größter Sündhaftigkeit und christlicher Ergebung ertragenen körperlichen Leiden, die wohl eine längere Reihe von Jahren hindurch ihr jede volle und reine Lebensfreude schmälerten, ist der Kaiserin Augusta erst in hohem Alter der Leidenskelch dargereicht worden; dann aber hat sie ihn allerdings bis auf die Neige leeren müssen. Der Tod ihres hoffnungsvollen Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, dessen Begabung und Jugendfrische ihre ganz besondere Neignng besaß, das bald darauf erfolgende Ableben des Kaisers Wilhelm, die unheilbare Krankheit und der Tod des Kaisers Friedrich — das waren schwere Schicksalsschläge, und in ihrer raschen Aufeinanderfolge lag eine Härte des Geschickes, wie sie doch verhältnißmäßig selten über eine Familie verhängt ist. Tief erschüttert und niedergebeugt, murrte die fromme Dulderin doch keinen Augenblick wider die unerforschlichen Rathschläge der Vorsehung. Das biblische Wort, das sie gern den Jhrigen als Wahlspruch anempfahl, das sie da und dort als mahnende Jnschrift hatte anbringen lassen:

sSeid fröhlich in Hoffnung,
Geduldig in Trübsal,
Haltet an am Gebet!"

hatte sie in diesen Tagen tiefsten Kummers, den sie mit ihrer treuen und gleichgesinnten Tochter, der schwergeprüften Großherzogin von Baden theilte, stets als ein Wort des Lebens, eine Quelle des Trostes vor Augen.

Noch lebte sie nach dem Tage, an dem sie den Sarg des großen und guten Kaisers an ihrem nun halb verwaisten Palaste vorbei seiner letzten irdischen Ruhestätte hatte entgegenbringen sehen, gleichsam als die Priesterin dieses Rationalheiligthums, dieses fürstlichen Hauses, dessen Mauern so hohe Erinnerungen bargen, zwei Jahre weniger zwei Monate. Ein Leben, das dem Andenken an den Dahingegangenen, der Liebe für die Jhrigen, der Sorge für ihre guten Werke gewidmet war. Rührend war die Liebe der königlichen Familie, die sie umgab, rührend vor Allem die zärtliche und kindliche Ergebenheit, welche unseres jetzt regierenden Kaisers Majestät der greisen Großmutter bei jeder Begegnung erwies. Ein milder, liebevoller Zug verklärte in solchen Augenblicken die ernsten Gesichtszüge des kaiserlichen Enkels.

Noch im letzten Lebensjahre wurde die regelmäßige Reihenfolge der Sommerreisen eingehalten. Jm Spätherbst 1889 nach Berlin zurückgekehrt, nahm die Kaiserin ihre gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Zu Weihnachten hatte sie die Freude, ihre badischen Kinder bei sich zu sehen und ihnen in gewohnter Weise aufbauen zu lassen. Nach Neujahr vereinigte sie, wie dies des Kaisers Sitte gewesen war, die Paladine Kaiser Wilhelms bei sich zur Tafel. Als lMe ihr eine Ahnung gesagt, daß dies das letzte Mal sei, sprach sie dem greisen Feldmarschall Grafen Moltke noch einmal den Dank aus für Alles, was er ihrem verewigten kaiserlichen Gemahl im Leben gewesen.

Am nämlichen Abend noch übersiel sie die tückische Krankheit, welche um die Jahreswende die Welt durchzog. Den Fieberschauern, die sie ergriffen, war der gebrechliche Körper nicht gewachsen. Am 7. Januar 1890 Nachmittags, 20 Minuten nach 4 Uhr, ist Kaiserin Augusta sanft entschlafen.

Nun ruht sie, die so rastlos und nie ermüdend thätig war, im Mausoleum zu Charlottenburg zur Seite des großen Kaisers, neben König Friedrich Wilhelm lIl. und Königin Luise. Nicht wie diese wurde sie in der Blüthe der Jugend und Schönheit der Welt entrückt, um in idealer Gestalt fortzuleben in der Erinnerung der Nation. Die anmuthige Prinzessin von Weimar, die jugendschöne Gemahlin des Prinzen Wilhelm, wie wir sie in Blidern aus den 1830 er Jahren vor uns sehen, haben nur Wenige der jetzt Lebenden noch gekannt. Unser Geschlecht, besonders die größte Zahl jener, die während des letzten Jahrzehnts der hohen Protectorin der Vereine vom Rothen Kreuz in der Mitarbeit an den großen Werken der Humanität, denen ihr ganzes Denken und Fühlen gehörte, näher treten durften, hat die Kaiserin Augusta nur gekannt, als sie von schweren Leiden gebeugt war, als nur noch der wunderbare Glanz ihres geistvollen Auges die Schönheit verrieth, von welcher die Zeitgenossen ihrer Jugend begeistert erzählten.

Aber wie berichtet wird, daß im Tode das verklärte, in seliger Ruhe wieder verjüngte Antlitz der entschlafenen Kaiserin die Züge der schönen fürstlichen Frau von ehemals zeigte, so wird wohl auch die Hand des Künstlers für den Sarkophag der verewigten Fürstin eine idealisirte Gestalt schaffen, die neben jener des Kaisers Wilhelm und seiner unvergeßlichen Eltern zu den kostbarsten Besitzthümern des deutschen Volkes zählen wird.

Aber noch dauernder als das Marmorbild, das wir werden bewundern dürfen, wird in der Erinnerung der Nation fortleben, was ihr reicher Geist, was ihr edles Herz geschaffen. Denn so lange die deutsche Nation an ihren Jdealen festhalten wird, hoffentlich bis in die fernsten Zeiten, wird unvergessen bleiben der Name, das Verdienst, das Beispiel der edelsten deutschen Frau, der Gemahlin unseres großen Kaisers Wilhelm, der Kaiserin Augusta.

Dichtungen.

von

EttuS Ullrich/)

— Berlin. —
I,

Der Pfad ist steil und athemraubend , . . Halt
Noch einmal! Halt und Kehrt! .... Noch einen Blick
Zurück, und nieder über Alm und Wald: —

vort drunten glänzt vom 5ee ein blankes Stück
Und jenseits rundet sich, goldduftbesonnt,
Der alten Berge mächt'ger Horizont:
Es ist, als hielten Majestät und Milde
Sich hold umarmt ob diesem kandschaftsbilde.

Hier wahrlich wär's ein kabsal, wie ein Baum
Einwurzeln ganz in diese Erdenveste,
Und gierig selig strecken hundert Aestc
Und Zweige in den schrankenlosen Raum,

*) Titus Ullrich hat seit seiner gröberen lyrisch-epischen Dichtung „Das Hohe Lied", welches seiner Zeit lebhaftes Aufsehen und Interesse erregte, mid seit dem daraus folgenden modernen Epos „Victor" ein umfangreiches poetisches Werk nicht erscheinen lassen. Jndeß sind im Verlauf der Jahre eine Anzahl lyrischer Gedichte, von denen schon früher einzelne in Almanachen und Zeitschriften mitgetheilt wurden, sowie auch eine Reihe kleinerer lyrisch-epischer Dichtungen entstanden, welche der Verfasser demnächst in einer Gesammt-Ausgabe der Oessentlichkeit nbermachen wird.

Ins Freie, ins Azurmeer dieser kuft,
In dies balsamisch köstliche Gemisch
Aus Aether. <Lrd', und Mattenwürze, Duft
Des Waldreviers und jenem Hauch, der frisch
vom reinen weißen Alpenschnce dort droben
Herüberweht: — hier trinkt die Brust, gehoben
Und mächtig schwellend, in wolliist'gem Zug
Des Aethers Vuell, und trinkt sich nie genug.

Nun vorwärts I , . . Nur des Weges kurzen Reft
Sur Alpen-Wirthschaft, unsrem trauten Nest
Am Berghang.

Schritt um Schritt hebt uns der Pfad
Zum Siel empor. — Sieh, sieh! da tritt sie g'rad
Aus Thür und Haus geschäftiglich heraus,
Magda, die schmucke Kellnerin — sie sieht
Und schaut und stutzt: — sie hat uns flugs erspäht —
vom Vorjahr her kennt sie sofort uns wieder —
Ja, jal sie nickt, sie setzt den Steinkrug nieder,
Streicht glatt die Schürze, rückt zurecht das Mieder,
Und kommt im Sprung entgegen uns geschwind
Und strahlt, naiv verwundert wie ein Kind,
Uns an mit ihrer großen Augen Pracht
Und lacht mit glänzend weißen Söhnen, lacht
Ueber ihr ganzes holdes Angesicht,
Das uns den heitersten Willkommen spricht.

Dann emsiglich weist sie uns beiden — ihr.
Der lieben braven Frau und mir, dem Gatten —
Zum Sitz und zu behäb'ger Ruhe hier
Den besten Platz an, wo ein kühler Schatten
vom dichlen kaub herab der Sonne wehrt
Und keines Windes Zugluft uns beschwert.
In s Haus eilt sie zurück dann, noch vertraut
Mit dem, was zur Erquickung wir begehrt,
So oft wir sonst uns hier am Ziel erschaut.

Hat sie uns dann kredenzt den würz'gen Trank,
käßt sie zutraulich auf der Gartenbank
Sich nieder neben uns, wenn sonst kein Gast
Sie unwirsch stört in der erwün>chten Rast,
Und hebt zu plaudern an gar lieb, und frägt,
Bb wir im Angedenken wohl gehegt
Draußen im fernen kand dies schlichte Haus,
— Sic kann es glauben kaum, — ob wir bisweilen
Uns noch erinnert an den Wettergrau?,
Der uns einmal hier oben mußt' ereilen

Und stundenlang uns hielt in Haft und Bann,

Bis mit dem Guß gemach der Tag verrann; —

Sie selber hatten hier gar stille'Seit

Gehabt den langen Winter, tief verschneit,

Mitunter sei bis dort ein hungernd Reh

— Sie zeigte nach dem nahen Flachsgebreit —

Herabgekommen von der Waldeshöh';
Die schwalben wären spat erst zugeflogen,
Und mancher Frost noch hätt' sie arg betrogen . . .
Und immer weiter floß der Plauderquell,
Ein lieb Geschwätz von wenig mehr als Nichts,
Und jedes Wort, es malte sonnenhell
Sich ab im Spiegel ihres Angesichts:
Bald Ernst, bald Scherz, ein buntes Allerlei,
Zutraulich halb, und halb in leiser Scheu,
Als früge sie, ob also frank und frei
Mit uns zu plaudern ihr erlaubt auch sei. —
Und eine kust war's, ihr dabei zu schauen
Ins kluge Auge, überwölbt vom Rund,
vom vornehm stolzen Schwung der feinen Brauen,
Zu schaun den schwellenden, den rothen Mund,
Des edelsten Prosiles Gemmenschnitt,
Die klare Stirn, den Pfirsichflaum der Ulangen,
Der blühenden Gesundheit Tolorit;
Und sie in solchem Reiz hold unbefangen,
In solcher Eigenart — ein Dorfkind nur,
Schlicht wie die Elemente der Natur,
Die sie genährt hier, rein wie Alpenluft,
Frisch wie der Bergquell, zart wie Morgenduft.

Und sprang sie abgerufen dann von hinnen, Und blickten wir herzinniglich ihr nach, Da überkam ein träumerisches Sinnen Uns oft, ein leis' Bedauern allgemach: Wie schade, daß die selten schöne Maid Hier einsam muß verbliihn in Niedrigkeit, Daß sie, zu würdigerem koos erkoren, Nicht ans des kebens Höhen ward geboren I Wie würde selbst ein auserlesener Kreis Ihr willig weihn der „Anmuths-Rose" Preis; Ein einz'ger Blick, ein harmlos freundlich „Gern" Schon gälte als ein hohes Huldgewähren; Ihr köcheln hielte selbst den Neid wohl fern. Wie würd' im Festsaal sie, ein Abendstern, Nein, eine Abendsonne, licht verklären Noch eines frohen Tages Niedergang, Wie würde Huldigung in heißem Drang

An ihrer Schritte flücht'ge Spur sich schmiegen:
Sie wahrlich würde „kommen, sehn und siegen!"

Und doch, vielleicht fiel ihr das bessre Theil:
In dem beschränkten koos ein dauernd Heil.
vielleicht wohl hätte dort, wo im Gewand
ver Pracht auf glattem Boden, kunstgedielt,
Des kebens „göttliche Komödie" spielt —
vielleicht, daß dort ein keid ihr schwer die Hand
Auf's Haupt gelegt, sacht häufend kast auf Last,
ver Gram in einen dunklen Schattenrand
Des Auges blitzendes Iuwel gefaßt,
Die Wange ausgebleicht mit Thränenguß,
Und um der kippen enggepreßten Schluß
Der Dulderfrage herben Zug geschrieben;
vielleicht wör' dort getäuscht, berückt vom Schein
Gefälschter Edelwerthe, nicht so rein
Wie hier, so unschuldsvoll ihr Herz geblieben.

Erheischet hier nicht traulich die Idylle,
Den Finger auf der kippe, Ruh und Stille,
Im Wollen Einfalt und im Schauen Klarheit?
Weht hier nicht lautrer Keuschheit Athem nur,
Ist hier nicht Alles heilige Natur?

Wie? Ist es? Ist es so in voller Wahrheit? —

Il.

Und zwei der Iahre waren hingegangen,
Als mählich heft'gern Dranges das verlangen,
Das selbst aus Wolken süße Nahrung sog,
Die südwärts ihre luft'gen Flügel schwangen,
Uns wieder nach dem trauten Bergland zog . . .
Wer kennt sie nicht, die Jaubermalerei,
Wenn nächtiglich Erinnrung schleicht herbei
An unsern Schlnmmervfühl, und leis sich stiehlt
In unser Traumland und dort Alpenhöhen
An fernen Horizonten läßt erstehen,
von Farben sondergleichen hell umspielt? —

Und wieder klommen wir den öfad, den steilen,
Zur Alpenwirthschaft frohgemuth empor:
B Alles, was uns hier gelockt zum Weilen
Bei jedem Schritt, indeß sich Aug' und Bhr
Und Geist in träumerische kust verlor,
Erschien uns schöner heut, als je zuvor.
Nord und Süd. lll.. lS6.

Wie wird uns Magda überrascht empfangen,
Der laut'ren Freude Purpur auf den Wangen,
Wie wird sie lachen, fragen, wieder lachen,
Um uns sich hundert kleine Sorgen machen!

Wie? — Niemand kommt, bringt seinen Gruß uns dar?
Ist Haus und öof denn ausgestorben gar? —
He! Waldmann, fauler Dachshund, kennst du mich
Nicht mehr? — Da liegt der Gauch in praller Sonne,
Auf weichem Gras in wahrer Schnarcherwonne.
Hei Waldmann, he! — Da rübrt er knurrend sich,
Blickt auf, erhebt sich trag wie r,on den Todten,
Und streckt sich gähnend, doppelt lang sich dehnend.
Und nimmt sich Seit, stäubt mit den Hinterpfoten
Den Rasen auf erst, schüttelt Fell und Glieder,
Und kommt gemessen kläffend facht heran,
Und flüchtig schnobbernd wedelt sodann
5in paar Mal mit dem Schweif und trollt sich wieder
Und sinkt auf seine weiche Stelle nieder,
Als schien' ein „kurzer" Gruß nur und Willkommen
Für nnsre „lange Freundschaft" ihm zu frommen.

Nun endlich tritt Wer aus des Hauses Thür — Wie? eine Fremde? — kommt, nickt mit Gebühr Und kühl: „Was schaffen'»?" klingt ihr kurzes Wort Entgegen uns . . , Halt, wo ist Magda? . . . fort? . . . Ins kand? . . .

verheuert? krank? Wie? . . . oder gar

Da stellt sich unsrer stürm'schen Frage dar
Des Hauses biedre Wirthin, die vergnügt
Uns flugs erkennt und herzlich grüßt. — Sie wiegt
Ihr Haupt dann wie in peinlichem Bedacht:
„Wie's Magda geht?" — zuckt mit den Achseln sacht
Und weist hinaus ins Thal, weit weit hinaus
Zum fernen Bergwaldsaum, nach einem Haus —
„Thalschenke" heißt es. — Ietzt ist Magda dort —
Die arg verführte Dirn', unsinnig war es,
Ein schlechter Tausch, seit Ostern vor'gen Iahres." —
Wie? Magda dort — an dem verrusncn Brt,
Wo's wüst hergeht wie offen so verborgen,
Bei wildem Tanz vom Abend bis zum Morgen,
Bei Trunk und Spiel, bei Taumel und Tumult? — —

„Die Dirne ließ sich doch zuletzt umgarnen,
Was half's I vergebens Alles, Rath und Warnen —
Und gar die eigne Muhme trug die Schuld:
Sie lebt im Dorf am See, ein kleiner Aram
Lrnä'hrt sie dürftig. — Daß herauf sie kam

Zu Magda — nun, ich mußt' es eben leiden —

Dann gab's ein heimlich Flüstern zwischen Beiden —

Wer hStt's gedacht l Ss wollt' das schlechte Weib

verhandeln ihres Pathkinds Seel und keib,

kag ihr mit listiger Versprechung an,

Schwatzt' ihr von einem stattlichen Galan,

von Geld und Gut, von Staat und kustbarkeit,

Vis mit der Alten die bethörte Maid

Uns eines Tags verließ — 's war bitter schade,

kieb war sie Allen ja — so, ohne Gnade

versiel von Schritt zu Schritt sie mehr dem Bösen —

's ist aus, kein Heil'ger kann sie mehr erlösen!" . . .

III.

Wir wollten selber schaun —

's war eines Tags Im Iuni — machten auf den Weg uns früh — Tin Morgen, ol . . . Auf kaub und Gräsern lag's Thaublitzend, farbig bunt, wie ein Gesprüh von Demantstanb, vom Ostwind hergehaucht; Dic Berge, ihrem Nebelbad enttaucht, Stehn ein verklärungswunder da, wie körperlos Ans Duft gewebt — dort aus der Waldschlucht Schoos; köst sich die letzte Flocke aufwärts sacht In's Aelherblan — und Alles kicht und Pracht I

Ein stiller Pfad gab uns sein treu Geleite
Durch Wies' und Feld und bracht' uns allgemach
Zum Saum des Waldes, der zur rechten Seite
Den Weg forthin mit seinem Blätterdach
Begleitet und mit Dämmer, kühl und weich,
Und der aus seiner dunkelgrünen Tiefe
Uns anschaut so voll Seltsamkeit, als schliefe
Ein groß Geheimnis; dort in seinem Reich,
Indeß sein Flüsterodem rings die kuft
Durchhaucht mit frischer Kräuter Balsamdust.
Zur offnen kinken bietet sich der Schau
Im Sonnenglanz weithin die schöne Au.

Zwei Stunden Weges — und sie war erreicht,
Die Schenk' im Thal, Wir hielten zögernd an
Minutenlang noch auf dem grünen Plan
vor dem Gehöst. Ein schwarzer Kater schleicht
An der besonnten Mauer hin und springt
Den Baum dort an und klettert leis empor
Zum Vogelfang —

Da, horch I Es tobt und dringt Ein buntes Stimmgewirr an unser Bhr:

von Iodeln, Fluchen, stürmischem Verkehr
Und gellem weiberschrei ein wüst Gemisch,
Es kommt aus jener offnen Halle her —
Sieh da I Ges,5aart um einen langen Tisch
Müßige Bursche mit erhitzten Mienen
Flott zechend, würfelnd, kosend frank und frei,
WildbZrt'gc Waidgesellen auch dabei,
Und Magda — Magda mitten unter ihnen I

Ietzt schaut sie uns springt auf, wehrt ab den Zwang Des Aimes, der sie hält, kommt zum Empfang Fast wie unschlüss'gen Schrittes uns entgegen, Erfreut halb, aber mehr noch, scheint's, verlegen: „lvie kommen vie hierher?" — mocht' flugs sich regen vie Frag' in ihr — sie ahnt, sie weiß sofort, Daß wir vernommen manch ein schlimmes Wort. . .

Wie? Ist dies Magda? wirklich sie? . , . 5ie ist
Und ist es nicht, nicht mehr! . . . B, wer vergißt
Ein Bild, das wie dem Aug' sich dem Gemüthe
Eingrub, ein Ehedem in Maienblüthe,
Mit dem ein traurig ödes Heut sich mißt,
Das, einen Bettler ihn an Edens Thoren
Empfinden läßt, was er zu früh verlorenI
Dies Antlitz, blaß und fahl, verwandelt ganz,
verwischt ins Trübe aller Schmelz und Glanz,
verkümmert, schmal der Wange volles Rund,
Die Stirne schwül, entfärbt und schlaff der Mund,
Und was ans dem vertieften Auge dringt,
Im iibernächt'gen Blicke blitzt und blinkt,
Ist nicht der Seele, — nur des Fiebers Gluth,
vie schon zu sengen scheint in ihrem Blut.

„Willkommen!" grüßt sie uns . , . B weh, es klang
Klanglos wie einer Glocke Ton, die sprang,
Und halb zu Boden ihren Blick geschlagen,
Stellt sie uns hin den braunen Trank —
Wir schwiegen, scheuten peinlich uns der Fragen —
Dann sprang sie fort, verschwand im Haus mit Hast,
Und ob die Bursche schrieen hinterher
Nach ihr, sie ließ, so lang wir hielten Rast,
War's Scham vor uns? — sich nicht erschauen mehr.

Illusion! . . . Wir hatten nicht gekargt
Mit unsrer Schwärmerei in jenen Tagen
von Ehedem, drum für des kebens Markt

Zu hoch im Preise Magda angeschlagen! . . .

Das schmerzt! — Doch still! .. .

Was dann sich zugetragen Mit ihr seit der verhängnißvollen Stunde .

Am Scheideweg Wozu noch Wortes Kunde!

Entsiegelt ja ist dieses Angesicht

Gin offnes Buch — ihr Anblick selber spricht

Ja deutlich und genug Wozu erzählen

von eitlem Wahn, von blinder Zuversicht,

vom Rausch, der nur entzückt, um dann zu quälen,

von bitt'rer Wahrheit plötzlich grellem kicht,

vom letzten Halt, der jäh zusammenbricht,

von fremder Schuld und eignen, eignen Fehlen. —

Illusion! . . .

Und doch war schön die Zeit,
Da uns ergötzte einst die holde Maid:
Und so erlischt der kebenden Gedächtnis;
vor einer Todten freundlichem Vermächtnis; I

Llissa.

Gebrochnes Herz in junger Brust,

Nicht stirbt es immer bald:
B, daß du leben, leben mußt

Und schann so bleich, so trüb und kalt
Auf kenz und kust.

viel Blumen stehn im Glase blank,

Ein jüngst gebrochner Strauß, —
Sie sind ja schon so krank, so krank,
Doch welkend dauern sie noch ans,
Noch lang, noch langl —

in stattliches Gemach. — Sie war allein, Ringsher von Glanz und edler Pracht umgeben, von Allem, was mit Schönheit ziert das keben Und was den Sinn berückt mit holdem Schein.

In solcher Herrlichkeit ein Paradies,
Wer träumte hier es nicht? Doch Träume — Schäume!
Der Segen, den ein früher kenz verhieß,
Erlag dem ersten Wetterstrahl: das Glück verließ —
Wohin entfloh es? — längst ja diese Räume!

Es dämmert kühl schon über Wild und Thal, Der Westen hat verhaucht die goldnen Farben, Des Tags erregte Pulse, sie erstarben; Die kiifte mit den Vögelein zumal Sind schlafen gangen in den trauten Zweigen; Es steigt vom wolkenlosen Himmelszelt Herab das große feierliche Schweigen Und Schwermuth überkommt die weite Welt.

Des Abends dunkles Auge schaut herein
In das Gemach, und schaut bis es geblendet
von der entflammten Kerzen hellem Schein
Urplötzlich sich und scheu von hinnen wendet.

Sie ist allein, mit ihrem leid allein:
Auf ihrer Stirn scheint deutungsvoll geschrieben
Das ernste Dichterwort: „Still nnd bewegt". —
Die herbe Ruh, dem Antlitz aufgeprägt,
verräth ein Herz, das noch lebendig schlägt:
Gemahnt Erinnerung an altes kieben?
Ist noch ein Sonnenstrahl zurückgeblieben,
von einem Sturm bedroht, der neu sich regt?
Hat sich nur halb ein harter Kampf gelegt?

Ein ketztes gilt's — sie mußte sich's geloben! —
vom Divan hat sie rasch sich jetzt erhoben,
Wie zum Entschluß — doch plötzlich hält sie an
Und steht in neu erwachten Zögerns Bann,
Das holde Haupt versenkt in trübes Sinnen,
Doch schaut das große Auge nicht nach Innen,
Es hängt der Blick an einem kleinen Schrein,
Annstreich geschnitzt aus edlem Elfenbein,
Auf dem sie halb mit kiebe, halb mit Sorgen,
Die Rechte ruhen läßt, als schlöß' er ein
Ein theurcs Kleinod, vor der Welt verborgen.

Ietzt zieht sie allgemach den stummen Blick
Und ihre schmale, weiße Hand zurück,
Und kehrt, gesenkt die schwermuthsvollen kider
Sich ab nnd schreitet sinnend auf und nieder
In stiller Anmuth, doch in jener nicht,
Die leuchtet mit des Frohsinns Morgenlicht:
Sie hat in trüber Zeit auf Stirn und lvangen
Des Schmerzes ernsten lveihekuß empfangen,
Das Ulaal unseliger Melancholie.
— Wie? selbst der Töne Trost verschmähet sie
Zu dieser Frist — sie läßt die Hand nicht gleiten
Ueber die Tasten klangbeseelter Saiten;

Doch gönnt sie einen Augenblick sich Ruh

Und schaut — es frösteln Gram und Herzweh immer —

Zm lodernden Kamin dem hellen Schimmer,

Dem neckisch muntern Spiel der Flammen zu.

von Neuem mißt sie in bewegtem Gange
Des Teppichs Blumenflor, grübelnd im Bann
Unschliiss'gen Seelenstreits, dann KM sie an
Am hohen Fcnsterbogen und blickt lange
Starr in die Nacht hinaus, dic stumm und groß
Die Welt beherrscht bis in die fernste Ferne:
Schwarz ftehn die Waldeswipfel, regungslos,
Und drüber hoch die stillen, ew'gen Sterne!

Glänzt dort ein Strahl, der Dauerndes verheißt?
Ein kicht, das nach des Glückes Pforten weist?
Des Glückes ? I — o, wer lernte je es kennen,
Das Glück? — der kühnste Hochschwung streift es kaum
Der kleine Schlummer, den wir keben nennen,

Ist viel zu kurz für diesen großen Traum!

Dann wie von plötzlichem Begehr getrieben,
Erschließt den Schrein sie, greift heraus in Hast
Das Kleinod, das er birgt, das ihr geblieben:
Ein karger Rest von einem reichen kieben.
Sie drückt's ans Herz und schreitet hin, gefaßt,
Und läßt vor dem Kamin sich nieder:
Ihr Antlitz strahlt den Schein der Flammen wider, —
Ein trügerischer Purpur schminket reich
Auf ihre Wange die verklärten Tage
Der heitern Rosen — Tage sonder Klage .
Auf diese Wange, die so ernst, so bleich,
Dem kühlen Weiß der Wasserlilie gleich:
B, Kummer bleicht die zarten Farbenspiele
Und reift das keben schnell, so daß der Zeit
Grausamer Zeiger scheint, als war' er weit
Um Mond', um Iahre vorgestellt, um viele I
Lrinnrung ruft ein herbes Mitleid wach,
Kein trüb'rer Seufzer tönt dem kenze nach.
Als die Erkenntniß, achl dic bitter wahre,
Der Schmerz: „vergebens schön im kenz der Iahre l" -

Sie kniet vor dem Kamin, zurückgebeugt,
Die edle Form von dunklem Sammt umflossen,
Der sich am Boden faltenreich ergossen,
Das Haupt in Kümmernissen vorgeneigt:
kaß hängt herab der Arm — doch eng umschlossen

von zarter Finger Griff, was hält die Hand?
Zusammen schlingt es fest ein blaues Band:
Das Kleinod ist's, das sie dem Schrein entnommen,
Ein Päckchen Blätter aus vergang'ner Seit, —
Schon zuckt die Hand, als wäre^sie bereit,
Der Flamme, die in frischem Schwung erglommen,
Zu opsern rasch. was sie dem Nichts geweiht.
Doch plötzlich hält sie ein, im Widerstreit
Der Regungen, die neu sie überkommen.
Unschlüssig, ob bedacht, ob unbedacht,
Bb unbewußt gar — löset sie dann sacht
Das Band, die blaue Schleife, und es gleiten
Flugs auseinander wirr und fessellos
Die Blätter und herab auf ihren Schooß,
Um sich vor ihr am Boden zu entbreilen.
Sie sieht sie vor sich, die ihr manche Nacht
Statt süßen Schlafes bittres Weh gebracht,
Die Blätter — Briese — vielgeliebte Zeilen,
Auf denen düster ihre Blicke weilen.

Sie faßt hinab und nimmt empor ein Blatt
Und sie entfaltet es, wie in Gedanken,
Und drüber neigt ihr Haupt sich schwer und matt, .
Indeß die Hand leise beginnt zu wanken,
Da ihr ins Äuge fällt die Überschrift,
In der sich alte süße Worte ranken
Um einen Namen, der sie seltsam trifft,
Fast wie mit fremdem, ungehörtem Klange,
Als hätt' sie ihn vergessen oder lange
Ihn schon mit Aug' und Bhr und Herz vermißt,
Und der ja doch ihr eigner Name ist.
Wie schann sie an die Züge, einst so theuer,
In denen sich sein volles Herz mit Feuer,
Sein Geist mit Schwärmerei ihr zugewandt, —
Sie faßt sich — liest — doch da sie kaum begonnen,
B, jene Worte sind es, die der Zeit,
Der winz'gen Spanne dieser kebens,Sonnen
Zusichern kühn der kiebe Ewigkeit —
Umflort ihr Blick sich flugs und heiß entronnen
Dem Thräncnborn glänzt Perl' auf Perle sacht
Die Wang' herab, —

Warum sich noch versenken
Noch einmal jetzt in diese Angedenken I —
Da, zitternd hat sie der Reliquie Acht,
Der kleinen Blume, (beigefügt, zu^grüßen
von ihm aus fernem kai,d, von fremder Aul
Auf die mehr Tropfen jetzt dem Aug' entfließen,
Als drauf geträufelt je des Himmels Thau,
Da sie der Frühling sah der Flur entsprießen;
Ein welkes Blümchen, doch ein redend Maal,
Ein Zeichen, lieblich wie ein Sonnenstrahl
An trübem Tag: — o, Iedes wird zum Zeugniß
Und deutet ein Geheimniß, ein Ereigniß, —
Ein Tand, ein Nichts selbst, das hier Alles ist,
Ein thenres Pfand, das Unschätzbares mißt,
Das bald von einer schönen Stunde Frist
Beredt viel traulich Holdes will erzählen,
Bald selbst auf einen schönsten Augenblick
Mit halb verschämter Mahnung weift zurück,
Wenn heiße kippen den Moment erstehlen,
In süßer kust zwei Seelen zu vermählen.

„verschoben lange, — endlich ist sie da,
Gefürchtet und geflohn, die bittre Stunde, —"
So spricht's in ihr im Kampf, den Keiner sah,
Den sie gekämpft in ihres Herzens Grunde,
Des Schweigens Siegel lag auf ihrem Munde —
„Doch einmal siegen Wille und Entschluß,
Geschehe denn, was doch geschehen muß.
vielleicht, daß noch die bösen Schatten weichen,
Wenn erst in Asche sank das letzte Seichen;

Vielleicht, daß, stets gehofft und doch entbehrt,
Die Ruh in dieses Herz zurücke kehrt.

B, einst, — wie schwebten wir dahin, hoch oben
Schien mir's, vereint in rein'rem Element
Auf goldnen Wolken hin ^ sie sind zerstoben!
Die Iahre flohn und haben uns getrennt,
Ein schwer verhängniß hat die Hand erhoben
Zu hartem Spruch — so kam's, so sollt' es fein:
Du wußtest es, es war die Schuld nicht mein,
Und hab' ich unerklärbar dunklen Mächten
Ein traurig Mißverständniß zu verzeihn,
Wohlan, so will mit Dir ich nimmer rechtenI" —

kebendig trat jetzt in ihr Angesicht
Der Lieg, die Kraft, die Ruhe des Entsagens,
Der Wille, dem vergebens widerspricht
Die schwache Hand, die trotz beredten Jagens
Zuletzt erfüllen muß die herbste Pflicht.

Sie nahm je Blatt um Blatt (soll denn verbluten
Ihr Schmerz in langsam bittrer Selberqual,
Will sie nur Frist gewinnen noch zumal?) —
Und warf je Blatt um Blatt stumm in die Gluthen,

Umsonst mit Müh das Antlitz abgewandt:

Der Blick folgt immer wieder doch der Hand.

von Blatt zu Blatt schmilzt flugs der Schatz zusammen,

So schnell — wie ist er jetzt schon winzig klein,

Bald wird ein einzig Blatt nur übrig sein —

Da ist's — das letzte — sie ergreift's — verdammen

Dies letzte selbst? — <Ls kämpfen Ia und Nein

In ihr — heiß preßt sie dranf noch einen Kuß,

Und schluchzend drängt sie rasch den Thränenguß,

Den plötzlichen, zurück — und in die Flammen

Sinkt auch das letzte theure Blatt hinein.

So steht ein Herzcnsreich sie untergehn.
Und Monde, Iahre, ach! sind Asche nur,
Ein Nichts I — Wird mit des letzten Funkens Spur
Auch die Erinnerung in Rauch verwehn?!

„Ein Herz in Traner" — also kniet sie da
Und starrt lang' in der Funken irres Wandern;
Die ew'ge Märtyrin, die kiebe, sah
Und schrieb dies Bpfer zu den zahllos andern.

War es oerloren — oder hebt sich doch
vom dunklen Aschenrcst hier nicht vergebens
Das Haupt empor? Wird einmal treiben noch
In kranker Brust ciu junger Keim des kebens?

Schwester der Morgenröthe, Hoffnung, führst
0u wieder neue Tage, neue kenze
Empor ihr? Holde Freude, fuchst und kürst
Dn für dies Haupt noch frische Rosenkränze?

Wie? oder neigt die Glnth sich niederwärts —
<Z), still! Weß' ist der Blick, die Weisheit wessen,
Zu künden, was die Zukunft beut, wo Schmerz
Und Inaend noch im Kampf die Kräfte messen?

viel Blumen stehn in, Glase blank,
Ein jüngst gebrochuer Strauß —

Sie sind ja schon so krank, so krank,
Doch welkend dauern sie noch aus,
Noch lang, noch lang! —

Park-Idylle.

s war im park der Sommer-Residenz — Mein keben, wie mein Glück, stand noch im kenz kustwandelnd schritt ich da entlang die breite Ehrwürdige Allee und bog zur Seite Dann aus der Menge schwirrendem Geleite Ins dichte Grün des schmalen Pfades ein, Ins Einsame; doch schritt ich nicht allein i Es schmiegte sich, die ich mir jüngst erkoren. Die liebende Genossin, zärtlich warm, Gesenkten Blickes, stumm an meinen Arm, In holde Selbstvergeffenheit verloren.

Noch von der Goldftuth, draus er ward geboren, Bewahrte Glanz und Pracht der Sommertag, Der klar auf diesen stillen Wipfeln lag; Durch des Gezweiges kücken stahl von oben Herab ins laub'ge vämmer-paradies Sich Strahl um Strahl auf unsres Pfades Kies, Und wie auf einem Teppich, zart gewoben Aus kicht und Schatten, schritten wir und, kaum Daß wir's gemerkt, noch eine gute Strecke In Traulichkeit, bis an des Parkes Saum,

Dort stand an äußerst abgewandter Ecke Ein kleiner Pavillon, altmodisch, grau, Aus Rohrgeflecht ein wunderlicher Bau — Und hinter dieses Pavillons verstecke Da nahm in seine Abgeschiedenheit Uns auf ein kieblingsplatz, so ganz geweiht Dem Glück des Herzens und den stummen Fragen, Worauf beredt die Blicke Antwort sagen, Ein schlichter Sitz, vor dem die kandschaft weit Den flachen Halbkreis dehnt zur Ferne Und frei die Bahn erschließt dem Augensterne.

Zu Füßen uns ein kleiner Iveiher, blank Wie Stahl, zuweilen nur leichthin gekräuselt vom knfthanch, der im Flug das Schilf durchsänselt, Das zierlich ihn mit grünem Kranz umschlang; Auf seiner Fläche schwammen stellenweise vollsaft'ge BlattertcUer, rund und groß, Dazwischen prangten üppig, schwankten leise Seerosen, Märchenblumen, makellos Und leuchtend weiß in Alpenschneees Reine, Emporgetaucht zum vollen Tagesscheine

GeheimnißvoU aus tiefsten Grundes Nacht,
Wie keusche, leuchtende Gedankenblüthen
Aufsprießen ans der Seele dunklem Schacht,
Wenn still sie ruht in träumerischem Brüten.

Kein Schilfsang mehr — der Weiher regungslos — Dem Himmelsantlitz jetzt der schönste Spiegel. von seinem Saum her strahlt ein flammend Siegel, verschließend der geheimen Tiefe Schooß, Das Sonnenabbild blendend durch die Schwüle; Des linden Bsthauchs müder Fächer ruht, Die knft erstickt fast in des Aethers Sluth, verschmachtend lechzt der heiße Tag nach Kühle Hinunter in die feuchtkrystallne Flnth.

vom Saum des Parks her ans den dichten Föhren
käßt eine muntre Weise noch sich hören
Mit ihrer winzig kleinen Melodei
In ewigem Dacapo,Einerlei,
Ermüdend endlich selbst Geduld und Milde:
Ihr ganzer Kunsterguß fünf Noten nur,
Ihr Alles, was sie lernte von Natur,
Ein schwacher Musikus der Waldsang'Gilde —
Bis doch zuletzt, erschöpft zuletzt vielleicht,
Des Tages großes Schweigen sie beschleicht
Und, Paus' um Pause, sie verstummt am Eude.

Nun ist die kleinste Welt nur noch behende,
Ein hochvergnügter Myriaden Schwall;
vas ist ihr Festtag, ganz für sie geschaffen

von dieser Schwüle, die uns läßt erschlaffen:
Festaufruhr und Getümmel überall.
Buntfarb'ge Flocken, leichte Falter flirren
Umher, berauscht von Blmnenscct und Duft,
Sich paarweis' jagend, dort in dichten Wirren;
Wie von Iuwelenblitzen zuckt die kuft,
Wenn jähhin Gold, und Purpurfliegen schwirren,
Der Schwalb' entflieh'nd in sichre Unterschluft;
Blau Elfen mit den Schleierftügeln, holde
kibellen gaukeln scheu, nur flücht'ge Rast
Sich gönnend dann und wann, um Bins' und Dolde.

Und auf des Weihers Spiegel schießt's voll Haft
In Sickzackstrichen, die da flugs verrinnen,
von Wasserkäfern, von langbein'gen Spinnen,
Und auf des Spiegels Blättern wimmelt's bunt
von winz'gen Punkten, kriecht's in ems'gem Streben,
Lin jedes Blatt für sie — ein Erdenrund,
Und eines Tages kust - ein ganzes keben!

Ein Summen und ein Surren ist's ringsum,
Rings in der kuft, im Ried, im Gras, im Schilfe,
Allüberall ein stimmbegabter Sylphe,
Und mächtig übertönet dies Gesumm
Das Heer der Wiesen-Musiker, der Grillen,
Mit ihrem Zirpen, ihrem schleiferschrillen,
Endlos einförmig, jeder Pause baar,
Ununterbrochen fort, das Vhr zu lähmen,
Daß es der Sinn nicht glaubt mehr zu vernehmen,
Und daß es selber wird zur Stille gar,

wie ein Geheimniß ruht's auf dieser Stunde Ringsum, ob auch mit kicht und Tag im Bunde!

Oer Schatten, der rückher vom Rohrdach fällt,
Spannt über uns sein kühles DLmmerzelt.
Holdsel'ge Rast! — Es fliegt von Mund zu Munde
Manch Wechselwort tiefinn'ger Herzlichkeit,
Bst halben kautes nur, von einem Blick
Ergänzt, von einem Händedruck gefrit.
Daß nicht des Schweigens Reiz uns ganz bestricke,
Aufsprudelt wieder dann der Plauderquell:
vergangnes taucht empor und strahlet hell
Im Auferstehungsglanz — und Hochgeschicke
Berauschen uns, im Jukunftstraum erschaut —
Sonnige Herzen leuchten hell und traut
Hinaus ins Dunkel fernster Dämmerungen —
Sonnigen Herzen ist die Welt erbaut,
In der die goldne Zeit noch nicht verklungen I

Da, plötzlich stört uns auf von obenher
Ein geller kaut: ein Rabenpaar, das schwer
Gemessnen Fittigschlags zwei schwarze Streifen
Am lichten Himmel hinzieht, dann sich senkt
Gen Mitternacht und unsre Blicke lenkt
Zumal, ihm müßig sinnend nachzuschweifen
Ueber den Weiher fort, von dessen Rand
Sich dehnt ein frischgemähtes Wiesenland
Bis an des niederr, Dammes Dünensand,
Dahinter breit der Strom die dunklen Wellen
In stolzem Gange läßt vorüberschwellen —
Man schaut ihn nicht, erlauscht sein Rauschen nur,
Und Wimpelwehn bezeichnet seine Spur;
Ienseits dann kahle Brach, und Weidestellen,
Und weiter noch umkränzt, nur matt besonnt,
Ein grauer Aiefernstreif den Horizont.

Wie? — Scholl's nicht eben von des Dammes Stufe Herüber jetzt von einem dumpfen Rufe?

Was ist's? —

Still! — Wieder ruft es —

Ietzt taucht auf von jenseit auf dem Damm ein Mann — ein zweiter, In Rast ein dritter dann, und andre weiter, Es sammelt mählich sich ein kleiner l^anf: Ihr Beieinander ist, mich dünkt's, nicht heiter. kandleute sind's, Stromschiffer, Mäher — laut Schreit Einer Etwas in die Tiefe — wieder Ist Alles still — ein Jeder schweigt und schaut Gespannt, so scheint es, nach dem Strome nieder — Und sieh! — da tauchen Welche auf dem Damm «Lmpor von jenseit, langsam, mühesam, Wie ich? genau von nnsrem Sitz gewahre, Mit einer kast auf einer Reisigbahre, Die sie zu Boden niederlassen nun, Um einen Augenblick wohl ansznruhn. Dann nehmen sie von Neuem auf die Bürde, Behutsam, schweigend auch, fast wie mit Würde, Und bringen sie den Damm herab, gerad Herwärts einlenkend auf den schmalen Pfad, Der uns zur kinken, durch die Wiesen gleitet, Und sanft im Vogen nach der (Ortschaft leitet.

Sie kommen durch die Sommergluth — sie nahn —
„Heda!" — — Sie halten an und setzen leise
Die Trage nieder auf des Pfads Geleise . . .
Zur Seite durchs Gestrüpp' brech ich mir Bahn
Und tret hinzu: — 's ist graunvoll das zu schauen
Und herb! — kang auf der Bahre hingestreckt
kiegt Einer, den kein Rufen mehr erweckt,
Ein stiller Todter mit friedfert'gen Brauen:
Geschlossncn Aug's, die Züge unschön nicht,
Doch ländlich derb; es ließ im Angesicht
Ein fahler Hauch des kebens Roth erbleichen,
Durchnäßt das kurzgestutzte braune Haar,
Ein junger Bursch, ich schätz ihn zwanzig Iahr
Und ein'ge noch, Soldat nach Tracht und Seichen.

Was stieß ihm zu? . . . Der Träger Einer gab
Mir gern Bescheid: „Ein heißer Tag ist's heute" —
— Er wischte von der Stirn den Schweiß sich ab —
„Der hier, der suchte selbst im Fluß sein Grab,
Sie zogen ihn heraus, die Schifferleute,
Und machten sich mit ihm viel Müh und Noth,
Umsonst! zu spät war Alles! Todt ist todtl
Am User war von ihm zurückgeblieben
Sein Rock, worin dies offne Blatt sich fand." —

Ich las, was er mit ungeübter Hand vor seinem Ende noch an „sie" geschrieben:

„Du nur allein, Du warst die kiebste mein,
Und Du auch hast Dein Herze mir versprochen,
Doch hast Du schnöd die Treue mir gebrochen,
Nicht länger tragen konnt' ich meine Pein,
Ich aber hab' mich nicht an Dir gerochen,
keb wohl I Mein Tod soll mir und Dir gedeihn!

Der Herrgott wolle mir die Schuld verzeihnl"

Die Träger faßten zu und weiter lenkten
Sie ihre Schritte an des Parkes Rand,
Bis sie um eine busch'gc Ecke schwenkten,
Wo meinem Blick das grelle Bild entschwand.

Wohl, wohl! — Es ist die simpelste Geschichte
Ein junger kebenstraum mit kurzem Ziel,
Und doch ein rührend ernstes Trauerspiel I —

Die Sonne strahlte fort im hellsten kichte, Aus wolkenlosem Himmel aber siel Auf dieses Sommertages schöne Feier In unfrc Einsamkeit ein Schattenschleier: Es schmerzte fast uns unser stilles Glück, Wir senkten ernst und traurig Blick in Blick, Stumm Hand in Hand zu inn'gem Drucke faltend: Dann kehrten wir zu unsrem Heim zurück, Nur enger jetzt noch an einander haltend.

)llustrirte Bibliographie.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Unter dem Protectorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Theresia. Redigirt von Moriy Band, herausgegeben von Rudolf Wittmann. Wien. ES ist ein merkwürdiges Werk, das sich unter dem Titel „Unsere Kunst in Wort und Bild" dem deutschen Publicum vorstellt. Dem deutschen Publicum: denn wenngleich es zunächst sür die Bewohner der österreichisch.ungarischen Monarchie bestimmt ist, so wird es doch auck, bei den nahen geistigen und politischen Beziehungen, welche uns mit jener verbinden, im Deutschen Reiche Thcilnahme und Anerkennung sinden. Die Herausgeber haben sich die Aufgabe gestellt, eine Art von Revue abzuhalten über Alles, was in den österreichischungarischen Landen Anspruch darauf erheben darf, seinen Namen mit der Kunst, im weitesten Sinne gefaßt, in Verbindung zu bringen; sie bieten so gewissermaßen einen summarischen Ueberblick über das gegenwärtige geistige Leben Oesterreich-Ungarns. Wir sinden Deutsche, Czechen, Ungarn einträchtiglich nebeneinander: über fünfhundert Namen sind im Ganzen vertreten. Diese Namen sind natürlich sehr verschiedener Natur und sehr verschiedenen Werthes; wir begegnen solchen von europäischem Ruf und solchen von nur localer Berühmtheit; und zwar sind, wie anch nickt anders zu erwarten ist. die ersten nicht gerade dicht gesät. Auf einen wahrhaft Großen kommt ja überall eine ganze Anzahl kleiner Größen. Die Anordnung ist eine alphabetarische. So stehen bunt durcheinander Dichter und Maler, Iournalisten und Bildhauer, Musiker und Schauspieler. Das weitaus größte Contingent stellen die Helden und Heldinnen der

Feder und der Schminke. Inwieweit eine Vollständigkeit erreicht ist, entzieht sich unserer Beurthcilung; wir sind von der Fülle des Gebotenen, das von dem reich und vielfach bewegten Geistesleben unseres Nachbarstaates ein schönes Zeugniß ablegt, vollauf befriedigt.

Das Werk, das in zehn Lieferungen erschienen ist, liegt nunmehr als ein stattlicher Band vor uns. Die Mitarbeiter daran, eben die Schriftsteller und Künstler, die zugleich sein Thema biloen, haben in mannigfacher Form ihre Gaben beigesteuert. Der Eine begnügt sich damit, gleichsam nur eine Visitenkarte mit seinem Nameuszuge abzugeben; die Meisten jedoch haben ihr Portrait beigefügt; die Dichter haben sich großentheils durch ein paar Versc, die Musiker durch Noten, Bildhauer und Maler durch Abbildungen eines ihrer Werke, sehr viele, besonders Schriftsteller und Schauspieler durch einen, häusig auf ihren Berns bezüglichen Spruch, beglaubigt. Die Bilder sind auf dem Wege der Zinkographie hergestellt.

Es sei gestattet, unseren Lesern einige Proben der Wahr- und Denksprüche öfter« reichisch-ungarischer Berühmtheiten mitzutheilen. Ludwig Anzeugruber. der inzwisclien leider aus der Reihe der Lebenden ausgeschieden ist, schreibt:

nur, — wie ungleich sie, —
iihren keines Tadels Worte,
Das hartköpsige Genie
Und den Stümper ärgster Sorte.

Eduard von Banernfeld giebt in einigen „Zahmen Xenien des Siebenundachtzigers" mancherlei Erfahrungen seines langen Lebens Ausdruck; einer der Sprüche lautet z. B.:

Und wenn wir Alle kranken
An den Wehen der neuen Zeit, —
Weit lieber schwere Gedanken
Als Gedankenlosigkeit.

Iohannes Benk, der Bildner der von uns im Abbilde wiedergegebeneu Statue der Klytia, welche das neue prächtige Burgtheater schmückt, faßt feine Auffassung von der Kunst dahin zusammen: „Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Mcnschen ist der Mensch." Carl Blasel beschränkt sich darauf, seinem Portrait die Worte beizufügen: „Hier bin ich in Wort und Bild." Anton Dvoiäk läßt sich unter der Ueberschrift „Eigenart" folgendermaßen vernehmen: „Ein wunderlicher Mensch!' — und dabei legen sie ihn neben die andern stillen Schläfer. Dann sammeln sie, was seine Kunst geschaffen, und tragen es in sich hinaus als geistesverbindende Kraft, welche von Geschlecht zu Geschlecht eine endlose Blumenkctte windet aus schönen zauberdunkleu Blüthen. Zulegt betrachten sie in dem verödeten Sterbegemach Pinsel oder Meißel. Feder oder Geige und staunen, wie an solch armem Dinge ein ganzer Lebensinhalt sich ausgelebt, eine himmelstürmende Welt von Geist und Herz. Was sich da verdichtet hatte, um ein schmerzlich süßes Menschendascin durchzulebeu, es ist nun aufgelöst in das All zurückgeflossen und schweift wieder entkörpert durch dasselbe hin Der Wanderer, der die Einsamkeit durchzieht, mag ihm da begegnen; wie ein leiser Kuß wird es herainoehen an seine Seele, so daß er darüber in schwermürhig träumerisches Sinnen sinkt, ivorin Altes und Neues fanft verschwimmt. Einst in Urzeiten schweifte es über den ganzen Erdkreis; allein es ist seither ein Geschlecht aufgestanden, das den Boden rodend und pflügend sich unterwirft, dann Maliern, Zäune, Gesetze gegen einander aufthürmt, worin Einer dem Andern zinsbar wird und Alle dem uralten Fluche. Das

eigene Herz muß Ieglicher dann mit hoher Umfriedung ängstlich eng umschließen, und die nach ihm kommen, ziehen in die alten Grenzen ein und thun wie er.

Iene Seele aber, welche die Einsamkeit durchschweift, sie war, ehe jenes Geschlecht war, sie ist auch jetzt nur' wohin es nicht vorgedrungen; scheu vor ihm zurückweichend, heißt sie — das Naturwalten. Von dem gewaltigen Menschenzuge bei Seite gelassen, unangetastet von seiner gleichmachenden Hand, unfaßbar, grenzenlos, nur sich selbst darlebend, mahnt es den einsamen Wanderer an die Zeit, da sein Stamm noch int Schooße der Gottheit schlummerte und an. jene, da er einst wieder in ihn zurückfließen wird; er hört das leise Mahnen, aber er versteht es nicht mehr und meint, er träume schwermnthtiefe Träume seines eigenen armen Einzelittaseins. Hat im Laufe der Zeiten Low «ecih. solch einsames Naturwalten in einem Menschcn

«„s: Unit« K„nst i„ Wor, und Biis. „ebilde sich verkörpert, so wirken die alten dunklen

Mächte in ihm merkbar fort, abseits der gebahnten Heercsstraße geht einsam sein Leben, wunderlich sein Streben, eigenartig seine Kunst. Srur sein Herz, sein armes Menschenherz, das ihm dazu geworden, ist der starke wehe Zauber, der ihn an die Mensck«nkinder bindet und nu das alte, süße, thränenreiche Menschengeschick zu hoffen, zu lieben, zu sterben."

August Förster, auch ein bereits Dahittgcschiedener, giebt aus seiner langen und reichen Bühnenerfahrung das Epigramm zum Besten:

„Genial?" So mögt ihr's heißen —
Kenner nennt's „Coulissenreißcn".
Weiten soll Genie den engen
Kreis der Regeln, doch nicht sprengen."

Eduard Hanslick schreibt: „Es ist ein sehr trügerischer Satz, daß das .wahrhaft Schöne' in der Musik ewige Dauer habe. Das .wahrhaft Schön? — wer ist Richter über diese Eigenschaft? Iede Periode hat andere Ideale von .wahrhaft Schönem' in der Musik erweckt und auf die Unsterblichkeit von Tondichtungen geschworen, welche nach fünfzig Iahren vergessen waren.' Insbesondere gilt dies von der Oper, als dem zusammengesetztesten aller Knnstwerke." Adols Sonnenthal fällt über die Schauspielkunst das Urtheil: „Wie in der Religion, so gilt auch in unserer Kunst Gretchens Wort: Man muß dran glauben." Maurus Iokai und einige seiner Landsleute haben sich in ihren Beiträgen ihrer Muttersprache bedient.

Um die weiblichen Berühmtheiten durch eine hervorragende Repräsentantin einzuführen, seien zwei Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach wiedergegeben: „Wir können es im Alter zu nichts schönerem bringen, als zu einem milden und anspruchslosen Quietismus." „Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalteu seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu thun."

Neben derartigen Sprüchen und Bekenntnissen treffen wir sehr viele Gedichte; auch Gedichte in Prosa von Franziska von Kapf f-Essenther, die freilich hinter ihren Vorbildern, den Turgenjew'schen, zurückbleiben.

Aus den zahlreichen künstlerischen Beigaben seien als Beispiele herausgehoben: „In der Pußta" von Otto von Baditz: „Ungarischer Noßhirt" von Ludwig Koch; „Frau Musica" von Franz Lefler; „Im Versatzamt" von Michael von Munkacsy.

u.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.

Herausgegeben von Dr. L. Quidde. Heft 1—3. Freiburg i. B., I. C. B. Mohr.

Das große Interesse, mit welchem die Gebildeten unseres Volkes die lebhaste Bewegung innerhalb der Geschichtswissenschaft verfolgen, wird es rechtfertigen, wenn wir an dieser Stelle auf eine neue Zeitschrift hinweisen, welche sich zunächst an die Kreise der Gelehrten wendet, aber zugleich auch auf die Autheilnahme der Nichtfachmänner ihre Hoffnung setzt. Es mag gleich im Anfange bemerkt werden, daß die Zeitschrist keineswegs die Absicht hat, sich einer der bestehenden als concurrirendes Unternehmen gegenüber zu stellen: sie will vielmehr in eine Reibe mit ihnen treten, nachdem durch das Eingehen der „Forschungen zur deutschen Geschichte" eine empsindliche Lücke entstanden war. Nicht als ob sie genau den Spuren ihrer Vorgängerin folgte. Die Bedürfnisse auf diesem Gebiet haben sich seitdem so sehr verschoben, daß sie nur durch ein ganz verändertes Programm die Berechtigung ihrer Existenz erweisen kann. Sie stellt sich, kurz gesagt, in den Dienst der allgemeinen Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Wenn sie die alte Geschichte von ihrem Programm ausschließt, so tliut sie es nicht etwa, weil sie den Zusammenhang der Zeiten leugnet, sondern in der Erwägung, daß die Kenntniß der alten Geschichte vorzugsweise auf dem Wege der Philologie und Archäologie gewonnen wird und daß die Zeitschriften dieser Discivlinen auch den Abhandlungen über alte Geschickte offen stehen. Auch die Kirchen- und die Rechtsgeschichte, die Literaturund die Kunstgeschichte, die sich als selbständige Wissenschaften abgezweigt haben, verweist sie aus ihre Fachorgane. Denn der politischen Geschichte soll die neue Zeitschrift als Organ dienen; dieser aber im weitesten Sinne des Wortes. „Die politischen Ideen, die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände und wirthschaftlichen Verhältnisse, soweit sie das politische Leben beeinflussen, die Znsammenhänge des Staatslebens mit Recht und Religion, Kunst und Bildung, sie fallen alle in ihren Bereich .. . Wie nirgends mehr als im Staatslebcn die verschiedenen Interessenkreise sich berühren und durchdringen, so kommt auch das Ganze der geschichtlichen EntWickelung, wenn auch uur in seinen Beziehungen zum Staate und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, in der politischen Geschichte mehr als irgendwo anders zur Geltung." Der Weite dieses Programms entspricht es auch, wenn die Zeitschrift die Aufmerksamkeit der Jachmänner hinlenkt auf die lange vernachlässigten Fragen, welche die Methode und Aufgabe der historischen Wissenschaft, die Entwicklung der Geschichtsschreibung und Anderes mehr betreffen. Um einen Ueberblick zu ermöglichen über die unendlich große historische Literatur, giebt sie eine vollständige Bibliographie znr deutschen Geschichte und orientirende Referate über die wichtigeren Erscheinungen für die cmkerdeutschen Länder.

Frei von der Rücksicht auf irgend eine volkische oder religiöse Partei will die Zeit'schritt Alles von sich fern halten, wo die Forschung durch die Bestrebungen des Tages getrübt erscheint. Und wie in politischer und religiöser, so will sie auch in wissenschaftlicher Beziehung von dem Zwange einer Schule frei bleiben. Die drei vor uns liegenden Hefte haben gehalten, was das Programm versprochen hat.

Aus der Reihe der Aufsätze seien nnr einige erwähnt: Hartwig schreibt über Florentiner Geschichte; Brosch über Maria Stuart; Haupt über Waldenser und Inquisition; Baumgarten über Carl V.; Monod über die geschichtlichen Studien in Frankreich; Bernheim untersucht die Periodisirungen der Weltgeschichte, und Buchholz den Ursprung und das Wesen der modernen Geschichtsauffassung. I,.?r.

Archäologische und kunstgeschichtliche Literatur.

Aegyptische Kunstgeschichte von G. sZyptienns, durch Uebersetzung auch weite

Maspero. Deutsche Ausgabe von ^ ren Kreisen des deutschen Publicums zu

G. Steindorff. Mit 316 Abbildungen ! gänglich zn machen. Auch für die Geschichte

im Text. Leipzig, W. Engelmann. Aegyptens haben die letzten Iahre wichtiges

Es war eine nicht minder verdienst- Material zu Tage gefördert. Wir haben

liche, als dankbare Arbeit, ein so dcdenten- ^ nicht nur die Namen vieler Personen neu

des Werk wie Mnsperos IVsroKsuIoFis ! keimeu gelernt, sondern sind sogar in de»

Besitz ihrer Körper gelangt: wir haben weitere Einblicke gethan in die Geschicke des alten Aegyptens, in das Leben und Treiben seiner Bewohner und immer mehr die Einsicht gewonnen, daß die Kultur jenes Landes in jeder Beziehung hock, entwickelt gewesen ist. Dies gilt nicht zum Wenigsten von der ägyptischen Kunst, welche allein uns hier beschäftigt. Tie Statuen der beiden Schreiber, wie sie ans S, 205 und 209 abgebildet sind, der sogenannte Dorfschulze auf S. 207 und viele andere sind wahre Meisterwerke der Skulptur. Gerade in unserer Zeit, wo die realistische Züchtung in der Kunst das Ucbergewicht errungen hat, dürfte die durch nnd durch naturwahre und lebensvolle Auffassung der ägyptischen Bildwerke, mit der sich Vollkommenheit in der Ausführung verbindet, gegenüber den griechischen Jdealstatuen noch mehr zur Geltung kommen. Und welch anmuthige, sorgfältig gearbeitete Gegenstände des ägyptischen Kunsthandwerkes wciß Mnspero uns vorzuführen! Tie verschiedensten Gefäße nnd Geräthe aus Thon, «las, Holz und Metall machen dem Geschmack der alten Aegypter alle Ehre.

In fünf Kapiteln behandelt Maspero die private, religiöse und Festungsbaukunst, die Gräber, Malerei und Skulptur und das Kunstgewerbe, indem er mit Wärme die Vorzüge der ägyptischen Kunst schildert, andererseits aber auch auf die Schwächen derselben hinweist. Die knappe, aber stets klare nnd fesselnde Darstellung des Originals hat Steindorff in der ttcbersetzmig im Allgemeinen zu wahren gewußt; mir hin und wieder hat die Klarheit etwas eingebüßt. Inhaltlich schließt sich der llcbersetzer streng an den Text der französischen Ausgabe aii. bis auf einige Werke aus dem Berliner Museum, die er, mit Erläuterungen versehen, als Beispiele für Skulptur und Kunstgewerbe neu eingesetzt hat. Mehrere derselben hätten entbelnt werden können, da es in des Verfassers Absicht lag, nur die hauptsächlichsm, ägyptischen Arbeiten zu erwähnen. Biswcilen unterbrechen auch die Einfügungen störend den ursprünglichen Zusammenhang, nnd wir würden es für angemessener sinden, wenn Steindorff dieselben zum Schluß als Anhang beigegeben hätte, wie er es mit! den berichtigenden Bemerkungen gegen Maspero gethan hat. — Die Ausstattung des Buches ist elegant: die zahlreichen Bilder sind scharf und sauber ausgeführt. ^

sl,. l

TchlicmannS Ausgrabungen i» Zroja, TirhuS, Mhlenö, Lrchos menos, Jthata im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von 1'i. Carl Schuchhardt. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 2W Abbildungen. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Schliemanns Äerke über seine Ausgrabungen kosten über 2O0 Mark. Ihr Studium ist ein mühsames und beschwerliches selbst für den Gelehrten, Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß Schliemanns Verleger selbst eine bandliche Bearbeitung für weitere Kreise durch einen berusenen Fachmann veranlaßt hat. Schuchhardt hat die in Bettacht kommenden Stätten besucht, hat mit Schliemann in persönlichem Verkehr gestanden und beberrscht das ganze betreffende Wissensgebiet mit souveräner Sicherheit. Auf 364 Seiten behandelt er klar und verständlich die Ergebnisse der mehrfachen Ausgrabungen Schliemanns an den erinnerungsreichen, sagennmsponnenen, von Homers Poesie verklärten Trümmerstätten, um dann in einem lehrreichen, sehr besonnen und verständig geschriebenen Schlußkapitel die griechische Heldenzeit historisch zu betrachten, wobei er zu dem freilich von den namhaftesten Historikern immer noch bezweifelten, aber auf Grund der Fundthatsachen inmmstößlichen Ergelmiß kommt, daß eine vorgriechische mykenische Cnltur an der Ostküste von Griechenland über die Inseln hin und an der Westküste Klcinasiens (besonders in Troja) geherrscht hat, cineCultur mit stark asiatischem Charakter, die aberzugleich genug schwerwiegende llcbereinstimmungen mit Homer zeigt, um sicher zu stellen, daß mit den homerischen Achäern die Vertreter dieser mykenischen Cultur gemeint sind, ein Mischvolk aus Minyern, Ioniern und Karern Tie gleichmäßige Verbreitung der Cultnr erkläre sich aus der zeitweiligen Znsammenschweißung der verschiedenen Stämme zu einem Reiche, welches nach Niederwerfung der Widerstrebenden, besonders Trojas. zum ersten Mal einen friedlichen Handelsverkehr im ögäischeu Meer begründet habe. Diese Cnltur habe etwa bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Chr. geblüht und sei durch die dorische Einwanderung vernichtet worden. Eine Biographie von Schliemaun mit den gelungenen Porträts Schlicmanns und seiner Gemahlin ist dem Buche vorausgeschickt. Dasselbe ist allen, die sich für den wunderbaren Mann

und sein Lebenswerk interessiren, auf's Wärmste zu empfehlen. ?. V.

Studien zur Aphrodite von MeloS.

Von E. H äberlin. Zur Orientirung auch für weitere Kreise. Köttingen, D i eterichsche Verlagshandlung.

Eine Vermehrung der Literatur über diese räthsclvolle Statue kann nur dann willkommen geheißen werden, wenn die Frage der Ergänzung ihrer Lösung wirklich näher geführt wird. Daß dies dem Verfasser bis zu einem gewissen Grade gelungen, ist nicht zu bestreiten. Nachdem er im ersten Theil die bisherigen Ergänzungsversnche kritisch beleuchtet und dann die actenmäßigen Fundberichte, sowie die Ergebnisse der neueren Untersuchungen über den Zustand, die richtige Stellung der Statue und über die Zugehörigkeit eines leider verloren gegangenen Stückes der Basis, das die Künstlerinschrift trug, mit, gctheilt hat, woraus sich ergab, daß dieses Basisstück schon bei Verfertigung der Statue angestückt worden sein muß. stellt er den Grundsatz auf, daß nach diesem Ergebniß die Statue nicht mit einer zweiten Figur, etwa Ares, zu einer Gruvve vereinigt gewesen sein könne. Er tritt vielmehr für die Zugehörigkeit des mitgefundenen Fragments einer Hand ein, die einen Avfel hält, und deutet die Statue mit Beiziehung zweier Münzen der Stadt Magnesia, die laut Inschrift die Avhrodite „Melia" mit Apfel und Scepter zeigen, als Localgotthcit der Melier, deren Wappenfrucht der Apfel war. Die Rechte soll ein Scepter gehalten haben, was bei der Richtung des rechten Armstumpfs ohne unschöne Durchschneidung der schönen Körperformen kaum denkbar ist. Ein FeKler des eigenen ErgänzungsVersuches des Verfassers ist, daß er die Zugehörigkeit des Basisfragments zugiebt und doch das in demselben vorhandene Einsatzloch gar nicht berücksichtigt. In demselben mnß doch irgend etwas befestigt gewesen sein, entwedereinedermitgefnndenen Säulen mit Hermes- bez. Bakclwskopf, oder ein Eros, der die Hände zur Göttin emporhält, wie auf den erwähnten Münzen. Legteres dürfte um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, als nach der Angabe eines Funkberichts auch ein Torso eines Kindes aufgefunden sein soll (S, 24). Eine endgültige Lösung ist also auch in vorliegender Schrift nicht erzielt, dagegen ist es ihr Verdienst, die Statue als Darstellung der Landesgöttin der „Apfelinsel" Melos erwiesen und somit richtig gedeutet

zu haben. Die Beigabe einer Abbildung der hierfür wichtigen Münzen wäre sehr erwünscht gewesen. Auch wer mit der umfassenden Literatur über die Statue nicht näher bekannt ist, wird sich aus dem gewandt geschriebeneu Schriftchen leicht darüber orientiren. ?. ^.

Die Aquarell-Malerei. Bemerkungen über die Technik derselben in ikrer Anwendung aus die Landschasts-Malerei. Mit einer Abhandlung über Ton und Farbe in ihrer theoretischen Bedeutung und in ihrer Anwendung auf Malerei. Von Max Schmidt. Sechste vermehrte Auslage. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Einen ausübenden Künstler von der Bedeutung des Königsberger Landschafters Max Schmidt über die Technik seiner Kunst reden zu hören, hat stets seineu besonderen Reiz, und der Umstand, dak das vorliegende Büchlein bereits in sechster Auflage erscheint, beweist das Interesse, mit welchem es aufgenommen worden ist. Ueber seinen Inhalt giebt der Titel erschöpfende Auskunft: es will in der schwierigen, aber so äußerst dankbaren Technik der Landschaftsmalerei mit Wassersarben ein von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehender Führer sein, dessen RathschlLge aber stets das praktische Interesse des ausübenden Künstlers im Auge haben. Die angehängte Abhandlung beweist, daß der Verfasser sich auch über die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Knust klare Rechenschaft gegeben hat.

A. S.

Carl Screta. (1610—1674). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVll. Jahrhundertsvonl)r, Gustav E.Pazaurek Prag, F. Ehrlichs Buä> und Knusthandlung.

Eine sehr fleißige und sorgfältige Arbeit, in welcher die Lebensumstände des Prager Malers Carl Sereta, des einzigen böhmischen Künstlers im 17. Jahrhundert, der auf einige Bedeutung Anspruch hat, zum ersten Mal genau festgestellt und documentarisch belegt werden. Wenn der künstlerische Werth der Leistungen Seretas auch nicht im Geringsten den übertriebenen Lobeserhebungen entspricht, mit welchen der Nationalstolz der Böhmen ihn stets belegt hat, so hebt ihn die gute Schulung, welche er durch das Studium der italienischen Eklektiker und der gleichzeitigen großen Niederländer erfahren hatte, doch so weit über das geringe Durchschnittsmaß der malerischen Fähigkeiten seiner Zeit- und Landesgenossen, daß er diese eingebende Behandlung wohl verdient. Der Verfasser hat sie mit solcher Unparteilichkeit und kritischer Schärfe durchgeführt, daß wir den von ihm verheißenen weiteren Beiträgen zur böhmischen Kunstgeschichte mit besten Erwartungen entgegensehen können.

öl. «.

Petervo« Cornelius und derEampo santo in Berlin. Von H.Pfund

heller, Prediger an St. Jacobi zu Berlin, Weidmanns che Buchhandlung. Die kleine Schrift giebt eine kurze Darstellung der Thätigkeit Cornelius' in Berlin und erläutert seine Cartons zu den Fresken im Camposanto. Zum Schlüsse plaidirt der Verfasser mit Wärme dafür, daß bei der augenscheinlich bald bevorstehenden Lösung der Dombaufrage auch für die — wenigstens theilweise — Ausführung dieser großartigeu Entwürfe endlich Sorge getragen werde.)l. L.

Bibliographische Notizen,

Kauft, der Tragödie dritter Theil.

Treu im Geiste des zweiten Thcilcs des Goethe'schen Faust gedichtet von Deut ovoldSymbolizettiAllegoriowitsch Mystifizinsku. Vierte Auflage. Tübingen, H. Laupp. Dieses an Geist und launiger Satire, aber auch an Anmnth und poetischer Kraft reiche Werlchen hat schon eine längere Geschichte. Der berühmte Aesthetiler Fr. Vischer — denn er ist es, der sich unter den burlesken Pseudonymen birgt — ließ es schon 1862 zum ersten Male erscheinen und gab dann lM! als eine feiner letzten Arbeiten die zweite, bedeutend umgearbeitete und vermehrte Auflage heraus, welcher bei dem regen Interesse, welches in unseren Tagen der Goethe- und namentlich der Faustliteratur entgegen gebracht wird, sehr schnell bereits zwei neue unveränderte Abdrücke gefolgt sind.

Die erste Fassung des Werkchens war ausschließlich parodistisch und satirisch, in mancher Beziehung vergleichbar dem „Trojanischen Krieg" von E. Dohm und anderen burlesken Werken der ersten sechsziger Iahre. In übermüthiger Laune richtete Vischer die Pfeile seiner Satire theils gegen manche ihm wenig zusagende Partieen aus dem zweiten Theil der Goetheschen Faustdichtung selbst, theils gegen manche pedantischen Erklärer oder Zerklarer derselben. Beide Richtungen der Satire sind höchst ergötzlich verbunden in der Ersindung welche den Grundfaden der Handlung bildet, daß nämlich Faust, welchem ja am Schlusse des zweiten Theiles die „seligen Knaben" zusüigen: „Dieser hat gelernt, Er wird uns lehren," im Ienseits, um eine ihm noch nothwendige Läuterung zu bestehen, das „muntere Gewimmel" dieser seligen Knaben als Präceptor zu unterrichten hat: und zwar soll

er ihnen eben den zweiten Theil des Goethe'schen Faust selbst erklären. Die disciplinarischen Schwierigkeiten, auf welche er bei Erklärung dieses selbst ihm zu schwierigen Pensums bei der himmlischen Iugend stößt, sowie die weiteren, locker angefügten Theile der Handlung — an welcher außer dem mit Faust jetzt ehelich verbundenen Gretchen und dem Schwager Valentin unter anderen auch die geheimniszvollen„Mütter",die inprachtvollenTrimetern redende Helena mit Euphorion, sowie die pstroz der letzten Faustscene und natürlich Mephistopheles mitwirken — können nicht in Kürze analysirt werden. Nur das sei als für die Stimmung der ersten sechsziger Iahre charakteristisch hervorgehoben, daß der zweite Act schon in dieser ersten Ausgabe eine stark politische Spitze hatte, indem Napoleon lll. und die deutsche Kleinstaaterei in wahrhaft aristophanischer Weift angegriffen wurden.

Die W Iahre sväter erschienene zweite Ausgabe des Werkchcns zeigte, daß Vischer dieses Kind seiner Laune lieb genug behalten hatte, um es den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend noch einmal gänzlich umzuarbeiten. Viele Einzelheiten sind verändert; z. B. ist Gretchen — weil diese Gestalt dem Aesthetiler jetzt zur Travestie zu hoch zu stehen schien — durch ihre Freundin aus der Brunnensccne, das klai schsüchtige „ Lieschen ersetzt; Napoleon lll. erscheint als der überwundene Mann von Sedan, und scharfe Polemik gegen den Ultramontanismus ist eingelegt. Namentlich aber hat Vischer zwei Ausartungen der neueren und neuesten Fausterklärer versonisicirt dargestellt in der Gruppe der „Stoffhuber," welche auch den unbedeutendsten sachlichen Einzelheiten aus der Geschichte der Dichtung mit großer Wichtigthuerei nachspüren, und in der Gruppe der „Sinnhuber," welche

hinter ledem Worte des Faust eine besondere, tiefere Bedeutung wittern. Wie unerbittlich auch der Spott ist, mit dem der geistvolle Aesthetiker beide Extreme verfolgt, so zeigt er doch am Schlusse des neu hinzugefugten „Nachspieles," daß er weit entfernt davon ist, ernste und richtig geleitete Bestrebungen nach verständnißvoller WürdigungGoetbc's irgendwie herabsetzen zu wollen. Dieser Schluß des Nachspieles, welcher in einem Zwiegespräch des Parodisten Bischer mit dem Dichter Goethe selbst gipfelt, ist durchaus ernst gehalten und erhebt sich zu einer Apotheose der hohen und schöpferischen Elemente der gesammten Goethe'schen Dichtung, wie sie in so schönen Worten und in so formvollendeten Versen kaum jemals sonst ausgesprochen Worten ist. <lr.

P. «. Rosegger'S «nbgew. Werke.

Mit 600 Illustrationen von A, Greil und A. Schmidh'ammer. Bollständig in 75 Lieferungen. Wien, A. H a r t l e b e n. Viele werden es mit Freuden begrüßt haben, daß die illustrirte Prachtausgabe Roseggers noch vor dem Weihnachtsfeste mit dem vierten Bande ihren Abschluß erreicht hat. Dieser Band enthält drei Abtheilungen: l. Die Aelpler in ihren Waldund Dorfgestalten. II. Volksleben in Steiermark. III. Sonderlinge aus dem Bolke der Alpen, neue Folge. Die Illustrationen des Bandes entsprechen sowohl an Zahl als an Schönheit durchaus den früheren, von denen «Nord und Süd" im 137. Hefte einige charakteristische Proben gebracht hat.

Uebrigens hat die Verlagshandlung sich entschlossen, diesen programmmäßig in 75 Lieferungen (s 50 Pf.) abgeschlossenen vier Bänden noch eine gleich ausgestattete Ausgabe der neuesten Werke Roseggers in zwei weiteren Bänden folgcn zu lassen, welche die Verehrer des talentvollen Dichters jenen älteren gern als Ergänzung anreihen werden. 0.

Es war einmal.. . Moderne Märchen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz K Cie. In reizendem Gewande eine Anzahl anmuthiger Geschichten, die allerdings zum weitaus größten Theil die Bezeichnung Märchen nicht rechtfertigen. Die bald Ubermüthig neckischen, bald ticftraurigen Stoffe sind schlicht und selten neu; die Schreibart ist durchweg frisch flott und herzlich, j Ein stark melodramatischer Zug in den ,

meisten dieser Erzählungen erinnert an die Erfolge, die des Verfassers Bühnenwerke bei den „Münchnern" davongetragen haben; beim bloßen Lesen schwächt sich die Wirksamkeit desselben stark ab. S.

Im Verlage von S. Fischer in Berlin ist Ende Ianuar das erste Heft einer neuen Wochenschrift erschienen, welche sich Freie Bühne für moderne« Leben betitelt und von Otto Brahm herausgegeben wird. Die Namen der Zeitschrift und des Herausgebers zeigen sie als das Organ der Bestrebungen, welche auch durch die vom Verein „Freie Bühne" veranstalteten TKcateranführung zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Bestrebungen werden in einer das Heft eröffnenden programmatischen Einleitung noch einmal ihrem Wesen und ihren Zielen nach zusammengefaßt: „Im Mittelpunkt unserer Bestrebungen soll die Kunst stehen, die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Tasein... Ter Bannerspruch der neuen Kunst ... ist das eine Wort: Wahrheit, und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objective Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche ausder innersten Ueberzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat... Dem Werdenden gilt unser Streben ..." Das vorliegende Heft enthält den ersten „Vorgang" eiuer neuen Bühnendichtung von Gerhart Hauptmann, ferner Beiträge von Ludwig Fulda, Emil Schiff, Paul Schlenther, Hans Olden und einen zum ersten Mal in deutscher Svracke veröffentlichten Aufsatz vom Grafen Leo Tolstoi. Für die folgenden Hefte sind Arbeiten von Th. Fontane, I. Stettenheim, Arno Holz und Iohannes Schlaf, Baron A. von Roberts, Georg Brandes, Tostojewsly, Zola u. A. angekündigt. Regelmäßige Theaterberichte wird Otto Brahm erstatten. Paul Schlenther reserirt über die Aufführungen der „Freien Bühne".

Zur Erinnerung an die Lübecker Geibels

feier hat der Hosphotograph Hermann Schwegerle photographische Aufnahmen in Cabinct- und Visitenkartenformat vom Festplatz im Augenblick der Enthüllung des Denkmals und von dem dccorativen Schmuck des Gcburts- und des Sterbehauses des Dichters veranstaltet.